Allgemeine Elementarlehre

der

richterlichen Entscheidungskunde,

von

Dr. Amand Gottfried Adolph Müllner,

Königl. Sächs. Advok.

Besonders für Richter, Sachwalter und Studierende, welche einen plötzlichen Uebergang aus der alten Ordnung der Dinge in eine neue fürchten.

Es wär ein eitel und vergeblich Wagen,
Zu fallen in's bewegte Rad der Zeit:
Geflügelt fort entführen es die Stunden,
Das Neue kommt; das Alte ist verschwunden.

Schiller.

Leipzig, 1812
in der Weygand'schen Buchhandlung.

Universitäts
München
Bibliothek

Vorerinnerung.

Wenn unter den Millionen Kugeln, die in dem unendlichen Raume ſchwimmen, Eine von vernünftigen Weſen bewohnt wäre, unter welchen der ſchöne Traum des ewigen Friedens als Wirklichkeit herrſchte; wenn ein Bürger dieſes glücklichen Sterns in einen der Staaten unſeres Planeten herabſtiege, und den Tauſenden, die er da mit der Abfaſſung von Rechtsſprüchen beſchäftiget fände, die Frage vorlegte: „Was macht Ihr da?“ ſo würde er zwar auf der Stelle die einſtimmige Antwort er-

halten: „„Wir entscheiden das Recht;““ wenn er aber weiter fragte: „Was ist das?“ so würde er vielleicht lange auf eine befriedigende Antwort warten müssen. Ganz anders würde es seyn, wenn er fragte: „Wie geschieht das?“ Man würde ihm mit aller Redseligkeit der Routine die Handgriffe oder Kunstgriffe beschreiben, deren man sich bei dem Geschäfte der Rechtsentscheidung bedient, und nur mit der bösen Frage: „Warum geschieht das so?“ würde der Bürger des Friedensgestirns die Zungen der irdischen Rechtspractiker wieder zur Ruhe bringen können. So zeigt der Rechenmeister dem wißbegierigen Schüler das Wie? seines Geschäfts, dessen Regeln er in seinem Gedächtnisse aufbewahrt; aber über das Warum? muß er den Arithmethiker fragen, der allein die Antwort aus dem Verstande geben kann.

Woran liegt es nun, daß so manche von denen, welche hienieden das Recht entscheiden, dergleichen — Rechenmeister sind? Man wird die Frage

überlei finden, wenn man die erſte beſte der Anweiſungen zur Referir- und Decretirkunſt in die Hand nimmt, über welche, wie über eine Brücke, die Schüler der Rechtswiſſenſchaft in das Gebiet der Praxis eingeführt zu werden pflegen. Eine ſolche Anweiſung iſt keine Arithmetik, ſondern ein Rechenbuch, welches die Regeln, als die Mittel zum Zweck, angibt, ohne ſie aus dem Begriffe des Zwecks abzuleiten; welches Problem und Auflöſung gibt, aber von der letzteren den Beweis ihrer Richtigkeit ſchuldig bleibt, und woraus eine Fertigkeit, aber nimmermehr eine Wiſſenſchaft der Rechtsentſcheidung erlernt werden kann.

Niemand wird leugnen, daß die Zurückführung dieſes wichtigen Geſchäfts auf die höchſten Gründe ſeiner Betreibungsart der Würde des Menſchen entſpreche; aber es iſt vielleicht nicht ganz überlei, darauf aufmerkſam zu machen, daß auch ſein Bedürfniß ſie täglich lauter zu fordern anfängt.

Es war ehedem unter den anwendenden Rechtsgelehrten überhaupt nicht sehr Mode, um dasjenige sich zu bekümmern, was recht ist vor dem geschriebenen Gesetz und vor dem hergebrachten Gebrauch. Man glaubte, alles Recht erst mit dem Buchstaben zu empfangen, und nach den herkömmlichen Formeln entscheiden zu müssen. Unbekannt mit dem Wesen der Dinge schritt die Fertigkeit sclavisch in den Fesseln der Form einher. Man wagte nicht leicht, ein Jota daran zu ändern, aus Furcht, das unerkannte Wesen möchte dabei leiden, und so ging von dem Wesen verloren, was in die versteinerte Form nicht paßte.

Jetzt hat ein neues Recht und eine neue Verfassung in Deutschland Wurzel gefaßt, und das Einheimische paßt dem Fremden sich, oder sich das Fremde an. Jetzt ist es mehr als jemals nöthig, wie überall in der Rechtswissenschaft, so auch in ihrer Anwendungskunde, die willkührliche Form von dem nothwendigen Wesen der Dinge zu unterschei-

den, um beurtheilen zu können, was geändert werden darf, und was nicht? Wie die üblichen Rechenbücher, welche die Rechnungsarten mit benannten Zahlen lehren, mit der Einführung neuen Maaſes, neuen Gewichts und neuer Münzen unbrauchbar werden; ſo fallen unſere Referir- und Decretirkünſte, welche lehren, „wie ein Referent bei Abfaſſung des Urthels auf Beweis und Gegenbeweis, beim Erkenntniß über Pro- und Reproduction und bei Fertigung der Definitivae ſich zu verhalten,“ mit der Einführung eines neuen Proceßrechtes dahin; und während der Practiker auf neue Anweiſungen zu Erlangung der Urtheilsfertigkeit wartet, hat er Zeit, ein wenig darüber nachzudenken, ob es nicht beſſer ſey, ihrer entbehren zu lernen.

Die Fertigkeit, das Recht zu entſcheiden, iſt im höchſten Grade local geworden. Wer in Sachſen ſie durch Uebung erlangt hat, muß in Weſtphalen und Beyern die Uebung von vorn an-

fangen. Ja, dieſes Loos kann den Practiker auch treffen, ohne daß er ſeinen Ort verändert. Heute noch ein wohlgeübter Meiſter, iſt er vielleicht morgen ein ungeſchickter Schüler, wenn der Ort ſeinen Herrn oder ſein Herr die Gerichtsordnung ändert. Freilich iſt dieſe Gefahr nicht neu. Das Unglück konnte dem Practiker von bloßer Fertigkeit auch ehedem begegnen. Aber jetzt ſcheint es ihm, ſichtbar oder unſichtbar, überall nahe zu ſeyn, und die Erfahrung hat gelehrt, daß, wenn es kömmt, es nicht mehr, wie ehemals, langſam heranrückt, ſondern plötzlich hereinbricht über des Unbeſorgten Haupt. Jetzt ſcheint es daher Bedürfniß, ſtatt mit der Fertigkeit ſich zu begnügen, nach der Wiſſenſchaft zu trachten, um das, was man in einem gegebenen Raume und in einer gegebenen Zeit iſt, auch in einer andern Zeit und auf einem andern Raume ſeyn, oder doch in einer um ſo viel kürzeren Zeit werden zu können, als der Verſtand ſchneller faßt, wie das Gedächtniß behält. Es ſcheint Bedürf-

niß, die allgemeingültigen und unwandelbaren Elemente der richterlichen Entscheidungskunde, welche aus dem Begriffe des Rechts und des Rechtsstreites nach den ewigen Denkgesetzen folgen, in ihrer Quelle aufzusuchen, um aus der Lage des Rechenmeisters, den sein Exempelbuch verläßt, in die des Arithmetikers überzugehen, der mit seinen Grundsätzen und Lehrsätzen in der ganzen Welt fortkommt; den keine neue Aufgabe erschreckt; der, mit dem Wesen der Zahlen bekannt, die Form ihrer Combination zu erfinden versteht, und jeden ersten Versuch seiner Methode mit mathematischer Gewißheit des Erfolgs unternimmt.

Gegenwärtige Schrift ist ein Versuch, den Weg zu diesem Ziele kenntlich zu machen. Ich bin ausgegangen von dem Begriffe der äußeren Freiheit des Menschen, worauf der Begriff des Rechts ruht, und habe im ersten Buche versucht, das Elementarwesen der richterlichen Ent-

ſcheidung dadurch zu erklären, daß ich es aus der Quelle des Rechtsbegriffs als eine Verſtandesnothwendigkeit abgeleitet habe. Aus derſelben Quelle habe ich im zweiten Buche den Begriff des bürgerlichen Rechtsſtreites und ſeiner möglichen Entſcheidungen deutlich zu machen getrachtet, und bei mir ſelbſt die Anwendung der allgemeinen Anſichten auf den Strafrechtsſtreit einem dritten Buche vorbehalten, noch zur Zeit unbekümmert darum, ob es von mir oder von einem Andern geſchrieben werde.

Die Schwierigkeiten, womit ich zu kämpfen hatte, fordern die Kritik zu einiger Nachſicht auf.

Zwiſchen dem philoſophiſchen Rechte, auf deſſen mannigfaltig angebauten Feldern ich die Elemente der richterlichen Entſcheidungskunde aufſuchen mußte, und der Praxis, für die ich ſie ſuchte, iſt eine große Kluft befeſtiget. Die Methode, ja ſelbſt die Sprache, welche auf dem philo-

sophischen Ufer dieser Kluft herrscht, wird auf dem practischen wenig geliebt und wenig verstanden. Um hier nur angehört zu werden, mußte ich mich ihrer enthalten. Wo man dort scharf definirt, mußte ich hier deutlich zu beschreiben suchen. Man wird also verzeihen müssen, daß ich in der ernsten Wissenschaft hin und wieder nach der spielenden Sprache der Bilder und Gleichnisse gegriffen habe.

Die Felder des philosophischen Ufers erzeugen mit unter Gewächse, die entweder zu zart oder zu unreif sind, um den Bewohnern des practischen genießbar gemacht zu werden. Daher wird man mir oft (z. B. XVI. s. d. Anh.) nachsehen müssen, daß ich das Haltbare dem Feinen, das Brauchbarste dem Neuesten vorgezogen habe.

Das ganze Buch enthält fast gar keine Allegate. Keiner der Schriftsteller, denen ich den Inhalt dieser Blätter zu verdanken haben dürfte, ist dankbar angeführt. Das kann befremden. Aber

mein Zweck forderte das Allegiren nicht: denn der Verſtand, für den ich ſchreiben wollte, nimmt oder verwirft ohne alles Anſehen des Gebers; und als bloße Dankbarkeitsbezeugung wäre es wohl kaum der Mühe werth geweſen, die es mich gekoſtet haben würde, von alle den Gedanken fremder Erfindung, die ich lange vor dem Anfange des Buchs verarbeitend zu meinem Eigenthume gemacht hatte, meine Währmänner wieder auszumitteln.

Die Schrift hat Stellen, welche mancher Leſer ſchon anderswo geleſen zu haben ſich erinnern wird. Ich muß bitten, mir aufs Wort zu glauben, daß ſie nicht geſtohlen, ſondern nur doppelt benutzt worden ſind. Während der Arbeit an dieſen Blättern habe ich verſchiedene Recenſionen geliefert, und manchen andern kleinen Aufſatz ohne meinen Namen abdrucken laſſen. Daher iſt es gekommen, daß ich einen und den andern Gedanken, den ich hier eben niedergeſchrieben hatte, auch dort wörtlich gebrauchte, oder umgekehrt.

Ich habe das Buch auf dem Titelblatte nicht nur Richtern und Studierenden, sondern auch den Sachwaltern empfohlen. Muß ich zu Rechtfertigung dieser Empfehlung wohl noch besonders darauf aufmerksam machen, daß Krieg der Weg zum Frieden, Rechtsstreit der Weg zur Entscheidung, und mithin, da der Zweck die Wahl und Anwendung der Mittel bestimmt, die richterliche Entscheidungskunde die Basis der Streitkunde, (Postulir- Plaidirkunde) ist?

Die erste kleine Schrift meines Faches, die ich vor sieben Jahren unter dem angenommenen Namen Modestin herausgab, und als deren Verfasser mein berühmter Freund, der Hr. Hofrath Zachariä, in den Annalen der Gesetzgebung und der Rechtswissenschaft in den Ländern des Churf. v. Sachsen. B. 1. S. 455. mich wider meine damaligen Wünsche nannte, ist, so wie meine Aufsätze in der eben angezognen Zeitschrift, von der Kritik vielleicht mit mehr Be-

fall aufgenommen worden, als dieſe Kleinigkeiten verdienten. Aber über den Ton, in welchem Moſtin ſchrieb, ließ die Litteraturzeitung von Halle ihre Unzufriedenheit blicken, und Männer, die ich als erfahrne Freunde verehrte, ſagten mir die Warnung des Okeanos im Prometheus des Aeſchylus ins Ohr:

„Laß ab zu ſchleudern ſo geſch' fte Worte.“

Ich habe mich hier bemüht, dieſem Tadel auszuweichen. Nur wird man erwägen, daß ich nicht jeden empfindlichen Fleck einer geiſtloſen Praxis ſchonen konnte, ohne der Wahrheit von ihrem Lichte zu rauben.

Weißenfels im December 1811.

Der Verfaſſer.

Uebersicht.

Erstes Buch. Von der Entscheidung des Rechts überhaupt.

I. Freiheit. S. 3 bis 8.

Innere, §. 1. äußere Freiheit. §. 2. 3. Persönlichkeit. §. 4. 5. Sittengesetz. §. 5.

II. Zwang. S. 9 bis 14.

Handlung, That, Unterlassung. §. 6. Widerstand, Zwang, §. 7. physischer, psychologischer, ebend. und §. 8 psychologisch moralischer, psychologisch-sinnlicher. §. 9. Doppelartige Anwendung des physischen. § 10. Zwang und Zurechnung. §. 9. 10. vergl. § 19.

III. Recht. S. 13 bis 19.

Zwangsrecht. §. 11. Wechselwirkung. §. 12. Rechtsgesetz. §. 13. 14.

IV. Pflicht. S. 20 bis 23.

Rechts- und Tugendpflicht. §. 15. 16. Rechtlichkeit. §. 18. Allgemeiner Rechtlichkeitszustand (Rechtsfriede). §. 19.

V. Nothrecht. S. 24 bis 25.

VI. Gemeinheit. S. 26. bis 30.

Gesellschaft, Collectivperson. §. 22 — 26.

VII. Staat. S. 31 bis 35.

Seine Nothwendigkeit. §. 27. Weltstaat, Völkerstaat. §. 28.

VIII. Absolutes und hypothetisches Recht. S. 36 bis 38.

Reines und angewandtes Recht. §. 31. a. E.

IX. Staatsgewalt. S. 39 bis 41.

Entscheidende, vollstreckende. §. 34. 35.

X. Gesetzgebende und richterliche Gewalt. S. 42 bis 43.

XI. Gesetz. S. 44 bis 56.

Positive, §. 38. gerechte, ungerechte Gesetze. §. 39. Bekanntmachung. §. 40. 41. Rückwirkung. §. 42. Stillschweigende Gesetze, Herkommen, Gerichtsbrauch, philosophisches Recht. §. 44 — 46. Geltendes Recht. §. 47.

XII. Urtheil. S. 57. bis 63.

Entſcheidungsgründe, Rechtsſpruch, gerechter, ungerechter. §. 48. (vergl. 68. 147.) 49. Rechtliche Gewißheit. §. 50 — 55.

XIII. Billigkeit. S. 64 bis 66.

Des Staatsbürgers, §. 56. Geſetzgebers, Richters. §. 57. 58. Gefühl. § 59.

XIV. Rechtskraft. S. 67 bis 74.

Rechtsmittel; reviſoriſche, devolutive; aufſchiebende, herſtellende. §. 61 — 65. Abſolute und relative Rechtskraft. §. 66. Entſcheidungsgründe. §. 68. 147. Eröffnung. § 69.

XV. Nichtigkeit. S. 75 bis 79.

Abſolute, relative; § 71. poſitive, natürliche § 72.

XVI. Vollſtreckung der Geſetze. S. 80 bis 89.

Erſatz. §. 75. Strafe. § 76. Bürgerliche und Strafgeſetzgebung. § 77. Bürgerlicher und Strafrechtsſpruch. § 79. Conventionalſtrafen, Strafen an Erſatzes ſtatt. § 80. Anhang zu XVI. über das Princip des Strafrechts. S. 90 bis 97.

XVII. Vollſtreckung der Rechtsſprüche. S. 98 bis 102.

Selbſthülfe, Privatgewalt, Proceß. §. 82. 83. Hülfe. §. 84. Zwangsmittel. §. 85. 86.

XVIII. Gerechtigkeitspflege. S. 103 bis 105.

Begriff derselben. §. 87. Verfassung. §. 88. Vermischung und Trennung der Staatsgewalten. §. 89.

Zweites Buch. Von der Entscheidung des Rechts im bürgerlichen Rechtsstreite.

XIX. Bürgerlicher Rechtsstreit. S. 109 bis 119.

Klage, § 90. Widerlegung, Rechtsstreit, §. 91. Gegenstand, des Zwangsrechtes, des Rechtsstreites. §. 92. 133. Anfechtung der Klage, Einrede der Unschlüssigkeit, des ermangelnden Klaggrundes, des erm. Rechtsgrundes §. 93. 94. Zerstörliche Ausflucht. §. 95. 96. Zerstörliche Replik, Duplik u. s. f. §. 97. Streitgenossen, ebend. a. E.

XX. Gerichtsstand. S. 120 bis 127.

Competenz des Staats. §. 98. 99. 100. Fiscus §. 101. Competenz der Gerichtshöfe. §. 102. 103.

XXI. Gerichtsordnung. S. 128 bis 135.

Proceßrecht, Proceßordnung, Gerichtsordnung, §. 104. 105. Proceßformen. §. 106. Proceßualische Strafen, Contumacialstrafen. §. 107. Proceßrechtssprüche. §. 108. Richterliches Ermessen. §. 109.

XXII. Abweisung des Rechtsstreits. S. 136 bis 139.

Incompetenz. §. 110. Exc. fori declinatoriae, le de

clinatoire. §. 111. Ist die Abweisung des Rechtsstreits ein Rechtsspruch? §. 112.

XXIII. Verwerfung der Klagform. S 140 bis 142.

XXIV. Verzögerlicher Proceßrechtsspruch. S. 143 bis 147.

Verzögerliche Anesuchte. §. 115. 116. Actio non-dum nata. §. 117. Bedenkliche. §. 118.

XXV. Verwerfung der Klage. §. 148 bis 158.

Vor, nach der Verhandlung der Klage. §. 122. 123. Gültigkeit fremder Gesetze. §. 124. 125.

XXVI. Zulassung der Klage. S. 159 bis 169.

Ist sie ein wahrer Rechtsspruch? §. 126. — 128. u. 153. Kann das positive Gesetz sie dazu machen? §. 128. 129.

XXVII. Lossprechung. S. 170 bis 190.

Lossprechungsgründe §. 132. Verschiedenheit ihrer Wirkung. §. 133. Wachsen des ursprünglichen Streitgegenstandes. §. 133. u. 92. Lossprechungsformeln. §. 134. 135. Nachtheilsfolgen der Formeln. §. 136—141. Aussicht abgeurtheilter Sache. §. 135. u. 141.

XXVIII. Verurtheilung. S. 191 bis 193.

Ob sie den Kläger treffen kann? §. 142 — 146. Formel. §. 147.

XXIX. Rechtsspruch über zerstörliche Ausführungen. S. 196 bis 206.

Abweisung. §. 150. Verwerfung der Form. §. 151. Verwerfung der Einrede selbst. §. 152. Zulassung. §. 153. Lossprechung, Verurtheilung. §. 154. Ausdehnung dieser Begriffe auf alle Zwangsrechtsanführungen. Ausdruck der Urtheile darüber, und ihre Verschiedenheit von bloßen Entscheidungsgründen. §. 155.

XXX. Spruch über die Rechtfertigung zur Sache. S. 207 bis 233.

Entstehung eines Zwangsrechts und einer Zwangspflicht, §. 156. Uebergang. §. 157. Nach oder vor vollendeter Entstehung. §. 158. Nach oder vor dem Anfange des Rechtsstreits. Unterscheidung des Uebergangs von der Entstehung. §. 159. Rechtf. z. Sache, active, passive. §. 160. — 162. Absonderung des Streits über den Syllogismus des Uebergangs von dem über den Syllogismus der Entstehung. §. 163. — 166. Ist der Spruch ü. d. Rechtf. z. Sache ein Rechtsspruch? §. 167 — 171.

XXXI. Spruch über die Rechtfertigung zum Streit. S. 234 bis 245.

Rechtf. z. Streit, des Principals, des Machthabers. §. 172 — 176. 180. 181. Vollmachtsurkunde. §. 177 — 179.

XXXII. Erörterungsspruch. S. 246 bis 264.

Beweis, Desertion, Erörterung. §. 182. 183. We-

gebrauch, eigenthümlicher, ſogenannter. §. 184 — 186. Spruch auf Erörterung, über Erörterung und über Erörterungsmittel. §. 187. Wirkung. §. 188 — 191. Bedingte Urtheile. §. 189. 193. Ausdruck des Erörterungsbefehls. §. 192.

XXVIII. Gemiſchter Rechtsſpruch. S. 265 bis 273.

Theilbarkeit eines Zwangsrechts, §. 193 in Hinſicht auf Object und modus. §. 194. durch Spezialiſirung des Rechtsgrundes, §. 195. des Thatbeſtandes. §. 196. Cumulirte Rechtsſprüche. §. 197. Fehler der Praxis. §. 198.

XXXIV. Proviſoriſcher Rechtsſpruch. S. 274 bis 283.

Proviſoriſcher Zwang zu Sicherſtellung wegen des Objects. §. 199. Schaden, dommages-interêts, §. 200. 201. Unerſetzliche, unwiederverlangbare, unerweisliche. §. 202. Proviſoriſcher Zwang zu Abwendung unerſetzlicher, unwiederverlangbarer und unerweislicher Schäden. §. 203. Unterſchied der proviſ. Rechtsſp und der Rechtsſp. über den Beſitz. §. 204. Proviſoriſch vollſtreckbare Rechtsſp. und Rechtsſp. auf proviſoriſche Vollſtreckung im franz. Proc. §. 206.

XXXV. Rechtsſpruch über Rechtsmittel. S. 283. bis 293.

Beſchwerde, Darlegung derſelben, poſitive, ne-

gative Beschwerde, Gegenstand, Gesuch. §. 207. Beschwerde, welche in den Voracten nicht enthalten ist. §. 208. 209. Unstatthafte, deserte Rechtsmittel, Unerheblichkeit der Beschwerden, Verwerfung, Annahme. § 210. Bestätigung, Abänderung, auf positive, auf negative Beschwerden. §. 211. Erläuterung, Verbesserung. §. 212. Gemischte Rechtsspr. ü. Rechtsm. §. 213. bedingte, ebend. Form. §. 214.

XXXVI. Abschied. S. 294 bis 298.

Erſtes Buch.

Von der Entſcheidung des Rechts überhaupt.

Der
allgemeinen Elementarlehre der richterlichen Entſcheidungskunde

Erſtes Buch,

von der Entſcheidung des Rechts überhaupt.

I.

Freiheit.

§. 1.

Das Vermögen des Menſchen, nach Belieben zu einem Thun oder Laſſen ſich zu entſchließen, heißt Willkühr; ein Ausdruck, der zwar in einem andern Sinne dem Rechte entgegen geſetzt wird, deſſen Abſtammung aber (Wahl des Willens) ihn hier vor Mißdeutung zur Gnüge ſichert. Dieſes Vermögen an ſich hat der Menſch mit dem Thiere gemein; allein bei dieſem kann nur der Antrieb der ſinnlichen Natur, bei jenem auch der Ausſpruch der Vernunft es in Thätigkeit ſetzen. Das Vermögen des Menſchen nun, zu einem Thun oder Laſſen bloß nach dem Ausſpruche der Vernunft, ganz unabhängig vom Triebe, (von Neigung, Begierde, Leiden-

schaft) ja sogar gegen denselben sich zu entschließen, ist die innere Freiheit desselben. Man wird auch diesen Ausdruck passend finden, wenn man ihn richtig bezieht. Er soll keineswegs sagen, daß der menschliche Wille je unbedingt frei seyn könne: ein Wille, den weder die Vernunft noch der Trieb, den gar nichts bestimmt, ist undenkbar. Die Rede ist von der Freiheit der Vernunft, von der Gewalt, die sie unabhängig von der Macht des Triebes über den Willen ausübt.

Man kann sich Vernunft und Trieb als zwei Kräfte vorstellen, welche in allen Fällen, wo sie nicht zufällig in Einem Bestreben zusammen treffen, wegen der Herrschaft über den Willen im Kriege liegen. Siegt der Trieb; so fällt der Mensch unter die blinde Gewalt der Natur, er wird zum Thiere. Siegt die Vernunft; so ist er frei.

§. 2. Diese innere Freiheit bezieht sich nach den eben gegebenen Erklärungen nur auf den Entschluß. Das Vermögen des Menschen, den gefaßten Entschluß in der Natur auszuführen, heißt dessen äußere Freiheit. Sie ist, mit andern Worten, die Herrschaft des menschlichen Willens über die Kräfte des menschlichen Körpers: denn nur durch diese Kräfte kann der Wille auf die Natur wirken, das heißt, in der Natur ausgeführt werden.

Man kann den Unterschied beider Arten von Freiheit durch Beispiele aus dem Gebiete der Dichtkunst

anſchaulich machen. Die in Stein verwandelte Tochter Tantals, angenommen, daß der menſchliche Geiſt noch in dem verſteinerten Körper wohnte, wär' ein Weſen ohne äußere Freiheit, in welchem doch die innere noch gedacht werden könnte. Der Ritter Hüon in Wielands Oberon befindet ſich träumend in dem Zuſtande des Mangels an äußerer Freiheit bey vollem Beſitze der inneren, als er ſeine Prinzeſſin aus den Fluten retten will, aber alle Glieder ihm den Dienſt verſagen. Umgekehrt hat Muſäus in dem Mährchen, Reinald das Wunderkind, in dem Perſon Bäc, der in den Tagen der Bezauberung dem Triebe nicht widerſtehen kann, ſeinen Schwager zu freſſen, ein Weſen vorgeſtellt, dem die innere Freiheit bei dem Beſitze der äußeren gebricht.

§. 3. Der Gebrauch der inneren Freiheit hat keinen anderen Gegner, als die Macht des Triebes. Hat die Vernunft den Trieb überwunden; ſo fühlt der Menſch mit Stolze die Freiheit, den Adel ſeiner Seele: ſind Vernunft und Trieb einig; ſo genießt er das Glück, welches wir Seelenfriede nennen. Der Gebrauch der äußeren Freiheit aber ſteht unter den Geſetzen der Natur; er endiget mit der Brauchbarkeit des Werkzeugs, wodurch, und mit der Bildſamkeit des Stoffs, worauf der Wille zu wirken trachtet. Wie bei dem Gebrauche der inneren Freiheit die Vernunft mit dem Triebe, ſo liegt bei dem Gebrauche der äußeren der Wille mit

dem Naturstoffe im Kriege. Der Wille setzt die ihm zu Gebote stehenden Kräfte in Thätigkeit, um sich den Stoff zu unterwerfen, soweit es die Ausführung des gefaßten Entschlusses erfordert. Ist das unmöglich; so unterbleibt die Ausführung selbst da, wo der Mensch nur zu einem Lassen, nicht zu einem Thun sich entschlossen hat. Man setze, ein Mensch beschlösse, absehend von der Unmöglichkeit des Gegentheils, den Vesuv nicht nach Frankreich zu versetzen. Dieser Beschluß ist eben so unausführbar, als sein Gegentheil, das heißt, er wird eben so wenig Wirkung haben: denn wenn der Vesuv in Neapel bleibt; so ist dies gewiß keine Wirkung jenes Beschlusses. Er wäre auch ohne ihn geblieben, wo er ist.

§. 4. Die Möglichkeit des Gebrauchs beider Arten von Freiheit ist dasjenige, was man die Persönlichkeit des Menschen nennt. Ohne diese doppelte Freiheit wär' er Sache, Theil der Sinnenwelt wie der Stein auf dem Felde, blind gehorchend der blinden Gewalt der Natur. Durch sie ist er Person; durch sie tritt er, selbstständig im Wollen und Vollbringen, der Sinnenwelt, wie der Bildhauer seinem Stoffe, gegenüber, und scheint nur darum noch durch seinen Körper mit ihr zusammen zu hängen, um an ihr seinen Willen zu vollziehen; um gegen sie den Kampf zu führen, zu welchem in Bezug auf die Kunst Schiller in der Strophe ermuntert:

Wenn, das Todte bildend zu beſeelen,
Mit dem Stoff ſich zu vermählen,
Thatenvoll der Genius entbrennt;
Da, da ſpanne ſich des Fleißes Nerve,
Und beharrlich ringend unterwerfe
Der Gedanke ſich das Element.

Mit der äußeren Freiheit allein wäre jeder menſchliche Entſchluß, nur durch den Trieb beſtimmbar, ein bloßes Erzeugniß der Naturgewalt, und deſſen Ausführung nichts, als eine Entwickelung der Natur aus ſich ſelbſt. Mit der inneren allein wäre der menſchliche Geiſt zwar unabhängig von der Sinnenwelt, aber auch gänzlich von ihr geſchieden, und unfähig, irgend einen Einfluß auf ſie zu äußern. Der Menſch als ſolcher, exiſtirte nicht in der Natur, weil die Vernunft, wodurch er Menſch iſt, mit der Natur in gar keiner Beziehung ſtünde. Der thieriſche Körper deſſelben wäre in der Sinnenwelt nur als Sache vorhanden.

§. 5. Man wird ohne Widerrede zugeben, daß es für Sachen kein Sittengeſetz geben kann, es mögen unbewegliche, bewegliche oder ſich bewegende ſeyn: denn ein Sittengeſetz iſt überhaupt eine von der Vernunft gegebene oder von ihr als verbindlich anerkannte Vorſchrift, wie ein Weſen wollen, und was es thun oder laſſen ſoll; und es kann alſo dergleichen für Weſen nicht gedacht werden, welche die Stimme der Vernunft ent-

weder gar nicht vernehmen, oder ihr nicht gehorchen können. Soll also der Mensch als ein moralisches, das heißt, ein Sittengesetz anerkennendes Wesen, in der Natur existiren; so muß er Persönlichkeit, das heißt, er muß den Gebrauch seiner äußeren und inneren Freiheit haben, weil er beym Mangel desselben in der Natur bloß als Sache vorhanden seyn würde. Mag nun dieses Sittengesetz dem Menschen von Gott oder von der Vernunft gegeben, und mag es ein kritisches oder ein eudämonistisches seyn; immer setzt es auf Seiten des Menschen das Befugniß voraus, seine Persönlichkeit, mithin auch den Gebrauch seiner äußeren Freiheit zu vertheidigen, sobald derselbe angegriffen wird.

II.

Zwang.

§. 6. Jeder Gebrauch, den der Mensch von seiner äußeren Freiheit macht, indem sein Wille auf die ihm dienenden physischen Kräfte wirkt, mit andern Worten, jede Ausführung seines Willens in der Natur, heißt eine Handlung desselben. Sie ist entweder That oder Unterlassung, jenachdem der Wille die ihm zu Gebote stehenden Kräfte in Thätigkeit setzt oder in Unthätigkeit erhält, um den Entschluß der Willkühr auszuführen, das heißt mit andern Worten, um Ursache derjenigen Veränderung, oder desjenigen Unverändertbleibens in der Natur zu werden, welche der Mensch beabsichtiget. Dieser Unterschied zwischen Handlung und That kömmt mit dem guten Sprachgebrauche völlig überein. Wir nennen es eine schlechte Handlung, einen Ertrinkenden vorsätzlich nicht zu retten, um ihn zu beerben; und eine böse That, unseren Erblasser zu ertränken, um früher zum Genusse zu gelangen. Uebrigens nennt man da, wo der Gebrauch der äußeren Freiheit den Thätigkeitsäußerungen des Geistes entgegengesetzt wird, das, was ich eben

Handlung nennt, auch äußere Handlung; ein Beiwort, welches hier größtentheils entbehrlich seyn wird.

§. 7. Jeder Widerstand, auf welchen eine Handlung stößt, heißt ein Hinderniß derselben: ist er aber zugleich Handlung eines andern Menschen; so nennt man ihn Zwang. Die Festigkeit einer Pforte, die ich sprengen will, ist ein Hinderniß meiner Handlung; die Handlung der Wache, die mich davon abhält, ist Zwang. Die Handlung eines Andern kann aber die meinige auf eine doppelte Art hindern. Entweder dadurch, daß sie der mir dienenden physischen Kraft physisch widersteht; oder dadurch, daß sie meine Willkühr zwingt, das Absiehen von der Handlung als das erträglichste von zwey Uebeln zu wählen. Im ersten Falle ist der Zwang physisch, im zweyten psychologisch. Auf jene Art zwingt man mich durch Zuhalten einer Thür, in der Stube zu bleiben; auf diese Weise nöthiget mich der Räuber mit vorgehaltenem Gewehre, ihm den Beutel zu geben. Man vergesse übrigens nicht, daß jene Beiwörter nur auf die Art deuten, wie der Zwang wirkt, nicht auf die Eigenschaft, die er selbst als Handlung hat.

§. 8. Nur der psychologische Zwang ist tauglich, den Menschen von einer Unterlassung gewaltsam abzuhalten, das heißt, zu einer That zu zwingen: denn der physische kann die Willkühr nicht erreichen, ohne

welche eine That nicht denkbar iſt. (§. 6.) Zwar kann ein Anderer phyſiſche Kräfte, die ſonſt unmittelbar meinem Willen dienen, wider denſelben zu Ausführung des ſeinigen gebrauchen, er kann z. B. mit meiner Hand gewaltſam ein Gemälde auswiſchen; aber die Veränderung, welche dadurch in der Sinnenwelt entſteht, iſt nicht meine That, ſondern die ſeinige, weil ſie nicht ein Ereigniß meines Willens, ſondern des ſeinigen iſt. Er hat mich nicht zu einer That gezwungen, ſondern zu einer Unterlaſſung, nämlich zur Unterlaſſung des Zurückziehens meiner Hand, welches meinem Willen gemäß geweſen wäre. Eben ſo zwingt ein Nadelſtich, der mich aufzuſtehen nöthiget, ſo feſt ich auch entſchloſſen war, ſitzen zu bleiben, mich nicht phyſiſch zu einer That, ſondern pſychologiſch. Er, an ſich, zwingt mich nicht zum Aufſtehen, ſondern der Trieb, welcher mit der ihm eignen Schnelligkeit den Willen beſtimmt, unter Aufſtehen und Schmerz das erſtere zu wählen, und die Wahl zu vollziehen, ehe ſie noch in das Bewußtſeyn und zur Prüfung der Vernunft gekommen iſt. Wenn man ihn phyſiſchen Zwang nennt; ſo ſieht man ihn blos als Handlung an, und drückt die Art ſeiner Wirkung nicht aus. (§. 7.)

§. 9. Dieſe Betrachtung führt auf eine Unterabtheilung des pſychologiſchen Zwanges. Die Willkühr nämlich, welche bei dieſer Art Zwang genöthiget wird,

das Abstehen von der beschlossenen Handlung als das erträglichste von zwey Uebeln zu wählen, (§. 7.) kann durch eine fremde Handlung bald vermittelst der Vernunft, bald vermittelst des Triebes, zu dieser Wahl genöthiget werden. Auf diese Weise zwingt die Peitsche den Negersclaven, von seinem Lager aufzustehen; auf jene Weise kann ein Feldherr gezwungen werden, sich zu ergeben, wenn der Feind ihm droht, im Weigerungsfalle den in seine Hände gefallenen Sohn des Fürsten umzubringen, dem er dient. Es kann Umstände geben, wo die Vernunft ohne alle Beimischung von Leidenschaft dem Feldherrn gebietet, seinem Herrn lieber einen Sohn, als ein Heer zu erhalten, und dann hat die Drohung ihn nicht mittelst des Triebes, sondern durch die Vernunft zur Ergebung gezwungen. In Bezug auf die Persönlichkeit ist jene Art von Zwang, in so vielen Fällen sie sich auch vielleicht entschuldigen läßt, weit härter, als diese. Durch beide wird zwar der Mensch an einem beabsichtigten Gebrauche seiner äußeren Freiheit gehindert; indem aber dieser psychologisch-moralische Zwang ihm noch die Möglichkeit läßt, innerlich frey den Willen des Zwingenden zu seinem eignen zu machen, und von dem, was er vorhin als Mensch beschlossen, auch als Mensch abzustehen; so nöthiget ihn im Gegentheil dieser psychologisch-sinnliche schlechthin, dem Thiere gleich nur dem Triebe zu gehorchen, wodurch in Hinsicht der zweiten, vom

Zwingenden beabsichtigten, Handlung die innere Freiheit ganz aufgehoben, und der Gezwungene seiner Würde als Mensch entsetzt wird. Dessen ungeachtet ist der psychologische Zwang nie so unbedingt, daß er schlechthin, ohne Hinsicht auf menschliche Schwäche, allen Gedanken an Zurechnung ausschlösse: denn die Fähigkeit der Vernunft an sich, auch bey der schrecklichsten und dringendsten Alternative den Trieb zu besiegen, ja selbst die Kraft des Willens, lieber den Körper unterjochen zu lassen, als fremder Bestimmung sich zu fügen, ist außer Zweifel.

§. 10. Der physische Zwang, vermöge dessen der Mensch nur zu Unterlassungen genöthiget werden kann, (§. 8.) kann einer Handlung entweder dadurch entgegen gesetzt werden, daß der Gezwungene des Gebrauchs der seinem Willen dienenden Kräfte entsetzt wird, durch welche er die beabsichtigte That vollbringen könnte; oder dadurch, daß der Zwingende den Erfolg der Bestrebungen des Gezwungenen verhindert. Auf jene Weise zwingt Fessel und Gefängniß; auf diese Art nöthiget das Verriegeln einer Thür denjenigen, der eindringen will, draußen zu bleiben. Der erstere hindert außer der Handlung, der er absichtlich entgegen gesetzt wird, auch alle andere, welche mit denselben Kräften ausgeführt werden könnten; er greift die äußere Freiheit an sich an. Der zweite ist in soferne gelinder, als er nur ihre **Wirkungen** in Bezug auf eine gegebene Hand-

lung hindert, ohne den Bestrebungen entgegen zu treten. Beide aber sind gelinder, als der psychologisch-sinnliche, (§. 9.) welcher die innere Freiheit gefährdet. Dagegen kann der physische Zwang so unbedingt gedacht werden, daß er alle Zurechnung gänzlich ausschließt, das heißt, daß die Unterlassung, die er bewirkt, gar nicht als eine Handlung des Gezwungenen (§. 6.) angesehen werden kann.

III.

Recht.

§. 11. Der Mensch darf nach dem Ausspruche der Vernunft den Gebrauch seiner äußeren Freiheit vertheidigen, sobald derselbe angegriffen wird, (§. 5.) das heißt, er darf den Hindernissen dieses Gebrauchs Widerstand leisten. Besteht nun das Hinderniß in der Handlung eines andern; so ist dieser Widerstand Zwang, (§. 7.) und die Erlaubniß, ihn zu leisten, welche die Vernunft gibt, wird ein Zwangsrecht, oder ein Recht schlechthin genannt.

§. 12. Gäbe die Vernunft Menschen, welche zusammen in dem Zustande der Wechselwirkung, das heißt, gegen einander in der Sinnenwelt in einem solchen Verhältnisse stehen, daß die Handlungen des einen denen des andern widerstehen können, das Zwangsrecht unbeschränkt; so autorisirte sie dadurch einen ewigen Krieg. Jeder Widerstand, womit der eine den Gebrauch seiner äußeren Freiheit gegen die Handlung des andern vertheidigte, wäre zugleich ein Widerstand, wogegen der andere den Gebrauch der seinigen vertheidigen dürfte. In diesem Zustande, wo das, was durch

Menschen in der Natur geschähe, lediglich von dem physischen Ausschlage dieser Kämpfe abhangen würde, wäre die Vernunft, als eine Gottheit, oder als das Mittel betrachtet, wodurch die Gottheit in den Menschen und durch sie auf die Natur wirkt, der Herrschaft entsetzt, welche sie mit Hülfe des menschlichen Willens und der ihm zu Gebote stehenden Kräfte über die Sinnenwelt ausübt. Sie gliche einem Feldherrn, der seinen Truppen erlaubte, um Brod und Obdach beständig Mann gegen Mann sich zu schlagen, und der eben dadurch aufhören würde, ihr Herr zu seyn. Der Mensch selbst existirte nicht mehr als Person in der Natur: denn er vollbrächte nirgends, was er *wollte*, sondern nur, was er in dem blinden Streite der Gewalt gegen Gewalt *könnte*. Nun kann aber eines Menschen Zwangsrecht an sich, wenn es nicht aufhören soll, seinem Zwecke zu entsprechen, das heißt, zur Vertheidigung der äußeren Freiheit dieses Menschen ausreichend zu seyn, nicht beschränkt werden, wenn nicht der Gebrauch der äußeren Freiheit, dergleichen es selbst ist, überhaupt beschränkt wird. Es wäre z. B. vernunftwidrig anzunehmen, jeder Mensch habe das Befugniß, seine äußere Freiheit *uneingeschränkt* zu gebrauchen, dürfe aber diesen Gebrauch gegen den andern nur durch *physischen* Zwang (welcher bloß Unterlassungen bewirkt §. 8. 10.) vertheidigen. Eben dadurch fiele ja der Gebrauch der äußeren Freiheit in allen Fällen, wo er auf der Nöthi-

gung

gung eines Andern zu einer That, z. B. zum Weggehen von einer Thür, beruhete, hinweg, und wäre folglich beschränkt.

§. 13. Aus alle dem folgt, daß nach der Vernunft aller Gebrauch der äußeren Freiheit, und mit ihm das davon abhangende Zwangsrecht jedes Menschen durch die Vorschrift beschränkt ist: Enthalte dich jedes Gebrauchs deiner äußeren Freiheit, das heißt, jeder Handlung, neben welcher der Gebrauch der äußeren Freiheit aller andern Menschen nicht würde bestehen können. Dieser Vernunftspruch, der Einem Menschen zum Gesetze gemacht, Unsinn enthielte, indem er den Gebrauch der äußeren Freiheit, den er regeln wollte, ganz aufheben würde, ist, allen zur Richtschnur ertheilt, die unerläßliche Bedingung des ewigen Friedens, der Aufhebung alles Streites menschlicher Handlungen, der Unabhängigkeit des Menschengeschlechts von blinder, physischer Gewalt. Man nennt ihn das Rechtsgesetz. Die Verträglichkeit einer menschlichen Handlung mit demselben heißt Recht, deren Unverträglichkeit mit ihm, Unrecht. Sobald zwischen den Handlungen mehrerer Personen ein empirisches Verhältniß von Nöthigung und Gegennöthigung eintritt, welches diesem Grundsatze widerspricht, so entsteht auf Seiten desjenigen, der dadurch im Gebrauche seiner äußeren Freiheit ungebührlich beschränkt wird, ein Zwangsrecht. (§. 11.) Diese Entstehung nennt man

auch Erlangung, und in soferne, als sie sich als Folge von Handlungen des Berechtigten ansehen läßt, Erwerbung eines Zwangsrechtes.

§. 14. Eine, in Hinsicht auf die ganze Menschenmenge auf der Erde, geringe Anzahl derselben, kennt die Formel dieses Vernunftgesetzes, gleichwie nur wenige die Formel des Satzes kennen, den man den Satz des Widerspruchs nennt. Allein wie dieser letztere alle Urtheile der Menschen über Wahrheit, so beherrscht jenes mit stiller, geisterähnlicher Gewalt ihre Urtheile über Recht und Unrecht, und wenn es gleich so wenig, als dieser Satz, vor Irrthum und Verblendung schützt; so ist doch seine Macht selbst im Irrthume und in der Leidenschaft noch erkennbar. Wenn ein Mensch über die Handlung eines andern, in Bezug auf ihre Rechtmäßigkeit, urtheilen will; so versetzt er sich gleichsam instinktmäßig mit Hülfe der Einbildungskraft in die Lage derjenigen, auf deren äußere Freiheit die Handlung wirkt, und in die Lage desjenigen, der sie vollbrachte. Er fragt seine Vernunft, ob sie in jener Lage ihm gebieten würde, die Handlung zu ertragen; und ob sie in dieser ihm erlaubt hätte, sie zu beschließen und zu vollbringen: ihr Ja oder Nein spricht er durch die Worte Recht oder Unrecht aus. Irrt er; so hat er entweder nur Eine jener Fragen gethan, hat die Handlung entweder blos auf des Handelnden, oder blos auf des Ertragenden Persönlichkeit bezogen, und daher eine Ant-

wort erhalten, die nicht die Verträglichkeit oder Unverträglichkeit der Handlung mit der Persönlichkeit aller Menschen, sondern nur mit der Persönlichkeit eines Theils der Interessenten bejaht: oder er hat statt der Stimme der Vernunft die des Triebes vernommen, vielleicht die Frage selbst nur an den Trieb gerichtet. Man frage nur den Räuber, der seinen Raub durch seine Bedürftigkeit oder den Geiz des Beraubten rechtfertigen will; man frage den Rechtsgelehrten, der spitzfindig den Nachdruck vertheidiget: ob er eben so gern der Beraubte als der Räuber, eben so gern der Schriftsteller oder Verleger, als der Nachdrucker seyn möchte, und wenn die Antwort aufrichtig ist; so wird sie mitten durch die Leidenschaft des einen und die Trugschlüsse des andern hindurch die ewige Herrschaft des Rechtsgesetzes über das menschliche Gemüth beurkunden.

IV.

Pflicht.

§. 15. Sobald in dem Menschen der Trieb erwacht, und den Willen gegen den Ausspruch der Vernunft zu einer Handlung zu bestimmen strebt, zerfällt der Mensch mit sich selbst, das heißt, sein Geist mit seiner Natur. So lange der Trieb die Oberhand hat, fühlt er sich von einer fremden Gewalt gedrängt: wenn die Vernunft siegt, fühlt er sich selbstständig und frei, er geht aus der Lage eines Blinden, den man führt, in die eines Sehenden über, der allein geht. Wie der Blinde sich nach Licht sehnt, so empfindet der Mensch einen inneren Beruf, seinen Willen und mit ihm seine Handlungen dem Ausspruche der Vernunft zu unterwerfen. Diesen Beruf, diese geistige Nöthigung nennen wir Pflicht. Die Nöthigung nun, dem von der Vernunft ausgesprochenen Rechtsgesetze gemäß zu handeln, heißt Rechtspflicht.

§. 16. Der Mensch hat das Vermögen, seine Pflicht bloß um ihrer selbst willen, absehend von den daraus entstehenden Folgen für ihn selbst, aus reiner Achtung des Vernunftgebots zu erfüllen. Eine solche Erfüllung

heißt Tugend. Sie kann nie erzwungen werden: denn Zwang, er sey psychologisch oder physisch, wirkt nur gegen die Handlung, ohne je ihren sittlichen Bestimmungsgrund zu erreichen. Sobald der Mensch von der Handlung absieht, welcher der Zwang widerstrebt, es sey aus welchen Gründen man will; so ist er dem Wirkungskreise des Zwanges entronnen.

§. 17. Die Befolgung des Rechtsgesetzes, mit andern Worten, die Beschränkung des Gebrauches der äußeren Freiheit auf die durch das Rechtsgesetz ausgedrückte Bedingung, heißt Rechtlichkeit oder Rechtsgesetzmäßigkeit. Sie kann zugleich Tugend seyn, wenn der Mensch aus reiner Achtung des Rechtsgesetzes, als eines Vernunftgebots, innerlich frei sie sich selbst auferlegt. Allein sie steht der Tugend in soferne entgegen, als bei ihr nicht nach dem Bestimmungsgrunde dieser Mäßigung im Handeln gefragt wird. Mögen selbstsüchtige Rücksichten, mag sogar Zwang den Menschen bewegen, recht zu handeln; dem Rechtsgesetze, welches nichts über die Triebfeder der Handlung aussagt, ist darum nicht weniger genug geschehen.

§. 18. Daher ist es denn das Recht zu zwingen, (§. 11.) welches das Gebiet der Sittlichkeit vom Gebiete des Rechts dergestalt scheidet, daß letzteres auf der einen Seite als ein Theil des ersteren, auf der andern als etwas davon ganz Unabhängiges erscheint. Theil des ersteren ist es in soferne, als die Verletzung einer

Rechtspflicht stets eine Verletzung der Sittlichkeit ist, als es ohne Rechtlichkeit keine Tugend geben kann, welche letztere Befolgung aller Vernunftgebote fordert. Unabhängig von jenem ist es, in soferne Rechtlichkeit ohne Tugend bestehen, das heißt, das Rechtsgesetz aus selbstsüchtigen Bestimmungsgründen befolgt, ja sogar ein Zustand allgemeiner Rechtlichkeit unter den Menschen, bloß durch Zwang hergestellt, gedacht werden kann.

§. 19. Hiermit soll keinesweges gesagt seyn, daß in der Natur, wo wir leben, und so, wie wir beschaffen sind, jene Herstellung allgemeiner Rechtlichkeit ausführbar sey. Sie ist blos denkbar, wenn man die an sich denkbare Möglichkeit einer Einrichtung voraussetzt, vermöge deren jeder Mensch, zu Abwendung einer jeden unrechten Handlung durch Zwang, soviel Macht zu seinem Gebote haben würde, als erforderlich wäre, diese Handlung wirklich abzuwenden. Die Möglichkeit einer solchen Einrichtung kann man sich durch das bekannte Attractionssystem der Weltbauserklärer anschaulich machen, nach welchem der kleinere Mond um die ihn ewig anziehende, größere Erde ruhig seine Bahn beschreibt, weil er an der auf ihn wirkenden Anziehungskraft anderer Weltkörper stets soviel Beistand hat, als er braucht, um dem mächtigen Zuge des ihm so nahen Erdballs zu widerstehen.

Eben so wenig soll damit behauptet werden, daß im Gebiete des Rechts nie nach dem psychologischen Bestim-

ngsgrunde einer Handlung gefragt werden dürfe. ese Frage fällt nur in ſoferne weg, als man voraus t, die Handlung ſey recht. Nimmt man an, ſie ſey recht; ſo kann jene Frage allerdings im Gebiete des chts vorkommen, indem von ihrer Beantwortung die rechnung abhangen kann. (§. 9. 10.)

V.

Nothrecht.

§. 20. Das Rechtsgesetz drückt die logische Bedingung aus, ohne welche unter Menschen im Zustande der Wechselwirkung allgemeine Rechtlichkeit nicht denkbar ist, man mag die Menschen in der Einbildungskraft in eine Sinnenwelt versetzen, in welche man will. Wie auch immer der Naturstoff beschaffen sey, in welchem sie gleichsam ihren Willen bildend darstellen sollen, der ewige Friede kann ohne jene Bedingung unter den Bildnern nicht herrschen. Wenn aber von der Befolgung des Rechtsgesetzes in einer gegebenen Sinnenwelt die Rede ist; so wird vorausgesetzt, daß es in derselben physisch möglich sey, es zu verwirklichen; mit andern Worten, die Menschen müssen in dieser Sinnenwelt in Wechselwirkung stehen können, ohne daß die Handlungen des Einen den Andern am rechten Gebrauche seiner äußeren Freiheit hindern. In einer andern Sinnenwelt, wo dieß physisch nicht anginge, würde die Anwendung des Rechtsgesetzes wegfallen, und die ganze Rechtslehre zusammenstürzen, gleichwie unsere Optick auf einem Weltkörper wegfallen würde, durch dessen

Dunſtkreis die Lichtſtrahlen in krummen Linien fielen. In unſerer Sinnenwelt iſt nun zwar dieſe phyſiſche Möglichkeit im Allgemeinen gegeben. Es können aber, im Beſondern, Menſchen in eine Lage gerathen, wo ſie wegfällt, das heißt, wo der Eine aufhören muß, entweder die Perſönlichkeit des Andern zu reſpectiren, oder ſeinerſeits als Perſon in der Natur zu exiſtiren. Man denke nur an Cicero's zwei Schiffbrüchige auf einem Brete, welches nur Einen tragen kann. In ſolchen Lagen fällt die Anwendbarkeit des Rechtsgeſetzes, wegen der Nichtexiſtenz ihrer phyſiſchen Bedingung, weg. Die Handlung deſſen, der ſeinen Unglücksgefährden ins Meer ſtürzt und ſich ſelbſt rettet, iſt weder recht, noch unrecht, und dieſen Mangel an Unrecht wie an Recht nennt man mit einem Namen, der leicht zu Mißverſtändniſſen führen kann, **Nothrecht**.

§. 21. Die Berufungen auf dieſes ſogenannte Nothrecht ſind im Laufe der Dinge ſehr häufig. Wenn der Rechtsgelehrte nicht in die Lächerlichkeiten fallen will, welche Wieland im Daniſchmend ſo witzig verſpottet; ſo vergeſſe er nie, daß die **Rechtmäßigkeit** einer Handlung dadurch nie bewieſen werden kann, ſondern daß es bloß eine Ausrede gewährt, womit der Vorwurf der **Unrechtmäßigkeit** abzulehnen ſteht. Er vergeſſe auch nie, daß es als eine Ausflucht gegen die Anwendbarkeit eines Vernunftgebotes nicht anzurechnungsweiſe zu erklären iſt.

VI.

Gemeinheit.

§. 22. Die Eigenschaft der Persönlichkeit finden wir zwar in unserer Sinnenwelt ursprünglich nur am Menschen. Er ist die einzige Person, welche die Natur selbst hervorbringt. Inzwischen kann man mit Hülfe der Abstraction sich ein Wesen denken, welches Person wäre, ohne gerade Mensch zu seyn, das heißt, welches Vernunft, eine durch sie bestimmbare Willkühr und gewisse, der Willkühr dienende und zur Einwirkung auf die Natur brauchbare Kräfte, mit einem Worte, alle Eigenschaften hätte, vermöge deren der Mensch Person ist. (§. 1 – 4.) Wenn ein menschlicher Geist das Vermögen besäße, ohne in irgend einem Körper zu wohnen, auf die physischen Kräfte einer Herde Elephanten eben so, wie die Seele auf die Kräfte des menschlichen Körpers, zu wirken; so wäre dieß eine solche Person, und es würde von diesem Wesen alles gelten, was die Vernunft von dem Menschen bloß in soferne aussagt, als er Person ist und als solche handeln soll.

§. 23. Eine solche künstliche Person läßt in der freien Werkstatt des Gedankens sich auch aus Menschen

zusammen setzen, ohne daß sie darum aufhören, einzelne Personen zu seyn. Mehrere Menschen nämlich können einen und denselben Zweck haben, welcher zugleich so beschaffen ist, daß jeder, in soferne er sein Wille ist, ihn erreichen kann, ohne der Absicht der Uebrigen in den Weg zu treten. Ein solcher Zweck heißt ein gemeinschaftlicher. Alle können z. B. in eine Stadt gehen wollen, und alle können hineinkommen. Diesen Willen nun können sie nicht nur einander mittheilen, sondern auch übereinkommen, ihre Kräfte zu dessen Ausführung zu vereinigen, z. B. die Thore zu sprengen, oder die Mauer zu öffnen. Eine solche Anzahl Menschen, wären ihrer auch nur zwei, welche über einen gemeinschaftlichen Zweck, und zugleich darüber einig sind, ihre Kräfte zu dessen Ausführung zu vereinigen, nennen wir Gesellschaft. Ein Wesen dieser Art ist noch nicht Person: denn wenn gleich die gesammten Kräfte einem und demselben Zwecke dienen, so werden sie doch nicht von einem und demselben Willen regiert. Der Wille eines jeden Einzelnen wird noch die ihm unmittelbar dienenden Kräfte so anwenden können, wie es ihm zu Erreichung des Gemeinzwecks gut dünkt.

§. 24. Nun nehme man aber an, daß auch über die Art, wie die gesammten Kräfte angewendet werden sollen, alle Glieder einen und denselben Willen haben; indem sie entweder über dieß wie alle von selbst einig sind, oder indem der von Einem oder von mehre-

ren darüber an den Tag gegebene Eine Wille von jedem urſprünglich Andergeſinnten aus irgend einem (reinen oder unreinen) Beſtimmungsgrunde in die eigne Willkühr aufgenommen, und dadurch zum eignen Willen des Aufnehmenden gemacht wird: ſo entſteht aus der Geſellſchaft eine künſtliche Perſon, nämlich ein Weſen, deſſen geſammte phyſiſche Kräfte durch einen und denſelben Willen, und zwar durch einen menſchlichen, das iſt, durch die Vernunft beſtimmbaren Willen, zu Ausführung des Gemeinzwecks in der Sinnenwelt, regiert werden können. Eine ſolche Geſellſchaft heißt Gemeinheit, auch moraliſche oder intellectuelle Perſon, bisweilen nach dem franzöſiſchen Ausdrucke von Rouſſeau und andern, Collectivperſon. Ihren Gemeinwillen, in welcher Form er ſich bilde, nennt man Regierung. Sie kann unbeſchadet der Perſönlichkeit der einzelnen Glieder beſtehen: denn der Einzelne vollbringt darum nicht minder ſeinen eignen Willen, weil dieſer Wille zugleich eins mit fremdem Willen, oder weil er nicht urſprünglich ſein, ſondern aus fremder in die eigne Willkühr aufgenommen iſt; auch führt er ihn darum nicht weniger mittelſt ſeiner eigenen äußeren Freiheit aus, weil die Handlungen anderer, die in Bezug auf ihn bloße Naturerſcheinungen ſind, ſeinen Abſichten zu Hülfe zu kommen. Sein Wille beherrſcht ſeine Kräfte eben ſowohl wie der regierende Gemeinwille: denn beide ſind eins; und beide ſind

auch frei, das heißt, die Vernunft kann unabhängig vom Triebe sie bestimmen, den einen zum Beschlusse, den andern zu dessen Aufnahme. Daß es oft nicht die Vernunft, sondern das Ansehen des Regierenden, die Furcht vor seiner Macht, die Scheu vor der Gewalt der Mehrheit, ja bisweilen sogar ein Aberglaube ist, was den Einzelnen zu dieser Aufnahme bestimmt, ändert an der Sache nichts: denn der Mensch bleibt immer Person, wenn er gleich nicht immer innerlich frei wählt: es ist genug, daß er es kann.

§. 25. Man kann von einer solchen aus Personen zusammen gesetzten Person sich kein besseres Bild machen, als das eines Kriegsheers. Mit der Gesammtkraft den Feind schlagen, ist der gemeinschaftliche Zweck. Der Wille des Feldherrn regiert diese Gesammtkraft, indem er die Kräfte jedes Einzelnen mittelbar durch den Willen desselben, in welchen er aufgenommen ist, beherrscht. Freilich will mancher das, was der Feldherr will, nur aus Furcht, aus Ehrgeiz oder aus sonst einem selbstsüchtigen Grunde; aber er hat doch die Fähigkeit, das nämliche um der Vernunft willen zu wollen, die ihm sagt, daß nur auf diese Art der Gemeinzweck erreicht werden kann.

§. 26. Gleichwie in menschlichen Dingen das Werk nimmer den Gedanken, und Menschenwerk die Natur nicht erreicht; so wird freilich eine künstliche Person die Vollkommenheit einer natürlichen nie erlan-

gen. Stärker wird sie gewöhnlich seyn, weil ihr die Kräfte mehrerer natürlichen dienen; aber immer wird ihr die Einheit des Bewußtseyns und der unmittelbare Einfluß des Willens auf die Kraft gebrechen, vermöge deren der Wille eines einzelnen Menschen sich oft so rasch und richtig bestimmt, und die Kräfte desselben zu Ausführung seines Willens so schnell und harmonisch zusammen wirken. Dessen ungeachtet aber ist klar, daß eine Gesellschaft, deren Gemeinzweck nur durch harmonisches Zusammenwirken der Individualkräfte erreichbar ist, durch die Anerkennung einer Regierung (eines Gemeinwillens §. 24.) sich zur Collectivperson erheben muß, wenn die Erreichung des Zwecks nicht bloß vom Zufalle abhangen soll: denn nur ein Zufall könnte bewirken, daß die Kräfte jedes Einzelnen von dessen Willen gerade so regiert würden, wie z. B. der Wille eines Menschen dessen Glieder bei dem Sprunge über ein Pferd regiert. Da nun nach der Vernunft die Ausführung des menschlichen Willens nie von der bloßen Naturgewalt abhangen soll; (§. 4.) so muß jede solche Gesellschaft ihre Persönlichkeit gleichsam durch Annäherung suchen, wie der Rechner die Wurzeln unvollkommener Quadratzahlen.

VII.

Staat.

§. 27. Indem die Vernunft Menſchen, die in Wechſelwirkung ſtehen, das Rechtsgeſetz giebt, legt ſie ihnen die Aufgabe vor, den nur durch deſſen Befolgung möglichen Zuſtand allgemeiner Rechtlichkeit unter ſich zu verwirklichen, mit andern Worten, in ewigem Frieden zu leben. Hiermit ſetzt ſie ihnen insgeſammt einen gemeinſchaftlichen Zweck, den ſie durchaus nur vermittelſt eines harmoniſchen, allenthalben nach dem Rechtsgeſetze geregelten Gebrauchs ihrer Kräfte denkbarer Weiſe erreichen, und dem ſie nur ſo in der Wirklichkeit ſich annähern können; ſie beruft ſie zu einer Geſellſchaft, und macht es ihnen zur Pflicht, ſich zur Gemeinheit auszubilden. (§. 23. 26.) In wieferne nun ein Volk, das heißt, eine Anzahl Menſchen, die als Bewohner eines gegebenen Raumes auf der Erde, oder als Leute, die Eine Sprache reden, oder auf ſonſt eine andere Weiſe in Wechſelwirkung ſtehen, dieſe Pflicht erfüllt haben, — in wieferne ſie eine Regierung anerkennen, die den Gebrauch aller Kräfte derſelben nach dem Rechts-

geſetze regle, in ſoferne nennt der Rechtsgelehrte dieſe Menſchenmaſſe einen Staat. Er fragt nicht darnach, aus welchem Grunde die Einzelnen den regierenden Willen anerkennen? ob ſie ihn als von Gott geſendet und eingeſetzt ehren; als mächtig ſcheuen; als gewaltthätig fürchten; als wohlthätig lieben; oder als vernunftmäßig achten, und innerlich frei in den ihrigen aufnehmen? Er ſieht in dieſer Anerkennung nichts, als die Erfüllung einer Rechtspflicht, deren innerer Beſtimmungsgrund da nicht in Betrachtung kommen kann, wo man nur Rechtlichkeit, nicht Tugend verlangt. (§. 17.) Er bekümmert ſich nicht darum, wie der Staat entſtanden iſt: denn wenn er noch nicht da wäre, müßte er, der Vernunft nach, errichtet werden, und ſein Daſeyn iſt alſo gerechtfertiget, welches auch immer ſeine Entſtehung ſey.

§. 28. Da alle Theile der bewohnten Erde dergeſtalt zuſammenhängen, daß möglicher Weiſe jeder Menſch überall hinkommen kann, wo Menſchen wohnen; und da folglich alle Menſchen in dem Zuſtande der Wechſelwirkung, das heißt, in einer Lage ſich befinden, wo die Handlungen des Einen den Handlungen des Andern widerſtehen können: (§. 12.) ſo würde die Vernunft, wenn ſie von den phyſiſchen Bedingungen der Ausführung abſähe, die Forderung machen, daß alle Menſchen auf der Erde zu einem einzigen Staate ſich bildeten, oder daß wenigſtens die beſtehenden Staaten durch

Aner-

Anerkennung einer Völkerregierung zu dem Range einer aus Collectivpersonen zusammengesetzten Collectivperson — eines Völkerstaates sich erhöben. Allein die Bedingungen zu dieser höheren Ausbildung der menschlichen Gesellschaft sind noch zur Zeit nicht gegeben, sind vielleicht der Menschheit auf ewig versagt. Die Staaten unter einander befinden sich noch in dem traurigen Zustande des ewigen Kriegs, sonst auch Naturstand genannt, dem die Menschen als Individuen, größten Theils entronnen sind. Ihre Persönlichkeit hat noch keine andere Gewährleistung, als ihre Macht: sie werden und bestehen nur durch sie, sie erkranken und vergehen mit ihr.

§. 29. In einem nicht viel weniger mißlichen Verhältnisse befinden sie sich nach innen. Selbst Personen, wie jedes ihrer Glieder, stehen sie mit ihren eignen Kräften in Wechselwirkung. Ewig nur von einem Willen regiert, dem keine der menschlichen Schwachheiten fehlt, gleichen sie einem Menschen, von dem jedes Glied eine eigne Seele, einen eignen Willen hat. Während sie selbst da sind, um den Frieden unter ihren Gliedern zu gewähren, müssen sie und ihre Glieder mühsam eine Gewährleistung des Friedens zwischen der Regierung und den Regierten suchen. Wenn es heute noch dem Willen des Hauptes gelang, den der übrigen zu regieren; wer ist Bürge dafür, daß nicht morgen der Wille des Arms, des Fußes, des Fingers die Oberhand habe, oder daß

die Glieder der künſtlichen Menſchencopie in einen Kampf ſich ſtürzen, der den Staat aus der Reihe der Perſonen und der Dinge überhaupt vertilgt? Der menſchliche Verſtand ſieht keinen, als auf der einen Seite die Zauberkraft der Wahrheit, welche aber ein für die Stimme der Vernunft immer offenes Gehör auf Seiten des regierenden wie des regierten Willens vorausſetzt; und auf der andern das Uebergewicht der phyſiſchen und pſychologiſchen Zwangsmittel, die dem regierenden Willen zu Gebote ſtehen, über alle diejenigen, welche die Regierten entgegenſetzen können; welches denn wieder vorausſetzt, daß jener die Mehrheit des Geſammtwillens für ſich habe, oder daß er das Zuſammenwirken derer hindern könne, welche vereint mächtiger wären, als er ſelbſt.

§. 30. Aus dieſen Mißlichkeiten iſt es zu erklären, daß der Staat, der theoretiſch nichts ſeyn ſoll, als der Vollzieher des Rechtsgeſetzes unter ſeinen Gliedern, in der Anwendung auch noch etwas Andres, bisweilen ſelbſt etwas Entgegengeſetztes, — daß er eine Schule des Kriegs, eine Lehranſtalt des Erwerbs, ein Aufklärer und Erzieher ſeiner Glieder, — daß er im Falle der Noth (§. 20. 21.) ſogar ihr Unterdrücker und ihr Henker ſeyn muß, wenn er ſelbſt fortfahren will, vorhanden zu ſeyn. Von dieſem Letztern ſieht der Rechtsgelehrte in ſoferne ab, als der Nothfall die Handlung des Staats nie recht, ſondern bloß zu einer dem Rechtsge-

ſetze nicht unterwerfbaren Naturerſcheinung macht. (§. 20.) Alle andere Beſtrebungen des Staats aber läßt er darum auf ſich beruhen, weil ſie der nach der Verwirklichung des Rechtlichkeitszuſtandes unbedingt untergeordnet ſeyn müſſen, wenn der Staat nicht von der menſchlichen Vernunft verdammt ſeyn will: denn dieſe verlangt die Ausbildung der Geſellſchaft zum Staate wegen der Vollziehung des Rechtsgeſetzes unter den Menſchen; dieſe Vollziehung wegen der Erhaltung ihrer Perſönlichkeit; die Erhaltung der letzteren aber wegen der Möglichkeit eines Sittengeſetzes, ohne welche ſie, alles Einfluſſes auf den Menſchen und auf die Natur entſetzt, auf ewig von der Erde ſcheiden müßte. (§. 27. 26. 13. 12. 11. 5. 4.) Das Beſtreben des Rechtsgelehrten geht daher einzig dahin, den Staat theoretiſch als dasjenige darzuſtellen, und practiſch zu dem zu machen, was er in der Sinnenwelt in ſoferne ſeyn kann, in wieferne er nach den ewigen Geſetzen der Vernunft der Vollzieher des Rechtsgeſetzes ſeyn ſoll.

VIII.

Absolutes und hypothetisches Recht.

§. 31. Die Vernunft, (oder, wenn man lieber will, die Abstraction) drückt das Rechtsgesetz so allgemein aus, daß es für alle denkbare Wesen, die Vernunft und Freiheit im Wollen und Handeln hätten, und in jeder denkbaren Natur, wo sie in Wechselwirkung stehen könnten, gültig seyn würde. In dieser Allgemeinheit nützt es dem Menschen ungefähr eben soviel, als die Vorstellung, welche ihm die reine Mechanik von dem Hebel und der schief liegenden Fläche gibt. Indem er erwägt und zusammenstellt, was mit der bloßen Definition, abgesehen von der Möglichkeit ihrer Verwirklichung, gegeben ist, kann er sich eine Mechanik und ein Rechtssystem ersinnen, wie beides Statt finden würde, wenn in der Sinnenwelt Länge, Breite und Dicke von den Körpern, und des Menschen geistiges Wesen von seinem thierischen sich trennen ließe, wie im Reiche der Ideen. Im Leben aber dient eine solche reine Mechanik, und ein solches absolutes Recht dem Menschen nur zu einem Muster, welches er aus einer andern, einfacheren Welt mitbringend, auf Erden nachbil-

den soll, so gut es gehen will bei seiner Schwäche, und bei der Sprödigkeit des zu bearbeitenden Stoffs. Die Anweisung zu dieser Nachbildung des absoluten Rechts, oder der Inbegriff der Regeln, nach welchen sie in den verschiedenen menschlichen Verhältnissen unternommen werden soll, ist das sogenannte hypothetische Recht, und sie selbst die Anwendung des Rechts überhaupt. Alle drei verhalten sich zu einander, wie reine Mathematik, angewandte Mathematik und Anwendung der Mathematik. Man kann daher füglich das absolute Recht auch das reine, und das hypothetische das angewandte nennen.

§. 32. Gleichwie auf einem Sterne, auf welchem die Flüssigkeiten nicht niederwärts sondern aufwärts strebten, die ewigen Wahrheiten der reinen Mathesis bei ihrer Anwendung in der Hydraulik anders, als auf unserer Erde, sich darstellen würden; und gleichwie sie in der That anders in der Anwendung der Optik, als in der Ausübung der Geschützkunst (Artillerie) lebendig werden; so erscheint auch das absolute Recht in unserer Natur in verschiedenen Gestalten, je nachdem die Verhältnisse verschieden sind, unter welchen das ewig unerreichbare Muster nachgebildet wird. In dem Verhältnisse der Menschen unter einander, in soferne sie alle Bewohner der Erde sind, tritt es uns als Weltbürgerrecht vor die Augen; zwischen Staaten unter sich oder gegen andere Personen ausser ihnen als Völker-

recht; unter dem regierenden und regierten Theile eines Staats als Staatsrecht; in den Verhältniſſen des Bürgers zum Bürger als Privatrecht. Anders erſcheint es, inſoferne die Handlungen der Menſchen unmittelbar; anders in ſoferne ſie vermittelſt der Thatſache des Beſitzes äußerer Gegenſtände, welche nicht Perſonen ſind, mit einander in Wechſelwirkung ſtehen: anders zwiſchen Perſonen, die einer der andern zur Fortpflanzung der Gattung bedürfen, anders unter ſolchen, deren eine Erzeuger oder Erzeugniß der andern iſt. (Perſonen- Sachen- Ehe- Aelternrecht u. ſ. f.) Man kann ſich das reine Recht unter dem Bilde des Lichts vorſtellen, welches, ſelbſt ohne Farbe und ohne Geſtalt, die Gegenſtände unter verſchiedenen Farben und Geſtalten ſichtbar macht, je nachdem es dieſelben findet.

IX.

Staatsgewalt.

§. 33. Wenn die Rede von der Herstellung des allgemeinen Rechtlichkeitszustandes unter Menschen ist, wenn die Aufgabe gelöset werden soll, unter ihnen den ewigen Frieden zu gründen; so stößt der menschliche Verstand augenblicklich auf zwei mächtige Hindernisse. Das eine ist die Verschiedenheit der menschlichen Urtheile über Recht und Unrecht; das andere die Widerstehlichkeit alles Zwanges im allgemeinen, so gerecht er auch immer seyn möge. Ewig der Verwechselung des Subjectiven mit dem Objectiven, der Verkennung der Wahrheit und der falschen Anwendung erkannter Wahrheit, mit einem Worte, ewig dem Irrthume und der Verblendung ausgesetzt, können zwei Menschen mit dem besten Willen, stets recht zu handeln, und nur Unrecht mit Zwange abzuwehren, aus dem Zustande des Friedens in den des physischen Streits übergehen, indem der eine seine Handlung, der andere seinen Widerstand dagegen für recht hält, und jeder das Unrecht auf der Seite seines Gegners erblickt. Diesen besten Willen aber kann man nicht bei allen, und

man kann ihn bei keinem zu allen Zeiten voraussetzen. Jeden Menschen kann irgend einmal der Trieb zu einer Handlung bestimmen, die er selbst für unrecht erkennt, und wenn der gerechteste Zwang, den der beeinträchtigte Gegner ihr entgegen setzen könnte, nicht schlechthin unwiderstehlich ist; so wird ebenfalls ein physischer Streit zwischen Recht und Unrecht entstehen, wenn auch das Urtheil der Streitenden darüber gar nicht verschieden wäre.

§. 34. Der Staat, welcher das Rechtsgesetz vollziehen soll, (§. 27. 30.) hat es also mit Wegräumung dieser zwei Hindernisse zu thun, und man sieht bald, daß er dagegen nichts vermag, wenn er nicht eine Einrichtung trifft, vermöge deren im Staate über Recht und Unrecht durch Einen vernünftigen Willen allgemeingültig (objectivgültig) entschieden, und das Entschiedene durch eine unwiderstehliche Macht vollstreckt wird. Eine vollkommene Einrichtung dieser Art steht nun zwar nicht in des Menschen Macht. Wie weise auch die Entscheidung sey; nimmer wird sie von allen innerlich frei für gültig anerkannt werden: und so stark man sich die vollstreckende Macht denke; so wird es doch möglich seyn, ihr zu widerstehen, so lange sie nur eine menschliche ist. Soll sie aber ihrem Ideale möglichst nahe gebracht werden; so muß die Regierung des Staats die Entscheidung und Vollstreckung übernehmen. Ihrem Willen stehen, wenn

auch nicht absolut unwiderstehliche, doch die meisten Kräfte zu Gebote; (§. 29.) in tausend Fällen gegen Einen ist Widerstand gegen ihre Macht Unsinn: und in soferne sie ihre Entscheidung zu vollstrecken vermag, werden diejenigen, welche sie nicht innerlich frei anerkennen, es um der Macht willen thun, deren Zwang sie zu fürchten haben, wenn sie ihre äussere Freiheit wider die Entscheidung gebrauchen.

§. 35. Zu beiden Geschäften ist der Staat **verpflichtet**: denn die Vollziehung des Rechtsgesetzes, welche darauf beruht, ist der Zweck, um dessentwillen er da ist. Er ist mithin auch dazu **berechtigt**, und in soferne er beiden bis auf die Ausnahmen menschlicher Unvollkommenheit genug thun **kann**, schreibt man ihm **entscheidende** und **vollstreckende** Gewalt zu.

X.

Gesetzgebende und richterliche Gewalt.

§. 36. Ueber Recht und Unrecht kann entschieden werden in Bezug auf ein Verhältniß menschlicher Handlungen, welches noch zukünftig ist, und das der Entscheidende sich bloß vorstellt; oder in Bezug auf ein solches, das bereits in das Reich der Begebenheiten eingetreten, und mithin zur Wahrnehmung geeignet ist. Wollte die Regierung sich auf die erstere Art der Rechtsentscheidung einschränken; so wäre für ihren Zweck, den ewigen Rechtsfrieden, nichts geschehen. Derselbe Streit, der durch die Entscheidung vermieden werden soll, würde bleiben, so lange es noch unentschieden wäre, ob die Begebenheit der Vorstellung entspreche, die der Entscheidende vor sich hatte, als er entschied. Wenn gleich A. und B. die Regel anerkennen müßten, daß ein geborgtes Pferd nach gemachtem Gebrauche zurückzugeben sey; so könnten sie doch noch darüber in Kampf gerathen: ob A. das Pferd, welches er haben, und B. behalten will, diesem geborgt habe. Eben so wenig kann die entscheidende Gewalt sich darauf beschränken, Recht und Unrecht in Bezug.

auf eingetretene Verhältnisse festzusetzen, weil dadurch die innere Freiheit der Staatsbürger ganz aufgehoben werden würde. Soll ich in Bezug auf Recht oder Unrecht innerlich frei seyn; so muß ich meinen Willen nach dem Ausspruche der Vernunft zum Rechthandeln bestimmen können. (§. 1.) Dieß kann ich aber nur in soferne, als ich im Stande bin, vor der Handlung einzusehen, ob sie recht oder unrecht ist. Kann ich es nur erst nachher erfahren; so ist mein Wille nicht frei, und mein Handeln gleicht dem Griffe in einen Loostopf, den niemand eine freie Wahl zwischen Gewinn und Verlust nennen wird.

§. 37. Die entscheidende Gewalt soll daher über Recht und Unrecht nicht nur in Bezug auf Verhältnisse menschlicher Handlungen, welche eingetreten sind, und worüber Streit entstanden ist, sondern auch in Hinsicht auf solche entscheiden, welche eintreten und Streit veranlassen, das ist, den Rechtsfrieden stören können. In diesem Geschäfte nennt man sie die gesetzgebende, in jenem die richterliche. In beiden hat sie mit neuen Schwierigkeiten zu kämpfen, deren Andrang sie bald so, bald anders modificirt.

XI.

Geſetz.

§. 38. Dergleichen Entſcheidungen der Staatsgewalt über Recht und Unrecht in Bezug auf künftige menſchliche Handlungen nennen wir *poſitive Geſetze*. Die Summe aller, in einem Staate gültigen poſitiven Geſetze machen ſein *poſitives Recht*. Es iſt nichts anders, als ein Syſtem des hypothetiſchen Rechts, eine Anweiſung zur Nachbildung des abſoluten Rechts in den verſchiedenen menſchlichen Verhältniſſen, (§. 31.) von der Staatsgewalt ſelbſt aufgeſtellt.

§. 39. Jede, in einem poſitiven Geſetze enthaltene Entſcheidung kann, als Menſchenwerk, *richtig* oder *unrichtig* ſeyn, das heißt, ihr Inhalt kann aus der Zuſammenhaltung des Rechtsgeſetzes mit der Handlung, worauf ſie geht, ſyllogiſtiſch folgen oder nicht. Im erſten Falle nennt man das Geſetz *gerecht*, im zweiten *ungerecht*. Daß es *verbinde*, wenn es *gerecht* iſt, leidet keinen Zweifel: denn es iſt alsdann ein Ausſpruch der Vernunft ſelbſt. *Befolgt* muß es aber auch dann werden, wenn es *ungerecht* iſt. Die Vernunft geräth hier mit der menſchlichen Gebrechlichkeit

in einen seltsamen Streit, der sie nöthiget, den Irrthum für Wahrheit gelten zu lassen, weil für die Wahrheit hienieden kein objectiver Maaßstab vorhanden ist. Der Staatsbürger kann für die Behauptung, daß ein Gesetz ungerecht sey, nichts anführen, was gültiger wäre, als sein eignes, subjectives Urtheil, welches kein Anderer für richtig anzuerkennen gezwungen werden kann. Da nun der Rechtlichkeitszustand nicht zur Wirklichkeit gebracht werden kann, wenn der Staatsbürger nach subjectiver Ueberzeugung von Recht und Unrecht handelt; (§. 33.) so folgt, daß er seine Ueberzeugung derjenigen unterwerfen muß, welche die Staatsgewalt ausgesprochen hat, und welche die Vernunft ihm gebietet, für den objectiven Maaßstab des Rechts und Unrechts anzunehmen. (§. 34.) Es ist mit den positiven Gesetzen, wie mit den Kalendern und Uhren. Die Menschen müssen die Irrthümer der letzteren für Wahrheit anerkennen, wenn es nur überhaupt möglich seyn soll, daß sie sich darüber verständigen, wann etwas geschehen, oder geschehen seyn soll; und sie müssen es mit den ersteren eben so machen, wenn eine Verständigung darüber möglich seyn soll, wie etwas geschehen soll, oder wie es hätte geschehen sollen. Für diejenigen, welche die Möglichkeit empört, daß die Bürger eines Staats unter ungerechten Gesetzen leben müssen, giebt es keinen andern Trost, als den, daß da, wo die Vernunft kein Recht gibt, dem Unrechte zu widerstehen, das Un-

recht ſelbſt dieß Geſchäft zu übernehmen pflegt. Die Erfahrung lehrt, daß ungerechte Geſetze in eben dem Maaße, als die Nation ſich ausbildet, aufhören, Vollſtrecker zu finden, und anfangen, vergeſſen zu werden. Ja, man hat an vernunftwidrigen Geſetzen ſchon den Fall geſehen, daß ſie gleich Anfangs den Reden eines Irrſinnigen gleich geachtet, und als abſolut unverſtändlich nie zur Vollſtreckung gebracht worden ſind.

§. 40. Dagegen hangt die Verbindlichkeit eines poſitiven Geſetzes, ſtreng genommen, davon ab, daß es dem Handelnden, noch ehe er handelt, bekannt ſey. So unumſtößlich dieß aus dem Begriffe ſelbſt folgt: (§. 36.) ſo unwiderredlich nöthigt uns doch die Sprödigkeit der Natur, in welcher wir leben, auch von dieſer Forderung nachzulaſſen.

§. 41. Es giebt kein Organ, vermöge deſſen die geſetzgebende Gewalt ihre Entſcheidungen allen den Menſchen in das Bewußtſeyn bringen könnte, welche in den Fall kommen können, auf dem Gebiete, wo ſie gilt, zu handeln. Man muß daher ſtatt eines wirklichen Bekanntſeyns mit einem vorausſetzlichen Bekanntſeyn, einem Bekanntſeynſollen zufrieden ſeyn, wozu nur ſoviel gehört, daß die poſitiven Geſetze auf die Art gegeben werden, welche geeignet iſt, ſie ſo bekannt, als möglich zu machen. Welchen Weg man aber dazu wähle; ſo würde doch leicht jeder, dem das Geſetz unbekannt geblieben wäre, nachweiſen können, daß

man hätte mehr thun — daß man hätte einen Weg einſchlagen können, wo es auch ihm bekannt geworden wäre. „Um dieſer Klippe auszuweichen, an welcher die Vollſtreckbarkeit aller poſitiven Geſetze ſcheitern würde, muß die Regierung eine Form der Bekanntmachung feſtſetzen, gegen welche jener Vorwand nicht weiter zugelaſſen wird. Die Bekanntmachung der poſitiven Geſetze in dieſer Form heißt Promulgation, oder Verkündigung.

§. 42. Mit ihr hebt die Verbindlichkeit des Geſetzes an, wenn die Regierung ihren Anfang nicht bis zu einer beſtimmten Zeit ausſetzt, welches bei Geſetzen, die eine Art von Studium erfordern, und in Bezug auf Perſonen, die von dem Orte der Verkündigung entfernt leben, nothwendig, überhaupt aber in den meiſten Fällen räthlich iſt. Frühere Handlungen können nicht darnach beurtheilt werden. Man hat dieſe unumſtößliche Wahrheit oft durch den Satz ausgedrückt: Geſetze haben keine zurückwirkende Kraft. Dieß hat zu mancherlei Mißverſtande Anlaß gegeben, indem man daraus gefolgert hat, daß jedes Geſetz vielmehr eine Gewaltthätigkeit, als ein Geſetz ſey, wenn es auf bereits erworbene Rechte zurück wirke, indem es dieſelben aufhebe oder ſchmälere. Man iſt offenbar zuweit gegangen. Die menſchlichen Handlungen, das iſt, die Darſtellungen des menſchlichen Willens in der Natur, ſind nicht wie das Bild im Spiegel, welches mit ſeinem Ur-

bilde verſchwindet, ohne die geringſte Spur auf dem Glaſe nach ſich zu laſſen. Sie haben Folgen, welche die Handlung, ja den Handelnden ſelbſt um Jahrtauſende überleben können. Die unter den Menſchen beſtehenden Verhältniſſe äuſſerer Freiheit ſind, vielleicht ohne Ausnahme, Folgen früherer, menſchlicher Handlungen, und werden die Urſachen neuer Folgen, ſo wie überhaupt in der Sinnenwelt die Gegenwart das Kind der Vergangenheit und die Mutter der Zukunft iſt. Nun kann eine Handlung recht füglich zu der Zeit, wo ſie geſchieht, und in den Verhältniſſen, die damals ſtatt fanden, oder vorausgeſehen werden konnten, recht ſeyn, und dennoch weiterhin Folgen haben, die unter andern Verhältniſſen erſcheinend mit der Vollziehung des Rechtsgeſetzes unvereinbarlich ſind. So könnte z. B. jemand eine Maſchine erfinden, vermöge deren es möglich wäre, alle Zeichnungen und Handſchriften auf das allervollkommenſte mit Schieferſtifte auf Schiefer nachzuzeichnen. Dergleichen Maſchinen könnten Tauſende gemacht und gekauft werden, und alles das könnte im Jahre 1809. recht ſeyn. Wenn nun aber 1820. jemand eine Feder erfände, wodurch jene Maſchine daſſelbe mit Dinte auf Papier leiſtete; ſo wäre nun das wohlerlangte Eigenthum der tauſend Käufer mit der Vollziehung des Rechtsgeſetzes eben ſo unverträglich, als die Verfertigung und der Vertrieb neuer Maſchinen dieſer Art, weil dadurch aller Glaube, den man einer bekannten Handſchrift

ſchenkt,

ſchenkt, vernichtet, und alles auf Schriftwechſel beruhende Gewerbe ſo lange unterbrochen werden würde, bis der menſchliche Verſtand der Natur ein anderes Mittel der Verſtändigung mit Abweſenden abgerungen hätte. In ſolchen Fällen kann der Staatsgewalt die Macht nicht abgeſprochen werden, für unrecht zu erklären, was unrecht iſt, wenn es gleich vorhin recht war, ob man übrigens ſchon geſtehen muß, daß dieſe Macht mehr auf der Noth, (V.) als auf einem Rechte zu beruhen ſcheint. Da nun eine ſolche Erklärung ſowohl unrichtig als richtig ſeyn kann, dem Staatsbürger jedoch nicht zukommt, ihr zu widerſtreben, wenn ſie auch nach ſeiner Ueberzeugung das erſtere iſt; ſo muß obiger Satz in Bezug auf die Rechtspraxis unter dem Geſetze, und abgeſehen von der Geſetzgebungswiſſenſchaft, dahin eingeſchränkt werden, daß frühere Verhältniſſe nach ſpäteren Geſetzen nur dann nicht beurtheilt werden dürfen, wenn die letzteren nicht klärlich darauf gerichtet ſind. (Man vergleiche weiter unten §. 63.)

Unter der rückwirkenden Kraft (effet rétroactif) übrigens, welche dem Geſetze in der Regel nicht anerklärt werden darf, iſt bloß diejenige Eigenſchaft deſſelben zu verſtehen, vermöge deren es Zwangsrechte abändert, welche bereits vollkommen entſtanden ſind. (S. unten §. 117. 156. und die dort angef. §§.) Die Kraft hingegen, die Vollendung der bereits angefangenen Entſtehung von Zwangsrechten

zu hindern, hat in der Regel jedes Geſetz, und von ihr läßt ſich umgekehrt behaupten, daß ſie dem Geſetze nicht aberklärt werden dürfe; daß ſie nur fehle, wo der Geſetzgeber ſie ihm klärlich entzog. Ein Geſetz z. B., welches in Hinſicht gewiſſer Zwangsrechte die Verjährung aufhebt, hindert auch die Vollendung bereits angefangener Verjährungen, ob es wohl die vollendeten nicht zerſtöret.

In der Anwendung hat inzwiſchen dieſe Regel Schwierigkeiten, auf deren Beſeitigung die Geſetzgeber bedacht ſeyn müſſen. Z. B. Ein Teſtament des A. ſetzt den B. zum Erben ein. Das Zwangsrecht des B. auf die Erbſchaft hat zu entſtehen angefangen. Ehe durch den Tod des A. deſſen Entſtehung vollendet wird, bindet der Geſetzgeber die Gültigkeit der Teſtamente an neue Förmlichkeiten, und ehe A. Zeit hat, ſeinen letzten Willen unter Beobachtung dieſer Förmlichkeiten zu wiederholen, ſtirbt er. Wenn man obige Regel bloß auf das Zwangsrecht des Erben B. beziehet; ſo erbt er nicht: denn die Entſtehung ſeines Rechts war zur Zeit des Geſetzes noch nicht vollendet. Man beziehe aber einmal die Regel auf dasjenige Zwangsrecht, welches der Erblaſſer gegen ſeinen Staat hatte, nach den ihm bekannten Vorſchriften des geltenden Rechts über ſeinen Nachlaß gültig zu verfügen. Dieſes Rechtes Entſtehung war vollendet zur Zeit des neuen Geſetzes, es konnte ihm durch ein Geſetz, dem der Geſetzgeber keine rückwirkende

Kraft beigelegt hatte, nicht entzogen werden, und darum ſcheints, daß B. erben müſſe.

Jeden Zweifel darüber konnte der Geſetzgeber heben, wenn er erklärte, entweder: daß die Gültigkeit aller vor dem neuen Geſetz errichteten Teſtamente nach demſelben nicht beurtheilt, oder: daß ſolches wenigſtens dann nur auf dieſe Teſtamente angewendet werden ſolle, wenn der Errichter in dem Falle der Möglichkeit war, ſeine Willenserklärung unter Beobachtung der neuen Formen zu wiederholen. Wo dieſe Möglichkeit an ſich noch vorhanden, wo z. B. der Errichter inzwiſchen nicht wahnſinnig geworden war, da iſt es räthlich, daß das Geſetz zur Abänderung des Teſtaments eine beſtimmte Friſt laſſe. (S. o. §. im Anf. und §. 40.)

§. 43. Die geſetzgebende Gewalt iſt darum gegeben, damit der Staatsbürger für Recht und Unrecht bei ſeinen Handlungen einen objectivgültigen Maaßſtab habe. (§. 34. u. ff.) Fehlt dergleichen für eine einzige mögliche Handlung; ſo iſt er in der Gefahr, in Krieg zu gerathen, wenn er ſeine eigne Ueberzeugung zum Maaßſtabe nimmt; (§. 33.) oder den Gebrauch ſeiner innern Freiheit aufgehoben zu ſehen, wenn er fürchten muß, daß man ihm den Maaßſtab erſt hinterher aufdringe. (§. 35.) Daher ſoll die geſetzgebende Gewalt Recht und Unrecht für alle mögliche Verhältniſſe beſtimmen. Leider iſt aber nur allzuklar, daß ſie das nicht kann. Wie ſchon aus den Buchſtaben des

Alphabets eine unüberſehbare Menge von Wörtern, Sätzen und Büchern ſich zuſammen ſetzen läßt, ſo iſt auch mit den Factoren der menſchlichen Handlungen: menſchliche Kraft und Naturſtoff, ein Reich von Möglichkeiten gegeben, deſſen Gränzen der menſchliche Geiſt nimmer überſieht. Er ſteht innerhalb einer unermeßlichen Kreislinie. Wenn er ſeine Einbildungskraft in gerader Linie auslaufen läßt, trifft ſie unfehlbar auf die Peripherie des ungeheuren Möglichkeitskreiſes; aber ſie erreicht dieſelbe nur in Einem Punkte auf Ein Mal, und es iſt ihr nicht gegeben, alle gerade Linien, die aus jedem Puncte in einem Zirkel nach deſſen Umfange ſich denken laſſen, auszumeſſen, weil deren Anzahl Unendlichkeit heißt. Ja geſetzt ſogar, daß es der geſetzgebenden Gewalt in irgend einem gegebenen Zeitpuncte gelungen wäre, alle damals mögliche Abdrücke des menſchlichen Willens in der Natur zu überſehen; würde, was heute war, auch morgen noch ſeyn? Ewig, wie von unerkannten Kräften, ſo auch von dem menſchlichen Willen bearbeitet, verändert ſich der Naturſtoff ewig unter ihren Händen. Wenn ſie geſtern, wo noch der Schriftſteller bloß um der Wahrheit, um ſeines Ruhmes, oder höchſtens um der Gunſt eines Mäcens willen ſchrieb, den unbeauftragten Vervielfältiger eines Geiſteswerkes gerechter Weiſe für einen preiswürdigen Beförderer der Wiſſenſchaften erklärte; ſo darf heute nur eine armſelige Buchdruckerei in der Reihe der Dinge

erſcheinen, um jene Entſcheidung zur Ungerechtigkeit zu machen. Und wenn ſie nicht, mit dem allſehenden Auge der Gottheit begabt, das Daſeyn des neuen Dinges mit der Schnelligkeit des Lichts entdeckt, und ihr Geſetz mit der Geſchwindigkeit des Blitzes abändert; ſo wird wenigſtens der erſte Nachdrucker in dem Falle ſeyn, aus den poſitiven Geſetzen nicht abnehmen zu können, ob er ein Dieb iſt, oder ein ehrlicher Mann.

§. 44. Nimmt man nun hierzu, daß gewöhnlich die geſetzgebende Gewalt nicht einmal ſo viel thut, als ſie könnte, indem ſie häufiger von den vornehmſten, adelichſten und begünſtigteſten, als von den weiſeſten, gerechteſten und thätigſten Männern der Nation ausgeübt wird; ſo begreift man die dringende Nothwendigkeit, worinne der menſchliche Verſtand ſich befunden hat, irgend etwas aufzuſuchen, was die Lücken der poſitiven Geſetzgebung möglichſt ausfüllen könnte. Da dieſe Lücken bloß dadurch entſtehen, daß die geſetzgebende Gewalt nicht über alles, wobei die Frage von Recht und Unrecht vorkommen kann, ſondern nur über einen Theil deſſelben ſpricht, während ſie über das übrige ſchweigt; ſo können ſie nicht beſſer ausgefüllt werden, als durch dieſes Stillſchweigen ſelbſt, indem man es als eine Erklärung durch Handlung anſieht, wodurch die geſetzgebende Gewalt dasjenige genehmiget, was in Verhältniſſen, worüber das poſitive Recht nichts ausgeſprochen hat, bis dahin unter ihren Augen als Recht

anerkannt worden iſt. Dieſe vorausſetzliche Genehmigung, bezogen auf dasjenige, was in einem gegebenen Verhältniſſe die Staatsbürger von freien Stücken als Recht haben gelten laſſen, nennt man Herkommen: bezieht man ſie auf dasjenige, was in Fällen, die zum Streite gekommen ſind, von der richterlichen Gewalt als Recht anerkannt worden iſt; ſo heißt ſie Gerichtsbrauch. Dieſer, auf ausdrücklicher Erklärung einer Staatsgewalt, wenn ſchon nicht der geſetzgebenden, beruhend, behauptet vor jenem den Rang. Wo er entſcheidet, kann kein gegentheiliges Herkommen gelten, da man der geſetzgebenden Gewalt nicht andichten kann, durch ihr Stillſchweigen zwei ſich widerſprechende Sätze genehmiget zu haben. Beide ſetzen im Allgemeinen das Daſeyn derjenigen Bedingungen voraus, unter welchen es vernünftig iſt, anzunehmen, daß die Anerkennung zur Wiſſenſchaft der geſetzgebenden Gewalt ſowohl als der Staatsbürger gekommen, weil ohne das erſte das Stillſchweigen des Staats nicht für genehmigend ausgelegt, ohne das zweite vom Bürger nicht gefordert werden könnte, Herkommen und Gerichtsbrauch an Geſetzes Statt zu achten.

§. 45. Beide ſind, aus dieſem Geſichtspuncte betrachtet, zwar nur geſetzgebend; aber eine andere Noth zwingt die Praxis, ſie bisweilen zugleich für geſetzabſchaffend gelten zu laſſen. Poſitive Geſetze können entweder gleich Anfangs ſo ungerecht oder un-

vernünftig ſeyn, oder es durch unvorhergeſehene Veränderung der Umſtände werden, daß ihre Vollſtreckung ebenfalls unvernünftig, gefährlich oder gar unmöglich wäre. (§. 38. 43.) In dieſem Falle ſollte die geſetzgebende Staatsgewalt ſie ausdrücklich widerrufen, ſobald ſie wahrnimmt, daß ſie keine Vollſtrecker mehr finden. Unterläßt ſie es: was kann die Praxis alsdann Vernünftigeres thun, als ihr Stillſchweigen zu der Nichtbeobachtung für einen Widerruf durch Handlung anſehen? Dadurch wird in dem poſitiven Rechte eine Lücke entſtehen, welche Herkommen oder Gerichtsbrauch ausfüllen werden, und in dieſem Sinne ſagt man von beiden, daß ſie poſitive Geſetze abſchaffen können, ſo wie ſie ſelbſt der Abſchaffung durch jene unterworfen ſind.

§. 46. Und ich können Verhältniſſe eintreten, worüber Herkommen und Gerichtsbrauch eben ſowohl, als die poſitiven Geſetze ſchweigen. Dieß würde z. B. der Fall ſeyn, wenn die Erfindung der Steindruckerei dasjenige wirklich leiſtete, was die Ankündigungen rühmen; wenn ſie es möglich machte, Zeichnungen, Kupferſtiche und dergl. ſo vollkommen nachzudrucken, daß das theure Original neben der wohlfeilen Copie keine Käufer mehr fände. Die Frage, ob dieſer Bildernachdruck ohne den Willen des Meiſters, der das Original hervorgebracht, oder des Liebhabers, der es gekauft hat, u. ſ. f., geſchehen dürfe, würde weder in den ausdrücklichen, noch in jenen ſtillſchweigenden Geſetzen eine Antwort finden.

In solchen Fällen bleibt der Praxis nur noch die Zuflucht zur Wissenschaft des philosophischen Rechts, sonst Naturrecht genannt, übrig. In ihr findet sie, wenn auch nicht für alles Entscheidungen, doch wenigstens Grundsätze aufgestellt, nach welchen alles entschieden werden kann; und es ist nichts Unvernünftiges an der Voraussetzung, daß die gesetzgebende Gewalt das unter den Gelehrten eines Staats herrschende philosophische Rechtssystem in allen denjenigen Puncten stillschweigend sanctionirt habe, worüber sie weder ausdrücklich, noch durch Zulassung eines gegentheiligen Gebrauchs, eine andere Meinung an den Tag gelegt hat.

§. 47. Positive Gesetze, (vorzugsweise Gesetze schlechthin genannt) Gerichtsbrauch, Herkommen und philosophisches Recht erfüllen also zusammen genommen das Gebiet des in einem Staate geltenden Rechts. Sie kommen in derselben Ordnung zur Anwendung, wie ich sie eben aufgezählt habe: jedes später genannte ist in Bezug auf seinen Vorgänger subsidiarisch. Die sogenannten aufgenommenen fremden Hülfsrechte gehören nicht in die Reihe, weil sie nur entweder durch positive Gesetze, oder durch Gerichtsbrauch und Herkommen aufgenommen werden können. Durch die Aufnahme werden sie also selbst zu einem von diesen dreien.

XII.

Urtheil.

§. 48. Dasjenige, was die richterliche Gewalt über Recht und Unrecht in Bezug auf ein wirklich eingetretenes Verhältniß menschlicher Handlungen entscheidet, muß nach dem Denkgesetze mit demjenigen übereinstimmen, was die gesetzgebende Gewalt, es sey nun ausdrücklich oder stillschweigend, darüber entschieden hat, als dieses Verhältniß nur noch ein bloß mögliches, eine Vorstellung war. Darauf beruht nicht nur die Persönlichkeit des Bürgers, (§. 36.) sondern auch die des Staats selbst, (§. 24. 27.) dessen Wille nicht mehr für einen menschlichen, von der Vernunft bestimmbaren angesehen werden könnte, sobald er aufhörte, unter dem Denkgesetze des Widerspruchs zu stehen. Daher steht die richterliche Gewalt unter der Herrschaft des im Staate geltenden Rechts: §. 47.) ihre Entscheidung muß aus der Vergleichung des eingetretenen Verhältnisses mit demjenigen, was das geltende Recht über alle mögliche Verhältnisse sagt, welche zu derselben Gattung gehören, syllogistisch folgen. Ihr Geschäft, als eine Thätigkeit

des menschlichen Geistes betrachtet, läuft lediglich auf den Schluß hinaus: Weil in allen möglichen Verhältnissen a., welche das geltende Recht durch die Merkmale α, β, γ, u. s. f. kenntlich macht, nach diesem Rechtssysteme die Handlung x recht ist; nun aber das eingetretene Verhältniß b. die Merkmale α, β, γ, u. s. f. an sich trägt, und also ein Besonderes der Gattung a. ist; so ist auch in dem Verhältnisse b. x. recht. Darum nennt man eine solche Entscheidung ein Urtheil, indem man auf ihre Entstehung sieht. Ist der Schluß, dessen Vordersätze die Entscheidungsgründe heißen, richtig, so ist sein Schlußsatz, den man Spruch, Rechtsspruch, rechtliche Entscheidung nennt, gerecht, im Gegentheile ungerecht.

§. 49. Zur Richtigkeit eines jeden Schlusses gehört außer der Verträglichkeit der Folgerung mit dem Denkgesetze, das ist, außer der Wahrheit des Schlußsatzes, auch die Wahrheit der beiden Vordersätze. Der Schluß: Weil ein Kauf den Käufer nicht verbindet, wenn er ihn über die Hälfte verletzt; nun aber bei dem Kaufe des A. an B. letzterer also verletzt worden; so ist B. an diesen Kauf nicht gebunden — würde unrichtig seyn, wenn entweder die Verletzung nicht gegründet wäre, oder im Staate das bürgerliche Gesetzbuch Napoleons gälte, nach welchem die Verbindlichkeit eines Kaufs bloß in Bezug auf den über die Hälfte verletzten Verkäufer wegfällt. Die Wahrheit des Schluß-

ſatzes iſt rein logiſcher, die des Oberſatzes iſt bei Rechtsurtheilen wiſſenſchaftlicher, die des Unterſatzes rein empiriſcher, oder, wenn man lieber will, hiſtoriſcher Natur. Soll nun die richterliche Gewalt objectivgültig entſcheiden; (§. 34. — 37.) ſo muß es für jede dieſer drei Arten von Wahrheit einen allgemein anerkannten Maaßſtab geben. Für die erſte iſt er da: denn alle Menſchen ſchließen nach Einem Denkgeſetze. Für die zweite gibt ihn die geſetzgebende Gewalt in dem geltenden Rechte, ſo gut es geben will. (XI.) Für die dritte müſſen ihn die Menſchen aus derſelben Hand empfangen.

§. 50. Der Menſch hält nämlich etwas Vergangenes oder Gegenwärtiges für wahr entweder aus ſubjectiven Gründen, das heißt, aus ſolchen, die, nur im Glaubenden vorhanden, auch nur auf ihn unmittelbar wirken können; oder aus objectiven, das iſt, ſolchen, die, außer ihm vorhanden, auch auf andere unmittelbar zu wirken vermögen. Auf jene Art glauben wir oft an Dinge, welche wir wünſchen, oder welche uns wohlgefallen, bloß weil wir ſie wünſchen, und weil ſie uns gefallen. So glaubte mancher Kaufmann, der Seefriede ſey geſchloſſen, ſo oft er hörte, daß engliſche Staatsboten in Frankreich angekommen wären. Auf die zweite Art glaubt der Feldmeſſer ſeinen Inſtrumenten und Rechnungen, und der Grundbeſitzer dem Feldmeſſer. Jene Art des Glaubens nennt man

Meinung, dieſe Ueberzeugung oder Gewißheit. Der auf dieſe Art Glaubende ſagt, daß er von der Sache überzeugt, und daß die Sache gewiß iſt.

§. 51. Daß derjenige, welcher die richterliche Gewalt ausübt, in Hinſicht des Unterſatzes nicht mit ſeiner Meinung zufrieden ſeyn, ſondern nach Ueberzeugung trachten ſoll, iſt an ſich klar, weil ſonſt die Gerechtigkeit richterlicher Urtheile bloß von dem zufälligen Zuſammentreffen der Wünſche und Neigungen des Richters mit der empiriſchen Beſchaffenheit des eingetretenen Verhältniſſes abhangen würde. Leider iſt es aber auch um die menſchlichen Ueberzeugungen eine ſehr mißliche Sache. Einmal iſt es dem Menſchen ſchwer, die ſubjectiven Gründe ſeines Glaubens von den objectiven, mithin Meinung von Ueberzeugung zu unterſcheiden; zweitens reicht ein und derſelbe objective Grund bei dem Einen, aber nicht bei dem Andern zur Ueberzeugung aus, wie denn z. B. mancher Bauer der Druckerſchwärze glaubt, wo der Alterthumsforſcher nur auf Handſchriften, der Phyſiker nur auf ſeine Sinne oder auf das Zeugniß anderer Naturforſcher, der Aſtronom bloß auf das beſte Sehrohr baut.

§. 52. Soll daher nur einige Sicherheit dafür vorhanden ſeyn, daß der Richter in Bezug auf Recht und Unrecht über eingetretene Verhältniſſe ſo urtheile, wie der Geſetzgeber darüber als über bloß mögliche geurtheilt

hat (das geltende Recht richtig anwende); so muß die richterliche Gewalt gehalten seyn, in Hinsicht ihres Untersatzes nur auf solche objective Glaubensgründe zu bauen, welche das geltende Recht für ausreichend zur Ueberzeugung des Richters erklärt. Die dadurch entstehende Gewißheit wird die rechtliche genannt. Das Bestreben des Richters, dahin zu gelangen, heißt Untersuchung; die Bemühung der zu Richtenden, ihn dahin zu bringen, Beweis. Sie ist, mit einem Worte, eine Ueberzeugung aus Rechtsgründen von etwas Vergangenem oder Gegenwärtigem — von einem Erfahrungssatze.

§. 53. Beim ersten Anblicke dringt sich der Zweifel auf, ob das Recht, welches bloß mit der Abwägung des Gebrauches der äußeren Freiheit zu schaffen hat, irgend etwas über die Gründe aussagen könne, welche den menschlichen Glauben bestimmen? In der That gehen sie dem Rechte nichts an, so lange sie nur den Glauben, als innere Handlung, bestimmen; wohl aber in soferne, als dieser Glaube unmittelbar, und also sein Grund selbst mittelbar die äußere Handlung bestimmt. So hat z. B. außer dem Staate gedacht jeder Mensch das Recht, ein Manuscript, welches er gefertiget, von demjenigen mit Zwange zurück zu nehmen, der es ihm genommen hat. Er ist auch befugt, bei der Frage, ob jener es ihm genommen habe? seiner eignen Ueberzeugung zu folgen, weil es keine andere Möglichkeit für ihn gibt,

die empirische Wahrheit zu erkennen. Es wäre aber mit jedem Gedanken an Verwirklichung des Rechtsfriedens unverträglich, wenn er zur Anwendung von Zwangsmitteln durch eine Ueberzeugung sich bestimmen lassen wollte, welche bloß auf dem objectiven Grunde ruhte, daß er bei seinem Gegner ein Buch gesehen, welches in eben solches Papier, als das seinige, eingewickelt war. Er kann als Mensch glauben, was er will, und warum er will; aber handeln soll er, auch außer dem Staate, im sogenannten Naturstande, nur nach einem vernünftigen Glauben, das ist, nach einem, der auf vernünftigen Gründen ruht.

§. 54. Die Frage, welche objective Glaubensgründe rechtlich zur richterlichen Ueberzeugung ausreichen? hat eben die Schwierigkeiten, die sich überall finden, wo der Mensch einen objectiven Maaßstab der Wahrheit, den die Natur ihm versagte, erkünsteln muß. Das positive Recht fertiget sie in den meisten Staaten dürftig ab; Gerichtsbrauch und Herkommen sind in ihrer Beantwortung fast überall schwankender, als in jeder andern Materie des Rechts, und selbst die philosophische Rechtswissenschaft enthält nicht viel mehr darüber, als eine Verweisung an den gesunden Menschenverstand in vorkommenden Fällen. Inzwischen sind doch alle diese vier Quellen des geltenden Rechts gewöhnlich darüber einig, daß die rechtliche Gewißheit nicht auf solchen Gründen ruhen könne, von denen nach ge-

fälltem Urtheile nicht mehr erkennbar wäre, ob sie bei dessen Fällung wirklich vorhanden waren. Diese Erkennbarkeit ist die Bedingung, ohne welche die Gerechtigkeit einer richterlichen Entscheidung gar keiner Prüfung unterworfen werden könnte.

§. 55. Dieser Umstand macht aus der rechtlichen Gewißheit etwas von der empirischen und historischen, überhaupt, dergestalt Verschiedenes, daß die gegründetste Ueberzeugung, welche der Richter als Mensch von einem Erfahrungssatze hat, in geradem Widerspruche mit derjenigen stehen kann, die er als Richter seinem Urtheile zum Grunde legen muß. Er kann mit seinen eignen Augen gesehen haben, daß der Baum, dessen Werth A. von B. fordert, nicht von B., sondern von C. in des A. Holze gefällt worden: und er wird dennoch so urtheilen müssen, als wäre das Gegentheil wahr, wenn es soviel unverwerfliche Zeugen versichern, als das geltende Recht zur rechtlichen Gewißheit für ausreichend erklärt, wenn ihm das letztere nicht etwa ausdrücklich erlaubt, selbst, in Einer Sache, Richter und Zeuge zugleich zu seyn. Eine solche Erlaubniß aber hübe ebenfalls in den meisten Fällen die Möglichkeit auf, über die Gerechtigkeit der Richter zu wachen.

XIII.

Billigkeit.

§. 56. Ein Recht, welches der Mensch nach der philosophischen-Rechtswissenschaft hat, kann in einem gegebenen Staate durch Gesetz, Gerichtsbrauch oder Herkommen aufgehoben, das heißt: ungültig, und ein im Staate gültiges Recht kann unerweißlich seyn, wenn die empirische Wahrheit, worauf es beruht, nicht zu rechtlicher Gewißheit gebracht werden kann. Dergleichen Rechte nennt man Ansprüche der Billigkeit. Wer sie freiwillig gegen sich gelten läßt, heißt ein billiger Mensch.

§. 57. Ein Rechtsurtheil aber, welches Billigkeitsansprüche anerkennt, ist ungerecht: denn es ist nothwendig entweder auf einen falschen, im geltenden Rechte nicht gegründeten Obersatz, oder auf einen Untersatz gebaut, dem die rechtliche Gewißheit mangelt. Wenn man von dem Gesetzgeber Billigkeit fordert; so ist das so zu verstehen, daß er Rechte, die der Mensch nach der philosophischen Rechtswissenschaft hat, nicht ohne Noth ungültig, oder durch Festsetzung schwieriger Bedingungen rechtlicher Gewißheit unerweißlich machen soll. Die

Forderung ist mit der Forderung, daß er gerecht sey, völlig eins. (§. 39.) Macht man Billigkeit dem Richter zur Pflicht; so kann das nur den Sinn haben, daß er gültige und erwiesene Rechte nicht für bloße Billigkeitsansprüche ansehen, oder daß er freiwillig denjenigen Ansprüchen der Billigkeit genug thun soll, welche gegen ihn selbst statt finden. Jenes ist wiederum nichts, als die Forderung der Gerechtigkeit; dieses ein Anfang der Moral an jeden Menschen.

§. 58. Außerdem versteht man auch unter Billigkeit bald die Geneigtheit, des Richters wie des Gesetzgebers, bloße Tugendpflichten für Rechtspflichten anzuerkennen; bald seinen Hang, ohne Hinsicht auf das geltende Recht, nach bloßer Neigung zu der oder jener Meinung, über Recht und Unrecht zu entscheiden. Jene ist eine zum Glück seltne Schwärmerei, zu welcher Menschen von besserem Herzen als Kopfe durch Enthusiasmus für die Praxis der Tugendlehre hingerissen werden, indem sie vergessen, daß die Tugend erzwingen, die Tugend vernichten heißt. (§. 16. 18.) Dieser ist ein leider häufiges Erzeugniß der Unwissenheit, und des Scheues vor dem Geschäfte des Denkens, welches man sich erspart, wenn man statt des Verstandes die Neigung hört. Jenes entheiligt die Tugend, dieses erniedrigt die Menschheit, beides verletzt das Recht. Daß man es Billigkeit nennt, rühret davon her, daß Gesetzverfasser und Richter dergleichen Entscheidungen mit der

Behauptung zu entschuldigen pflegen, daß die Sache, wenn auch nicht ſtreng recht, doch wenigſtens billig ſey.

§. 59. Deſſenungeachtet kann der Geſetzgeber und der Richter auch auf der entgegengeſetzten Seite fehlen, wenn er der Empfindung gar kein Gehör verſtattet. Der menſchliche Geiſt kann dadurch, daß er die Abſtraction übertreibt, auf Reſultate gerathen, welche die Empfindung empören, die nie abſtrahirt. Dieſe Empörung muß der Menſch als eine Warnung der Natur an den Geiſt, und als eine Aufforderung achten, ſeine trockne Schlußreihe neuen Prüfungen zu unterwerfen. Er wird alsdann oft finden, daß es ihm gegangen ſey, wie einem Algebraiſten, der bei einer Unterſuchung über den Zirkel auf eine Formel ſtößt, deren ſeltſame Geſtalt ihm auffällt: er überſetzt ſie mit Hinſicht auf die Figur in die Sprache des gemeinen Lebens, und entdeckt nun, daß er durch Verſetzung eines einzigen Buchſtaben auf das Reſultat gekommen iſt, daß der Radius eines Zirkels größer ſey, als ſein Durchmeſſer.

XIV.

Rechtskraft.

§. 60. Die richterliche Gewalt soll, wie die gesetzgebende, über Recht und Unrecht unwiderredlich entscheiden. (§. 33. 34. ff.) Sie ist mithin in jedem Falle, wo es wegen Uneinigkeit der Interessenten über Recht und Unrecht ihrer Entscheidung bedarf, befugt und verpflichtet, dieselbe dergestalt zu geben, daß der Vorwand der Ungerechtigkeit eben so wenig dagegen vermag, als gegen das Gesetz. (§. 39.) Dieser Pflicht thut der Staat schon genug, wenn er festsetzt, daß sofort die erste Entscheidung, welche die richterliche Gewalt in Bezug auf einen eingetretenen Fall gibt, unwiderredlich gelten solle. Allein es treten einer solchen allgemeinen Anordnung Bedenklichkeiten entgegen, welche in sehr vielen Fällen eine so nothdürftige Erfullung der Pflicht, unwiderredlich zu entscheiden, als unverträglich mit der höheren Pflicht darstellen, möglichstermaaßen gerecht zu entscheiden.

§. 61. Einmal ist der Richter dem Irrthum' und der Verblendung mehr ausgesetzt, als der Gesetzgeber. Die Gerechtigkeit des letzteren beruht bloß darauf, daß

er die Ausſprüche der Vernunft über das Recht verſtehe, und von der Möglichkeit rechtlicher Verhältniſſe im Staate ſich richtige Vorſtellungen mache. Jener hat es ſtatt deſſen mit der oft ſehr bunten Maſſe des geltenden Rechts und mit wirklich eingetretenen Verhältniſſen zu thun; ihn kann ein bloßer Gedächtnißfehler zum Irrthume verleiten, und es können ihn Leidenſchaften verblenden, welche die Wirklichkeit, die vor ihm liegt, geeigneter iſt, zu erregen, als die bloße Möglichkeit, welche der Geſetzgeber vor Augen hat.

§. 62. Zweitens ſind ungerechte Rechtsſprüche für den Staatsbürger viel drückender, als ungerechte Geſetze. Jener Ungerechtigkeit kann er nicht entgehen; ſie trifft ihn wie den Wanderer der Blitz. Dieſe kann er häufig dadurch vermeiden, daß er ſich hütet, in dasjenige Verhältniß zu treten, worüber das Geſetz ungerecht entſchieden hat.

§. 63. Drittens endlich kann ein ungerechtes Geſetz in ſoferne, als es nur auf die Zukunft ſich bezieht, (§. 42.) zu jeder Zeit unbedenklich widerrufen werden: denn durch ein dergleichen Geſetz erlangt eine gegebene Perſon niemals ein Recht; es giebt ihr nur die Möglichkeit, es zu erlangen, wenn ſie in den Fall kommt, der dem Geſetze als Vorſtellung unterliegt. (vergl. §. 13.) Nicht ſo mit dem Rechtsſpruche. Ihn kann, in ſoferne er unwiderredlich ſeyn ſoll, der Richter nicht wider-

rufen, denn könnte er es; so würde die dadurch verletzte Parthei immer Mittel finden, durch Vorstellungen über dessen Ungerechtigkeit ihn zum Widerrufe zu vermögen, und der Spruch wäre nicht unwiderruflich. Aber auch der Gesetzgeber hat dazu kein Recht: denn indem der Richterspruch aussagt, daß eine gegebene Person in dem Falle des Gesetzes sich wirklich befinde, erkennt die entscheidende Staatsgewalt das Recht, zu dessen Erlangung das Gesetz nur die Möglichkeit gab, für wirklich erlangt an, und der Gesetzgeber würde die Persönlichkeit des Staats aufheben, wenn er durch einen Widerruf den Staatswillen dem Denkgesetze des Widerspruchs entzöge. (§. 48.) Nur in den minder häufigen Fällen, die §. 42. erwähnt worden sind, würde die Aufhebung erlangter und anerkannter Rechte durch den Gesetzgeber nur dem Nothstande zu entschuldigen, und dann weniger eine gültige Entscheidung der gesetzgebenden Gewalt, als eine Ankündigung von Seiten des Staats seyn, daß die vollstreckende Gewalt hier nicht nach dem Gebote des Rechts, sondern nach dem der Noth verfahren werde. (V.)

§. 64. Es ist daher vernünftig, in Fällen, wo nicht der Drang der Umstände ein anderes fordert, oder die Unwichtigkeit des Gegenstandes ein anderes räth, demjenigen, der durch einen Rechtsspruch sich beschwert glaubt, zu gestatten, daß er ihn als ungerecht anfechte, und von der richterlichen Gewalt dessen anderweite Prü-

fung und Abänderung verlange. Nur müssen diese Anfechtungen durch das geltende Recht, das heißt, durch die ausdrückliche oder stillschweigende Gesetzgebung des Staats, (§. 43. ff.) der Anzahl nach beschränkt, und an gewisse Zeitfristen gebunden werden, weil außerdem der Spruch nimmer zur Unwiderredlichkeit gelangen könnte. Sind in einem gegebenen Falle dergleichen Anfechtungen gar nicht nachgelassen, oder ist die Anzahl der nachgelassenen erschöpft, oder sind die Fristen verlaufen, während welchen sie zulässig waren, so gelangt der Spruch zu derjenigen Unbestreitbarkeit, welche die Praxis unter dem Namen Rechtskraft kennt.

§. 65. Das geltende Recht kann Anfechtungen eines Richterspruchs entweder so zulassen, daß die Prüfung und die Abänderung oder Bestätigung des Spruchs demselben Richter anheim fällt, der ihn verfaßt hat; oder so, das beides das Geschäft eines andern Richters wird. Man kann jene revisorische, diese devolutive Rechtsmittel nennen. Die ersteren sind, bei der großen Unwahrscheinlichkeit, einen Menschen durch bloße Vernunftgründe zum ausdrücklichen Eingeständnisse eignen Irrthums zu bringen, den letzteren weit nachzusetzen. Beiden Arten kann auch entweder die Wirkung, die Vollstreckbarkeit des Spruchs aufzuschieben, oder nur die beigelegt werden, die Gerechtigkeit desselben, zum Behuf der Wiederherstellung des durch die Vollstreckung bereits verletzten oder damit wenigstens

bedroheten Rechtes, einer neuen Prüfung zu unterwerfen. (remedia ſuſpensiva et reſtitutoria.) Das Dringende der Vollziehung räth dem Geſetzgeber in vielen Fällen, aufſchiebende Anfechtungen zu verſagen, wo die Sorge für die Gerechtigkeit ihn veranlaſſen muß, herſtellende zu verſtatten.

§. 66. Dadurch entſteht eine doppelte Art von Rechtskraft, welche man durch die Namen der abſoluten und der relativen unterſcheidet. Unter dieſer verſteht man diejenige Eigenſchaft eines Rechtsſpruches, vermöge deren er nach dem geltenden Rechte vollſtreckt werden kann, weil keine aufſchiebenden Rechtsmittel dagegen vorhanden ſind; unter jener die Eigenſchaft, vermöge deren er ſchlechterdings für gerecht gelten muß, weil es weder herſtellende, noch aufſchiebende Rechtsmittel dagegen gibt. Die Practiker, denen die Vollſtreckbarkeit eines Rechtsſpruchs gewöhnlich näher am Herzen liegt, als deſſen Gerechtigkeit, geben den Namen der Rechtskraft vorzugsweiſe der relativen. Uebrigens äußert ſich in Hinſicht der Suspenſivkraft, welche den Eintritt der relativen Rechtskraft aufhält, ein merkwürdiger Unterſchied zwiſchen dem deutſchen und dem franzöſiſchen Proceßrechte, indem jenes ſie der Friſt, dieſes dem Rechtsmittel beilegt. Nach jenem tritt die relative Rechtskraft (die Vollſtreckbarkeit) erſt mit dem Augenblicke ein, wo die geſetzlich beſtimmte Friſt abläuft, binnen welcher aufſchiebende Rechtsmittel hät-

ten eingelegt werden können: und die deutsche Aengstlichkeit treibt diesen Satz so weit, daß sie auch solche Rechtssprüche, gegen welche kein aufschiebendes Rechtsmittel statt findet, nicht eher für vollstreckbar hält, bis die zehn Tage verstrichen sind, binnen welchen eines hätte eingewendet werden können, wenn eines statt fände. Der französische Proceß hingegen, und allem Ansehen nach mit ihm auch der westphälische (Art. 357. der W. P O.), legt nur den ersten acht Tagen der Appellationsfrist die Eigenschaft bei, daß (bei den jugemens non exécutoires par provision) innerhalb derselben die Vollstreckung gar nicht statt findet, späterhin aber vom Berechtigten gesucht und vom Verurtheilten bloß durch die wirkliche Einlegung des Rechtsmittels aufgehalten werden kann. Ein Grundsatz, welcher den Vorwurf gar sehr entkräftet, daß die französische Appellationsfrist zu lang sey. Freilich hat der Verurtheilte drei Monat Zeit, zu appelliren; aber doch nur in soferne, als der Gegner durch das Gesuch um Vollstreckung ihn nicht zwingt, es früher zu thun.

§. 67. Ein rechtskräftiger Spruch hat für diejenigen Personen, über deren Verhältnisse äußerer Freiheit gegen einander er entscheidet, Gesetzes Kraft. Er kann aber weder andere Personen, über deren Verhältnisse er nichts aussagt, noch auch die nämlichen Personen in Verhältnissen äußerer Freiheit, die bei seiner Abfassung nicht im Streite waren, verbinden. Wenn an-

dere, oder die nämlichen Personen in anderen, aber ähnlichen Rechtsverhältnissen eben so gerichtet werden; so ist es nicht der vorige Spruch, sondern es sind seine Entscheidungsgründe (§. 48.), welche sie verbinden, in soferne sie Wahrheiten des geltenden Rechts ausdrücken.

§. 68. Es ist überhaupt für die Lehre von den Wirkungen eines rechtskräftigen Spruches von großer Wichtigkeit, daß man ihn selbst von seinen Entscheidungsgründen wohl unterscheide. Zu diesem Behufe muß man den Unterschied ins Auge fassen, welcher statt findet zwischen den Entscheidungsgründen des Spruchs, und denen seines Verfassers. Jene sind diejenigen Sätze, woraus der Spruch gefolgert werden kann; diese diejenigen, woraus sein Verfasser ihn wirklich gefolgert hat, oder gefolgert zu haben angibt. Die letzteren können unrichtig, und dennoch der Spruch selbst gerecht seyn. Als Beleg hierzu kann die Anecdote von einem Schüler der richterlichen Entscheidungskunde dienen, welcher einen Hausherrn, der seine Magd geschwängert hatte, das Kind für das seinige anzuerkennen unter dem Anführen verurtheilte, daß nach dem in Deutschland geltenden römischen Rechte die Geburt der Magd des Herrn Eigenthum sey. Es ist daher vernunftwidrig, den Begriff der Rechtskraft vom Spruche auf die Entscheidungsgründe überzutragen. (M. sehe jedoch §. 147. ff.) Auf die Richtigkeit derjenigen, welche der

Verfaſſer angibt, gilt von der vorausſetzlichen Gerechtigkeit des Spruches kein Schluß. Diejenigen aber, aus welchen der Spruch gefolgert werden kann, bedürfen keiner Rechtskraft. Sie verbinden als Sätze des geltenden Rechts und die vorausſetzliche Gerechtigkeit des Spruchs kann ſie ſo wenig beſtätigen, als der Satz, daß zweimal zwei Aepfel vier Aepfel ſind, den Satz beſtätiget, daß überhaupt zweimal zwei viere macht.

§. 69. Wie die Verbindlichkeit poſitiver Geſetze von der Promulgation; (§. 41.) ſo iſt die Möglichkeit, daß ein Rechtsſpruch rechtskräftig werde, von deſſen Eröffnung an die Intereſſenten bedingt. Auch hier wird, ſtreng genommen, eine ſolche Eröffnung erfordert, welche den Inhalt des Spruchs wirklich in deren Bewußtſeyn bringt. Da aber dergleichen nicht in allen Fällen ausführbar iſt; ſo bedarf es auch hier wieder einer, vom geltenden Rechte beſtimmten Form, deren Beobachtung die Vorausſetzung des Bekanntſeyns rechtlich begründet. (§. 42.)

XV.

Nichtigkeit.

§. 70. Rechtssprüche können, wie Gesetze (§. 38.), so ungerecht oder unvernünftig seyn, daß ihrer Vollstreckung unübersteigliche, physische oder moralische Hindernisse entgegentreten. Es gibt deren in der That, welche dem Spruche eines wahnsinnigen Richters gleichen, nach welchem der Beklagte in den Mond reisen, oder seinen Bruder erschlagen soll, weil er es dem Kläger versprochen hat. Das geltende Recht, als der Dollmetscher des vernünftigen Gemeinwillens, kann daher nicht allen möglichen Rechtssprüchen die Fähigkeit zusprechen, rechtskräftig zu werden. Die Eigenschaft eines Spruches nun, vermöge deren er nach dem geltenden Rechte niemals Rechtskraft erlangt, heißt dessen **Nichtigkeit**. Sie ist, mit andern Worten, eine vom geltenden Rechte anerkannte gänzliche **Untauglichkeit** zu dem Zwecke des Staats, den ewigen Rechtsfrieden möglichst herzustellen. (vergl. §. 27. u. unten §. 104.)

§. 71. Da es eine doppelte Art von Rechtskraft gibt; (§. 66.) so läßt sich auch eine doppelte Art von

Nichtigkeit, nämlich eine absolute und eine relative annehmen, welche beide der absoluten und relativen Rechtskraft in umgekehrtem Verhältnisse entgegenstehen. Ein Richterspruch, welcher dem geltenden Rechte nach nie vollstreckbar, das ist, nie relativ rechtskräftig wird, (§. 66.) ist absolut nichtig; ein solcher, der nach dem geltenden Rechte nie absolute Rechtskraft erlangen, das heißt, zwar vollstreckbar, aber nie für schlechterdings gerecht geachtet werden kann, ist es nur relativ. Der eben angeführte Spruch, welcher auf die Erfüllung des Versprechens dringt, in den Mond zu reisen, oder einen Bruder zu erschlagen, ist ein Beispiel absoluter Nichtigkeit. Die relative ist nichts anders als eine Wirkung der Unverlierbarkeit der herstellenden Rechtsmittel gegen den Spruch. Relativ nichtig ist, in diesem Sinne, ein jeder, der auf Bestrafung eines Verbrechers an seinem guten Namen erkennet; in soferne nämlich der Bestrafte, und selbst seine Nachkommen, nimmer das Recht verlieren, die Wiederherstellung des guten Namens zu suchen, indem sie des Bestraften Unschuld beweisen. Die Praxis versteht unter der Nichtigkeit vorzugsweise die absolute. Nur in der des peinlichen Rechts wird mit dem Satze, daß peinliche Urthel wider den Angeklagten nie rechtskräftig werden, auf die Unmöglichkeit absoluter Rechtskraft, und somit auf die relative Nichtigkeit gedeutet.

§. 72. Man nennt eine Nichtigkeit **positiv** oder **gegeben**, wenn die Unfähigkeit des Spruchs zur Rechtskraft auf positiven Gesetzen oder dem Gerichtsbrauche beruht; **natürlich**, wenn jene Unfähigkeit aus demjenigen Theile der philosophischen Rechtswissenschaft erkannt wird, welchen man Metaphysik des Processes nennt. Die erstere Art findet sich selten. Wenn die Gesetze von Nichtigkeit reden; so ist es gewöhnlich eine solche, welche die Metaphysik des Processes anerkennt, das Gesetz aber bestätiget oder aufhebt: oder es ist eine bloß scheinbare. Scheinbar z. B. sind alle die sogenannten **heilbaren**, gegen welche die deutschen Gesetze eine an gewisse Fristen gebundene Nichtigkeitsbeschwerde gestatten: denn eben dadurch, daß diese Beschwerde erlöschen kann, wird dem Spruche die Fähigkeit zur Rechtskraft gegeben, und die Nichtigkeit, welche im Mangel dieser Fähigkeit besteht, (§. 70.) ausgeschlossen. Wenn hingegen die Königl. Sächs. Gesetze die Anfechtung eines Spruches wegen Mangels der Ladung oder Vollmacht zu jeder Zeit gestatten; so ist dieses blos die Bestätigung einer natürlichen Nichtigkeit. Von der zweiten Art behaupten manche Rechtsphilosophen, daß sie den Verfügungen des Gesetzgebers gar nicht unterworfen sey. Allerdings würden Gesetze, welche offenbare natürliche Nichtigkeiten aufheben wollten, das Schicksal haben, keine Vollstrecker zu finden; (§. 39.) und selbst der 1030. Artikel des Code de

procédure civile, daß kein acte de procédure für nichtig erklärt werden ſoll, wenn ſeine Nichtigkeit nicht ausdrücklich durch das Geſetz ausgeſprochen worden iſt — würde ſich einen Abfall gefallen laſſen müſſen, wenn einmal die Frage vorkäme, ob die Verurtheilung zu einer Reiſe in den Mond nichtig ſey. (§. 70.) Allein die Wiſſenſchaft iſt über den oberſten Erkennungsgrund natürlicher Nichtigkeit noch ſo wenig im Klaren, daß dieſer Satz der Praxis noch zur Zeit nicht viel nützt. Wenn ein Rechtsſpruch, welcher über Gegenſtände erkennt, welche nicht im Streite waren, natürlich nichtig wäre, und wenn der Geſetzgeber darüber gar nichts Vernunftmäßiges verfügen könnte; ſo müßte man es für etwas Vernunftwidriges anſehen, daß die franzöſiſche Gerichtsordnung (480. 483.) dieſe Nichtigkeit aufgehoben hat, indem ſie die gegen einen ſolchen Spruch ſtatt findende requête civile an eine Friſt von drei Monaten band. Gleichwohl ſpricht dieſe Verordnung jedermann als vernünftig, ja faſt als nothwendig an, wenn man bedenkt, daß ohne ſie gegen jeden Rechtsſpruch zu jeder Zeit ein neuer Streit über die Frage entſtehen könnte, ob er genau über denſelben Gegenſtand verfüge, über welchen geſtritten worden. Der ausübende Rechtsgelehrte darf daher, wenigſtens in dieſer Lehre, die Vernunftmäßigkeit des Geſetzes nicht nach den Syſtemen der Philoſophen meſſen. Er thut beſſer mit einem umgekehrten Verfahren, wobei er aus einem

Geſetze, welches zwar eine angeblich natürliche Nichtigkeit aufhebt, aber dabei doch nicht vernunftwidrig erſcheint, den Schluß macht, daß die aufgehobene Nichtigkeit keine wahrhaft natürliche war.

XVI.

Vollſtreckung der Geſetze.

§. 73. Die Staatsgewalt ſoll ihre Entſcheidungen über Recht und Unrecht mit möglichſter Unwiderſtehlichkeit **vollſtrecken**, das heißt, denjenigen Zuſtand der Menſchen in der Sinnenwelt, welchen ſie für rechtlich erklärt hat, durch den ihr zu Gebote ſtehenden **Zwang** beſtmöglichſt zu verwirklichen trachten. (§. 27. — 35.) Dieſes „beſtmöglichſt“ legt ihr die doppelte Pflicht auf, da, wo dieſer Zuſtand vorhanden iſt, durch Zwang zu bewirken, daß er nicht geſtört werde; und da, wo er ſchon geſtört iſt, durch Zwang ihn möglichſt wieder herzuſtellen. Da nun in jedem Falle, wo einem Geſetze entgegen gehandelt wird, auch eine Störung des Rechtlichkeitszuſtandes erfolgt, zu deſſen Nachbildung es die Vorzeichnung gibt; (§. 38. 31.) ſo iſt es auch Pflicht der Staatsgewalt, durch Zwang zu hindern, daß man den Geſetzen (ſie ſeyen gleich ausdrücklich oder ſtillſchweigend XI.) entgegen handle. Dieß nennt man die Geſetze **vollſtrecken**.

§. 74.

§. 74. Zu dieſer Vollſtreckung iſt nur der pſychologiſche Zwang (§. 7.) tauglich. Der phyſiſche würde eines Theils in allen denjenigen Fällen unanwendbar ſeyn, wo einem Geſetze durch Unterlaſſung entgegen gehandelt wird, und wo alſo die Menſchen, damit das Geſetz vollzogen würde, zu der entgegen geſetzten That gezwungen werden müßten, welches phyſiſcher Zwang nie bewirken kann. (§. 8.) Andern Theils könnte er überhaupt den möglichen Handlungen der Menſchen gegen das Geſetz nur auf die oben (§. 10.) bemerkten zwei Arten entgegen geſetzt werden, daß man ſie entweder des Gebrauchs der Kräfte entſetzte, wodurch ſie das Geſetz verletzen könnten, oder daß man im Voraus jeden möglichen Erfolg ihrer Beſtrebungen gegen das Geſetz verhinderte. Jenes iſt im Allgemeinen unmöglich: der Staat kann nicht alle Bürger in Feſſeln legen, damit kein Raub geſchehe. Im Beſondern wäre es ungerecht: denn ein ſo angewendeter phyſiſcher Zwang hindert mit der ungerechten Handlung auch alle gerechte, die mit denſelben Kräften ausgeführt werden müßten, (§. 10.) und iſt in ſoferne als ein Hinderniß des Rechts unrecht. (§. 13.) Das zweite iſt im Allgemeinen ebenfalls unmöglich; und wo es möglich wäre, da würde neben einer ſolchen Anwendung phyſiſchen Zwanges das Geſetz ſelbſt, welches dadurch vollſtreckt werden ſollte, als entbehrlich hinwegfallen. Wenn ein Geſetz verböte, durch ein gewiſſes Stadtthor Waaren

heimlich aus und ein zu bringen, die Regierung aber daſſelbe verrammeln ließe; ſo würde durch dieſen phyſiſchen Zwang das Geſetz nicht vollſtreckt, ſondern entbehrlich gemacht werden. Es bleibt alſo für die Vollſtreckung der Geſetze, in dem eben feſtgeſtellten Sinne, (§. 73.) nur der pſychologiſche Zwang übrig, das heißt, die Staatsgewalt ſoll mit der Uebertretung ein Uebel für den Uebertreter verbinden, welches minder erträglich, als die Entbehrung des aus der Uebertretung zu ziehenden Vortheils, und alſo geeignet iſt, von der Uebertretung abzuhalten. (§. 7.)

§. 75. In denjenigen Fällen, wo der Staat im Stande iſt, durch Zwang dem Uebertreter den Vortheil der Uebertretung nachher wieder zu entreißen, und den verletzten Rechtszuſtand wieder herzuſtellen, iſt für dieſen Zweck ſchon dadurch viel geſchehen, daß der Uebertreter voraus weiß, er könne und werde zur Herſtellung des verletzten Zuſtandes, das heißt, zu vollſtändigem Erſatze, unwiderſtehlich gezwungen werden. Die Nothwendigkeit, den erlangten Vortheil gänzlich wieder aufzugeben, als ein Uebel betrachtet, iſt ſchon an ſich dem Uebel der urſprünglichen Entbehrung deſſelben gleich. Iſt nun mit jenem noch das Uebel verbunden, dem Verletzten allen Nachtheil, der den Vortheil des Verletzers überſteigen kann, vergüten zu müſſen; ſo wird das erſtere größer, als das zweite, und kann zur Wahl des letzteren, das iſt, zur Befolgung des Geſetzes

psychologisch zwingen. In dieser Hinsicht kann die Anwendung der Gesetze bei den Rechtsurtheilen, und die Vollstreckung der letzteren als eine Vollstreckung der Gesetze selbst angesehen werden, und wird in der That häufig so genannt.

§. 76. Eines andern psychologischen Zwanges bedarf es in denjenigen Fällen, wo der Uebertreter hoffen oder überzeugt seyn kann, der Nothwendigkeit des Ersatzes zu entgehen, weil es entweder nicht wahrscheinlich ist, daß die empirischen Sätze, worauf der Rechtsspruch ruhen müßte, (§. 49.) zu rechtlicher Gewißheit gebracht werden; oder weil es selbst unter Voraussetzung dieser Gewißheit unmöglich seyn würde, ihn seines Vortheils zu entsetzen und zum vollständigen Ersatze anzuhalten. Die Furcht, zum Ersatze verurtheilt zu werden, mag den Dieb nicht anfechten, welcher unentdeckt zu bleiben hofft; und die Besorgniß, dazu gezwungen zu werden, wird den betrügerischen Kaufmann nicht quälen, welcher weiß, daß er nichts mehr haben wird, wenn es bis zur Vollstreckung des Spruches kommt: sie wird noch weniger den Mörder beunruhigen, dem keine Verurtheilung zum Ersatze des Vortheils würde entsetzen können, einen verhaßten Nebenbuhler aus dem Wege geräumt zu haben. In solchen Fällen muß daher mit der Uebertretung des Gesetzes, außer dem Ersatze, ein Uebel als Folge verbunden werden, welches geeignet ist, von der Uebertretung abzuhalten, indem es denjenigen, der auf die Un-

möglichkeit bauen wollte, seines Vortheils entsetzt und zum Ersatze angehalten zu werden, als ein, den Vortheil überwiegender unvermeidlicher Nachtheil; demjenigen aber, der unüberführt zu bleiben hoffen möchte, als eine Gefahr erscheint, welcher um des Vortheils der Uebertretung willen er sich vernünftiger Weise nicht aussetzen mag. Ein solches Uebel nennt man Strafe.

§. 77. Das Recht der Staatsgewalt, zu strafen, geht aus ihrer Pflicht, den Rechtlichkeitszustand zu verwirklichen und zu erhalten, und aus den Hindernissen, welchen sie bei dem Versuche begegnet, diese Pflicht zu erfüllen, eben so als eine Vernunftnothwendigkeit hervor, wie ihr Befugniß, über Recht und Unrecht überhaupt zu entscheiden: und die Verbindlichkeit, Strafe zu leiden, ist mit manchen Uebertretungen des Gesetzes eben so rechtlich verbunden, als die Verbindlichkeit zum Ersatze mit allen. Die Vernunft gebietet das Rechthandeln: der Trieb fordert Wohlseyn. So oft also Unrechthandeln Wohlseyn verspricht, tritt bei der Bestimmung des Willens der Trieb der Vernunft entgegen, stört den Gebrauch der inneren Freiheit, (§. 3.) und hindert das Rechthandeln, wenn er über die Vernunft triumphirt. Soll dieses Hinderniß des ewigen Rechtsfriedens gehoben werden; so muß Wohlseyn und Rechthandeln in ein Verhältniß gesetzt werden, wo das zweite eine Bedingung des ersten, wo der Wegfall des Wohlseyns eine Folge des Unrechthandelns werde.

Gleichwie der Mensch der Glückseligkeit, seiner eignen Ueberzeugung von Recht und Unrecht zu folgen, entsagen, und einen Gesetzgeber und Richter ausser sich anerkennen muß, damit dasjenige Hinderniß des ewigen Rechtsfriedens aus dem Wege geräumt werde, welches aus der Verschiedenheit der menschlichen Ueberzeugungen entspringt; (IX. X.) so muß er auch den von der Natur ihm dargebotenen Vortheil, ohne Rechthandeln glückselig seyn zu können, aufopfern, damit derselbe der Vollziehung des Rechtsgesetzes nicht im Wege sey: er muß auf das Wohlseyn verzichten, in soferne es nach dem natürlichen Laufe der Dinge unabhängig vom Rechthandeln bestehen könnte; er muß sich gefallen lassen, daß es ihm entzogen werde, sobald er unrecht gehandelt hat; er muß Ersatz leisten, und **Strafe** leiden, wo es ausser dem Ersatze noch eines andern Uebels bedarf, um das mit dem Rechtsgesetze unverträgliche, das heißt, dessen Vollziehung hindernde Verhältniß aufzuheben. Der Anspruch, daß er Strafe leide, steht dem Staate zu, weil derselbe **berechtiget** ist, die Hindernisse wegzuräumen, welche die Natur der Vollziehung des Rechtsgesetzes entgegensetzt: und jeder Staatsbürger hat zugleich den Anspruch an den Staat, daß er dem Uebertreter des Gesetzes Strafe zufüge, weil der Staat zur Vollziehung des Rechtsgesetzes, und folglich auch zur Wegräumung der natürlichen Hindernisse derselben **verpflichtet** ist. (§. 33.)

Man sieht übrigens leicht, daß die Strafbarkeit einer Handlung schlechterdings von der Absicht des Handelnden abhangt, welches in Hinsicht dieser Unrechtmäßigkeit nicht der Fall ist. Die Vernunft fordert Strafe, damit der Trieb das Unrecht nicht fordere; damit der Mensch abgehalten werde, das Gesetz zu übertreten, indem er bedenkt, daß er dadurch sein Wohlseyn verwirkt. Es wäre also Unsinn, auf einen zufälligen Todschlag eine Strafe zu setzen, da keine denkbar ist, welche den Menschen von einem zufälligen Todschlage abhalten könnte. Auch wenn man von der Strafbarkeit eines schuldhaften Todschlags, einer schuldhaften Brandstiftung u. s. w. spricht, spielt man nur mit Worten. Nicht der Todschlag, nicht die Brandstiftung, ist in diesem Falle strafbar, sondern die Unachtsamkeit, welche diese Unglücksfälle veranlaßte.

Ueber die Fragen: Bei welchen Arten von unrechten Handlungen es einer Strafe bedürfe? und von welcher Größe und Beschaffenheit das Strafübel seyn müsse, um das mit dem Rechtsgesetze übereinstimmende Verhältniß zwischen Wohlseyn und Rechthandeln möglichst herzustellen? sind die Menschen eben so verschiedener Meinung, als über die Frage von Recht und Unrecht überhaupt. (§. 33.) Schon um deswillen bedürfen sie der Entscheidung durch die gesetzgebende Gewalt. (§. 34. 36. 37.) Allein dieselbe ist auch darum nöthig, weil der Staatsbürger vor der Handlung wissen

muß, ob sie Strafe nach sich ziehe, wenn die Strafe ihn psychologisch zwingen soll, davon abzustehen; und weil die Vorstellung eines Uebels nur dann zu dieser Wirkung wohl geeignet ist, wenn sie die Beschaffenheit und Größe desselben enthält. Tausend Menschen, welche die Vorstellung eines mehrjährigen Gefängnisses vom Diebstahle abhält, würden stehlen, wenn sie bloß soviel wüßten, daß der entdeckte Diebstahl ein Uebel überhaupt nach sich ziehe. Sie würden es sich so gelinde und klein vorstellen, daß es gegen den Vortheil, den der Diebstahl verspricht, nicht in Betrachtung kommen könnte, so wie, bei dem Mangel einer objectiv gültigen Bestimmung der Strafbarkeit, der Trieb nur allzuleicht Mittel finden würde, jede Vortheil verheißende Handlung als nothwendig vorzustellen. Daher die Nothwendigkeit einer Strafgesetzgebung, und der Unterschied zwischen ihr und der bürgerlichen, deren Verletzung nur den Ersatz zur rechtlichen Folge hat.

§. 78. Uebrigens gilt von der Strafgesetzgebung alles das, was oben (XI.) von der Gesetzgebung überhaupt gesagt worden ist. Strafgesetze sind ausdrücklich oder stillschweigend, wie Gesetze überhaupt, und letzteren Falls die Strafen hergebracht oder philosophische Rechts. Nur steht der Praxis in Hinsicht ihrer Zuflucht zu stillschweigenden Strafgesetzen beim Mangel positiver, besonders in Hinsicht der Zuflucht zum philo-

sophischen Strafrechtssysteme der Umstand entgegen, daß es mit diesem Theile der Wissenschaft noch höchst mißlich aussieht, besonders, wo von dem Maaßstabe der Strafen die Frage ist. Sie hält sich daher, erwartend, daß allda Licht werde, inzwischen an die zwei Maximen: daß beim Stillschweigen der positiven Gesetze ein Unrecht im Zweifel für straflos zu halten: und daß da, wo über die Strafbarkeit an sich kein Zweifel statt findet, indem entweder das positive Gesetz oder der Brauch sie erklärt, ohne jedoch Beschaffenheit und Größe des Strafübels zu bestimmen; oder wo sie sonst der gesunden Vernunft einleuchtet, nur das möglichst kleinste Strafübel, welches zur Abhaltung des nach Wohlseyn ewig lüsternen Menschen von dem gegebenen Unrechte geeignet seyn möchte, für rechtmäßig zu achten sey.

§. 79. Die Frage von der Strafbarkeit einer Handlung, welche bereits in die Reihe der Begebenheiten eingetreten ist, bedarf natürlich eben so wohl, als die von ihrer Unrechtmäßigkeit, der Entscheidung der richterlichen Gewalt. (§. 36.) Daher die Nothwendigkeit der Strafrechtssprüche im Gegensatze der bürgerlichen. Von ihnen gilt alles das, was oben (XII. XIII. XIV. XV.) von Rechtssprüchen überhaupt gesagt worden ist. Die strafrichterliche Gewalt fällt ihr Urtheil nach eben dem Muster, wie die richterliche überhaupt; (§. 48.) nur daß die Handlung x. beim Strafrechtsspruche allezeit die Erduldung der Strafe oder die

Verſchonung damit bedeutet. Mit andern Worten: Wie der bürgerliche Rechtsſpruch über die Erſatzleiſtung, ſo beſtimmt der Strafrechtsſpruch über die Beſtrafung.

§. 80. Uebrigens nennt der Sprachgebrauch auch diejenigen Uebel Strafen, welchen der Beſchädiger lediglich zum Vortheile des Beſchädigten unterworfen wird, es ſey nun vermöge eines Vertrags, oder vermöge eines Geſetzes. (Conventionalſtrafen; Strafen an Erſatzes Statt.) Dieß ſind Strafen des bürgerlichen Rechts. Das Criminalrecht, ſelbſt im weiteſten Sinne des Worts, hat es bloß mit denjenigen zu thun, welche die Staatsgewalt verhängt, nicht damit irgend jemand einen beſondern Vortheil davon habe; ſondern damit ſie, als Nachtheil für den Uebertreter des Geſetzes, das Wohlſeyn vom Rechthandeln abhängig machen mögen.

Anhang zu XVI.

Den obersten Grundsatz des Strafrechts zu finden, ist eine der großen Aufgaben der laufenden Zeit. Die noch ungelungenen Versuche, sie zu lösen, haben die verschiedenen Systeme erzeugt, die man unter den Namen der Theorie der Abschreckung, der Besserung, des psychologischen Zwanges, der Prävention, des Rechtsanspruchs auf Wohl oder Wehe, des Organismus, der Entschädigung für verletzte Sicherheit u. s. w. kennt, oder auch nicht kennt, je nachdem sie mehr oder weniger die Ehre gehabt haben, gepriesen oder bestritten, und eben darum getauft zu werden.

Ich habe in dem vorstehenden Abschnitte von allen möglichen Ansichten nur Eine vorgetragen, weil sie mir am geeignetesten schien, nicht etwa einem Folgerechten Systeme des philosophischen Criminalrechts zur Grundlage zu dienen; wohl aber dasjenige, was in der Erfahrung angetroffen wird, durch Zurückführung auf die gesunde Vernunft zu erklären, und den Practiker

auf einen Gesichtspunkt zu stellen, aus welchem er die Strafgesetzgebung, so wie sie ist, von der bürgerlichen unterscheiden könne.

Wenn man fragt, wie es zugehe, daß Rechtsgesetze wissentlich übertreten werden, so scheint eine dreifache Antwort möglich. Sie werden übertreten entweder aus Immoralität: der Bürger achtet das Sittengesetz nicht, und thut das Unrecht aus Gleichgültigkeit gegen das Recht, aus Mangel an Nachdenken über beides. Oder sie werden übertreten aus Eigensucht: der Bürger wägt kalt den Vortheil von beiden ab, und wählt das Unrecht, weil es ihm einen Zuwachs an Wohlseyn verheißt. Oder endlich sie werden übertreten aus Leidenschaft: der Bürger wird von der Gewalt des Triebes ergriffen, und verbricht, weil seine Vernunft und selbst jeder entgegengesetzte Trieb im Kampfe unterlag. Aus diesem Gesichtspunkte scheint der Staat, um die Gesetze aufrecht zu erhalten, (zu vollstrecken) auch dreierley thun zu müssen; nemlich: den Unmoralischen bessern; den Eigensüchtigen durch Vorhaltung eines den Vortheil überwiegenden Nachtheils abhalten; den Leidenschaftlichen abschrecken, ungefähr wie man den Hund mit der Peitsche schreckt. Und in der That, nach dieser dreifachen Richtung sehen wir die Regierungen streben. Sie behandeln, so zu sagen, den Bürger bald als Kind, bald als speculativen Handels-

mann, bald als Thier. Sie unterwerfen ihn correctionellen Strafen, wie der Erzieher, der den Knaben unter Büchern einsperrt, damit er lese; sie setzen Strafübel, welche dem kalten Selbstsüchtler das ersprießliche Unrecht verleiden; sie stellen Schreckbilder auf, welche in dem von der Leidenschaft ergriffenen Gemüthe neben die Vorstellung von der Süßigkeit des Verbrechens sich hindrängen und die gewaltige Leidenschaft der Furcht gegen diejenige bewaffnen sollen, welche den Willen zur Unthat hinzureißen trachtet.

Der Philosoph kann die erste und dritte dieser Bestrebungen für nichts anders, als, jene für einen pädagogischen, diese für einen psychologischen Versuch ansehen, welche eben so wahrscheinlich im Ganzen ewig mißlingen werden, als der kalte Forscher das Recht der Regierungen, sie zu unternehmen, in Zweifel ziehen wird. Was zuerst das Recht, als die Hauptsache, anlangt; so ist der Staat durch keine Vernunftnothwendigkeit zum Erzieher und Sittenlehrer seiner Bürger berufen. (§. 30.) Uebernimmt er dieß Geschäft; so ist das nur in soferne für rechtmäßig anzusehen, als er rechtmäßige, die Freiheit nicht verletzende Mittel dazu anwendet, und als es ihm wenigstens bis auf den Punct gelingt, daß er nichts verschlimmert, wo er verbessern wollte. Aber die Erfahrung prediget laut, daß dieß nur selten gelingt, und daß der Staat gewöhnlich übel ärger macht, wenn er für die moralische Besse-

rung und Ausbildung des Bürgers mehr thut, als ihm die Mittel zu derselben zu freier Wahl anbieten.

Geneigter könnte man seyn, ihm das Recht der Abschreckung einzuräumen, wenn man bedenkt, daß der Mensch in dem Augenblicke, wo die Leidenschaft ihn gänzlich hindert, die Stimme der Vernunft zu vernehmen — in dem Augenblicke, wo der Trieb, als Sieger der Vernunft, den Willen sich schon unterworfen hat, und es nur noch an der Ausführung mangelt — bereits zum Thiere herabgesunken ist, (§. 1.) und folglich auch nur wie ein Thier zu dem, was recht ist, angetrieben werden kann. (Vergl. unten §. 83.) In der That läßt sich dieser Grund in Bezug auf einen Feldherrn hören, der in dem Augenblicke, wo seine Soldaten erschrocken vor dem Flintenfeuer des Feindes weichen, Kanonen in ihrem Rücken aufführen läßt, um ihre Furcht durch ihr Entsetzen zu überwinden; allein der Gesetzgeber kann weder, wie der Feldherr, diese Maasregel auf eine bloße Drohung, noch die Wirksamkeit dieser Drohung auf den kritischen Zeitraum, zwischen der Unterjochung des Willens durch den Trieb und der Ausführung des Verbrechens, einschränken. Die Furcht, welche durch ein Strafgesetz bewaffnet wird, wirkt auch schon *vor* jener Unterjochung, und auch noch *nach* der Ausführung mit aller Kraft der Leidenschaft; und kann als solche theils den Fall des Menschen unter die Herrschaft des Triebes beschleunigen, theils seine Wie-

derauflösung davon verzögern. Es gibt, wenn ich so sagen darf, keine Statistik des Gemüths, welche uns über das Maas der Streitkräfte Aufschluß gäbe, die den menschlichen Leidenschaften zu Gebote stehen. Die Erfahrung sagt uns nur soviel, daß, wo Leidenschaft mit Leidenschaft kämpft, es ungefähr eben so zugeht, als wo Nationen gleichsam in Masse mit einander in Krieg gerathen. Die Kräfte entwickeln sich nach Maasgabe des Widerstandes, den sie finden, ähnlich zwei streitenden Schlangen, die immer höher gegen einander sich aufbäumen, je hitziger sie kämpfen. Berechnet die Regierung die Strafen darauf, statt der Achtung Furcht vor dem Gesetze einzuflößen; wer kann wissen, ob nicht eben diese Leidenschaft, welcher sie keine Gränze setzen kann, voreilig in den Kampf zwischen der Vernunft und dem Triebe sich mischen, und eben dadurch den letzteren auf eine Höhe der Kraftentwickelung treiben wird, welcher sie bald selbst zusammt der Vernunft unterliegt? Gewiß ist, daß in hundert Fällen gegen Einen die Furcht von der Leidenschaft, gegen welche sie kämpfet, durch die Ueberlegenheit der Vorstellung eines nahen und gewissen Genusses über die eines entfernten und ungewissen Uebels, überwunden wird. Aber eben dann ist sie am gefährlichsten. Besiegt als Alliirte der Vernunft, steht sie bald als ihre Feindin wieder auf; treibt den Verbrecher zu neuen Verbrechen, um das frühere zu verbergen; macht den Dieb, der vor einem armse-

ligen Kleiderkoffer ertappt wird, oder nur entdeckt zu werden fürchtet, zum Mörder, oder zum Brandstifter, der eine halbe Stadt in Asche legt. Daher hat denn der Staat kein Recht, in seiner Strafgesetzgebung ein Schreckenssystem aufzustellen, welches ohnehin zu der Grausamkeit führt, die Härte der Strafe der Stärke des Reizes zum Verbrechen gleich zu machen, und in der Anwendung an dem Erfahrungssatze scheitern muß, daß die Leidenschaft der Furcht sich abstumpft, je öfter und heftiger sie erregt wird, und daß der häufige Anblick grausamer Strafvollstreckungen zu nichts dient, als die Völker zu verwildern, indem er sie an Grausamkeiten gewöhnet.

Man kommt daher, so scheint es mir, immer auf die im vorigen Abschnitte vorgetragene Ansicht zurück, welche zwar dem Staate das Recht einräumt, seine Gesetze durch psychologischen Zwang aufrecht zu erhalten, aber ihm zugleich Schranken setzt, indem es dasselbe auf einen höheren Grundsatz zurückführt. So lange der Mensch noch eine andere Glückseligkeit kennt, als die der rein moralischen Selbstzufriedenheit, liegt es in der Natur der Dinge, daß er sich geneigter fühlt, Rechte Anderer zu verletzen, als zu respectiren. Dieses Mißverhältniß zwischen Recht und Unrecht, Wohl und Wehe, darf der Gesetzgeber aufheben, weil es ein Hinderniß des ewigen Friedens ist; und er kann es, in sofern er mit dem Unrecht ein Wehe als Folge verbin-

det, welches im Stande ist, den Menschen vom Unrechte abzuhalten, so lange er noch innerlich frei genug ist, zwischen Wohl und Wehe Vergleichungen anzustellen, ohne das Wehe gering zu achten, weil es entfernt und ungewiß ist. Dieses Mittel ist allerdings psychologischer Zwang, aber er scheint in soferne gerecht, als er ohne die gefährliche Vermittelung einer Leidenschaft für die Erhaltung der inneren Freiheit wirkt, indem er den natürlichen Hang zum ersprießlichen Unrechte hindert, zur Heftigkeit der Leidenschaft empor zu steigen. Strafen, auf diese Wirkung berechnet, sind gerecht, wenigstens in der Absicht des Gesetzgebers. Wird der Hang zum ersprießlichen, Genuß versprechenden Unrechte in dem Bürger zur Leidenschaft; so können sie freilich eben so, wie Schreckensstrafen, auf das Gemüth wirken: allein die Folgen davon fallen dem Gesetzgeber nicht zur Last, und seine Absicht erlaubt ihm, unbeschadet der Folgerichtigkeit, bei Verbrechen, zu welchen die Gelegenheit mit Heftigkeit anzureizen pflegt, den Umstand in Anschlag zu bringen, daß eben dieser Reitz denjenigen in etwas entschuldigen mag, welcher, durch ihn verblendet, die vom Staate festgesetzte Abhängigkeit des Wohlseyns vom Rechtthun übersah. Unter dieser Norm werden Strafen nie grausam seyn, und ihre Vollstreckung wird weder die Völker verwildern, noch, wie die fast immer willkührlichen Besserungsstrafen, dieselben in unselbstständige Schulknaben verwan-

deln; sondern sie an die Vorstellung gewöhnen, daß in ihrem Staate Wohl und Wehe vom Rechthandeln und Unrechthandeln abhange, wie Tag und Nacht vom Aufgange und Untergange der Sonne.

Wenn übrigens gleich diese Ansicht für die Strafgesetzgebung andere Resultate gibt, als die in der Praxis dieser Wissenschaft herrschenden; so bleibt sie doch immer brauchbar für den Richter, als eine Regel, die er anwenden soll, wo der Gesetzgeber schwieg, (besonders, wenn er im Vernunftrechte nach dem Maasstabe der Strafe forschen muß, §. 78.) und nach welcher er das, was des Strafrechts ist, vom bürgerlichen unterscheiden kann.

Mag der Gesetzgeber mit den Strafen, die er setzte, die Besserung, die Abhaltung oder die Abschreckung beabsichtiget haben; immer wird ihnen das Merkmal bleiben, daß sie Uebel sind, welche der Staat noch außer dem Uebel des Ersatzes mit dem Unrechte verband; (§. 76.) und welche, wenn auch nicht gerade darauf ausschließlich berechnet, doch geeignet sind, den noch Ueberlegungsfähigen vom Unrecht' abzuhalten. Dieses Merkmal scheidet zur Gnüge diese beiden Gebiete der juristischen Praxis. Das Nähere über die Natur der Strafen wird in demjenigen Theile der richterlichen Entscheidungskunde zu erwähnen seyn, welcher den Strafrechtsprozeß zum Gegenstande hat.

XVII.

Vollſtreckung der Rechtsſprüche.

§. 81. In einer Geſellſchaft von Menſchen, welche zur Staatsgemeinheit ſich noch nicht ausgebildet hätte, würde jeder Menſch das Recht haben, Unrecht mit Zwang' abzulehnen. (§. 11.) Seine eigne Ueberzeugung würde ſein Richter, die geſammte, ihm zu Gebote ſtehende Maſſe von Kraft die Vollſtreckerin ihres Ausſpruchs ſeyn. Im Staate kann dieſes Recht weder unbedingt in der Hand des Einzelnen gelaſſen, noch ihm unbedingt entzogen werden.

§. 82. Einmal muß im Staate der Bürger, welcher die Handlung eines andern für unverträglich mit dem rechten Gebrauche ſeiner äußern Freiheit hält, die Ausübung des Zwangsrechtes, welches er zu haben glaubt, **aufſchieben**, bis die richterliche Gewalt daſſelbe anerkannt hat. (§. 33. 34. 36.) Alsdann aber, wenn dieſes Anerkenntniß erfolgt iſt, fällt die Ausübung des Zwangsrechts ebenfalls der Staatsgewalt anheim; denn nur ſie beſitzt gegen den Bürger diejenige

Uebermacht, welche den Widerstand als Thorheit ausschließt, (§. 34.) und es möglich macht, den Zwang dergestalt abzumessen, daß er auf der Grenzlinie zwischen Zulänglichkeit (das ist, Unwiderstehlichkeit in dem gegebenen Falle) und Rechtmäßigkeit endige, gleichwie unter zwei Fechtern nur der unbedingt Ueberlegene im Stande ist, seinen Körper zu vertheidigen, ohne den Andern zu verletzen.

§. 83. Beide Regeln leiden aber einen Abfall, wo der Staatsbürger nicht Zeit hat, die Anerkennung seines Zwangsrechtes, und dessen Ausübung von Seiten der Staatsgewalt abzuwarten, ohne daß seine Persönlichkeit in Gefahr gerathe. Wenn er von einem Andern sein Leben thätlich angegriffen sieht; wenn der Andere ihn zu verstümmeln, zu fesseln, einzusperren trachtet; wenn er ihn überhaupt einem solchen Zwange zu unterwerfen versucht, welcher den Gebrauch der innern oder äußern Freiheit an sich angreift, (§. 9. 10.) und ihn aufhebt, wenn dem Angriffe nicht sofort widerstanden wird: so muß dem Angegriffenen nachgelassen seyn, sich selbst gegen das Unrecht zu vertheidigen. Widrigenfalls ginge die Persönlichkeit des Bürgers in der des Staats, das ist, der Zweck im Mittel (§. 30.) gänzlich unter. Dieses Befugniß heißt das Recht der Selbsthülfe. Seine Gränzen hat das geltende Recht zu bestimmen. Gewöhnlich hebt es nach demselben bei der Abwehrung thätlicher Angriffe auf

das Leben an, und endiget mit der Vertheidigung des phyſiſchen Beſitzes. Aufwärts iſt ſein nächſter Nachbar das Nothrecht, welches eben da anhebt, wo das Recht zur Selbſthülfe mit der Anwendbarkeit des Rechts überhaupt endiget, das heißt, wo das Leben nur durch Tödtung oder Verſtümmelung des Angreifers vertheidiget werden kann. (V.) Abwärts geht es aus mit dem Verluſte des phyſiſchen Beſitzes, weil mit dem Beſitze auch die Möglichkeit ſeiner Vertheidigung wegfällt. Eine Selbſthülfe, die das geltende Recht gänzlich nicht billiget, nennt man Gewaltthätigkeit, oder Privatgewalt. Eine ſolche hingegen, wobei die Gränze der erlaubten Selbſtvertheidigung überſchritten wird, heißt Exceß.

§. 84. Wo das Recht der Selbſthülfe nicht ſtatt hat, muß die vollſtreckende Staatsgewalt (§. 35.) helfen: ſie muß das von der richterlichen Gewalt anerkannte Zwangsrecht zum Vortheile des Berechtigten ausüben. Dieß nennt man, den Rechtsſpruch vollſtrecken. Iſt es ein bürgerlicher; ſo wird dieſe Vollſtreckung häufig die Hülfe genannt; ein Ausdruck der in Bezug auf den Gegenſatz der Selbſthülfe ſehr paſſend iſt. Von der Vollziehung erkannter Strafen braucht man ihn gewöhnlich nur dann, wenn es Geldſtrafen ſind.

§. 85. Die Aufgabe für die vollſtreckende Gewalt in Bezug auf Rechtsſprüche iſt die Abmeſſung des an-

zuwendenden Zwanges, welcher zu gleicher Zeit rechtmäßig und zulänglich ſeyn ſoll, ſoweit dieſes möglich iſt. (§. 82.) Nun ſoll der Verpflichtete entweder zu einer That, oder zu einer Unterlaſſung gezwungen werden. Jenes kann eigentlich nur durch pſychologiſchen Zwang geſchehen, (§. 8.) und wo es ſchlechterdings darauf ankommt, daß dasjenige, was nach dem Spruche geſchehen ſoll, eine That des Verpflichteten ſey, wie z. B. bey der Verurtheilung zur Ehrenerklärung, da kann die Staatsgewalt in den Fall kommen, ſogar den pſychologiſch-ſinnlichen (§. 9.) anwenden zu müſſen, damit der Menſch wenigſtens als Thier thue, was er als Menſch verweigert. Iſt hingegen dem Berechtigten nur daran gelegen, daß das Erkannte geſchehe, gleichviel, ob es der Verpflichtete ſelbſtthätig vollbringe; ſo kann die vollſtreckende Gewalt mit dem phyſiſchen Zwange ausreichen. Dieſes findet ſtatt, wenn der Verpflichtete etwas **geben** ſoll, was er **hat**. Es iſt alsdann hinreichend, daß man es ihm durch phyſiſchen Zwang **nehme**. Hat er es nicht; ſo muß wiederum zum pſychologiſchen Zuflucht genommen werden, damit er es, wo möglich, ſchaffe. Soll der Verpflichtete zu einer Unterlaſſung gezwungen werden; ſo iſt zwar der phyſiſche ſowohl als der pſychologiſche Zwang brauchbar: (§. 9. 10.) es läßt ſich aber wiederum denken, daß der Zweck der Vollſtreckung nur durch denjenigen zu erreichen ſey, welcher den Verpflichteten des Gebrauchs der Kräfte

entſetzt, wodurch er die verbotene That vollbringen könnte.

§. 86. Nun iſt aber im Allgemeinen weder der pſychologiſchſinnliche, noch der eben erwähnte phyſiſche gerecht. Ob es der eine oder der andere im Beſonderen werde, wenn er das einzige phyſiſch gegebene Mittel zum moraliſch nothwendigen Zwecke iſt? oder ob nicht vielmehr in dieſen Fällen die buchſtäbliche Vollſtreckung des Spruchs als moraliſch unmöglich aufzugeben ſey? das ſind ſehr ſtreitfähige Fragen. Man bejahe aber die erſte, oder die zweite; ſo wird immer die Stufenfolge der verſchiedenen Zwangsarten und Zwangsmittel vom geltenden Rechte zu beſtimmen ſeyn; es wird in jedem Vollſtreckungsfalle die Frage vorkommen können, welches Zwangsmittel hier gerecht ſey? und es wird dieſelbe von der richterlichen Gewalt entſchieden werden müſſen, welche allein beſtimmt, was in Bezug auf eingetretene Verhältniſſe recht oder unrecht iſt. Dergleichen Entſcheidungen kommen in der Praxis bald als Nebenpuncte des Hauptſpruches, bald als beſondere, förmliche Rechtsſprüche, bald als Verordnungen der richterlichen Gewalt an die vollſtreckende u. ſ. w., vor. Ihr Weſen wird weiter unten in nähere Betrachtung kommen. Hier nur ſoviel, daß die vollſtreckende Gewalt in Bezug auf die richterliche in vollſtändigſter Abhängigkeit ſteht, wenn alles iſt, wie es ſeyn ſoll.

XVIII.

Gerechtigkeitspflege.

§. 87. Man kann sich überhaupt den Staat in so ferne, als er den Rechtsgelehrten interessirt, (§. 30.) unter dem Bilde eines Menschen, und die drei Staatsgewalten unter dem Bilde der Vernunft, des Verstandes und des Willens vorstellen. Die Vernunft gibt die allgemeinen Regeln, nach welchen der Mensch handeln soll; der Verstand wendet sie auf das Leben an, er erklärt sie in Bezug auf die Umgebungen: durch ihn versteht der Wille die Vernunft, und vollzieht ihre Gebote mittelst der ihm dienenden Kräfte. In dem nemlichen Verhältnisse stehen die gesetzgebende, richterliche und vollstreckende Gewalt. Ihr Zusammenwirken nennt man überhaupt Gerechtigkeitspflege.

§. 88. Im Staate müssen diese Gewalten von Personen ausgeübt werden, sey es von natürlichen oder von künstlichen. (VI.) Am nächsten käme die Staatsgemeinheit dem Vorbilde einer natürlichen Person, wenn Ein Mensch ausschließlich alle drei Gewalten ausübte.

Da aber eben dadurch die Gerechtigkeit im Staate ganz von dem Charakter dieses Einen abhängig würde; so ist es ein Glück, daß eine Annäherung bis zu diesem Puncte unmöglich ist, indem es keinen Menschen gibt, der Zeit genug hätte, über Recht und Unrecht allein zu entscheiden, und Kraft genug, seine Entscheidungen allein zu vollstrecken. Daher fällt jene Ausübung mehreren Personen anheim, welche man füglich Beamte der Gerechtigkeitspflege nennen kann. Die Art und Weise, wie diese Beamten einander vorgesetzt, untergeordnet oder nebengeordnet sind, und wie sie in die Ausübung jener drei Gewalten sich gleichsam theilen, nennt man Verfassung.

§. 89. Vermöge derselben trifft man öfters Theile von allen drei oder von zwei Staatsgewalten in der Hand Einer physischen oder intellectuellen Person an. Man kann die gesetzgebende Behörde richten und vollstrecken, die richterliche vollstrecken und Gesetze geben, die vollstreckende Gesetze geben und richten sehn. Ob eine Verfassung, welche solche Vermischungen darstellt, weise sey, oder thöricht? und ob im Gegentheil' eine streng durchgeführte Trennung der Gewalten möglich sey? darüber hat die allgemeine richterliche Entscheidungskunde sich nicht zu erklären. Ihr ist es genug, daß die drei Staatsgewalten an sich durch die Natur der Sache unterschieden sind, und ewig verschieden bleiben, wie man auch immer ihre Ausübung, den aus-

übenden Personen nach, trenne oder vereinige. Sie theilt die Namen, Gesetzgeber, Richter und Vollstrecker, nicht nach den Personen, sondern nach den Geschäften aus, wobei sie die Personen antrifft. Sie sieht, mit einem Worte, gänzlich von der Verfassung der Gerechtigkeitspflege ab, und stellt nur die auf einer Vernunftnothwendigkeit beruhenden Sätze zusammen, nach welchen jeder Mensch richten müßte, wenn die Verfassung ihn dazu beriefe.

Ende des ersten Buchs.

Zweites Buch.

Von der Entscheidung des Rechts im bürgerlichen Rechtsstreite.

XIX.

Bürgerlicher Rechtsſtreit.

§. 90. Wenn außer dem Falle erlaubter Selbſthülfe (§. 83.) eine Perſon gegen eine andere ein Recht (§. 11.) zu haben glaubt, welches ſie gegen dieſe andere mit Zwange geltend gemacht wiſſen will; ſo muß ſie ihr eignes (ſubjectives) Urtheil, vermöge deſſen ſie glaubt, es zu haben, der richterlichen Gewalt zur Prüfung und Beſtätigung vorlegen, weil die Thätigkeit der vollſtreckenden, deren Hülfe ſie ſuchen muß, (§. 82. 85.) von dieſer Beſtätigung abhangt. (§. 86.) Der Ausdruck dieſes ſubjectiven Urtheils heißt die Klage, in ſoferne das Zwangsrecht, welches damit bejahet wird, ein ſolches iſt, welches auf dem Grunde der bürgerlichen Geſetzgebung ruht, (§. 77. 78.) das heißt, aus einem Satze dieſer Geſetzgebung, nicht der Strafgeſetzgebung, gefolgert wird. Sie iſt eben ſo wohl, als das richterliche Urtheil, (§. 48.) ein Vernunftſchluß, vermittelſt deſſen das vom Kläger behauptete Zwangsrecht aus einem Satze des geltenden Rechts (§. 47.) und

aus dem Sachbestande, das heißt, aus der empirischen Beschaffenheit desjenigen Verhältnisses äußerer Freiheit gefolgert werden soll, in welchem der Kläger mit dem angeblich Verpflichteten sich befindet. Allein häufig wird der Obersatz nicht ausgedrückt, weil man ihn, als dem Richter bekannt, voraussetzt, ungefähr wie in dem Schlusse: B. ist blind, folglich kann er die Schrift C. nicht lesen; und fast immer ist der Schlußsatz nicht ein Ausdruck des Rechts, welches dem Kläger zusteht, sondern der Rechtspflicht, (§. 15.) welche seinem Gegner um dieses Rechtes willen obliegt. Das ausgedrückte Verlangen des Klägers, den Gegner zur Erfüllung dieser Pflicht zu verurtheilen, heißt das Suchen oder das Gesuch. Der Sachbestand, welchen der Untersatz ausdrückt, wird der Grund der Klage genannt. Der Rechtssatz, welcher den Obersatz machen soll, er sey ausgedrückt oder nicht, heißt der Rechtsgrund. Auf diesem beruht die Möglichkeit des geklagten Rechts überhaupt; auf jenem die Wirklichkeit desselben, als einer Zuständigkeit des Klägers, (vergl. §. 63.) mithin die Möglichkeit der Klage.

§. 91. Der angeblich Verpflichtete heißt der Beklagte. Indem er verneint, daß dem Kläger das behauptete Zwangsrecht gegen ihn zustehe, behauptet er auf seiner Seite das Recht, den Zwang abzuwehren, womit er bedroht wird. Will er es geltend machen: so muß er ebenfalls sein Urtheil darüber der richterlichen

Gewalt zur Prüfung und Beſtätigung vorlegen. Den Ausdruck dieſes Urtheils kann man überhaupt die Widerlegung nennen. Mit ihr hebt ſtatt des phyſiſchen Kampfes um das Recht, der außer dem Falle erlaubter Selbſthülfe (§. 83) nicht geduldet werden ſoll, ein Streit mit Vernunftgründen an, den die richterliche Gewalt zu ſchlichten hat. Man nennt ihn Rechtsſtreit.

§. 92. Der Gegenſtand deſſelben iſt urſprünglich das von dem Kläger behauptete Zwangsrecht. (S. unten §. 133.) Man muß ihn nicht mit dem Gegenſtande dieſes Zwangsrechtes ſelbſt verwechſeln, den man ebenfalls häufig den Gegenſtand des Streites nennt. Wenn der Kläger auf den Beſitz eines Hauſes Anſpruch macht; ſo iſt das Zwangsrecht, es zu beſitzen, der Gegenſtand des Rechtsſtreites. Das Haus ſelbſt iſt nur Gegenſtand des Beſitzrechtes, und kann, da es an ſich kein Recht iſt, nie Gegenſtand eines Rechtsſtreites werden.

§. 93. Die Widerlegung iſt nichts anders, als ein Verſuch, zu zeigen, daß dem Kläger das behauptete Zwangsrecht nicht zuſtehe. Das erſte Mittel zu dieſem Zwecke iſt die Anfechtung des ſubjectiven Urtheils, welches die Klage ausdrückt. Wie nun die Richtigkeit des Klagſchluſſes, gleich der des richterlichen Urtheils, auf ſeiner logiſchen, empiriſchen und rechtswiſſenſchaftlichen Wahrheit, das heißt, auf der

Wahrheit ſeiner drei Sätze beruht; (§. 49.) ſo kann auch dieſe Widerlegung logiſcher, empiriſcher und rechtswiſſenſchaftlicher Natur ſeyn, je nachdem der Beklagte entweder die logiſche Möglichkeit, aus den Vorderſätzen der Klage den Schlußſatz als nothwendig zu folgern, oder die Wahrheit des Unterſatzes, oder endlich die des Oberſatzes beſtreitet. Die erſte Art von Widerlegung heißt die Einrede der Unſchlüſſigkeit; die zweite iſt der Praxis unter dem Namen der verneinenden Einlaſſung bekannt; mir kommt es zweckmäßig vor, ſie die Einrede des ermangelnden Klaggrundes, ſo wie die dritte Art die Einrede des ermangelnden Rechtsgrundes zu nennen, da der Sachbeſtand den Grund der Klage, wie der Rechtsſatz den Grund des geklagten Zwangsrechtes ausmacht. (§. 90.)

§. 94. Die Einrede der Unſchlüſſigkeit, in dieſem Sinne, kann nur da ſtatt finden, wo der Kläger den Rechtsſatz ausgedrückt hat, der ſeinem Urtheile zum Oberſatze diente. (§. 90.) Hat er ihn verſchwiegen; ſo muß der Vorwurf: Dein Schlußſatz folgt nicht aus deinen Vorderſätzen, ſich in den verwandeln: Der Oberſatz, der mit deinem Unterſatze zuſammen gehalten deinen Schlußſatz begründen würde, iſt in dem geltenden Rechte nicht gegründet. Dieß wäre aber vielmehr die Einrede ermangelnden Rechtsgrundes, (§. 93.) deren Würdigung nicht der Logik, ſondern

der

der Rechtswiſſenſchaft anheim fällt. Man ſieht hieraus, daß die Einrede der Unſchlüſſigkeit überhaupt nur eine ſcheinbare Widerlegung der Klage iſt: denn ſie kann nie zu dem Zwecke dienen, zu zeigen, daß dem Kläger das geklagte Zwangsrecht nicht zuſtehe; (§. 93.) weil daſſelbe, wenn es aus dem ausgedrückten Obersatze nicht folgt, doch aus einem andern Rechtsſatze folgen kann, den der Kläger nicht ausgedrückt hat. Die Klage z. B.: „Jedes Darlehn muß zur Verfallzeit zurück gezahlt werden: nun iſt das Darlehn, welches B. von A erhalten hat, zu der Zeit m. verfallen; folglich iſt A. berechtiget, von der Zeit m. an die Verzugszinſen dieſes Darlehns von B. zu fordern," wäre unſchlüſſig. Das geklagte Recht wäre aber dennoch gegründet, weil es einen andern, ebenfalls wahren Rechtsſatz gibt, aus welchem es, die Wahrheit des Unterſatzes vorausgeſetzt, logiſch folgt. Der Richter dürfte dieſe Klage nicht verwerfen, wenn nicht etwa die poſitive Geſetzgebung oder der Brauch ihm verböte, auf nicht ausgedrückte Rechtsſätze Rückſicht zu nehmen; ſo wie es ihm in vielen Fällen unterſagt iſt, nicht ausgedrückte Merkmale des Sachbeſtandes aufzuſuchen und zu beachten. Ein Verbot, wovon mir kein Beiſpiel bekannt iſt. Die Wirkung der Einrede der Unſchlüſſigkeit iſt daher lediglich darauf beſchränkt, daß der Richter, wenn er ſie gegründet findet, von dem ausgedrückten Obersatze ganz abſehen, dagegen aber denjenigen, der das geklagte

Recht begründen würde, aufſuchen, und erörtern muß, ob er in dem geltenden Rechte gegründet ſey. Aus der Unbrauchbarkeit dieſer Einrede zu dem eigentlichen Zwecke der Widerlegung iſt es zu erklären, daß die Practiker unter der Unſchlüſſigkeit einer Klage gewöhnlich den Mangel des Rechtsgrundes verſtehen, auch wohl denſelben die rechtliche Unſchlüſſigkeit nennen, welches denn nicht viel vernünftiger iſt, als wenn man die Behauptung: „aller Wein ſteigt aufwärts: in dieſer Flaſche iſt Wein; folglich wird er heraus ſteigen, wenn man ſie öffnet,“ phyſikaliſch unſchlüſſig nennen wollte, weil der Oberſatz in der Phyſik nicht gegründet iſt. Die Behauptung iſt ſchlüſſig, aber der Schluß iſt falſch, weil ſein Oberſatz unwahr iſt.

§. 93. Außer der Anfechtung des Klagſchluſſes, (§. 92.) gibt es noch ein zweytes Mittel der Widerlegung. Der Beklagte kann nemlich die Richtigkeit deſſelben zugeben, oder als einleuchtend zugeben müſſen; aber ſeinerſeits durch einen ebenfalls richtigen Vernunftſchluß zeigen, daß der Kläger das geklagte Zwangsrecht nicht habe. Die Möglichkeit dieſes Widerlegungsmittels beruht darauf, daß der Kläger im Ausdrucke des Sachbeſtandes Merkmale des zwiſchen beiden Theilen beſtehenden Verhältniſſes äußerer Freiheit verſchwiegen haben kann, aus welchen mit Hülfe eines andern Rechtsſatzes ſich logiſch ergibt, entweder daß der Kläger das geklagte Zwangsrecht nicht erlangt, oder daß er es wieder

verloren hat. Wenn A. ſo klagt: „Wer eine Sache verkauft hat, iſt ſchuldig ſie dem Käufer gegen Empfang des Kaufgeldes zu übergeben: nun hat B. mir geſtern ſein Pferd verkauft; folglich iſt er ſchuldig, gegen Empfang des Kaufgeldes mir dieſes Pferd auszuantworten;“ ſo kann der Beklagte die rechtswiſſenſchaftliche Wahrheit des Oberſatzes, die empiriſche des Unterſatzes und die logiſche des Schlußſatzes zugeben, und dennoch die Nichtexiſtenz des geklagten Zwangsrechtes aus den empiriſchen Sätzen darthun, daß er geſtern noch unmündig geweſen, oder daß der geſtern geſchloſſene Kauf heute durch Vertrag wieder aufgehoben worden ſey: denn der erſte, mit dem Rechtsſatze verbunden, daß Unmündige gültig nicht verkaufen können, gibt die Folgerung, daß A. durch ſeinen Ankauf das geklagte Recht gar nicht erlangte; und der zweite, verbunden mit der Rechtswahrheit, daß mit der Aufhebung eines Kaufs durch Vertrag das Recht des Käufers auf die gekaufte Sache wegfällt, gibt den richtigen Schlußſatz, daß der Kläger das geſtern erlangte Zwangsrecht heute wieder verloren habe. Man nennt dergleichen Syllogismen **zerſtörliche Einreden** oder **Ausflüchte**. Die römiſchen Geſetze nennen ſie gewöhnlich exceptiones; ein Name, der, grammatikaliſch genommen, das Verhältniß ausdrückt, in welchem allemal der Oberſatz einer zerſtörlichen Einrede zu dem Oberſatze der Klage ſteht — das Verhältniß einer **Ausnahme** zur Regel.

§. 96. Eine ſolche Ausflucht hat vollkommen die Natur einer Klage des Beklagten gegen den Kläger. (§. 90.) Sie iſt ihrer Wirkung nach mit der Anfechtung der Klage, das heißt mit den Einreden des ermangelnden Rechtsgrundes oder Klaggrundes (§. 93. 94.) unverträglich. Mit andern Worten: ſie kann nur in ſoferne als eine Widerlegung der Klage in Betrachtung kommen, in wieferne die Widerlegung durch Anfechtung des Klagſchluſſes nicht gelungen iſt; obwohl ſie öfters im Vortrage mit jenen Einreden für den Fall verbunden werden kann, daß die letzteren nicht gegründet befunden würden. So könnte z. B. in dem oben (§. 93.) geſetzten Falle der Beklagte behaupten, daß er zwar ſein Pferd an A. nicht verkauft habe, daß aber auch, wenn es geſchehen wäre, der Kauf ihn nicht verbinden würde, weil er unmündig geweſen ſey. Man nennt eine ſo vorgebrachte zerſtörliche Einrede eventuel oder bedingt. In dieſer Hinſicht ſagen die römiſchen Geſetze: reus excipiendo actor fit, und die deutſchen Practiker, negans non excipit. Beides hat den Sinn, daß der Richter ſo lange, als die Anfechtung des Klagſchluſſes noch nicht erledizet iſt, auf die zerſtörliche Einrede nicht zu achten; dann aber, wenn er den Klagſchluß an ſich für richtig angenommen, die Ausflucht in Bezug auf ihren Stoff eben ſo, wie eine Klage, zu beurtheilen hat.

§. 97. Eine zerſtörliche Einrede läßt die nemliche, doppelte Art von Widerlegung zu, wie eine Klage. Selbſt ein Syllogismus kann ſie als ſolcher von dem Kläger in ihrem Oberſatze oder Unterſatze angefochten; ſie kann aber auch, ihre Richtigkeit an ſich vorausgeſetzt, durch einen neuen Vernunftſchluß entkräftet werden, wodurch der Kläger aus einem, im Unterſatze der Ausflucht verſchwiegenen, empiriſchen Merkmale des beſtehenden Freiheitverhältniſſes und einem dritten Rechtsſatze folgert, daß ihm das geklagte Zwangsrecht dennoch zuſtehe. Die Widerlegung einer zerſtörlichen Einrede heißt überhaupt die Replik, und die zweyte Art derſelben zerſtörliche Replik. Ein Beyſpiel der letzteren würde bei dem oben angeführten Pferdekaufe das Anführen ſeyn, daß der Unmündige bei dem Handel ſich für volljährig ausgegeben habe, in dieſem Falle aber nach dem geltenden Rechte ein Kauf auch einen Minderjährigen binde. Gegen die zerſtörliche Einrede der Wiederaufhebung aber (§. 93.) könnte der Kläger die zerſtörliche Replik vorbringen, daß er zur Zeit derſelben unmündig geweſen, mithin daran nicht gebunden ſey. Da eine ſolche Replik wiederum ein Syllogismus iſt; ſo kann dagegen eine dritte Widerlegung, eine Duplik, und wieder dieſe, in ſoferne ſie ebenfalls zerſtörlicher Natur iſt, eine Triplik gedacht werden, welche eine Quadruplik und mittelbar wieder eine Quintuplik, Sextuplik u. ſ. f. nach ſich zöge. Dieſe

Reihe iſt in dem Reiche der Möglichkeit unendlich. Man darf, um ſich davon zu überzeugen, nur an die Einwendung der Compenſation denken. Zwei Leute A. und B. können eine Reihe ſucceſſiv entſtandener Geldforderungen an einander haben, die man auf jeder Seite ſo lang denken kann, als man will. Wenn nun A. wegen der letzten klagt, kann B. ſie einräumen, und die verletzte als Compenſation einwenden; B. dieſe ebenfalls zugeſtehen, aber daneben auf die jüngſt vorhergehende ſich berufen, A. darauf daſſelbe und B. wieder das nemliche thun, u. ſ. f., ohne das man ein Ende des Streits abſehen könnte. Damit nun aus der theoretiſchen Unendlichkeit des Streitſtoffs nicht eine practiſche der Dauer hervorgehe, muß das geltende Recht die Widerlegungen auf eine beſtimmte Anzahl von Verträgen beſchränken. Dieß iſt in ſoferne völlig gerecht, als es jeder Parthei freiſteht, in ihrem Vortrage alle zerſtörlichen Einwendungen des Gegners, die ihr möglich ſcheinen, zum voraus anzuführen und zu widerlegen; mit andern Worten, der Klage die Replik, Triplik, Quintuplik u. ſ. f., ſo wie der Klagwiderlegung die Duplik, Quadruplik, Sextuplik u. ſ. w. einzuſchalten.

Uebrigens können mehrere Perſonen zugleich in Einem Rechtsſeite Klägers oder Beklagtens Stelle vertreten, wenn ihnen entweder Ein und daſſelbe Recht zugleich zuſteht, oder Eine und dieſelbe Verbindlichkeit zugleich obliegt. Dieß hat auf den Begriff des Rechts-

streites weiter keinen Einfluß. Man sieht jede Parthei von Streitgenossen in Bezug auf den gegebenen Streit als Eine Person an, und alles eben Gesagte ist auch für diesen Fall gültig. Auch in der Folge werden die Ausdrücke, Kläger und Beklagter, mit denen, klagende und beklagte Parthei, gleichbedeutend gebraucht werden.

XX.

Gerichtsstand.

§. 98. Wenn der Kläger und der Beklagte ein jeder Bürger eines andern Staates ist; so ist die Frage zu beantworten, in welchem von beiden Staaten der Rechtsstreit zu führen sey. Sieht man bloß auf die Entscheidung des Rechts, als den nächsten Zweck des Rechtsstreites; so läßt sich für die Antwort, daß es im Staate des Beklagten geschehen müsse, anführen, daß der Beklagte nur dasjenige für seine Rechtspflicht anzuerkennen habe, was sein Staat dafür erklärt hat. Man kann aber auch dafür, daß es im Staate des Klägers geschehen müsse, anführen, daß der Kläger nur das für recht ansehen dürfe, was der seinige dafür anerkannte. Sieht man auf den entfernteren Zweck des Streits, auf die Vollstreckung; so ergibt sich die Antwort, daß die Entscheidung über das geklagte Recht in demjenigen Staate zu suchen sey, welcher befugt ist, dieses Recht gegen den Verpflichteten durch Zwang geltend zu machen. Hierzu ist aber der Staat des Verpflichteten

befugt: denn er iſt dazu verbunden, weil er in ſeinem Bezirke das Rechtsgeſetz, mithin auch das Weltbürgerrecht (§. 32.) zu verwirklichen hat, in welchem überhaupt die Möglichkeit beruht, daß Bürger verſchiedener Staaten einander verpflichten. Der Staat des Berechtigten aber ſcheint dazu im allgemeinen ebenfalls befugt zu ſeyn, in ſoferne er die äußere Freiheit ſeines Bürgers gegen den Angriff jeder Perſon vertheidigen darf, weil ſie einen Theil ſeiner eignen ausmacht. Beide Staaten ſtehen alſo, als Perſonen, in Hinſicht dieſes Vollſtreckungsrechtes in einem Zuſtande der Wechſelwirkung, (§. 12. 28.) und es iſt daſſelbe durch das Völkerrecht dahin beſchränkt, daß der Staat des Verpflichteten gegen, und der des Berechtigten für ſeinen Bürger keine Vollſtreckung verhängen darf, die als Handlung des Staats betrachtet ein Anriff auf die Perſönlichkeit des andern Staats ſeyn würde. Es würde z. B. wider das Völkerrecht laufen, daß der Staat des Verpflichteten die Hülfe in Güter deſſelben vollſtreckte, die im Gebiete des andern Staates liegen, und daß der Staat des Berechtigten den Verpflichteten in Wechſelrechtshaft brächte, wenn er ihn nicht auf ſeinem Gebiete findet.

§. 99. Dieſe Anſicht gibt auf obige Frage die Antwort, daß der Beklagte nur denjenigen Staat als Richter anzuerkennen hat, welcher ohne Verletzung jenes Grundſatzes das geklagte Recht gegen ihn vollſtrecken

kann. Dieß kann der Staat des Beklagten in den allermeiſten Fällen, wenigſtens mittelſt der Anwendung eines pſychologiſchen Zwanges. Daher die Regel, daß die Klage im Staate des Beklagten anzuſtellen ſey. Oefters kann es auch der Staat des Klägers, oder ein dritter, z. B. wenn die Sache, welche der Gegenſtand des geklagten Rechts iſt, (§. 92.) oder eine andere, welche, dem Beklagten gehörig, der Vollſtreckung zum Gegenſtande dienen kann, in ſeinem Gebiete ſich befindet, und er alſo phyſiſch darüber verfügen kann: (§. 85.) eben ſo bei der Widerklage, wo er die Vollſtreckung des in der Klage geforderten Rechts verfügen kann, bis der Kläger für die Vollſtreckung des in der Widerklage geforderten einen hinlänglichen Werth in ſeine Hand gegeben hat. Daher die Ausnahme von jener Regel, die dem Kläger zuſtehende Wahl. In einigen Fällen kann nur der Staat des Klägers das geklagte Recht geltend machen. Ein Beiſpiel bietet die in Deutſchland ſo bekannte Aufforderungsklage zum Klagen (provocatio ex lege diffamari) dar. Nur der Staat des Klägers (Provocanten) kann den Rechtsſpruch vollſtrecken, daß der Beklagte (Provocat) mit der verſäumten Klage weiter nicht gehört werden ſoll, in ſoferne nicht etwa um ſolcher Umſtände willen, wie eben bemerkt worden ſind, die Hauptklage auch in dem Staate des Provocaten oder in einem dritten angeſtellt werden könnte. Dieſelbe Bewandniß hat es mit der Auffor-

erungsklage zur Replik. (prov. ex l. si contendat.)
Beide kann der Kläger nur in dem Staate anstellen, wo
r verklagt werden könnte, wenn sein Gegner zur Klage
ber die Hauptsache schritte.

§. 100. Diese allgemeinen Regeln sind in der An-
pendung eben so unsicher, als die ganze Praxis des
Völkerrechts es nothwendig in Ermangelung eines all-
gemeinen Völkerstaats (§. 28.) seyn muß. Die Frage,
n welchen Fällen ein Fremder oder Reisender in einem
Staate verklagbar sey? beantwortet jeder Staat auf seine
Weise, und die Staatsgewalt ist über die Frage ihrer Com-
petenz ihre eigne Gesetzgeberin. Die richterliche Gewalt
hat diese Gesetzgebung zu befolgen, sie sey ausdrücklich,
wie z. B. im Code Napoléon Art. 14., oder still-
schweigend, wie z. B. der sogenannte volle Landsassiat
n manchen deutschen Ländern: obschon zugegeben wer-
den muß, daß eine solche Gesetzgebung in Bezug auf
den Fremden, der ihr unterworfen wird, eben so wenig
eine wahre Gesetzgebung ist, als in Bezug auf den geta-
perten Kauffahrer ein Prisengericht ein Gericht.

§. 101. Mißlicher noch steht es in der Metaphysik
des Processes um die Beantwortung der Frage, welche
richterliche Gewalt zu richten habe, wenn ein Staat der
angeblich Verpflichtete; oder wenn er der Berechtigte,
und der Verpflichtete sein Bürger ist. In Ermange-
lung eines Völkerstaats hat er als Verpflichteter keinen
Richter über sich, und ist als Berechtigter gegen seinen

Bürger Richter in eigner Sache. Dieſem Gebrechen der Verfaſſung, in welcher die menſchliche Geſellſchaft ſich befindet, hat man in civiliſirten Staaten dadurch abzuhelfen geſucht, daß man den Staat, in ſoferne derſelbe auf Mein und Dein ſich beziehende Rechte und Pflichten hat, von dem Staate, in ſoferne er das Rechtsgeſetz vollziehen ſoll, vermöge der Abſtraction ſondert, ihn in der erſten Eigenſchaft Fiscus nennt, und als ſolchen für einen Staatsbürger anſieht. In dieſer Eigenſchaft kann er vor ſeiner eignen richterlichen Gewalt Kläger und Beklagter ſeyn.

§. 102. Die richterliche Gewalt kann ſo wenig, als die Gerechtigkeitspflege überhaupt, (§. 88.) von Einer natürlichen Perſon verwaltet werden. Die Unzählbarkeit der vorkommenden Fälle macht dieſes bei der Unmöglichkeit, daß der Menſch mehr als Ein Urtheil auf einmal fälle, durchaus unmöglich: nicht zu gedenken, daß des Richters Geſchäft häufig deſſen Gegenwart an einem gewiſſen Orte erfordert, oder doch mit großer Entfernung von denſelben unverträglich iſt; eine natürliche Perſon aber nicht zu gleicher Zeit überall im Staate ſeyn könnte, wo die Gegenwart oder die Nähe des Richters von Nöthen ſeyn möchte. Noch weniger geht es an, daß Eine Collectivperſon, wie groß man auch die Anzahl ihrer Glieder denke, alle Rechtsſtreite durch ihren Gemeinwillen entſcheide, da jede Gemeinheit ihrer Natur nach in Rath und That langſa-

mer, als eine natürliche Perſon, zu ſeyn pflegt. (§. 26.) Dieſe Umſtände erklären es zur Gnüge, warum in den meiſten Staaten die richterliche Gewalt als eine Macht erſcheint, welche durch die Ausſendung einzelner Gerichtshöfe oder Richter, die nach dem Geſetze der Stufenfolge am Ende alle der Regierung untergeordnet ſind, gleichſam allgegenwärtig wird, wie das Licht, welches, aus dem Scheitelpuncte eines Kegels ausgehend, auf allen Puncten der Grundfläche angetroffen wird. Indem einem jeden der verſchiedenen Gerichtshöfe entweder nach dem Diſtricte, oder nach den ſtreitenden Perſonen, oder nach dem Gegenſtande des Streits, oder endlich nach dem Gegenſtande des ſtreitigen Rechts, (§. 92.) ein Theil der möglichen Rechtsſtreite zur Prüfung und Entſcheidung anheim gegeben wird, ſo daß es keinen mehr geben kann, der nicht ſeinen Richter finde; ſo können in jeder gegebenen Zeit wenigſtens ſoviel Rechtsſtreite, als es Richter gibt, auf einmal verhandelt und geprüft, und mehr als einer auf einmal rechtskräftig entſchieden werden, in ſoferne es zumal nicht unbedingt nachgelaſſen wird, jede Entſcheidung eines untergeordneten Richters anzufechten und zur Prüfung des höchſten Richters zu bringen. (§. 64. 65.)

§. 103. Angenommen nun, daß ein gegebener Rechtsſtreit in einem gegebenen Staate geführt werden kann, — daß die richterliche Gewalt deſſelben über-

haupt befugt iſt, ihn zu ſchlichten — ſo darf er doch nur vor einem ſolchen Gerichtshofe angebracht werden, welcher nach der Verfaſſung dazu berufen iſt, die Prüfung deſſelben anzufangen, und die erſte Entſcheidung (§. 63. 64.) zu geben. Dieſer Gerichtshof heißt der Gerichtsſtand in Bezug auf die Partheien, beſonders auf den Beklagten, und das Gericht erſter Inſtanz in Hinſicht auf die richterliche Staatsgewalt überhaupt. Die ihm vorgeſetzten Gerichtshöfe, wohin der Rechtsſtreit durch devolutive Rechtsmittel gebracht werden kann, (§. 65.) nennt man, je wieviel ihrer ſind, das Gericht zweiter, dritter, vierter — letzter oder höchſter Inſtanz. Iſt ein Gerichtshof befugt, (competent) weil entweder der Beklagte oder der Kläger in ſeinem Amtsſprengel wohnt, (§. 102.) ſo nennt man ihn Gerichtsſtand des Wohnorts: (forum domicilii) iſt er es, weil die Klaſſe von Perſonen, wozu der Beklagte oder der Kläger gehört, in ſeinen Wirkungskreis fällt; ſo heißt er Gerichtsſtand der Perſon: (forum perſonale oder privilegiatum) gebührt ihm das Recht der Entſcheidung wegen der Beſchaffenheit des Rechts, welches der Gegenſtand des Streites (§. 92.) iſt; ſo heißt er Gerichtsſtand des Rechtshandels: (forum cauſae) iſt er endlich dazu befugt, weil er über den Gegenſtand des geklagten Rechts (§. 92.) geſetzt iſt; ſo wird er der dingliche Gerichtsſtand genannt. (forum rei ſitae.)

Sein Befugniß, es fließe aus welchem Grunde man will, heißt ſeine Gerichtsbarkeit.

Hat der Kläger in einem befugten Gerichtshofe die Klage angebracht; ſo kann der Beklagte ihn nicht zwingen, ſie vor einem andern anzubringen, welcher ebenfalls befugt wäre. Dieß drückt man durch die Regel aus: die Wahl des Gerichtsſtandes gebührt dem Kläger. Die Verfügungen und Ausſprüche des befugten Gerichtshofes in einem gegebenen Rechtsſtreite verbinden den Kläger ſowohl, als den Beklagten; er kann ſich dagegen niemals darauf berufen, daß er einen andern perſönlichen Gerichtsſtand habe. Man ſagt in dieſem Sinne: Actor ſequitur forum rei. Das Gegentheil dieſer Regel wäre eben ſo wahr: denn in Bezug auf einen gegebenen Rechtsſtreit iſt ein Gerichtsſtand, der nur für Eine Parthei competent wäre, ein Widerſpruch.

XXI.

Gerichtsordnung.

§. 104. Der Zweck des Rechtsstreites ist, dasjenige, was in dem bestehenden Freiheitsverhältnisse wirklich recht ist, im Staate geltend zu machen. Da dieses ein Rechtszweck ist, den die Vernunft mit dem Gebote, das Rechtsgesetz zu vollziehen, als nothwendig setzt; so muß die Art, auf welche der Rechtsstreit geführt wird, sowohl als die Art, auf welche er geschlichtet wird, in allen Handlungen der Partheyen und des Richters, diesem Zwecke entsprechen. Entspricht sie ihm nicht, das heißt, ist sie zu seiner Erreichung ganz untauglich; so ist sie, als Handlung, in Bezug auf den gegebenen Rechtsstreit nichtig. (vergl. §. 70.) Widerspricht sie ihm, das heißt, verzögert oder verhindert sie seine Erreichung; so ist sie als ein Hinderniß der Vollziehung des Rechtsgesetzes unrecht. Wenn dieß noch einer Erläuterung bedarf, so denke man sich den Fall, daß durch eine Techtübung ausgemacht werden soll, ob A.

oder

oder B. der geschicktere Fechter sey. Wenn A. während des Gefechts singt; so handelt er unzweckmäßig; heißen es ihm die Kampfrichter, so thun sie nichts besseres. Erscheint A. nicht, und verzögert dadurch die Erreichung des Zwecks; so handelt er zweckwidrig; und stellt beim Gefechte B. sich so, daß A. die Sonne im Gesichte hat, so thut er etwas, das die Erreichung des Zwecks, an dem Ausgange dieses Kampfes den geschickteren Fechter zu erkennen, gänzlich verhindern kann, und handelt also ebenfalls zweckwidrig. Setzt man nun, daß der Kampf noch einen höheren Zweck hat, welcher sich auf das Recht bezieht, z. B. daß dadurch ausgemacht werden soll, ob ein gewisser Wettpreiß dem A. oder dem B. gebühre; so wird das Zweckwidrige ungerecht, und das Unzweckmäßige heißt nichtig.

§. 105. Da die Art, einen Rechtsstreit zu führen und zu schlichten, in den Handlungen der Partheyen und des Richters besteht, mithin hier von Recht und Unrecht in Bezug auf menschliche Handlungen die Rede ist; so fällt die Bestimmung dieser Art überhaupt der entscheidenden Staatsgewalt, (§. 34. 53.) und zwar in Bezug auf mögliche Fälle der gesetzgebenden, das ist, dem geltenden Rechte, (§. 47.) in Bezug auf eingetretene der richterlichen (§. 37.) anheim, welche letztere jedoch ein gegebener Gerichtshof nur in soferne ausüben kann, als nicht von seinen eignen Handlungen

die Rede iſt. Die geſammten Vorſchriften des geltenden Rechts über die Art, einen Rechtsſtreit zu führen und zu ſchlichten, gleichſam die Vorzeichnung des Weges zum Ziele, oder die Kampf- und Kampfgerichtsgeſetze heißen das Proceßrecht, oder der Proceß ſchlechthin. In ſoferne ſie poſitive Geſetze ſind, nennt man ſie bald Proceßordnung, bald Gerichtsordnung, obwohl ihnen eigentlich der eine oder der andere Name zukommt, je nachdem ſie die Handlungsart der Partheyen oder des Richters regeln.

§. 106. Jene Vorſchriften können ſich beziehen auf den Stoff einer proceſſualiſchen Handlung; auf die Form derſelben, auf die Zeit, in welcher ſie geſchehen ſoll. Sie können eine Handlung erlauben, gebieten oder verbieten; eine erlaubte oder gebotene an Förmlichkeiten, unter welchen ſie als Begebenheit erſcheinen, an Zeitfriſten, binnen welchen ſie erfolgen, oder an Zeitpunkte, in welchen ſie geſchehen ſoll, binden; je wie es die Verſchiedenheit der möglichen Fälle, und die Löſung der ſchwierigen Aufgabe erfordert, für jeden möglichen Fall eine Form des Rechtsſtreites zu finden, wodurch der Widerſpruch möglichſt aufgehoben werde, in welchem die Forderung, ſchnell zu entſcheiden, mit der Forderung ſteht, gründlich zu prüfen und gerecht zu entſcheiden. Daher die verſchiedenen Proceßformen, deren weitläuftigſte

man gewöhnlich die ordentliche, die übrigen aber die ſummariſchen nennt.

§. 107. Das Proceßrecht bedarf als ein Theil des geltenden Rechts überhaupt (§. 105.) der Vollſtreckung, (XVI.) welche nur pſychologiſch geſchehen kann. (§. 74.) In Fällen, wo die Verbindlichkeit zum Erſatze, welche der Verletzer des Proceßrechtes auf ſich ladet, nicht geeignet iſt, pſychologiſch von der Uebertretung abzuhalten, (§. 75. 76.) ſind Strafen nöthig, welche man proceſſualiſche nennt. Eine ſolche Strafe kann entweder in einem Uebel beſtehen, welches auf den Ausgang des Rechtsſtreits keinen Einfluß hat; oder in einem ſolchen, vermöge deſſen entweder die Hoffnung auf einen glücklichen Ausgang, oder der glückliche Ausgang ſelbſt, mithin das Wohlſeyn der Partheyen von der Befolgung des Proceßrechts abhängig wird. Jene Art von Strafen iſt gegen den Richter wie gegen die Partheyen anwendbar: dieſe nur gegen die Partheyen. Man nennt ſie Strafen des Ungehorſams oder Contumacialſtrafen. Sie beſtehen entweder in dem Verluſte eines der Partheyen zuſtehenden proceſſualiſchen Rechts, das iſt, in dem Verluſte eines Vertheidigungsmittels; oder in dem Verluſte des Rechtes ſelbſt, welches die ungehorſame Parthey vertheidigen wollte. Ein Kläger z. B., der ſeine Klage nicht fortſtellt, nachdem er dazu bei deren Verluſte rechtskräftig verurtheilt worden iſt, verliert nach der K. [illegible] Pro-

ceßordnung das geklagte Recht. Ein Beklagter, der eine zerstörliche Einrede in zu allgemeinen Ausdrücken vorbringt, verliert das Recht, sich damit in dem gegebenen Rechtsstreite zu vertheidigen. Beide Wirkungen werden um deswillen häufig mit einander verwechselt, weil öfters die eine die andere nach sich zieht, obwohl die Lehrbücher durch die Namen, volle und mindervolle Wirkung des Ungehorsams, sie unterscheiden. So wird es z. B. oft eine volle Wirkung des Ungehorsams genannt, daß der Beklagte durch Unterlassung der Antwort auf den Untersatz der Klage sich den Verlust des ganzen Rechtsstreites zuziehen kann. Eigentlich verliert er aber dadurch nur die wichtige Einrede ermangelnden Klagegrundes. (§. 93.) Die des ermangelnden Rechtsgrundes bleibt ihm, und die Wirkung seines Ungehorsams gehört bloß unter die mindervollen.

§. 108. Mit der Nothwendigkeit des Proceßrechtes ist der richterlichen Gewalt ein neues Geschäft auferlegt, nemlich das, zu entscheiden, was in einem eingetretenen Falle, also in einem wirklichen Rechtsstreite dem Proceßrechte gemäß oder nicht gemäß ist. (§. 376.) Dergleichen Entscheidungen kann man Proceßrechtssprüche nennen. Sie können, wie Rechtssprüche überhaupt, bürgerliche oder Strafrechtssprüche seyn, (§. 79.) je nachdem sie bloß über die Rechtmäßigkeit, oder auch über die Strafbarkeit einer proceßualischen Handlung entscheiden. Inzwischen hat es eine b

sondere Bewandniß mit den letzteren in Bezug auf solche Strafen des Ungehorsams, welche in dem Verluste eines processualischen Rechtes, oder des zu vertheidigenden Rechtes selbst bestehen. (§. 107.) Diese lassen sich als Strafen des bürgerlichen Rechts (§. 80.) ansehen, in soferne sie zum Vortheile der Parthey gereichen, welche nothwendig einer Pflicht enthoben wird, so oft die Gegenparthey ein Recht verliert. Man kann sie aber auch als eigentliche Strafen betrachten, in soferne die Staatsgewalt, abgesehen von dem Vortheile, den eine Parthey davon haben kann, sie anordnet, damit sie, als Nachtheil für den Uebertreter des Processrechts, das Wohlseyn von der Befolgung des processualischen Gesetze abhängig machen. Daher die mancherlei Streitfragen, in welchen Fällen der Ungehorsam nur nach vorgängiger Beschuldigung, und in welchen er ohne dieselbe bestraft; wo die verwirkte Strafe von der Gegenparthey dem Uebertreter erlassen oder nicht erlassen; wo das verwirkte Recht von der Staatsgewalt wieder hergestellt oder nicht wieder hergestellt werden kann? Die sichere Richtschnur ihrer Entscheidung scheint im allgemeinen der Satz zu seyn, daß sie für bürgerliche oder eigentliche Strafen anzusehen sind, je nachdem entweder der Gegenparthey oder der richterlichen Gewalt das meiste an der Befolgung des processualischen Gesetzes gelegen ist. Aus diesem Satze läßt sich z. B. ableiten, daß die Strafe des Eingeständnisses und der Ueberführung, welche

auf der gänzlichen Unterlassung der Einlassung steht, von der Gegenparthey erlassen werden kann; nicht aber die Strafe des Appellationsverlusts wegen unterlassener Berichtsablösung.

§. 109. Mit dem Processrechte ist theoretisch die Möglichkeit gegeben, daß aus und in jedem Rechtsstreite neue Rechtsstreite bis ins Unendliche entstehen, indem jedes processualische Recht der Gegenstand eines Rechtsstreits werden kann, in welchem wiederum processualische Rechte streitig werden können, die alle erst entschieden seyn müssen, ehe zur Entscheidung des Hauptstreites verschritten werden kann. Die noch jetzt in Deutschland vorherrschende Processform, nach welcher die Entscheidung der Hauptsache häufig Anstand nimmt, bis die Fragen, ob der Satz x. des Beweises bedürfe oder nicht? ob die Urkunde y. anerkennbar oder unanerkennbar? ob der Zeuge z. als glaubwürdig abzuhören, oder als verdächtig nicht abzuhören sey? u. s. f. successiv durch alle Instanzen bestritten, und, wie man zu sagen pflegt, rechtskräftig entschieden worden sind — diese Processform gibt von der Möglichkeit, aus Rechtsstreiten Rechtsstreite ins Unendliche entstehen zu lassen, einen Erfahrungsbeweis, der es fast unnöthig macht, daß ich zur Erläuterung obiger Behauptung mich auf die hölzernen Eyer der Kinder berufe, in denen wieder Eyer, und nichts als Eyer, eins in dem andern stecken, und deren vielfältige Eröffnung in letzter Instanz ent-

weder zu gar nichts oder zu einem hölzernen Ey führt, welches ſich nicht weiter öffnen läßt. Das geltende Recht, und die poſitive Geſetzgebung insbeſondere, muß daher dieſer neuen, theoretiſchen Möglichkeit, ohne Ende zu ſtreiten, (vergl. §. 97.) practiſch eine Gränze ſetzen, außerhalb welcher über proceſſualiſche Rechte weiter nicht geſtritten werden darf, ſondern der bloße Gedanke des Richters darüber unwiderruflich gelten muß. Die Schwierigkeit, dieſe Gränze, für alle mögliche Fälle ſo zu beſtimmen, daß ſie weder zu enge noch zu weit ſey, weder der Gründlichkeit der Unterſuchung im Wege ſtehe, noch das Ausſpinnen des Streites zu einer lächerlichen, mit der menſchlichen Lebensdauer unverhältnißmäßigen Länge begünſtige, iſt eine der Urſachen, warum die Gerichtsordnungen den Geſetzgebern gewöhnlich am ſchlechteſten gelingen. Leichter iſt es in der That für die richterliche Gewalt, welche den Fall mit allen ſeinen Umſtänden vor ſich hat, die goldne Mittelſtraße zwiſchen jenem „zu enge und zu weit“ zu finden; und daher iſt es in dieſer Materie des Rechts der menſchlichen Bedürftigkeit am leichteſten zu verzeihen, daß ſie dem ſogenannten richterlichen Ermeſſen ſogar neben dem, was Geſetz und Gebrauch im Allgemeinen geheiligt haben, noch einigen Spielraum zu Ausnahmen im Beſonderen verſtattet.

XXII.

Abweiſung des Rechtsſtreites.

§. 110. Gegen jeden Gerichtshof, vor welchen ein Rechtsſtreit gebracht wird, kann das Anführen ſtatt finden, daß er dieſen Rechtsſtreit zu prüfen und zu entſcheiden nicht befugt ſey: entweder weil die richterliche Gewalt ſeines Staats überhaupt es nicht iſt; (§. 100.) oder weil er unter den Gerichtshöfen ſeines Staats nicht der competente iſt; (§. 103.) oder weil die Perſon des Richters, ſey ſie natürlich oder collectiv, zu dem Geſchäfte unfähig iſt; oder endlich weil dieſelbe nach Rechtsgrundſätzen nicht für unpartheyiſch gehalten werden kann. Die auf einem oder mehreren dieſer Gründe beruhende Erklärung eines Gerichtshofs, daß er nicht befugt ſey, einen gegebenen Rechtsſtreit zu entſcheiden, kann die **Abweiſung des Rechtsſtreites** genannt werden.

§. 111. Sie kann ihrer Natur nach in jeder Lage des Rechtsſtreites erfolgen. Der Gerichtshof

kann sie aus eignem Antriebe (Amtswegen; auf Ansuchen einer oder beider Partheyen; auf Verlangen eines andern Gerichtshofes oder der Staatsgewalt überhaupt geben. Erfolgt sie sofort auf die Klage, indem der Gerichtshof die Widerlegung (§. 91) entweder gar nicht anhört, oder nicht berücksichtiget; so nennt man sie auch Abweisung der Klage. Die Einwendungen des Beklagten gegen das Befugniß des Gerichtshofes sind unter dem Namen exceptiones fori declinatoriae bekannt. Sie sind etwas von der Widerlegung der Klage gänzlich Verschiedenes, indem sie das geklagte Recht gar nicht betreffen. (§. 91. 93.) Man darf sie daher mit den Einreden oder Ausflüchten (§. 93. 95.) nicht verwechseln. In der Praxis des französischen Prozeßrechtes erscheinen sie auch in einer formellen Absonderung von letzteren. Ihr Vortrag heißt le déclinatoire.

§. 112. Die Abweisung des Rechtsstreites drückt zwar ein Urtheil über ein bestehendes Freiheitsverhältniß der Partheyen aus; sie ist aber um derwillen kein wahrhafter Rechtsspruch, weil sie sich zugleich auf ein Freiheitsverhältniß der Partheyen gegen den Gerichtshof bezieht, mithin bloß die Natur eines subjectiven Rechtsurtheils über das eigne Befugniß des urtheilenden Gerichtshofes hat. Daher sollte sie auch nie in der Form eines Rechtsspruches gegeben werden. Wenn inzwischen eine Parthey die Gründe, aus welchen sie

die Abweisung des Rechtsstreites verlangt, dem Gerichtshofe selbst, dessen Befugniß sie bestreitet, vorlegt, die Gegenpartheyen aber dagegen die Einwendung, daß dieser neue Streit vor ein anderes Gericht gehöre, nicht geltend macht: so kann angenommen werden daß die Partheyen diesem Gerichtshofe freiwillig das Befugniß zugestehen, über die Frage zu richten, ob der gegebene Rechtsstreit von ihm auf eine für die Partheyen verbindliche Weise entschieden werden kann? Mit Hülfe dieser Annahme läßt sich eine Abweisung des Rechtsstreites allenfalls auch als Rechtsspruch denken. In der Praxis kommt sie häufig vor, besonders als Abweisung der Klage, (§. 111.) gewöhnlich in der Formel: daß Klägers Suchen (§. 90.) allhier nicht statt hat. Man darf sie aber niemals als eine Entscheidung im Hauptstreite ansehen, und das Proceßrecht, welches in letzterem gültig wäre, auch auf diesen Rechtsstreit über den Gerichtshof anwenden. Daher ist z. B. im Königreiche Sachsen, wo gegen Rechtssprüche im summarischen Besitzprocesse die Appellation unzulässig ist, der Satz sehr richtig, daß dieses Rechtsmittel gegen die Abweisung einer summarischen Besitzklage zulässig ist, dafern sie sich auf ein angebliches Unbefugniß des Gerichtshofes gründet.

Das französische Proceßrecht sondert den Streit über den Gerichtshof streng von dem Streite über die Hauptsache ab. Die Gesuche der Partheyen, welche die Ab-

lehnung eines Richters zum Zwecke haben, — le déclinatoire sur incompétence, le réglement de Juges, la récusation, la demande en renvoi — erscheinen als besondere Klagen, über welche ein besonderer Rechtsstreit in gesetzlich bestimmten Formen geführt und entschieden wird. Vergl. Code de procéd. civ. art. 83, 168 — 172. 363 — 396

XXIII.

Verwerfung der Klagform.

§. 113. Indem das Prozeßrecht für verſchiedene Arten von Rechtsſtreitigkeiten verſchiedene Proceßformen vorſchreibt. (§. 106.) fängt es häufig mit Vorſchriften über die Form der Klage an. Es verlangt zum Beiſpiel, daß im Executivproceſſe der Kläger den Beklagten zur Anerkennung der Urkunde, welche den Unterſatz der Klage beweiſen ſoll; im ordentlichen zur articulirten Antwort auf den Unterſatz vorladen laſſe. Iſt nun die Klagform, die ein Kläger erwählt hat, einer gewiſſen Proceßform (oder mehreren) ausſchließlich eigen; ſo hat er mit derſelben auch die Proceßform gewählt, in welcher er ſtreiten will, und es kann gegen ſeine Wahl die Einwendung ſtatt finden, daß ſie dem Proceßrechte nicht gemäß ſey, daß er eine in dem gegebenen Falle unſtatthafte Proceßart angeſtellt habe. Eben ſo kann die Klagform zwar zu erkennen geben, daß der Kläger in der Wahl der Proceßform überhaupt ſich nicht geirrt habe; ſie kann aber an ſich man-

gilhaft seyn. Jenes würde im Königreiche Sachsen statt finden, wenn der Kläger den Beklagten bloß zur Anerkennung der Kaufurkunde auf eine Klage vorladen ließe, welche auf seine Entbindung vom Kaufe wegen übermäßiger, durch künftige Würderung zu erweisender Verletzung gerichtet wäre; dieses, wenn er einer sonst richtigen Executivklage die ihr zum Grunde liegende, vom Beklagten anzuerkennende Schuldverschreibung nicht in Abschrift beigefügt hätte. Dieser Einwand wird, in soferne ihn die Gegenparthey machen kann, die Ausflucht **unstatthafter Klagform** genannt. Der Ausspruch der richterlichen Gewalt, daß die Klagform unstatthaft sey, heißt die **Verwerfung** derselben. Jener Einwand hat nichts mit der Widerlegung der Klage (§. 91.) gemein, und dieser Ausspruch hat seinem Wesen nach auf die Entscheidung über das geklagte Recht keinen weiteren Einfluß, als daß er sie verzögert. Daher rechnet man jenen gewöhnlich unter die sogenannten **verzögerlichen** Ausflüchte, wovon weiter unten mehr gesagt werden soll. (Vergl. §. 116.)

Unter die Verwerfungen der Klagform gehört übrigens auch die Erklärung der richterlichen Gewalt, daß die Klage **unverständlich** (zu allgemein, zweideutig, dunkel, verworren) sey: denn die Verständlichkeit der Klage ist nichts, als eine mit dem Zwecke derselben als nothwendig gegebene, also von dem philosophischen Processrechte vorgeschriebene Klagform, so wie überhaupt

der Ausdruck nur die Form, nicht das Wesen des Ausgedrückten ist.

§. 114. Die Verwerfung der Klagform erscheint in Deutschland meistens in der Formel: daß Klägers Suchen, immaßen es anbracht, nicht statt hat. Je besser dieselbe das Wesen ihres Gegenstandes ausdrückt, (vergl. §. 112.) um so mehr ist es zu beklagen, daß die Praxis sie diesem Gebrauche nicht ausschließlich geeignet hat. Wenn nemlich aus dem Freiheitsverhältnisse, so wie es in der Klage erzählt wird, oder auch nach geprüfter Widerlegung erscheint, das geklagte Recht sich nicht ableiten läßt, gleichwohl der Richter mit Hulfe der Einbildungskraft ein vielleicht vorhandenes, nur von den Partheyen nicht ausgedrücktes Merkmal des Freiheitsverhältnisses entdeckt, dessen Anführung in der Klage, Rev. u. s. f. das geklagte Recht ganz oder zum Theil begründet haben würde: oder auch, wenn aus dem unterliegenden Freiheitsverhältnisse ein anderes, nicht geklagtes Recht gefolgert werden kann; so gebraucht er oft die nemliche Formel, so verschieden auch der Sinn ist, den er damit ausdrücken will.

XXIV.

Verzögerlicher Prozeßrechtsſpruch.

§. 115. Verſchiedene Vorſchriften des Proceßrechtes ſind mit der Vorſchrift verbunden, daß dem Rechtsſtreite ſo lange Anſtand gegeben werde, bis ihnen Genüge geſchehen iſt. So verbietet z. B. der Buchſtabe des K. ſächſ. Proceßrechts alles Verfahren in einem Rechtsſtreite, ſo lange auf Seiten des Klägers die Rechtfertigung zur Sache und zum Rechtsſtreite nicht bewirkt iſt; und die franzöſiſche Gerichtsordnung verlangt, (Art. 337.) daß im Falle eines désaveu (einer von der Parthey förmlich erklärten Mißbilligung einer Handlung des Sachwalters) dem Rechtsſtreite Anſtand gegeben werde, bis über dieſen (hauptſächlich zwiſchen Parthey und Sachwalter eintretenden) Nebenſtreit entſchieden worden iſt. Die Einwendungen, welche in Beziehung auf einen ſolchen Satz des geltenden Prozeßrechts der Beklagte gegen den Fortgang des Rechtsſtreites machen kann, nennt man verzögerliche Ausflüchte. Sie gehören nicht zur Widerlegung der

Klage, welche einen ganz andern Zweck hat (§. 91.) Ein Rechtsſpruch, welcher ausſagt, daß einem Rechtsſtreite Anſtand zu geben ſey, bis einem gewiſſen Satze des Proceßrechtes genug gethan worden, kann ein verzögerlicher Proceßrechtsſpruch (§. 108.) genannt werden.

§ 116. Man muß die verzögerlichen Ausflüchte und Prozeßrechtsſprüche mit der Ausflucht mangelhafter Klagform und der Verwerfung der Klagform (§. 113.) nicht verwechſeln. Dieſe und jene verzögern zwar die Erreichung des Zweckes, welchen der Kläger im Auge hat; aber die letzteren halten den Gang des Rechtsſtreites nicht auf, ſondern ſie hindern entweder den Anfang des Kampfes in der vom Kläger gewählten Form, oder ſie endigen denſelben, unbeſchadet des Rechts, ihn in einer andern Form, und ſogar vor einem andern Gerichtshofe, wieder anzufangen. Sie ſind verzögerlich in Bezug auf den Zweck des Klägers, ſein angebliches Recht geltend zu machen; aber nicht in Bezug auf den Rechtsſtreit.

§. 117. Eben ſo wenig darf der Begrif verzögerlicher Ausflüchte und Rechtsſprüche mit dem Begriffe derjenigen Einreden und Rechtsſprüche vermengt werden, welche ausſagen, actionem nondum natam esse. Die meiſten Rechte werden nemlich nicht auf einmal, das iſt, nicht in Einem einzigen Zeitmomente erworben; ſondern nach und nach, indem dasjenige Frey-

heits-

heitsverhältniß, welches das geltende Recht zur Exiſtenz eines gewiſſen, möglichen Zwangsrechtes erfordert, nach und nach in dem Reiche der Begebenheiten erſcheint. (Vergl. §. 13.) So wird z. B. das Zwangsrecht, von einer Perſon eine Geldſumme zu fordern, durch den Darlehnscontract, den man mit ihr ſchließt, und durch den Ablauf der Zahlungsfriſt dergeſtalt erworben, daß die Erwerbung erſt mit dem letzteren vollendet wird. Derſelbe Fall tritt oft in Hinſicht des Rechtes auf ein bedingtes Vermächtniß ein, deſſen Erwerbung gleichſam mit dem Tode des Erblaſſers anhebt, und mit dem Eintritte der Bedingung endet. Wird nun eine Klage angeſtellt, ehe das zum Klaggrunde erforderliche Freiheitsverhältniß vollſtändig eingetreten iſt; ſo ſagt man: actio nondum nata est. Dieſer Einwand aber iſt eine wahrhafte Widerlegung der Klage, (§. 91.) welche als Einrede ermangelnden Rechtsgrundes, oder als Einrede ermangelnden Klaggrundes, oder auch als zerſtörliche Einrede erſcheinen kann, je nachdem z. B. in dem eben bemerkten Falle eines bedingten Vermächtniſſes der Kläger des Eintritts der Bedingung nicht Erwähnung gethan hat; oder der Beklagte denſelben verneint; oder der Kläger verſchwiegen hat, daß dem Vermächtniſſe eine Bedingung beigefügt iſt. (§. 93. 95.)

§. 118. Die Formel, womit ein Proceßrechtsſpruch dem Kenner des deutſchen Gerichtsſtyles ſich als verzögerlich anzukündigen pflegt, iſt das Wort, zu-

vörderst, oder die Redensart, vor allen Dingen. Wenn hingegen der Satz, actionem nondum natam esse, ausgedrückt werden soll, wird gewöhnlich die Formel gebraucht: daß Klägers Suchen noch zur Zeit nicht statt hat. (Vergl. §. 112. 114.)

§. 119. Außer den Einwendungen, welche der Beklagte gegen den Gerichtshof, die Statthaftigkeit der Klagform und den Fortgang des Rechtsstreites machen kann, lassen sich auch, eben so unabhängig von der eigentlichen Widerlegung der Klage noch andere Ausstellungen denken, vermöge deren eine Parthey auf die Beobachtung des Proceßrechts dringt, ohne daß damit irgend eine Wirkung auf den Ausgang, den Fortgang, die Form oder den Kampfplatz des gegebenen Rechtsstreites erzielt werden kann. Dahin gehört z. B. das Anführen, daß der Sachwalter des Gegners nicht berechtiget sey, vor diesem Gerichtshofe, in diesem Rechtsstreite u. s. w. zu arbeiten; daß er wegen unvollständiger Unterschrift seines Namens, wegen unehrerbietigen Vortrags, u. d. m. zurecht zu weisen oder zu bestrafen: daß die Gegenparthey selbst in irgend eine, auf den Rechtsstreit nicht einfließende processualische Strafe (§. 107.) zu nehmen sey, u. s. f. Alle dergleichen Ausstellungen sind dem Rechtsstreite, welcher die Veranlassung dazu gibt, eben so fremdartig, als die Proceßrechtssprüche, welche sich darauf beziehen: es sind zu-

fällige Folgen des Rechtsſtreites, welche ſelbſt den Namen, Nebenpuncte, nur dem Umſtande verdanken, daß ſie mit der Hauptſache gewöhnlich auf dem Papiere vereiniget ſind.

XXV.

Verwerfung der Klage.

§. 120. Wenn einem Menſchen ein Satz a. und ein zweiter b., der ſich als Folgerung aus a. ankündiget, vorgelegt werden, damit er ſage, ob er die Folgerung b. für einen wahren Satz halte; ſo hat er vor allen Dingen, und ehe er noch nach der Wahrheit des Satzes a. fragt, einen dritten Satz x. zu ſuchen, vermittelſt deſſen a. und b. als Grund und Folge gedacht werden können. Ein ſolcher Satz x. läßt ſich allemal finden, wenn man von der Wahrheit und Denkbarkeit deſſelben abſieht. Wenn die beiden Sätze gegeben ſind: a. Die Erde iſt rund: b. folglich ſteht ſie nie ſtille; ſo iſt der Satz x.: Was rund iſt, ſteht nie ſtille, das Mittel, wodurch b. als richtige Folge aus a erſcheint, dafern nur x. wahr iſt. Die Wahrheit von x muß aber unterſucht werden, ehe man die von a prüft, weil das letztere in Bezug auf den Zweck ganz vergeblich wäre, wenn ſich am Ende fände, daß kein wahrer Satz x. vor-

fanden iſt. Dieſe allgemeine Regel hat auch der Richter zu befolgen. Wenn ihm in der Klage die Beſchreibung eines eingetretenen Verhältniſſes äuſſerer Freiheit — ein Klaggrund (§. 90.) — und ein Verlangen des Klägers, ein gewiſſes Recht als Folge dieſes Verhältniſſes anzuerkennen — ein Geſuch (evend.) — vorgelegt wird; ſo muß er vor der Unterſuchung, (§. 52.) ob der Klaggrund wahr ſey, zuſehen, ob ein Rechtsgrund, (§. 90.) das heißt, ob im geltenden Rechte (§. 47.) ein Satz x. vorhanden ſey, vermöge deſſen das geklagte Recht aus dem Klaggrunde folgt: (vergl. §. 94.) denn wenn am Ende dergleichen ſich nicht fände; ſo wäre die Unterſuchung des Klaggrundes zur Erreichung des Zweckes ganz untauglich, und mithin nichtig. (§. 104.) Der Richter, welcher die empiriſche Wahrheit des Klaggrundes unterſuchen wollte, ehe er den paſſenden Oberſatz aufgeſucht, und deſſen rechtswiſſenſchaftliche Wahrheit erkannt hätte, gliche einem Thoren, der in der Abſicht, nach England zu reiſen, nachfragt, ob er in Calais Poſtpferde haben kann, ehe er an die Frage gedacht hat, ob es möglich iſt, zu Lande von Calais nach England zu kommen.

§. 121. Die Erklärung der richterlichen Gewalt, daß es der Klage an einem Rechtsgrunde gebreche, wird in der Folge die Verwerfung, die entgegengeſetzte Erklärung aber, gleichviel, ob ſie ausdrücklich oder durch Handlungen geſchehe, die Zulaſſung der Klage

genannt werden. Die erste ist von der Verwerfung der Klagform, (§. 113.) und von der Losſprechung von der Klage; die andere von der Verurtheilung des Beklagten zu unterscheiden. Die Losſprechung setzt die Möglichkeit einer Verurtheilung nach erfolgter Untersuchung des Klaggrundes voraus, welche eben durch die Verwerfung verneint wird; und die Verurtheilung fordert rechtliche Gewißheit des Klaggrundes, (§. 52.) welche die bloße Zulaſſung noch nicht bejaht. (Vergl. unten §. 126. — 128. 153.)

§. 122. Die Verwerfung der Klage kann vor der Mittheilung der Klage an den Beklagten und vor erfolgter Widerlegung erfolgen: denn wenn aus dem angeführten Klaggrunde das geklagte Recht nicht folgt; so kann häufig schon die Mittheilung, als Aufforderung des Beklagten zur Vertheidigung, als unzweckmäßig angesehen werden. Deſſen ungeachtet ist die Verwerfung einer Klage vor der Mittheilung, wenn ihr schon der Rechtsgrund fehlt, nicht in allen Fällen gerecht. Der Mangel des Rechtsgrundes kann nemlich bloß daher rühren, daß der Kläger ein wesentliches Merkmal des bestehenden Freiheitsverhältniſſes unerwähnt gelaſſen, z. B. bei einer Klage wegen Wiederbezahlung eines auf Losſkündigung stehenden Darlehns der geschehenen Aufkündigung nicht gedacht; oder daß er im Ausdrucke der Pflicht sich vergriffen, z. B. bei der hypothecarischen Klage gegen den Dritten sein Gesuch auf Zahlung gerich-

let hat. Das Proceßrecht der meiſten Staaten gibt aber dem Kläger das Recht, dergleichen Mängel der Klage zu verbeſſern, nachdem der Beklagte ſie bereits gerügt hat, und die Verwerfung der Klage vor der Mittheilung iſt eine Ungerechtigkeit gegen den Kläger, in ſoferne ſie ihn hindert, durch den Gebrauch dieſes Verbeſſerungsrechtes die Verzögerung und den Geldaufwand zu vermeiden, welche durch die Verwerfung entſtehen. Zugleich kann ſie aber auch als eine Beeinträchtigung des Beklagten angeſehen werden, welcher das Recht hat, eine möglichſt ſchnelle Entſcheidung ſeines Rechtsverhältniſſes gegen den Kläger dadurch herbei zu führen, daß er der Einrede ermangelnden Rechtsgründen ſich enthält, vielleicht das Daſeyn des unerwähnten Merkmals freiwillig anführt, dabei aber eine wirkſamere Einrede, z. B. in obigem Falle die zerſtörliche der erfolgten Zahlung darthut. Die Verwerfung der Klage vor der Mittheilung iſt daher nur in denjenigen Fällen zu billigen, wo es am Tage liegt, daß ſie auch nach erfolgter Widerlegung geſchehen müßte, wie auch immer der Kläger die Klage verbeſſern, oder der Beklagte ſeine Widerlegung einrichten möchte; welches z. B. der Fall ſeyn würde, wenn eine Klage darauf gerichtet wäre, einen verſprochenen Todſchlag zu begehen. (Vergl. §. 70.)

Ueberhaupt aber iſt eine Verwerfung vor der Mittheilung bloß Sache zwiſchen dem Kläger und dem Rich-

ter, und hat nie die Natur eines beide Partheyen verbindenden Rechtsspruches.

§. 123. Anders ist es um diejenige bewandt, welche nach erfolgter Mittheilung der Klage an den Beklagten, entweder nach angehörter Widerlegung, oder nach Ablauf der Frist, während welcher die Widerlegung hätte vorgebracht werden sollen, (§. 106.) gewöhnlich unter der Formel erfolgt: daß Klägers Suchen nicht, oder schlechterdings nicht statt hat. Hier ist dieselbe, gleichviel, ob sie Amtswegen oder in Folge der vom Beklagten vorgebrachten Einrede ermangelnden Rechtsgrundes erfolge, ihrem Wesen nach ein Rechtsspruch, dessen Rechtskraft (XIV) dem Beklagten entgegen steht, wenn er nachher noch eine Lossprechung von dieser Klage fordert, und dem Kläger, wenn er auf die Untersuchung des Sachbestandes derselben dringt. Darauf aber ist ihre Einwirkung auf den Streitgegenstand beschränkt. Die Rechtskraft der Verwerfung kann dem Kläger nicht hindern, eine andere Klage anzustellen, welche dasselbe Gesuch auf einen andern Klaggrund, oder auch auf denselben Klaggrund ein anderes Gesuch baut, mithin ein ganz neuer Vernunftschluß ist, über welchen die richterliche Gewalt noch gar nicht geurtheilt hat. Ja er kann sogar das nemliche Suchen auf eine Beschreibung des Freiheitsverhältnisses gründen, welche buchstäblich die vorige ist: wenn er nur die Klage entweder an einem andern Orte, oder zu einer andern Zeit an-

ſtellt, wo der Rechtsgrund, der anderswo oder vorhin ihr mangelte, gegeben iſt. Man ſetze, daß eine Klage auf Bezahlung einer Wette von A. gegen B. in Frankreich angeſtellt, und in Hinſicht des Art. 1965. des Code Napoléon wegen ermangelnden Rechtsgrundes verworfen worden iſt. Wenn A. in einem deutſchen Staate, wo der Verluſt einer Wette zur Zahlung rechtlich verbindet, und wo B. ebenfalls verklagbar iſt, dieſe Klage wiederholt; ſo wird ſie wegen ermangelnden Rechtsgrundes nicht verworfen werden können. Man ſetze ferner, es ſey die Verwerfung einer Klage erkannt worden, worinne C. verlangte, daß ſein Nachbar D. einen Erker wegreißen ſollte, weil derſelbe dem C. die Ausſicht beſchränkt. Wird in der Folge ein Geſetz gegeben, welches gebietet, daß die Erker an den Häuſern weggeriſſen werden ſollen, wenn derjenige Hauseigenthümer es verlangt, deſſen Ausſicht ſie beſchränken; ſo wird C. ſeine Klage vor demſelben Gerichtshofe wiederholen können, ohne daß ihm die Einrede ermangelnden Rechtsgrundes entgegen ſteht. Inzwiſchen würde in dem erſten Falle allerdings die Frage zu unterſuchen ſeyn, ob nicht nach dem in dem deutſchen Staate geltenden Rechte A. ſeine Klage dadurch verloren habe, daß er einen franzöſiſchen Gerichtshof zum Richter darüber wählte: oder ob nicht etwa um deswillen, weil die Wette in Frankreich geſchloſſen und verloren worden, der angezogene Artikel des C. N. als ein örtliches Merk-

mal des Freiheitsverhältnisses, als Theil des Sachbestandes, in Betrachtung zu ziehen sey.

§. 124. Es kann nemlich überhaupt ein Zwangsrecht, welches in einem Staate a. nach dem dort geltenden Rechte erworben worden ist, auch in einem Staate b. geltend gemacht werden, nach dessen Gesetzgebung es auf seinem Gebiete durch den Eintritt des geklagten Freiheitsverhältnisses nicht hätte erworben werden können: in soferne nur das im Staate b. geltende Rechtssystem den Satz des philosophischen Rechts anerkennt, daß die Gesetzgebung des Orts, wo ein Freiheitsverhältniß eintritt, bey der Beurtheilung der daraus hervorgehenden Rechte und Rechtspflichten als örtliches Merkmal in Anschlag kommen müsse. Dieser Satz ist als Regel gegründet; aber mancherley Ausnahmen fähig. Wenn das Rechtsgesetz fordert, daß ein in Frankreich nach dem Art. 1154. des C. N. durch Vertrag erworbenes Recht, Zinsen von Zinsen zu erheben, auch im Königreiche Sachsen anerkannt werde, so scheint es doch nicht weniger gerecht, daß daselbst die Eigenthumsklage, womit ein reisender Russe einen mitgebrachten Leibeignen als Sache von dem Dritten zurück fordert, verworfen werde; (man sehe den von Kind Quaest. for. Tom. IV. p. 321. erzählten Fall) obwohl sie in den preußischen Staaten wegen der ausdrücklichen Verordnung des Landrechts (Th. II. Tit. V. §. 1[illegible]. ff.) zugelassen werden müßte. Derjenige Theil

der Rechtswiſſenſchaft, welcher von dieſer Regel und ihren Ausnahmen handelt, wird häufig die „Lehre von der Gültigkeit der Geſetze in fremdem Gebiete“ genannt. Durch dieſen Ausdruck laſſe ſich der Richter nicht zu einer falſchen Vorſtellung verleiten; er ſehe in dem Falle einer Klage, die auf Anerkennung eines nach fremden Geſetzen auf fremdem Gebiete erworbenen Rechtes gerichtet iſt, keine Ausnahme von der Regel: daß er die Klage zu verwerfen habe, wenn er in der Geſetzgebung ſeines Staates keinen Rechtsgrund dazu auffinden kann. Als Geſetze können fremde Geſetze bei der Beurtheilung einer Klage nie in Betrachtung kommen; wohl aber als empiriſche Merkmale des Sachbeſtandes, deren Daſeyn der Kläger anzuführen und nöthigen Falls zu erweiſen hat. In der oben als Beiſpiel aufgeſtellten Klage: „a. Da in Frankreich Kapitalzinſen, die auf ein ganzes Jahr rückſtändig ſind, wieder Zinſen tragen, wenn die Contrahenten deſſen einig geworden ſind: b. nun aber A. dem B., beide damals in Frankreich, die Summe x. mit dieſer Bedingung vorgeſchoſſen, B. aber die einjährigen Zinſen derſelben — $\frac{x}{y}$ im Rückſtande gelaſſen hat; c. ſo iſt er ſchuldig, die Summe $\frac{x}{y}$ dem A. zu verzinſen,“ würde nicht etwa der Satz a. als Rechtsgrund, b. hingegen als Klaggrund; ſondern vielmehr a. und b. zuſammen als Klaggrund, als Rechtsgrund aber der Satz anzuſehen ſeyn, daß ein in der Fremde auf dem Grunde fremder Geſetzgebung er-

worbenes Recht immer eine Zuſtändigkeit des Berechtigten bleibt, wenn ſchon der Verpflichtete nur in einem Staate verklagbar iſt, wo die nemlichen Thatſachen das nemliche Zwangsrecht nicht hervorgebracht haben würden. In wiefern dieſer Satz in der (ſtillſchweigenden oder ausdrücklichen) Geſetzgebung ſeines Staates gegründet ſey, hat der Richter rechtswiſſenſchaftlich zu erörtern; die Wahrheit des Satzes a. hingegen, unter Beobachtung der Geſetzgebung über die Bedingungen rechtlicher Gewißheit, (§. 52. 53. 54.) hiſtoriſch zu unterſuchen. (§. 49.) In einem Lande, wo die neuere franzöſiſche Geſetzgebung nicht als eine allgemein bekannte (notoriſche) Thatſache angeſehen werden könnte, müßte der Satz a, wenn der Beklagte ihn verneint hätte, förmlich bewieſen werden; ſo wie überhaupt in Anſehung deſſelben alle Vorſchriften des Proceßrechts anwendbar ſind, welche ſich auf die Unterſuchung des Sachbeſtandes beziehen. Wenn z. B. im Königreiche Sachſen der Beklagte darauf nicht förmlich antwortete, müßte er für deſſen überführt geachtet werden; und wenn der Art. 1154. des C. N. in Frankreich durch ein ſpäteres, zur Zeit des Darlehns aber ſchon promulgirt geweſenes Geſetz wieder aufgehoben wäre; ſo würde die Berufung auf daſſelbe eine zerſtörliche Einrede ſeyn, die der Beklagte verlieren würde, wenn er ſie nicht gehörig vorſchützte.

§. 125. Die positiven Gesetze sind gewöhnlich sehr karg mit Vorschriften über die sogenannte Gültigkeit der Gesetze in fremdem Gebiete; und selbst in der Wissenschaft herrscht ein Schwanken, welches vielleicht geringer seyn würde, wenn man diesem Kapitel die Ueberschrift gegeben hätte: Von den Zwangsrechten, die auf dem Grunde fremder Gesetzgebung erworben worden sind. Vorzüglich bei Beurtheilung solcher Rechte ist dem Richter die Philosophie und der zu ihrer Anwendung erforderliche Scharfsinn vonnöthen. Die Möglichkeit einer solchen Erwerbung im Allgemeinen ist als ein Ausfluß des Weltbürgerrechts außer Zweifel. Desto schwieriger aber sind die Fragen: in welchen Fällen ein Zwangsrecht auf der Basis der Gesetzgebung des Orts, wo das Subject des Rechts, oder desjenigen, wo das Subject der Rechtspflicht, (die Person des Berechtigten und des Verpflichteten) oder endlich desjenigen, wo das Object des Rechtes (§. 92.) sich befindet, erworben werden kann? und in welchen Fällen eine Erwerbung, die auf der Basis einer örtlichen Gesetzgebung angefangen worden, auf derselben fortgesetzt und vollendet werden kann, (§. 117.) wenn vor der Vollendung das Subject der Pflicht, oder des Rechts, oder auch das Object des letzteren unter eine andere Gesetzgebung gerathen? z. B. ob das Zwangsrecht, Zinsen von Zinsen zu erheben, auch dann in Sachsen gültig ist, wenn zwar der Darlehnsvertrag in Frank-

reich geſchloſſen worden iſt, die Zinſen — $\frac{x}{25}$ aber erſt zu einer Zeit gefällig wurden, wo der Erborger ſchon Sachſens Bürger war? Auf dieſe Fragen zu antworten, iſt nicht Sache der richterlichen Entſcheidungskunde; vielleicht kann aber die hier verſuchte Faſſung derſelben dem Richter zum Wegweiſer dienen, wenn er im Gebiete der Philoſophie ihre Beantwortung aufſuchen muß.

XXVI.

Zulassung der Klage.

§. 126. Wenn schon die Zulassung der Klage das gerade Gegentheil der Verwerfung ist; (§. 121.) so kann doch ihr Inhalt nicht als Rechtsspruch gedacht werden. Diese Behauptung ist am besten durch die Gründe verständlich zu machen, auf welchen sie ruht.

Zur Erreichung des Zweckes, über ein geklagtes Zwangsrecht zu urtheilen, gibt es überhaupt zwei Mittel: Prüfung des Rechtsgrundes und Untersuchung (Erörterung) des Klaggrundes. Das erste ist hinreichend, wenn sich kein Rechtsgrund findet; die Anwendung des zweiten aber ist in diesem Falle nichtig. (§. 120.) Erklärt nun der Richter, es sey kein Rechtsgrund vorhanden, das ist, verwirft er die Klage; (§. 121.) so erklärt er seinen Zweck für erreicht: er urtheilt schon wirklich über das geklagte Recht, und daher ist die Verwerfung der Klage ein Rechtsspruch, dem nach erlangter Rechtskraft die Eigenschaft der Unwiderredlichkeit zu kommen muß. Läßt er aber die Klage zu, indem

er dieß entweder ausdrücklich erklärt, oder zur Unterſuchung des Klaggrundes (z. B. durch Erkenntniß auf Beweis und Gegenbeweis) verſchreitet; ſo erklärt er ſich noch nicht über das Zwangsrecht, welches er beurtheilen ſoll; ſondern blos über das Mittel, welches er anwenden will, um zu dieſem Zwecke zu gelangen. Durch dieſe Erklärung aber kann dieſes Mittel nicht tauglich zur Erreichung ſeines Zweckes werden, wenn es ſeiner Natur nach dazu untauglich iſt: die Einſchiffung einer Perſon in Conſtantinopel wird dadurch nicht tauglich zu dem Zwecke, in das Caspiſche Meer zu ſegeln, daß dieſe Perſon erklärt, ſie wolle mit dieſem Schiffe dahin ſegeln. Sie bleibt immer und ewig unzweckmäßig, weil es nach Naturgeſetzen unmöglich iſt, von Conſtantinopel in das Caspiſche Meer zu ſchiffen; und die Unterſuchung des Klaggrundes bleibt beim Mangel des Rechtsgrundes immer und ewig nichtig, weil es nach Vernunftgeſetzen unmöglich iſt, das geklagte Recht nach dem Ausfalle dieſer Unterſuchung zu beurtheilen. Daher der bekannte Satz, daß eine Klage wegen Mangel des Rechtsgrundes auch dann noch verworfen werden kann, wenn bereits die Einrede des ermangelnden Rechtsgrundes verworfen, Beweis und Gegenbeweis geführt, und die Wahrheit des Klaggrundes völlig zu rechtlicher Gewißheit gebracht worden iſt.

§. 127. Diejenigen, welche ihn leugnen, behaupten: „indem der Richter zur Unterſuchung des Klag-

grun-

grundes verſchreite, erkläre er, daß derjenige Satz, welcher dem Klagſchluſſe zum Oberſatze dienen kann, im geltenden Rechte gegründet ſey; und wenn dieſe Entſcheidung rechtskräftig worden, müſſe ſie ohne weitere Prüfung gültig ſeyn.“ Sie vergeſſen, daß der richterlichen Gewalt gar keine Entſcheidung über das geltende Recht zuſteht, und daß ſie bloß nach demſelben über Recht und Unrecht in Bezug auf eingetretene Verhältniſſe äußerer Freiheit zu urtheilen hat. Die Zulaſſung der Klage iſt ein Urtheil des Inhalts: „Weil es im geltenden Rechte einen Satz x. gibt, vermittelſt deſſen das Geſuch aus dem Klaggrund a. folgt; ſo muß zu dem Behuf, über die Statthaftigkeit von b. zu urtheilen, die Wahrheit von a. unterſucht werden.“ Angenommen, daß dieß Urtheil (in ſeinem Schlußſatze) einen Rechtsſpruch enthielte; ſo würde doch immer der Unterſatz deſſelben bloß ein Entſcheidungsgrund, (§. 48.) und daher der Rechtskraft ganz unfähig ſeyn. (§. 68.)

Sie behaupten ferner, daß wenn der Beklagte die Zulaſſung der Klage rechtskräftig werden laſſe, er das mit das Daſeyn des Rechtsgrundes durch Handlung zugebe. Sie vergeſſen aber, daß der Ausdruck, „einen Rechtsſpruch rechtskräftig werden laſſen,“ eine Redensart iſt, die für den Rechtsmetaphyſiker keinen Sinn hat. Der Eintritt der Rechtskraft kann, von der Zeit abgeſehen, in keinem Falle als Folge einer Handlung der Partheyen angeſehen werden, weil die Rechtskraft aber-

haupt, wenn nur der Rechtsspruch nicht nichtig ist, zu irgend einer Zeit als eine Vernunftnothwendigkeit eintreten muß, die Partheyen mögen dagegen vornehmen, was sie wollen. (§. 64. 70. ff.) Weder unterlassene Einwendung eines Rechtsmittels, noch Verzichtleistung auf ein bereits eingewandtes kann jemals als Ursache der Rechtskraft eines gegebenen Spruchs angesehen werden, da es durchaus unmöglich ist, zu beweisen, daß die Einwendung oder Fortstellung des Rechtsmittels den Eintritt der Rechtskraft gehindert, das ist, eine Aenderung des Spruchs bewirkt haben würde. So wie es also klar ist, daß die unterlassene Einwendung oder Fortstellung eines Rechtsmittels, gegen die Zulassung einer Klage, alsdann nicht für ein Zugeben des Daseyns eines Rechtsgrundes angesehen werden kann, wenn kein erlaubtes Rechtsmittel mehr vorhanden war; eben so liegt es am Tage, daß jenen Unterlassungen auch dann diese Erklärung nicht gegeben werden kann, wenn es noch ein erlaubtes Rechtsmittel gegen den Ausspruch gab: weil sie die weit vernünftigere Erklärung zulassen, daß der Beklagte in der Voraussetzung geschwiegen habe, der Richter werde am Ende schon von selbst wahrnehmen, daß es unmöglich sey, — von Constantinopel in das Caspische Meer zu schiffen.

Endlich führen sie an, daß die Erklärung, die Klage habe einen Rechtsgrund, auch in jeder Verurtheilung liege, daß die Verurtheilung auf der Zulassung der

Klage beruhe, und daß, wenn überhaupt die Zulassung nicht rechtskräftig werden könne, auch die Rechtskraft einer Verurtheilung undenkbar sey. Sie vergessen aber wiederum, daß bei einer Verurtheilung die Zulassung der Klage nur als Entscheidungsgrund (§. 68.) erscheint, und daher der Rechtskraft unfähig ist, deren Begriff bloß auf den Rechtsspruch selbst paßt. (§. 64.)

§. 128. Wenn auf der einen Seite der Trotz der Urthelsverfasser den Glauben an die Rechtskraft der Zulassung bewahrt, weil dieser Glaube ihm bei Abfassung des Endurtheils eine logische und eine rechtswissenschaftliche Erörterung erspart, und die Mühseligkeit des leidigen Nachdenkens verringert; so gehen vielleicht auf der andern Seite denkende Rechtsgelehrte zu weit, wenn sie behaupten, daß selbst die gesetzgebende Gewalt die Nichtigkeit nicht aufheben könne, die bis zur Rechtskraft der Hauptentscheidung auf der Zulassung einer Klage ohne Rechtsgrund haftet: (vergl. §. 72.) daß ein Gesetz, welches dergleichen verordnete, als schlechthin widersinnig, unvollziehbar seyn würde. (§. 39.)

Der Grund davon, daß die Zulassung einer Klage nicht als Rechtsspruch gedacht werden kann, (§. 126.) liegt lediglich darinne, daß in dem Begriffe der richterlichen Gewalt, so wie er aus dem Begriffe der entscheidenden Gewalt, und des Staates überhaupt, als eine Vernunftnothwendigkeit hervorgeht, (X.) das Gesetz,

niß nicht angetroffen wird, über die Wahrheit eines Rechtssatzes, über seine Gültigkeit im Staate, objectiv-gültig zu entscheiden. Die richterliche Gewalt soll unter der Herrschaft des geltenden Rechts stehen. (§. 48.) Könnte sie aber darüber richten, ob der Rechtssatz x. im Staate gültig sey, oder nicht; so stünde das geltende Recht unter der ihrigen: ihr Rechtsspruch darüber wäre der Schlußsatz eines Urtheils, dessen Obersatz nicht im geltenden Rechte liegen könnte, ohne daß der Begriff des geltenden Rechts dadurch aufgehoben würde. Neben einem Gesetze, welches die richterliche Gewalt berechtigte, über die Gültigkeit eines Rechtssatzes unwiderredlich abzusprechen, würde kein anderes Gesetz gültig seyn, weil die richterliche Gewalt befugt wäre, in jedem Falle einer möglichen Anwendung seines Inhalts das Gegentheil davon festzusetzen. Das Urtheil, welches der Richter über jene Frage fällt, je nachdem er das geltende Recht kennt und versteht oder nicht, ist bloß subjectiv, und indem es den Richter bestimmt, über die Zwangsrechte der Partheyen so oder anders zu urtheilen, bringt es am Ende eine unwiderredliche Entscheidung hervor, ohne selbst eine zu seyn. (S. unten XXIX. §. 153.)

Inzwischen muß man bedenken, daß nicht nur die Sätze des geltenden Rechts bestreitbar sind, indem gegen den klärsten Satz des philosophischen Rechts die Einwendung, daß er durch Gesetz oder Brauch abgeän-

dert, und gegen das klärste Gesetz die Behauptung denkbar ist, daß es wieder aufgehoben worden sey; sondern es ist auch bei einem verwickelten Freiheitsverhältnisse möglich, daß logische Zweifel über die Frage eintreten können, welcher Satz in dem geltenden Rechte gegründet seyn muß, wenn das Gesuch aus dem Klaggrunde folgen soll. Man kann sagen, daß in einem Rechtsstreite drei besondere Streitigkeiten: eine über den Rechtsgrund, eine über die rechtliche Gewißheit des Klaggrundes, eine über das Gesuch, zu entscheiden sind, deren erste sogar wieder zwei verschiedene Fragen zu beantworten gibt. Der Rechtsspruch beruht auf der Beantwortung der vier Fragen: a. Welcher Satz muß im geltenden Rechte gegründet seyn, damit das Gesuch aus dem Klaggrunde folge? b. Ist derselbe, oder, daferne deren mehrere denkbar sind, ist Einer derselben im geltenden Rechte gegründet? c. Welche Merkmale des Klaggrundes sind rechtlich gewiß? d. Folgt das Gesuch ganz oder zum Theil aus dem Rechtsgrunde und aus dem Klaggrunde, soweit er rechtlich gewiß ist, oder folgt es nicht? Wenn nun gleich das geltende Recht über das Wesen eines Vernunftschlusses so wenig etwas verordnen, als die Art und Weise festsetzen kann, wie man seine Sätze erkennen soll; wenn gleich, aus diesem Grunde, kein eigentlicher Rechtsspruch über die Fragen a. und b. möglich ist, (XII.) und also der Richter diesfalls nur an seinen Verstand und an seine

Kenntniß des geltenden Rechts sich halten muß; so scheint doch die gesetzgebende Gewalt mit Beifall der Vernunft verordnen zu können, daß die richterliche Gewalt die logisch-rechtswissenschaftliche Streitigkeit über den Rechtsgrund, abgesondert von der historischen über den Klaggrund, mit einer Förmlichkeit entscheide, wodurch sie selbst verbindlich wird, die Antwort, die sie einmal gegeben, sie sey in Hinsicht der Frage b. bejahend oder verneinend, auch bei der Entscheidung über die Frage d. als Wahrheit gelten zu lassen.

Man denke zur Erläuterung dieser Behauptung an das Gericht der Geschwornen, welches in England und Frankreich für die Strafgerichtsfälle angeordnet ist. Die Geschwornen sind gleichsam Richter des Sachbestandes; (juges de fait) das Tribunal ist Richter des Rechts. (juge du droit) Jene entscheiden über die historische Wahrheit des Anklagegrundes, und ihr Ausspruch bindet das Tribunal, welches für empirisch wahr oder unwahr gelten lassen muß, was jene dafür erklärt haben. Eben so läßt sich im bürgerlichen Rechtsstreite gleichsam ein besonderes Gericht des Rechtsgrundes denken, dessen Ausspruch über die Fragen a. und b. der Gesetzgeber für eben so unwiderredlich erklären kann, als ein eigentlicher Rechtsspruch es nothwendig seyn muß. Etwas sehr Aehnliches fand bei den Römern in soferne wirklich statt, als die Klagen und zerstörlichen Einreden vor dem Praetor postuliret, die

empiriſche Beſchaffenheit des zwiſchen den Partheyen beſtehenden Verhältniſſes äußerer Freiheit aber vom Judex pedaneus unterſucht wurde, der durch die ihm vom Praetor gegebene Weiſung (Si paret, Titium Cajo centum mutuo dediſſe, Cajum condemna etc.) von der Prüfung des Rechtsgrundes ausgeſchloſſen war.

§. 129. Eine ſolche Einrichtung könnte in Staaten, wo ein ſehr beſtreitbares Recht gilt, und wo die rechtsförmliche Unterſuchung des Sachbeſtandes ſehr koſtſpielig iſt, ihr Gutes haben. Die Partheyen ſcheinen alsdann an die Billigkeit der Regierung den Anſpruch zu haben, daß, ehe man ſie zum Behufe der Entſcheidung über ihre Zwangsrechte in weitere Koſten ſtürzt, ihnen der Rechtsſatz unwiderruflich ſanctionirt werde, um deſſentwillen man zur Unterſuchung des Sachbeſtandes ſchreitet. Denkt man ſich zumal einen Staat von franzöſiſcher Gerechtigkeitspflege, wo der Richter über die empiriſche Wahrheit nicht ſowohl leſend, als vielmehr ſehend, hörend, beobachtend entſcheiden ſoll; ſo ſcheint ſogar etwas Glänzendes in einer Verfaſſung zu liegen, vermöge deren über den Rechtsgrund nach reifer, durch die Eindrücke des Anblicks empiriſcher Wahrheiten oder Wahrſcheinlichkeiten ungeſtörter, rein wiſſenſchaftlicher Erwägung unwiderruflich entſchieden; vielleicht die Zulaſſung der Klage von den Juriſtenfacultäten, oder von einem einzigen,

gleichſam als Organ des geltenden Rechts niedergeſetzten Gelehrtentribunale ausgeſprochen, und dem örtlichen Richter gegeben würde, wie der Praetor dem Judex pedaneus ſeine Formel gab. Gewiß bleibt es aber immer, daß ohne poſitives Geſetz der Zulaſſung der Klage eine ſolche rechtskraftähnliche Unwiderleglichkeit nicht beigelegt werden kann: und wahrſcheinlich iſt es, daß eine dergleichen poſitive Vorſchrift, und eine Einrichtung, wie ſie eben beſchrieben worden iſt, auf das geltende Recht, die Rechtswiſſenſchaft und die Gerechtigkeitspflege keine vortheilhaftere Wirkung haben würde, als die Entfernungen vom Einfachen in der Staatseinrichtung, und die künſtliche Spaltung von Geſchäften, die urſprünglich nur Eins ſind, gewöhnlich zu haben pflegen. Wenn ſchon die engliſchen Fabriken gute und wohlfeile Uhren liefern, in welchen faſt jedes Rad von einem andern Meiſter gefertiget iſt; ſo ſcheint es doch nicht, als ob die Geiſteswerke, die wir Rechtsſprüche nennen, füglich nach dieſem Grundſatze des Fabrikweſens zuſammengeſetzt werden könnten, zumal da hier weder für die Geſchwindigkeit noch für den Preiß der Arbeit etwas dadurch zu gewinnen ſeyn dürfte.

§. 130. Ausdrücklich kommt die Zulaſſung der Klage in deutſchen Gerichtshöfen gewöhnlich nur als Entſcheidungsgrund und in der Form von Entſcheidungsgründen vor. Nur wenn eine Verwerfung (XXV.)

abgeändert wird, erſcheint die Zulaſſung, einem wahrhaften Rechtsſpruche ähnlich, in der Formel: daß die erhobene Klage für unſtatthaft nicht zu achten iſt, ohne daß ihr darum die Natur eines eigentlichen Rechtsſpruchs beigelegt, ohne daß ſie für unwiderredlich angeſehen werden könnte.

XXVII

Losſprechung.

§. 131. Die Verwerfung der Klage iſt eine Erklärung der richterlichen Gewalt, daß es der Klage an einem Rechtsgrunde gebreche. (§. 121. Die Erklärung hingegen, daß es der Klage am Klaggrunde fehle, (XIX.) heißt die Losſprechung, oder auch die Entbindung von der Klage. Sie ſetzt ihrem Weſen nach die Unverwerflichkeit der Klage voraus, weil in dem Falle, daß der Rechtsgrund fehlte, die Unterſuchung des Klaggrundes, und folglich auch der Spruch über deſſen Daſeyn oder Nichtdaſeyn im Reiche der Begebenheiten, nichtig ſeyn würden. (§. 120.)

§. 132. Ihr oberſter Grund kann nur zweierlei ſeyn. Entweder nemlich iſt das in der Klage beſchriebene empiriſche Freiheitsverhältniß nicht zu rechtlicher Gewißheit gebracht, oder es iſt eine zerſtörliche Einrede aufgeführt worden: denn das Nichtdaſeyn des Klaggrundes, mit andern Worten, der Satz: daß das zwi-

ſchen den Partheyen empiriſch beſtehende Verhältniß äu-
ſſerer Freiheit nicht das in der Klage beſchriebene ſey,
kann ſich überhaupt nur ergeben, entweder daraus, daß
in der Klage angeführte, weſentliche Merkmale deſſelben
nicht rechtlich gewiß, oder daraus, daß unangeführte
rechtlich gewiß ſind, welches letztere denn eben die Aus-
führung zerſtörlicher Einreden genannt wird. (§. 93.)
Beide Losſprechungsgründe ſtehen ungefähr in dem nem-
lichen Verhältniſſe, wie Verwerfung der Klage und Los-
ſprechung: der erſte macht den zweiten überflüſſig, und
eben darum ſetzt der Gebrauch des zweiten den Mangel
des erſten voraus.

Deſſenungeachtet kann der zweite neben dem erſten
als ein Beruhigungsgrund für den abgewieſenen Kläger
erſcheinen. Indem z. B. der Richter erklärt, daß er
den Beklagten losſpreche, weil der geklagte Darlehns-
vertrag unerwieſen geblieben iſt, kann er den Kläger,
welcher daran etwa noch zweifeln könnte, durch das
Anführen zu beruhigen ſuchen, daß die Losſprechung
auch im Falle des gelungenen Beweiſes hätte erfolgen
müſſen, weil z. B. das Daſeyn einer Gegenſchuld erwie-
ſen worden iſt.

§. 133. Die Wirkung, welche die Rechtskraft
der Losſprechung auf die Zwangsrechte der Partheyen
äußert, iſt nach Maaßgabe der beiden möglichen Losſpre-
chungsgründe ſo weſentlich verſchieden, daß es den Ur-

theilsverfaſſern kaum zu verzeihen iſt, wenn ſie für beide Fälle ſich nur Einer Formel bedienen. Erfolgt die Losſprechung, weil das in der Klage beſchriebene empiriſche Verhältniß äußerer Freiheit (der Klaggrund) nicht zu rechtlicher Gewißheit gebracht worden iſt; ſo ſchließt ſie im Staate das Zwangsrecht des Klägers aus, welches der urſprüngliche Gegenſtand des Rechtsſtreites, oder, welches eben ſo viel ſagen will, der Gegenſtand der Klage war. Der Kläger kann mit dem Geſuche, daſſelbe (das heißt, ſeinem Grunde und Gegenſtande nach daſſelbe ſ. unten §. 136) Zwangsrecht anzuerkennen, weiter nicht gehört werden. Erfolgt ſie aber weil eine zerſtörliche Einrede ausgeführt worden iſt; ſo iſt dieſe Einrede entweder ſo beſchaffen, daß das durch dieſelbe ausgedrückte Zwangsrecht des Beklagten durch einmaligen, wirkſamen Gebrauch erliſcht, wie z. B. bei der Einrede der Gegenſchuld; oder ſo, daß es dadurch nicht erliſcht, wie z. B. bei der Minderjährigkeit. Im letzteren Falle bleibt die Wirkung der Losſprechung in den vorigen Schranken. Sie äußert ſich bloß auf das geklagte Zwangsrecht. Im erſten Falle hingegen wirkt ſie in eben der Maaße auch auf das Zwangsrecht, welches den Gegenſtand der Einrede ausmacht. Dieſes geht, in ſoweit ſein Gegenſtand dem Werthe nach den Gegenſtand des geklagten deckt (quoad summam concurrentem) mit dem geklagten zugleich unter. Ein Beklagter z. B., der von einer Darlehnsklage auf 100

Thaler darum losgeſprochen wurde, weil er eine Gegenſchuld von 100 Thalern, oder auch die erfolgte Bezahlung dargethan hatte, kann jene Gegenſchuld weder mehr einklagen, noch damit gegen den Kläger in einem andern Falle ausflüchteweiſe ſich ſchützen; er kann dieſe Bezahlung weder condictione indebiti zurückfordern, noch gegen eine neue Anforderung als Einrede gebrauchen. Die Losſprechung des Beklagten von der Klage iſt in dieſem Falle, jedoch nur bis auf den gleichen Werth der Zwangsrechtsgegenſtände, zugleich eine Losſprechung des Klägers von der Einrede. In einer andern Beziehung enthält ſie noch überdieß eine Losſprechung des Beklagten von allen andern Klagen deſſelben Klägers, deren Vernunftſchluß durch die nemliche Einrede zerſtört wird. Ein Beiſpiel ſ. unten §. 140.

Noch weiter kann ihre Wirkung ſich erſtrecken, je nachdem der Grund verſchieden iſt, aus welchem die zerſtörliche Einrede für ausgeführet geachtet wird. Es iſt oben (§. 96. 97.) bemerklich gemacht worden, das eine zerſtörliche Einrede die Natur einer Klage hat, und wie dieſe, nicht nur durch Ableugnen ihres Sachbeſtandes angefochten, ſondern auch durch weitere, zerſtörliche Anführungen (Repliken, Dupliken u. ſ. f.) ſowohl beſtritten als vertheidiget werden kann. Im erſten Falle beruht ihre Ausführung bloß darauf, daß ihr Sachbeſtand zu rechtlicher Gewißheit erhoben werde; und alsdann hat die Losſprechung keine weitere Wirkung, als

die eben beſchriebene. Im zweiten Falle hingegen können dadurch ſowohl auf Klägers, als auf Beklagtens Seite alle die Zwangsrechte (Anſprüche) erlöſchen, durch deren Anführung die Einrede angefochten und vertheidigt worden iſt. Man ſetze A. klagt auf ein Darlehn von 100 Thalern. B. wendet ein, daß ihm A. 200 Thaler aus einem Kaufe ſchuldig iſt. A. ergegnet, daß er dieſes Kaufgeld bezahlt hat. A. beweißt den Klaggrund, (das Darlehn) B. den Sachbeſtand ſeiner Einrede, (den Kauf) A. ſcheitert mit dem Beweiſe ſeiner Replik, (der Bezahlung) den ihm der Richter auferlegt hatte. Die Folge davon iſt dreifach. Erſtens die Entbindung von der Klage; zweitens, daß des B. Anſpruch aus dem Kaufe bis auf 100. Thlr. erliſcht, weil die Hälfte davon aufgeht, um das Darlehn zu decken; drittens, daß A. gegen den Reſt von 100 Thlrn. ſich nicht mehr auf Zahlung berufen kann, weil die richterliche Gewalt durch die Losſprechung ſchon gerichtet hat, daß dieſe Einrede nicht gegründet ſey.

Man ſetze aber ferner, daß A. die Zahlung erwieſen, B. aber dagegen die Duplik dargethan hat, daß er damals noch eine andere Forderung von 200 Thlr. aus einer Wette an A. gehabt habe, und man in der Folge übereingekommen ſey, daß jene Zahlung vielmehr auf die Wette, als auf den Kauf gerechnet werden ſolle. Hier entſteht noch die Folge, daß auch des B. Anſpruch aus der Wette untergeht, und die Losſprechung

gibt vierfach die Ausflucht abgeurtheilter Sache. Einmal dem B., wenn A. von neuem auf Bezahlung des Darlehns dringt, oder es irgendwo in Zurechnung bringen will; dann dem A., wenn B. 200 Thlr. aus dem Kaufe fordert, ferner dem B., wenn er aus dem Kaufe 100 Thlr. fordert, und A. dagegen auf Zahlung sich beruft; endlich wieder dem A., wenn B. 200 Thlr. aus der Wette verlangt.

Man sieht, daß diese Reihe in der Theorie eben so unendlich ist, als die Möglichkeit überhaupt, den Rechtsstreit durch zerstörliche Anführungen zu führen. (§. 97.) Man begreift, daß der ursprüngliche Gegenstand des Rechtsstreites, wie ihn die Klage setzt, (§. 92.) bis ins unendliche wachsen kann, und daß man vielleicht wohl thäte, jenen ursprünglichen Gegenstand des Streites durch den Namen, Gegenstand der Klage, von dem Gegenstande des Rechtsstreites zu unterscheiden, welcher das Aggregat aus jenem und den Gegenständen aller vorgebrachten zerstörlichen Anführungen ist. Inzwischen darf man nicht aus der Acht lassen, daß das Recht, welches aus dem Sachbestande einer zerstörlichen Anführung gefolgert werden kann, nur in soferne Gegenstand dieser Anführung werden, und dem Gegenstande des Rechtsstreites zuwachsen kann, als es das Recht, dem es entgegen gesetzt wird, aufzuheben geeignet ist. Wenn A. von B. eine Wiese fordert, die er von seinem Vater geerbt hat

ben will, B. aber vorſchützt, daß er das ganze Ritter-guth, wovon dieſe Wieſe ein Theil iſt, vom Vater des A. gekauft habe: ſo wird nur das Recht des B. auf die Wieſe Gegenſtand des Rechtsſtreites, weil ſein Recht auf alle übrigen Beſtandtheile des Ritterguts nicht geeignet iſt, das Recht des Klägers aufzuheben; und wenn gleichwohl einer Klage auf 100 Thlr. eine Compenſation von 1000 Thlrn. entgegengeſetzt werden, und dieſer ganze Anſpruch des Beklagten in dieſem Streite untergehen kann; ſo liegt der Grund davon in dem beſondern Umſtande, daß das Recht des Beklagten auf jeden Heller ſeiner 1000 Thlr. geeignet iſt, einen Theil vom Anſpruche des Klägers zu zerſtören.

Nach dem bisher Geſagten ſieht man ein, daß auf alle Fälle der Satz, der Richter könne nur über den Gegenſtand der Klage urtheilen, falſch iſt. Und man trifft endlich auf die Anforderung, welche die ſogenannte Metaphyſik des Proceſſes an die Praxis macht: die Losſprechung in Formeln auszudrücken, durch deren Verſchiedenheit der Grund, worauf ſie jedesmal ruht, und mit ihm die Wirkung erkennbar wird, welche ſie auf die Zwangsrechte der Partheyen nach einer Vernunftnothwendigkeit haben muß. In dem eben angeführten Falle würde dieſer Forderung vielleicht durch den Spruch genug gethan werden können: Daß zwar Kläger den Grund der Klage Bl. 1. und den Sachbeſtand der Bl. 24. angeführten Replik, Beklagter aber den der

Ein-

Einrede Bl. 16. und der Replik Bl. 20. zu rechtlicher Gewißheit gebracht, demzufolge letzterer von der Klage zu entbinden ist. (S. unten §. 153.) Wenn schon die vier ersten Sätze dieser Formel in Bezug auf den fünften nur Entscheidungsgründe sind; so sind sie doch zugleich in Bezug auf den ganzen Rechtsstreit wahrhafte Rechtssprüche über die einzelnen Theile des Streitgegenstandes, und müssen in dieser Eigenschaft im Spruche ausgedrückt werden. Nothwendig scheint dieses, nach dem bisher Gesagten, zwar nur in dem Falle, wenn die zerstörlichen Anführungen, welche dadurch für ausgeführt geachtet werden, von der Beschaffenheit sind, daß die Ansprüche, welche deren Gegenstände ausmachen, durch einmaligen, wirksamen Gebrauch erlöschen. Aus einem andern Gesichtspunkte aber scheinen sie, auch im entgegengesetzten Falle, mehr als blos räthlich. Man setze, B. hat gegen das Darlehn die Minderjährigkeit vorgeschützt, A. die nach erlangter Großjährigkeit erfolgte Genehmigung replicirt, B. aber die Einrede vorgebracht, daß er zur Zeit der erfolgten Genehmigung nicht gesunden Verstandes gewesen sey. Sind alle diese Anführungen zu rechtlicher Gewißheit gebracht, und ist derhalb die Lossprechung erfolgt, so entstehen zwar nicht durchaus die vorigen, aber doch andere Wirkungen, als die Lossprechung wegen unerwiesenen Klaggrundes haben würde. Der Beklagte wird nämlich in jeder andern Rechtsstreitigkeit mit demselben Klag-

er von den nemlichen Anführungen (der Minderjährigkeit zu der Zeit x und der Verſtandesloſigkeit zu der Zeit y.) Gebrauch machen kann, dieſe Anführungen nicht mehr zu beweiſen haben; ſondern wegen der Frage, ob ſie rechtlich gewiß ſind? auf die vorhin abgeurtheilte, oder vielmehr auf die vorhin erwieſene Sache ſich berufen können: und ſchon darum kann er verlangen, daß die richterliche Gewalt in dem Entbindungsſpruche wegen der Darlehnsklage ihre Rechtsurtheile uber jene Anführungen ausdrücke. Inzwiſchen kann dieſe Art von Berufung auf abgeurtheilte Sache nach Beſchaffenheit des geltenden Rechts noch mancherlei Erörterungen zulaſſen, z. B. daß der Beweis damals auf eine Art geführt worden, welche in dem neuen Rechtsſtreite nicht ausreichend iſt, oder auch, daß der Gegenbeweis, der damals vernachläſſiget worden, jetzt noch nachzulaſſen ſey. Dieß ändert aber nichts an dem Anſpruche, den die Natur der Sache an die Formel macht.

§. 134. Die deutſche, und inſonderheit die ſächſiſche Praxis hat für die Losſprechung Formeln ſich erſchaffen, welche nach weit unweſentlicheren Verſchiedenheiten der Sache, oder eigentlich mehr der Form, als der Sache, verſchieden ſind. Wenn weder Beweis noch Gegenbeweis förmlich geführet, ſondern der Klaggrund und die Einreden, welche das geklagte Recht ausſchlieſſen, ſofort zu rechtlicher Gewißheit gebracht worden ſind: ſo ſpricht ſie durch dieſelbe Formel los, deren ſie

ſich bei der Verwerfung der Klage bedient: daß Klägers Suchen nicht, oder ſchlechterdings nicht ſtatt hat. (§. 123.) Iſt ſowohl vom Kläger Beweis, als vom Beklagten Gegenbeweis förmlich geführet worden; ſo gibt ſie die Losſprechung, ohne Unterſchied, ob ſie auf dem verunglückten Beweiſe oder auf der geglückten Ausführung der Einreden ruht, gewöhnlich in der Formel: daß Kläger dasjenige, was ihm zu erweiſen auferlegt worden u. ſ. f., wie recht nicht erwieſen; derowegen Beklagter von der erhobenen Klage zu entbinden und los zu zählen iſt. Und wenn endlich dem Beklagten, bei klarem Klaggrunde, der Beweis der Einreden auferlegt war; ſo bedient ſie ſich, ohne auf die Art zu ſehen, wie er die Einreden ausgeführt hat, der Formel: daß Beklagter dasjenige u. ſ. w., derowegen derſelbe u. ſ. f. Verſchiedenheiten, deren Nutzen ſich um ſo weniger einſehen läßt, da es in Bezug auf das Rechtsverhältniß der Partheyen gleichgültig iſt, in welcher Form die empiriſchen Merkmale deſſelben zu rechtlicher Gewißheit gebracht worden iſt.

§. 135. Deſto klärer iſt der Schade, den dieſes Formelweſen bei der Losſprechung und Verwerfung, der Klage und der Klagform, (XXIII.) geſtiftet hat. Anſtatt den Unterſchied zwiſchen dieſen Ausſprüchen der richterlichen Gewalt aus der Vernunft zu entwickeln, und darnach den Sinn der Formeln zu beſtimmen, wodurch man ſie von Alters her auszudrücken gewohnt

gar, hat man umgekehrt die Wirkungen dieser Rechtssprüche aus den Worten der Formeln erkennen wollen, und indem man besonders in den Ausdrücken: angebrachtermaßen und schlechterdings mißfallendes Klaggesuch, welche nur eine Verschiedenheit bezeichnen, eine Entgegensetzung sucht, werden bisweilen die klärsten Rechte zertreten, oder doch zu langwierigem Streite verwiesen.

Ich habe eben (§. 114) bemerkt und beklagt, daß man sich der Formel: Klägers Suchen hat angebrachtermaßen nicht statt, nicht bloß bei Verwerfungen der Klagform, sondern auch bei Verwerfungen der Klage selbst (§. 121.) bedient, wenn man mit Hülfe der Einbildungskraft ein vielleicht vorhandenes, aber von den Partheyen nicht ausgedrücktes Merkmal des empirischen Freiheitsverhältnisses entdeckt, dessen Anführung das geklagte Zwangsrecht ganz oder zum Theil begründet haben würde; oder auch, wenn man vermöge der Urtheilskraft einsieht, daß aus dem angeführten Freiheitsverhältnisse zwar nicht das geklagte, aber doch ein anderes Zwangsrecht des Klägers gefolgert werden könne. Es ist für sich klar, daß der Richter, indem er im Spruche einen dieser Gedanken ausdrückt, die Gränzen seines eigentlichen Geschäfts überschreitet: denn zur Belehrung des Klägers, wie er aus dem empirischen Verhältnisse seiner äußeren Freiheit zu der des Gegners rechtlichen Vortheil ziehen könne, ist er als

Richter nicht berufen, obwohl er als Mensch dazu befugt seyn möchte; und der Ausdruck dieser Zurechtweisung ist daher auch keiner Rechtskraft fähig. Leider aber hat man diese Wahrheit in den Gerichtshöfen oft verkannt, und sich zu dem Tenzschlusse verleiten lassen, daß, weil die Formel: inmaßen es anbracht, bisweilen diesen Gedanken ausdrückt, die Formel: schlechterdings, womit man bald Klagen verwirft, bald davon lossspricht, stets das gerade Gegentheil desselben, also die Erklärung ausdrücken müsse: daß das geklagte Recht ganz oder zum Theil auch durch Anführung neuer Merkmale des empirischen Freiheitsverhältnisses (in einer neuen Klage) nicht begründet, und daß aus dem angeführten Freiheitsverhältnisse auch ein anderes Zwangsrecht, als das geklagte, sich nicht ableiten lasse. Es ist klar, daß diese Erklärung ebenfalls außer dem Kreise des richterlichen Geschäfts liegt; daß sie auch nicht als Zurechtweisung sich entschuldigen läßt; und daß der erste Theil derselben nicht einmal die Eigenschaften hat, die dem Ausspruche eines vernünftigen Menschen zukommen: weil niemand sich zutrauen darf, alle möglichen Merkmale des empirischen Freiheitsverhältnisses, welche das geklagte Recht begründen können, zu übersehen. Dessen ungeachtet sieht man häufig, daß in Fällen, wo eine Klage verworfen, oder wo die Entbindung von einer an sich unverwerflichen rechtskräftig erkannt worden ist, eine gedankenlose Praxis sich

erlaubt, die neuen Klagen abzuweiſen, in welchen der vorige Kläger entweder aus einem andern Grunde denſelben Zwangsrechtsgegenſtand, (§. 92.) oder aus dem vorigen Grunde einen andern Gegenſtand, ja wohl gar aus einem andern Grunde auch einen andern, verwandten Gegenſtand in Anſpruch nimmt. Es ſey mir erlaubt, durch einige Beiſpiele meine Auflage zu erläutern und zugleich zu beſcheinigen.

§. 135. A. hatte gegen B. auf Zurückzahlung eines Darlehns geklagt, und es war, wegen beigebrachter Minderjährigkeit des Beklagten, eine Losſprechung von dieſer Klage unter der Formel erfolgt: daß Klägers Suchen ſchlechterdings nicht Statt hat. (§. 134.) Unter dem Anführen, daß das dargeliehene Geld zur Bezahlung einer Schuld, welche B. als Erbe ſeines Vaters zu berichtigen verbunden war, und mithin in deſſen Nutzen verwendet worden ſey, ſtellte A. eine neue Klage auf Bezahlung der nemlichen Summe an. Er wurde abgewieſen, „weil er vorhin das nemliche Suchen vorgebracht, und ſolches nicht angebrachter Maßen, ſondern ſchlechterdings verworfen worden.“ Beklagter wurde von der actio de in rem verso losgeſprochen, weil er vorhin von einer condictio certi ex mutuo entbunden worden war. Der Verfaſſer dieſes Rechtsſpruches war offenbar mit dem Begriffe des Geſuchs der Klage nicht im Klaren. Unter dem ſogenannten Suchen iſt nicht das Verlangen des Klägers an

den Beklagten etwas zu thun oder zu laſſen; (hier, eine Summe x zu bezahlen) ſondern ſein Verlangen an den Richter zu verſtehen, das Zwangsrecht anzuerkennen, deſſen Wesen das iſt, deſſen Rechtsgrund, Erwerbsart und Gegenſtand die Klage ausdruckt. Bei der zweyten Klage war zwar jenes Verlangen an den Beklagten das vorige: der Kläger forderte die nemliche Summe; allein das Suchen an den Richter war ein ganz anderes, weil es ein anderes, nemlich ein Zwangsrecht zum Gegenſtande hatte, welches auf der Baſis eines andern Rechtsſatzes durch eine andere Thatſache erworben worden war, und nur zufällig eine gleiche Summe zum Zwangsrechtsgegenſtande (§. 92.) hatte.

§. 137. C. hatte von D. die Bezahlung des bedungenen Kaufpreiſes für geliefertes Bauholz gefordert, D. aber die Thatſache des geſchloſſenen Handels abgeſchworen, und dadurch eine Entbindung von der Klage aus dem Kaufe erlangt. Da D. die erſolate Lieferung des Holzes eingeräumt, und C. erfahren hatte, daß daſſelbe zu dem Baue eines dem D. gehörigen Gebäudes verwendet worden war; ſo forderte er den Werth des Holzes, um welchen D. durch die Verwendung bereichert worden war. Es erfolgte der ſeltſame Spruch: „Weil aus der Klage nicht zu erſehen iſt, daß die Art, auf welche Beklagter das gelieferte Holz empfangen haben ſoll, von der in der vorigen Klage angeführten,

vom Beklagten aber eidlich abgelehnten Art verſchieden ſey; ſo hat Klägers Suchen angebrachtermaaßen nicht ſtatt.“ In dieſem Falle war nicht nur das geklagte Zwangsrecht, ſondern auch der Gegenſtand deſſelben (die Summe) um ſo gewiſſer verſchieden, als der Werth einer Sache etwas anders iſt, als ihr bedungener Kaufpreis.

§. 138. E. hatte gegen J. auf Abtretung einer Erbſchaft aus dem Rechte der Inteſtaterbfolge geklagt, und ſeine Klage war verworfen worden, weil aus dem Entſcheidungsgrunde derſelben ſich ergab, daß J. dem Erblaſſer näher als E. verwandt war. Jetzt forderte er einen Theil dieſer Erbſchaft als ein legatum partitionis, welches ihm der Verſtorbene in Gegenwart des J., ſeines Erben, vermacht hatte. Man wieß ihn ab, „weil die vorige Klage verworfen worden, und weil Ulpian in l. 7. D. de exc. rei jud. ſage: Si quis, cum totum petiiſſet, partem petat, exceptio rei judicatae nocet: nam pars in toto eſt.“ Man hatte nicht bedacht, daß man Ulpian mit ſich ſelbſt in l. 13. deſſelben Titels, wo er ausdrücklich idem jus zur Gültigkeit der Ausflucht abgeurtheilter Sache erfordert, in Widerſpruch ſetzt, wenn man jenen Ausſpruch nicht auf den Fall beſchränkt, wo der Theil aus demſelben Grunde gefordert wird, aus welchem vorhin das Ganze gefordert worden war.

§. 139. In allen dieſen Fällen wurden die Rechte der Kläger mit allen zuläſſigen Rechtsmitteln vertheidiget; aber nur im erſten derſelben gelang es den klaren Geſetzen, 12. 13. u. 14. D. de exc. rei jud. und C. 8. X. de cauſa poſſ. den Sieg über ein Vorurtheil davon zu tragen, welches viele Facultäten mit den Canoleuten und den Advocaten empiriſcher Schule zu theilen ſcheinen.

Es wird nicht eher verſchwinden, bis man ſich allgemein von folgenden Sätzen überzeugt haben wird.

Aburtheilen heißt in Bezug auf die richterliche Gewalt und den bürgerlichen Rechtsſtreit, die von den Partheyen als Zwangrechte vorgelegten Vernunftſchlüſſe für richtig oder unrichtig erklären. Die Ausflucht abgeurtheilter Sache beſteht einzig in dem, einem ſolchen Vernunftſchluſſe entgegen tretenden Anführen, daß derſelbe bereits von der richterlichen Gewalt für unrichtig erklärt worden ſey. Die Losſprechung von einer Klage kann daher ſo wenig, als die Verwerfung derſelben (S. §. 123.) jemals die Losſprechung von einer neuen bewirken, welche einen andern Syllogismus enthält, der noch nicht vom Richter für unrichtig erklärt worden iſt.

§. 140. Dieſe Wahrheit beruht unmittelbar auf der Vernunft, und alles, was man gegen ſie aufſtellen kann, ſind caſuiſtiſche Zweifel, die ſich durch ſcharfe

Sonderung der Begriffe leicht heben laſſen. A. hat gegen B. actionem depoſiti directam angeſtellt, wovon B. wegen bewieſener Zurückzahlung entbunden worden iſt. A. fordert nun dieſelbe, zu jener Zeit in des B. Hände gelegte Summe als dargeliehen (condictione certi ex mutuo) wieder. Unfehlbar ſteht ihm der vorige Rechtsſpruch entgegen; aber warum? Nicht, weil der Richter den vorigen Klagſyllogismus für unrichtig; ſondern weil er den Syllogismus einer Einrede, welche den der neuen Klage, wie den der früheren zerſtört, für richtig, mithin den Vernunftſchluß der neuen Klage im voraus für unrichtig erklärt hat. (§. 133.) Man ſetze im Gegentheil, B. hat die Niederlegung der Gelder in ſeine Hände geleugnet; dem A. iſt deren Beweis, das heißt, der Beweis der beiden Sätze auferlegt worden, daß B. die Gelder empfangen habe, und daß darüber ein Aufbewahrungsvertrag geſchloſſen worden ſey; er hat aber weder den einen noch den andern dargethan, und es iſt um deswillen die Losſprechung des Beklagten erfolgt. Steht unter dieſer Vorausſetzung der neuen Klage, zu deren Grunde der Satz, daß B. das Geld empfangen habe, eben ſo weſentlich gehört, als zu der früheren, die Einrede abgeurtheilter Sache nicht in ſoferne entgegen, als die richterliche Gewalt ſchon gerichtet hat, daß dieſer Empfang nicht gegründet ſey? Die Wahrheit iſt, daß die richterliche Gewalt gar nicht berufen iſt, über die Wahr-

heit einer Thatſache zu richten, das heißt, unwiderredlich abzuſprechen. Dieß kommt ihr nur in Beziehung auf Zwangsrechte zu. Ihr Geſchäft iſt, zu entſcheiden, ob und in wieferne die Zwangsrechte, welche die Partheyen behaupten, im Staate anzuerkennen ſind? Ueber Thatſachen gebührt ihr, um dieſes Zweckes willen, bloß der Ausſpruch, ob ſie zu rechtlicher Gewißheit gebracht worden ſind, oder nicht? Schon, wenn dieſer Ausſpruch in einem gegebenen Rechtsſtreite bejahend ausgefallen iſt, gilt er in einem andern Rechtsſtreite zwiſchen denſelben Partheyen nicht ſchlechterdings; ſondern nur in ſoferne, als die fragliche Thatſache in dem früheren Rechtsſtreite durch den Eintritt ſolcher Bedingungen rechtlich gewiß geworden iſt, welche auch in dem ſpäteren zur Begründung der rechtlichen Gewißheit hinreichen. (Vergl. §. 53. 54.) Eine Handlung, die im ſummariſchen Beſitzprocesſe durch Zeugen rechtlich gewiß gemacht worden, und dafür anerkannt worden iſt; kann im ordentlichen Rechtsſtreite, wo das Zeugenverhör andere Förmlichkeiten erfordert, dafür noch nicht angeſehen werden. Iſt im Gegentheile jener Ausſpruch verneinend ausgefallen; ſo hat er in einem andern Rechtsſtreite gar keine Gültigkeit: denn von dem Mangel rechtlicher Gewißheit gilt auf den Mangel empiriſcher Wahrheit ſchon darum kein Schluß, weil beide etwas ganz Verſchiedenes ſind; (§. 53.) aus dem Mißlingen des Beweiſes in

Einem Falle folgt die Unmöglichkeit des Gelingens in einem andern Falle nicht, und die richterliche Gewalt hat kein Recht, einer Parthey das Gehör in Bezug auf den Beweis eines empiriſchen Merkmales äußerer Freiheitsverhältniſſe zu verſagen, weil daſſelbe in einem andern Falle nicht zu rechtlicher Gewißheit gebracht worden iſt. Das Gegentheil dieſes Satzes wird nicht leicht das geltende Recht eines Staates im allgemeinen ſanctionniren. Wäre dieß aber auch geſchehen; ſo würde doch die Ausflucht, um derentwillen die obige Darlehnsklage abzuweiſen wäre, nicht die Einrede abgeurtheilter Sache; ſondern eine ganz andere ſeyn, für welche man erſt einen Namen zu erfinden hätte. Eben ſo würde der Beklagte zwar loszuſprechen ſeyn, wenn ihm A. über den Geldempfang den Eid angetragen, und er ihn geleiſtet hätte; allein ſeine Ausflucht wäre alsdann die des geleiſteten Eides. Die Losſprechung würde nicht darum, weil der Empfang vorhin unerwieſen geblieben, ſondern darum erfolgen, weil durch den Eid der Nichtempfang rechtlich gewiß gemacht worden wäre. Daſſelbe würde ſtatt haben, wenn B. den Nichtempfang durch Gegenbeweis oder Gewiſſensvertretung ausgeführt hätte.

Einen eben ſo leicht zu hebenden, caſuiſtiſchen Zweifel bietet der §. 131. geſetzte Fall dar. A. hat aus einem Darlehne von 100 Thlrn. geklagt, B. aus einem Kaufe eine Gegenſchuld von 200 Thlrn. vorgeſchützt,

t. die Bezahlung des Kaufgeldes erwiesen; aber den
den aufgelegten Beweis dieser Replik nicht glücklich ge-
führt. Ich habe selbst behauptet, daß, wenn B. auf
den Rest des Kaufgeldes klagt, und A. dagegen die Be-
zahlung vorschützt, dem B. die Replik abgeurtheilter
Sache zukommt. Allein dieß widerlegt den §. 139.
aufgestellten Satz nicht: denn das Anführen abgeurtheil-
ter Sache steht dem B. nicht darum zu, weil der Rich-
ter die Thatsache der Bezahlung für unerwiesen erkannt;
sondern darum, weil er durch die Lossprechung von der
frühern Klage den ganzen Syllogismus, wovon diese
Thatsache der Untersatz war, für unrichtig erklärt, also
in der That über ein Zwangsrecht des A. gerichtet hat.
Wäre z. B. jener frühere Rechtsstreit der executivische
gewesen; so würde dem B. diese Ausflucht nicht zu
nehmen, in soferne dort die richterliche Gewalt den Syllo-
gismus der Zahlungsreplik nicht für unrichtig erklären,
d. i. den B. nicht davon entbinden, sondern ihn nur we-
gen nicht sofort beigefügten Beweises, bloß dessen Pro-
zeßform verwerfen konnte. (S. unten §. 171.)

§. 141. Man wird auf ähnliche Weise jeden Zwei-
fel heben können, wenn man nur den Satz im Auge be-
hält, den ich, wegen seiner Wichtigkeit, mir erlaube,
mit andern Worten zu wiederholen.

Die Ausflucht abgeurtheilter Sache ist das dem
Syllogismus einer Klage, oder einer zerstörlichen An-
klagung entgegenstehende (oder falls zerstörliche) Anfüh-

ten, daß jener Syllogismus von der richterlichen Gewalt bereits rechtskräftig für unrichtig erklärt worden iſt.

Sie findet mithin nicht ſtatt, wo die richterliche Gewalt bloß einen oder mehrere einzelne Sätze dieſes Vernunftſchluſſes für unrichtig erklärt hat.

XXVIII.

Verurtheilung.

§. 142. Eine Erklärung der richterlichen Gewalt, vermöge deren ſie das vom Kläger behauptete Zwangsrecht für gültig anerkennt, heißt Verurtheilung. (condemnatoria.) Sie kann ihrer Natur nach nie den Kläger treffen. Die Ausnahmen von dieſer Regel ſind nur ſcheinbar.

§. 143. In Deutſchland wird, wie man zu reden pflegt, der Kläger häufig zum Erſatze der Streitkoſten; in Frankreich ſogar zur Vergütung der Schäden und Intereſſen (dommages — interêts) verurtheilt. Allein er iſt, nach dem philoſophiſchen Prozeßrechte, in Hinſicht auf dieſe Anſprüche ſeines Gegners nicht als Kläger, ſondern als Beklagter anzuſehen, weil nicht von ſeinem Rechte, ſondern von ſeiner Pflicht die Rede iſt. (§. 91.) Würde über die Frage: ob und in wie weit der Kläger dem Beklagten die Streitkoſten zu erſetzen habe? ein beſonderer Rechtsſtreit geſtattet; ſo entſtunde eine neue Möglichkeit, bis ins Unendliche zu ſtrei-

ten, (§. 97. u. 109.) da jeder Streit über Streitsa-
chen neue Kosten verursacht, worüber wiederum Streit
entstehen könnte. Mit den Schäden, welche der Klä-
ger dem Beklagten durch den Streit, besonders durch
die oft damit verbundene Beschlagnahme des Gegen-
standes vom streitigen Rechte, zugezogen haben kann,
hat es dieselbe Bewandniß. Daher kann die Gerichts-
ordnung (§. 103.) füglich gebieten, über diese An-
sprüche, soweit ihr Grund im Hauptstreite selbst klar
wird, sofort in den Rechtssprüchen dieses Hauptstreites
zu entscheiden, ohne daß darum der Begriff von Klä-
ger, Beklagter und Verurtheilung eine Aenderung er-
leidet.

§. 144. Eben so sieht man oft, daß bei den so
genannten judiciis duplicibus, und in Klagen auf
Rechnungsablegung derjenige, welchen der Rechtsspruch
Kläger nennt, verurtheilt wird, etwas herauszugeben.
Aber auch diese Erscheinung bricht die oben (§. 141.)
aufgestellte Wahrheit nicht: denn diese anscheinliche Ver-
urtheilung des Klägers rührt bloß daher, daß mit dem
ursprünglichen Rechtsstreite zugleich ein neuer, aus ihm
entsprungener entschieden wird, in welchem der Kläger
die Rolle des Beklagten hat. Das Zwangsrecht des
Klägers, Rechnungsablegung, Gränzberichtigung oder
Theilung zu verlangen, ist der ursprüngliche Gegenstand
des Rechtsstreits, oder kürzer, der Gegenstand der
Klage. (§. 92. u. 133.) Ergibt sich alsdann, wenn

dieſes Recht klar iſt, daß derjenige, welcher deſſen Anerkennung verlangte, an den Gegner herauszugeben hat; ſo wird erſterer zum Beklagten und letzterer zum Kläger; ſo wie er es gleich Anfangs hätte ſeyn können, wenn er das judicium duplex angeſtellt, oder Juſtification ſeiner Rechnung verlangt hätte.

Eine ähnliche Bewandtniß hat es mit dem Ausſpruche, daß Beklagter Eigenthümer der Sache ſey, welcher nach Wernher P. VII. obs. 7. bei der ſogenannten contravindicatio vorkommen kann.

§. 145. Wenn endlich ein Beklagter unter der Bedingung verurtheilt wird, daß der Kläger zuvor oder zugleich etwas leiſte, z. B. wenn erkannt wird, daß Beklagter dem Kläger das Haus x. gegen Empfang der Summe y. übergeben ſoll, und wenn die Practiker empiriſcher Schule in einem ſolchen Falle ſagen, der Kläger ſey zur Bezahlung der Summe y. verurtheilt; ſo ſieht man wohl, daß dieſe fehlerhafte Redensart noch weniger an obigem Satze ändert. In der That wird er auch niemand befremden, wer da bedenkt, daß ſchon der Begriff der Verurtheilung (§. 142.) mit dem des Klägers (§. 90. u. 91.) unverträglich iſt.

§. 146. Die Wirkung der Verurtheilung iſt ſo wenig, als die der Losſprechung (§. 133.) auf den Gegenſtand der Klage beſchränkt. Sind auf dem Wege

zerstörlicher Anführungen andere Zwangsrechte der Partheyen in den Streit gezogen worden, und auf diese Weise dem Gegenstande des Rechtsstreits angewachsen, und hat der Richter, um zur Verurtheilung zu gelangen, sie anerkennen oder verwerfen müssen; so haben auch diese, die Verurtheilung bedingenden Urtheile der richterlichen Gewalt nach Maasgabe ihrer Beschaffenheit eine Gültigkeit, welche die Forderung rechtfertiget, daß sie ausgedrückt werden. Setzt z. B. der Beklagte einer Darlehnsklage eine Compensation entgegen, welche der Kläger durch eine zweite Compensation zerstört; so gehen in der Verurtheilung zwei Rechte unter, welche nicht Gegenstand der Klage waren, sondern dadurch, daß die Partheyen des Richters Urtheil darüber forderten, Gegenstand des Rechtsstreites wurden.

§. 147. Die Formel der Verurtheilung ist nothwendig allemal entweder ein Ausdruck des dem Kläger zustehenden Rechts, z. B. daß Kläger den mit einem Dritten über das Haus x abgeschlossenen Kauf Einwendens ungeachtet zur Bestätigung vorzutragen wohl befugt; oder ein Ausdruck der dem Beklagten obliegenden Pflicht, z. B. das Beklagter das Pferd y. dem Kläger herauszugeben schuldig; oder endlich ein Ausdruck von beiden zugleich, z. B. daß Kläger die Wiese z. zu behüthen wohl befugt, derowegen Beklagter aller dießfallsigen Störungen sich zu enthalten schuldig. Welche

Formel der Richter wähle; so ist nichts dagegen zu sa-
gen, wenn nur sonst der Ausdruck des Rechts und der
Pflicht deutlich ist. Aber das ist zu beklagen, daß die
Praxis so selten die Pflicht erfüllt, das über die zerstör-
lichen Anführungen gefällte Urtheil, jederzeit ein Vor-
läufer des Haupturtheils über den Klaggegenstand, im
Haupturtheil auszudrücken, und auf diese Weise die
Formel desselben seinen Wirkungen anzupassen. Diese
vorläufigen Urtheile von reinen Entscheid-
ungsgründen (§. 68.) zu unterscheiden, ist der
Mühe werth, und verdient ein eignes Kapitel.

XXIX.

Rechtsſpruch über zerſtörliche Anführungen.

§. 148. Eine zerſtörliche Einrede hat an ſich völlig das Weſen einer Klage. (§. 96.) Sie iſt der Ausdruck eines Zwangsrechtes deſſen, der ſie vorſchützt. Das Vorſchützen derſelben hat eine aufſchiebliche Wirkung; der Richter muß ſein Urtheil über das durch die Klage ausgedrückte Recht zurückhalten, bis er über die Einrede geurtheilt hat. Die Ausführung wirkt zerſtörlich auf das angebliche Recht des Klägers, und erhaltend auf das des Beklagten. Wer eine zerſtörliche Einrede hat, kann zweierlei Zwecke erreichen: er kann das durch ſie ausgedrückte Zwangsrecht (bis zur Concurrenz des Werthe, m. ſ. §. 133. Inzwiſchen darf ꝛc.) geltend machen; und er kann dadurch den Gegner hindern, das in der Klage ausgedrückte geltend zu machen. Erreicht er den letzten Zweck; ſo hat er auch den erſten erreicht; nur kann, wie oben berührt worden, (§. 133.) in der Erreichung dieſes Zwecks das Recht, wodurch er erreicht wurde, ſelbſt un-

tergehen; das Recht auf eine Schuldpoſt z. B. wird erlöſchen, indem der Gläubiger mit deſſen Hülfe den Zweck der Compenſationseinrede erreicht. Verfehlt er aber den letzten Zweck; ſo hangt die Frage: ob er den erſten noch erreichen könne? von der Frage ab: warum er den letzten verfehlte?

§. 149. Dieſer mögliche Zweck bleibt nothwendig unerreicht, wenn die zerſtörliche Einrede gar nicht vorgeſchützt wurde. In dieſem Falle kann die Verurtheilung oder Losſprechung über das in der verſchwiegenen Einrede enthaltene Recht auch nichts ausſagen. Der Richter, dem es nicht zur Prüfung vorgelegt worden, kann es weder für gültig noch für ungültig erklären, und es kann alſo auch durch die Verurtheilung nicht verloren gehen. Durch die Verſäumung des Vorſchützens aber kann es erlöſchen, wenn das geltende Recht (§. 47.) deſſen Erlöſchung auf dieſe Verſäumung ſetzt. So ließe ſich z. B. ein poſitives Geſetz denken, welches eine Schuldforderung für erloſchen erklärte, wenn der Gläubiger es verſäumte, gegen eine Schuldklage ſeines Gegners ſie als Compenſation vorzuſchützen. In der That enthält L. 26. D. de probat. etwas Aehnliches, und Auguſtin Leyſer hatte die Stirn, aus L. 3. C. de apochis publ. den Satz abzuleiten, daß bei mehrmals unterlaſſener Compenſation einer Schuldforderung deren erfolgte Tilgung vorauszuſetzen ſey. Dieſe Wirkung der Verſäumung darf nie für

eine Wirkung der Verurtheilung angeſehen werden. Es iſt eine Abſurdität, wenn der ſiegende Kläger dem beſiegten Beklagten, welcher die in verſchwiegenen Einreden enthaltenen Rechte anderwärts auszuführen trachtet, die Einrede abgeurtheilter Sache entgegen ſetzt. (§. 141.)

Iſt hingegen die zerſtörliche Einrede vorgeſchützt; ſo finden in Bezug auf dieſelbe die nemlichen richterlichen Entſcheidungen ſtatt, welche oben (XXII. — XXVIII.) beſchrieben worden ſind.

§. 150. Der Richter kann den Rechtsſtreit über das durch ſie ausgedrückte Recht abweiſen. (XXII.) Man denke ſich den Fall, daß ein poſitives Geſetz jedes richterliche Urtheil über Anſprüche an den Ertrag eines Bergwerks für nichtig erklärte, wenn es nicht von einem gewiſſen Bergrichtshofe gefällt worden wäre. Würde ein ſolcher Anſpruch in einem andern Gericht als Compenſation vorgeſchützt; ſo würde dieſes, ſeiner Incompetenz halber, dieſe Einrede abzuweiſen haben. Es iſt aber für ſich klar, daß durch dieſe Abweiſung das in der Einrede enthaltene Recht ſo wenig erliſcht, als das in einer wegen Incompetenz abgewieſenen Klage ausgedrückte.

§. 151. Der Richter kann, wie die Form einer Klage, (XXIII.) ſo auch die Form einer zerſtörlichen Einrede verwerfen, z. B. wenn ſie in zu allgemei-

nen Ausdrücken, (§. 113.) oder wenn ſie (im Königr. Sachſen) vor der Einlaſſung vorgetragen und nach ihr nicht wiederholt worden iſt. Dieſe Verwerfung der Form iſt durchaus kein Urtheil über das in der zerſtörlichen Einrede behauptete Recht. Sie kann daher auch an ſich die anderweite Verfolgung dieſes Rechts nicht ausſchließen, obwohl ſie deſſen Verluſt als eine Contumacialſtrafe (§. 107.) nach ſich ziehen kann, wenn dergleichen im geltenden Rechte auf den proceſſualiſchen Fehler geſetzt iſt, um deſſentwillen die Form verworfen wurde.

§. 152. Es kann ferner eine Verwerfung der zerſtörlichen Einrede ſelbſt geben, wie es eine Verwerfung der Klage gibt. Sie iſt hier, wie dort, die Erklärung, daß es der Einrede an einem Rechtsgrunde fehle. (§. 121.) Sie hat vollkommen die Eigenſchaft eines Rechtsſpruchs über den Syllogismus der Einrede, und ſo gewiß es in der Natur der Sache, ich meine, in der nothwendigen Unwiderredlichkeit der Entſcheidungen richterlicher Gewalt (§. 60.) gegründet iſt, was in l. 7. §. D. de exc. rei jud. Ulpian dem Julian nach ſagt: Generaliter exc. rei jud. obſtat, quotiens inter easdem perſonas eadem quaestio revocatur; ſo gewiß kann dieſer Syllogismus, weder als Klage, noch als zerſtörliche Anführung weiter zugelaſſen werden. Es iſt unter dieſen Partheyen für entſchieden anzunehmen, daß es zur Zeit des gefällten Ur-

theils in dem geltenden Rechte keinen Satz gab, welcher Untersatz und Schlußsatz dieser Einrede syllogistisch verband. Weiter ist aber damit nichts entschieden. Dasselbe Gesuch kann in einem andern Streite auf einen andern Sachbestand, es kann auch auf denselben Sachbestand ein anderes Gesuch gegründet werden, ohne daß der Einwand abgeurtheilter Sache statt findet. Ja es kann derselbe Vortrag sogar buchstäblich wiederkehren, wenn er nur zu einer Zeit oder an einem Orte wiederkehrt, wo er ein anderer Syllogismus ist. (§. 123.)

§. 153. Das Gegentheil von der Verwerfung einer zerstörlichen Einrede ist ihre Zulassung. Es hat damit genau dieselbe Bewandtniß, wie mit der Zulassung einer Klage. (XXVI.) Ich muß eine genaue Nachlesung dieses Abschnittes empfehlen, um in dem Folgenden verstanden zu werden.

Es scheint allerdings sonderbar, daß die Verwerfung eines Anführens unwiderruflich seyn soll, aber dessen Zulassung nicht. Wenn man der richterlichen Gewalt, damit sie überhaupt richten könne, ein Recht einräumen muß, was ihr eigentlich nicht zukäme, nemlich das Recht, zu entscheiden, daß ein gegebener Satz im geltenden Rechte nicht da sey; (§. 128.) warum will man ihr Unwiderruflichkeit absprechen, wenn sie geurtheilt hat, er sey da? Ich wiederhole, was ich §. 128. gesagt habe: sie kann an und für sich wo-

r einen vorhandenen Satz aus dem geltenden Rechte
gnehmen, noch einen nicht vorhandenen hineintragen;
nn ſonſt wäre ſie geſetzgebend. Aber ſie kann und ſoll
ısſagen, ob eine Perſon ein behauptetes Zwangsrecht
ıbe oder nicht. Zu dieſem Behuf muß ſie freilich ſich
lbſt Red' und Antwort darüber geben: ob der Satz,
orauf dieſes Zwangsrecht ſyllogiſtiſch ruhen müßte,
ı geltenden Rechte da iſt, oder nicht? Ihr Urtheil
arüber iſt aber bloß Mittel zum Zweck des Rich-
ns im gegebenen Falle, und ſeine ganze Wirkung iſt
uf die Erreichung dieſes Zweckes beſchränkt. So lange
ieſer Zweck noch nicht damit erreicht iſt, kann der Rich-
r es ändern; und iſt er erreicht, iſt über das frag-
che Zwangsrecht entſchieden; ſo iſt dieſe Entſchei-
ung unwiderredlich, und gegen das, ihr als ſubjecti-
er Beſtimmungsgrund unterliegende, ſubjective Urtheil
es Richters über das geltende Recht kann bloß darum
ichts weiter geſagt werden, weil, wenn der Zweck der
ichterlichen Gewalt erreicht iſt, eine Unterſuchung über
ie Rechtmäßigkeit der angewandten Mittel nichts an der
Sache ändern kann.

Nun iſt aber die Verwerfung einer Klage oder
erſtörlichen Anführung allemal zugleich eine Entſchei-
ung über das darinne ausgedrückte Zwangsrecht
Daher iſt ſie unwiderredlich, oder mit andern Worten,
er Rechtskraft fähig.

Die Zulassung an sich ist nur ein subjectives Urtheil über die Tauglichkeit des Mittels zum Zweck. So lange sie daher allein steht, ist sie der Rechtskraft unfähig. Sobald sie aber mit einer Entscheidung über das Zwangsrecht sich paart, hat sie als Mittel zum Zweck gewirkt, und nun erst ist die Untersuchung über ihre Rechtmäßigkeit ausgeschlossen. (§. 60. 63.)

Wenn daher der Richter, man nehme an, in letzter Instanz, eine Klage zuläßt, zugleich aber ihren Klaggrund für rechtlich gewiß erkennt, und den Beklagten verurtheilt; so ist die Zulassung unanfechtbar, weil es die Verurtheilung ist. Läßt er sie aber zu, und erkennt auf Beweis des Klaggrundes; so ist sie widerruflich, weil noch kein Spruch über das Zwangsrecht da ist.

Ich wiederhole, was ich §. 128. 129. angedeutet habe: daß die positive Gesetzgebung vielleicht wohl thäte, darüber ein anderes festzusetzen. Wo die Wahrheiten des philosophischen Rechts zu fein sind, um von jedermann erkannt zu werden, mag die positive Gesetzgebung sie immerhin ein wenig verdicken. So lange sie das aber nicht gethan hat, sind die Urthelsverfasser verpflichtet, die Augen anzustrengen.

§. 154. Auch die Begriffe von Lossprechung und Verurtheilung, welche oben (XXVII. u. XXVIII.) in Bezug auf die Klage entwickelt worden sind, passen vollkommen auf den Begriff von zerstörli-

chen Einreden, und haben auf das in einer ſolchen ausgedrückte Recht dieſelben Wirkungen, wie auf den Gegenſtand einer Klage, je nachdem ihre Gründe beſchaffen ſind. Ob die Römer jene Wahrheiten in ihrer Allgemeinheit erkannt haben, bleibe dahin geſtellt; daß ſie aber auf ihre Anſichten im beſondern gewirkt haben, bewährt Ulpian in L. 8. §. 2. D. de negot. gest., wo es heißt: Si rationem compensationis judex non habuerit, salva manet petitio, nec enim rei jud. exc. objici potest. Aliud dicam, si reprobavit pensationem, quasi non existente debito: tunc enim rei judicatae mihi nocebat exceptio.

§. 155. Die Begriffe von Abweiſung, Verwerfung der Form, Verwerfung des Syllogismus, Zulaſſung, Losſprechung und Verurtheilung paſſen, wie man von ſelbſt einſieht, auch auf alle und jede zerſtörliche Ausführung, ſie ſey Einrede, Replik, Duplik oder — Centuplik. (§. 97.) Daher tritt denn die Theorie gegen die Praxis mit einer gewaltigen Forderung auf, welche alſo lautet:

Der Richter ſoll vor oder bei dem Rechtsſpruche über den Gegenſtand der Klage auch alle diejenigen Urtheile ausdrücken, welche er, um zu dem Rechtsſpruche über den Klaggegenſtand zu gelangen, über andere, auf dem Wege zerſtörlicher Ausführung in den Streit gezogene Zwangsrechte der Partheyen fällen muß, und

welche, indem ſie den Rechtsſpruch über den Klagsgegenſtand bedingen, ſelbſt Rechtsſprüche über Theile des Streitgegenſtandes ſind.

Ein Beiſpiel mache die Forderung klar.

Wenn Cajus den Sempronius auf Zurückzahlung eines Darlehns von 1000 Thlrn. verklagt hätte; ſo würde folgender Rechtsſpruch erſcheinen können:

a) Die Bl. 3. vorgeſchützte Einrede einer Gegenſchuld von 1000 Thlrn. hat allhier nicht ſtatt: denn es ſoll dieſe Gegenſchuld aus einem Seehandlungsgeſchäft herrühren, worüber bloß das Seehandlungsgericht zu * * * befugt iſt, Recht zu ſprechen. (Abweiſung des Streits. XXII u. §. 150.)

b) Die Bl. 4. vorgebrachte Einrede einer Gegenſchuld von 500 Thlrn. hat angebrachtermaßen nicht ſtatt: denn es iſt ihr Sachbeſtand nicht ſpeciell genug angegeben. (Verwerfung der Form. XXIII. §. 113.)

c) Die Ausflucht ſtillſchweigender Erlaſſung Bl. 5. hat ſchlechterdings nicht ſtatt: denn aus dem Umſtande, daß Kläger Beklagtem ein Depoſitum von 2000 Thlrn. zurückgezahlt, ohne die hier geklagten 1000 Thlr. zu fordern, kann dergleichen Erlaß nicht gefolgert werden. (Verwerfung des Syllogismus XXV. §. 121.)

d) Von der Bl. 6. bemerkten Ausflucht erfolgter Wiederbezahlung wird Kläger losgeſprochen: denn Beklagter hat an deren ihm auferlegten Beweiſe ſich verſäumt;

e) Von der Ausflucht eingetretener Verjährung Bl. 7. wird derſelbe losgeſprochen: denn er hat den Beweis der Replik geführt, daß die Verjährung durch Abtrag der Zinſen unterbrochen worden. (Losſprechung. XXVII. §. 131. 132.)

f) Dahingegen iſt Kläger ſchuldig, wegen des Bl. 8. bemerkten Legates von 100 Thlrn. den Beklagten hier compenſando zu befriedigen: denn Beklagter hat den Sachbeſtand dieſer Einrede dargethan; (Verurtheilung des Klägers, XXVIII. welcher hier Beklagter iſt. §. 143. reus excipiendo actor fit. §. 96.) und

aa) von der Replik erfolgter Berichtigung dieſes Legats, ſowohl als

bb) von der einer andern Gegenſchuld von 100 Thlrn. iſt Beklagter loszuſprechen, denn er hat beide eidlich abgelehnt. (Losſprechung des Beklagten von der Replik.)

g) Dannenhero iſt Beklagter Klägern von den geklagten 1000 Thlrn. ſammt Zinſen — 900 Thlr. ſammt

Zinſen zu bezahlen ſchuldig, wegen des Uebrigen aber von der Klage zu entbinden: denn er hat den Klaggrund eingeräumt. (Verurtheilung und Losſprechung in Bezug auf den Klaggegenſtand.)

XXX.

Spruch über die Rechtfertigung zur Sache.

§. 156. Zwangsrechte und Zwangspflichten erhalten durch das geltende Recht bloß ihre Möglichkeit, ihre Denkbarkeit, oder, wie die philosophische Schule zu reden pflegt, ihre Form. Die Wirklichkeit (den Stoff) muß das Reich der Begebenheiten (die Natur) hergeben. Das geltende Recht sagt aus, daß ein Zwangsrecht a. und eine Zwangspflicht z. entstehe, wenn ein mögliches Verhältniß menschlicher Handlungen m : n wirklich wird. Sobald nun die Gewalt der Natur oder der menschliche Wille dieses Verhältniß zwischen gewissen Subjecten vollständig verwirklichet hat; sobald z. B. der Erblasser gestorben, der Kauf abgeschlossen, die Sache übergeben ist: so entstehen a. und z. als Zuständigkeit und Obliegenheit der wirklichen Subjecte, zwischen denen dieses Verhältniß eingetreten ist, oder mit andern Worten, die in dieses Verhältniß gekommen sind. Das Zwangsrecht und die Zwangs-

pflicht ist entstanden; (erlangt, erworben, auferlegt, übernommen) beide, im geltenden Rechte nur Form (Gedanke, Ausdruck) haben ihre Materie erhalten: sie haben im Reiche der Wirklichkeit ihren Gegenstand (§. 92.) und ihre Subjecte (ihre Eigner) gefunden. Was z. B. das geltende Recht das Zwangsrecht des Käufers auf die gekaufte Sache nennt, ist durch den Abschluß des Kaufs das Recht des Cajus auf das Haus des Sempronius geworden. Die subjects- und objectlose Möglichkeit des Gesetzes ist an Cajus, an Sempronius, und an dem Hause, worüber sie contrahirten, als Wirklichkeit erschienen. (§. 13. 63. 90. 117. 124. 125.)

§. 157. Es gibt Zwangsrechte und Zwangspflichten, die durch den Eintritt gewisser im geltenden Rechte enthaltenen Bedingungen von einem Subjecte auf das andere, oder von und mit einem Objecte auf ein Subject übergehen.

Dieser Uebergang geschieht entweder so, daß das fragliche Recht oder die fragliche Pflicht für sich allein; oder so, daß sie mit einem mehr umfassenden Rechte, oder einer mehr umfassenden Pflicht, worinne sie als Theile im Ganzen enthalten sind, an das Subject kommen. Ersteres findet statt bei der Abtretung einer Geldschuld und bei der Delegation. Auf letztere Art geht des Darleihers Recht und des Erborgers Pflicht auf die Erben von beiden, ingleichen das Recht,

eine

eine Prädialservitud auszuüben, und die Pflicht, sie zu leiden, auf den Eigner des herrschenden und dienenden Grundstücks über.

§. 158. Der Uebergang kann ferner geschehen **nach** oder **vor** vollendeter Entstehung des Rechts oder der Pflicht. (post aut ante actionem natam. §. 117.) Eine Geldschuld z. B. kann abgetreten werden **vor** und **nach** dem Eintritt ihrer Verfallzeit. Genau betrachtet **hebt** aber in diesen Fällen der Uebergang bloß **an** vor der Entstehung des Rechts oder der Pflicht; **vollendet** wird er mit ihr zugleich, indem seine Verwirklichung mit derselben von Einer und derselben Bedingung abhangt. In dem eben gegebenen Beispiele ist der Abtretungs- so wie der Darlehnsvertrag bloß der Anfang, **dieser** von der Entstehung des Widerforderungsrechts, **jener** von dem Uebergange desselben auf den Cessionar. Vollendet werden beide mit dem Eintritte der Verfallzeit.

Diese Ansicht zeigt zugleich die Möglichkeit, daß Zwangsrechte und Zwangspflichten **überzugehen** anfangen, ehe man noch wagen möchte, zu sagen, daß ihre **Entstehung** angefangen habe. Man denke an den Fall, wo A. dem B. die erste Erbschaft zueignet, welche ihm künftig aus einem Testamente zufallen möchte. Von allen empirischen Bedingungen für die Entstehung des hier abgetretenen Rechts scheint noch keine erfüllt zu seyn, als die Existenz des einsetzbaren Erben, und das

würde man schwerlich einen Anfang dieser Entstehung nennen wollen.

§. 159. Endlich kann der Uebergang, von welchem bisher die Rede war, nicht bloß vor, sondern auch nach dem Anfange des Rechtsstreites über das übergegangene Recht oder die übergegangene Pflicht, und selbst nach seiner Entscheidung statt finden. Die Beispiele liegen zu nah, als daß es nöthig wäre, eins anzuführen.

Dagegen ist der erwähnte Uebergang bisweilen nicht ganz leicht von der Entstehung zu unterscheiden. Es gibt Fälle, wo beide Begriffe zusammen zu fallen (zu congruiren) scheinen. Das Recht des Erben an dem Nachlasse des Erblassers könnte ein übergegangenes zu seyn scheinen. Genau betrachtet ist es aber das Eigenthumsrecht des Verstorbenen an seinem Vermögen, welches durch den Todesfall überging. (S. Zachariä Anfangsgr. des phil. Privatr. §. 101. — 107.) Das Recht des Erben am Nachlasse entstand erst mit dem Todesfalle, vor welchem noch kein Nachlaß existirte. Beide Rechte haben zwar Einen und denselben Gegenstand (alle erworbenen Rechte des Erblassers); aber sie sind schon darum nicht Eins, weil dieser Gegenstand selbst seine Natur durch den Erbfall verändert. Das, was vorhin Totalität eines Vermögens war, wird nun Theil eines andern Vermögens. Das Recht,

was der Erblasser verließ, war das Eigenthumsrecht einer Person an dem Inbegriffe aller ihrer erworbenen Rechte. Dasjenige aber, was für den Erbnehmer entsteht, ist das Recht einer Person, das Vermögen eines Verstorbenen als Theil des ihrigen zu besitzen. Dahingegen ist das Recht an einem einzelnen Gegenstande des Nachlasses (des Vermögens vom Erblasser) ein übergegangenes: denn es verändert durch den Todesfall schlechterdings nur das Subject.

Eben so scheint das Eigenthumsrecht an einer Sache, welches durch Kauf und Uebergabe erlangt wurde, ein übergegangenes Recht zu seyn. Eigentlich gesprochen geht aber das Eigenthumsrecht des Verkäufers mit der Uebergabe seines Gegenstandes unter, und der Käufer erlangt das seinige durch eine Occupation, deren rechtliche Möglichkeit auf dem Willen des vorigen Eigners beruht. (S. Zachar. a. a. O. §. 69.) Das Eigenthumsrecht des Verkäufers ist nur eine der Bedingungen, von welchen die Entstehung des Eigenthumsrechts auf Seiten des Käufers abhangt. Das sogenannte Recht der natürlichen Freiheit aller Grundstücke gehört hingegen unter die Klasse der übergegangenen Rechte, selbst wenn das Grundstück durch eine erste Occupation erlangt worden wäre. Es klebt dem Grundstücke an, und die Erwerbung des Eigenthums an dem letzteren ist die Bedingung seines Uebergangs, seiner Mittheilung an das erwerbende Subject. An dem herrenlosen Grund-

stücke haftet es freilich nur noch als eine subjectlose Möglichkeit des Gesetzes (§. 156.); aber sobald das Grundstück einen Eigner bekommt, erhält es ihn auch, und seine Entstehung wird gleichzeitig mit seinem Uebergange vollendet. (§. 158.)

Das allgemeine Kennzeichen übergegangener Rechte und Pflichten besteht, wenn mich nicht alles trügt, darinne, daß sie vollständig entstanden sind, oder doch entstehen konnten, ehe sie an das Subject kamen, welches sie hat. Dieß unterscheidet den Uebergang von der sogenannten abgeleiteten Erwerbung, welche auch ohne Uebergang da statt haben kann, wo eine frühere Erwerbung bloß eine der Bedingungen der späteren ist. Der Erbe erlangt sein Recht am Nachlasse, der Käufer an der gekauften Sache durch eine abgeleitete Erwerbung. Er erwirbt es nur, in soferne der Erblasser das Vermögen, der Verkäufer die verkaufte Sache erworben hatte. Aber hier ist kein Uebergang: denn das Recht am Nachlasse konnte nicht eher entstehen, bis es an den Erben kam. Was früher da war, das war ein Eigenthumsrecht am Vermögen. Das Eigenthumsrecht des Käufers konnte nicht eher entstehen, bis es mit der Uebergabe an den Käufer kam. Das früher entstandene war ein anderes durch andere Thatsachen erworben. Aber das Recht am geerbten Hause war vollständig da, das Recht auf die noch nicht verfallene Schuld konnte vollständig entstehen, ehe es an den Erben kam, und

hier iſt alſo mit der abgeleiteten Erwerbung zugleich ein Uebergang verbunden.

§. 60. Der Beweis von dem Uebergange eines Zwangsrechtes oder einer Zwangspflicht auf ein gegebenes Subject heißt dieſes Subjects **Rechtfertigung zur Sache**. Sie wird **activ** genannt, wenn der Uebergang eines Rechts, **paſſiv**, wenn der Uebergang einer Pflicht der Gegenſtand des Beweiſes iſt. Sie kommt vor außerhalb und innerhalb des Rechtsſtreites, und man kann letztere füglich die **proceſſualiſche** nennen. Nur von dieſer wird hier weſentlich die Rede ſeyn.

§. 161. Soll ein übergegangenes Zwangsrecht auf dem Wege des bürgerlichen Rechtsſtreites durch Klage oder zerſtörliche Anführung geltend gemacht werden; ſo erſcheint der Syllogismus der Anführung als eine Zuſammenſetzung aus zwei verſchiedenen Urtheilen, wovon das eine die **Entſtehung** des ſtreitigen Rechts, das andere deſſen **Uebergang** auf das anführende Subject ausſagt. Hier iſt ein Beiſpiel:

A. Rechtsgrund der Anführung.

a) Der Käufer hat ein Zwangsrecht gegen den Verkäufer auf Auslieferung der gekauften Sache, und

b) dieß Recht geht auf des Käufers Erben über.

B. Sachbeſtand (factiſcher oder empiriſcher Grund) der Anführung.

aa) Cajus hat vom Titius die Uhr x. gekauft, und

bb) Atejus iſt des Cajus Erbe worden.

C. Schlußſatz (Geſuch) der Anführung.

aaa) Daher iſt Titius verbunden, die Uhr x. herauszugeben, und

bbb) Atejus iſt berechtigt, ſie von ihm zu fordern.

Die Sätze A. B. und C. machen mit ihren Gliedern a, b, aa, u. ſ. f. den Syllogismus der Anführung; a, aa, und aaa. den Syllogismus der Entſtehung des Rechts; b, bb, und bbb. den Syllogismus des Uebergangs. Der Beweis von bb iſt die active Rechtfertigung zur Sache. Die Practiker nennen jedoch häufig den Satz bb. ſelbſt ſo, nicht bloß ſeinen Beweis. Von den Umſtänden des Satzes aa. pflegen ſie, beſonders in Bezug auf Klagen, zu behaupten, daß ſie nicht zu der Rechtfertigung zur Sache, ſondern zum Klaggrunde gehören. Der Ausdruck iſt nicht eben falſch; er führt aber leicht auf den Irrthum, als ob der Klaggrund der Rechtfertigung zur Sache entgegen geſetzt wäre. Die Umſtände des Satzes aa gehören nicht zum empiriſchen Grunde des Uebergangs, ſondern zum empiriſchen Grunde der Entſtehung; mithin nicht zu der Rechtfertigung zur Sache; wohl aber zum Klaggrunde, welcher aus dem empiriſchen Grunde der Entſtehung und des Uebergangs zuſammengeſetzt iſt.

§. 162. Eine völlig ähnliche Bewandniß hat es, wenn ein Recht geltend gemacht werden ſoll, welchem eine übergegangene Pflicht gegenüber ſteht.

A. a) Der Commodatar hat die Pflicht, dem Commodanten die geliehene Sache zurückzugeben, und

b) dieſe Pflicht geht auf deſſen Erben über.

B. aa) Titius hat vom Cajus das Pferd y. entlehnt, und

bb) Labeo iſt des Titius Erbe worden.

C. aaa) Daher iſt Cajus berechtigt, das Pferd y. zurückzufordern, und

bbb) Labeo iſt verpflichtet, es ihm zurückzugeben.

Auch hier machen A. B. und C. den Syllogismus der Anführung, a, aa, und aaa. den der Entſtehung des Rechts und der Pflicht, b, bb, und bbb. aber den des Uebergangs der Pflicht. Der Beweis von bb. iſt die paſſive Rechtfertigung zur Sache.

Uebrigens iſt klar, daß beide Arten der Rechtfertigung zur Sache, die active und paſſive, in Einer und derſelben Anführung vorkommen können; daß der Beklagte das Subject der activen, und der Kläger das Subject der paſſiven ſeyn kann, z. B. wenn die Anführung eine zerſtörliche Einrede iſt: und daß endlich die eine wie die andere der Beweis von mehr als Ei-

nem Uebergange ſeyn muß, wenn das Recht oder die Pflicht mittelbarer Weiſe auf das ſtreitende Subject übergegangen iſt.

§. 163. Die Abſonderung des Uebergangsſyllogismus von dem der Entſtehung iſt kein willkührliches Spalten der Begriffe; ſie iſt nöthig, weil jener Syllogismus ſeiner Natur nach in vielen Fällen eine abgeſonderte, proceßrechtliche Behandlung verlangt.

Einmal nemlich hangen beide Syllogismen dergeſtalt zuſammen, daß, wenn der Ungrund des einen eingeleuchtet hat, die Prüfung des andern unzweckmäßig und mithin nichtig wird. (§. 104. 120. 126.) Es iſt nichtig, in einem Streite zwiſchen dem angeblichen Ceſſionar und Ceſſus das Zwangsrecht des angeblichen Cedenten zu prüfen, ſobald klar iſt, daß es auf den Ceſſionar nicht übergegangen ſeyn würde, wenn es auch gegründet wäre: und es iſt nicht weniger nichtig, zu prüfen, ob es übergegangen ſeyn würde, ſobald klar iſt, daß es nicht gegründet iſt. Mit Einer dieſer Prüfungen muß gleichwohl der Anfang gemacht werden, und bei der unvermeidlichen Gefahr, die darauf verwendete Mühe durch das Reſultat der zweiten Prüfung nichtig gemacht zu ſehen, muß man dieſer Gefahr nur die geringere Mühe ausſetzen, d. h. mit der geringeren den Anfang machen. Bey keinem von beiden Syllogismen kann zur Unterſuchung des empiriſchen Grundes ver-

ſchritten werden, bevor der Richter nicht den rechtlichen Grund von beiden anerkannt, d. h. beide zugelaſſen hat: (§. 120. ff. 126. ff.) denn müßte er einen von beiden verwerfen; ſo wäre dieſe Unterſuchung bei einem wie bei dem andern nichtig. Läßt er beide zu; ſo ſchreitet er nun zur Unterſuchung des Sachbeſtandes von dem einen und dem andern nach der Ordnung, welche das poſitive Proceßrecht vorſchreibt. Das deutſche ſcheint ſich diesfalls für den des Uebergangs zu erklären, wenigſtens für den des Rechtsüberganges, und bei der Klage. Wo aber das poſitive Proceßrecht ſchweigt, da ſcheint der Richter die dem Anſehen nach leichtere Unterſuchung vorziehen, oder beide zugleich unternehmen zu dürfen, je nachdem er es für gerathener hält, die Mühe und die Koſten, oder die Zeit zu ſparen. In einem Falle z. B., wo der Beweis des factiſchen Rechtsentſtehungsgrundes nichts, als die Vorzeigung und das Anerkenntniß einer im Lande befindlichen Urkunde, der Beweis des empiriſchen Uebergangsgrundes aber eine Verwendung an verſchiedene Gerichtshöfe von Oſtindien und Amerika erfoderte; in einem Falle, wo vielleicht des Klägers Erblaſſer mit dem Beklagten in Leipzig contrahirt, in Neuyork teſtirt und in Calcutta das Zeitliche geſegnet hätte, würde es ſehr verſtändig ſeyn, die active Rechtfertigung zur Sache dem Beweiſe des empiriſchen Entſtehungsgrundes nachzuſetzen, wenn das poſitive Geſetz es nicht verböte;

weil außerdem der Kläger viel Mühe und Geld umsonst aufgewendet haben würde, wenn am Ende der Beklagte die Urkunde von Leipzig abschwüre.

Sodann können für den Uebergang Beweismittel (s. §. 50 — 53.) da seyn, welche eine andere Proceßform (§. 106.) erfordern oder zulassen, als die für die Entstehung vorhandenen; oder es kann auch der Uebergang Beweismittel zulassen, welche für die Entstehung nicht gelten. Für den Darlehnsvertrag ist vielleicht eine Urkunde da, auf welche der Executivproceß gegründet werden könnte, der dem Kläger große Vortheile gewähret. Allein der Umstand, daß der Beklagte sich der Erbschaft des verstorbenen Erborgers angemaaßt hat, erfordert einen Zeugenbeweis oder einen Eid, welchen der Executivproceß ausstößt. Sonderte das Proceßrecht die Rechtfertigung zur Sache in Hinsicht ihrer processualischen Behandlung nicht von dem empirischen Entstehungsgrunde ab; so würde der Kläger durch den Tod des Erborgers gezwungen werden, den ordentlichen Proceß anzustellen, und die Vortheile des Executivprocesses aufzugeben, die er durch die Aufrichtung der Urkunde sich hatte sichern wollen. Nach dem C. N. (Art. 1341 ff.) lassen Ansprüche aus Verträgen, welche die Summe von 150 Francs übersteigen, keinen Zeugenbeweis zu. Man setze, daß ein solcher Anspruch durch den Tod des Vaters auf den Sohn übergehe, der Todesfall aber unter solchen Umständen erfolgt ist, daß

er nur durch Zeugen dargethan werden kann. Wenn man obige Sonderung der Begriffe nicht vornähme; so würde jenes Gesetz aufhören, der Gerechtigkeit gemäß zu seyn.

Endlich kann der Uebergang nach dem Anfange des Rechtsstreites erfolgen; (§. 159.) die Rechtfertigung zur Sache kann zu einer Zeit nothwendig werden, wo alle Schritte zur Ausmittelung des empirischen Entstehungsgrundes schon geschehen sind. Man sieht, daß schon um deswillen der Syllogismus des Ueberganges eine isolirte Behandlung, und in Fällen, wo der Uebergang nach erfolgtem Rechtsspruche geschah, selbst einen besondern Spruch erfordert.

§. 164. Der Syllogismus des Ueberganges **fällt** mit dem der Entstehung; aber er **steht** nicht mit ihm. Dieser kann als richtig anerkannt, und dennoch jener auf eben die verschiedenen Arten **widerlegt** werden, welche oben (§. 93 — 97.) in Hinsicht auf Klagen betrachtet worden sind. Er kann mit der Einrede des ermangelnden rechtlichen und des ermangelnden empirischen Grundes angefochten, (§. 93. 94.) und er kann auf dem Wege zerstörlicher Anführungen widerlegt werden. (§. 95. ff.)

Wird z. B. der Lehnfolger wegen einer Allodialschuld verklagt; so fehlt es dem Syllogismus des Uebergangs am Rechtsgrunde; wird die Existenz des Te-

ſtaments nicht erwieſen, worauf der angebliche Erbe des Berechtigten ſich beruft, ſo gebricht es ihm am empiriſchen Grunde: und wird endlich gegen den Inteſtaterben die Exiſtenz eines Teſtamentes dargethan, welches ihm von der Erbſchaft ausſchließt; ſo iſt er durch eine zerſtörliche Einrede vernichtet.

Der Spruch, welcher über den Syllogismus des Uebergangs erfolgt, iſt im erſten Falle der Verwerfung der Klage, (§. 120. ff.) im zweiten und dritten der Losſprechung, (§. 131. ff.) welche die Zulaſſung vorausſetzt (§. 126. ff.) dagegen aber, wenn der Uebergangsſyllogismus als rechtswiſſenſchaftlich, empiriſch und logiſch (§. 93.) gegründet anerkannt wird, der Verurtheilung (§. 142. ff.) analog, welche die Zulaſſung unwiderruflich macht. (§. 128. 153.)

§. 165. Dieſe Analogie kann zu einem Irrthume verleiten, vor welchem hier gewarnet werden muß. Wenn das Recht oder die Pflicht, welche den Gegenſtand der Anführung ausmachen, als Theile eines umfaſſenderen Rechts oder einer umfaſſenderen Pflicht übergegangen ſind; ſo umfaßt der empiriſche Uebergangsgrund mehr, als den Gegenſtand der Anführung, d. h. man kann in dieſem Falle auf den empiriſchen Uebergangsgrund in Zuſammenhaltung mit dem geltenden Rechte noch ein anderes Recht oder eine andere Pflicht gründen, welche den Gegenſtand der Anführung

als Theil in ſich enthält. Wenn man z. B. den Satz bb. des Syllogismus §. 161. mit dem geltenden Rechte zuſammenhält; ſo läßt ſich folgern, daß Atejus berechtigt iſt, den ganzen Nachlaß des Cajus zu beſitzen. Daher nicht ſelten die Meinung, als ob, wenn in dem Rechtsſtreite über die vom Cajus erhandelte Uhr x. dem Atejus der Beweis auferlegt wird, daß er des Cajus Erbe worden, nun auch der ganze Nachlaß des Cajus auf dem Spiele ſtehe, und des Atejus Recht darauf zum Gegenſtande des Streits geworden ſey, der urſprünglich nur die Uhr x. betraf. (§. 92. 133.) Das Irrige dieſer Meinung iſt zwar ſofort klar für den Fall, wo Titius, der Verkäufer der Uhr, den Nachlaß des Cajus weder beſitzt, noch ſeinerſeits Anſpruch darauf macht: denn ſolchenfalls kann zwiſchen ihm und Atejus kein Rechtsſtreit gedacht werden, deſſen Gegenſtand das Recht an dieſem Nachlaſſe wäre (§. 90. ff.) Der Irrthum leuchtet auch dann noch ein, wenn Titius den Nachlaß beſitzt: denn obwohl in dieſem Falle ein Rechtsſtreit darüber zwiſchen dieſen Perſonen möglich iſt; ſo iſt er doch noch nicht wirklich, weil Atejus den Nachlaß nicht gefordert hat, mithin ſein Recht an demſelben nicht Gegenſtand des erhobenen Streites iſt. (§. 92.) Wie aber, wenn Titius in dieſem Streite über die Uhr x. behauptet, nicht Atejus, ſondern er ſelbſt ſey des Cajus Erbe worden? Wird in dieſem Falle nicht das Recht an dem Nachlaſſe des Cajus Gegenſtand des

Streits, ſo daß es dem einen oder dem andern in dieſem Proceſſe zu erkannt werden kann?

Ich glaube nicht. Den Nachlaß beſitzt entweder Atejus, oder Titius, oder ein Dritter. Beſitzt ihn ein Dritter; ſo kann zwiſchen Atejus und Titius kein Rechtsſtreit darüber ſtatt finden, weil keiner in der hereditatis petitio Beklagter ſeyn kann. Beſitzt ihn Titius; ſo tritt der ſchon oben bemerkte Fall ein: der Rechtsſtreit wäre möglich; aber er iſt nicht wirklich, weil Atejus den Nachlaß vom Titius nicht fordert. Beſitzt ihn endlich Atejus; ſo ſcheint es zwar, als ob Titius ſeinen Anſpruch darauf als zerſtörliche Einrede gebrauchen, und auf dieſem Wege ſein Recht daran zum Gegenſtande des Streits machen könne. (§. 133.) Aber dieſer Schein trügt. Auf dem Wege zerſtörlicher Anführungen können Zwangsrechte nur in ſoweit geltend gemacht werden, als ſie die Anſprüche des Gegners zu zerſtören geeignet ſind. (§. 135. verb. Inzwiſchen darf man u. f.) Gegen des Atejus Anſpruch auf Ausantwortung der Uhr x. kann Titius nichts Gröſſeres geltend machen, als das Zwangsrecht, dem Atejus die Ausantwortung zu verweigern. Dieſes Zwangsrecht folgt im gegebenen Falle ſchon aus dem Anführen, daß Atejus nicht des Cajus Erbe worden ſey; mithin kann des Titius Behauptung, daß er es worden ſey, hier auch nur in ſofeene in Betrachtung kommen, als daraus folgt, daß Atejus es nicht iſt: gleichwie eine Compenſation von 1000 Thlrn. an

gen eine Forderung von 100 Thlrn. nur in soferne in Betrachtung kommt, als daraus folgt, daß die Forderung von 100 Thlrn. nicht existirt.

In dem gegebenen Falle scheint jedoch der Richter, wenn das geltende Proceßrecht nicht ein anderes eingeführet hat, befugt, dem Rechtsstreite über die Ehr Anstand zu geben, und die Partheyen zur Ausführung des Streits über den Nachlaß des Caius zu verweisen; obwohl ich dieß als eine allgemeine Regel schon um deswillen nicht aufstellen möchte, weil Titius den weitaussehenderen Rechtsstreit auf diesem Wege veranlassen könnte, um das Ende des einfacheren hinaus zu rücken.

§. 166. Der Satz: Das umfassendere Recht oder die umfassendere Pflicht, womit und worinne der Gegenstand der Ausführung auf das Subject übergegangen seyn soll, gehört nicht zum Gegenstande des Rechtsstreites — dieser Satz ist sehr wichtig in seinen Folgen. Ein Beispiel aus meiner Erfahrung beweise das. A. verklagte den B. auf eine Forderung von 200 Thlr. die er von C geerbt haben wollte. Er gab dem Advocaten D. Auftrag zu Führung dieses Rechtsstreites, zum Vergleich und zur Verzicht auf dessen Gegenstand. B. gab zu, diese Summe dem verstorbenen C. schuldig gewesen zu seyn; leugnete aber, daß A. dessen Erbe worden, und behauptete, er selbst sey es, und A. müsse ihm den Nachlaß des C ausant

worten. Der Advocat verglich sich mit B. dahin, daß er im Namen seines Machtgebers auf den Nachlaß des E. Verzicht leistete, daferne B. 400 Thlr. an denselben zahlen würde. Ueber die Verbindlichkeit dieser Verabredung für A. entstand ein neuer Streit. A. widersprach ihr, weil sein Machthaber D. mit dem verklagten B. über etwas sich verglichen, und auf etwas verzichtet habe, was nicht Gegenstand des ihm aufgetragenen Rechtsstreits war, und worüber also in diesem Streite nie ein Rechtsspruch erfolgen konnte. Der beklagenswerthe A. verlor in allen Instanzen. Keiner seiner Richter wollte einsehen, daß etwas nicht Gegenstand des Rechtsstreits seyn könnte, worüber doch in den Acten soviel geschrieben worden war. Keiner bedachte, daß nach solchen Grundsätzen es unmöglich werden würde, einem Advocaten die Führung eines Rechtsstreits aufzutragen, und ihm dessen Endigung durch Vergleich oder Verzicht zu gestatten, ohne sein ganzes Hab und Gut der Disposition desselben zu unterwerfen.

Der Begriff: Gegenstand des Rechtsstreits, kann nicht scharf genug begränzt werden, wenn der des Rechtsstreits selbst klar aufgefaßt, die richterliche wie die anwaldschaftliche Disposition über das Vermögen der Partheyen nach dem Gesetze der Nothwendigkeit beschränkt und der Gesetzgeber verstanden werden soll, wenn er, wie z. B. der französische, Art. 480.

C. d P.,

C. d. P., Rechtssprüche für anfechtbar erklärt, s'il a été prononcé sur choses non demandées, s'il a été adjugé plus qu'il n'a été demandé etc. (S. §. 72.) Bezieht man den Ausdruck choses non demandées blos auf die Klage (demande): so wird des Richters Wirkungskreis zu eng; (§. 133.) denn der Richter soll auch über Rechte urtheilen, deren Anerkennung der Beklagte verlangt. (§. 133. 153.) Und nimmt man die Phrase im Sinne des gemeinen Lebens; so wird der Wirkungskreis der richterlichen Gewalt zu weit: denn was in der Welt könnten die Partheyen nicht fordern (demander), wenn sie über irgend etwas in Streit gerathen sind. Der Sinn des Gesetzes wird erst klar, wenn man unter choses non demandées Zwangsrechte versteht, welche nicht Gegenstände des Rechtsstreites (§. 92. 133. 153.) sind, vorausgesetzt, daß man aus der Doctrin wisse, was unter den Gegenständen des Rechtsstreits zu verstehen sey.

§. 167. Ich habe mich bis jetzt mit Fleiß enthalten, das Urtheil des Richters über den Syllogismus des Uebergangs einen Rechtsspruch zu nennen, weil ich erst jetzt auf den Punct gekommen bin, untersuchen zu können, ob dieses Urtheil, abgesehen von positiven Gesetz, die Natur eines Rechtsspruchs, und welche Wirkungen es habe?

Wird der Syllogismus des Uebergangs, es sey nun wegen Ermangelung des rechtlichen oder des empirischen Grundes, oder auch wegen eines zerstörlichen Anführens dagegen, (§. 164.) für ungültig erkannt; so muß sofort auch die Verwerfung der ganzen Anführung, oder die Lossprechung davon erfolgen. (ebend.) Das Urtheil des Richters über ihn ist hier nur der Entscheidungsgrund für den Rechtsspruch über die Anführung, und wenn er es als einen besonderen Rechtsspruch ausdrückte, so thäte er entweder etwas Ueberleres, oder etwas Unrechtes. Dieser besondere Rechtsspruch müßte aussagen entweder, daß das Recht oder die Pflicht, welche den Gegenstand der Anführung ausmachen; oder, daß dasjenige Recht oder diejenige Pflicht, worinne der Gegenstand der Anführung als Theil enthalten ist, nicht übergegangen sind, (§. 157.) er müßte z. B. in dem §. 161. gesetzten Falle aussagen, entweder, daß des Cajus Recht auf die Uhr des Titius auf Arejus nicht vererbfällt worden; oder, daß Arejus überhaupt für des Cajus Erben nicht zu achten sey. Jene Aussage würde nichts als die Verwerfung der Anführung oder die Lossprechung davon seyn, diese aber würde über den Gegenstand des Rechtsstreites hinaus schweifen; sie würde, als Rechtsspruch angesehen, dem Arejus die Möglichkeit nehmen, andere Ansprüche, die Cajus an Titius erlangt haben könnte, gegen letzteren geltend zu machen, welches nicht

seyn soll, (§. 165. 166.) indem Ateius in einem andern Rechtsstreite mit seiner activen Rechtfertigung glücklicher seyn kann, als er in dem über die Uhr x war.

§. 168. Nicht anders ist die Sache, wenn der Richter den Uebergangssyllogismus für gültig erkennt. Entweder erkläret er zugleich auch den Entstehungssyllogismus für gegründet, oder er verschreitet erst zu dessen Prüfung. (§. 163.) Im ersten Falle hat er nach dem Gesuch der Anführung über die Anführung selbst entschieden; im zweiten Falle aber scheint es beim ersten Anblicke, als müßte er sein Urtheil über den Syllogismus des Uebergangs aussprechen; und selbst, wenn er es nicht müßte, bleibt die Frage übrig: Ob nicht wenigstens, wenn er es einmal aussprach, dieser Ausspruch in soferne der Rechtskraft fähig ist, daß nach dessen Erfolg der Uebergangssyllogismus weiter nicht angefochten, das Urtheil des Richters darüber nicht geändert werden kann, und, wenn der Entstehungssyllogismus sich bewährt, nun schlechterdings nach dem Gesuch der Anführung erkannt werden muß?

Beides ist zu verneinen. Der Richter darf nichts, und folglich muß er auch nichts, was sein Zweck nicht fordert: denn alles Unzweckmäßige ist nichtig. (§. 101.) Sein Zweck ist der Rechtsspruch über den Gegenstand der Anführung. Dieser fordert zwar, daß der Richter bei sich selbst urtheile, ob der Uebergangssyllogismus

gegründet ist, oder nicht; aber er fordert keineswegs, daß er dieß Urtheil aussprechе. Thut er es aber; so ist dieser Ausspruch, an sich, der Rechtskraft eben so unfähig, als die Zulassung einer Anführung. (§. 126. ff. 133.) Prüft der Richter den Uebergangssyllogismus vor dem Entstehungssyllogismus; so thut er es nicht, um dadurch den Zweck des Rechtsspruchs über den Gegenstand der Anführung zu erreichen: er muß wissen, daß diese Prüfung dahin nicht führen kann. (§. 162.) Er thut es bloß, um zu sehen, ob die Prüfung des Entstehungssyllogismus ein taugliches Mittel zu seinem Zwecke ist oder nicht. (§. 163.) Sein Ausspruch, daß der erstere gegründet sey, ist mithin nichts, als die Erklärung, daß die Prüfung des zweiten ein taugliches Mittel zum Zwecke sey. Eine Erklärung, welche das Mittel nicht tauglicher machen kann, als es ist, und welche den Richter nicht hindern darf, selbst dann, wenn er den Entstehungssyllogismus gegründet findet, die Anführung für ungegründet zu erklären, wenn er am Ende einsieht, daß der Uebergangssyllogismus ungegründet ist, den er vorhin für gegründet hielt.

§. 169. Ein besonderer Grund tritt dieser Ansicht bei in Bezug auf die active Rechtfertigung zur Sache. A. verklagt als angeblicher Erbe des C. den B. auf das Kapital y. B. wird verurtheilt, und der Rechtsspruch an ihm vollstreckt, oder er thut ihm frei-

willig genug. Nun findet ſich aber, daß nicht A., ſondern Z. des C. Erbe iſt, und es entſteht die Frage: Iſt B. durch die Zahlung, die er dem A. leiſtete, gegen Z. befreyt oder nicht? Es ſcheint, daß er es iſt, wenn er an dem Irrthume des Richters, der den A. für des C. Erben hielt, keine Schuld hatte, und daß er es nicht iſt, wenn er ſelbſt fehlte, indem er z. B. den empiriſchen Uebergangsgrund zugeſtand, anſtatt deſſen Beweis zu fordern und zu beſtreiten. Geſetzt nun, er hat keine Schuld; ſo muß Z. ſich an A. halten, und iſt A. inſolvent; ſo wird er ſogar einen Entſchädigungsanſpruch an den Richter haben, daferne deſſen Irrthum ein ſchuldhafter war. Hatte auch der Richter keine Schuld; ſo verliert A. das Kapital, vielleicht ohne alle Verſchuldung von ſeiner Seite. Die Möglichkeit eines ſolchen Falles reicht hin, zu beweiſen, daß der Richter ein eignes Intereſſe an der activen Rechtfertigung zur Sache hat. Sein Irrthum darüber kann für ihn ſelbſt wie für einen Dritten nachtheilige Folgen haben, und ſchon darum dürfte es für den Geſetzgeber Bedenklichkeiten haben, ihm das Befugniß zu entziehen, daß er ſein Urtheil über den Syllogismus des Uebergangs ſo lange ändere, als es ihn noch nicht zum Ziele einer unwiderruflichen Entſcheidung über den Gegenſtand der Anführung geführt hat, ſelbſt wenn er die Unvorſichtigkeit begangen hätte, es ohne Noth auszuſprechen.

§. 170. Die eben vorgetragene Anſicht der Sache wird diejenigen befremden, welche den Streit über die Beibringung des Eigenthums in der Negatorienklage kennen, wie er in deutſchen Gerichtshöfen geführt zu werden pflegt. „Wie?“ werden ſie ſagen, „wenn dem Kläger die Beibringung des Eigenthums durch einen verzögerlichen Proceßrechtsſpruch auferlegt worden iſt; (§. 108. 115.) wenn er ſie unternommen, und darüber, ob ſie gelungen ſey oder nicht, Jahre lang durch alle Inſtanzen geſtritten hat; und wenn nun endlich erkannt worden iſt, daß er Probanda zur Nothdurft erwieſen habe: ſo ſoll dieſer Anſpruch, bis zu welchem zu gelangen Hunderte gekoſtet hat, nicht rechtskräftig werden? ſoll nicht wenigſtens die Wirkung haben, daß der Beklagte ſchlechterdings verurtheilt werden muß, wenn er das vorgeſchützte Befugniß nicht erweiſet?“ Der Einwurf beweiſt, wie mich dünkt, nichts wider den Satz; aber daß er gemacht werden kann, beweiſt vielleicht etwas wider die Verſtändigkeit der deutſchen Praxis, welche, den Rechtsſtreit zwanzigfältig zerſpaltend, aus jedem Theile des zerſchnittenen Wurms einen neuen Wurm entſtehen läßt, der nicht kürzer iſt, als der Urwurm (§. 109.); und welche, wenig um Conſequenz bekümmert, in dem eben angeführten Falle als Rechtsſpruch behandelt, was ſeiner Natur nach keiner ſeyn ſollte, und was ſie in ähnlichen Fällen ſelbſt nicht dafür anſieht. Wenn A. als Erbe des C. gegen den

Vertreter des Fiscus (§. 101.) klagt, seine Rechtfertigung zur Sache vor dem Urtheilsspruche bewirkt, der Beklagte aber auf die Klage sich nicht einläßt: so pflegt, ohne alle Erwähnung der Rechtfertigung zur Sache erkannt zu werden: „daß der Procurator Fisci bei Verlust der Wiedereinsetzung in den vorigen Stand auf die Klage zu antworten schuldig ist.“ In diesem Processtrechtsspruche (§. 108.) gelangte der Richter durch das Medium eines Urtheils, welches den Uebergangssyllogismus billigte: dürfte er sich erlauben, es unausgedrückt zu lassen, wenn es die Natur eines Rechtsspruchs hätte? Aber setzen wir, er hat es ausgedrückt, er hat erkannt: „daß Kläger zur Sache sich hinreichend gerechtfertiget, derowegen Beklagter bei Verlust u. s. f.“ setzen wir, dieser Spruch ist so lange von dem Beklagten unangefochten geblieben, daß selbst die Wiedereinsetzung in den vorigen Stand wider dessen Inhalt nicht mehr statt findet; der Vertreter des Fiscus antwortet nun endlich bejahend auf die Klage, und der Richter, im Begriff, ihn zu verurtheilen, findet nun, daß das Object des geklagten Rechts (§. 92.) ein Lehnstück ist, welches auf den Landerben A. nicht vererbfällt werden konnte: wird man ihn tadeln, wenn er sein Urtheil über die active Rechtfertigung zur Sache ändert?

§. 171. Inzwischen versteht es sich von selbst, daß diese Ansicht der Sache nicht practisch werden kann, wo

das geltende Recht ein anderes eingeführt hat. (Vergl. §. 128. 129.) Ob es rathsam sey, ein anderes einzuführen? ist eine andere Frage, wegen welcher ich mich auf das §. 129. am Ende gebrauchte Gleichniß von englischen Fabrikuhren beziehe. Die Methode, alle Vorfragen durch Rechtssprüche entscheiden zu lassen, ehe das Endurtheil erfolgt, macht freilich die Abfassung des letzteren bequem; aber sie hat auch das Uebel in ihrem Gefolge, den Rechtsstreit zu verlängern, weil, wenn des Richters Urtheile über die Vorfragen der Rechtskraft fähig sind, den Partheyen auch alle Rechtsmittel dagegen nachgelassen werden müssen, welche gegen das Endurtheil statt haben. Weise erscheint aus diesem Gesichtspuncte das französische Processrecht, welches durch die Verordnung des Art. 451. im C. d. P. c. „L'appel d'un jugement préparatoire ne pourra être interjeté qu'après le jugement définitif et conjointement avec l'appel de ce jugement," den jugemens préparatoires die Fähigkeit abspricht, anders, als in und mit dem Endurtheile zur Unwiderredlichkeit zu gelangen; während auf der andern Seite den jugemens interlocutoires (qui ordonnent une preuve, verification ou instruction, qui préjuge le fond) diese Fähigkeit beigelegt wird.

Was übrigens von dem Urtheile über den Syllogismus des Uebergangs hier gesagt worden ist, gilt auch

von dem der Entſtehung, wenn der Richter dieſen von jenem der Prüfung unterworfen hat. (§. 163.) Das Urtheil, welches ihn billiget, ehe der erſtere geprüft worden iſt, hat die Natur eines Motifs, welches den Richter beſtimmt, zu der zweiten Prüfung zu ſchreiten.

XXXI.

Spruch über die Rechtfertigung zum Streit.

§. 172. Unter der Rechtfertigung zum Streit iſt der Beweis der Thatſachen zu verſtehen, aus welchen das Recht einer gewiſſen Perſon folgt, einen gegebenen Rechtsſtreit zu führen. Dieſes Recht kann aber einer Perſon nur aus zweierlei Gründen zukommen: entweder, weil ſie diejenige Perſon ſelbſt iſt, welcher das, den Gegenſtand des Rechtsſtreits ausmachende, Zwangsrecht zuſtehen, oder die ihm gegenüber ſtehende Zwangspflicht obliegen ſoll — dieſe Perſon nennt man den Principal —; oder, weil das Recht, den Streit zu führen, ohne das den Streitgegenſtand ausmachende Zwangsrecht und ohne die ihm gegenüberſtehende Zwangspflicht, auf ſie übertragen worden iſt; es ſey nun von dem Principal, wie bei ausdrücklichen Aufträgen; oder durch eine Staatsbehörde, wie bei Vormundſchaften, Maſſenvertretungen u. dergl.; oder durch das geltende Recht, wie bei dem ſogenann-

ten mandato praesumto, vermöge deſſen z. B. der Vater für den Sohn als vermuthlicher Machthaber zur Führung des Streites zu gelaſſen wird.

Daher iſt denn auch die Rechtfertigung einer Perſon zum Streit entweder der Beweis, daß ſie der Principal ſelbſt, oder der Beweis, daß ſie deſſen Machthaber ſey, und man kann jene die des Principals, dieſe hingegen die des Machthabers nennen.

Die letztgedachte Art iſt den Practikern bekannt. Alle wiſſen, daß ſie durch Beibringung der Vollmachten, Subſtitutionen, Vormundſchaftsbeſtätigungen, Pflichtſcheine u. ſ. f. bewirkt wird, und nur in Anſehung des mandati praesumti würde vielleicht einer oder der andere nicht wiſſen, daß es Rechtfertigung zum Streit iſt, wenn z. B. der für B. erſcheinende A. durch Kirchenzeugniſſe darthut, daß er des B. Vater iſt.

Die erſt gedachte Art hingegen, die Rechtfertigung des Principals zum Streit, kömmt in den Gerichtshöfen ſo ſelten vor, daß es dießfalls einer Erläuterung durch Beiſpiele bedarf.

§. 173. Ein Kaufmann zu Frankfurt am Mayn Namens A. war einem Kaufmanne zu Hamburg Namens B., den er nie geſehen hatte, 1000 Mark ſchuldig. Ein Individuum x. erſchien in Frankfurt bei A., führte ſich ein als der Kaufmann B. aus Hamburg und

caſſirte von dem unvorſichtigen A. die 1000 Mark ein. Nehmen wir an, das Individuum x. hätte, weil A. nicht an ſelbiges zahlen wollen, eine Klage eingereicht, deren Grund A. zwar zugeſteht, aber den Beweis fordert, daß das unbekannte Individuum x. wirklich der Kaufmann B. aus Hamburg ſey. Dieſer Beweis wäre eine Rechtfertigung des Principals zum Streit, die man eine active nennen könnte.

§. 174. Umgekehrt hatte A. bei einer Anweſenheit in Hamburg einem Individuum Y. Geld auf Wechſel geliehen, und dieſes hatte als Kaufmann C. aus Leipzig unterzeichnet. In Frankfurt trifft A. einen Menſchen Z., den er für das Individuum Y. und daher für den Kaufmann C. hält. Er verlangt von ihm Anerkenntniß des Wechſels und Zahlung, der Menſch Z. aber verweigert beides, indem er leugnet, das Individuum Y., welches zu Hamburg den Wechſel unterzeichnete, und der Kaufmann C. aus Leipzig zu ſeyn. Der dem A. obliegende Beweis, daß der Menſch Z. das eine, oder das andere, oder beides zugleich ſey, wäre das Beiſpiel einer paſſiven Rechtfertigung zum Streit, welche der angebliche Berechtigte zu bewirken hätte. Es läßt ſich aber auch eine paſſive Rechtfertigung zum Streit denken, welche der Gegner des Berechtigten zu bewirken hat. Man ſetze, A. reicht in foro contractus zu Frankfurt (forum causae ſ. §. 103.) eine Klage gegen den Kaufmann B. aus Königsberg ein. Als Be-

ter erscheint ein Individuum M., welches A., der nicht von Person kennt, für einen Betrieger hält, chen B. hier an seinen Platz einschieben will, damit unter seinem Namen Eide leiste, die er selbst nicht ab- en möchte. Hier wird der Kläger die Bewirkung der ssiven Rechtfertigung zum Streit von dem Individ- um M. fordern können, welches als sein Gegner ers eint.

Die Eintheilung der Rechtfertigung zum Streit in tive und passive ließe sich übrigens auch auf die des Sachthabers anwenden, wenn es nur sonst Frucht ächte.

§. 175. Der Begriff der Rechtfertigung des Prin- pals zum Streit ist mit dem einer quaestio fa- us (actio praejudicialis) verwandt. Zur Erläu- erung erinnere ich an den berühmten Rechtsstreit, den Bouilly auf die französische, und der Herr von Ko- ebue auf die deutsche Bühne gebracht hat, ich meine en Proceß des von dem Abbé de l'Epée erzoge- nen taubstummen Theodor gegen den Oheim und Vormund des verloren gegangenen taubstummen Gra- fen Julius von Solar. Julius ist als Kind abhanden gekommen. De l'Epée überzeugt sich, daß ein Zögling Theodor dieser junge Graf von Solar ist. Sein Oheim und Vormund Parlement hat mit einem legalen Todenschein in der Hand sich in den Besitz seines Vermögens gesetzt, und weigert sich, des

Abbé Zögling als seinen Neffen anzuerkennen. Im fünften Acte des Stücks sehen wir den Advocaten, dem de l'Epée die Sache aufgetragen hat, mit Abfassung der Klage beschäftiget. Er kann im Namen des Grafen Julius von Solar gegen Darlemont auf Abtretung des Vermögens klagen, welches seine Aeltern verlassen haben. Darlemont wird vorwenden, sein taubstummer Principal sey nicht der Graf Julius von Solar, und der Advocat wird durch den Beweis, daß er es sey, den Principal zum Streit zu rechtfertigen haben. Der Advocat kann aber auch das Gesuch seiner Klage vor der Hand bloß darauf richten, daß Darlemont den taubstummen Theodor für seinen Neffen Julius von Solar anerkenne, und der nemliche Beweis, welcher bei der hereditatis petitio des Erben gegen den Besitzer die Rechtfertigung des Principals zum Streit wäre, wird hier, in der actio praejudicialis affirmativa des Neffen gegen den Oheim der Beweis des Klaggrundes seyn.

§. 176. Sehr verschieden wird aber die Wirkung dieses Beweises seyn, je nachdem die eine oder die andre Klage angestellt wird. Gelingt er in der Präjudicialklage; so wird der Oheim des Grafen Julius veurtheilt, den Kläger für diesen Julius, seinen Neffen, anzuerkennen, und dieser wird, wenn Darlemont in der Folge, bei irgend einem Rechts-

ſtreite mit ihm, ſeinen Geburtsſtand von neuem in Zweifel ziehen wollte, auf jenen Rechtsſpruch ſich berufen können. Auf die Erbſchaftsklage hingegen kann, wenn der fragliche Beweis gelingt, blos erkannt werden, „daß klagender Principal zum Streite hinreichend gerechtfertiget," oder, „daß Beklagter in dieſem Rechtsſtreite ſich mit ihm einzulaſſen ſchuldig ſey;" und die Wirkung dieſes Proceßrechtsſpruches wird über dieſen Rechtsſtreit nicht hinausreichen. Wenn in einem andern Rechtsſtreite zwiſchen denſelben Partheyen von neuem bezweifelt wird, daß Theodor als Graf von Solar geboren ſey; ſo wird dieſer, eigentlich zu reden, ſich nicht auf rem judicatam berufen können. Er wird bloß anführen können, daß er dieſen Umſtand bereits gegen den nemlichen Gegner bewieſen habe, (vergl. §. 133.) und die Gültigkeit dieſes Beweiſes in dem neuen Proceſſe wird von der Beantwortung der Frage abhangen, ob an ihm alle die Bedingungen erfüllt ſind, welche die Natur des neuen Rechtsſtreites diesfalls erfordert?

Dieſe Betrachtung führt auf die Bemerkung, daß überhaupt der Richter, wenn er über die Rechtfertigung des Principals zum Streit zu erkennen hat, eben ſo, wie bei dem Erkenntniſſe über die Rechtfertigung zur Sache, innerhalb der Schranken des vor ihm liegenden Rechtsſtreits ſich halten muß. (§. 167. 168.) Es iſt eine Forderung des Proceßrechts, welches ich oben mit den

Kampfs und Kampfgerichtsgesetzen der Ritterzeiten verglichen habe, (§. 105.) daß in Hinsicht derjenigen Personen, welche, so zu sagen, in die Schranken treten will, oder dahin gefordert wird, daferne man sie nicht ohnehin kennt, bewiesen werde, daß sie sey, wofür sie sich ausgibt, oder ausgegeben wird. Ob das erfolgt sey oder nicht, hat der Richter bloß durch einen Proceßrechtsspruch (§. 108.) zu entscheiden, welcher ausdrückt, ob der Gegner der bezweifelten Person mit ihr in diesen Streit sich einzulassen oder nicht einzulassen habe.

§. 177. Die Rechtfertigung des Principals zum Streit kömmt, wie gedacht, selten vor, denn daß ein Individuum diejenige Person sey, wofür es sich ausgibt, ist meistens zu notorisch, als daß es vernünftiger Weise in Zweifel gezogen, und ein rechtlicher Beweis dafür gefordert werden könnte. Desto häufiger und desto unerläßlicher ist die Rechtfertigung des Machthabers zum Streit. Wenn derjenige, welcher als Machthaber in einem Rechtsstreite gehandelt hat, es nicht wirklich ist; so ist der ganze Rechtsstreit, soweit er ihn führte, nichtig, indem die Handlungen des procuratoris falsi ganz unbrauchbar für den Zweck sind, zu einem Rechtsspruche über die Rechte und Pflichten des Principals zu gelangen. (vergl. §. 70. u. 104.) Das Urtheil des Richters, daß der angebliche Machthaber die Uebertragung hinreichend dargethan habe

habe, und also zum Streit gerechtfertigt sey, kann den Principal nicht verbinden, die Handlungen dieses angeblichen Machthabers als die seinigen gelten zu lassen, daferne er bei dem Beweise der Uebertragung nicht gehört worden ist. Sobald der Principal auftritt, und den angeblichen Machthaber verleugnet; wird der Rechtsstreit nichtig seyn, wenn man nicht jetzt gegen den Principal beweisen kann, was der angebliche Machthaber vorhin dem Richter und Gegner bewiesen hatte, nemlich die Uebertragung der Streitführung. Daher muß die Rechtfertigung des Machthabers zum Streit durch ein Beweismittel bewirkt werden, welches gleichsam der Machthaber bei dem Richter niederlegt, damit es nöthigen Falls gegen den Principal gebraucht werden könne, wenn dieser den Machthaber verleugnen wollte. Es ist klar, daß dieß Beweismittel eine Urkunde seyn muß: denn weder Zeugenaussagen, noch Eide würden in der Folge gegen den Principal die Uebertragung beweisen. Wenigstens müßte es bei jenen, wenn sie gegen ihn gelten sollten, mit seinen Einreden gegen die Glaubwürdigkeit der Zeugen, mit Interrogatorien u. s. w. gehört worden seyn, welches nicht wohl denkbar ist. Ist diese Urkunde eine bloße Privatschrift; so ist sie entweder vom Principal, oder von einem Dritten gefertigt und vollzogen. Im letzten Falle beweist sie gar nicht gegen den Principal, im ersten nur dann, wenn er sie anerkannt hat. Es kann da-

her nach der Natur der Sache verlangt werden, daß der Machthaber entweder durch eine von dem Principal öffentlich anerkannte, oder durch eine, dem Abschwören nicht unterworfene, d. h. öffentliche Urkunde zum Streite sich rechtfertige.

§. 178. Der deutsche Gerichtsbrauch läßt in den meisten Fällen unanerkannte Privatvollmachten als Rechtfertigung des Machthabers zum Streit gelten, während meines Wissens der französische öffentliche verlangt. Man könnte dieß vielleicht mit der Frage entschuldigen: Was ist gewonnen, wenn man auf öffentliche Vollmachten dringt? da doch der Principal, will er in der Folge den Rechtsstreit als nichtig anfechten, immer mit dem Beweise wird gehört werden müssen, daß die Vollmacht gefälscht sey? Ich will diese Entschuldigung auf sich beruhen lassen, so schwach sie ist. Aber ein schreiender Mißgriff einer gedankenlosen Praxis ist es, wenn die richterliche Gewalt ihren fehlerhaften Leichtsinn bei Zulassung unanerkannter Privatvollmachten durch einen größeren Fehler gut zu machen denkt, und die Gefahr der Nichtigkeit von dem Rechtsstreite auf Kosten der Rechte des Principals entfernt, indem sie der unanerkannten Privatvollmacht, welcher sie getrauet hat, gegen den Principal die Wirkung einer öffentlichen beilegt, und ihm das Abschwören derselben (diffessio) versagt. Ein Mißgriff, den ich kaum für möglich halten

würde, wenn nicht die N. Leipz. Litt. Z. 1810. Col. 339. den großeren rügte, daß man dem Erben eines angeblichen Grundstücksverkäufers das Recht absprach, eine unanerkannte Privatvollmacht zum Verkauf abzuschwören, welche sein Erblasser ausgestellt haben sollte. Eine solche Wirkung ließe sich höchstens in dem Falle rechtfertigen, wenn zur Eröffnung des Erkenntnisses, welches den angeblichen Machthaber für gerechtfertiget achtet, der Principal selbst vorgeladen worden ist. Hier läßt sich wenigstens ein stillschweigendes Anerkenntniß der Vollmacht annehmen. Ein nicht geringerer Mißgriff ist es auch, wenn man von Privatvollmachten, die der Principal noch nicht anerkannt hat, beglaubte Abschriften gelten läßt, welche gegen den Principal gar nicht gebraucht werden können, weil ohne Ansicht des Originals die alternative Verbindlichkeit zu Anerkenntniß oder Dissession nicht statt findet.

§. 179. Mit einem ungerechtfertigten Machthaber ist nach gesundem Processrecht der Gegner sich in den Streit einzulassen nicht schuldig. Auch diese Wahrheit scheint die deutsche Praxis zu übersehen. Man sieht Endurtheile sprechen, die über die Zwangsrechte der Principale entscheiden, während sie den angeblichen Machthabern bei Geldstrafe aufgeben, sich zum Streite zu rechtfertigen. Diese Nachsicht hat die Machthaber zu einer gewaltigen Nachlässigkeit verwöhnt, an welcher

selbst ausdrückliche Gesetze, die Anfang und Fortsetzung des Streits während ermangelnder Rechtfertigung des Machthabers verbieten, wirkungslos geworden sind.

Will der Richter in dem Erkenntnisse über die Rechtfertigung des Machthabers zum Streit sich nicht begnügen, auszusprechen, daß der Gegner mit dem angeblichen Machthaber sich einzulassen schuldig oder nicht schuldig sey; so kann er nicht bloß den angeblichen Machthaber verurtheilen, sich zum Streit zu rechtfertigen; sondern er kann auch dem Principal auferlegen, entweder diese Rechtfertigung zu bewirken, oder zu erwarten, daß der Machthaber für ihn weiter nicht zugelassen werde.

§. 180. Bei der Rechtfertigung des Machthabers zum Streit kann übrigens noch etwas vorkommen, was der des Principals analog ist. Wenn nemlich ein Individuum Z. unter dem Namen des Advokaten D. als Machthaber einer Parthey auftritt; so kann außer dem Beweise, daß die Führung dieses Rechtsstreits dem Advokaten D. übertragen worden, auch noch der Beweis gefordert werden, daß das Individuum Z. wirklich der Advokat D. sey. Diese Rechtfertigung der Person zu dem Namen, unter welchem sie auftritt, wird jedoch selten nöthig seyn.

§. 181. Die Frage, ob des Machthabers Rechtfertigung zum Streit bewirkt sey oder nicht? kann end-

ch nicht blos in Bezug auf den ganzen Rechtsstreit; ondern auch in Hinsicht auf einzelne Handlungen deſſel en vorkommen, in soferne beſchränkte Uebertragungen des Streitführungsrechtes gültig sind. Der Richter kann zu urtheilen haben, ob z. B. der Machthaber hin länglich gerechtfertiget sey, einen Vergleich überhaupt, oder einen andern Vertrag abzuſchließen, der den Streit endiget, oder ihm eine andere Richtung gibt.

XXXII.

Erörterungsſpruch.

§. 182. Wenn nach dem Geſuch einer zugelaſſenen Anführung (§. 126. 153.) erkannt (das Subject der behaupteten Pflicht verurtheilt) werden ſoll; ſo muß der empiriſche Grund derſelben rechtlich gewiß ſeyn. (§. 52. ff.) Iſt die Unrichtigkeit des empiriſchen Grundes rechtlich gewiß; ſo muß das Subject der behaupteten Pflicht losgeſprochen werden. Daraus, daß die Richtigkeit des empiriſchen Grundes nicht rechtlich gewiß iſt, entſteht noch keine rechtliche Gewißheit von der Unrichtigkeit deſſelben. Das Subject des behaupteten Rechts hat nemlich das proceßrechtliche Befugniß, dasjenige, was an dem empiriſchen Grunde der Anführung nicht durch Notorietät, Rechtsvermuthung oder Eingeſtändniß klar iſt, durch Beweis zu rechtlicher Gewißheit zu erheben, (§. 52.) und die Unrichtigkeit davon kann nicht eher für rechtlich gewiß angenommen werden, bis dieſes Befugniß, es ſey nun durch Ver-

nachlässigung der Förmlichkeiten, Versäumniß der Fristen, (§. 106.) oder mißglückten Gebrauch erloschen ist.

Das Erlöschen dieses Befugnisses durch Vernachlässigung der Förmlichkeiten oder Versäumniß der Fristen heißt die Desertion des Beweises.

§. 183. Das Bestreben des Richters, zu rechtlicher Gewißheit von der Richtigkeit oder Unrichtigkeit des empirischen Grundes einer Anführung zu gelangen, insoferne er nicht durch Notorietät, Rechtsvermuthung oder Eingeständniß klar ist, heißt die Erörterung. Die Mittel zu diesem Zwecke sind Beweis, Desertion und Mißglucken des Beweises. Jener führt zur rechtlichen Gewißheit von der Richtigkeit, diese bewirken rechtliche Gewißheit von der Unrichtigkeit des Erörterungsthemas. Der Eid wird hier als ein Beweismittel angesehen, und macht daher kein besonderes Erörterungsmittel aus; eben so die Erörterung durch eigne sinnliche Wahrnehmung des Richters.

§. 184. Um über den Gegenstand einer Anführung zu richten, muß der Richter, wenn er sie zuläßig findet, (§. 126 ff.) zuerst über die Fragen sich Rechenschaft geben: Was an dem empirischen Grunde durch Notorietät, Rechtsvermuthung oder Eingeständniß klar sey oder nicht? Er muß, mit andern Worten, bei sich selbst das Erörterungsthema feststellen. Findet er den Beweis desselben bereits geführt; so ist er in dem

Falle, ſofort die Anführung für gegründet zu erkennen, jedoch unbeſchadet der dagegen etwa ſtatt findenden zerſtörenden Anführungen. Findet er ihn nicht geführt; ſo iſt derſelbe entweder ſchon darum, weil er noch nicht geführt iſt, deſert. (z. B. nach dem im Königreiche Sachſen geltenden Rechte im Proceß über den jüngſten Beſitz, über gerichtsanhängige Sachen u. dergl.) oder er iſt es nicht. In jenem Falle iſt die Unrichtigkeit des Erörterungsthems rechtlich gewiß, und es kann über den Gegenſtand der Anführung ohne weiteres erkannt werden. In dieſem Falle hingegen muß der Richter den Beweis fordern, damit er entweder gelinge, oder mißlinge, oder deſert werde, mit andern Worten, damit der Richter über die Thatſache oder Nichtthatſache des Erörterungsthems zu rechtlicher Gewißheit gelange. Zu fordern iſt der Beweis eines gegebenen Erörterungsthems von derjenigen Parthey, welche in Anſehung deſſelben die Rechtsvermuthung wider ſich hat. Dem Gegner kömmt in der Regel das Recht zu, den Beweis des gegebenen Thems durch Anfechtung der Beweismittel, oder durch Beweis des directen Gegentheils zu entkräften. Dieſe Entkräftung iſt der eigentliche Gegenbeweis, den man von demjenigen Beweiſe zerſtörlicher Anführungen unterſcheiden muß, woraus bisweilen der im deutſchen Proceſſe ſogenannte Gegenbeweis beſteht. Es gibt Beweiſe (z. B. den Zeugenbeweis im ordentlichen Pro-

cesse) welche nicht eher für gelungen angesehen werden können, bis der Gegenbeweis wider dieselben mißlungen oder desert ist. Vermißt der Richter neben einem an sich nicht mißlungenen Beweise den Gegenbeweis; so ist derselbe nach dem geltenden Rechte entweder schon darum, weil er noch nicht da ist, desert, oder nicht. Ist er es; so gilt der Beweis; ist er es nicht; so muß er gefordert werden, damit er entweder gelinge, oder mißlinge, oder desert werde, und damit erhelle, ob der Beweis gültig oder ungültig sey.

§. 185. Das Fordern von Beweis und Gegenbeweis, welches bald das Auferlegen, bald das Nachlassen des einen und des andern genannt wird, kann im allgemeinen ohne Rechtsspruch gemacht werden; es kann durch Verordnungen des Richters geschehen. Der Zweck davon ist hauptsächlich der, die Sache in den Zustand zu bringen, daß Beweis und Gegenbeweis versäumt werden können. Dieser Zweck kann erreicht werden, wenn Beweis und Gegenbeweis auch nicht förmlich erkannt, sondern bloß angeordnet werden, wenn das geltende Recht nicht ausdrücklich einen Rechtsspruch dazu verlangt. Allein indem der Richter aussagt, daß bewiesen werden soll, muß er nothwendig auch aussagen, was bewiesen werden, und wer beweisen soll? Diese Fragen können unter den Partheyen streitig gewesen seyn, man kann

z. B. disputirt haben, ob die Rechtsvermuthung für das Leben oder für den Tod eines gewiſſen Menſchen ſtreite? und ob die Parthey A. den Tod zu beweiſen habe, weil ein Todesfall nicht vermuthet wird; oder ob der Parthey B. der Beweis des Lebens obliege, weil der Menſch quaestionis, wenn er noch lebte, älter ſeyn würde, als Menſchen zu werden pflegen? Eben ſo kann es zwiſchen den Partheyen ſtreitig geweſen ſeyn, in welcher Friſt der Beweis zu führen ſey? z. B. wenn man darüber geſtritten hätte, ob die Klage für eine Spolien- oder für eine Eigenthumsklage angeſehen werden müſſe; oder auch an welche Förmlichkeiten er gebunden ſey? z. B. wenn die Partheyen nicht einig geweſen wären, ob in dem gegebenen Falle ſogenannte Beſcheinigung, oder ſolenner, articulirter Beweis erforderlich ſeyn dürfte; endlich auch, welche Beweismittel nachzulaſſen oder zu verſagen ſeyen? z. B. wenn man geſtritten hätte, ob dem Beweisführer der Eidesantrag erlaubt, ob ihm zu Darthuung eines Meineides der Zeugenbeweis verſtattet wäre? In allen ſolchen Fällen iſt ein Proceßrechtsſpruch nöthig, weil Zwangsrechte zu- oder abzuſprechen ſind, welche in Beziehung auf das geltende Proceßrecht (§. 105.) behauptet und beſtritten werden. Wäre aber auch vor der richterlichen Anordnung des Beweiſes und Gegenbeweiſes von den Partheyen über keine dieſer Fragen ausdrücklich geſtritten worden; ſo könnten ſie doch nachher

ſtreitig werden. Es iſt daher rathſam, daß der Richter die möglichen Streitfragen durch klare Beſtimmungen im voraus entſcheide, und in ſoferne er das thut, wird ſeine Verweiſung der Partheyen zu Beweis und Gegenbeweis immer das Weſen eines Proceßrechtsſpruchs haben, und es ſcheint mithin in allen Fällen, wo Erörterung nöthig iſt, beſſer zu ſeyn, daß der Richter darauf förmlich erkenne, als daß er ſie bloß anordne; geſetzt auch, daß es nicht überall nothwendig wäre.

§. 186. Die Wirkung, welche die Rechtskraft eines ſolchen Proceßrechtsſpruches auf die Hauptſache (auf den Rechtsſpruch über den Gegenſtand der Anführung) hat, wird ſehr unrichtig beurtheilt, wenn man glaubt, ſie erſtrecke ſich bis auf die Beſtimmung des Einfluſſes, den ein gegebenes Erörterungsthem auf die Entſcheidung der Hauptſache haben muß. Der Zweck des Richters beim Spruche auf Erörterung iſt der, über die Richtigkeit oder Unrichtigkeit eines empiriſchen Satzes x. zu rechtlicher Gewißheit zu gelangen. Dieſer Zweck iſt freylich nur in ſoferne vernünftig, in wieferne der Richter glaubt, daß dieſe Richtigkeit oder Unrichtigkeit des Satzes x. die Entſcheidung der Hauptſache logiſch und rechtlich beſtimme; aber dieſer Glaube, ausgedrükt oder nicht, iſt keiner Rechtskraft fähig, und der rechtskräftige Spruch, welcher den Satz x. als Erörterungs-

ihm aufstellt, bestimmt zwar unwiderruflich den Weg, auf welchem die Richtigkeit oder Unrichtigkeit dieses Satzes rechtlich gewiß werden soll; aber er kann weder unwiderruflich festsetzen, daß der Satz x., je nachdem er richtig oder unrichtig befunden wird, noch auch, welchen Einfluß er auf das richterliche Urtheil über den Gegenstand der Anführung haben solle. Eine verwerfliche Anführung (vergl. §. 120. ff. u. 152.) wird dadurch nicht unverwerflich, daß auf Beweis ihres empirischen Grundes erkannt wird; (§. 126. ff.) ein unsachdienlicher Umstand wird durch den Spruch auf seine Erörterung nicht sachdienlich, und die Erörterung wesentlicher Umstände wird dadurch, daß sie der Spruch nicht mit zum Erörterungsthema zieht, nicht entbehrlich gemacht. Die Einrede der Compensation z. B. gegen eine Klage auf Zurückgabe eines Depositum ist zu verwerfen, wenn gleich auf den Beweis ihres Sachbestandes rechtskräftig erkannt ist. Der Umstand, daß der Schuldner die Zinsen säumig abgetragen habe, (den der Kläger vielleicht als Motiv zur Einklagung des Kapitals angeführt hat,) erhält keinen Einfluß auf die Hauptsache, wenn schon ein Eid darüber erkannt worden wäre. Geleugnet oder versäumt, der Beklagte wird immer zu verurtheilen oder loszusprechen seyn, je nachdem sich findet, daß das Darlehn selbst gegründet und verfallen ist oder nicht. Und wenn endlich bei einer Klage auf Zurückzahlung eines vor rechtsverwährter Zeit con-

trahirten Darlehns die Unterbrechung der Verjährung durch Zinsenlauf auch nicht mit zur Erörterung ausgesetzt, sondern bloß auf Beweis des Darlehns erkannt worden wäre; so wird doch immer ohne Erörterung dieses wesentlichen Umstandes in der Hauptsache nicht Recht gesprochen werden können, wenn nicht etwa der Beweis des Darlehns selbst mißlingt oder verjährt wird, in welchem Falle die Erörterung des Zinsenantrags aus diesem besondern Grunde überlei wäre.

Die Gründe dieser Wahrheiten sind dieselben, welche §. 126. ff. vorgetragen worden sind. Sie lassen sich sämmtlich auf den Einen zurückbringen: daß der Richter über den Gegenstand der Anführung (das behauptete Zwangsrecht) unwiderruflich entscheiden soll, daß er aber über die Tauglichkeit eines gewissen Mittels zu diesem Zwecke etwas Objectivgültiges nicht festsetzen kann. (Vergl. §. 189. 190.)

§. 187. Wenn man die Processprüche, deren Gegenstand die Erörterung ist, (§. 183.) überhaupt Erörterungssprüche nennt; so ergibt sich von selbst die Eintheilung in Sprüche auf Erörterung, über Erörterung, und über Erörterungsmittel. Die ersten ordnen die Erörterung an, die zweiten entscheiden, was dadurch als richtig oder unrichtig zu rechtlicher Gewißheit gekommen ist, die dritten bestimmen die Rechtmäßigkeit, die Unrechtmäßigkeit, die Art oder die Wirkung

von dem Gebrauche eines Erörterungsmittels. Der Spruch, welcher die Leiſtung des Eides über den Grund der Klage erkennt, iſt ein Rechtsſpruch auf Erörterung. Derjenige, welcher ausſagt, daß ein Erörterungsthem x. bewieſen, oder daß (durch Mißlingen oder Verſäumung) deſſen Unrichtigkeit rechtlich gewiß geworden ſey, iſt ein Spruch über Erörterung. Endlich derjenige, welcher ein Beweismittel für zuläßig oder unzuläßig, verſäumt oder unverſäumt, für ganz, zum Theil oder gar nicht wirkſam erklärt, z. B. einen Eid für unſtatthaft, einen Zeugen für verdächtig, eine Urkunde für unanerkennbar erkennt, u. ſ. f. iſt ein Spruch über Erörterungsmittel.

§. 188. Von der Wirkung der Sprüche auf Erörterung iſt eben die Rede geweſen. Die Sprüche über Erörterung haben keine größere in Bezug auf die Hauptſache. Sie beſtimmen unwiderruflich, was durch die Erörterung rechtlich gewiß geworden iſt? (ob die Richtigkeit oder die Unrichtigkeit des Satzes x?) aber ſie ſetzen nichts über den Einfluß des Satzes x. auf die Hauptſache feſt. Daß die Sprüche über die Erörterungsmittel die letztgedachte Wirkung nicht haben können, begreift ſich von ſelbſt.

Bei dieſer Beſchränktheit der Wirkung bleibt es auch dann, wenn der Erörterungsſpruch gleichzeitig mit dem Spruche über die Hauptſache erfolgt, es ſey nun,

daß letzterer auf erſteren gebaut werden, oder nicht: daß z. B. in einem und demſelben Spruche die Zeugen des Klägers für vollgültig erkannt werden, und zugleich des Beklagten Losſprechung erfolgt, weil dieſe Zeugen nichts für den Kläger ausgeſagt haben; oder daß der Beweis des Beklagten für defect geachtet, und zugleich der Kläger von der Einrede entbunden wird, (§. 134.) weil nun die Unrichtigkeit ihres Sachbeſtandes rechtlich gewiß erſcheinet. (§. 182. 183.) Im erſten Falle iſt für ſich klar, daß der Erörterungsſpruch den Einfluß nicht beſtimmt, den die Frage über die Vollgültigkeit der Zeugen auf die Hauptſache haben muß. Er ſetzt bloß dieſe Vollgültigkeit ſelbſt feſt. Bei dem zugleich gefällten Haupturtheile kam ſie nicht in Betrachtung, wurde jedoch das letztere angefochten, während das erſtere in Rechtskraft überging; ſo könnte allerdings eine Abänderung des Haupturtheils auf die Rechtskraft des Erörterungsſpruches gebaut, es könnte geſagt werden: Weil die Vollgültigkeit der Zeugen des Klägers rechtskräftig erkannt, der Inhalt ihrer Ausſagen aber mit Klägers Anführen übereinſtimmend iſt; ſo iſt Beklagter nicht loszuſprechen, ſondern zu verurtheilen. Aber weder dieſer mögliche Einfluß noch jene Indifferenz des Erörterungsſpruches wird durch ihn ſelbſt rechtskräftig feſtgeſetzt. Im zweyten Falle ruht zwar das Haupturtheil auf dem Erörterungsſpruche; aber dieſer kann rechtskräftig werden, und dennoch er-

nes mit Erfolg angefochten werden, z. B. wenn es zeigt wird, daß, obschon der Beweis des Umstandes b. defert geworden, dennoch der Kläger um des eingeräumten Umstandes c. willen nach dem Gesuch der Einrede zu verurtheilen sey. (S. §. 154. u. 155. litt. f.) Allein enthält auch hier der Erörterungsspruch keine der Rechtskraft fähige Bestimmung über den Einfluß seines Inhalts auf das Haupturtheil. Die Meinung des Richters, daß die Defertion des Beweises von dem Umstande b. die Lossprechung des Klägers von der Einrede logisch begründe, wird nicht rechtskräftig mit seinem Spruche, daß der Beweis für defert zu achten sey.

§. 189. Eine andere Bewandtniß hat es, wenn ein Erörterungsspruch mit dem Rechtsspruche über den Gegenstand der Anführung (über die Hauptsache) dergestalt verbunden wird, daß der letztere nur entweder unter der Bedingung, daß dem ersteren genug gethan werde, oder unter der Bedingung, daß ihm nicht genug gethan werde, gültig seyn soll: wenn z. B. erkannt wird: „Würde Beklagter annoch die gerichtliche Quittung sub Q. urschriftlich vorzeigen; so ist er von der Klage loszusprechen," oder: „Beklagter ist die beklagte Summe dem Kläger zu bezahlen schuldig, er könnte und wollte denn die Einrede E. beweisen." Dort wird die Lossprechung gültig, wenn die Quittung vorgezeigt, dem Erörterungsspruche genug gethan) hier wird es die

Be-

Verurtheilung, wenn der Beweis mißlückt, oder wenn er verſäumt (dem Erörterungsſpruche nicht genug gethan) wird. Durch dieſe Art von Sprüchen, welche unter dem Namen bedingter Urtheile bekannt ſind, wird zwar, in Einem Falle der Einfluß des bejahenden, im andern der Einfluß des verneinenden Erfolgs der Erörterung auf die Hauptſache unwiderruflich beſtimmt; aber nicht in jedem dieſer Fälle der Einfluß des bejahenden und verneinenden Erfolgs zugleich. Zeigt der Beklagte die Quittung Q. vor: ſo iſt er losgeſprochen: verſäumt er ſich aber an dieſer Vorzeigung; ſo iſt er durch jenen bedingten Spruch noch nicht verurtheilt. Verſäumt im zweiten Falle der Beklagte den Beweis der Einrede E.; ſo iſt er verurtheilt: vollführt er ihn aber; ſo iſt er darum noch nicht losgeſprochen.

§. 190. Von beiden Seiten wird jener Einfluß nur durch ſolche Nebenſprüche beſtimmt, welche neben einem Erörterungsſpruche zwei verſchiedene Haupturtheile a. und b. dergeſtalt verbinden, daß a. oder b. gelten ſoll, je nachdem dem Erörterungsſpruche genug gethan wird, oder nicht. Z. B. „Beklagter iſt die geklagte Summe zu bezahlen ſchuldig, er könnte und wollte denn den Eid x. leiſten; ſo iſt er von der Klage (ganz oder zum Theil, ſ. unten XXXIII.) losgeſprochen.“ Leiſtet er den Eid; ſo iſt die Losſprechung, verſäumt er ihn; ſo iſt die Verurtheilung gültig. In den hier und

§. 189. bemerkten Fällen kann aber der Einfluß vom Erfolg der Erörterung auf die Hauptſache nicht als eine Wirkung von einer Rechtskraft des Erörterungsſpruches, welche hier iſolirt nicht gedacht werden kann; ſondern er muß als Wirkung der Art angeſehen werden, wie er mit dem Rechtsſpruche über die Hauptſache verbunden iſt.

Die Möglichkeit, durch eine ſolche Verbindung jenen Einfluß unwiderruflich zu beſtimmen, wird übrigens ein Grund mehr, vorauszuſetzen, daß die richterliche Gewalt ihn nicht habe beſtimmen *wollen*, wo ſie dieſer Verbindung ſich nicht bedient hat. (§. 186.)

§. 191. Wenn man die Wirkung der Erörterungsſprüche im Auge behält; ſo iſt es nicht ſchwer, in jedem Falle eine Formel zu finden, welche dem Zwecke angemeſſen ſey, zumal wenn man ſich die Mühe nicht verdrießen läßt, die proceßrechtlichen Forderungen der Partheyen, worüber der Erörterungsſpruch entſcheiden ſoll, in der Geſtalt von Syllogismen, wie Klagen, Einreden, Repliken u. ſ. f. ſich vorzuſtellen. Eine Sache, die nirgends unmöglich iſt, da proceßrechtliche Prätenſionen und Obliegenheiten, gleich allen andern Zwangsrechten und Zwangspflichten, als Folgerungen aus dem geltenden Rechte und der empiriſchen Beſchaffenheit des Freiheitsverhältniſſes gedacht werden müſſen.

Aus dieſem Geſichtspuncte erkläret ſich auch leicht die Natur derjenigen Erörterungsſprüche, welche einen Dritten, z. B. einen Zeugen, oder den angebitchen Beſitzer einer Urkunde als Partheyen behandeln. Man darf ſich die Ernennung einer Perſon zum Zeugen, oder das Editionsgeſuch gegen einen Dritten, nur als eine auf dem geltenden Proceßrechte ruhende Klage vorſtellen, welche eine ſummariſche Proceßart zuläßt; ſo wird man begreiflich finden, wie ein Zeuge zu Ablegung des verlangten Zeugniſſes verurtheilt oder davon losgeſprochen, und der Drittmann, der die Vermuthung gegen ſich hat, eine Urkunde zu beſitzen, zum Editionseide angehalten werden könne. Dieſe Art von Erörterungsſprüchen verdienen übrigens dieſen Namen nur in Bezug auf die Partheyen des Rechtsſtreits, in welchem ſie vorkommen. In Bezug auf den Dritten ſind ſie meiſtens Rechtsſprüche über die Hauptſache. Ich ſage meiſtens: denn es kann auch in dem Proceſſe des Beweisführers gegen den Zeugen der Erörterungsſpruch gedacht werden: Zeuge iſt zu beweiſen (beizubringen) ſchuldig, daß er Mitglied der Gemeinde ſey, wider welche er als Zeuge benannt worden iſt.

§. 192. Ich habe in Vorſtehendem mich bemühet, den Begriff des Erörterungsſpruches, beſonders des Spruches auf Erörterung (§. 187.) in Bezug auf einzelne Anführungen deutlich zu machen. In Hin-

sicht auf einen ganzen Rechtsstreit hat die Sache, ohne ihr Wesen zu ändern, oft ein anderes Ansehen.

Wenn Zeit, Mühe und Geld nicht Dinge, mit welchen aus Licht begreiflichen Gründen im Rechtsstreite haushälterisch umgegangen werden muß; so würde sich ein Prozeßrecht denken lassen, nach welchem das Gut der in einer Anführung behaupteten Pflicht (reus) gar nicht nöthig hätte, seine zerstörlichen Anführungen gegen diese Anführung eher vorzutragen, bis der empirische Grund dieser gegen ihn vorgebrachten Rechtsbehauptung zu rechtlicher Gewißheit gebracht worden wäre: dann wird z. B. durch Mislingen oder Versäumniß des Beweises statt der Nichtigkeit, die Unrichtigkeit des Klagegrundes rechtlich gewiß; so ist schon das bloße Vorschützen einer zerstörlichen Einrede etwas Ueberleites gewesen, ungefähr wie der Schuß auf einen Feind, der noch gar nicht nahe genug ist, um zu treffen und getroffen zu werden. Nach einem solchen Proceßrechte würde, wenn der Klagegrund der Erörterung bedürfte, dem Kläger dessen Beweis aufzuerlegen, und dem Beklagten blos der eigentliche Gegenbeweis (§. 184.) nachzulassen seyn. Wäre nun dem Kläger der Beweis gelungen, und der Klagegrund für rechtlich gewiß erkannt; so könnte jetzt der Beklagte erst eine zerstörliche Einrede vorschützen, von deren empirischem Grunde, wenn er der Erörterung bedürftig wäre, ihm in einem dritten Rechtsspruche

er Beweis aufzugeben und dem Kläger der eigentliche Gegenbeweis zu gestatten seyn würde. Mißlänge dem Beklagten der Beweis, oder versäumte er ihn; so würde er, sobald Kläger von der ersten Einrede losgesprochen worden, (§. 134.) eine zweite, nach dieser eine dritte u. s. w. vorbringen können. Gelänge aber der Beweis; so würde nun Klägers Reihe gekommen seyn, um Repliken, eine nach der andern, vorzuschützen, worauf denn, wenn etwa von der zehnten der Beweis geglückt wäre, wieder der Beklagte mit seinen Dupliken, und dann wiederum der Kläger mit den Triplicken, und so unendlich fort, gehört werden müßte. Unter der Herrschaft eines solchen Proceßrechts würden die Sprüche auf Erörterung (§. 187.) in der ursprünglichen Reinheit ihres Begriffs erscheinen; aber ganz abgesehen von der Mühe und vom Geld, würden Menschen schon darum nicht auf diese Weise über ihre Zwangsrechte streiten können, weil sie in der Zeit leben, ein solcher Rechtsstreit aber so zu sagen nur in der Ewigkeit aus werden würde. Das sogenannte Princip der Sparsamkeit im Proceß verlangt daher, einmal: daß alle zerstörlichen Anführungen, womit die Partheyen einander wechselseitig zu bekämpfen denken, in der Regel innerhalb der Grenzen des sogenannten rechtlichen Verfahrens (§. 97.) vorgebracht werden, ohne daß das Vorschützen der einen bis nach der Erörterung

vom Sachstande der andern Anstand nehmen dürfte; und sodann: daß die richterliche Gewalt auf Erörterung alles dessen, was an diesen Anführungen sowohl als an der Klage der Erörterung bedürftig ist, zugleich spreche, ohne mit dem Ausspruche des einen Urtheils zu warten, bis dem andern genug gethan, oder die Zeit verflossen ist, wo ihm hätte genug gethan werden sollen. In Folge dieser Grundsätze können im Rechtsstreite Erörterungssprüche von folgendem, seltsamen Ansehen gedacht werden:

Zu erweisen schuldig ist:

Kläger:	Beklagter:
I. Den Grund der Klage, daß er Beklagtem die Summe x. zu der Zeit y. u. s. f. vorgeschossen,	I. Die Einrede, daß ihm Kläger die Schuld x. erlassen habe,
2. die Replik, daß der Erlaß bedingungsweise geschehen,	II. die Einrede, daß Kläger ihm die Summe x + y aus dem Kaufe schuldig werden,
3. die Duplik, daß er die Summe x + y an den mit öffentlicher Vollmacht versehenen Machthaber des Beklagten (§. 177.) bezahlt habe,	III. die Triplik, daß die Erlaßbedingung z. eingetreten,

4. die Triplik, daß er durch Urthel und Recht zur Zahlung an dieſen Machthaber gezwungen worden, mithin der durch das Faktum verurſachte Schaden den Eigner des Kapitals treffen müſſe. (vergl. §. 169.)

IV. Die Duplik, daß die Vollmacht u. eine gefälſchte ſey.

Kläger hat ſeinen Beweis zuerſt, Beklagter zuletzt in den ordnungsmäßigen Friſten zu führen, und jeder hat damit ſofort den (eigentlichen) Gegenbeweis zu verbinden.

In Ländern, wo das Plaidirweſen ſtatt des Deutſchen Actenweſens herrſchet, (und wo daher das Beweisthem im Spruche durch bloße Beziehung auf die Acten nicht ausgedrückt werden kann, wenn es auch nicht ausdrücklich vorgeſchrieben iſt, es in der Sentenz zu formeln,) würde in dem erſonnenen Falle, der obigem Schema zum Grunde liegt, der Spruch auf Ceterung in der That nicht viel anders abgefaßt werden können, als er hier zu leſen iſt.

Die deutſche Praxis aber macht es ſich bequemer und erkennt: „Dieweil Beklagter des Grundes der Klage nicht allenthalben geſtändig: ſo iſt Kläger ſolchen, und ſoviel ihm daran verneinet worden, in Ord-

nungsfeist zu erweisen schuldig, wogegen Beklagtem der Gegenbeweis, die Gewissensführung u. s. f. vorbehalten wird. Ferner darauf zu beschehen, was recht ist.“

Man sieht es dieser Formel gar nicht an, daß sie stillschweigend alles enthält, was in dem obigen Schema ausgedrückt ist, — daß mit dem Beweise der verneinten Umstände des Klagarundes dem Kläger der Beweis von zwey Repliken und einer Triplik, und dem Beklagten mit dem Vorbehalte des (sogenannten) Gegenbeweises der Beweis von zwey Einreden und zwey Dupliken virtualiter dergestalt auferlegt ist, daß jeder den Gebrauch dieser seiner Allegationen in diesem Streite verliert, wenn er seine Artikel darauf nicht richtet. Man sieht ihr aber auch nicht an, ob der Richter von den sämmtlichen Erörterungsthemen eine deutliche Vorstellung sich gemacht habe, und mir ist schon der Fall vorgekommen, daß bei Zusammenhaltung eines solchen Erörterungsspruches mit den Acten sich fand, der Kläger solle den Satz beweisen, daß vom Jahre 1720 an bis zum Jahre 1790 mehr, als der zur vierzigjährigen Präscription erforderliche Zeitraum abgelaufen sey.

XXXIII.

Gemiſchter Rechtsſpruch.

§. 193. Die Inſtitutionen Juſtinians erzählen, (IV, 6, l. 33.) daß ehedem derjenige, welcher vor Gericht mehr forderte, als ihm gebührte, den Proceß gänzlich verlor. (Vergl. J. Paul. Sent. rec. lib. i. tit. X.) Wo dieſer Rechtsſatz noch, und zwar von jeder Anführung gälte, da würde das Recht, welches den Gegenſtand einer Anführung ausmacht, dem angeblich Berechtigten immer entweder ganz zu, oder ganz abgeſprochen werden müſſen. Der Gegenſtand einer Anführung (§. 92. 133.) wäre gleichſam für die richterliche Gewalt untheilbar. Nach philoſophiſchem Proceßrechte hingegen muß jedes Zwangsrecht in ſoferne, als es für den Verſtand theilbar iſt, es auch für den Richter ſeyn: er muß über den einen Theil ſo, über den andern anders erkennen — muß z. B., wenn er das Ganze nicht zuſprechen kann, das darinne enthaltene minus zu, den Reſt aber abſprechen, oder zur Erörterung ausſetzen.

dürfen. Daraus entsteht die Möglichkeit, über den Gegenstand einer Anführung einen gemischten Rechtsspruch zu fällen.

§. 194. Um diesen Begriff klar aufzufassen, muß man wissen, wie überhaupt ein Zwangsrecht für den Verstand theilbar seyn, d. h. wie in ihm ein kleineres Zwangsrecht als Theil des Ganzen gedacht werden kann. In soferne ein Zwangsrecht bloß als eine logische Folge aus den gegebenen Prämissen der Anführung betrachtet wird, kann der Verstand es gar nicht theilen. Diese Folge kann nur richtig oder unrichtig seyn: halbe Richtigkeit eines Satzes ist ein Unding, obwohl die Hälfte eines Satzes richtig, die andere unrichtig seyn kann. In soferne es angesehen wird als Zuständigkeit einer Person gegen eine Person, ist es ebenfalls untheilbar, weil der Begriff von Person untheilbar ist. Es kann weder einer halben Person zustehen, noch gegen eine halbe Person. Es gibt aber Rechte, welche mehreren Personen und gegen mehrere Personen zustehen können. In diesem Falle ist das Subject des Rechts und der Pflicht als eine aus mehreren Personen bestehende Streitgenossenschaft, (§. 97. a. E.) theilbar; aber darum ist es noch nicht das Recht. Es kann bloß einem Theile der angeblich berechtigten und gegen einen Theil der angeblich verpflichteten Streitgenossen zu und abgesprochen oder zur Erörterung ausgesetzt werden, und in diesem Falle wird ein Rechts-

spruch entstehen, den man nur in soferne gemischt nennen kann, als man den Begriff der Mischung (z. B. von Lossprechung und Verurtheilung) nicht auf das Object, sondern auf die Subjecte des Rechtsstreits bezieht. Sieht man hingegen bei dem Zwangsrechte nicht auf seine logische Natur, und nicht auf seine Subjecte, (das active und das passive, actor und reus) sondern auf den Gegenstand, den es der Verfügung des einen unterwirft, und der Verfügung des andern entzieht, (auf sein Object, §. 92.) und sieht man auf das Wann, Wo und Wie seiner Ausübung; (auf seinen modus) so wird es theilbar für den Verstand, weil Object und modus es sind. So kann z. B. das Recht des Abmiethers auf ein Zimmer als Theil des Abmietherrechtes auf das ganze Haus gedacht werden, und das römische Recht sieht die Dienstbarkeit des Fußwegs (iter) als Theil von der Dienstbarkeit des Fahrwegs (via) an. Der Weg, auf welchem der Richter zu dieser Theilung des Rechts nach Object und modus gelangt, ist nicht schwer zu übersehen. Alles beruht hier auf einer Zerfällung der Prämissen einer Anführung.

§. 195. Man denke sich nemlich, der Kläger folgert aus dem empirischen Satze l. und dem geltenden Rechte ein Zwangsrecht s. (z. B. ein Käuferrecht vergl. §. 156.) auf das Object m. unter dem modus q. Der Richter sucht nicht bloß die empirische Richtigkeit von l.

zu ergründen; er bestimmt noch vorher einen Rechtssatz a., welcher im geltenden Rechte gegründet seyn muß, wenn die Folgerung des Klägers richtig seyn soll. (§. 120.) Nun kann aber a. so beschaffen seyn, daß es sich in zwei Sätze α. und β. zerfällen läßt, deren einer gegründet ist, der andere nicht. Z. B. der Kläger fordert ein Depositum mit Zinsen von der Niederlegung an zurück. Soll die Forderung statt haben; so muß im geltenden Rechte ein Satz a gegründet seyn, welcher aus den zwei Sätzen besteht, α) daß Depositen zurückgezahlt, und β) daß sie von der Niederlegung an verzinst werden müssen. Der Satz α. ist gegründet, β. aber nicht. (Mathematisch zu reden, ist nur a — β. gegründet, indem a. = α + β.) Hält man nun das Gegründete von a., den Satz α. (a — β) mit dem Sachbestande b. zusammen; so ändert sich die Folgerung ab. Das Zwangsrecht des Deponenten gegen den Depositar, bloß als objectlose Form betrachtet, (§. 156.) folgt zwar noch; aber es hat nicht mehr das ganze Object m. worauf der Kläger es bezog. Dieß Object bestand aus der deponirten Summe, γ. und ihren Zinsen von der Niederlegung an, δ; (m. war = γ + δ.) jetzt ist es bloß die deponirte Summe γ. allein. (m — δ.) Es ist aber γ. vom m. (γ + δ) ein Theil, die Unrichtigkeit des Rechtssatzes β. also hat das Object m. der Zwangsrechtsform x., und somit das Zwangsrecht selbst getheilt. Weil von a. nur a — β. gegründet ist; so

ist auch nicht m, sondern nur m — δ das Object der Rechtsform x.

Angenommen hingegen, der Kläger hat auf Zurückzahlung eines Depositum die zwei Erben des Depositars in solidum verklagt. Hier zerfällt der Obersatz a in die zwei Theile: α) daß des Depositars Erben die Depositen zurückzahlen, und β) daß sie dafür in solidum haften müssen. Hier ist wiederum β unrichtig. Aus a. (α — β) und dem Sachbestande b. folgt noch immer das Recht des Deponenten gegen des Depositars Erben, (die Rechtsform x §. §. 136.) es hat auch noch das vorige Object m: (die niedergelegte Summe) aber sein modus, (q.) das Wie? seiner Anwendung gegen die beiden Beklagten ist nicht mehr der vorige q sondern ein Theil davon, in soferne nemlich die Verbindlichkeit eines jeden Erben, für sich und die übrigen Mitterben (in solidum) zu zahlen, die Verbindlichkeit, nur für sich allein (pro rata) zu bezahlen, als Theil in sich enthält. Die solidarische Ausübung des Rechts gegen Einen Erben (der modus q) ist hier gleichsam ein Zusammengesetztes aus zwei proratischen Ausübungen gegen die zwei Erben, (ein y + y.) indem diese zwei Ausübungen zusammen erst das Resultat von jener Einen geben. Auf diese Weise theilt die Unrichtigkeit von β den modus q von der Zwangsrechtsform x, und somit das Zwangsrecht selbst. Weil von a nur α — β gegründet ist; so ist

auch nicht mehr q. ſondern q — y der modus der Rechtsform x., deren Object übrigens immer m. bleibt.

§. 196. Dieſelbe Zerfällung, welche hier aus einer Spaltung des Oberſatzes a. (Rechtsgrundes) entſprang, kann auch aus einer Spaltung des Unterſatzes b. (Sachbeſtandes) hervorgehen. Der Kläger fordert die dargeliehene Summe s. zurück. Der Unterſatz b., daß Kläger dem Beklagten s. vorgeſchoſſen, läßt ſich zerfällen in die Sätze, aa. daß er ihm die Summe $\frac{2}{3}$ s. und bb. daß er ihm zugleich auch die Summe $\frac{2 \times s}{3}$ ($\frac{2}{3}$ von s.) vorgeſchoſſen habe. Findet ſich aa. empiriſch unrichtig, (§. 182.) iſt, mit andern Worten, von b. nur b — aa. rechtlich gewiß; ſo folgt zwar aus b — aa. (bb.) noch immer die Rechtsform x. (das Darleiherrecht) aber von ihrem Objecte s. bleibt nur noch s — $\frac{2}{3}$ ($\frac{2}{3}$ von s., übrig.

Oder der Kläger behauptet die verjährte Trift auf dem Grunde und Boden von dem Ritterguthe des Beklagten. Im Unterſatze b. liegen die zwei Sätze aa.) daß Kläger die Trift auf den Feldern, und bb.) daß er ſie auf den Wieſen dieſes Ritterguths erwerbend verjährt habe. Iſt bb. unwahr; ſo folgt aus aa. (b — bb.) und dem geltenden Rechte das geklagte Triftrecht nur noch mit vermindertem modus, mit einem Wo? ſeiner Ausübung, (vergl. §. 194.) welches im Wo? der geklagten Ausübung als ein Theil enthalten iſt, in Betracht

die Felder eines Ritterguths ein Theil seines Grund und Bodens sind. Eben so kann das Zwangsrecht in und mit dem Wann? und Wie? der Ausübung gespellt werden, z. B. wenn eine Frühjahrstrift bis zum 12ten Mai jeden Jahres geklagt ist, und sich findet, daß nur eine bis zum 1sten Mai durch Verjährung erworben; oder wenn der Kläger sie für alles Schaafvieh seines Gutes fordert, und sich ergibt, daß sie nur für eine bestimmte Anzahl x. verstattet worden ist. Auch ist klar, daß, bildlich zu reden, der Schnitt, welcher auf diese Weise das Recht theilt, auch durch die gegenüberstehende Pflicht geht, und sie nach demselben Verhältnisse trennt.

§. 197. Die Praxis kennt noch eine andere Art gemischter Rechtssprüche, diejenigen nemlich, welche erfolgen können, wenn der Klaglibell mehr als Eine Klage, (mehr als Einen Klaggpunct) oder der Exceptionssatz mehr als Eine zerstörliche Einrede u. s. f. enthält. Von diesen ist nichts Besonderes zu erinnern, als daß sie vielleicht besser cumulirte, als gemischte Rechtssprüche genannt würden, in soferne durch sie der Richter über keine Anführung gemischter Weise erkennt; sondern nur die Sprüche über verschiedene Allegationen mit einander verbindet, wie die Allegationen selbst mit einander verbunden waren.

§. 198. Zwei Fehler sind es hauptsächlich, vor denen hier zu warnen ist. Einmal sieht man häufig,

daß der Rechtsstreit über dasjenige, was an dem Gegenstande desselben zur Entscheidung reif ist, unentschieden gelassen wird, weil es noch etwas Unreifes in der Sache gibt, was der Erörterung bedarf, z. B. daß in einem Falle, wo der empirische Grund der ganzen Schuld eingeräumt, dagegen aber eine Compensation bis auf die Hälfte der Schuld vorgeschützt worden ist, der Richter bloß einen Erörterungsspruch gibt, anstatt daß er ihn mit einer Verurtheilung in Ansehung derjenigen Hälfte des Objects verbinden sollte, welche der vorgeschützten Ausflucht nicht unterliegen kann.

Zweitens sieht man bisweilen, daß in der Form eines gemischten Rechtsspruches über Dinge erkannt wird, welche ganz außerhalb des Streitgegenstandes liegen. Z. B. Der Kläger A. führt an, a) daß der Beklagte B. 3 Jahre lang sein, des Klägers, Gut zu verwalten gehabt, b) und bei der Uebergabe mit ihm einig geworden sey, den Ausfall der Verwaltung mit 5000 Thlrn. ihm zu bezahlen. B. räumt den Satz a. ein, leugnet aber den Satz b. und A. scheitert mit dessen Beweise. Wird b. mit dem geltenden Rechte zusammen gehalten: so folgt, daß Beklagter dem Kläger Administrationsrechnung abzulegen schuldig ist, und man könnte einen, anscheinlich gemischten Rechtsspruch des Inhalts sich denken: Daß Beklagter dem Kläger über die in der Klage erwähnte Verwaltung Rechnung abzulegen pflichtig

tig, im übrigen aber von der Klage zu entbinden ſey. Dieſer Spruch wäre fehlerhaft, weil das Zwangsrecht auf Rechnungsablegung von dem geklagten auf die angeblich verglichnen 5000 Thlr. ganz verſchieden, und dieſes in jenem keinesweges als Theil enthalten iſt. Der zweite Theil dieſes Spruchs iſt eine einfache Losſprechung, der erſte eine Verurtheilung sur chose non demandée. (C. d. p. c. art. 480.) Eben ſo fehlerhaft wäre es, in einem Falle, wo zwar das geklagte Darlehn gegründet, aber erſt im kommenden Jahre fällig befunden würde, zu erkennen, daß Beklagter es im kommenden Jahre zu bezahlen ſchuldig, in Hinſicht der geklagten Verfallzeit aber loszuſprechen ſey: denn obwohl das Wann? ein modus des Zwangsrechts iſt; ſo iſt doch hier das wahre Wann? im geklagten, (die Zukunft in der Vergangenheit) gar nicht enthalten. Geſetzt aber, es fände ſich, daß die Schuld zwar nicht zur geklagten Zeit x., aber doch zu einer ſpäteren, jetzt ebenfalls vergangenen Zeit m. gefällig worden ſey; ſo würde eine Verurtheilung (vermiſcht mit einer Losſprechung wegen des id quod inter est von x bis m) erfolgen können, weil der Begriff: von m. an, in dem Begriffe: von x. an, enthalten iſt, wenn ſowohl m. als x. (m. aber ſpäter) vergangen ſind. (Vergl. §. 209.)

XXXIV.

Provisorischer Rechtsspruch.

§. 199. „Wo nichts ist," sagt das Sprichwort, „da hat der Kaiser sein Recht verloren." Wenn die Mittel zur Erfüllung einer Zwangspflicht sich nicht in dem Vermögen des Verpflichteten befinden; so kann das Zwangsrecht des Berechtigten gegen ihn nicht geltend gemacht werden, wenn es gleich von der richterlichen Gewalt anerkannt wäre. Jeder Berechtigte hat daher im Allgemeinen das Befugniß, den Verpflichteten zu hindern, daß er dieser Mittel sich entsetze, und sogar zu verhindern, daß er deren von andern entsetzt werde, weil in beiden Fällen sein Zwangsrecht in der Wirklichkeit objectlos werden würde. (Vergl. §. 156) Es kann aber auf diese Art objectlos werden entweder, ehe es noch völlig entstanden ist; §. 117. 156. 158.) der Universalerbe kann z. B. sein Vermögen verschwenden, ehe noch die Bedingung oder die Zahlungszeit des Legates eintritt: oder es kann objectlos werden, ehe es die

richterliche Gewalt anerkannt hat; der Schuldner z. B. kann verarmt seyn, noch ehe der Rechtsstreit über die Schuld entschieden ist: oder es kann endlich objectlos werden, ehe die Verurtheilung an dem Verpflichteten vollstreckt werden kann; der Beklagte z. B. kann insolvent werden, während man noch darüber streitet, ob die Hülfe hier in die Grundstücke oder in die Fahrniß zu vollziehen sey. Soll also das im Allgemeinen vorhandene Sicherstellungsbefugniß des Berechtigten seinem Zwecke entsprechen; so muß es nicht bloß vor der wirklichen Hülfe, sondern sogar vor vollendeter Entstehung des Zwangsrechts, und vor dessen rechtskräftiger Anerkennung (ante actionem natam et ante rem judicatam) ausgeübt werden können, dafern nur wahrscheinlich ist, daß das Zwangsrecht existirt, welches sicher gestellt werden soll, und daß es ohne diese Sicherstellung auf obgedachte Art objectlos werden möchte. Eine Sache, die in soferne gerecht ist, als der angeblich Verpflichtete sicher ist oder sicher gestellt wird wegen Ersatz des Nachtheils, der ihm erwachsen kann, wenn er ganz oder zum Theil der Verfügung über sein Vermögen entsetzt wurde, ohne daß er am Ende wirklich verpflichtet befunden wird. Die Bedingungen dieser Ausübung des Sicherstellungsbefugnisses, welche unter den Namen: Beschlag, Arrest, Kummer, Veräußerungsverbot, Zahlungsverbot opposition, saisie-arrêt u. s. f. bekannt

ist, bestimmt das geltende Recht, und die Fragen: Ob und wie der angeblich Berechtigte befugt sey, das Sicherstellungsbefugniß auszuüben, hat die richterliche Gewalt zu entscheiden.

§. 200. Wenn B. ein Zwangsrecht x. der Person A. verletzte; so ist er verpflichtet, den Verletzten in denjenigen Zustand zu versetzen, in welchem er sich befinden würde, wenn die Verletzung nicht geschehen wäre. (Vergl. §. 75.) Nennen wir nach Art der Mathematiker diesen hypothetischen Zustand y., denjenigen empirischen (wirklichen) aber, worinne der Verletzte sich befindet a.; so muß y. ein vortheilhafterer Zustand seyn als a., weil außerdem keine Verletzung vorhanden wäre; es muß gleichsam $y = a + z$, $a = y - z$, und also $z = y - a$ seyn. Diese Differenz (z. oder y — a.) ist gleichsam der allgemeine Ausdruck für das Object des verletzten Zwangsrechtes x., (§. 92. 194.) gleichwie in der Algebra die Formel $a + b$. der allgemeine Ausdruck für zwei addirte Größen ist. Der Berechtigte foedert gleichsam dieses z. vom Verpflichteten als eine Ausgleichung der Differenz, welche aus der Verletzung entstand, um es seinem wirklichen Zustande a. beizufügen, und dadurch in den Zustand y. ($= a + z$) zu kommen.

§. 201. Gedachte Differenz der beiden Zustände kann aber angesehen werden wie ein Product aus der Rechtsverletzung und der Zeit (mit ihrem In-

halte an Begebenheiten), welche von der Verletzung an bis zu dem Augenblicke verläuft, wo die Differenz ausgeglichen wird. Sobald die Rechtsverletzung geschieht, sobald z. B. mein Schuldner mir die eben verfallene Schuld m. vorenthält; sobald entsteht auch eine Differenz des Zustandes, in welchem ich bin, gegen denjenigen, in welchem ich ohne die Verletzung seyn würde. Ich besitze die Summe m. weniger, als ich besitzen würde, wenn ich nicht verletzt wäre. Diese unmittelbare Folge der Verletzung kann gleichsam wachsen mit dem Fortgange der Zeit, indem sie mit andern Begebenheiten, welche den Inhalt dieser Zeit ausmachen, zusammen trifft, und so zu sagen, multiplicirt wird. Der Mangel der Summe m., als unmittelbare Folge der Verletzung, darf z. B. nur mit der Begebenheit zusammentreffen, daß mir jemand ein Staatspapier mit 30. p. C. Gewinn gegen gleich baare Zahlung feil bietet; so wird der Mangel dieses Gewinnes als mittelbare Folge der Rechtsverletzung, als Product aus ihr und dieser Begebenheit (oder der Zeit, welche diese Begebenheit enthält) entstehen. Der Mangel der Summe m. darf nur mit dem Umstande zusammenstoßen, daß ich um seinetwillen ein Haus unterm Werthe verkaufen muß, um die Kosten meines Lebensunterhalts zu bestreiten, so wird der Verlust, den ich beim Verkaufe leide, die unmittelbare Folge der Rechtsverletzung mit einer mittelbaren vermehren.

Die ſtreitige Differenz des wirklichen und hypothetiſchen Zuſtandes (x, oder y — z.) iſt demnach aus den unmittelbaren und mittelbaren Folgen der Rechtsverletzung zuſammengeſetzt. Die Ausgleichung der Differenz iſt nichts anders, als eine Aufhebung dieſer Folgen. Die Aufhebung der unmittelbaren aber iſt Erfüllung der Pflicht, wie ſie im Moment der Verletzung exiſtirt. Die mittelbaren Folgen nennt man Schäden (id, quod ob non adimpletam obligationem interest, dommages-interêts) und ihre Aufhebung Schädenerſatz.

§. 202. Die mittelbaren Folgen der Verletzung, die Schäden, deren immer mehr und immer neue entſtehen können, ſo lange jene Differenz nicht ausgeglichen iſt, können unerſetzlich, unwiedererlangbar und unerweislich ſeyn. Das erſte ſind ſie, wenn es überhaupt keine Mittel des Erſatzes gibt; das zweite, wenn dieſe Mittel nicht im Vermögen des Verpflichteten ſtehen; das dritte, wenn für ihre Exiſtenz und Quantität die Bedingungen rechtlicher Gewißheit nicht gegeben ſind, (§. 56.) welche gerade bei den Schäden um ſo leichter fehlen können, da ihre Exiſtenz und Größe bloß durch die Vergleichung eines wirklichen Zuſtandes mit einem hypothetiſchen (im Reiche der Begebenheiten gar nicht eingetretenen) Zuſtande erkannt werden kann; da es, mit andern Wor-

ten, oft dem Verſtande unmöglich iſt, zu ergründen, in welchem Zuſtande der Verletzte ohne die Verletzung ſich befunden haben würde.

§. 203. Im erſten und zweiten Falle wird das Zwangsrecht des Berechtigten auf Schädenerſatz objectlos, (§. 156. 199.) im dritten aber ſinkt es zu einem bloßen Billigkeitsanſpruche herab, der mit Zwange nicht geltend gemacht werden kann. (§. 56. 57.) In allen drei Fällen kann aber der verletzte Rechtszuſtand vom Staate nicht wieder hergeſtellt werden. (vergl. §. 75.) Um nun den Zweck des Staats (§. 30.) gegen dieſes Uebel zu retten, pflegt das geltende Recht, beſonders das poſitive, zu erlauben, daß ein angeblich Verpflichteter vom angeblich Berechtigten zu Erfüllung der ſtreitigen Pflicht proviſoriſch gezwungen werde, wafern nur die Exiſtenz der Pflicht (und alſo auch des Rechts) und die Entſtehung unerſetzlicher, unwiedererlangbarer oder unerweislicher Schäden aus dem Verzug ihrer Erfüllung wenigſtens wahrſcheinlich, und die Lage der Dinge nicht etwa ſo beſchaffen iſt, daß diejenigen Schäden, welchen der angeblich Verpflichtete durch dieſen proviſoriſchen, folglich in Hinſicht ſeiner Rechtmäßigkeit problematiſchen Zwang ausgeſetzt wird, nicht eben ſo leicht unerſetzlich, unwiedererlangbar oder unerweislich werden können. Ob dieſe Bedingungen der Anwendung proviſoriſchen Zwanges vorhanden ſind, oder

nicht, hat natürlich wiederum die richterliche Gewalt zu entſcheiden. (§. 199.)

§. 204. Die Rechtsſprüche nun über das Sicherſtellungsbefugniß, (§. 199.) und das ebenerwähnte Recht, zu Vermeidung unerſetzlicher, unwiedererlangbarer oder unerweislicher Schäden proviſoriſch zu zwingen, heißen proviſoriſche Rechtsſprüche. Ihre Wirkung geht nicht über ihren, eben bemerkten Gegenſtand hinaus, und erliſcht, ſobald über das Daſeyn des Hauptzwangerechtes verneinend entſchieden iſt, in ſoferne ſie ſelbſt über das Daſeyn des Sicherſtellungsbefugniſſes und über die Statthaftigkeit des proviſoriſchen Zwanges bejahend entſcheiden.

In dieſer Hinſicht ſind ihnen die Rechtsſprüche über den Beſitz ähnlich, unterſcheiden ſich aber dadurch von ihnen, daß der Staat den Beſitz bis zur Ausmittelung des Eigenthums ſchützt, nicht um dem Zwangsrechte des angeblich Berechtigten das Object, oder ihn ſelbſt vor unerſetzlichen, unwiedererlangbaren oder unerweislichen Schäden, ſondern um die öffentliche Ruhe ſobald als möglich vor den Störungen der Privatgewalt zu ſichern. (§. 33. 82. 83.)

§. 205. Jemehr der Richter in der Materie der proviſoriſchen Rechtsſprüche aus dem Gebiete der Wahrheit in das Gebiet der Wahrſcheinlichkeit verwieſen, jemehr hier nothwendig der Gebrauch der Rechtsmittel

(§. 61 ff.) beſchränkt, und je gröſser alſo die Gefahr des Unrechts iſt; um ſo ſeltner ſoll er hier über den feſten Grund und Boden des poſitiven Rechts hinaus auf den lockern des philoſophiſchen treten, um Sicherſtellungen und proviſoriſche Pflichterfüllungen anzuordnen.

Die Formen proviſoriſcher Rechtsſprüche ſind übrigens eben ſo verſchieden, als die Arten der Sicherſtellung, der Ausübung des proviſoriſchen Zwanges, und des Rechtsſtreites darüber verſchieden ſind. Kenntniß ihres Weſens muß die Wahl ihrer Formen leiten.

§. 206. Der Franzöſiſche Proceß kennt endlich auch noch proviſoriſch vollſtreckbare Rechtsſprüche und Rechtsſprüche auf proviſoriſche Vollſtreckung. (C. d. p. c. art. 12. 136.) Jenes ſind Rechtsſprüche, von welchen das Geſetz will, daß ſie vollſtreckt werden können, ehe ſie rechtskräftig ſind, wo dann, wenn ſie in der Folge abgeändert werden, der Verletzte gegen die proviſoriſche Vollſtreckung in den vorigen Stand zu ſetzen iſt. (§. 63.) Dieſes ſind ſolche, welche neben dem Ausſpruche über die Hauptſache die proviſoriſche Vollſtreckung deſſelben anordnen, gewöhnlich, um die Entſtehung unerſetzlicher, unwiedererlangbarer und unerweislicher Schäden, während der Fortſetzung des Streits durch Rechtsmittel gegen den Spruch, zu vermeiden. (vergl. C. d. p. c. art. 155.) Beide Arten gehören unter die Klaſſe derjenigen

Rechtsſprüche, gegen welche bloß herſtellende, keine aufſchiebenden Rechtsmittel ſtatt finden. (§. 65.) Die nach dem Geſetze ſchon, ohne Erklärung des Richters, proviſoriſch vollſtreckbaren konnte man auch ſtillſchweigende proviſoriſche Rechtsſprüche nennen, ſo wie die auf proviſoriſche Vollſtreckung offenbar ausdrückliche ſind.

XXXV.

Rechtsſpruch über Rechtsmittel.

§. 207. Wenn eine Parthey einen Rechtsſpruch mit Hülfe eines Rechtsmittels (§. 64. 65.) als ungerecht anſieht, d. h. wenn ſie behauptet, daß das richterliche Urtheil, welches er enthält, ihre Rechte verletze (ſie, die Parthey, beſchwere, gravire); ſo wird derjenige Theil vom Inhalte des Rechtsſpruches, wodurch die Parthey ihre Rechte verletzt glaubt, die Beſchwerde (gravamen), der Vortrag der Gründe aber, aus denen die Parthey deſſen Ungerechtigkeit ſyllogiſtiſch herleiten will, die Darlegung der Beſchwerde (deductio gravaminis) genannt. Ein Rechtsſpruch kann die Rechte einer Parthey verletzen entweder dadurch, daß er etwas ausdrückt, was er nicht ausdrücken ſollte, oder dadurch, daß er etwas nicht ausdrückt, was er ausdrücken ſollte. Im erſten Falle iſt die Beſchwerde poſitiv im zweiten negativ. Dasjenige Zwangsrecht, welches ſie, nach dem Anführen der Parthey, verletze, heißt, inſoweit ſie es verletzt, der Gegenſtand

der Beſchwerde. Der Schluſſatz ihrer Darlegung, ſo wie die Parthey in Form einer Bitte um Abänderung des Spruchs ihn formirt, wird das Geſuch genannt.

A. z. B. hat den B. auf Zurückzahlung eines Darlehns von 1000 Thlrn. mit zehnjährigen Zinſen zu 5 p. C. verklagt. Der Rechtsſpruch verurtheilt den B. in Zurückzahlung der Hälfte des Hauptſtammes, ſpricht ihn wegen der zweiten Hälfte los, und ſagt gar nichts über die Zinſen. Die Loesprechung (vorausgeſetzt ſie werde als ungerecht angefochten) iſt eine poſitive, die Uebergehung der Zinſen eine negative Beſchwerde. Von jener iſt der Gegenſtand das Zwangsrecht des A. auf 500 Thlr. Darlehn; von dieſer iſt es das Recht des A. auf die zehnjährigen Zinſen entweder von 1000 oder von 500 Thlrn., je nachdem er ſein Geſuch entweder darauf, daß ihm die Zinſen des ganzen geklagten Darlehns, oder darauf richtet, daß ihm die Zinſen von derjenigen Hälfte des Darlehns zuerkannt werden möchten, wegen deren B. verurtheilt worden iſt.

§. 208. Den Begriff der Ungerechtigkeit eines Rechtsſpruchs kann man entweder auf Richter und Parthey zugleich (activ und paſſiv reſp.) oder auf die Parthey allein beziehen. Man kann einen Rechtsſpruch mit der Behauptung anfechten, daß der Richter bei deſſen Abfaſſung gefehlt, und dadurch die Parthey verletzt

habe; daß er, so wie die Sache zur Zeit des Spru-
ches ihm vorlag, anders hätte sprechen sollen, als er
hat. Man kann ihn aber auch mit dem Anführen be-
streiten, daß die Lage der Sache jetzt anders sey, als
zur Zeit des Spruches, und daß dieser jetzt abgeändert
werden müsse, indem, ob er schon damals nicht anders
erfolgen konnte, dennoch die Rechte der Partheyen dadurch
verletzt werden; mit andern Worten: daß er beschwe-
rend sey, obgleich er nach den Voracten keine Be-
schwerde enthalte.

§. 209. Letztgedachte Anfechtung ist auf dreyerley
Weise denkbar. Es kann in der Zeit zwischen der Fäl-
lung des Rechtsspruchs und seiner Anfechtung im gel-
tenden Rechte eine Veränderung vorgegangen seyn,
vermöge deren nun auch das Urtheil geändert werden
muß. Man denke an die Möglichkeit eines Gesetzes,
welches auf vergangene Fälle anzuwenden ist. (§ 42.)
Eine dergleichen Veränderung kann auch in Hinsicht des
Sachbestandes eingetreten, es kann nach der Fällung
des Rechtsspruchs ein Zwangsrecht für die Partheyen ent-
standen seyn, was sie damals noch nicht hatte, (§. 156.)
oder es kann eins, was sie damals hatte, erloschen seyn.
Man denke an den Fall, wo auf eine noch nicht gefäl-
lige Schuld geklagt wird. Das Urtheil lautet: daß
das Suchen noch zur Zeit nicht statt habe; (§. 118.)
ehe es aber rechtskräftig wird, tritt die Verfallzeit ein.
(§. 198.) Endlich kann die Veränderung, welche eine

Abänderung des Spruchs fordert, eingetreten ſeyn an den Bedingungen der rechtlichen Gewißheit des Sachbeſtandes. (§. 50—55.) Was damals unerwieſen war, kann, ohne daß der Beweis verſäumt wäre, jetzt erwieſen, und was damals rechtlich gewiß war, kann es jetzt nicht mehr ſeyn. Für den Beweis der Zahlung kann eine Quittung ſich gefunden, gegen eine Quittung aber der Beweis oder der Verdacht einer Verfälſchung ſich gezeigt haben.

§. 210. Da Rechtsmittel gegen Rechtsſprüche ihrer Anzahl nach beſchränkt und an Friſten gebunden ſeyn müſſen, (§. 64.) auch, als proceſſualiſche Handlungen, denjenigen proceßrechtlichen Formen unterliegen, in deren Vernachläſſigung das Weſen untergeht; (§. 106. 107.) ſo kann es zu einem Spruche über die Beſchwerdedarlegung (§. 207.) gar nicht kommen, wenn das Rechtsmittel ſelbſt entweder unzuläſſig (unſtatthaft) oder durch Verſäumniß erloſchen (defert) iſt. In beiden Fällen iſt es entweder von dem Richter, welcher über die Beſchwerdedarlegung urtheilen ſollte, ſofort, unter Verweigerung eines neuen Rechtsſpruchs, zu verwerfen; oder es iſt ein Proceßrechtsſpruch zu fällen, welcher daſſelbe für unzuläſſig oder verſäumt erkläre. (§. 108.)

Der deutſche Proceß kennt auch noch eine Verwerfung des Rechtsmittels wegen Unerheblich-

keit der Beſchwerden, deren Gegenſatz die Annahme iſt. Die Einlegung des Rechtsmittels (Interjection) an eine kurze Friſt, und die ausführliche Aufſtellung und Darlegung der Beſchwerden (Proſecution, Juſtification) an weitläuftige Förmlichkeiten bindend, ſucht er den Mißbrauch, der zum Verſchleif des Ausganges mit der Einlegung ſtatthafter und unverſäumter Rechtsmittel getrieben werden kann, dadurch zu hindern, daß er dem Richter verſtattet, der Parthey das Gehör mit der ausführlichern Aufſtellung und Darlegung der Beſchwerden zu verſagen, wenn er die aufgeſtellten Beſchwerden unerheblich, das will ſagen, entweder ihre Gegenſtände (§. 207.) unwichtig, (minima non curat praetor) oder ihre Darlegungsgründe ſchwach, wo nicht gar nichtig findet. Da der Begriff: unerheblich, den ich eben zu erläutern verſucht habe, ſchwankend iſt; ſo ſieht eine ſolche Verwerfung nicht ſowohl des Rechtsmittels, als der Aufſtellung und Darlegung der Beſchwerden, noch ehe ſie ausführlich aufgeſtellt und dargelegt worden, einem Act der Willkühr ähnlicher, als einer Aeuſerung der Gerechtigkeitspflege. (Vergl. §. 122.) Wo ſie aber einmal verſtattet iſt, da muß das Rechtsmittel nicht bloß zuläſſig und unverſäumt, ſondern auch angenommen ſeyn, ehe ein neuer Rechtsſpruch über die Gegenſtände der Beſchwerden (in materialibus) erfolgen kann, welcher den angefochtenen beſtätige oder abändere.

§. 211. Ist die Beschwerde, worauf eine Abänderung erfolgt, positiv; (§. 207.) so pflegt zuvörderst die beschwerende Stelle im Abänderungsspruche für ungültig erklärt, (aufgehoben), und mit Gebrauch des Wörtchens „sondern" dasjenige ausgesprochen zu werden, was durch den neuen Spruch für recht erkannt werden soll: es wäre denn, daß die Abänderung bloß im Wegfall der beschwerenden Stelle bestehen sollte, wo es sodann keines „sondern" bedarf. Ein Beispiel erstbemerkter Abänderung wäre: Daß Beklagter wegen der Hälfte der geklagten 1000 Thlr. (§. 207.) von der Klage nicht zu entbinden; sondern es ist Kläger, daß — zu erweisen schuldig. Ein Beispiel der letztbemerkten: Daß Beklagter dem Kläger das mitgeklagte Agio zu dem Gulden nicht verbunden.

Ist hingegen die Beschwerde negativ; (§. 207.) so pflegt der Verfasser des Abänderungsspruches dem des beschwerenden eine Art von Höflichkeit dadurch zu beweisen, daß er den höheren Spruch mit den Worten zwar bestätiget, in der That aber die nöthige Abänderung unter dem Namen einer Erklärung hinzufügt. Z. B. Daß es bei dem vorigen Urthel zu lassen, jedoch in Ansehung der zweiten Beschwerde mit dieser Erklärung, daß Beklagter auch die Zinsen — zu bezahlen schuldig.

§. 212. Diese Abänderungssprüche sind von den sogenannten Erläuterungen (Declaratorien) und

Ver-

Verbeſſerungen (Correctorien) zu unterſcheiden. Jene erläutern dunkle Rechtsſprüche, dieſe corrigiren ihre Sprach- und Schreibfehler. Beides kann, wenn durch Einlegung eines Rechtsmittels über Dunkelheit oder Sprach- und Schreibunrichtigkeit Beſchwerde geführt worden, durch förmliche Rechtsſprüche; ſonſt aber auch durch eine einfache Bekanntmachung von Seiten des Richters geſchehen. Gegen die Stellen eines Rechtsſpruchs indeſſen, die in der Folge ohne neuen Rechtsſpruch erläutert oder corrigirt werden, ſcheinen die Partheyen die erlaubten Rechtsmittel noch innerhalb deren geſetzlicher Friſt von Zeit der bekannt gemachten Erläuterung oder Verbeſſerung an einwenden zu dürfen, wo das geltende Recht nicht ein anderes ſetzet. Bei Erläuterungen leuchtet der Grund ein: denn die Parthey kann immer abführen, daß ſie den Spruch, der jetzt zu ihrem Nachtheile erläutert wird, zu ihrem Vortheile ausgelegt, und darum geſchwiegen habe. Vielleicht iſt es eine Ahndung von der Möglichkeit dieſer Einrede — wenn es nicht etwa eine zuweit getriebene Anmaaßung von Unfehlbarkeit iſt —, daß Urtheilsverfaſſer bisweilen Erläuterungen ihrer dunklen Rechtsſprüche geben, indem ſie dieſelben zu verweigern ſcheinen. Z. B. „Da die Stelle des Urtheils u. ſ. f. ſo zu verſtehen iſt, daß —; ſo wird es der gebetenen Erläuterung nicht bedürfen.“ Verbeſſerungen hingegen betreffen entweder ſolche Sprach- oder Schreibefehler, welche

den Sinn nicht entſtellen, und dann ſind ſie überhaupt keine richterlichen Handlungen, ſondern bald Aeuſſerungen eines übel placirten Purismus, bald Ausflüſſe eines Muthwillens, den Ein Urtheleverfaſſer am andern übt: oder ſie betreffen Fehler, welche den Sinn ändern, und dann paßt der oben angeführte Grund auch auf ſie.

§. 213. Da der Gegenſtand einer Beſchwerde allezeit ein Zwangsrecht, (§. 207.) und mithin nach Maaßgabe ſeines Objects und modus für den Verſtand theilbar iſt; (§. 194. — 198.) ſo gibt es neben beſtätigenden und abändernden, er äuternden und verbeſſernden Rechtsſprüchen über eine Beſchwerde auch noch gemiſchte. Z. B. in dem §. 207. geſetzten Falle: „Daß Beklagter wegen der Hälfte der geklagten 1000 Thlr. nicht zu entbinden; ſondern es iſt derſelbe von dieſer Hälfte an 500 Thlrn. dem Kläger ½ mit 300 Thlrn. zu bezahlen ſchuldig: wegen der übrigen ½ an 500 Thlrn. aber bleibt es bei dem vorigen Urtheil.“ Das Weſen dieſer gemiſchten Rechtsſprüche über Beſchwerden iſt aus demjenigen, was §. 194. ff. geſagt worden, leicht erklärlich, und man wird es nicht mit dem Falle verwechſeln, wo über eine Beſchwerde zwar unvermiſcht abändernd, aber ſo geſprochen wird, daß der Abänderungsſpruch ſelbſt ein gemiſchter Rechtsſpruch über den Gegenſtand der Beſchwerde iſt. Z. B. „Daß Beklagter — nicht zu entbinden; ſondern er iſt

m Kläger — ⅔ mit 300 Thlrn. zu bezahlen, wegen
r übrigen ⅓ aber die Einrede, daß — zu erweiſen
huldig.“

Auf eben die Weiſe kann die Abänderung ein be-
ingter Rechtsſpruch ſeyn, (§. 189) ohne daß
rum die Abänderung ſelbſt eine bedingte wäre.
B. Daß Beklagter — nicht zu entbinden: ſondern
ürde Kläger den ihm — zurückgegebenen Eid leiſten;
iſt Beklagter auch dieſe 500 Thlr. — zu bezahlen ge-
alten.“ Scharf genommen kann überhaupt weder die
bänderung, noch die Beſtätigung eines
echtsſpruchs an und für ſich bedingt ſeyn. Das, was
an eine bedingte Beſtätigung nennen möchte, würde
imer die Verwandlung eines unbedingten Rechts-
ruchs in einen bedingten, oder eines ſo bedingten in
nen anders bedingten, mithin virtualiter eine Ab-
nderung ſeyn, und das, was man mit dem Namen ei-
er bedingten Abänderung belegen wollte, wäre in ſo-
rne allemal eine unbedingte, als dadurch der vorige
pruch wenigſtens von der Hand aufgehoben wird.
ine Formel wie dieſe: „Würde Kläger den ihm zu-
ückgegebenen Eid leiſten; ſo iſt Beklagter nicht zu ent-
inden, ſondern er iſt zu bezahlen ſchuldig,“ wäre gleich-
edeutend mit der: „Daß Beklagter nicht ſchlechterdings,
ondern bloß für den Fall, daß Kläger den ihm zurück-
egebenen Eid (zu ſeiner Zeit) nicht leiſtet, zu entbin-
en,“ und folglich würde ſie immer eine unbedingte

Abänderung, d. h. Verwandlung einer unbedingten Entbindung in eine bedingte enthalten.

§. 214. Den Begriff eines gemiſchten Rechtsſpruches über Rechtsmittel bezieht der Sprachgebrauch der Praxis häufiger auf alle Beſchwerden, die in einem Rechtsmittel (cumulative) vorgetragen ſind, als auf den Gegenſtand einer einzelnen Beſchwerde. So wie in Fällen, wo ein Klaglibell mehrere Klagen (Klagpuncte, actiones) enthält, ein Spruch, welcher wegen des Einen Klagpunctes losſpricht, und wegen des andern verurtheilt, ein gemiſchter Rechtsſpruch genannt wird, (§. 197.) obſchon der Verſtand weder bei dem einen, noch dem andern Klagpuncte eine Theilung des Gegenſtandes (Zwangsrechtes §. 92.) vorgenommen hat; (§. 194. ff.) eben ſo nennt man einen Rechtsſpruch über ein Rechtsmittel gemiſcht, wenn er z. B. in Hinſicht einer Beſchwerde abändernd, in Hinſicht einer andern aber beſtätigend iſt. Wider die Benennung iſt eben nichts Erhebliches einzuwenden; aber die Form, in welcher dergleichen Sprüche gegeben zu werden pflegen, macht es bisweilen zu einem beſondern, mühſeligen Geſchäfte, aus drei oder mehreren, auf einander erſchienenen, gemiſchten Rechtsſprüchen über Rechtsmittel herauszufinden, was nun eigentlich für recht erkannt worden iſt, und was nicht? Es trifft ſich auch wohl, daß bei dieſer Zuſammenſetzung des rechtskräftigen Spruches aus ſeinen zer-

ſtreuten Gliedern die Parthey auf Widerſprüche, Dunkelheiten und Mängel ſtößt, welche die Richter ſelbſt wahrgenommen, und vermieden haben würden, wenn ſie jedesmal das Geſchäft übernommen hätten, das Gebliebene und das Abgeänderte neben einander zu ſtellen. Ich erinnere mich einer Sache, wo aus der Vergleichung einer langen Reihe von Urtheln ſich ergab, daß die Verurtheilung wegen eines Kapitals nach und nach ganz aufgehoben, und in eine Verwerfung der Klage (§. 120. ff.) verwandelt worden, aus Verſehen aber die anfängliche Verurtheilung zur Bezahlung der Zinſen und Vergütung des Agio ſtehen geblieben war, welches denn, da der Begriff der Rechtskraft hier mit der geſunden Vernunft in Conflict kam, eine neue Reihe von Urtheln zu veranlaſſen drohte.

Vielleicht wäre es in dieſer Rückſicht zu wünſchen, daß der Richter, der über ein Rechtsmittel nicht durchgängig beſtätigend erkennen will, den abzuändernden Spruch ganz aufhübe, und ſtatt ſeiner einen vollſtändigen neuen abfaßte, ſo wie er glaubt, daß er ſeyn muß.

XXXVI.

Abſchied.

§. 215. Dieſes Kapitel hat nicht den Zweck, von dem Unterſchiede zwiſchen Abſchied und Urthel zu handeln; zu berichten, daß man häufig unter Abſchied (oder Beſcheid) einen vom Richter ſelbſt verfaßten, unter Urthel aber einen eingeholten Rechtsſpruch verſteht; anzuzeigen, daß Amtsbeſcheide, Conſiſtorialabſchiede und Appellationsgerichtsurthel in der Regel Rechtsſprüche ſind, oder zu beweiſen, daß Erkenntniſſe des Inhalts: „Dieweil die Partheyen Bl. 320. Vol. XXXVI. Actor. von Grund aus ſich verglichen; ſo hat es dabei ſein Bewenden, und ſind ſie dieſem Vergleiche gehörig nachzukommen ſchuldig —“ allenfalls Abſchiede, aber keine Rechtsſprüche ſind. Meine Abſicht iſt, in dieſem Abſchnitte von den Leſern, welche bis hieher mir folgten, Abſchied zu nehmen, und mein Buch und mich ihnen beſtens zu empfehlen. Damit dieß aber keine leere Höflichkeit ſey; ſo erlaube man mir, noch

ein Paar Worte, die im Vorberichte keinen Platz gefunden haben, hier für das Buch zu ſprechen.

§. 216. Einer meiner Freunde, der es in der Handſchrift geleſen, hat mir den witzigen Einwand gemacht, daß es, gleich einem übel zugeſchnittenen Weiberrocke, vorn zu lang und hinten zu kurz ſey; obwohl es, einem ſolchen Rocke ganz unaleich, von der Wahrheit vorn zu viel und hinten zu wenig ſehen laſſe. Wahr iſt's, ein Theil des erſten Buche (von dem Buche) könnte wohl auch an der Spitze eines Naturrechts (eines populären vielleicht) ſtehen, und einen andern Theil davon würde man eher in einer Methaphyſik des Proceſſes, als hier ſuchen, wo ein tüchtiger Index verbalis et realis manchem wohl willkommener wäre, als ein ſolches Anfangen vom Ey. Wahr iſt auch, daß ich die Arbeit ſchlieſſe, ohne die vorgetragenen Grundſätze auf Abfaſſung der Urthel in Concurs- Edictal- Erbtheilungs- Rechnungs- und dergleichen Sachen, oder auf die Fertigung der Rechtsſprüche über Interventionen, Litisdenunciationen, Nominationes auctoris u. ſ. w. anzuwenden; und ohne über die groſſe Frage von todt oder lebendig? ich meine, von: Schreiben oder reden? Leſen oder hören? Acten halten oder Gericht halten? Verſchicken oder richten? u. ſ. f. eine Sylbe zu ſagen.

§. 217. Was inzwiſchen das Weitumholen betrifft; ſo habe ich mit Ernſt nach Deutlichkeit

getrachtet. Um dieß Ziel ſo ſelten, als möglich, zu verfehlen, habe ich den Weg der Mathematiker eingeſchlagen, welche, ohne ihren Leſern zu nahe treten zu wollen, beim Vortrage der Geometrie vorauszuſetzen ſcheinen, daß noch niemand wiſſe, was ein Punct, eine Linie, eine Fläche und ein Körper iſt. Was kann das wohl ſchaden? Wem die Vorbegriffe von Freiheit, Zwang, Recht, Pflicht, Staat u. ſ. f. geläufig ſind, überſchlägt ihre Darſtellung; in wem ſie verbleicht ſind, der friſcht ſie auf, und wem ſie etwa fremd ſeyn ſollten, der macht ihre nützliche Bekanntſchaft. Ein beſtändiges Zurückführen auf ſie war bei meinem Zwecke unvermeidlich, und ich mußte ſie mithin im Eingange darlegen, wenn das Buch durch ſich ſelbſt verſtändlich ſeyn ſollte. Hätte ich auch in anderen Schriften ſie genau ſo entwickelt gefunden, wie ich hier ſie brauchte; demnach würde ich ſchwerlich mich entſchließen haben, mein Buch an ein fremdes ſo anzuſchließen, daß man jenes ohne dieſes nicht wohl würde verſtehen können.

§. 218. Was den Vorwurf betrifft, (der mir wohl nur aus Freundes Munde kommen wird) die Betrachtungen, welche das Buch füllen, nicht weit genug fortgeſetzt zu haben; ſo würde ich ihn mit Freuden auf mich nehmen, wenn es mir nur gelungen wäre, die Elemente der richterlichen Entſcheidungskunde deutlich dargelegt zu haben. Einer meiner Lehrer, der Herr Oberhofgerichtsrath D. Erhard, — warum

ſollte ich nicht dankbar ſeinen Namen nennen? — trug einſt vom vaterländiſchen Criminalrecht in einem halbjährigen Curs nur die Einleitung vor; aber er entwickelte die Grundbegriffe der Strafrechtswiſſenſchaft ſo hell, ſo anſchaulich, daß mir dieſe Einleitung mehr werth war, als ohne dieſelbe der ausführlichſte, alle Winkel des Beſondern berührende Vortrag des vaterländiſchen Criminalrechts ſelbſt mir es geweſen ſeyn würde. Möchte ich hierinne nur eine entfernte Aehnlichkeit mit ihm haben!

Ich wollte zeigen, wie überhaupt über Zwangsrechte ſtreitender Perſonen von der richterlichen Gewalt zu entſcheiden iſt. Um dem Practiker ſo deutlich als möglich zu ſeyn, trug ich die einſchlagenden Grundſätze zuerſt in Bezug auf die Klage vor, und bemühte mich dann, zu zeigen, daß ſie allgemein von allen Zwangsrechtsanführungen gelten. Die Anwendung derſelben auf Fälle, wo mehrere Rechtsſtreite in Einen zuſammenfallen, wo die Anführungen nicht in der Geſtalt von Klagen, Ausflüchten, Repliken und dergleichen; ſondern etwa als Liquidirungen, Prioritätsanſprüche, Interventionen u. ſ. w. erſcheinen, mußte ich dem Leſer überlaſſen, wenn ich nicht ein dickes Buch ſchreiben wollte, welches faſt immer ein dickes Uebel iſt. Daß dieſe Anwendung keine Schwierigkeit hat, glaube ich an dem einzigen Beiſpiele des Concursproceſſes

zeigen zu können. Wenn man bedenkt, daß in ihm zwei Hauptſtreitigkeiten vorkommen: einmal die über die Exiſtenz der Forderung, in welchem der Liquidant Kläger, und der Concursvertreter Beklagter iſt; und dann der über den Rang der Forderung, in welchem jeder Liquidant gegen alle diejenigen, vor oder auch mit welchen er von unzureichender Maſſe befriedigt ſeyn will, als Kläger auftritt; ſo wird man bald gewahr werden, daß hier weiter nichts zu thun iſt, als die allgemeinen Grundſätze von der Entſcheidung über Zwangsrechtsanführungen anzuwenden. Und daß endlich dieſe Grundſätze dieſelben bleiben, es mag mündlich oder ſchriftlich geſtritten, auf der Studierſtube oder im Gerichtsſaale erwogen, im Schlafrocke oder im Ornate entſchieden werden, das braucht keiner Erwähnung; und meine Gedanken über Schlafrock und Ornat, wenn ſie in mir reif genug wären, der Welt mitgetheilt zu werden, würden hier wenigſtens nicht am rechten Platze ſtehen.

Ich ſchließe alſo; und fürwahr mit der Beſorgniß, es eher zu ſpät, als zu früh zu thun.

König Yngurd.

Trauerspiel in fünf Akten

von

Adolph Müllner.

Mit zwei Kupfern.

Leipzig

bei Georg Joachim Göschen 1817.

Seiner Majeſtät

dem König von Sachſen,

Friedrich August

dem Gerechten.

Mein König!

So wag' ich es, Ew. Majeſtät anzureden in der Sprache eines dankbaren Herzens, welches die kalten Formeln der Gewohnheit verſchmäht. Unter Ihrem Scepter ward ich geboren; Ihren Lehrſchulen verdank' ich, was ich an Bildung beſitzen mag; Ihrer väterlich milden Herrſchaft bin ich als Menſch und Bürger, als Gatte und Vater für die

Wohlthat desjenigen Lebensglückes verpflichtet, welches dem genügsamen Unterthan der ruhige Lauf des Staatsschiffes auf gewohnter Bahn, und die gleichförmige Bewegung seines Ruderschlags gewährt. Diese Erinnerungen leben in meinem Gemüth; diese Gefühle heben meine Brust, wenn ich Sachsen mein Geburtsland nenne: und einzig zu dem Ausdruck derselben will ich die Gunst benutzen, Ew. Königl. Majestät diese Blätter widmen zu dürfen.

Ihr tragischer Inhalt ist entstanden in den letzten Monden einer heroisch-tragischen Geschichtsepoche. Die Einbildungskraft des Sän-

gers zerſprengte die Bande der trüben Ahnungen, welche ſein Gemüth umſtrickten, und in dem freien, unermeßlichen Reiche der Dichtkunſt entrann er dem heranbringenden Schmerz, die freundliche Heimath ſeiner ſtaatsbürgerlichen Verhältniſſe um ſich her verſchwinden, und den einfachen Bau ſeiner Zufriedenheit von fremden Wogen umrauſcht zu ſehen. Was von jenen Ahnungen aus dem unlautern Quell ſelbſtſüchtiger Befürchtungen mag gefloſſen ſeyn, iſt nicht in Erfüllung gegangen. In einem minder gewohnten, doch mir nicht minder freundlichen Element des ſtaatsgeſellſchaftlichen Lebens hin

ich aus meinen Träumen erwacht; weit über ihre Würdigkeit sind meine spätern Bestrebungen, die dem ideellen Freistaate der Wissenschaften und Künste galten, von dem Staate geehrt worden, dem ich jetzt angehöre: und frei von jeder Regung, welche die Neigung mit der Pflicht entzweien könnte, schau' ich auf den wichtigen Zeitpunkt meines Lebens zurück, wo ein männlich empfundenes Leid mit der kindlichen Lust am poetischen Schaffen wunderſam in meinem Gemüth sich vermischte.

So hangt das heilige Andenken an Ew. Königl. Majestät und an mein Vater-

land innig mit meinem Bewußtſeyn zuſammen, der Urheber dieſer Dichtung zu ſeyn. So iſt ſie vielleicht mit allen ihren Mängeln nicht ganz unwürdig, Ihren Namen an der Stirn zu tragen. So übergeb' ich ſie ruhig dem Strome der Zeit, in welchem früher oder ſpäter die Helden und Königreiche der Einbildungskraft, wie die wirklichen, verſinken.

Wie nah' auch immer der Untergang des kaum gebauten Fahrzeuges ſei; ſo weit es kommt, laſſ' es die altehrwürdige Fahne ſeiner Heimath ſehen, und nenne ſich nach deren königlichem Herrn, der mehr als ein halbes

Jahrhundert, tugendhaft auf einem Throne durchlebt, in die Richterwage der Nachwelt zu legen hat.

Ew. Königl. Majeſtät

Weißenfels an der Saale
am 14. März 1817.

unterwürfiger Verehrer

Müllner.

An die Leſer.

Bemüht euch nicht, im Buche der Geſchichte,
Der Quelle meines Liedes nachzuſpüren.
Die Wirklichkeit taugt ſelten zum Gedichte,
Nach Wahrheit rang ich, euern Sinn zu rühren;
Nach jener Wahrheit, die im Traumgeſichte
Die Muſen vor des Geiſtes Auge führen.
Auf ihrer Bahn nur iſt ein ſicher Schreiten:
Was niemals war, das iſt zu allen Zeiten.

König Yngurd.

Perſonen.

Yngurd, König der Normannen.

Irma, ſeine Gemahlin, Tochter des verſtorbenen Normannenkönigs Ottfried, aus erſtem Ehebett.

Asla, Yngurds und Irma's Tochter.

Alf, König der Dänen, Sohn des verſtorbenen Königs Ubo.

Brunhilde, Schweſter Alfs, Wittwe des verſtorbenen Normannenkönigs Ottfried, Stiefmutter der Königin Irma.

Oſcar, Sohn Brunhildens, Poſthumus (Nachkind) von Ottfried, Halbbruder der Königin Irma.

Erichſon, Jarl, } Ritter aus Yngurds Heer.

Ein Trabant von Yngurds Burgwacht.

Egróſund, Biórneland, Nós, Ourdal, } Normänniſche Grafen und Reichsherren.

Droll, Knaut, } Normänniſche Küſtenfiſcher.

Marduff, Ynguyds Leibdiener.

Kurl, ein Knapp aus dem Normänniſchen Reichsheer.

Goldenbrog, Kanzler des Dänenkönigs Alf.

Ein däniſcher Ritter.

Ein Knapp,
Ein anderer Krieger, } aus Alfs Heer.

Ein Krieger vom Heer des Herzogs von Oſtland.

Normänniſche Ritter, Knappen, Trabanten und Heerhaufen. Däniſche Ritter und Knappen. Normänniſches Volk. Burggeſinde und Frauen der Königin Irma.

Die Handlung fällt in die fabelhafte Heldenzeit des Norden, nach den ſcandinaviſchen Königen Dan und Ner, 900 bis 1000 Jahr vor der chriſtlichen Zeitrechnung.

Der Ort iſt das ſüdliche Norwegen.

Erſter Akt.

Erſte Scene.

Saal in König Yngurds Burg. Sturm und Wetterleuchten von außen. Ritter Erichſon ſchlummert in einem Seſſel, der Helm liegt neben ihm auf einem Tiſch. Ritter Jarl ſteht ihm gegenüber am geſchloſſenen Fenſter und ſieht in das Wetter hinaus. Der Saal iſt durch eine in der Mitte hängende Ampel matt erleuchtet.

Jarl

halb nach Erichſon gewandt, den er wachend glaubt.

Das iſt, Gott ſteh mir bei, des Teufels Wetter!
Mich wundert, daß der Dachſtuhl widerhält.
Ich hab' mich umgetrieben in der Welt,

Wie vor dem Wind die abgefallnen Blätter;
Doch solch' ein wunderlich Gemisch von Zeit —
Ich will verdammt seyn, sah ich's je wie heut.
Den Flocken nach, die in den Lüften toben
Wie tolle Weiber, daß man schier nicht weiß,
Ob sie von unten kommen oder oben,
Sollt' man's für Winter halten; aber heiß
Mischt sich der Sommer drein mit seinen Blitzen,
Und wirft sie nach der Thürme Eisenspitzen.
's geht doch dem Wetter, wie dem Menschen: eh'
Sich das entschließt zum Bösen oder Guten,
Giebt's einen Krieg, wie zwischen Feu'r und Fluten,
Und mit den Wolken mischet sich die See.
's kann einer sterben dran, daß er nicht weiß,
Ob er mag kalt seyn eben, oder heiß,
Und — gebt nur Acht — die Welt geht einmal unter,
Weil die Natur im Zweifel sich verliert,
Ob's Zeit ist, daß ihr schwitzet oder friert.

Da Erichſon nicht antwortet, tritt er ihm näher.

Ich glaub', er ſchläft? — He! Ritter! ſeid
doch munter!

Erichſon fährt empor.

Was giebt's? Wer ſtört die Ruh' der Königin?
Ich hab' die Wacht.

Jarl lacht.

Brav, Ritter Erichſon!
Ihr ſeid ein Lehnmann von getreuem Sinn,
Habt ihr die Wacht, ſo träumt ihr auch
davon.

Erichſon.

Was wollt ihr denn?

Jarl.

Ein wenig mit euch koſen.
Ich lieb' die Still' im öden Saale nicht,
Wenn's draußen ſtürmt, daß ſchier der Balken
bricht,
Und Drach' und Hexe durch den Rauchfang toſen.

Erichſon.

Glaubt ihr daran?

Jarl.

Mitunter. Ihr doch auch?

Erichſon.

Behüt' mich Gott! Wo denkt ihr hin?

Jarl.

Man denket
An Feuer gern, erblickt man ichtwo Rauch.
Krieg iſt ein Wagen, den der Teufel lenket,
Wer drinnen ſitzt, weiß nicht, wohin er fährt,
Nicht, ob in fremde, ob in eigne Saaten.

Erichſon.

Ihr macht mir bang. Habt ihr etwas gehört?
Iſt ſchon der König an den Feind gerathen?

Jarl.

Nein, doch die Hitze liegt dem Froſt im Haar,
Es ſchneit und blitzt.

Erichſon.

Was hat das zu bedeuten?

Jarl.

So Gott will, nichts.

Erichſon.

Es trifft ſich wohl zu Zeiten.

Jarl.

War's nicht gerad' ſo in dem Unglücksjahr,
Wo König Ottfried ſtarb?

Erichſon.

Ja, das iſt wahr.

Jarl.

Nun ſeht, wenn ein Komet mit ſeinem Schweif
Den Sternenhimmel kehrt, als wär's ein Zimmer —
Ich acht' es nicht; allein ich denk' doch immer:
's bedeutet was, nur iſt es noch nicht reif.
Kommt nun ein Nordſchein, hoch und immer höher,
Gleich einem Strom von Glut und Blut gewallt;
So denk' ich: Schau, der Himmel giebts ſchon näher,
Zeigt's Unheil an, ſo kommt das Unheil bald.

Erichſon.

Ihr ſeid nicht klug, Nordlicht bringt kaltes Wetter.

Jarl.

Im Frankenland, wo ich mein Schwert geweiht.

Iſt von der Zeit das Wetter Namensvetter:
Schlimm Wetter nennen ſie dort ſchlimme Zeit.
Das fällt mir immer ein in ſchlimmen Zeiten. —
Nun hört einmal, wie es im Schloſſe ſauſt,
Daß auf dem Kopf das Haar ſich einem krauſt!
Kann das dem Lande Gutes wohl bedeuten?

Erichſon.

Was Poſſen! Laßt das Wetter Wetter ſeyn,
's bedeutet nichts.

Jarl.

Nun, wenn's auch nichts bedeutet,
Daß Froſt und Schnee und Blitz im Sturm ſich ſtreitet;
So trag' ich die Bedeutung mir hinein.
Der Dänenkönig Alf, der kalte Mann,
Der langſam geht, und ſicher überwindet,
Das iſt der Froſt, der Bäch' und Ströme bindet.
Kommt er, ſo ſendet er den Schnee voran,

Der weich und weiß, wie das Gewand der Schwäne,
Sich kindlich ſchmieget an des Landes Bruſt.
Der Schnee iſt Oſcar, welcher unbewußt
In's Herz ſich ſchleicht, gleich einer Kindesthräne;
Den Ingurd, der Normannen Oberhaupt,
'nen Baſtard ſchilt — vielleicht auch ſelber glaubt —
Indeß ihn Alf, der Dänenfürſt, erkennet
Für Ottfrieds Sohn und Norwegs rechten Herrn,
Weil er die Wittwe Ottfrieds Mutter nennet.
Die Mutter nun — kein Normann nennt ſie gern —
Die Dänentochter, die eilf Monden lang
Den König Ottfried Haus und Herz beengte,
Und zwiſchen Vater ſich und Tochter drängte,
Bis der Natur gewaltig Band zerſprang —
Die Mutter einer Zwietracht, die nicht endet,

Das iſt der Sturm, der Schnee und Froſt uns ſendet.
Der Blitz iſt König Yngurd, deſſen Schwert
Wie Wetterleuchten auf die Schädel fährt —

Erichſon fällt lebhaft ein.

Da ſprecht ihr wahr! Er iſt des Himmels Flamme,
Wer mit ihm focht, der kennt die Furcht nicht mehr.
Sein iſt das Reich, er iſt geborner Herr,
Entſprang er gleich nicht königlichem Stamme.

Jarl.

Da eben ſitzt's! wenn's anders wär, wär's beſſer.
's iſt gar was Großes um 'ne Unze Blut
Von Königsart; man glaubt nicht, was ſie thut,
Wird gleich die Wange, der ſie fehlt, nicht bläſſer.

Erichſon warm.

Wie? Ihr könnt zweifeln an des Königs Recht?
Pfui, Ritter Jarl, pfui, ſchämt euch! das iſt ſchlecht!
Wenn wir nicht auf der Wacht zuſammen wären,
Bewies ich's euch mit meinem guten Schwert.

Jarl.

So thät ich auch, wenn ihr der Zweifler wärt;
Allein beweiſt's 'mal mit der Zunge, laßt 'mal hören!
Das Kronenrecht hängt gar an feinen Fäden.

Erichſon.

Er hat es nun; was nutzt das leere Reden.

Jarl.

Wer waren ſeine Eltern? Bauersleute,
Die friedlich auf der Inſel Leſſö lebten,
Dem Danland juſt ſo nah, wie 'm Norderland.

Ich war lang dort, und habe ſie gekannt.
Die guten Leute zitterten und bebten,
Wenn man von Fürſten ſprach und Fürſtenſtreite;
Der Ingurd aber, für den Pflug geboren,
Verſchlang die Sylben gierig mit den Ohren.

Er bemerkt, daß Cretien ſich wieder geſetzt hat, und in Gedanken verſunken iſt.

Ihr thut das nicht; gleichviel, ich ſchwatze gerne.
Genug, den Eltern fiel's im Traum nicht bei,
Daß in dem Sohn ein Ritter ſtecken könnte,
Den einſt der Normann ſeinen König nennte.
Doch daß er nicht zum Bauer tauglich ſei,
Das ſahn ſie ein, und, daß er etwas lerne,
Beſchloſſen ſie — ſie hatten's dran zu wenden —
Ihn nach der Schul' auf's feſte Land zu ſenden.
Sie konnten's hier, ſie konnten's dorthin thun;
Allein das Schickſal — mag's der Teufel wiſſen,
Was es damit für ein Bewenden hat:
Es ſät für ſich, und mäht, und frißt die Saat.

Und Menſchenwill' iſt doch wohl nur ein Müſſen —
Genug der Yngurd — ja, wo blieb ich nun?
Ihr ſtört mich ſtets!

Erichſon lächelnd.

Habt ihr ein Wort gehört?

Jarl unwillig.

Ihr hört mich nicht, das iſt es, was mich ſtört;
Kein Menſch ſpricht gut, wenn keiner darauf merket.

Erichſon.

Nun, ich will hören, wenn's den Geiſt euch ſtärket.

Jarl noch ärgerlich.

Genug, ſchiffte damals Yngurd nicht nach Norden,
So wär er auch nicht Ottfrieds Liebling worden,

Nicht König! — Nun ſagt an: Giebt das
ein Recht zum Thron?
Schifft ihr, wohin ihr wollt, ihr bleibt Herr
Erichſon.

Erichſon.

Wie ihr Herr Jarl. — Ich denke doch, ihr
kennt
Ottfrieds, des Helden, förmlich Teſtament,
Das Yngurd als des Reiches Erben nennt?

Jarl.

Will euch beweiſen, daß das nichts beweiſt:
Es iſt zerriſſen, weil's in Rechten heißt,
Daß Leibeserb' das Pergament zerreißt.

Erichſon.

Iſt Yngurd Erbe nicht durch das Papier;
So iſt er König durch die Wahl der Stände:
Denn noch bei Ottfrieds Leben ſchwuren wir
Die Huldigung in ſeines Eidams Hände.

Jarl.

Der Bauernſtand — erinnert ihr euch noch? —
Der Bauernſtand gab ſeine Stimm' entgegen.
Er ſprach, es tauge nicht, der Abkunft wegen;
Obgleich ein Held, ſei Ingurd Bauer doch,
Und wie die Saat werd' er die Völker mähen.
Nun ſagt 'mal an: Iſt's nicht alſo geſchehen?

Erichſen ſteht raſch auf.

Ihr macht mich bös. Wollt ihr den Löwen ſchelten,
Der ſich die Bremſen ſchüttelt von der Mähne?
Den Eber, der, wenn Doggen ihn umſtellten,
Sich ihrer wehrt Kraft ſeiner guten Zähne?
Es war das Reich nicht, ſondern Irma's Hand,
Um die der Jüngling dient' in Dufrieds Heeren.

Jarl.

Hm! wer 'ne einz'ge Königstochter fand,
Der denkt: der Himmel wird auch's Reich beſcheeren.

Erichson.

Wenn er's gedacht, was habt ihr dran zu
falten?
Gewohnheit wehrt dem weiblichen Geschlecht
Des Königsstamms, auf Norwegs Thron zu
schalten;
Im Vaterherzen wohnt ein anderes Recht.
Ubo, der Dän', gedachte, Kraft der alten,
Schier fabelhaften, Einigung der Kronen,
Den Ottfrieds Grab auf Ottfrieds Thron
zu steigen.
Darum gab Ottfried ihn dem Helden eigen,
Der Irma's Farbe trug bei'm Waffenspiel,
Und Irma's Namen rief im Schlachtgewühl:
Die Tochter soll' im Vaterhause wohnen.

Jarl.

Das gab den ersten Krieg, vor achtzehn
Jahren.

Erichson.

Gott wog das Recht, und Norwegs Schaale fiel.

Ottfrieds und Ingurds gute Schwerter ſtrieben
In Danlands Mitte Ubo's Heer zu Paaren.

Jarl.

Ja, ja! doch Ottfried ließ, mit grauen Haaren,
Sich's beigehn, Ubo's Töchterlein zu lieben.
Den Frieden ſchloß die ſündige Natur,
Und dieſe Braunhild, die der Höll' entfuhr,
Damit's hier nicht am Muſter fehlen ſollte
Zu 'ner Stiefmutter, wie ſie Satan wollte,
Ward Königin, und Irma ihre Schnur.

Erichſen.

Der alte Held fiel in des Böſen Stricke;
Er hat gebüßt, ihm brach das Herz vor Gram.

Jarl.

War auch zur Unzeit. Bließ zu Ingurds Glücke
Verſchied er, eh' der Leibeserbe kam.
Das gab den zweiten Krieg: das Ungeheuer

Von Bürgerkrieg um ungelegte Eier,
Den eigentlich zwei ſchwangre Weiber führten,
Weil ſie Geluſt nach Normanns Blut verſpürten.

Erichſon auffahrend.

Ihr läſtert Irma? Jarl, verwahrt den Mund!
Ich pflege mit dem Knauf vom Schwert zu
ſiegeln.

Jarl.

Hoho! Man kann ja wohl bei müß'ger
Stund'
Ein wenig über das Vergangne klügeln.
Nun ſagt 'mal an, ob's nicht geſcheidter war,
Daß jede zuſah erſt, was ſie gebar?

Erichſon.

Das kam Brunhilden zu. War es kein
Sohn,
Was Ottfried hinterließ in ihrem Schooße;
So blieb ihr nichts zu ſuchen auf dem Thron.
Sie traute nicht des Zufalls blindem Looſe,

Und rief die Neider Yngurds zu den Waffen,
Dem ungebornen Kinde Recht zu ſchaffen.

Jarl.

Nun, 's war ihr Kind, geboren oder nicht.

Erichſon.

Ihr Kind! So nannt' es höhniſch das Gerücht,
Das halbe Land ſchalt es das Vaterloſe;
Dennoch focht' Yngurd nur um's Zwiſchenreich.
Selbſt nach dem Sieg noch bot er ihr Vergleich;
Sie floh, und ſchrie, daß Yngurd ſie verſtoße.
In ihres Vaters trügeriſchem Haus,
Das wußte ſie, blieb ihr der Sohn nicht aus;
Und, kaum gelandet an der Heimath Küſten,
Zeigt ſie dem Volk ſich, Oſcarn an den Brüſten,
Und Ubo muß ſich für den Enkel rüſten.

Jarl.

Dazu ließ er ſich ſchwerlich lange bitten,
Genug, es gab 'nen neuen Krieg, den dritten.

Erichſon.

Gott wog das Recht, und Oſcars Schaale ſtieg.

Jarl.

Sie ſtieg und fiel zehn Jahre lang, und doch —
Beſchaut man's recht, ſo ſchwankt die Waage noch.
Nun ſagt 'mal an: Was iſt herausgekommen,
Daß wir den Bauersmann zum Herrn genommen?

Krieg! Krieg! und —

Erichſon warm.

Schweigt! Will Yngurd denn den Krieg?

Jarl.

Ei nein, den will er nicht, er will den Sieg,
Er braucht den Ruhm, weil's ihm am Rechte fehlt:
Denn etwas will das Volk, woran ſich's hält.
Genug, der Bauer —

Erichſon.

Schweigt! hab' ich geſagt,

Ich duld' es nicht, daß ihr am König nagt.
Er wollte nicht den Krieg, er mußte wählen,
Ob er ihn nah wollt' haben, oder fern.
Nicht jedem Ritter konnt' er das erzählen.

Jarl.

Wißt ihr was Gutes, warum wollt ihr's
hehlen?
Vertheidigt ihn, ich hör' es ja recht gern.
Ubo, Gott ſei's gedankt, iſt todt; Brunhilde,
Das glaub' ich wohl, iſt nach wie vor die wilde:
Allein ihr Bruder, Alf, der Froſt — ich wette,
Er liebt das nicht, was ewig glühend iſt.
Wir hatten Ruh, wie Müdigkeit im Bette.
Nun ſagt 'mal an: Was kümmert uns der Zwiſt,
Der zwiſchen Alf und Oſtlands Herzog
waltet?

Erichſon.

Was er uns kümmert? Wenn's beim Nachbar
brennt,
Iſt's da nicht Zeit, daß ihr zu Hülfe rennt,

Und euch vom Leib die nahe Flamme haltet?
Der Däne mißt die Mittel nach den Zwecken.
Gält's Arimbald; wozu warb Alf ein Heer,
Wovon die Zahl der Helme gnüglich wär,
Die Häuser Oſtlands all' mit Stahl zu decken?
Den Kopf zu waſchen braucht' es keinen Strom.
Doch König Alf iſt Baſtard Oſcars Ohm,
Und wenn er Oſtlands Herzog hat geſchlagen;
So zwingt er wider Yngurd ihn zum Bunde,
Und bringt den Krieg in unſer Land getragen.

Jarl.

Schaut! ſprecht ihr nicht mit meinem eignen Munde?
Das ſag' ich ja! Oſcar, der Poſthumus
Von Ottfried — Baſtard meinetwegen — iſt
Ein funfzehn, ſechzehn Jahr zu dieſer Friſt.
Und, was ein jeder von ihm rühmen muß,
Der ihn geſehn, ein Wunderhold von Knaben.
Bringt Alf — der Froſt — den zarten Schnee in's Land:

So fürcht' ich, wird er viele Freunde haben:
Ein weicher Herr behagt, das iſt bekannt.
Yngurd — der Blitz — fährt dann mit Macht dazwiſchen;
Doch ſagt 'mal an: Was kann der Blitz? Wie? — Ziſchen,
Und hier und dort 'nen Thurm zu Boden ſchmettern.
Der Schnee bleibt weiß; der Froſt behält die Macht:
Mit einem Wort, daß es zu Zeiten kracht,
Das iſt das Beſt' an unſern Donnerwettern.

Ein heftiger Blitz, der den Saal von allen Seiten erleuchtet, von einem ſchmetternden, nachhallenden Donnerſchlage begleitet. Jarl ſteht einen Augenblick betäubt.

Gott ſteh' uns bei! Das wirft die Welt zu Trümmern! —
Das war ein mörderlicher Schlag, Herr Ritter.

Erichſon.

Ja, daß es kracht, iſt's Beſte beim Gewitter.

Jarl.

Spaßt nicht! Mir bangt, daß was im Schloß geſchehn.
Was meint ihr, wenn wir gingen nachzuſehn?

Erichſon.

Was ficht euch an? Wir haben vor den Zimmern
Der Königin und ihrer Tochter Wacht:
Begiebt ſich was, ſo wird's uns übermacht
Von Poſt zu Poſt —

Ein Trabant tritt ein. Erichſon geht ihm einige Schritt entgegen.

Sieh da! Was giebt's, Trabant?

Der Trabant.

Ein Wetterſtrahl ſchlug in die Schloßkapelle —
Ein Feuerballen, glühroth wie 'ne Hölle!
Mir war, als hätt's die Wimper mir verbrannt.

Erichſon.

Hat es gezündet?

Der Trabant.

Kann's nicht ſagen, Herr.

Erichſon.

Jetzt geht, Herr Jarl, und ſeht nach Licht und Feuer.

Jarl geht mit dem Trabanten ab. Erichſon ſetzt den Helm auf und ſchnallt ihn feſt. Einige Secunden herrſcht tiefe Stille. Erichſon horcht auf nach der rechten Seite hin.

Regt ſich nicht was? — Iſt's etwa nicht geheuer?

Er ſieht nach der Kuliſſe.

Die Königin iſt wach — ſie eilt hieher.

Zweite Scene.

Irma, ſchmucklos gekleidet, kommt raſch und angſtbewegt aus der Gallerie rechter Hand. Erichſon nah am Haupteingange in der Stellung eines Wacht haltenden Ritters.

Irma.

Wo iſt das Feuer?

Erichſon.

In der Schloßkapelle,
Wenn's irgend's iſt.

Irma.

Ihr irrt! Es brannte helle
Dort drüben — dort, wo Asla ruht! und ihr —
Ihr eilt nicht hin?

Erichſon.

Nur war der Bote hier:

Die Kirche hat der Wetterſtrahl getroffen,
Doch hat es nicht gezündet, will ich hoffen.

Irma befremdet.

Der Wetterſtrahl? — Ihr ſeid doch wohl — geſund?

Erichſon

richt ſie mit beſorgtem Blick an.

Gott tröſt' uns, Herrin, wenn ihr's nicht vernommen;
Es borſt ja ſchier des Felſenſchloſſes Grund.

Irma ſich beſinnend.

Wie Sturmes Toſen iſt mir's vorgekommen,
Was mich erweckt. War es ein Donnerſchlag?

Frauen und Diener kommen von beiden Seiten aus den Gallerien, und eilen durch den Haupteingang.

Erichſon.

Ein mächtiger: er wandelt Nacht in Tag —
Die Burg iſt wach — auch Asla ſeh' ich nahen.

Dritte Scene.

Asla, schmucklos wie Irma gekleidet, kommt aus der Gallerie links. Irma. Erichson.

Asla

wirft sich in heftiger Bewegung in Irma's Arme.

Oh, meine Mutter! — Hochgelobt sei Gott —
Für diese Augen, daß sie Blendwerk sahen!

Irma.

Was ist dir, Asla? Bleich kamst du geflogen,
Und plötzlich wird dein Antlitz wieder roth,
Wie von der Glut des Nordlichts überzogen.

Asla.

Es sind des Blutes frei gewordne Wogen,
Die Schreck und Angst gebannt hielt in der Brust.

Irma.

So war es dennoch, was ich, unbewußt,

Ob's in mir oder außer mir geſchähe,
Zu ſehen glaubte? — Ritter, iſt das Wacht,
Die Flammen nicht gewahrt in ſolcher Nähe?

Erichſen macht eine Bewegung zu reden, ſchweigt aber, weil Asla das Wort nimmt.

Asla.

Was ſchiltſt du ihn? Steht es in ſeiner Macht,
In meinen Adern Ruhe zu gebieten,
Wie in den Gängen dieſer Burg? Zur Nacht
Vor böſen Dünſten mein Gehirn zu hüten,
Und meinen Schlaf zu ſchirmen vor dem Traum?

Irma betroffen.

Ein Traum? Auch du? —

Asla.

Ein fieberhaftes Brennen,
Bald Qual, bald Luſt. Noch weiß ich ſelber kaum,
Ob ich es Traum ſoll, ob Erſcheinung, nennen.

Irma.

Wie ſeltſam! So, genau ſo iſt's auch mir.
Erzähl' den Traum!

Asla.

Verlang' es nicht — nicht hier:
Des Dritten Ohr macht deine Asla blöde.

Irma.

Entfernt euch, Ritter!

Cherchion geht ab. Asla iſt inzwiſchen ganz in den Vordergrund getreten. Irma ſtellt ſich ihr gegenüber.

Schildre dein Geſicht!

Asla,

nachdem ſie einige Augenblicke ſich geſammelt hat.

Erwart' es nicht in kindlich klarer Rede,
Wie du gewohnt von deiner Tochter biſt.
Das iſt vorbei! die Klarheit meiner Seele —

Mich dünkt, du nanntest sie sonst Kinder-
sinn —
Floh mit der Ruhe dieser Nacht dahin,
Und kehrt nicht wieder! Welche Wort' ich
wähle;
Glaub' nimmer, daß ihr Inhalt Wahrheit ist,
Nein, wie vorhin! Wieviel ich dir erzähle;
Wiss im Voraus, daß ich dir mehr verhehle! —
Ich kann nicht anders, wie ich mich auch
quäle.

Der Felsenquelle spiegelnder Kristall
Ist über seines Beckens Rand gestiegen,
Und rings umher berührt er überall
Naschhaft die Blumen, die ihm nahe liegen —
Und wie im Winde seine Wellen spielen,
Und er sich hebt zu ihrer Kelche Kuß;
Leckt er den dürren Sand von ihren Stielen,
Und kommt getrübt vom flüchtigen Genuß.

Es ist vorbei! darfst Asla nicht mehr
trauen,
Kannst nicht den Grund mehr ihres Busens
schauen!

Irma.

Wie ſeltſam ſind' ich dich geſtimmt — geſinnt
Möcht' ich nicht ſagen! — Sammle dich, mein Kind.

Asla.

Dein Kind? — Nenn' mich nicht mehr mit dieſem Namen!
Ich bin nicht Kind mehr; auch das deine nicht —

Beide Hände gegen die Bruſt drückend, mit vertiefter Stimme.

Das fühl' ich in mir, wie des Todes Saamen!
In einer einz'gen, ſchwülen Nacht zerbricht
Der mächt'ge Trieb im Korn ſein ſchmal Gehäuſe,
Und üppig ſchießt er auf in Halm und Aehre,
Daß ihn die Sichel von der Wurzel reiße,
Und weg vom Boden ihn der Rechen kehre.
So iſt's mit mir! Verſcheucht iſt Asla's Frieden!

Vom Kinde hat das Mädchen ſich geſchieden,
Ich bin dir nichts mehr — gar nichts! Gieb mich auf!

Irma.

Asla! Unſchuldig Weſen! Dich verwirre.
Des raſchen Blutes ungewohnter Lauf.
Es iſt dein Herz nicht, das ſich hat verirret;
Es iſt der Geiſt, der noch das Herz nicht kennt.
Wenn dich auch Kind noch meine Lippe nennt,
Der Jungfrau wird ſie leicht das Räthſel löſen.
Sprich es nur aus, gern ſ.h' ich dich — erröthen;
Und wenn ich je dir Mutter bin geweſen,
Jetzt bin ich's mehr, du haſt ſie mehr vonnöthen.

Asla.

Wenn du mich liebſt, fühlſt du in deiner Bruſt

Die Möglichkeit, je davon abzulaſſen?
Mich weniger zu lieben? gar nicht? mich —
zu haſſen?

Irma.

Du fragſt, wie ich's noch nie von dir vernommen.
Ich kann es nicht, dein Herz iſt ſich's bewußt.

Asla.

Nun ſieh, ich kann's. Mir iſt die Macht gekommen,
Die ſchreckliche, das heilige Gefühl
Der Kindesliebe von mir abzuſtreifen;
Wie ein Gewand, das mich beengt im Spiel,
Und meinen Fuß umſtrickt mit ſeinen Schleifen.
Ich fühl' in mir ein ſeltſam fremdes Walten,
Die Ahndung einer nie gekannten Luſt
Hat ſchnell und tief mein Innerſtes geſpalten.
Ein drittes Weſen lebt in meiner Bruſt,

Um das ich euch — dich und den Vater — hassen,
Euch fluchen könnt', und euch im Tod verlassen.

Irma lächelnd.

Dein Nachtgesicht lehrt mich das meine deuten.
Von Feuersgluten wähnt' ich dich umfangen;
Es war die Rede nicht von künft'gen Zeiten
In meinem Traum, er ist schon ausgegangen.
Die Flamm' ist da, sie brennt auf deinen Wangen;
Doch sei getrost, sie senget dir kein Haar.
Ihr milder Nam' ist — jungfräulich Verlangen,
Es ist die Zeit, du zählest sechzehn Jahr.
An mir und Ingurd hat dein Herz gehangen
Mit einzigem und ungetheiltem Streben;
Jetzt zieht der zweite Pol es mächtig an,
Es fühlt bestürzt sich in der Mitte schweben,
Und glaubt sein Glück verloren gegen Wahn.
Wohl ist's ein Wahn, doch mehr werth, als das Leben!

Wie mich einſt, Asla, mög' er dich beglücken!
Er kann dich führen auf verſchlungne Bahn;
Doch du biſt gut, die Kindesliebe kann
Er nimmermehr in deiner Bruſt erſticken.

Asla.

Er kann es nicht? — Er hat's im Traum gethan.
Ich weiß es wohl, daß Träume nicht enthüllen,
Was künftig iſt; doch was du fühlſt im Traum,
Lieb' oder Haß, hat dir im Buſen Raum,
Und was du träumend willſt, das ſchläft in deinen Willen.

Nach kurzer Pauſe.

Ein junger Ritter, glänzend wie der Tag,
Zog her von Oſten mit bewehrten Schaaren.
Er zog vorüber, und mein Blick ihm nach,
Ihm nach der Wunſch: Entrinne den Gefahren!

Ein andres Heer von ſtahlbedeckten Leuten
Zog her von Weſten, dunkel wie die Nacht,

Und fing ſich an im Wlachfeld auszubreiten,
Und ſich zu ordnen, wie zur blut'gen Schlacht.

Vernichte ſie! rief ich empor zum blauen
Gewölb' des Tags: Gieb Sieg des Ritters Speer! —
Da trieb mich's, achtſam wieder hinzuſchauen,
Und ich erkannte — König Ynguds Heer.

Und ich erkannt' auf Schaumbedecktem Pferde
Des Vaters Federſtraus und Helm und Schild,
Und wirbelnd hob der Staub ſich von der Erde,
Und Schlachtgewühl bedeckte das Gefild.

Da war's, als faßt' es mich mit rauhen Händen,
Und wollte theilen die beklomme Bruſt;
Doch immer nach dem Ritter ſich zu wenden,
Zwang meinen Blick ein ſchauerlich Geluſt.

Und ſiegreich ſah ich ſeine Fahnen wallen,
Und freudig raſch flog mir das Blut durch's Herz:

Des Königs Banner sah ich niederfallen,
Der Normann floh — ich fühlte keinen
Schmerz.

Doch plötzlich stand die Flucht. Ich hört'
ein Fluchen
Von Yngurds Stimme; sah ihn Löwengleich
Sich wenden, und den zarten Ritter suchen,
Und meine Wangen fühlt' ich kalt und bleich.

Der steile Fels, von dessen Spitz' ich
schaute —
Als sollt' ich nicht erblicken, was geschäh —
Wuchs in die Wolken, daß mir schwindelnd
graute:
Doch nieder zog mich's aus der stillen Höh.

Und tiefer stets, halb fallend, halb getragen,
Sank ich herab. — Oed' war das Kampf-
gefild.
Der Ritter lag — — der Ritter lag erschlagen,
Zerschmettert! und weit von ihm lag sein
Schild.

Und ſeitwärts ſah ich, nach des Waldes Nächten,
Den König fliehn, ſein Haar des Sturmes Spiel.
Das meine riß ich wild aus ſeinen Flechten,
Und rauft' es mir, und ſtürzt' auf den, der fiel —

Und fluchte dem, der floh vom blut'gen Werke —
Ich wußt' es wohl, daß es mein Vater war —
Und dennoch —

Irma

in höchſter innerer Bewegung.

Oh, hör' auf! Des Mannes Stärke
Hält das nicht aus — mir ſträubet ſich das Haar!

Asla.

So auch im Schlaf war's; ſo erſchienſt du mir,

Ein ſtarrer Schmerz, ein leichenhaft Entſetzen.
Von des Erſchlagnen Locken feſtgehalten,
Und rings umſchlungen, wie von Jägernetzen,
Fühlt' ich den Schweiß auf meiner Stirn' erkalten,
Und wollte los, und konnte nicht zu dir;
Und ſah dich ängſtlich, ſterbend nach mir winken,
Und ſah's um mich, wie Wetterleuchten, blinken,
Und hört' es toſen, wie wenn Donner ſich
Dem Sturm vermählt! — Und endlich rafft' es mich
Empor, und — zweifeln könnt' ich noch, ob ich
Erwacht ſei, ſäh' ich nicht von der Geſchichte
Den düſtern Eindruck ſtehn auf deinem Angeſichte.

Irma

mit ſichtbarer Anſtrengung, ſich zu faſſen.

Ein Traum iſt nichts — bedeutet nichts, fürwahr!

Bewegtes Blut wirft ſeinen Schaum auf, wie
Bewegtes Waſſer. Darin iſt kein Sinn,
Ob er ſich ſo geſtaltet, oder ſo. — Ich bin
Gariffen, ja! Wie ſollt' ich nicht? Noch nie
Haſt du ſo ſtark geſchildert und ſo klar,
Was du gefühlt. — Ich hab' in böſen Stunden,
Die längſt vorbei ſind, Aehnliches empfunden.
Ich war ein glücklich Kind — ein glücklich Weib —
Zu früh zwar ſchied der Mutter Geiſt vom Leib;
Doch innig, wie die Pflanz' am Boden, hing
Mein Herz am Vater. Seine Lieb' umfing
Mein ganzes Leben. Selbſt der Königsſinn,
Der ungern ſich mit niederm Blut verbindet,
Schmolz an dem Feuer, das mein Herz entzündet:
Er gab die Tochter ſeinem Ritter hin,
Und in der Einigkeit der ſchönſten Triebe
Fühlt' ich dein Keimen, Frucht beglückter Liebe.

Da ward ich frech vom Boden ausgeriſſen —
Vom Vaterherzen!

Mit unaufhaltſam ausbrechendem Schmerz.

Die Geſchichte bricht
Mein Herz noch, wie ſie ſeines hat gebrochen.

Asta.

Siehſt du es wohl? Ich hätte ſchweigen müſſen,
Doch haſt du nie von dieſem Schmerz geſprochen.

Irma ſich faſſend.

Es taugt dir nicht, ſo Quälendes zu wiſſen.
Auch ohnedieß hätt' ich' dein Nachtgeſicht
Nicht unbewegt gehört. Wer träumt, der lebt,
Iſt glücklich und unglücklich — er empfindet;
Und wenn er wachend uns den Traum verkündet,
Regt ſich das Mitgefühl. — Nur Aberglaube webt

Aus Träumen Stoff ſich zu Bekümmerniſſen.
Vergiß das, Kind! Vergiß den klaren Ritter,
Bis er erſcheint, und ſelbſt dir Bürge wird,
Daß ihn der König nicht im Kampf getödtet.

Vierte Scene.

Irma. Asla. Erichſon. Später Frauen der Königin. Zuletzt Jarl.

Erichſon.

Vergönnt ihr, Herrin, zu berichten?

Irma.

Redet!
Was iſt geſchehn? Eu'r Auge ſcheint verwirrt.

Erichſon.

Ich komm' aus der Kapelle; das Gewitter
Hat Unheil angerichtet —

Irma.

Hat der Strahl
Gezündet? Brennt die Burg?

Erichſon.

Nein, aber allzumal

Die Köpfe d'rinn, der Männer wie der Frauen,
Der Diener wie der Knappen: alle hat
Ein Wahn ergriffen, und ein furchtsam Grauen.

Irma.

Ist's ihnen neu, des Blitzes Spur zu schauen
An heil'ger Stelle?

Erichson.

Herrin, in der That,
Man kann's nicht ohn' ein wenig — Frost erblicken.
Ein Blitz ist denn doch nur ein Wurf der Luft,
Der zünden kann, und einen Stein verrücken:
Der aber hat das schwere Eisenthor,
Das liegende, der königlichen Gruft
Gerissen aus den rost'gen Angeln, und
Hinabgeschleudert, daß des Todes Mund
Weit offen steht, als hung'r' ihn; und ein Duft
Von Moder ziehet aus der Tief' empor.

Irma

mit innerer Bewegung kämpfend.

Ein Zufall — ſchauerlich, und weiter nichts!
Doch der metallnen Särge ſammtne Decken
Sind brennbar — ſteigt hinab.

Erichſon.

Ich that's. — Wahrt euch vor Schrecken!
Ich ſah bei'm rothen Schein des Fackellichts
Die Leiche König Ottfrieds —

Irma.

Raſet ihr?

Erichſon.

Der nachgedrungne Haufe ſah's mit mir.
Zerſchmolzen hat der wunderbare Strahl
Des Eichenſarges ſilbernes Gehäuſe,
Zu Staub des Deckels Holz zermalmt, und offen,
Wie man dem Volk nach hergebrachter Weiſe

Die Königsleichen zeigt im Krönungssaal,
Liegt euer Vater da; doch ungetroffen,
Als ob Zerstörung nichts am Tod vermöchte.

Irma wankt.

Asta zu ihr eilend.

Gott! meine Mutter!

Erichson

zu einer von Irma's Frauen, die eben eintritt.

Springt der Fürstin bei!

Irma

in Asta's und der Dienerin Armen taumelnd sich erholend.

Wenn ich nur träume; oh, so weckt mich auf!
Das ist, Natur, nicht dein gemeiner Lauf,
Es faßt mein Haus der Arm der obern Mächte!

Erichson besorgt.

Ich bitt' euch, Herrin, schweigt, wie es
auch sei.

Irma außer ſich.

Laßt mich hinab! Ich will den Vater ſchauen.
Er ſtarb — ich ſah ihn nicht — laßt mich hinab!
Um meinetwillen borſt ſein feſtes Grab —
Ich will ihn ſehn.

Mehrere Frauen treten eilig durch die Hauptthür ein.

Erichſon.

Nein, Königin, für jetzt
Steht ab davon! — Zurück, geſchwätz'ge Frauen,
Auf eure Zimmer! Eure Thorheit ſetzt
Die Wacht' in Angſt, und füllt die Burg mit Grauen.

Die Frauen entfernen ſich.

Ich bitt' euch, Herrin, ſammlet eure Geiſter!
Schon iſt der Wahn des Burggeſindes Meiſter,
Doch nur zur Hälfte kennet ihr den Grund.
Was auch geſchah im ſtillen Reich der Leichen,

Das der Lebendigen bringt ſchlimm're Zeichen.
Die Grafen und die Herr'n von Egröſund,
Von Biörneland, und Rös, und Durdal halten
Gewappnet vor der Burg.

Irma.

Zur Mitternacht?
Was wollen ſie?

Erichſon.

Sie ſind, nach ihrer Rede,
Als Kronvaſallen, und als Reichsgewalten,
Durch Briefe, die Eilboten überbracht,
Vom König hergebannt zu Rath und Fehde.

Irma.

Von Yngurd? Laßt ſie kommen.

Erichſon.

Hehe Frau

Mit eurer Gunſt, das fordert Ueberlegung.
Das Burgvolk iſt in fiebriſcher Bewegung,
Wie ſchon geſagt. Ich muß geſtehn, ich trau'
In ſolchen Augenblicken niemand mehr.
Die Knappen faſeln von geſchlagnem Heer —
Von König Ingurds Fall —

Irma.

Gott! Ritter, tödtet
Nicht langſam mich! Empfingt ihr Kunde?
Redet!

Erichſon.

Die Silbe, Herrin, die ich weiß, und euch
Verſchweige, mag die Hirnſchaal' mir zerſprengen.
Allein ihr wißt, wie manche noch im Reich
An Ottfrieds ſogenanntem Sohne hängen,
Zumal die Reichsherrn. — Vorſicht iſt das Beſte.
Ich hab' den Ritter Jarl hinabgeſandt,

Bei Fackelſchein zu ſchaun die neuen Güter,
Und ihre Briefe von des Königs Hand.

Jarl tritt ein mit den Schriften.

Sind dieſe richtig; ſo —

Jarl.

Sie ſind's. Die Herren
Vertrauten ſie mir ohne Widerſtreben,
Und hießen mich in eure Hand ſie geben.

Irma empfängt dieſelben und lieſt.

Erichſon.

Ihr ließt ſie ein?

Jarl.

Von wenig Reiſigen
Sind ſie begleitet, und vor wenigen
Braucht die bewehrte Burg ſich nicht zu
ſperren.

Irma.

Ich will sie sehen.

Jarl ab.

— Wird denn nimmer Ruh
In diesem Reich des Haders?

In Asla, welche diese Zeit über, in sich versunken, mit Arm und Haupt auf dem Piedestal einer Säule ruhte.

Asla! du
Bist nicht bei mir — Sei wach! Nimm Theil!
Ich fühle,
Daß Dinge nah'n, die Mitgefühl begehren.

Asla

mit dem Ausdruck des Selbstvorwurfs.

Ich sagt' es dir: ich kann's nicht mehr gewähren;
Was dich bestürzt, lockt mich, wie süße Spiele.

Sie nimmt die vorige Stellung, in welcher sie bleibt bis an das Ende der folgenden Scene.

Fünfte Scene.

Irma. Asta. Erichson. Nös. Egrésund. Biörneland. Ourdal. Hinter den Ankommenden Jarl.

Nös.

Dem Herrn in Norweg Gut und Blut und Leib,
Der Tochter Ottfrieds Gruß und Ritterdienste.

Irma.

Dank euch, erlauchte Herr'n, für Mann und Weib.
Stets rechn' ich, euch zu sehn, mir zum Gewinnste,
Empfang' euch gern, wär's auch zur Geisterstunde.

Egrésund ängstlich.

War's möglich, kamen wir am Morgen an:

Doch iſt die Zeit nicht Ingurds Unterthan,
Und Weg und Wetter nicht mit ihm im Bunde.

Irma

mit vermehrter Güte.

Was bringt ihr mir von eurem Herrn für Kunde?

Egréſund.

Wir kommen, ſie zu holen.

Irma.

Wie? ihr kennet
Die Urſach nicht von dieſen Briefen?

Egréſund.

Nein.
Es wär uns lieb, wenn ihr ſie bald uns nenntet.
Es muß dem Reich verborgnes Unheil dräun,

Daß man so schnell vom West- und Süder-
strande,
Wo wir gemacht, daß nicht der Däne lande,
Uns nach der Burg beschied mit Roß und
Mannen

Irma befremdet.

Wie, Grafen? Ihr erscheint mit Heeresmacht?

Earösund.

Ja.

Erichson zu Jarl.

Sperrt die Burg! Verdoppelt Wehr und
Wacht!
Laßt niemand ein, und niemand auch von
dannen!

Jarl ab.

Durdal lacht.

Seid ihr bei Trost, Herr Erichson? Was macht
Ihr für Gesichter, als wär der Feind vor'm Thor?

Erichſon.

Ich bin der Burghort, Herr, man ſieht ſich vor.

Durbal.

Wenn euch die Furcht vor unſren Fahnen plagt,
So könnt ihr ſterben d'ran, eh' ihr ſie ſehet.
Wir ſind voraus; bevor's nicht hell getagt,
Kommt nichts, was nicht in Meilenſtiefeln gehet.

Erichſon.

Steht's in dem Brief, daß ihr ſo kommen ſollt?

Egröſund.

Ja! ſo verſtanden wir's: „Zu Rath und Fehde —"
Zum Rathe nur genügt Gedank' und Rede.

Erichſon.

Kann ſeyn, und nicht. Was einer hat gewollt
Mit Wort und Schrift, erklärt er ſelbſt am beſten.

Irma.

Bis Botſchaft kommt von Yngurd, wird man euch
Begegnen, wie des Hauſes liebſten Gäſten.

Erichſon.

Die man nicht fortläßt, wenigſtens nicht gleich.

Biörneland ſteht.

Ich nehm' es ernſtlich, daß ihr uns verdächtigt.
Uns feſtzuhalten — wer hat euch ermächtigt?
Ihr ſeid der Burghort, wir die Reiches horte.
Der Krone Norwegs ſind wir zugethan
Kraft alter Urphed' unſrer freien Orte;
Der König ſelbſt empfängt den Lehenmann
Von Biörneland an ſeines Saales Pforte.

Irma beſänftigend.

Bewaffnet Volk nur darf der Burg nicht nah'n.

Das meint der Ritter, weiter nichts. Um Worte,
Ich bitt' euch höchlich, fangt nicht Hader an.

Nös

mit edler Haltung in Geſtalt und Ton.

Der Stände Worte, Herrin, hatten Wucht
In König Ottfrieds, eures Vaters, Ohren,
Und — Ottfried war als Norwegs Herr geboren.
Doch Yngurd, der erkorne Herrſcher, ſucht
Die Reichsgewalt bisweilen zu entbehren.
Er hält ein eignes Heer, das, ſtets gerüſtet,
Im Frieden ſich in's Haus des Bauern niſtet,
Und, giebt es Krieg, um Sold und Beute ficht.
So war's bei Ottfried, eurem Vater, nicht.

Irma.

Graf Nös!

Nös.

Ihr thätet gut, ihn anzuhören.

Der König iſt ein großer, tapfrer Mann,
Sein Name hebt des Normanns ſtolze Bruſt —
Des edlen Willens iſt er ſich bewußt;
Doch ſcheint's — er will zu Zeiten, weil
er kann.
So war er nicht, als er das Reich gewann.

Irma.

Was wolt ihr mir? Soll ich des Königs
Rechte
Entgegen ſeinen Unterthan vertreten?

Rös

nahert ſich ihr, faßt ihre Hand und küßt ſie mit
gebognem Knie.

Ihn ſanft zu leiten, darum ſeid gebeten.

Irma tief bewegt.

Ihr trefft mein Herz. — Oh, daß ich es
vermöchte,
Des edlen Leuen raſche Kraft zu zügeln!

Graf Nös, ich acht' euch hoch — kenn' euch durch eure
Gemahlin Bera, meiner Jugend theure
Geſpielin. Seid mein Freund! Ihr ſeht die Wände
In eurer Fürſtin naſſem Blick ſich ſpiegeln —
Nehmt meines Ynzurd Sach' in eure Hände!

Nös.

Es iſt hier niemand, der ihr abhold wär.

Irma.

Das machet mich nicht ruhiger. Vom Heer —
Als wär's verſchlungen von der Erde Klüften —
Hab' ich ſeit ſieben Tagen keine Mähr!

Nös.

Der König lebt, das bürgen dieſe Schriften.

Irma.

Die Briefe, Nös, ſind älter, als mein Kummer,

Sie mehren ihn — ſie deuten auf Gefahr,
Und Angſtgebilde ſcheuchen mir den Schlummer;
Selbſt die Natur —

Nös.

Ihr ängſtigt euch, fürwahr,
Um Dinge, die vom Kriege nicht zu trennen.
Der Weg iſt weit, das Wetter rauh geworden,
Die Schluchten durch das Hochgebirg' im Norden
Sind voll von Schnee, der von den Gipfeln rollt —
Da hört das beſte Rennthier auf, zu rennen,
Und ſpäter kommt der Bot', als er geſollt.

Ourdal gutmeinend.

Laßt euch das lieb ſeyn. Kann er nicht herüber,
Der Bote: nun, ſo iſt das Heer hinüber,
Und man kann ſagen: Wir ſind über'n Berg.
Wird auch einmal ſo'n Bote d'rinn begraben:

's iſt beſſer, als ging's ganze Heer zu Grund,
Wie wir die traurigen Exempel haben.

Irma gedrängſtiger.

Durdal!

Durdal.

Ja, ja! Das iſt nicht ſo ein Zwerg
Von einem Berge, wie ſie einzeln, und,
Gleich Buckeln auf dem Schilde, hier ſich finden.
'ne Felskett' iſt's mit düſtern Schluchtgewinden,
Und hat der Feind die Päſſ' und Gipfel innen;
So ſteckt ein Heer, wie Fiſch' im Neh, darinnen —
Von oben kommen Föhrenſtämm' und Felſenſtücke,
Und brechen Haufenweiſe die Genicke
Ohn' Anſehn der Perſon — und Mähr und Mann,
Feldherr und Knapp' kommt um; nicht einer kann
Dem bittern Tod als Todesbot' entrinnen.

Irma

wendet ſich von ihm.

Asla! Wach' auf! Hilf dieſe Qual mir tragen!

Ingurd iſt todt!

Asla richtet ſich auf, und ſieht ſie mit weit offnen Augen an.

Du ſtarrſt mich an? ſo wild?

Asla.

Es iſt nicht wahr! — Der Ritter liegt erſchlagen —

Zerſchmettert! und weit von ihm liegt ſein Schild.

Sechste Scene.

Die Vorigen. Jarl. Bald darauf Yngurd in einfacher, dunkler Rittertracht.

Jarl lebhaft.

Botschaft vom Heer!

Irma.

Wie lautet sie? Geschwind!

Jarl.

Fast wunderlich, wie jetzt die Zeiten sind:
Der König naht.

Alle.

Der König?

Jarl.

Wie ich sage.

Irma.

Er ſelbſt? Was will das — Oh, Graf Nös, ich zage
Vor'm nächſten Augenblick. — Wer ſagt es an?

Jarl.

Geſchloßnen Helms ein edler Nordermann.

Durdal.

Beruhigt euch; er lebt doch, wenn er kommt.

Irma.

Glaubt ihr, daß dem ein ruhmlos Leben frommt?
Vagurd iſt todt; ward er zur Flucht gezwungen.

Durdal.

Wär's erſte Mal.

Vagurd tritt ein mit gräbleſnem Viſir.

Jarl.

Der Ritter, hohe Frau.

Irma mühſam gefaßt.

Was bringet ihr von unſrem Herrn?

Ygurd

durchläuft den Kreis der Anweſenden mit dem Blick und nimmt den Helm ab.

Genau,
Was einer von ſich ſelbſt vermag zu ſenden.

Irma

wirft ſich an ſeine Bruſt.

Ygurd!

Asla erſchüttert.

Mein Vater!

Sie will zu ihm, bleibt aber zweifelnd ſtehen, tritt dann an ihren vorigen Platz und verſinkt wieder in ſich ſelbſt ohne alle Spur von Theilnahme.

Irma.

Oh, wie wird das enden? —

Du kommſt allein, in ſchlichter Rittertracht —
Allein vom Heer — in dieſer wilden Nacht?

Yngurd.

Zum Boten hat mich — König Alf gedungen,

Sich zu den Rittern wendend.

In ſeinem Namen red' ich zu den Ständen.

Egröſund beiſeite.

Mag Gott vom König alles Unheil wenden!

Yngurd.

Eu'r König — ſo ſpricht Alf, der Fürſt der Danen,
Durch mich, Yngurd von Leſſö, Bauersmann,
Den unverdient Held Ottfried liebgewann —
Eu'r König iſt Oſcar, Brunhildens Sohn!
Den Bauer ſtoßt herab von Norwegs Thron,
Und — lacht zu Irma's, lacht zu Asla's Thränen.

Biörneland.

Herr, wenn ihr ſcherzt, ſo iſt's ein wenig bitter;
Die hier euch hören, ſind getreue Ritter.

Yngurd.

Getreu? Der Sturm zerreißet Ankertaue,
Und was iſt gegen Ankertau' ein Eid?
Mit Füßen tritt ihn Oſtlands Fürſt — ihr ſeid
Schlicht Rittervolk, und wollt, daß ich euch traue?
Der Sturm iſt nah, den mürben Strang zu reißen;
Alf hat mit Oſtland Bündniß, und ſein Schwert,
Zu Land und See, iſt wider mich gekehrt;
Ich rath' euch: Geht, willkommen ihn zu heißen.

Rös.

Mein theurer König! Warum häufſt du Schmach
Auf unſrer Ahnen tadelfreie Schilder?

Yngurd.

Ich tad'l' euch nicht. Oſcar, der Knab', iſt milder,
Als Yngurd. Freundlich, wie ein Frühlingstag,
Geht er dem Normann auf. Der Stern der Nacht —
Mit blut'gem Schweif — hat ſeinen Lauf vollbracht.
Das Heldenthum — glaubt mir, daß ich es fühle —
Beglückt kaum Einen; Ruh und Frieden viele —
Ich geb' es auf.

Er hält einen Augenblick inne; da niemand antwortet, fährt er weicher fort.

Mir iſt auf Leſſö noch
Vom väterlichen Erb' — ein Feld geblieben,
Ein enges Haus und d'rinn ein kleiner Herd —
Kein Königreich, doch meinem Herzen werth,
Wie die Erinnerung an ſeine Lieben.

Dort will ich hin! — ein ſeltner Schritt —
und doch,
Ihr werdet's ſehn: die werden mich begleiten!
Die Tochter Ottfrieds — ſeine
Enkelin —
Ihr werdet's ſehn, daß ſie mit ſtillem Sinn
Dem Pflüger Ingurd Bett und Mahl
bereiten,
Die Sichel führen mit geübtem Schwunge,
Beim Garbenbinden nicht die Hände ſchonen,
Und Erndtekränze tragen ſtatt der Kronen.

Durdal

fällt tief ergriffen vor dem König nieder.

Herr! Willſt du mich vernichten mit der
Zunge?
Reiß mir die Bruſt auf, wenn du ſehen willſt,
Für wen ſie ſchlägt!

Egrésſund.

So thu auch mir!

Und mir!

Nös

die Hand auf der Bruſt.

Wie Flammen brennen deine Worte hier,
Sprich deutlich aus, was du darin verhüllſt.

Ingurd.

Ich hab's gethan. Alf kommt, für Oſcars Rechte
Die alten Kämpfe blutig zu erneun.

Ourdal aufſtehend.

Er komme! Kommen eines Welttheils Mächte!

Ingurd.

Mein eignes Heer iſt tapfer, doch zu klein
Für ſolchen Feind; und ob ich's auch vermöchte,
Zu widerſtehn — es koſtet Normannsblut.

Biörneland.

Den letzten Tropfen für der Reichsgewalten
Erwähltes Haupt! Dein Recht allein
ist gut,
Du ſchwurſt, wie wir; wie wir auch mußt
du halten.

Yngurd

nach kurzer Stille.

Ihr mahnt mich daran? — Wenn ihr übel thut,
Euch meßt es bei. Ich will den Eid nicht
brechen.
Folgt mir, geheim vom Kommenden zu
ſprechen.

Er geht in die Gallerie rechts ab, die Reichsherren nebſt Erichſon und Jarl folgen ihm.

Irma.

Asla, du träumeſt! Fühlſt du nicht die
Macht,
Die grauſend waltet über dieſer Nacht.

Aſta.

Wohl fühl' ich ſie; nur weiß ich's nicht zu ſagen,
Verworren in mir ſchwimmet Bild in Bild —
Nur Ein's iſt klar: Der Ritter liegt erſchlagen —
Zerſchmettert! und weit von ihm liegt ſein Schild.

Indem beide gehen, fällt der Vorhang.

Zweiter Akt.

Erſte Scene.

Gegend am Meer, auf beiden Seiten von Felſen begränzt, welche im Hintergrunde eine ſchmale Ausſicht auf die See offen laſſen. Sonnenaufgang. **Droll** und **Knaut** vor ihren, zu beiden Seiten ſichtbaren Hütten, mit Fiſchergeräthſchaften beſchäftiget.

Droll.

Das war 'ne Nacht! — als ob der Beelzebub
Selbſt in die Welt hineinblieſ — Schub
auf Schub!
Sie wär geplatzt, wie 'ne Fiſchblaſe platzt,
Wenn Platz da wär

Knaut.

Ei daß dich doch, ſo ſchwatzt!

Drell.

Dafür iſt Wind im Menſchen, daß er rede. —
Nun kommt die liebe Sonn', und hat 'nen Mantel um
Von rothem Tuch, als ob ſie's Wetter ſcheute.
Mich ſoll nur wundern, ob die Schiffe vor der Rhede
Das abgehalten — wie! — Die Dänen rings herum
Stehn unter'n Waffen, wißt ihr, Vetter Knaut,
Die Urſach nicht?

Knaut.

Was kümmert's uns!

Drell.

Nu, ſchaut,

Ich weiß die Urſach: ausgeſchifft wird heute,
So Gott will.

Knaut.

Oder auch der Teufel!

Droll.

Nu, warum?
Der oder jener! Fiſchfang bleibt doch immer.

Zweite Scene.

Droll. Knaut. Ein däniſcher Ritter von zwei Knappen begleitet.

Ritter.

Iſt hier die Bucht, wo Boote können landen?

Droll.

Ja, Herr.

Ritter.

Seid ihr Seekund'ge Lootſen?

Droll.

Nu,
Ich lob' mich nicht, indeß man hat ſie dümmer.

Ritter.

Ein däniſch Schiff ſcheint in Gefahr zu ſtranden,
Es ſetzt die Boot' aus — wollt ihr helfen?

Droll.

Du!
Was meinſt du, Knaut?

Knaut.

Die See geht noch zu hoch.

Ritter.

Es iſt das Hauptſchiff.

Droll.

Oh, deßhalb kann's doch
Zu Grund gehn, wie ein andres. 's praſſelt beſſer,
Das iſt der Unterſchied.

Ritter.

Ein Geldſack, größer
Als ihr, iſt zu verdienen hier. Die Königin
Brunhild', und Oſcar, euer rechter König,
Befinden ſich am Bord.

Droll.

Knaut, woll'n wir hin?
Dergleichen Fiſche hat die See hier wenig.

Knaut.

Möcht' ſie behalten; Einer iſt zuviel,
Wo's irgend zwei im Lande giebt. Indeſſen –
's iſt mit den Klippen hier kein Kinderſpiel,
Und Fiſche ſollen keine Kön'ge freſſen.
Will da 'mal 'rauf ſehn, thut es ernſtlich Noth,
So rudr' ich hin, und ſteure 's her, das Boot.

Er legt ſein Geräth bei Seite, und ſteigt allmählich auf einen der Felſen im Hintergrunde.

Droll.

Sagt 'mal, Herr Dän', ihr ſeid ja wohl zu Lande
In's Land gekommen?

Ritter.

Ja, von Oſtland her.

Droll:

Macht' euch das Yngurd nicht ein wenig schwer?

Ritter.

Er iſt geflohn mit ſeinem Söldnerheer,
Wir zogen links, und ſind nun Herr'n vom Strande.

Droll.

Geflohn? Der Yngurd? Seht 'mal an, das wär!
Sonſt nicht ſein Fach.

Ritter.

Er mußte wohl; wir ſind
Ihm zwiefach überlegen, und Brunhilde
Bringt auf den Schiffen noch zehntauſend Schilde,
Die meiſtens ſchon auf's Trockne ſind gebracht.

Droll.

Die führt die Flotte? Schaut! Ja, die iſt
von der Gilde,
Wer's recht kann, ſchifft im Sieb, und reitet
auf dem Wind.
Wann wird's denn losgehn?

Ritter.

Was?

Droll.

Ei nu, die Schlacht.

Ritter.

Wird keine geben.

Droll.

Schaut 'mal! Hätt' gedacht,
Wenn ihr gewinnen wollt, ſo müßt ihr doch
auch ſetzen?

Ritter.

Der Bauerkönig iſt in unſren Netzen.

Wir ſind ſchon näher ſeinem Sitz, als er,
Und wehn ſeit geſtern Abend nicht das Meer
So bärbös war, daß man nicht konnte landen;
So war Brunhilde dort, eh Irma aufge-
ſtanden.

Knaut

ruft von der Höhe.

Hört 'mal, da unten! 's ſteht nicht gut
um's Schiff.

Ritter.

Was giebt's?

Knaut.

Der Kiel ſitzt feſt auf einem Riff.

Ritter

zu Einem der Knappen.

Eil', ſag's dem Alf! — Was ſiehſt du von
der Höhe?

Knaut.

Nothzeichen, allerlei, die ohne Noth
Die Angſt macht.

Ritter.

Ohne Noth?

Knaut.

Will ſo viel ſagen,
Daß man die Noth auch ohne Zeichen ſähe.
Das wimmelt, drängt und ſpringt und ſtürzt in's Boot,
Daß man die Beine ſieht gen Himmel ragen.

Dreß iſt inzwiſchen, mit einem Horn verſehen, auf den zweiten Felſen geſtiegen und bläſt Nothlärm, während Knaut von der Höhe verſchwindet.

Ritter.

Was blaſt ihr denn, als wolltet ihr den Wölfen
Im Wald weiß machen, hier ſei ihres Gleichen?

Droll.

Iſt für die Fiſchleut' hier herum ein Zeichen,
Daß was paſſirt, wobei ſie ſollen helfen.

Er bläſt ſtärker.

Ritter.

Gut! — aber gräßlich klingt's, wie Feuerlärm.

Droll.

's iſt Waſſerlärm.

Er bläſt noch ſtärker in abgeſetzten Stößen. Andere Nachhörner antworten aus der Ferne.

Hört ihr? 's thut ſeine Dinge
Die Küſt' entlang. So'n Ton bringt in's Gedärm.
Wart, Knaut, ich fahre mit! — Wenn ich was bringe,
So bleibt's bei'm Geldſack.

Er verſchwindet von der Höhe. Das Blaſen dauert noch während der folgenden Scene fort, und verliert ſich endlich in der Ferne.

Ritter

zu dem zweyten Knappen.

Steige dort hinan,
Und gieb Bericht, ich ſeh den König nahn.

Der Knappe beſteigt den Felſen.

Dritte Scene.

Alf mit Gefolge von Rittern, unter ihnen Goldenburg in ſchwarzer Kleidung. Der vorige Ritter. Der Knapp auf der Höhe.

Alf.

Was iſt geſchehn? Was will das Horngeheul?

Der Ritter.

Der Sturmwind, Herr, der in verwichner Nacht
Vom Land her blies, zwang unſre Schiff', in Eil

Die See zu ſuchen. Wir, am Strand auf Wacht,
Sahn einen Dreimaſt dieſer Bucht ſich nahn.
Er führte, wenn wir anders richtig ſahn,
Die Königsfahne.

Alf.

Wie?

Der Ritter.

Die Fiſcher ſagen,
Er ſei geſtrandet.

Alf

erſchrickt, dann laut.

Ruft die Schwimmer auf
Im ganzen Heer, und alles, was den Kahn
Verſteht zu lenken! Für das kühnſte Wagen,
Sagt ihnen, ſei des Königs Gunſt zu Kauf!

Einige aus dem Gefolge eilen ab. Alf geht unruhig einige Schritte.

Ha! wenn es ſo begönne! So das Ende
Den Anfang übereilte!

Gyldenbrog.

Herr, das wende
Der Himmel, der gerechte Sache ſchützt!

Alf.

Gerecht? Sie iſt's nach meinem Zweck; doch ihr,
Dem jedes Mittel recht iſt, welches nützt,
Ich fürchte, Kanzler, ihr verdarbt ſie mir.
Gerechte Sache meidet Hinterliſt.

Gyldenbrog.

Verzeihet, Herr, um Blut zu ſchonen, iſt
Das, was man Liſt nennt —

Alf.

Die gemeine Rede
Im Rath der Fürſten. Redlich offne Fehde
Wär beſſer. Seit ich ſteh' auf Norwegs Grunde,
Bemahnt es mich, als ſei's zur böſen Stunde,

Als rief mir Danlands Küſte: Komm zurück!
Nicht Yngurd fürcht' ich, aber Yngurds Glück;
Von ſeiner Wieg' an iſt's mit ihm im Bunde.

Eine Stimme hinter der Scene.

Wo iſt der König?

Eine andere Stimme.

An der Felſenbucht.

Alf.

Wer folgt?

Vierte Scene.

Die Vorigen. Ein Oſtländiſcher Krieger unbewaffnet, eilig und verlegen.

Der Oſtländer.

Vom Herzog Oſtlands bring' ich Kunde,
Der mit dem Heer in König Ingurds Rücken
Gelagert wär — Mög' euch der Sieg beglücken,
Wie ihn!

Alf.

Der Sieg? Dein Athem rauſcht
wie Flucht.

Der Oſtländer.

So nennt's der Feind, der mit Verzweiflung ſich
Um ſeinen Heimweg ſchlug: doch — Oſtland wich
Nicht eine Spanne breit — bis —

Alf.

Spar' den Wind

In deiner müden Lunge, Siegesbote:
Der Herzog iſt geſchlagen!

Der Oſtländer.

Herr, wir ſind —
Da ihr's denn einmal wißt — wie Spreu
zerſtoben!
Doch Yngurd ließ Verwundete und Todte
Wie Sand am Meer zurück.

Alf.

Ich muß dich loben:
Du giebſt zum Vorgericht des Leid's die Freude,
Und bringſt den Troſt als Nachkoſt auf den
Tiſch —
Wie ſteht's um Arimbald?

Der Oſtländer wohlgemuth.

Stumm, wie 'nen Fiſch,
Verließ ich ihn. Gerade mit der Schneide,
Und juſt am Hals — ſonſt wär's nicht Redens
werth —

Traf im Getümmel ihn ein Norderſchwert;
Doch ſind, Gottlob, die Schmerzen ſchon verüber.

Alf.

Todt!

Der Oſtländer.

Hein, der Arzt, ſpart' ihm Verband und Fieber.

Alf zu Goldenbrog.

Habt ihr's gehört? Sein Blut komm' über euch,
Der liſtig zum Verrath ihn hat bewogen!

Goldenbrog.

Ich gab den Rath, Herr —

Alf.

Ich hab' ihn vollzogen,
Doch nicht gebilligt; Alf iſt nicht das Reich. —
Wohin zog Ingurd?

Der Oſtländer.

Er entfloh nach Haus.

Alf.

Wie ſtark noch iſt ſein Heer?

Der Oſtländer.

'ne Hand voll Leute,
Der Müh' nicht werth. Indeſſen hört' ich heute,
Er ſchrieb den Heerbann an die Reichsherrn aus.

Alf.

Sie werden kommen?

Der Oſtländer.

Einer meinte, ja;
Ein andrer, nein. Doch hab' ich auch vernommen
Von einem, der von Auslo wollte kommen —
Er log — allein er ſchwur, ſie wären da,
Und ſtark, wie ihr, würd' Ingurd euch begegnen.

Alf.

Nun, Gott ſei Dank! ſo ſind wir fertig mit
Verrath und Liſt, und es wird Streiche
regnen!

Gyldenbrog.

Ich bin beſtürzt, Herr, daß ſich's zugetragen —

Alf.

Ich hoch erfreut, daß es euch fehlgeſchlagen.
Ihr hängt euch ſtaatsklug an des Königs
Schritt;
Der Feldherr Alf darf thun nach innrer
Stimme.
Ihr wollet mir den ſtarken Löwen fangen:
Ich find' ihn frei, und in mir das Verlangen,
Zu meſſen meinen Muth mit ſeinem Grimme.
Jetzt fürcht' ich nichts — nicht Angurd, nicht
das Meer.
Ich ſchäme mich des blinden Schreckes, der
In raſchem Anfall meine Bruſt erſchüttert.

Der Knapp auf der Höhe.

Nennt ihn nicht blind, Herr; es iſt in der That
Das Hauptſchiff, das — ganz nah — geſtrandet hat,
Und das der Wogen wilde Macht zerſplittert.

Alf.

Wie? — Dennoch! — Siehſt du nicht, daß Hülfe naht?

Der Knapp.

Die ganze Flotte ſetzet Boot' in See. —
Auch dürft ihr um die Königin nicht ſorgen —
Um Oſcar nicht: ein leichter Fiſcherkahn
Hat beid' am Bord — er naht — ſie ſind geborgen.

Alf.

Sind ſie's? und beide? Siehſt du recht?

Der Knapp.

Ich ſeh
Das Weiß' im Auge, Herr, in ſolcher Näh.
Der Nachen tanzt zur Bucht — bald — jetzt —
jetzt legt er an.

Alf.

Thut es den Schaaren kund, die uns umgeben.

Zu Goldenbrog.

Ihr — leitet ſie, daß wir ſie hier empfangen.

Goldenbrog verliert ſich zwiſchen den Felſen im Hintergrunde, ein Theil des Gefolges zerſtreut ſich nach beiden Seiten.

Fünfte Scene.

Alf mit dem Reſt des Gefolges. Droll und Knaut. Brunhilde. Oſcar. Gyldenbrog. Hinter ihnen Fiſcher und anderes Normänniſches Volk.

Droll hinter der Scene.

Juchheiſa! Land, Land, Land! und Geld mit Haufen!
Nur mir nach, junger Fiſch! hab' euch gefangen,
Und weiß den Markt, wo ich euch will verkaufen.

Stimmen auſerhalb der Bühne.

Dem König Oſcar Heil und langes Leben!

Andere Stimmen, minder zahlreich.

Brunhilde lebe!

Noch andere, ſehr ſtark.

Alf und Oſcar Heil!

Kriegeriſch begrüßende Muſik begleitet den dreimaligen Ruf.

Droll

unmittelbar vor Oſcar auftretend.

Platz! Platz da! Platz! Ich hab' 'nen Delphin feil.

Alf entgegen gehend.

Seid mir gegrüßt auf Norweg, junger Aar!

Oſcar ihn umarmend.

Oheim!

Alf.

Seid mir in eurem Horſt willkommen!

Brunhilde

wirft ſich an Alfs Bruſt.

Mein Bruder!

Alf.

Faßt euch; ihr ſeid ſchwer beklommen.

Brunhilde.

Mit Müh' noch trenn' ich das, was iſt und war.
Der See Geheul, des Schiffes wildes Schwanken,
Dröhnt nach in mir, und wirbelt die Gedanken. —
Doch fühl' ich Land — Land unter meinen Füßen;
Ich ſeh die Felſen — rauh, doch minder hart,
Als ihr, Normannen, eurer Fürſtin wart —
Und knieend will ich, küſſend, ſie begrüßen.

Sie wirft ſich am Fuße der nächſten Anhöhe auf die Knie.

Alf

tritt zu Oscar, welcher mit dem Ausdruck des Trübſinns im Vordergrunde ſteht.

Erholt euch, Neffe; zeigt dem Volk, dem Heer,
Ein Antlitz, hell, wie Muth und frohe Mähr!

Oſcar.

Wie könnt' ich, Ohm? — Mich zogen dieſe Küſten
Mit unſichtbaren, ſanften Banden an.
Wie Kinder träumen an der Mutter Brüſten,
Träumt' ich von Norweg, ſeit ich denken kann. —
Wie anders ſind' ich's! Mit verworrnem Sinn
Betret' ich der erſehnten Heimath Boden,
Und kann der Ahndung nimmer mich entſchlagen,
Daß ich in Norweg nicht willkommen bin.

Alf.

Es iſt ein Nachklang von gerechtem Zagen;
Ihr ſaht die Pforten von dem Reich der Todten.

Oſcar.

Das Aergre ſah ich, Ohm. Ich ſah das Leben
So unerhört im Preiſe ſteigen, und ſo tief
Im Werthe fallen, daß dem Tod ich rief,

In ſeinen Armen Freiſtatt mir zu geben.
Ich ſah zerreißen aller Ordnung Bande,
Das Mitleid ſterben in der Bruſt; zu Bären
Die Menſchen werden um ein ſchmales Bret,
Und Söhne Vätern Kahn und Balken wehren.
Mir iſt nicht wohl mehr, wo ein Athem weht
Von Menſchenlipp', und Menſch ſeyn, dünkt
mich Schande.

Alf.

Was ihr geſehn, iſt eine gute Lehre
Für Könige. Bewahrt das Volk vor Noth,
Sonſt wird das Reich ein ſcheiternd Schiff
im Meere,
Wo niemand wird gefürchtet, als der Tod.
Beglückt das Volk, und wie der Feind
auch droht;
Ihr ſeid geborgen vor des Neides Rache.

Knaut,

der ſich nach und nach gemäßert.

Das heißt geredt! Herr, ihr verſteht die Sache.

Alf.

Wer biſt du, Freund?

Knaut.

Ein armer Küſtenmann,
Der die da mit gerettet auf dem Kahn.

Alf.

Nenn' deinen Lohn.

Knaut,

den Blick feſt auf Oſcars Geſicht gerichtet.

Gebt meinem Vetter Droll
Soviel ihr denkt, wir theilen uns dann wohl.

Alf auf Droll deutend.

Zufrieden will ich dieſen Fiſcher wiſſen.

Waldenbreg ſpricht leiſe mit einem aus dem Gefolge, welcher mit Droll ſich entfernt.

Knaut wie vorhin.

Dem Knaut vergönnt, des Ottfried Hand
zu küſſen.

Alf.

Sein Nam' iſt Oſcar.

Knaut lebhaft.

Ottfrieds das Geſicht!
Meint ihr, der Knaut ſah König Ottfried nicht?
Ich war dabei, als er vor funfzig Jahren
Den Kroneid that vor'm Volk in Auslo's Burg.
So ſah er aus, wie der da, grade ſo —
Nur war die Miene damals anders — froh!
Und Norwegs Fürſtenband in ſeinen Haaren.
So wie ich den ſah, fuhr mir's durch und durch.
Droll, ſagt' ich, ſoll der Schwarze mir das Maul
Mit Pech verſiegeln, und 'nen Schwefelknaul
Aus meinen Därmen machen; iſt das nicht
Des alten Königs junges Angeſicht.

Drumbilde iſt aufgeſtanden, und nähert ſich mit ſteigendem Antheil.

Der Vetter Droll hat Ottfried nicht gekannt;

Doch traf ſich's juſt, daß er des Herrleins Hand
Ergriff, und in und aus dem Kahn ihm half. —
Die Ehre möcht' ich denn doch auch —

Oſcar ihn umarmend.

Empfange
Des Dankes Kuß auf der gebräunten Wange.

Knaut.

Ach Gott in deine Höh! — Herr König Alf!
Auch das Gemüth des Ottfried, ganz und gar —
Will ich des Teufels ſeyn mit Haut und Haar,
Wenn das ein Baſtard iſt!

Brunhilde.

Der erſte Zeuge
Auf dieſem Strand für meines Bettes Ehre.
Daß Norweg ihn, daß ihn der Welttheil höre,

Und ſchamroth die gemeine Läſt'rung ſchweige
Vor dieſer Bürgſchaft aus gemeinem Munde!

Normann und Dän', ihr liebt mich nicht, ich weiß.
Ihr nennt es Herrſchbegier, nennt's Weiberwuth,
Was heiß mich macht auf König Ynguros Blut. —
Du ſelber, Alf, biſt ewig kalt, wie Eis,
Für meinen Schmerz — in feierlicher Stunde
Ruf ich euch auf: Hört meines Buſens Kunde:

Ausdruck der Aufmerkſamkeit und Neugier unter den Anweſenden.

Als König Ubo überwunden war
Von Ottfrieds Weisheit und von Ynguros Muthe,
Entglomm' ein Funk' in Ottfrieds Greiſenblute,
Und — Ubo bracht' ihm mich zum Opfer dar.
Wohl ſaht ihr Dänen, daß es mich betrübte;
Doch nicht das Aergſte wußtet ihr: ich liebte —

Und wie ich ſchiffte von der Heimath Strande,
Stieß er das Schwert ſich in die treue Bruſt,
Und ging hinüber zu dem beſſern Lande.

Alf erſchüttert.

Unglückliche! Das war mir nicht bewußt.
Graf Egloff —

Brunhilde mit Würde.

Er iſt todt. — Ihm widerfuhr,
Was er verdient mit ſträflichem Beginnen.
Der Knecht ſoll nicht um Königstöchter minnen,
In ihrer Bruſt nicht wecken die Natur,
Die menſchliche, der ſie entſagen müſſen.
Mit ſtarkem Herzen, Hartes auszuſtehn,
Hat Gottes Huld vorſehend mich gerüſtet.
Nie hat nach Liebe wieder mich gelüſtet,
Und — mit unſicherer Stimme: ruhig hab' ich
Irma's Glück geſehn!
Doch ſie hat mir des Opfers Preiß entriſſen!
Mich, und mein Kind, und ihres Vaters
Bette

Geläſtert mit dem Wort wie mit der That —
Vom Nord- zum Südpol blüht der Lüge Saat,
Und nichts iſt, was Brunhildens Ehre rette;
Wird dieſe Schrift hier: „König Ottfrieds Sohn“ —
So leſerlich von der Natur geſchrieben,
Nicht ausgeſtellt auf König Ottfrieds Thron.

Oſcar.

O, theure Mutter, muß ich dich betrüben
Mit dem, was tief in meiner Bruſt ſich regt?
In Oſcar iſt nicht Königsſinn gelegt,
Sein weiches Herz kann leiden nur, und lieben.
Ihr unterwieſt mich, Ohm, im Werk der Fehde,
Ihr lehrtet mich der Waffen rauhes Spiel;
Die Luſt der Jagd auch mußt' ich mit euch theilen,
Und hoch zu Roß das flücht'ge Wild ereilen:
Ich that es treulich, weil's euch ſo gefiel.
Doch tief verwundet mich die Schmeichelrede,
Die von den Lippen eures Hofes quillt.

Bin ich ein Ritter? Leichter iſt mein Schild,
Als jeder andre — leichter Schwert und Lanze —
Mein Roß gezähmt — geübt im Waffentanze
Von fremder Hand. Ich jage, kämpf' — und fühle
Mit heißer Wange, daß ich kindiſch ſpiele.

Alf.

Erwartet, Neffe, von der Jahre Lauf,
Daß er die Kraft mit dem Geſchick vermähle.

Oſcar.

Oh, glaubt das nicht! Das Leben meiner Seele,
Das inn're Leben, zehrt mein Leben auf.
Nach außen ſtrebt in eurer Thatenwelt —
Nach au'en ſtets das gierige Beginnen;
Was mir an Kraft ward, wendet ſich nach innen,
Und unter Scalden nur bin ich ein Held.

In einem Reich von Bildern und von Tönen
Ringt Geist und Herz dem Großen nach, und Schönen,
Und meine Thaten sind — Gesang und Thränen.
Traut dem Gefühl, das mir im Busen schleicht:
Die schwache Pflanz' aus spät gesä'tem Keim
Bringt nimmer Frucht auf diesem niedern Stern.
Wenn sie erschöpft sich hat in bunter Blüte,
Wenn ihre Kraft in Farben still verglühte,
Senkt sie das Haupt — vielleicht von selbst — vielleicht
Von rauher Hand, vom Hauch des Nords berühret.
D'rum bitt' ich euch, laßt alles, wie zuvor!
Bin ich ein König für das Volk des Nor,
Das mühsam Ynguras Löwenkraft regieret?
Wollt ihr den Riesen tödten, und ein Kind
In seine ungeheure Rüstung stecken?
Auf hohem Berg die Ceder niederstrecken,
Die kaum das Haupt beugt im Gewitterwind,

Und eine Lilie pflanzen an die Stelle?
Du, Mutter, haſſeſt Ygurd —

Brunhilde.

Wie die Hölle!

Oſcar.

Ich lieb' ihn nicht; doch ſeiner Thaten Bild
Steht groß vor mir — groß, wie der goldne Schild
Der Sonn' im rothen Dunſt am Himmelsſaume.
An Odin ragt er auf in meinem Traume —
Laßt mich — ihn ſehn!

Brunhilde.

Sehn? Ihn? Biſt du von Sinnen?

Oſcar.

Ja, laßt mich zu ihm! laßt es mich beginnen,
Sein Heldenherz dem Frieden zu gewinnen —
Schickt eine Botſchaft ihm, und laßt mich mit!

Brunhilde.

Unſeliger! Tod brächte dir der Schritt;
Für dich, aus Yngurds Burg, wär kein Entrinnen.

Oſcar ſchwärmeriſch.

Doch lockt's mich hin, wie der Geſang der Schwäne,
Die ſcheidend nach der beſſern Sonne ziehn,
Den Wandrer anregt, daß er heim ſich ſehne.
Dort — flüſtert's in mir — wird die Pflanz' erblühn —
Auch brechen wohl — und dennoch lockt's mich hin.
Die Auslo'eburg — nie hab' ich ſie geſehen,
Niemand beſchrieb ſie mir; doch ihre Hallen ſtehen
Vor meinem Geiſt in ſchauerlicher Pracht.
Ich bin zu Haus in den Gemächern, wo
Die Schweſter wohnt, wo ihre Kleine — nun
Wohl Jungfrau ſchon — mir hold entgegen lacht.

Oft war ich träumend dort, und glücklich —
selig-froh!
Auch da, wo Vaters heil'ge Reste ruhn,
Bin ich bekannt; und — noch ist ein Gemach,
Ein enges, das den Busen mir beengt,
Und das, nach Westen zu, hinausgebaut,
Auf Felsenzacken über'm Wasser hängt.
Oft hab' ich schwindelnd da hinabgeschaut —
Und fiel im Traum, und ward beklommen
wach.
Doch eben dahin lockt's mit Schwanes
Singen —
Laßt mich nach Auslo Friedensbotschaft bringen!

Sechste Scene.

Die Vorigen. Ein dänischer Krieger.

Der Krieger dringend eilig.

Herr, heißt das Heer sich schnell zusammenziehn.

Alf.

Was ist's?

Der Krieger.

Der Yngurd naht.

Brunhilde.

Wer?

Alf.

Seid ihr trunken?

Unruhige Bewegung unter den Anwesenden.

Der Krieger.

Die Helme glühn im Morgenstrahl, wie Funken,

Die unter'm Hammer aus dem Eisen sprühn.
Er kommt von Westen, durch den Föhrenwald,
Der von zwei Bergen in das Thal sich streckt,
Und — wie wir meinten — unsre Seite deckt.

Alf

vor sich, doch laut.

Hat er denn Flügel? — Guter Freund, ver-
schnaufe!
Du sahst kein Heer, es war ein Späherhaufe.

Der Krieger.

Nein, Herr, ein Heer.

Alf.

Wenn auch, es sind' uns kalt.

Brunhilde.

Kalt? Kalt, wenn Yngurd naht?

Zu dem Gefolge.

Sind meine Waffen
Gerettet aus dem Schiff?

Einer aus dem Gefolge.

Rein.

Brunhilde.

Man ſoll andre ſchaffen,
Schwert, Helm und Schild! Die ausgeſchiffte Schaar
Sei Reih' an Reihe meines Winks gewärtig.

Mehrere gehn ab. Einer kommt ſogleich mit den Waffen zurück.

Alf zu einem der Ritter.

Graf, theilt das Heer! Es rege, gleich dem Aar,
Die Fittige, zum Siegesfluge fertig.
Ein Winkel, der, weit offen, Seit' und Seite
Unüberſehlich ausſtreckt in die Weite,
So ſtell' es ſich dem dreiſten Feinde dar.
Wagt er zu nahn; ſoll's tödtlich ihn umarmen.

Brunhilde

ſetzt den Helm auf, hängt den Schild an den Arm, entblößt das Schwert und wirft die Scheide weg.

Die Scheid' iſt überlei. Der Stahl ſoll blitzen,
In Weibes Hand des Feigen Muth erhitzen,
Und — will's mein Stern — in ſeiner Bruſt erwarmen!

Siebente Scene.

Die Vorigen. Ein däniſcher Ritter.

Der Ritter.

Herr! ein Geſandter Norwegs will Geleit
Zu König Alf, und Schwur der Sicherheit.

Alf feierlich.

Zerbreche Henkersland mein Ritterſchwert:
Wird ihm ein Haar auf ſeinem Haupt verſehrt.

Brunhilde.

Wozu der Aufſchub? Laß den Kampf entbrennen.

Alf.

Der Mann iſt weibiſch, der den Feind nicht hört,
Bevor ſie zürnend an einander rennen.

Zu dem Kanzler.

Herr Goldenbrog, ihr ſeht ein wenig bleich.
Der gute Rath, auf den ihr für uns ſinnet,
Macht euch die Stirn kalt, eh' die Schlacht beginnet.

Achte Scene.

Die Vorigen. Ygurd in Waffen, doch ohne die Zeichen der königlichen Würde, bloß von seinem Leibdiener begleitet.

Ygurd.

Norweg grüßt Alf, den König, und sein Reich!

Alf.

Durch wen?

Brunhilde

ihn in's Auge faſſend, heftig erſchüttert.

Ha! Ygurd!

Alle.

Ygurd?

Brunhilde abgewandt.

Haltet, Sehnen!
Erſchlafft — zerreißt bei dieſem Anblick nicht!

Große Bewegung unter den Anwesenden. Man sieht Guldenbrog Befehl geben, das Volk zu entfernen. Es verläuft sich. Einige von Alfs Gefolge bleiben im fernsten Hintergrunde stehen.

Alf.

Ist's Wahrheit? Seid ihr's? Wollt ihr uns verhöhnen?
Ingurd im Lager? mitten unter Dänen?

Ingurd.

Der Bauer trauet, wo ein Fürst verspricht;
Er blickt dem Gegner gern in's Angesicht,
Und gehet selbst, den Nachbar zu versöhnen.

Ihr hadert mit mir um die Norwegskrone;
Ihr wollt ein Spielwerk eurem Schwestersohne,
In dem der Jüngling ringt noch mit dem Knaben?
Ist's nichts als das, sollt ihr gewonnen haben:
Die Kron' ist Oscars, wenn ihr Ein's erfüllt.

Alf.

Wär's möglich, Ingurd?

Goldenbrog.

Herr, ihr wollt euch fügen?
Nennt die Bedingniß! Wenn's Entſchäd'gung gilt —
In Oſtland, Gothland, Finnland oder Rügen —
Wenn's thunlich — und mit Dantands Ruhm verträglich —

Ingurd.

Ihr ſeid der Mann, Herr Kanzler, euch iſt's möglich,
Wenn's Einem iſt.

Goldenbrog.

So eilet, mir's zu ſagen.

Ingurd.

Macht, daß ich Norwegs Krone — nie getragen.

Gyldenbrog

ſieht ihn mit großem Ernſt und halb offnem Munde an.

Wie?

Ynguld.

Dünkt euch das zu ſchwer? Ich laſſe nach:
Betrügt die Zeit — verfälſchet die Geſchichte —
Macht glauben alle, die auf Erden leben,
Was Nord und Süd von Ynguld ſah und ſprach,
Sei eine Fabel, die ſich nie begeben —
Ein Mährchen, wie es Ammenhirn erdichte,
Um Kinder einzuſchläfern — und — bei Gott!
Die Kron' iſt Oſcars, ſonder Scherz noch Spott.
Ihr gafft mich an, als läg's euch vor den Ohren?
Ich merk' es wohl, ihr könnt mich nicht verſtehn —
Ihr ſeid im Staub geblieben, wie geboren.
Mir ward's ſo wohl nicht. Auf des Lebens Höhn

Hat mich das Schickſal — hat mich Gott gerufen,
Und — abgebrochen hinter mir die Stufen,
Gält's eine Welt, ich kann zurück nicht gehn.

Alf.

Ihr wollt nicht Ynguld; euer ſtolzer Sinn
Mag ſich für's Recht der Herrſchaft nicht entkleiden.

Oſcar.

Er kann nicht, Ohm! Oſcar begreifet ihn.
Vom Höchſten kann ſich höchſte Kraft nicht ſcheiden,
Und er muß Herr ſeyn, wie ich ſingen muß,
Und bilden, wenn mich der Begeiſterung Gruß
Geweckt hat, und dem Leiblichen entriſſen.
Mein muß das Reich der Töne und der Geſtalten —
Mein muß es ſeyn, ſo weit der Flügel trägt,
Der wunderſam im Menſchenhaupt ſich regt:
Frei muß die Wildfuhr mit dem Stoffe ſchalten.

Und lähmen würde mich das kleinſte Mäſſen.
So auch der Held. Ihm kann nicht Mind'res genügen,
Als König ſeyn, und keinem Zwang ſich fügen.

Ungured.

Wer ſagt es dir, du Jungfraunangeſicht,
Seltſam geſchmückt mit eines Helden Zügen —
Wer ſagt's dir, wo der Muth des Helden bricht? —
Alf, er ſpricht wahr. Gält's einer Welt Verderben;
Als König nur kann König Ungured ſterben! —
Doch iſt unmöglich d'rum der Friede nicht;
Denn — Jenna's Bett' iſt ohne Reichserben.

Brunhilde

vor ſich, von einem Gedanken ergriffen.

Ha!

Ungured.

Oscar ſei's! Wie Ottfried mich gekrönt

Bei seinem Leben, will ich Oscar krönen,
Und theilen mit ihm, wie's der Kraft gebühret:
Mein sei die Last der Krone, die ihn ziert,
Und — ewig mich zu binden an den Dänen —
Sein Asta's Hand, die mich mit Alf versöhnt.

Alf.

Ihr bietet viel, wenn das Gerücht nicht log.
Schon seh' ich auf der Stirn des Goldenbrog,
Der gern vermählt, den Ehevertrag sich führen:
Doch hier gebühret Ja oder Nein Brunhilden,
Für die das Schwert der Sohn des Uko zog.

Goldenbrog.

Erlauchte Frau, es will mich schier bedünken,
Als — schien es mir, der Vorschlag sei nicht schlecht.

Brunhilde,

eine große innere Bewegung mühsam verbergend.

Es scheint euch; doch — wer sichert Osgars Recht,
Wenn — Irma's Lippen Ungnerds Küsse trinken,
Und noch ein Sohn aus ihrem Schoos entspringt?

Zu Ungnerd, doch ohne ihn in's Auge zu fassen.

Bewilligt noch, was die Gefahr bedingt:
So sei der Bund geschlossen.

Ungnerd grimmig.

Laßt mich's hören.

Brunhilde.

Trennt euch von Irma.

Ungnerd entsetzt, vor sich.

Ha! — Welch fürchterliches Licht,
Das aus der Hölle tiefstem Grunde bricht!

Gyldenbrog.

Herr, wollt ihr noch die Kleinigkeit gewähren?

Yngurd.

Fluch dir, du Knecht, der das für möglich hält!
Alf! Es ist aus. Es wird auf dieser Welt
Nie zwischen mir und eurer Schwester Friede,
Ob Feuer auch die Fluth zu Gaste lüde.
Drum laßt uns fechten, weil's euch so gefällt.
Doch seht euch vor! Die Sache, die ihr führet,
Ist bös genug, daß sie die Tapferkeit
Mit Furcht anstecken könnte, wie die Zeit
Erkranket, wenn Pestodem sie berühret.
Nehmt euch in Acht! denn mir ward prophezeiht,
Als ich mit Ottfried war im Land der Katten:
Es werde seyn das Glück wie Yngurds Schatten,
Und ihn nicht lassen, bis sein letzter Feind
Durch ihn zerschmettert werde vor ihm liegen.

So laßt denn sehn, ob die Druiden lügen,
Und ob es Alf ist, den ihr Spruch gemeint.

Er geht ab. Es herrscht eine kurze Stille.

Alf.

Gott oder Teufel! Er verwirrt die Sinne
Mit Wort und Blick, wie Sturm verwirrt das Haar.
Mir ist so bang', Brunhild', als spräch' er wahr.

Brunhilde laut und heftig.

Stoßt in die Hörner, daß der Kampf beginne!

Während der Vorhang fällt, erschallt kriegerische Musik hinter der Scene, welche das Orchester aufnimmt.

Dritter Akt.

Erste Scene.

Der Vorgrund ein Platz, den zu beiden Seiten hohe Tannen einschließen. Im Mittelgrunde, rechts vom Schauspieler, ein hoher, steiler und mit Gebüsch sparsam bewachsener Fels, der bis gegen die Mitte der Bühne hereintritt. Neben ihm hinweg Aussicht in eine von der Abendsonne beleuchtete Ebene, in weiter Ferne von Gebirgen begränzt. **Aela** steht auf der äußersten Spitze des Felsen, das Gesicht nach der Ebene gewandt. **Durdal** im Vordergrunde müssig an einen Baum gelehnt. Gegen das Ende des ersten Selbstgesprächs sieht man **Erichson** den Rücken des Felsen herabsteigen. Sieben bis acht **Normännische Krieger** sind im Hintergrunde am Fuße des Berges gelagert.

Durdal.

Verdammter Auftrag! Schaler Zeitvertreib,
In Heeres Rücken so 'nen Paß zu decken.

Ich komm' mir vor hier wie ein Hökenweib,
Dem niemand abkauft. Meine Streiche ſtecken
In dieſer Scheide ſchmalen Raum gepreßt,
Indeß die andern, frei wie Aares Schwingen,
Die Luft durchſauſen, und auf Schildern ſpringen,
Wie junge Füllen auf der Wieſe Plan. —
Wenn ſich nicht bald der Danmann blicken läßt,
So fang' ich mit den Tannen Händel an,
Damit ich doch zu Hauſe ſagen kann:
Ich ſchlug mit d'rein.

Er bemerkt Erichſon.

Sieh doch! Wer kommt denn dort
Den Berg herab? Das iſt ja wohl der Hort
Von Anslo'sburg? — Wie ſchaut's im Schlachtgefild?

Erichſon.

Nicht viel zu ſehn, man kann nicht auf die Höhe.

Ourdal.

Warum nicht? Steht dort nicht ein Frauenbild,
Das d'rein ſieht, als ob's jeden Schwertſchlag ſähe?

Erichſon.

Der Teufel weiß, wie ſie den Fels erklommen,
Man muß mondſüchtig ſeyn, ihr nachzukommen.

Ourdal.

Wer iſt's denn?

Erichſon.

Asla.

Ourdal.

Wer? Der König hat
Das zarte Mägdlein mit zu Feld genommen?
Das ſind ich rauh.

Erichſon.

Das wär's auch in der That,
Wenn ſie nicht ſelbſt ihn drum gebeten hätte.

Durdal.

Die Schlacht zu ſehn? Das nenn' ich Neubegier.

Erichſon.

Es war wohl mehr. Sie rief: „Es ahnet mir,
Daß ich dir heut den Ruhm des Sieges rette."

Durdal.

Die Jungfrau dort? Das müßte närriſch kommen.

Erichſon.

Der König ſprach mit Irma leis, vernommen
Hab' ich die Worte „Alf" und „Friede" — dann
Befahl er mir, mit wenig ſichern Leuten

Dem Heere nach die Jungfrau zu geleiten.
Wir trafen ein noch eh' die Schlacht begann;
Doch Yngurds Schotte, der, wie euch bekannt,
Auch Yngurds Schatten iſt, kam uns entgegen
Mit dem Befehl, ſogleich nach Haus zu kehren.
Da ſcholl des Dänen Schlachthorn her vom Strand,
Das Normannsheer fing an, ſich zu bewegen,
Und Aſta flog raſch, eh' ich's konnte wehren,
Dem Felſen zu, und kletterte, und wand
Sich durch's Geſtrüpp' bis auf die höchſte Spitze.
Da ſteht ſie noch, wie ſie im Anfang ſtand,
Indeß ich ſie mit meinem Häuflein ſchütze,
Wie eine Vogelſcheuch' am Baum die Frucht.

Durdal.

Des Schutzes, denk' ich, kann ſie hier entbehren.

Erichſon.

Das glaubet nicht. Der Feind hat ſie geſehn.
Ein Danlandsvogel hat es ſchon verſucht —
Zweimal verſucht, den Schnabel hier zu laben.
Ich ſchrie, als hätt' ich hinter dieſen Höh'n
Ein ganzes Heer; das trieb ihn in die Flucht
Mit ſeiner Schaar. Die ſchien nicht Luſt zu haben
Zu blut'gem Kampf um ein Feinliebchen für
Das junge Herrlein, das ihr Führer war.

Durbal.

Wann war das, Ritter?

Erichſon.

Kurz zuvor, eh' ihr
Den Paß beſetztet.

Durbal.

War ſie ſtark, die Schaar?

Erichſon.

Ich glaub's, obſchon wir ſie zum Theil
nur ſahn.

Der Führer trug den Wappenrock des Dan,
Den bloß des Königs Anverwandte tragen.

Durdal.

Das wär der Teufel? — Oscar iſt bei'm Heer!
Dem Scalden, der die Zither weiß zu ſchlagen,
Sieht's ähnlich, daß ihn eine Jungfrau lockt,
Indeß der Tod ſich Brot zur Suppe brockt.
Was meint ihr, Ritter? wenn's der Oscar wär?

Erichſon.

Wohl möglich, das.

Durdal.

Graf Durdal muß Eins wagen —
Zum Zeitvertreib! — Burghort, ihr ſeid ein Mann,
Dem man ein doppelt Amt vertrauen kann:
Und wer im Krieg 'ne Jungfrau weiß zu hüten,

Bewahrt auch wohl noch einen engen Paß,
Wenn ich die Hälfte meiner Schaar ihm laſſ',
Im Fall ſich ja die Feinde d'rum bemühten.

Erichſon.

Der Paß iſt wichtig, Graf, allein durch ihn
Kann Yngurds Heer zurück nach Auslo ziehn.

Ourdal.

Fliehn, wollt ihr ſagen. Yngurd flieht ja nicht.

Ein Knappe

von der linken Seite des Vorgrundes auftretend.

Herr, von den Vorderwachen kommt Bericht,
Daß Dänen nahn.

Ourdal zu Erichſon.

Seht ihr, nun wird es Pflicht,
Ein wenig nachzufragen, was ſie bringen?

Zum Knappen.

Herr Erichſon befiehlt ſtatt meiner hier,

Die Halbſcheid bleibt; die andern folgen mir.

Der Knappe geht ab.

Lebt wohl, Herr Burghort!

Erichſon.

Wünſch' euch gut Gelingen.

Nachdem er dem abgehenden Curdal nachgeſehen.

Ein ächter Normann! — Hat noch junges Blut! —

Tief fühl' ich's, daß ein Kriegsmann übel thut,
Wenn er nicht ſtirbt, eh' ſich die Haare bleichen.
Er fühlt das Mark aus ſeinem Arm entweichen,
Doch in der Bruſt bleibt der gewohnte Muth,
Wie Fieberhitze, die nur darum quält,
Weil ihr die Kraft, ſich auszulaſſen fehlt.

Hinter der Scene, links vom Schauſpieler, raſch wiederholter Hörnerſtoß, zugleich verwirrtes Geſchrei; unmittelbar darnach Schwertergeklirr, welches während des Anfangs der folgenden Scene ſich entfernt.

Hohe! da geht's ſchon los! — Das Schwert macht Leichen,
Und ich muß warten, bis mir's Ein's erzählt'

Zweite Scene.

Die Vorigen ohne Ourdal. Jarl, an Haupt und Schenkel verwundet, tritt links aus dem Hintergrund auf; unter dem linken Arm trägt er Stücke eines zerschlagenen Schildes, mit der rechten Hand ſtützt er ſich im Gehen auf den abgebrochenen Schafft eines Speers.

Jarl.

Daß euch der Teufel hätt'! Auch hier nicht Ruh?
Soll ich denn ſo hinauf bis Grönland hinken,
Wo's Blut gefriert, eh's aus der Wunde quillt?

Erichſon.

Sieh da, Herr Jarl! Ei ſagt 'mal an: Wozu?
Wie ſeht ihr aus? Wo habt ihr Speer und Schild?

Jarl.

Das iſt der Reſt von beiden. — Laßt mich trinken!

Er ſetzt ſich erſchöpft auf einen Baumſtamm.

Erichſon

zu einem Knappen.

Schöpf' ein am nächſten Quell! — — Wie
ſteht die Schlacht?

Jarl.

Steht?

Erichſon.

Ja! die Schlacht?

Jarl.

's iſt nichts mehr mit dem
Stehen.

Erichſon.

Wie das?

Jarl.

Ihr werdet ſie bald kommen ſehen.

Erichſon.

Iſt's möglich? Sind zum weichen wir gebracht?

Jarl.

Wenn unſer Heer kein Krebs iſt, der nur
ſcheint
Rückwärts zu gehn, und meine Augen nicht
Zwei Narren, die bei'm Krebs das Angeſicht
Am Schwanze ſuchen; ſo gewann der Feind.

Der Knappe reicht ihm Waſſer in einem Helm.

Erichſon.

Ihr lügt! — — Lebt Yngurd?

Jarl,

ſchon trinkend, bejaht die Frage mit Kopfnicken.

Erichſon.

Nun, ſo lügt ihr auch!
Ihr ſeid geſchlagen, Yngurd nicht. Ihr
dichtet
Der ganzen Heerſchaar eure Ohnmacht an,
Wie jeder, der ſich von der blut'gen Bahn
Entwaffnet und verwundet rückwärts flüchtet. —

So hört doch auf! Ihr ſauft ja, wie ein Schlauch!
Sagt, daß ihr lügt!

Jarl.

Ich wollt', ich hätt' gelogen,
Als wir verwichne Nacht vom Schnee gekoſ't,
Von Sturm und Blitz, und von dem König Froſt,
Und von den Zeichen an dem Himmelsbogen.
Es ging recht gut vom Anfang. Ingurd ziſchte
Wie's Wetter auf des Feindes Mitt', und tiſchte
Dem Tode fürſtlich auf. Inzwiſchen zog
Der König Alf ſein überlegnes Heer
Gleich einem Winternebel um uns her,
Und wer zur Seite ſah, und nicht geſtand,
Es komm' ihm vor, als wär es kalt, der log.
Doch vorwärts drang der König nach dem Strand:
„'s iſt Krämervolk, die Dänen!“ rief er aus,

„Fallt ihnen in das reich gefüllte Haus —
„Fallt in ihr Lager, und sie sind geschlagen,
„Und euer ist, was ihr vermögt zu tragen!“
Auf einmal flog, wie wenn vom Meer auf's Land
Die Stürme rasend in die Tannen fahren,
Die Braunbild an mit halbbetrunknen Schaaren.
Da war nicht Halten mehr, noch Widerstand,
Und vor dem Unsinn, unterstützt vom Glück,
Zieht langsam sich die Tapferkeit zurück.

Erichson.

Fluch deiner Zung' und Lunge, Unheilsrabe!
Ein Weib schlug Ingurd? ein unbärt'ger Knabe?
Ein König Gliedermann, den seine Räthe
Am Drathe ziehn, und der nicht einmal thut,
Als ob er seine Thaten selber thäte!

Jarl.

Das macht er klug; d'rum sind ihm alle gut.
Den Königswillen will das Reich beweglich,

Weil ſonſt am Thron nichts durchzuſetzen iſt.
Der Ingurd aber iſt ſo'n Wolf im Wollen,
Daß er den Willen von ganz Norweg friſst;
Er will allein, und alle andre ſollen.
Nun ſagt 'mal an —

Erichſon.

Nein, nein! Es iſt unmöglich,
Ihr lügt's in euren Hals!

Man hört von der Ebene her, Anjanas aus der Ferne dann näher, Hörnerruf. Flüchtlinge eilen vorüber.

Jarl

fährt empor vom Sitze.

Still! Höret ihr?
Sind das nicht Hörner, die zerſtreute Haufen
Zum Sammelplatze locken? — Seht ihr?
Laufen
Nicht reiterloſe Roſſe dort — und hier
Nicht waffenloſe Knappen ſchon vorüber?
Leg ich es, daß die Schlacht, anſtatt zu
ſtehen,

Bald kommen würde; nun, ſo log ich nicht genug,
Der Wahrheit nachzukommen. Was wir ſehen,
Iſt Flucht, nicht Schlacht. — Ich mach' mich aus dem Zug —
Gehabt euch wohl! — Mich ſchüttelt's kalte Fieber.

Er geht hinkend im Vordergrunde ab. Im Hintergrunde beginnt der Rückzug der Normannen, die ſtill, und anfangs mit Ordnung, vorüber ziehn. Aëla ſcheint nicht darauf zu achten, und blickt unverwandt, jedoch mit allen Spuren von ſteigendem Antheil, nach der linken Seite der Bühne, wo Ourdal abging. Kurz darauf verſchwindet ſie von der Höhe.

Dritte Scene.

Erichſen. Asla anfangs noch auf dem Zelten. Später Rös und Normanniſche Flüchtlinge, unter ihnen Kurl.

Erichſen.

Ha! daß ich blind wär, wie der Maulwurf, der
Den Grund durchwühlt! Daß dieſes Horngeſchrei
Ein glühendes, geſpitztes Eiſen wär,
Das mir geſtoßen würd' in beide Ohren,
Mich taub zu machen! — Iſt die Schlacht verloren
Für einen, der im Namen trägt ein Heer:
So iſt das Glück ſich ſelber nicht mehr treu,
Und ich bin um ſoviel zu ſpät geboren,
Als ich noch leben muß nach Yngurds Falle. —

Der Rückzug über den Hintergrund wird unruhiger und nach und nach unordentlich, ohne daß Crichton weiter darauf merkt.

Der Löwe, weil er stark ist, herrscht im
Wald;
Der Aar, der höher sich erhebt, als alle,
Ist Fürst der Vögel: des Delphins Gestalt
Macht, daß wir ihn des Meeres König
grüßen;
Im dunklen Reich selbst unter unsern Füßen
Gilt als Gesetz der Stempel der Natur:
Der Diamant, der edel ist und selten,
Ist des Gesteines Haupt. Und unter Men-
schen nur
Soll's anders seyn? soll ein Gesetz nicht gelten,
Das sie — sie selbst — gegeben für den
Wald,
Für Luft und Meer, und für der Erde Mark?
Der Wahn soll hier gewinnen, weil er alt —
Die Mittelmäßigkeit soll, weil sie stark
Von Anzahl ist, recht haben in dem Streit,
Der ewig mit der Größe sie entzweit?

Aela erſcheint auf der Bühne, und nähert ſich dem Sprechenden.

Du räthſelhafte Macht, ſoll ich dich loben;
So laß den ſtarken Leun, den kühnen Aar,
Den königlich geſtalteten Delphin,
Den edlen Diamant, die du vereint
In Einem Menſchen wunderbar erhoben,
Nicht fallen unter ſo gemeinen Feind,
Bevor er nicht gefallen in dem Sinn
Der Beſſern, deren Luſt und Stolz er war!
Wohl mag auf Erden Großes nicht beſtehen:
Doch in ſich ſelbſt nur ſoll es untergehen,
Groß, wie des Tempels wohlgefügter Bau,
Der früher nicht, bis Grund und Bänder wanken,
Und die Gebrechlichkeit ſich ſtellt zur Schau,
Zuſammenbricht in ſeines Umfangs Schranken.

Aela.

So wird's geſchehn! — Verlaßt euch auf das Wort,
Das mich ein dunkler Antrieb zwingt zu ſagen.

Erichſon überraſcht.

Ha, Fürſtin Asla! — Und ich kann nicht
fort —
In ſichre Burg nicht Ingurds Kleinod tragen?

Asla.

Ich bin am Platz hier, darum zog ich mit.

Nös

im Hintergrunde neben dem Heereszuge.

Ordnung, Normannen! Haltet Reih und
Schritt!
Wir ſind zurückgedrängt nur, nicht geſchlagen.

Flüchtlinge

aus der größten Tiefe der Bühne hervoreilend.

Der Feind! der Feind!

Nös heftig.

Stoßt die Ausreißer nieder!

Mehrere Flüchtlinge.

Brunhilde kommt!' — Brunhildens Tiger!
Flieht!
Flieht! Rettet euch! — 's iſt eine Hexe,
Brüder!

Der Zug geräth in völlige Verwirrung. Nöß kommt in den Vorgrund. Bald darauf dringen ihm mehrere Flüchtlinge nach.

Nöß.

Oh, Pöbelwahn! Der Schrecken reißt die
Glieder,
Der Kopf weiß, was er hört und was er ſieht,
Nicht mehr zu trennen.

Flüchtlinge.

He! Wo iſt die Schlucht?

Erichſon zieht das Schwert.

Ihr findet d'rinn, was ihr zu meiden ſucht,
Schwertſtreiche!

Er haut auf die Vorderſten, die ſich mit den Schilden decken.

Flüchtlinge.

Läßt uns durch, wir haben Wunden.

Andere

von hinten andrängend.

Fort! Vorwärts! daß die Bergſchlucht wir erkunden!

Erichſon muß dem Gedräng weichen. Der Vorgrund füllt ſich zum Theil mit den Flüchtlingen.

Erichſon

ruft links in die Scene.

In Durdals Namen, Knappen, ſperrt die Flucht!

Nös.

Es iſt vergebens! Wo iſt die Gewalt,
Den Strom, der aus den Ufern brach, zu dämmen?

Vierte Scene.

Die Vorigen. Yngurd von Biörneland und Marduff begleitet. Späterhin ein Knapp von Ourdals Schaar.

Stimmen im Hintergrunde.

Der König naht! — Der König! — Yngurd!

Yngurd,

noch nicht ſichtbar, mit lautdonnerndem Befehl.

Halt! —

Die Flucht ſteht. Zu beiden Seiten weicht alles zurück. Er tritt raſch auf.

Die Erde Norwegs ſchlingt euch ein, ihr Memmen,
Bei'm nächſten Tritt. — Seht ihr die Felſen nicht,
Die eurer Angſt ſich kalt entgegen ſtemmen,
Und kahl, mit kreideweißem Angeſicht,

Des eurer Farbe fratzenhaft verſpotten? —

Ruhig und feſt.

Yngurd iſt unter euch — zu neuer Schlacht.
Die Tapferkeit iſt hier der Uebermacht
Gewachſen. Der Brunhilde tolle Rotten
Bezwang der eigne Rauſch, ſie weichen,
Und Egröſund macht aus Betrunknen Leichen.
Ihr, Biörneland, ſteht nur dem König nach
Im Rang, und ſeid ihm gleich an Scheu vor Schmach:
Beſetzt die Höh'n zur linken. Ich erhebe
Im Raum euch, weil ich's anders nicht vermag.

Biörneland.

Vorwärts, Normannen!

Biörnelands Heerhaufe.

Vorwärts! Yngurd lebe!

Abzug des Heers mit klingendem Spiel. Yngurd kommt vor.

Die Flüchtlinge,

im Vorgrunde, schüchtern.

Der König lebe!

Yngurd.

Unvernünftig Vieh!
Und nicht einmal Vieh; denn das Vieh selbst lebt,
Weil es bei'm Fraß nicht vor der Schlachtbank bebt:
Es stürb' vor Hunger, wenn's an's Messer dächte.
Liebt ihr das Leben — würdet ihr gern alt.
So rath' ich, macht euch eilig in's Gefechte.
Die Furcht hat euch so kalkig angemalt,
Daß ihr den Tod bereden könnt, ihr wärt
Gemachte Arbeit. Wenn ihr heimwärts kehrt,
Könnt' euch die Schaam die Backen anders färben —
Dann denkt der Tod, ihr lebt, und ihr müßt sterben.

Die Flüchtlinge folgen Biörneiands Heerhaufen bis auf Kort

Kurl vor ſich.

Verdamm' mich Gott, er hat ein Schwert im Munde!

Er tritt raſch den König an.

Herr, habt ihr nichts zu thun, wobei man ſtirbt,
Daß ihr's erfahrt, und daß man Ruhm erwirbt?

Ingurd.

Daran fehlt's nie. Vor einer Viertheilſtunde
Sah ich Graf Durdal dort die Dänen jagen.
Er iſt getrennt vom Heer, willſt du was wagen;
So wag' die Haut, und bring' dem Grafen Kunde.

Kurl.

Wie lautet ſie?

Ingurd.

Narr! Sag' ihm, was du ſiehſt,

So hier als unterwegs. Dann mag er denken
Mit eignem Hirne, was zu machen iſt:
Hauptleute kann ich nicht am Laufzaum lenken.

Kurl.

Wenn ich nicht wieder komme, Herr, ſo merkt
Den Namen, Kurl; ſo heiß' ich.

Geht ab.

Ungarn.

Nös! Verſtärkt
Den Egröſund; es kam mir vor, als ob
Brunhild' ein Netz für dieſen Sundfiſch wob. —
Ein Netz, verſteht ihr mich? Die Küſten-herr'n
Sind halb des Königs nur, ſie treiben gern
Auch mit dem Feinde Handel und Geſchäft.

Nös.

Wenn ihr euch irret im Verdacht; ſo trefft
Ihr deſto beſſer im Vertraun. Ich eile.

Er geht in den Hintergrund. Bald darauf Abzug eines Heerhaufens nach der linken Seite der Bühne.

Yngurd

winkt Marduff bei Seite ganz in den Vorgrund.

Du, Marduff, nimm das ſchnellſte Roß,
berichte
Die Königin, daß ſie nach Dofre flüchte
Mit allen Schätzen, heut noch, ſonder Weile.

Marduff.

Wie, Herr? Du fürchteſt —

Yngurd.

Fürchten? Niemand als
Den König er deutet hier gen Himmel und den
Teufel allenfalls.
Doch gegen dieſen unzählbaren Schwarm
Kann ich das Feld nicht halten hier im Süden
Mit meinem Heer.

Marduff.

So ruf das Volk zum Streit.
Es liebt dich.

Yngurd.

Thor! Das Volk liebt gute Zeit,
Zehn Könige giebt's hin für Einen Frieden,
Und für den Yngurd hebt's nicht einen Arm.
Mag eine Zeit Ansio des Dänen ſeyn:
Norweg iſt lang, ich will ihn ſchon ermüden,
Und eh er's denkt, iſt Ansio wieder mein.

Asta

hat unterdeſſen den Verbrannten ſich genähert.

Du irrſt, mein Vater, bis du ſtirbſt, bleibt's dein.

Yngurd überraſcht.

Wie? Du noch hier, mein Kind?

Asta.

Ich bitt', erſchrecke
Die Mutter nicht mit dem Gebot. Du ſiegſt!

Yngurd.

Seltſam! — Bleib, Marduff! — Asta, wenn du lügſt;

So gnad' mir Gott, daß ich den Teufel necke.
Die Zuverſicht macht Schlimmes meiſt noch ſchlimmer;
Doch dieſer Blick, dieß fremde Schlachtgeluſt,
In ſolcher zarten, jungfräulichen Bruſt —
Mir iſt, als wär die mehr, als mir bewußt,
Und Aberglaube läßt vom Kriegsmann nimmer.

Ein Knapp

tritt auf im Vordergrunde.

Herr, Irma nahet dem Heere ſich zu Roß.

Ingurd.

Biſt du verrückt?

Der Knapp.

Sie hält auf jenem Hügel
Am Auslo'ſteg. Ein Knecht aus ihrem Troß
Frug nach dem König, und mit ſchlaffem Zügel
Jagt' er zurück, hieher ſie zu geleiten.

Ingurd vor ſich.

Will Satan hier 'nen Weiberzank bereiten
Statt einer Fehde? — Ritter Erichſen!
Ihr habt vernommen, wie die Sachen ſtehen.
Was zu dem Reichsvolk iſt, habt ihr geſehen:
Ich kann nur baun auf meine eignen Schaaren,
Und ging zurück, für's Letzte ſie zu ſparen.
Dorthin bedacht euch, Alter. Wie ein Sohn
Liebt jeder Knapp euch, dient mir mit der Zunge,
Weil ihr's nicht mehr vermögt mit Speeres Schwunge.
Bewacht des Feindes Thun, und laßt mir's melden,
Wenn's Zeit iſt, daß ich komme. Ich bin gern
Vor der Gefahr vom Heere ſcheinbar fern;
Des Königs Ankunft macht den Knecht zum Helden
Im Augenblick, wo's gilt. — Nehmt Mardaff mit,

Zum Flug wird unter ihm des Rosses Schritt,
Er sei der Bote.

Erichson geht mit Marduff und allen noch anwesenden Knappen im Hintergrund ab.

Asla.

Auf die Felsenstufen
Klimm' ich zurück, zum Siege dich zu rufen,
Den, unerklärbar wechselnd, meine Brust
Begehrt und scheut, durchströmt von Schmerz
und Lust.

Sie ersteigt den Felsen.

Fünfte Scene.

Ynguld. Irma. Asla auf der Höhe

Irma

tritt im Vorgrund auf, die ersten Worte außerhalb der Scene sprechend.

Es folgt mir niemand! — Ynguld! Darf ich nahn?
Hat Ottfrieds Kind hier Antheil noch an dir?

Ynguld.

Du kommst dem Kopf nur ungelegen hier,
Dem Herzen nimmer.

Irma.

O, so höre mich an
Mit deinem Herzen! Laß den Kopf nicht wissen,
Was deine Ohren hören — hören müssen,
Aus einer Brust, von Reu' und Angst zerrissen.

Ygnard.

Sprich's aus, die Zeit iſt koſtbar in der Schlacht.

Irma.

Mach' Frieden, Ygnard!

Ygnard,

nachdem er ſie verwundert und zornvoll angeſehen.

Kennſt du den Preiß,
Um den Brunhild' ihn mir zu Kauf gebracht?

Irma ſtammelnd.

Sie nannt' ihn?

Ygnard.

Ja, ſie fordert —

Irma.

Still, ich weiß:
Sie fordert — dich.

Yngurd.

Sprichſt du im Fieberwahne:
So trifft der Unſinn wunderbar zuſammen
Mit dem, was ich ſeit dieſem Morgen ahne.
„Kennt euch von Irma,“ ſprach ſie, und in Flammen,
Wie Schaum ſie aufbläſt, ſtand ihr Angeſicht.
Ich weiß, ſie haßt dich; weißt du mehr, ſo rede.

Irma.

Sie liebt dich, Yngurd, und ſie raſtet nicht,
Bis ſie dich mir entreiße oder tödte.

Yngurd.

Wer hat in ihre Bruſt geſchaut?

Irma.

Die Liebe,
Die gleich der Taube, wenn in fernen Höhen
Der Geier ſchwebt, ſchon die Gefahr erkennt.

Ungured.

Du haſt ſeit Ottfried's Tod ſie nicht geſehen.

Irma.

Seit dich ihr Auge hat geſehen, brennt
Das Herz der kühnen Frau von ſchnödem Triebe.
Erinn're dich des letzten Feſtes, wo
Der Vater noch ſo freundlich war und froh,
Daß er mich ſcherzend bat, dich ihm zu leihen
Für ſein Gemahl, zum Tanz im Wirbelreihen.
Wild flieht Brunhilde mit dir auf und nieder,
Doch glühend kehrſt du bald zu Irma wieder,
Und führſt zu neuem Tanz dein junges Weib:
Und feuriger, wie am Vermählungstage,
Schlingſt du den ſtarken Arm um meinen Leib,
Und ziehſt mich fort, als ob ein Wind uns jage.
Sanft mahn' ich dich, zu ruhn. Du zürneſt mir:

Und ſchaamroth, leis in's Ohr, eröffn' ich dir,
Daß ich ein Pfand ſchon deiner Liebe trage.
Die neue Luſt umnebelt deine Sinne,
Des Orts vergißt die eheliche Minne,
Du nennſt mich Mutter — deine Arme legen
Um meinen Nacken ſich wie Epheuranken —
Und wie im Rauſch ſeh' ich die Säulen wanken,
Und Vaters Auge ſuch' ich für mein Glück.

Da flammt, dicht neben uns, Brunhildens Blick
Voll Luſtbegier mir unbewacht entgegen,
Und wie ein Dieb fährt er beſtürzt zurück,
Und brennend Roth deckt Bruſt und Hals und Wangen.
Sie war verrathen — wußt' es, und ich las
Auf ihrer Stirn ein brünſtig Mordverlangen.

Ynguard.

Jema, warum verhehlteſt du mir das?
Beim Himmel, viel wär anders wohl gegangen;

Hätt' ich den Grund gekannt von eurem Haß,
Der irr' mich oft an deinem Herzen machte.

Irma.

Nicht irr'! Mein Herz war bös von Stund' an — dachte
Auf Arges für die Feindin, wollte sie
Vom König trennen, und aus Norweg bannen.
Sieh, so entstand die gift'ge Fehde, die
Um Ottfrieds Herz wir schlangenhaft begannen.
Und wie das Feld vom Schlachtroß wird zertreten,
Zerstörten Vaterlieb' und Sinnenlust
Im steten Kampf des alten Mannes Brust.
Mir zürnend starb er — fluchte mir vielleicht,
Und wo ich immer an ihn denke, däucht
Es meinem Ohr, als rief's: Du halfst ihn tödten!

Ynguld.

Laß ruhn die Todten, Reu' am fremden Grabe
Ist tödtlich Gift.

Irma.

Was ich verbrochen habe
Am Todten, mag der Himmel gnädig richten.
Doch Oscar lebt; grüß' ihn als Ottfrieds Sohn,
Erheb' ihn selbst auf seines Vaters Thron,
Und laß uns fern von meiner Feindin flüchten!

Ingurd.

Wie, thörig Weib? Willst du dein Werk zernichten,
Wie einen Putz, der dir nicht mehr gefällt?

Irma.

Mein Werk! Das ist's, was meine Seele quält.
Du weigertest die Hand, den goldnen Reifen
Mit zweifelhaftem Rechte zu ergreifen.
Ich trieb dich an; ich machte dir's zur Pflicht,
Brunhilden, die gehaßte, zu bezwingen —

Ich ließ den Normann mit dem Normann ringen,
Mein Hirn erſann ein lügenhaft Gerücht,
Das meines Vaters Bett befleckte. Mein —
Mein iſt das Werk, vor dem ich ſchaudernd ſtehe.
Erhältſt du es, ſo wird die Sünde dein;
Mach' Frieden, Yngurd, daß es untergehe!

Yngurd

in ſichtbarer Bewegung.

Willſt du den Muth mir rauben in der Schlacht
Mit dem Bekenntniß deiner Schuld? — Du biſt
Das Werkzeug nur geweſen höh'rer Macht.
Der Baum, der brüderlich die Wolken grüßt,
Iſt aus gemeiner Gährung aufgeſchoſſen,
Wie Aehren dem gedüngten Land entſproſſen.
Doch hoch nun ſteht er auf des Berges Stirn,
Zieht edle Nahrung nun aus Luft und Licht,
Und grübelt über ſeinen Urſprung nicht

Zerſtörend nach mit müſſigem Gehirn. —
Der König kehrt zurück nicht unter Knechte.

Irma.

Die Liebe, Mann, die dich zum Thron erzog,
Und die der Thron um ihren Lohn betrog —
Die Liebe fordert ihre heil'gen Rechte.

Du warſt nicht mein, ſeitdem du König biſt.
Ein Wolkenſchatten, der im Flug die Blume
Kaum fühlbar mit den kühlen Lippen küßt,
Zogſt du an mir vorbei zum Heldenthume.
Auf Stunden ſicher, Monden in Gefahr;
Auf Tage mein, auf Jahre mir entriſſen,
Drückſt du mir tiefer ſtets den Stachel in's Gewiſſen,
Daß ich die Urſach all' des Gräuels war.
Und dieſe Nacht! — Der Traum — der Strahl der Luft,
Des Vaters Sarg zerſtörend in der Gruft,
Und ſein Geſicht dem Fackelſchein entblößend —!

Hab' Mitleid, lieber Ingurd! Blick' erlösend
Hernieder auf die Angst der Sünderin,
Die vor des Himmels Züchtigung muß zagen.
Wief meinem Bruder seine Krone hin,
Ich will dich liebend auf den Händen tragen!
Mußt du gebieten, stolzes Herz; ich bin
Aus königlichem Blut erzeugt — gebiete
Wie einer Sklavin mir; mit treuerm Sinn,
Als dieses Volk, gehorcht dir mein Gemüthe.
Kannst du nicht leben ohne tapfre That,
Du löwenkühner Sohn der Waffensiege;
Als Knapp mit dir in fremder Fürsten Kriege
Zieht Irma fort, dir dienend früh und spat —
Beschickt dein Roß, und kleidet dich in Stahl,
Stillt dir das Blut, wenn sie dich wund geschlagen,
Hilft auf dem Schilde dich vom Schlachtfeld tragen,
Und folgt dir sterbend in Walhalla's Saal.

Iſt es der Ruhm mit ſeinem Rieſenſchatten,
Den Königshelden auf die Nachwelt werfen —
Iſt's dieſer Ruhm, der anſpannt deine Nerven;
So gebe Ruhmſucht mir zurück den Gatten.
Laß deinen Stolz ſich ſelber überfliegen:
Mit ebenbürt'gem Feind nur meſſ' er ſich,
Und einzig, wie du biſt, lern' über dich,
Den einz'gen Feind, der deiner werth iſt, ſiegen.

Ingurd! Gemahl und Vater! Kehre wieder
In meinen Arm mit ungetheilter Bruſt,
Und gieb ein Pfand mir, daß du's redlich thuſt:
In Oſcars Hände leg' den Scepter nieder!

Ingurd

mit wechſelnder Empfindung.

Weib! — — Irma! — Ungetheilt verlangſt du mich,
Und deine Zunge theilt mich wie ein Schwert?

Es iſt das Reich, dem dieſer Arm gehört;
Doch unter Ottfried focht er nur um dich.
Es giebt kein Thronenrecht, als Gottes Ruf;
Ich fühle, daß er mich zum König ſchuf,
Weil in mir Kraft iſt und gerechter Wille:
Doch vor dem König war ich dein Gemahl,
Und nöthig, wie dem Aug' des Tages Strahl,
Iſt's meinem Buſen, daß dein Bild ihn fülle.
Die Blüthentage meiner Liebe ziehen
Durch dieſe Strafen, dieſe Kampfgetümmel,
Durch all' die undankbaren Königsmühen,
Herauf in mir an der Erinnrung Himmel,
Wie Morgenlichter, die den Nachtqualm theilen;
Und wie die Stunden raſtlos vorwärts eilen,
Möcht' ich mit dir und Asta rückwärts ziehen,
Die alten Wunden meiner Bruſt zu heilen.

Irma.

O, thu das, Yngurd! Gieb dieß Norderland,
Rauh wie ſein Volk, und eiskalt wie ein Greis —

Gieb Norwegs Macht dem ſchwachen Oſcar Preiß,
Bis auf ein Schiff, das von dem Felſenſtrand
Uns wegführt in die jugendlichen Marken
Italia's, wo Geiſt und Sinn erſtarken
Vom Trank der milden, Nahrungsreichen Luft,
Die Leben in des Kranken Pulſe ruft,
Und zum Genuß des Lebens den Geſunden.

Yngurd.

Irma, du löſeſt in der tiefſten Bruſt
Mir Wünſche, die ich mühſam feſtgebunden,
Und wandelſt ſie in ſehnendes Geluſt.
Die Zeit kann kommen, wo wir drüber ſprechen.

Irma.

Jetzt, Yngurd, gleich beſtimme deinen Sinn!
Gieb Alf den Frieden, und mich ſende hin,
Mein Herz an Braunhild mit dem Wort zu rächen:
Für Irma's Kuß giebt Yngurd ſeine Fehden,
Ich bin ſein Weib; geh' und ſei Königin.

Yngurd.

Oh, warum mußteſt du ſo ſpät erſt reden
Von dem, was du gefühlt vielleicht ſeit Jahren!

Irma

in freudiger Haltung.

Zu ſpät nicht iſt's.

Ihrem Gefolge zurufend.

Zum Aufſitz ſeid bereit! —
Den Frieden trag' ich mitten in den Streit,
Gieb einen Herold mir, mich zu bewahren
Vor rohem Muth.

Yngurd.

Biſt du von Sinnen, Weib?
Im Augenblick, wo halbgeſchlagne Schaaren
Den alten Ruhm vom König Yngurd fodern,
Wo ſchaamroth meines Heeres Wangen lodern,
Soll ich um Frieden bitten, meinen Leib
Friſch und geſund für Minneluß zu ſparen?

Irma.

Jetzt, Yngurd, gleich! — Sieh mich zu deinen Füßen!
An dieſem Augenblick hangt Tod und Leben.
Verworrne Bilder, die vorüber ſchweben
An meinem Geiſt, und in einander fließen,
Verkünden mir's: Dich tödtet dieſer Tag,
Wenn du dem Reich nicht willſt den Frieden geben.

Yngurd.

Steh auf! — Verlaß mich! Meine Nerven beben
Bei dem Gedanken an ſo tiefe Schmach.
Der königliche Aar ſchwebt auf und nieder,
Doch ſcheu zu beidem regt er ſein Gefieder;
Und ich ſoll Frieden machen, wo von Noth
Die kleinſte Spur iſt? — Sieg gilt's oder Tod
In dieſem Krieg mit ſchnöder Uebermacht.
Brech' ich den Schwur, ſo mag mich Gott verdammen!

Aſla

ruft von der Höhe.

Yngurd! 's iſt Zeit! Bereite dich zur Schlacht!
Mein Auge ſieht der Dänen Schwerterflammen,
Und Marduff fliegt heran, gehüllt in Staub.

Irma ängſtlich.

Aſla, zu mir! Du wirſt des Feindes Raub.

Sie eilt gegen den Felſen, ſo daß man ſie nicht mehr ſieht. Aſla ſteigt herab. Im Anfang der folgenden Scene kommen beide am Fuße des Berges zum Vorſchein, und gehen mit dem Ankommenden in den Vordergrund.

Ynguld

zieht das Schwert und fällt betend auf die Knie.

König der Herrſcher! Lenker der Welt!
Frieo' iſt dein Name.
Höllifcher Saame
Zeuget den Krieg. Daß der Schuldige fällt,
Iſt dein gerechter, heiliger Wille.

Darum im Krieg
Bat ich um Sieg
Nimmer. Was recht iſt, Gerechter, erfülle.
Aber des Blutes
Wallungen ſtille,
Vater des Muthes!
Wille der Fürſten gleichet dem Erz:
Starrende Zacken,
Gold unter Schlacken,
Ewig im Streite der Kopf und das Herz.

Die Hand auf der Bruſt.

Schmelze das Erz hier! Mache die Seele
Los von dem Band,
Das ſie umwand —
Lilge die Noth, daß ich frei ſei und wähle!

Er ſteht auf und will gehen.

Sechste Scene.

Yngurd. Marduff. Irma und Asla vom Felsen kommend.

Marduff.

Herr, Erichson läßt dir —

Yngurd.

Erspar' den Rest.
Alf ist gefolgt, ich soll das Letzte wagen.

Marduff.

Es spaltet mir die Brust, daß ich's muß sagen:
Es ist umsonst; das Loos des Krieges läßt
Von diesem Tage dich kein Heil mehr hoffen —
Kaum ist der Weg nach Austo dir noch offen.

Yngurd.

Was ist —

Marduff.

Die Höhen, die Graf Biörnelano
Beſetzt gehalten, ſind in Feindes Hand,
Trotz ſeines Haufens tapferm Widerſtand.

Yngurd will fort.

Hält Nös und Egröſund Brunhilden auf,
Nehm ich ſie wieder.

Marduff.

Herr! Es giebt im Kriege,
Wo alles gräulich iſt, nur einen Gräul:
die Lüge,
Die Treue ſchwört, und ſinnt auf Ueberlauf.

Yngurd beſtürzt.

Wie? Egröſund —?

Marduff.

Der Graf iſt mit dem Feind.

Yngurd.

Ha! meine Ahndung!

Marduff.

Seine Schaaren brüllen:
„Oscar iſt König! Nieder mit dem Bauer!“
Auch Nös kann ſchier den Aufruhr nicht mehr ſtillen,
Und deine Krieger ſchüttelt Fieberſchauer.

Yngurd ſteht unentſchloſſen. Marduff fährt nach kurzer Stille fort.

Befiehl den Rückzug durch die Bergſchlucht.

Yngurd

trotzig den Boden ſtampfend.

Nein!
Ich hab' gebetet — meine Bruſt war rein —
Grollt mir der Himmel, mag's der Teufel ſeyn,
Der mit mir ficht, die Schmähung mir zu ſparen:
Den Yngurd trieb ein wüthend Weib zu Paaren!

Irma.

Um Gotteswillen, faſſ' dich, Ynaurd, ſtark
In ſolchem Aufruhr iſt des Menſchen Rede.

Asta.

Nicht dem gewalt'gen Rächer biete Fehde,
Halt aus, mein Vater, alles wird noch gut.

Ynaurd.

Weg, Weiber! — Oeffne dich, der Erde Mark,
Und laß mich ſchauen in der Hölle Glut!
Herauf, ihr Geiſter, die ihr Böſes thut
Zum Zeitvertreib — den Bergmann in dem Schacht
Am Rand des Abgrunds blind und ſchwindlich macht,
Daß ſein Gebein auf ehr'nem Grund zerſchelle —
Herauf! Eu'r Handwerk treibt an Tageshelle,
Verheert der Damen Steuerstrunkne Haufen,
Daß ſie einander in die Schwerter laufen!

Herauf, du Satan! Was Brunhild' auch bot
Für deinen Dienſt, ich will ſie überbieten.
Was kann das Weib dir ſeyn? Mit meinem Tod
Stirbt ihre Wuth, und ſie wird wieder fromm.
Ich bin ein Mann, zu meinem Beiſtand komm,
Und wie mich Gott verlaſſen in der Noth,
Daß mich die Knechte knechtiſch feig verriethen,
Will ich dir treu ſeyn über's Grab hinaus!
Iſt es die Wolluſt, Satan, die dich kirrt;
So komm fortan zu Auslo's Feſtgelagen!
Willſt du dem Unrecht einen Tempel miethen;
Zieh' ein damit die Hand auf der Bruſt. in dieß gewölbte Haus!
Ich bin ein König, der gefürchtet wird,
Ein Wink von mir, und Norwegs Richter zagen,
Und Unſchuld wird vom Henkerbeil erſchlagen.
Lockt dich des Krieges Sündenreiche Noth,
Die Raub und Mord feil macht um täglich Brot;
Ich kann ſie über eine Welt verhängen,

Von ihrem Boden Städt' und Dörfer ſengen,
Wie Haar vom Haupt — und muß ich endlich ſterben;
So weckt mein Name, von der Jahre Lauf
Schneeweiß gewaſchen, neue Helden auf,
Und ſtürzt die ſpäte Nachwelt in's Verderben.
D'rum, Satan, brich dem tollen Weib den Kauf,
Und laß dich für den Dienſt des Yngurd werben!

Indem er aufbricht, hält ihn der nachfolgende Ruf hinter der Scene.

Siebente Scene.

Die Vorigen. Kurl. Dann Oscar und Ourdaliſche Krieger.

Kurl hinter der Scene.

Halt, Leute! Irr' ich nicht, ſo war es hier.
Bewacht ihn gut, Eu'r Leben bürgt dafür.

Er tritt auf und erblickt den König.

Da iſt er. — Herr, Graf Ourdal grüßt
euch ſchön.

Yngurd

ihn, noch verwirrten Geiſtes, anſtarrend.

Wer biſt du, Knapp?

Kurl.

Der Kurl.

Yngurd.

In deinen Blicken
Glänzt Freude. Wo iſt Ourdal?

Kurl.

In dem Lager
Der Dänen. 's wird nun wohl in Flammen
ſtehn,
Dann klopft ſein Schwert Brunhilden in den
Rücken.

Ynguard.

Was ſagſt du?

Kurl.

Gutes! Euer junger Schwager
Ward zum Gefangnen unter Wegs gemacht.

Ynguard.

Oſcar gefangen?

Irma.

Oſcar?

Aela.

Oſcar?

Kurl.

Ja.

Yngurd dringend.

Hat Durdal ihn in Sicherheit gebracht?

Kurl.

Mit Gott und Kurl auf einem Umweg.

Yngurd

den Ausbruch der Freude mühsam beherrschend.

Ha! —
Führ' ihn hieher. — — Das ändert Krieg
und Schlacht.

Kurl winkt aus der Scene. Oscar tritt auf, ein Tuch um das Haupt gebunden. Hinter ihm Knappen, deren Einer Oscars Helm und Schwert trägt.

Er ist es!

Irma tief ergriffen.

Oscar! Vaters Ebenbild!

Oſcar,

den Blick auf Aſla, die ihn mit dem Ausdruck großer, innerer Bewegung betrachtet.

Wohl iſt es Oſcar, den ein weiblich Weſen,
Das dieſem glich, nach jenem Felſen zog,
Und um der Freiheit ſüßes Gut betrog.

Ynguld.

Aſla, du kannſt die Schrift der Zukunft leſen,
Was du verhießen — halb ſchon iſt's erfüllt.

Aſla

mit dem Blick an Oſcars Geſtalt hangend.

Der beſſre Theil von dem iſt eingetroffen,
Was ich im Traum ſah.

Oſcar ſanft bittend.

Laßt mich Gutes hoffen,
Behandelt mich nicht fremd, und rauh, und wild:
Ich bin es nicht, der dieſen Krieg entzündet.

Yngurd.

So ſollt ihr der ſeyn, der die Flamme dämpft.
Zerſtreut euch, Knappen in dem Heer, verkündet,
Daß Oſcars Leben iſt in meinen Händen!
Ihr Jubel mag's zum Ohr der Feinde ſenden.
Wenn vor mir her der Schrecken ſie bekämpft;
Spar' ich die Streiche.

Die Knappen gehn im Hintergrund ab. Oſcars Schwert und Helm empfängt Kurl.

Ihr geleitet ihn
Zur Burg, Marduff und Kurl. — Er iſt verwundet?

Kurl.

Ein Schnitt, wovon das Herrlein bald geſundet.

Yngurd.

Asla, ſei deines Oheims Pflegerin.

Asla ſchlägt die Augen nieder.

Geneset, Jüngling; aber — wollt ihr leben,
So fleht um Glück für eures Feindes Schwert.
Nur wenn ich siege, kann ich euch vergeben,
Daß nach dem Wahn des Volkes euch gehört,
Was euch nicht taugt, und was ihr nie begehrt.

Er geht im Hintergrund ab. Kurze Stille.

Oscar.

Ihr steht betroffen, lieblich milde Frauen?

Irma beklemmt.

Mich faßt ein seltsam unnatürlich Grauen.
So furchtbar noch sah ich den König nicht.

Asla rasch.

Furchtbarer ich.

Irma

von Schreck erschüttert.

Da? Wo?

Asla.

Im Nachtgesicht,

Als ich herab vom Felſengipfel fiel,
Und, um den Ritter raufend meine Flechten,
Den Vater ſeitwärts nach des Waldes Nächten
Entfliehen ſah, ſein Haar des Sturmes Spiel.

Blaſen der Hörner zum Angriff.

Marduff.

Der Kampf entbrennt, laßt uns nicht länger weilen,
Weit ſchickt der Dän' oft leichte Haufen aus.

Oſcar.

„Zur Burg" befahl er. Seines Vaters Haus
Wird Oſcar ſehn! Auf, laßt zur Burg uns eilen!

Alle gehen im Vorgrunde auf der Seite ab, von welcher Irma gekommen. Der Vorhang fällt.

Vierter Akt.

Erſte Scene.

Oedter Platz an der Seeküſte von Anolo. Rechts vom Schauſpieler, im Hintergrunde, ein hoher Fels, deſſen mit Geſträuch bewachſener Fuß in die See heraustritt. Er iſt von oben herab bis über die Mitte ſeiner Höhe wandartig ſchroff, weiter hinab aber wild und zackenförmig abgeſtuft. Auf der äuſerſten Spitze der Felswand ein Theil der Normänniſchen Königsburg, von alterthümlichem und bauſälligem Anſehen, mit gothiſchen Fenſtern und einer Pforte, an deren Schwelle die Felswand ſchaarf abſchneidet. **Oſcar** und **Asla** treten im Vordergrunde auf. Letzterer trägt ein Band um die Stirn.

Oſcar.

Sieh, Asla, das — das iſt mein Lieblingsort
Im engen Kreis um Anolo's Veſte her,
Wo durch mein Haar die freie Luft darf wehen.

Asla.

Der mein' iſt's nicht, kommt, laßt uns wieder fort.
Die Felswand drückt auf meinen Buſen, ſchwer
Wie eine Laſt, und Geiſt und Sinn vergehen,
Wie Tropfen in der ungeheuren See.

Oſcar.

Wohl beſſer ſäh' ſich beides von der Höh,
Dort, wo ein Theil der Burg am Felſen hangt.
Schon mehr als einmal hat mich hin verlangt
Nach jener wunderlich gebauten Pforte,
Dergleichen ich nie ſah an ſolchem Orte.
Ein Vogel nur kann in die Burg durch ſie,
Und wer heraustritt, ſcheidet aus dem Leben.

Asla.

Das ſagt der Nam' auch, den man ihr gegeben:
Die Todespforte.

Oſcar.

Warſt du dort ſchon?

Aska.

Nie?

Oscar.

So laß uns hin! Es muß den Geist erheben,
So in dem Thor des dunklen Reichs zu stehn,
Und lebend in den Tod hinabzusehn.

Aska.

Wohl muß es das, doch hier nicht kann's geschehn.
Der Theil der Burg, den diese Felswand trägt,
War ehmals Vaters Wohnung in den Zeiten,
Wo's ihm vergönnt war, auszuruhn vom Streiten.
Die Pforte, hört' ich, hat er angelegt,
Als frei herauszutreten Raum noch war,
Und noch ein Fußweg dort hernieder führte.
Doch als ein Theil des Bergs zusammen fiel,
Tief unterwaschen von der Wellen Spiel,
Und man die Risse des Gebäudes spürte,
Schloß man den Eingang zu für immerdar.

Oscar.

O, das ist Schade! das betrübt mich wieder.

Asla.

Warum?

Oscar.

Von Ottfrieds' Daseyn such' ich Zeichen,
Und nirgends — nirgends kann ich sie erreichen.
Zu seinem Sarg möcht' ich so gern hernieder,
Und Irma selbst wehrt mir hinabzusteigen
In Auslo's Gruft —

Asla.

Das hat besondre Gründe.

Oscar.

Wenn's deren giebt; muß man sie mir verschweigen?
Ist's nicht erlaubt, daß ich sie überwinde
Mit der Beredtsamkeit, die Sehnsucht leiht?

Du kenneſt den, der dich gezeugt; wenn heut'
Er ſtürbe noch, du haſt ihn doch geſehn,
Und, was du liebſt, behält Geſtalt und Weſen
In deinem Geiſt, und kann nicht untergehn
In deinem Haupt, bis ſich die Bande löſen,
Die Seel' und Leib zuſammenhalten. Ich
War Vaterlos, noch eh' ich Kind war, mich
Verſtieß mein Haus vor der Geburt, ich liebe
Ein ſchwankend Bild der eignen Phantaſie
Statt eines Vaters; und die Schweſter, die
Ihn hat gekannt, verſagt dem Kindestriebe
Die dürft'ge Nahrung aus der Wehmuth Strom!

Aela.

Sie will euch heiter wiſſen, lieber Ohm,
Weil ſie euch liebt, erſpart ſie euch die Thränen.

Oscar.

Sie liebt mich nicht; ich weiß es beſſer. Hier
Liebt niemand mich, iſt niemand mir ge-
wogen.

Asla mit bewegt.

Oscar!

Oscar.

Sie ſehn in mir den Feind, den Dänen.
Du nur biſt freundlich mir geſinnt, zu dir
Wird mein Gemüth mit ſanfter Macht gezogen.
Laß mich dir ſagen, Asla, was in mir
Iſt vorgegangen, ſeit ich dich geſehen,
Und lehre mich, mein Innerſtes verſtehen.

Asla unruhig.

Gehn wir zurück jetzt, Oheim, in das Haus;
Man wird beſorgt dort, bleibt ihr länger aus.

Oscar.

Warum beſorgt? Ich bin ſo feſt gefangen,

Daß mit der Freiheit ich auch das Verlangen
Darnach verloren. — Mitten in der Schlacht,
Der ersten, die ich sah mit scheuem Bangen,
Erblickt' ich dich, getragen von der Macht
Des Felsen, der dem Blick die Sonne deckte,
Ein Zauberbildniß, überirdisch hold,
Gezeichnet auf des Abendhimmels Gold:
Und plötzlich gab es nichts mehr, was mich
schreckte,
Und dreimal zwang ich meine feige Schaar,
Dem Fels zu nahen, blind für die Gefahr:
Bis Curdal, der des schwachen Kämpfers lachte,
Den Helm mir traf mit riesenhaftem Streich,
Und Kurt zu dir mich als Gefangnen brachte.

Aska.

Daß ich mit täuschender Erscheinung euch
In's Unglück lockte, quält mich nur zu oft.

Oscar.

Wohl täuschend war sie! Mehr, als ich
gehofft —

Wehe, als mir gut mag ſeyn, hab' ich
gefunden.

Mit einer Binde war mein Aug' umwunden,
Mein Sinn geſchieden von der Außenwelt.
Nichts zog mich zu ſich hin, als der Gedanke,
Den dunkler Trieb in meinem Haupt erzeugte,
Und daß ihn nie die Wirklichkeit erreichte,
Stand zwiſchen ihr und mir, wie eine Schranke,
Die in der Bruſt den Wunſch gefangen hält.

Jetzt — ringsum iſt die Scheidewand verſchwunden;
Der iere Flug der freien Einbildung
Iſt von dem Reiz des Wirklichen gebunden,
Und meine Bruſt bewegt ein fremder Schwung.

Nur mühſam des Vergangnen mir bewußt,
Kann auch Erinn'rung mich nicht mehr bewegen.
Für neue Leiden und für neue Luſt
Klopft hier ein neues Herz mit raſchern Schlägen,
Und neue Sinnen ſind mir aufgeſchloſſen,

Wie Frühlingsblüthen, die im Sonnenregen
Zum ersten Mal dem jungen Baum entsprossen.
Weißt du solch Räthsel nicht mir auszulegen?

Aslauga.

Oh! daß ich so mir selbst verborgen wär —
Des eignen Busens Rede nicht verstünde!

Oscar.

Wohl seltsam ist's; ich bin kein Knabe mehr,
Und mehr als jemals gleich' ich doch dem Kinde.
Du lächeltest, als ich dich gestern bat,
Nach meiner Wunde wiederum zu sehen.
Sie schmerzt nicht mehr, ich will es dir gestehen;
Doch bat ich dich — weißt du, warum ich's that?

Aslauga

mit Schüchternheit und Verwirrung.

Wie sollt' ich nicht? da ich es unterließ
Aus gleichem Grund.

Oscar feurig.

Asla, iſt das gewiß?
Drang das Entzücken, das ich ſchaudernd
ſpürte,
Wenn deine Hand mir leis die Stirn berührte,
Durch deine Nerven auch? Warſt du, wie ich,
Getrieben und zugleich zurück gehalten
Von zwei ſich widerſtrebenden Gewalten?
Den Arm um dich zu ſchlingen, zwang es mich,
Und nicht gehorchen konnt' ich doch dem Zwange;
Und glühend Roth bedeckte deine Wange,
Und ſchüchtern mieden unſre Blicke ſich.
Dein lieblich Bild, ſo feſt mir eingeprägt,
Daß fern von dir ich's immer um mich ſehe,
Zerrinnt in meinem Haupt, wenn deine Nähe
Mir fühlbar wird; wie Saitenklang bewegt
Dein Hauch mich, und das leiſeſte Berühren
Läßt mich in dir mein eigen Seyn verlieren.

Asla.

Oheim, wohin — oh, wohin ſoll das führen?

Oscar.

Zum Ausgang aus des Busens Labyrinth.
Asla, ich bin Brunhildens einzig Kind,
Und wenn die Frauen leben, weil sie lieben,
So lebt sie nur, weil sie mich hat geboren:
Denn sie ist Weib, nur in der Mutter
Trieben,
Und muß vergehn, bleibt Oscar ihr verloren.
So malte der Gesandt' auch ihren Gram,
Dein Vater selbst vernahm's nicht unbewegt,
Und schien unruhig, wie er nimmer pflegt.
Ich war es mehr; doch brennend stieg die
Schaam
Mir in's Gesicht, daß ich es darum war,
Weil ich besorgte, daß er Alfs Begehren
Bewill'gen könnt', und Freiheit mir gewähren.

Mich kümmerte die nicht, die mich gebar
Das Dänenblut nicht, das von neuem soll
Für Oscar fließen; nicht der Aufruhr, den
Mit meinem Namen Egróf und entzündet,
Seitdem er sich mit meinem Ohm verbündet.

Nur von der Angſt, dich — dich nicht mehr zu ſehn,
War ich erfüllt, und — gleich dem Haſſe quoll
Es in mir auf, wenn ich Brunhilden dachte,
Die mich zum Feind von Asla's Vater machte.

Asla.

Unglücklicher, du biſt, wie ich, verloren!
Du lernteſt haſſen, die dich hat geboren:
Das iſt der Liebe fürchterliches Zeichen —
Der Liebe, die dem Sturm iſt zu vergleichen,
Der wild den Baum herausreißt aus der Erde,
Daß er ein Raub der nahen Flamme werde.

Oſcar.

Wenn ich dich liebe, die mir nah' verwandt;
Iſt's ein Verbrechen, das mir Qual bereitet?

Asla.

Ein Frevel wird's von dem Geſetz genannt,
Das ſeine Kraft aus grauer Urzeit leitet,

Wo König Nor um ſeiner Nichte Hand
Den Sohn erſchlug, zu dem ihr Herz ſich neigte,
Und mit ihr Gau, den Vatermörder, zeugte.
Du liebſt mich Oſcar! Luſt und Grauen ringen
In meiner Bruſt — du liebſt mich mit dem Sinn,
Der um die Braut den Arm begehrt zu ſchlingen:
Du, Ottfrieds Sohn, liebſt Ottfrieds Enkelin.

Oſcar.

Weh mir! Du lehrſt des Wunſches Ziel mich kennen,
Zugleich mit dem, was die Erfüllung wehrt.

Aſla ſchonend behutſam.

Das iſt ein mildes Unglück noch zu nennen,
Wenn uns nur mangelt, was der Sinn begehrt;

Doch — wenn es einem Andern angehört —
Wenn Alfs und Asla's Hochzeitkerzen brennen —

Oscar.

Wie sagst du? Ist vom Frieden noch die Rede
Um diesen Preiß?

Asla.

So fürcht' ich.

Oscar.

Nimmermehr!
Eh' schlinge Danlands Macht das wüste Meer,
Eh' decken Felsen König Ynguds Heer,
Eh' rase durch den Himmel blut'ge Fehde;
Eh' diesen Zwist, um Oscars schwankend Recht,
Das er verachtet, solch ein Opfer ende!

Asla.

Ohnmächtiger, was kannst du unternehmen,
Den raschen Flug des Mißgeschicks zu lähmen?

Oscar.

Das weiß ich nicht; ich weiß nur, daß ich Knecht
Des Triebes bin, der's fordert, daß ich wende
Von meinem Haupte, was es nicht erträgt.
Alf liebt dich, wenn's sein Kanzler weise findet,
In dessen Brust kein Herz, ein Puls nur, schlägt.
Brunhilde, die den Hader hat entzündet,
Ward hingegeben selbst in Ottfrieds Hände,
Wie eine Münze, nützlich angelegt —
Sie hasset Yngurd, deine Mutter, dich,
Dort ist kein Mitleid anzutreffen. Hier —
Hier muß geschehn, was retten soll, von dir
Muß es geschehn —

Asla.

Von mir?

Oscar.

Kann Irma sich

So freventlich verſünd'gen an der Liebe,
Sie, die dem Gatten ihrer Wahl gehört?
Kann Yngurd dulden, daß ſein Glanz ſich trübe,
Indem er kauft, was Helden mit dem Schwert
Behaupten müſſen? — Wirf dich ihm zu Füßen,
Auf Irma's Bruſt laß deine Thränen fließen,
Und wird das Recht nicht deinem Flehn gewährt;
So weig're deine Hand im Angeſichte
Des ganzen Volks, und fordre, daß es richte!

Asla

mit dem ſtufenweis ſteigenden Accent der Liebe und Wehmuth.

Verlange, Jüngling, daß ich ſterbe — das,
Was du begehrſt, iſt nicht in meiner Macht.
Der Zwiſt, den deine Mutter angefacht,
Nährt' in der Bruſt der meinen Schmerz und Haß.
Der Küſtenländer Aufruhr zu erſticken,

Iſt Friede Noth, und die Normannen blicken
Auf meine Hand, die ihn vermag zu binden.
Wo ſoll ich, ihn zu weigern, Worte finden?
Wo Gründe, Vaters Wort zu widerſtreben?

Dein, Oſcar, kann ich nimmer ſeyn.
Mein Leben
Iſt eine Blüthe, der die Nahrung fehlt:
Dem erſten Spiel des Windes hingegeben,
Iſt's einerlei, wer ſie zum Haarſchmuck wählt,
Eh' ſterbend ſie herab vom Zweige fällt.
Nur Einen Tag ergötzt ſie noch den Sinn,
Die Farb' iſt ſchon ein nebelhaft getrübter,
Erloſchner Schein; am Abend welkt ſie hin.

Das ſei dein Troſt, unglücklicher Geliebter!

Oſcar.

Oh, Erd und Himmel! Lös dich auf, mein
Herz!
Vergeh', mein Leben! Schmelz' in Luſt und
Schmerz,
Eh' die Vernunft aus meinem Haupt entfliehet!

Aſla in ſeinem Arm.

Oſcar!

Freudiges Blaſen hinter der Scene.

Oſcar.

Was iſt das?

Aſla.

Danlands Kanzler ziehet
In Auslo ein, im Namen ſeines Herrn
Mich zu empfangen aus des Vaters Händen.

Oſcar.

Nein, Mädchen, nein! — Noch leuchtet mir ein Stern,
Des Schiffes Lauf vom Untergang zu wenden.

Aſla.

Was haſt du vor?

Zweite Scene.

Die Vorigen. Marduff von der Seite der Burg raſch auftretend.

Marduff.

Gottlob, ſie ſind gefunden!
Man ſucht die königliche Braut ſeit Stunden
Im Burgbezirk.

Asla.

Sie kommt. — Oheim, ihr ſeid
Nun frei; für euch giebt Asla ſich gefangen.

Kurze Stille nach Asla's Abgang. Oscar ſteht unbeweglich über einen Gedanken brütend.

Marduff.

Nach euch auch, junger Fürſt, trägt man Verlangen,
Um feierlich zu endigen den Streit,
Der um eu'r Recht zur Krone hat begonnen.

In ſolchem Fall ziemt ein gewähltes Wort;
Wir gehen, denk' ich, wenn ihr's ausgeſonnen.

Oſcar

erwacht aus dem Nachſinnen.

Das hab' ich, Marduff. Meine Rede kröne
Der Weisheit Werk! — Komm, führe mich zum Ort,
Wo Ynguld Markt hält mit der Tochter Schöne.

Sie gehn ab. Verwandlung der Bühne.

Dritte Scene.

Saal in Ungurds Burg. Ungurd, ungewaffnet doch das Schwert an der Seite, tritt raſch ein. Irma folgt ihm.

Irma.

Ich laſſ' dich nicht, ich folge dir, wohin
Du immer fliehſt, wie mich verfolgt die Angſt!

Ungurd.

Weib mit dem ewig wandelbaren Sinn,
Du haſt kein Wort für das, was du verlangſt,
Und ſuchſt ein Ohr doch, das dein Bitten höre?

Irma.

Laß meiner Ahndung Friſt, ſich zu geſtalten
Zur Furcht, die ihren Gegenſtand erkennt.
Nur Aufſchub, Ungurd — Aufſchub nur gewähre!

Ingurd.

Gebeut dem Feuer, das den Wald verbrennt,
Damit bequem wir's löſchen, ſtill zu halten.

Irmà.

Du haſt geſiegt. An Oſtlands Gränze wich
Das Dänenheer. Was treibt zum Frieden dich
Mit ſolcher Eil? Vor wem haſt du zu beben?

Ingurd finſter.

Vor mir. — Den Satan rief ich an um Sieg:
Er gab ihn mir, wie Satan pflegt zu geben:
Den Namen ſtatt der Sache, um das Haupt
Den Lorbeer, um die Bruſt der Schlange Knoten.
Der Sieg hat mir zum Krieg den Muth geraubt,
Ich beb' im Traum vor Blutbefleckten Todten.

Irma.

Ingurd, verwirrt des Abgrunds dunkle Macht
Die Sinne dir?

Yngued.

Ich war in dieſer Schlacht
Mehr oder weniger, als Menſch: ich fühlte
Neunfache Kraft in meines Armes Sehnen,
Und in mir Gluth, die ſich im Blute kühlte,
Gleichviel, ob von Normannen oder Dänen.

Ich focht nicht mehr mit Alf; ich raſt' im Fieber.
Die Menſchheit ſtand mir feindlich gegenüber.
Mit ihr, ſo wähnt' ich, hatt' ich's auszufechten,
Mit ihr um Egróſunds Verrath zu rechten,
Und um des Normanns unbeſtänd'gen Sinn,
Der darin nur beharrlich iſt, zu merken,
Daß ich aus niederm Stamm entſproſſen bin,
Und daß mein Recht beruht auf meinen Werken.

Vor dieſem Feu'r, das mir die Hölle lieh,
Wich Danlands Macht beſtürzt zurück; doch nie —

Nie wieder mag ich Sieg zu ſolchem Preiſe.
Denn als ich rückwärts ritt, das Leichenfeld
Zu überſchauen nach gewohnter Weiſe —
— Still lag es, ſchräg vom Mondeslicht erhellt,
Das, ein durchſichtig Tuch, den Gräu'l bedeckte —
Da war's, als wenn mein Hufſchlag Stimmen weckte,
Die links und rechts bald Held, bald Henker grüßten.
Bang ſchnob der Rapp', von Furcht gehoben ſchwoll
Die Mähn' empor, der Brandung Toſen ſcholl
Graunvoll herüber von den nahen Küſten,
Und Mark durchſchauernd trieb ein blind Entſetzen
Zur Flucht mich, wie das Wild die Rüden hetzen.

Irma abgewandt.

Halt ein, ich bitte dich! Ich bin ein Weib.

Yngurd.

Wohl dir, daß du kein Mann biſt! Mit dem Leib
Erſtarkt das Herz auch zu den grauſen Dingen,
Die Könige beſtimmt ſind zu vollbringen.

Weh' ihnen, regt ſich Zweifel in der Bruſt,
Daß Aerg'res ſie gethan, als ſie gemußt!

Irma.

Willſt du mein Herz in neue Banden legen,
Du edler Leu, den Tapferkeit gereut?
Oh, daß ich noch zum Höchſten dich bewegen —
Bewegen könnt', aus dieſem Kronenſtreit
Siegreich zu gehen — ohne Norwegs Krone!

Yngurd raſch.

Nein! — Was ich mag auf deiner Väter Throne
Geſündigt haben, wird nicht gut gemacht
In träger Ruh. Ich war vor dieſer Schlacht

Ein guter Fürſt, der nie von Gott ſich wandte.
Die Schmach allein, dem tollen Weib zu weichen,
Trieb mich, die Hand dem böſen Geiſt zu reichen
Zum Kriegerbund, eh' Ourdal Botſchaft ſandte.
Der Held nur ſtrauchelte, der König nicht,
Drum weiche Heldenruhm der Königspflicht.
Vom Liebſten will ich mich, von Asla, trennen,
Damit die Söhne derer Friede haben,
Die Yngurds Kriege Vaterlos gemacht.
Der Normann ſoll fortan mich Vater nennen,
Und Vater will ich ſeyn dem holden Knaben,
Dem ich nach mir den Scepter zugedacht.
Ich will die Kunſt ihn lehren, zu befehlen,
Und Königsſinn mit Milde zu vermählen.

Irma.

Oh, ſüßer Traum! — — Warum ſo fürchterlich
Durchſchauert mitten in des Wahnes Luſt
Der Ahndung Froſt die mütterliche Bruſt?

Yngurd.

Die mütterliche? Asla nannte ſich
Beglückt, dem Reich den Frieden zu bewahren;
Iſt frei nicht mehr ihr junges Herz von Liebe?
Hat ſie ſich mir verhehlt? Laß mich's erfahren.
Fern ſei's vom Vater, daß er Hartes übe
An dieſer Blüthe ſeiner Jünglingstriebe.

Irma.

Bis auf die Sehnſucht ohne Gegenſtand,
Die unzertrennlich iſt von ihren Jahren,
Weiß ich ſie frei. Doch, Yngurd, iſt dieß Band,
Das mich ſo früh von meinem Kinde trennet,
— So ungleich dem, das mir das Glück gegönnet —
Iſt's unumgänglich?

Yngurd.

Danland will ein Pfand
Für Oſcar, der in Norweg bleiben muß.

Irma.

Muß? Warum muß er? Aendre den Beſchluß;
Sein Bleiben fürcht' ich mehr, als Asla's Scheiden.

Yngurd.

Haßt Ottfrieds Tochter Ottfrieds zarten Sohn?

Irma lebhaft.

Seit Oſcar athmet, wanket Yngurds Thron!
Ich haßt' ihn, ja, ſchaamroth muß ich's geſtehen,
Ich haßte' ihn, eh' er noch das Licht geſehen:
Denn noch im Mutterſchoos vermehrt' er ſchon
Der Feindin Macht bei'm Vater, und mein Leiden.

Und dieſer Knabe, der in ſtetem Bangen
Um dich mein Herz gehalten, zieht gefangen
In Auslo ein, und — ſiegreich in mein Herz.
Vergeſſen iſt der Jahrelange Schmerz,

Und König Ottfrieds mild verjüngtes Bild
Umſchlingt die Feindin mit der Liebe Banden.

Das, Yngurd, iſt's, was mich mit Furcht erfüllt;
Send' Oſcar weg mit Danlands Abgeſandten.

Yngurd.

Du ſprichſt in Räthſeln, eile ſie zu löſen.

Irma.

Entging es dir, daß dieſes Zauberweſen,
Das aller Herzen Meiſter iſt, von dir
Die Neigung der Normannen wendet? Hier
In Auslo giebt's nur Augen noch für ihn.
Wo er ſich zeigt, ſeh' ich die Blicke glühn
Von Wünſchen, die nur Furcht vor Yngurd bindet.
Willſt du in Norweg Herr ſeyn, laß ihn ziehn!
In dieſem Kampf iſt er's, der überwindet.

Yngurd.

So glaub' ich ſelbſt, und darin liegt der Grund,
Warum ich ihn in Norweg muß behalten.
Der Aufruhr wächſt mit Macht; Graf Egréſund,
Der Yngurd kennt, wenn er Verräther richtet,
Will dadurch leben, daß er mich vernichtet.
Geſtiftet hat er einen Oſcarbund;
So weit er kann, läßt er das Reich verwalten
Im Namen Oſcars; Danlands Kanzler, der
Durch Alf regiert, ſchickt Geld und läßt im Meer
Die Oſcarfahne freien Handel treiben.
So machten ſie das Volk dem Knaben eigen.
Ihn will's zum Herrn, und ſoll es Yngurd bleiben;
So muß er Hoffnung zur Erfüllung zeigen.

Oſcar, von mir als Reicheserb' erkannt,
Entwaffnet es, und dient in meiner Hand
Für innern Frieden mir zum Unterpfand.

Irma.

Und Brunhild, Ynguld — bleibt auch ſie im Land?

Ynguld.

Ich denke nicht. Des Dänen Briefe ſchweigen
Von dieſem Punkt. Man ſpricht von Augenzeugen,
Die ausgeſagt, ſie ſei nicht bei Verſtand.

Irma erſchüttert.

Unglückliche! Mag Gott ſie ſo nicht ſtrafen
Für das, was ſie an Ottfried that und mir!

Vierte Scene.

Die Vorigen. Marduff.

Marduff.

Herr, Danlands Kronſchiff liegt in Auslo's Hafen,
Und König Alf iſt an das Land getreten.

Yngurd.

Wie? Nicht der Kanzler?

Marduff.

Der war früher hier,
Und hat um Aufſchub des Gehörs gebeten,
Bis ihm das Meer die Brautgab' überbrächte.

Yngurd.

Verſammlet alle, daß wir ihn empfangen,
Wie's König Yngurds Eidam darf verlangen.

Marduff will gehn, tritt aber, auf den Eintretenden ſtoßend, zurück.

Fünfte Scene.

Die Vorigen. Alf unbewaffnet und ohne Gefolg.

Alf.

Es iſt zu ſpät, ob er auch fliegen möchte.
Ergebt euch, Ygurd, ihr ſeid überfallen
Von eurem Freund in eures Schloſſes Hallen.

Irma begrüßend.

Ihr, Fürſtin, nehmt der Ehrfurcht Zeichen an.

Ygurd.

Alf überraſcht mich, wie ich ihm gethan
In ſeinem Lager.

Zu Irma.

Führ' in dieſen Saal
Dein glücklich Kind.

Zu Marduf.

Verfahrt, wie ich befahl:

Durbal mit Oscar; Nös und Biörneland
Mit Guldenbrog.

Nachdem Irma und Marduff zu entgegengesetzten Seiten abgegangen, zu Alf.

Ihr habt ihn abgesandt,
D'rum ist es ziemlich auch, daß ich ihn höre,
Obwohl ich sonst den Rechtsmann gern entbehre.

Alf.

Ihr habt nicht unrecht, denn seit Egröfund
Euch abgefallen, hatt' er Grund auf Grund,
Mir abzurathen von dem Friedensbund;

Mit froher Selbstzufriedenheit.

Doch dießmal hab' ich's durchgesetzt!

Yngurd herabsehend.

Fürwahr?

Alf

unbefangen fortfahrend.

Und was er auch mir vorgeschwatzt von Sitte,
Die dabei meine Gegenwart nicht litte;

Ich bin gekommen, denn es ward mir klar,
Er könnte hier ſich neue Gründe ſchaffen.

Yngurd näher tretend.

Auf, ihr ſeid Mann; ihr führet eure Waffen
Mit eigner Hand: warum den Scepter nicht?

Alf.

Soll ich's geſtehn? Weil mir der Muth gebricht,
Das Schickſal eines Volks allein zu lenken,
Wie Gott die Welt.

Yngurd wendet ſich ab. Alf bemerkt es.

Ich bitt' euch, nicht zu denken,
Daß ich euch tadeln will in's Angeſicht.
Ihr ſeid des Waldes ſtark gewachſner Baum,
Wie euch giebt's keinen ähnlichen im Norden,
Wärt ihr nicht Menſch; ihr wärt ein Gott geworden.
Was ihr könnt wollen, hat in mir nicht Raum,
Nach ſeiner Kraft muß ſich der Menſch beſchränken.

Ynguard tiefgetroffen.

Auch ich bin Menſch! — Man kann's ſo leicht vergeſſen,
Wenn man ſie kennt, die dieſen Namen führen;
Ihr Nichts macht unſer Selbſtgefühl vermeſſen.

Zu Alf ſich wendend.

Von eurer Rede ſollt ihr Früchte ſpüren.
Gering geachtet hab' ich euch; ich bin
Klein neben euch —

Alf

mit ſichtbarem Antheil.

Bei Gott, ihr wart nie größer!

Ynguard.

Ich fühle freier mich als je, und beſſer.
Nehmt meinen Dank, Fürſt mit dem Menſchenſinn!

Innige, gehaltene Umarmung

Sechſte Scene.

Yngurd. Alf. Gyldenbrog von Nös und Biörneland durch den Hauptzugang eingeführt. Bald darauf Irma mit Asla aus der Gallerie rechts. Dann aus der Gallerie links Oſcar mit Durdal, hinter ihnen Kurl, welcher Oſcars Schwert trägt, und zuletzt Marduff, der ſich immer im Hintergrunde hält. Bei dem Oeffnen des Hauptzuganges ſieht man im Vorgemach Wachthabende Trabanten und Volk.

Nös.

Ha, welch' ein Anblick! werth, in Bild und Liede
Verewigt, ſpät die Enkel zu entzücken!

Sehr laut, nach dem Zugange gewendet.

Alf Yngurds Sohn! und Fried' in Norweg!

Das Volk

im Vorgemach mit einſtimmigem Jubelruf.

Friede!

Yngurd

sich zu den eben eingetretenen Frauen wendend.

Das, Alf, iſt Asla.

Alf,

im Begriff die Frauen zu begrüßen, bleibt mit dem Ausdruck des Erſtaunens vor Asla stehen.

Wollt ihr mich berücken,
Euch Danland abzutreten? — — Königin,
Um eure Tochter feierlich zu werben,
Bin ich gekommen. Mit verwirrtem Sinn
Steh' ich vor ihr, die nicht auf dieſer Erde
Geboren ſcheint, und meine Wangen färben
Sich glühend roth, daß ich nicht würdig bin
Zu ſeyn, was ich, wenn ihr mich Sohn nennt, werde.

Irma.

So nenn' ich euch; es iſt des Königs Wille.

Alf.

Des Königs? — Seine Briefe gaben mir
Die Hoffnung, daß ihn Asla gern erfülle.

Asla.

Mit diesem Zweifel, König, gebet ihr
Mir die Gewißheit, daß des Vaters Wahl
Werk seiner Lieb' ist.

Oscar tritt ein ohne von Alf bemerkt zu werden.

Alf.

Asla mein Gemahl?
Mit freiem Willen mein des Nordlands
Krone?
Bei Gott! zum Aberglauben könnte mich
So unerwartet hohes Glück verleiten!

Ingurd.

Wie meint ihr das?

Alf.

Ein Blinder, wunderlich
In Wort und Wesen, hat mir prophezeiht,
Als ich mein Schiff zur Abfahrt ließ bereiten
Nach Ostland. „König," sprach er, „dieser
Streit

Gilt Oſtland nicht; du haſt des Ottfrieds Sohne
Gewidmet Arm und Schwert. Ob dich auch Sieg nicht lohne;
Du bringſt in Ottfrieds Länder gute Zeit,
Und freie Wahl reicht dir des Nordlands Krone.“

Oſcar vortretend.

Beſtraft den Blinden, Ohm! Er hat gelogen:
Denn nicht für mich habt ihr das Schwert gezogen,
Und um ein Weib verhandelt ihr den Neffen.

Alle ſehn ihn erſtaunt an.

Yngurd.

Wie ſagt ihr, Jüngling? Was ihr fordern könnt,
Wird königlich der Sieger übertreffen.
Vor eurem Arm legt' er die Waffen nieder,

Reichsſtand von Durdal. Gebt ſein Schwert ihm wieder,
Und ſeid der erſte, der ſein Glück ihm nennt.

Durdal
nimmt von Kurt das Schwert, feierlich.

Heil euch, mein Fürſt! Einſt Norwegs König!

Oſcar.

Einſt?
Du irrſt gewaltig, Ynguld, wenn du meinſt,
Zum zweiten Male deinen Feind zu fangen.
Der König Einſt iſt nicht nach meinem Sinn,
Nicht künftig werden will ich, was ich bin,
Sein König Olfried iſt zu Grab gegangen.

Asla vor ſich.

Ha! Was wird das?

Biörneland zu Nös.

Hat ihn ein Gott verwandelt?
Aus Thon in Erz?

Yngurd.

Alf, heißt den Knaben ſchweigen!
Unmündig Alter hat nicht Mund im Rath.

Gyldenbrog.

Verzeihet, Herr, mit Oſcars Jahren hat
Der Sohn das Recht, auf Vaters Thron zu ſteigen;
Mithin auch Mund, wo davon wird gehandelt.

Oſcar.

Was iſt zu handeln? Ich bin Ottfrieds Kind;
Ich war noch nicht, als Ottfried dieſen krönte,
Und ob mein Oheim ſich mit ihm verſöhnte:
Die Länder Norwegs ſind für mich geſinnt,
Und haben, mächtig aufgeregt von oben,
Für Ottfrieds Stamm das freie Schwert erhoben.

Yngurd.

Unſinniger! Du biſt in meiner Hand,
Das Loos des Kriegs hat wider dich gerichtet.

Oscar.

Wenn Völker hadern über Gut und Land,
Dann iſt's die Fehde, die den Zwieſpalt ſchlichtet,
Blind wie der Fall des Würfels. Anders iſt's
Mit Königsrecht, das, heilig wie der Glaube,
Im Buſen der Gerechten iſt gegründet,
Auf daß es unantaſtbar ſei dem Raube.
Ob ihr den König auch mit Ketten bindet;
Doch bleibt er König. Richter ſolchen Zwiſts
Iſt Gott, und freie Volkswahl ſeine Stimme.

Ingurd ausbrechend.

Ha, Schlange, die mit gift'ger Zunge ficht!
Wag's, dich zu meſſen mit des Löwen Grimme!
Wenn er dich faßt, zerreißt er dich in Stücken.

Gyldenbrog.

Erlaubet, Herr! Ein Rechtsſtreit will Gericht.

Yngurd

außer ſich, zückt das Schwert.

Weß iſt der Mund, der ſo mit Yngurd ſpricht?

Die Reichsherren treten vor.

Durbal.

Herr, faſſet euch! Ihr dürft das Schwert nicht zücken
Vor dem Geſandten einer fremden Macht.

Nös.

In Beiſeyn ſeines Herrn!

Biörneland.

Vor euren Ständen!

Alf.

Ihr gingt zu weit, fürwahr.

Yngurd

vor ſich, mit krampfhafter Anſtrengung, ſich zu bezwingen.

O, Geiſt der Nacht!
Was peinigſt du? Ich bin in deinen Händen.

Goldenberg zu Alf.

Das Gastrecht, Herr, ist schwer verletzt an euch,
Schont blinde Wuth, erspart Schmach dem Reich!

Alf.

So unerwartet kühnes Widerstreben
Entschuldigt Zorn. —

Zu Anand gewandt.

Ich bin erstaunt, wie ihr.
Was, Mädchenhafter Jüngling, hat die Gier
Nach einer Kron' erweckt in deiner Brust?

Oscar.

Was weckt' in euch, mannhafter Ohm, die Lust
So zarter Jungfrau eure Hand zu geben?
Ihr suchet Mildes, weil ihr mächtig seid;
Mich, weil ich mild bin, lockt die Macht, sie beut
Mir weitern Raum für schöpferische Triebe.

Alf.

Die Macht will Macht im Buſen, die
ſie übe,
Auch da, wo Noth ſich mit dem Recht ent-
zweit,
Und Härte fordert von der Menſchlichkeit.
Wer leiht dir dieſe Macht?

Oſcar ſich vergeſſend.

Die Allmacht, Liebe!
Ein Weltall auf der Hand zu tragen, giebt
Ihr Odem Kraft dem, der ihn hat empfunden —

Alf.

Die Liebe, ſagſt du?

Oſcar ſchnell gefaßt.

Ja! Ich bin geliebt
Von meinem Volk. Ich hab' es überwunden
Mit meinem Anblick. Daß ich Oſcar bin,
Mit regem Geiſt, und menſchlich-mildem Sinn,

Hat mir das Reich zur Folgsamkeit gebunden.
Lieb' iſt die Macht, mit der ich herrſchen kann,
Daß ungebraucht verroſte Schwert und Beil.
Laßt Norweg wählen zwiſchen Ruhm und Heil,
Hört Städt' und Land, ſetzt einen Reichstag an
Statt einer Hochzeitfeier! Nehmt die Stände
Zu Richtern, daß Vernunft den Zwieſpalt ende!

Kurze Stille. Die Blicke der Reichsherren ſind mit dem Ausdruck des höchſten Anſtands auf Oskar gerichtet. Erna und Asta ſehn mit ängſtlicher Erwartung auf Ingurd. Alf und Goldenberg haben ihn ebenfalls im Auge.

Ingurd.

Was von des Jünglings Ford'rung ſei zu halten,
Laßt eure Meinung hören, Reichsgewalten.

Nös.

Herr, wir ſind überraſcht — unvorbereitet —

Yngurd.

Ihr?
Hätt' er es euch so schlau verhehlt, wie mir,
Daß, euer Herr zu seyn, es ihn gelüstet?

Biörneland.

Ich würd' es sagen, wenn es anders wär.
Um das euch zu beweisen, sag' ich mehr,
Fest überzeugt, daß ihr euch nicht entrüstet.
Des Fürsten Ford'rung kommt gerecht mir vor;
Denn König Urd, Ahnherr von Dan und Nor,
Der, wie ihr wißt, Herr war von beiden Reichen,
Verordnet in dem Grundgesetz, das wir
Gemein mit Danland haben: „Für und für
Soll Erbzwist um das Reich sich vor dem Reich vergleichen."

Yngurd

nach kurzer Pause, kalt.

Nös! Schreibt den Reichstag aus. — Wir wollen hören,

Wen von uns beiden Norweg mag entbehren.
Der Aufruhr, Kanzler, den ihr angefacht —
Wahrt euch, durch ihn den Gang des Rechts zu ſtören.
Bis dahin bleibt Oſcar in meiner Macht
Nach Kriegsgebrauch.

Ordal giebt Oſcars Schwert an Kurt zurück.

Ihr ſeid entlaſſen, Grafen.

Die Nachbarn treten ab.

Euch, König, wird die Burg als Gaſt verehren,
So lang' ihr wollt. Den Ausgang nach dem Hafen
Beſetzt durch die Bemannung eures Schiffs, auf daß
Herr Goldenbrog um euch mag ruhig ſchlafen.

Alf zum Kanzler.

Ich bleib' in Ausło, geht, beſorget, was
Mein Entſchluß nöthig macht. —

Goldenbrog geht.

Vielholde Frauen,
An eurer Hand, laßt mich das Haus beſchauen,
Denn Wichtiges beſchäftigt ſeinen Herrn.

Asla,

die, im Begriff mit Alf und Irma abzugehen, raſch und dringend zu ihrem Vater ſich wendet.

Laß Oſcar uns begleiten, Ynguro!

Ynguro.

Gern.
Ich will nicht, daß er ſtrenger ſei gehalten,
Weil freier ſeine Wünſche ſich entfalten.

Oſcar geht mit Asla rechts ab, wie Alf und Irma; Kurt links, Marduff bleibt.

Siebente Scene.

Yngurd. Marduff im Hintergrunde.

Yngurd

in wildem Ausbruch.

Ha! Fluch der Qual der Qualen! Fluch dem Zwange,
Der in der Bruſt den Willen überfällt,
Ihn ſtill und ſtark umwindet, wie die Schlange,
Und, bis er ſtirbt, ihn feſt und feſter hält!
Fall' meinen Leib an, Haß! Entwaffne mich!
Wirf mich zu Boden! Feßle mir die Glieder!
Ich lache dein: die Freiheit rettet ſich
Aus Arm und Fuß, und kehrt zum Herzen wieder.
Der Trieb geht unter in der Ohnmacht; Macht,
Von Furcht gezähmt, iſt ein Geſchenk der Hölle,

Des Lebens Trunk vergiftend an der Quelle,
Den Mann zum Kinde machend, das zur Nacht
Geſpenſterſcheu nicht Luft zu ſchöpfen waget
Und unter Angſtſchweiß harret, bis es taget,

Mir tagt es nicht mehr! Abfall und Verrath
Umſtellen mich. Mein Wort und meine That,
Des Buſens Willen nicht mehr unterthänig,
Sind meiner Feigheit Diener worden. Ich
Muß buhlen um die Gunſt des Volkes, mich
Mild ſtellen, wo ich raſen möchte! — —
„König?“
Der Hohn nur kann noch ſo mich grüßen.
„Herr?“
Haſt du's vernommen, Marduff, wie der Nam'
Aus dieſer Knechte ſtolzem Munde kam?

Oh, daß ich Bauer, wie mein Vater, wär!
Daß ich mein dankbar Vieh zur Weide führte,
Und meinen Pflug ſtatt dieſes Volks regierte!
Der Saam', in das gefurchte Land geſtreut,

Bringt funfzigfältig Früchte: was iſt mir,
Der Thaten ſä'te auf das Feld der Zeit,
Die mit Bewunderung die Welt durchdrangen —
Was iſt daraus für Frucht mir aufgegangen?
Der Haß, der Neid, die giftige Begier,
Vom Firmament den Stern herabzureißen,
Weil fremde Zonen ihn den erſten heißen.

Marduff,

der, bei Ingurds Anrede an ihn, vergetreten iſt.

Herr, ſorge nicht, das werden ſie nicht enden.
Es giebt noch Herzen g'nug, die meinem gleichen,
Das von dem Helden Yngurd nicht kann weichen.
Ja, ob ſie auch den Scepter dir entwänden,
Der Lorbeer bleibt.

Yngurd raſch einfallend.

Du kennſt die Welt ſo ſchlecht,
Wie ich die Hölle, die mich hat betrogen
Mit dem unſel'gen Glücksfall in der Schlacht.

Wär's Gottes Sonne nicht am Himmelsbogen;
Die Thoren fragten sie nach ihrem Recht,
Zu wärmen und zu glänzen. Wäre nicht
Beim Untergang am größten ihre Pracht;
Beim Himmel! sie vergäßen über Nacht,
Daß sie der Quell war von des Tages Licht.
Wer kleiner stirbt, als er gelebt, ist hin
In dieses flüchtigen Geschlechtes Sinn.

Marduff.

Du stirbst nicht so. Der Nord liebt Waffenthaten,
Er kann um Oscar Yngurd nicht entrathen.

Yngurd

in großem, innerlichem Kampfe.

Wenn dem so wär, was nützt es mir? — Ich bin
Krank, Marduff — krank, und werde nicht gesund,

Bis dieſer Knabe — — Hab' ich nicht vorhin
Von Furcht geredet?

Marduff.

Ja; in deinem Mund
Ein ſeltnes Wort —

Yngurd raſch einfallend.

Ein Wurm, der um die Frucht
Herumkriecht, und den Weg zum Kerne ſucht.
Er wird den Muth in meiner Bruſt verzehren,
Feig, wie ein Weib, werd' ich dem Egröſund
Entgegenziehn, zurück mit Schande kehren.
Du wirſt dich ſchämen, mir gedient zu
haben!
D'rum — tödt' ihn!

Marduff.

Wen? Den Wurm der Furcht?

Yngurd gedämpft.

Den Knaben!

Marduff entsetzt zurücktretend.

Wie, Herr? Ich soll zum Mord —

Yngurd fällt dringend ein.

Ich hab' ein Leben
An dir zu fordern! — Euch den Tod zu geben,
Euch Schotten, die der Normann würde fangen,
Euch in den Felsabgrund zu werfen, war,
Weil euer Feldherr Aehnliches begangen,
Des hocherzürnten Ottfried streng Gebot.
Dem Ritter, der's verletzte, drohte Tod;
Ich that's um dich, ich lag ihm von Gefahr,
Die mir gedroht, und der du mich entrissen.
Was schwunst du damals zu des Retters Füßen?
Bedenke das!

Marduff.

Herr, du befiehlst die That?

Yngurd.

Befehlen? That? Nein. Aber klugen Rath
Erſinne, daß ein Fall — ein Unglücksfall —
— Gelegenheit zum Unglück beut die Hölle
Freigebig dar —

Er fährt furchtſam zuſammen.

Still! Keine Antwort! Schall
Von Tritten hör' ich an des Saales Schwelle.
Es geht vorüber. — — Marduff, ich befehle
Dir nichts, hörſt du? gar nichts. Doch ich vertraue
Den Entſchluß dir, daß ich den Tag nicht ſchaue,
Wo zwiſchen mir und ihm ſoll Wahl ſeyn. — Wähle
Du ſtatt des Reichs! — Ich leg's auf deine Seele.

Durch den Haupteingang ab.

Achte Scene.

Marduff allein.

O Satanas, laß los von meinem Haar!
Du haſt den Herrn, was willſt du mit dem Knechte?
Du haſt den edlen, königlichen Aar,
Daß er zum Himmel nicht entfliehen möchte,
Im Flug gehaſcht; ich bin der Müh' nicht werth.

Nach kurzer Stille.

Der oder der! Daß Einer ſterben muß,
Begreif' ich. — 's iſt ein gräßlicher Entſchluß;
Doch — meiner nicht. Ich bin der Griff am Schwert,
Kann er der Hand entfliehen, die ihn faßte?
Der Herr hat Gutes auch durch mich gethan,
Kein's, oder beides, rechnet Gott mir an.

Was gäb' ich d'rum, wenn ich den Knaben
haßte,
Wie ich den König liebe! —

Sich beruhigend.

Hat's doch Zeit! —
Vielleicht giebt's nirgends die Gelegenheit,
Und ohne mich geht alles — wie es kann.

Er geht nach dem Haupteingange zu.

Neunte Scene.

Marduff. Oſcar rechts auftretend.

Oſcar.

Marduff, wohin? Dir hab' ich eine Bitte.

Marduff,

der heftig zuſammenfuhr, vor ſich.

Geſchäft'ge Hölle, wärſt du da ſchon?

Oſcar.

Hör',
Mir iſt nicht wohl in der Verwandten Mitte,
Ich will mit dir gehn, lieber Marduff.

Marduff beängſtiget.

Herr,
Ihr thut nicht wohl —

Oscar.

Man zeigt des Hauses Pracht
Dem König Alf, das ist langweilig; ich
Möcht' unterdeß die alte Burg durchgehen,
Wo Ottfried stille Tage zugebracht.

Marduff rauh abweisend.

Sie ist verschlossen, das kann nicht geschehen.

Oscar.

Du wahrst den Schlüssel, deß versichert mich
Der Burghort Erichson.

Marduff
mit steigender Angst.

Die Pfeiler stehen
Nicht fest mehr dort — Laßt ab — Das
morsche Haus
Könnt' über eurem Haupt zusammenstürzen!

Oscar.

Ein wenig Wagniß, den Genuß zu würzen,

Iſt mir willkommen. Schauerliche Orte
Mag Oſcar gern; verwandt ſind Luſt und Graus.
Komm, Marduff, führe mich zur Todespforte,
Laß trinken mich die freie Felſenluft,
Und dann — dann bringe mich in Vaters Gruft!

Marduff heftig erſchüttert.

Faßt Gott ſein Urtheil in ſo klare Worte? —
Zur Todespfort' und Gruft begehrt ihr, Fürſt?

Oſcar.

Ich weiß, es iſt verboten; doch du wirſt
Verantwortung nicht haben. Alles zieht
Dem königlichen Gaſt nach, niemand ſieht
Auf mich und dich jetzt; man wird's nie erfahren,
Daß du gethan, was nicht erlaubt war.

Marduff

ihn mit funkelnden Augen anſehend.

Nun,
Wenn das gewiß iſt, muß ich's ja wohl thun!
Das gilt für nichts, was Menſchen nicht gewahren,
Und — dieſer Gang kann euch viel andre ſparen.

Beide gehen nach dem Haupteingang. Der Vorhang fällt.

Fünfter Akt.

Erſte Scene.

Düſteres Gemach in der alten Burg. Im Proſpekt ſchmale, vergitterte Fenſter, durch welche man nichts als freien Himmel ſieht. Zu beiden Seiten der Bühne Thüren mit großen, alterthümlichen Schlöſſern. An den Wänden Spuren der Baufälligkeit. Außer einigen alten Waffenſtücken, worunter ein Streitkolben und eine Streitaxt ſich befinden, kein Geräth im Zimmer. Nach dem Aufziehen des Vorhangs hört man das Entriegeln und Aufſchließen der Thür zur rechten. Oſcar und Marduff treten ein.

Oſcar ſich umſehend.

Der Saal iſt heller, als die andern, doch
Nicht freundlicher. Man merkt, er lieget hoch;
Die Wolken ſchaun ſo nah und nachbarlich

Durch dieſe Fenſter, und das Meer, das ſich
Am Ufer bricht, brauſt unter unſern Füßen.

Gewiß ein Waffenſaal; alt Mordgewehr,
Wie's nicht mehr üblich iſt, liegt d'rin umher.
Das lieb' ich nicht, laß weiter uns, wir müſſen
Wohl nah ſchon ſeyn des Berges letzter Spitze.

Marduff

auf die Thür zur linken deutend, und Oſcar einen Schlüſſel reichend.

Ja, das dort iſt das äußerſte Gemach,
Geht nur hinein, ich folge bald euch nach.

Oſcar

öffnet die Thür, und tritt ſchaudernd zurück.

Hu!

Marduff.

Nun, was giebt's?

Oscar.

Aus ihrem finstern Sitze
Stört' ich die Eulen. Durch die offnen Ritze
Der Mauer fliehn sie aus dem alten Haus
In das verhaßte Tageslicht hinaus.
Hörst du sie schrein?
Mich faßt ein Graus.

Marduff.

Geht nur hinein.
Macht auf die Pforte,
Laßt Licht herein;
Wär' auch noch Ein'
Im düstern Orte,
Das treibt sie aus.

Oscar.

Du scheust den Trug des wandelbaren Bau's?
Mich trägt er ja wohl noch, ich geh' allein.

Er geht hinein. Man hört das Knarren der Pforte, die er inwendig öffnet.

Zweite Scene.

Marduff allein, nach kurzer Stille.

Nun iſt er mein —
Mein! Kein Entrinnen!
Kein Ohr vernimmt ſein Schrein;
Ich kann's getroſt beginnen.

Doch wenn ich es mit ſcharfer Waffe thät,
Wär's ungeſchickt. — Dieß alte Kriegsgeräth,
Der Kolben, taugt dazu.

Er bringt mit dieſen Worten Streitart und Kolben hervor, wählt, legt jene neben ſich an die Mauer, und behält dieſen in der Hand.

Sein Vater hat
Wohl manchen Scheitel damit eingeſchlagen.
Nun, Hirn um Hirn! Der Alte darf nicht klagen
Dort oben d'rum. — Sie nennen's Heldenthat,

Die Herrn, im Kriege, wo es nichts will
sagen,
Weil's Wurf um Wurf geht, wie im Spiele.
Dort
Thun sie es selbst; doch solch' ein schwerer
Mord,
Der auf dem Haupt die Haare treibt bergan,
Daß man wahnsinnig werden kann
Noch eh' er ist gethan,
Kommt an den Knecht.

Uh! wie's hier schlägt
Und an die Rippen hammert! —
Ich halt's nicht aus, wenn er viel jammert!

Sein Blick fällt durch die offne Thür zur linken.

Da steht er in der Thür, fest angeklammert
An ihrer Pfoste. Jetzt — ein rascher Stoß
In seinen Rücken, und ich wär es los.

Nein, das geht nicht.
Wenn er's Genick nicht bricht;
Kann er noch Luft behalten, „Mord"
Zu sagen, wenn er aufgehoben wird.

's iſt ein gar zu verteufelt kurzes Wort,
Hat gleich die Sache Raum nicht in der Zeit,
Der Satan weiß, wie weit
Das in die Ewigkeit
Hineintönt, eh' der Schall ſich ganz verliert.

Er verſinkt, über den Kolben gelehnt, in Gedanken. Auf einmal fährt er auf und ſpricht zur Seite hin, als ob er mit jemand ſtritt.

Nun, was geht's mich an! Ich hab's nicht gethan!
Mir könnt ihr d'rum kein Haar verſehren! nicht
Hier unten, noch dort oben! — Warum ſticht
Das Lamm der Schlächter todt? Warum? Der Mann
Will leben, darum muß das Lämmchen d'ran.
Wenn ich's nicht that; ſo mußt' er mich ja tödten,
Um nicht vor ſeinem Diener zu erröthen.
Nichts geht mich's an! Nichts hab' ich —

Die Pforte im Nebengemach knarrt. er ſtutzt und fährt ſich mit der Hand über die Stirn.

Bin ich denn
Verwirrt? Mir war's zu Sinn, als wär's
geſchehn,
Und ſoll erſt noch —

Er ſchließt raſch, aber zitternd, die Thür zur rechten ab.

Nur ruhig Blut! Er kommt.

Dritte Scene.

Marduff. Oſcar tritt aus dem Zelegemach, ſchließt es, zieht jedoch den Schlüſſel nicht ab, weil er eben Marduffs Beſchäftigung am Eingange bemerkt.

Oſcar.

Was ſchließeſt du die Thür? Wir gehn zurück,
Ich hab' es nun geſehn. — Ha! Welch' ein Blick!
Was für Begier in deinen Augen?

Marduff.

Stemmt
Euch wie ihr wollt, 's iſt eure letzte Stunde.
Ich ſchlag' euch todt!

Oſcar.

Menſch! Biſt du raſend?

Marduff.

Ich
Kann's werden d'rum, hilft aber nichts!
Für mich
Iſt keine Wahl: es kam aus Yngurds
Munde.

Oſcar ſich abwendend.

O, ew'ger Gott! Ich bin verloren.

Marduff.

Sprecht
Ein kurz Gebet, daß Ende wird. Mir
ſpringen
Die Adern ſchier, ich muß es kurz vollbringen,
Sonſt weicht die Kraft, und ich vollbring' es
ſchlecht,
Zu eurer Qual.

Oſcar.

Oh, unglückſel'ger Knecht,

Selbſt bete! denn der Herr der Herrſcher rächt
Solch grauſend Thun am todten Werkzeug mit.
Das Schwert, das in der Hand des Königs Mor
Verwandtes Leben frevelhaft zerſchnitt,
Wie trocken auch und blank er's wieder rieb,
Zerfraß der Roſt, und als er es erkor,
Mit Ehr zu fechten, brach's bei'm erſten Hieb.

Wär deine Seele Stahl, wie jenes Schwert;
Die That wird ſich wie Roſt d'ran feſte ſetzen,
Wird das Gehirn dir aus dem Schädel ätzen,
Daß nichts, als das Gedächtniß, unverſehrt
Wird bleiben, dich in's Grab zu peinigen.

Du kannſt kein Huhn mehr ſterben ſehen, denn

Sein Zucken mahnt dich an das meine. Wenn
Dein Roß tief Odem holet unter dir,
Wird's deinem Ohr wie Todesröcheln klingen.
Dein Schlaf wird keine Ruh mehr seyn; ein Ringen
Mit blutigen Gespenstern, die von mir
Das Leichenantlitz, riesenhaft vergrößert,
Auf riesenhaftem Rumpfe tragen.

Marduff.

Mag's!
Laßt's kommen, wie es muß, die Zukunft bessert
Nichts an der Gegenwart. Macht fort, ich trag's
Nicht in mir länger. Dieses Königs Wille,
Stets ungeheuer wie er selber, läßt,
In mein Gehirn gewaltsam eingepreßt,
Für gar nichts Andres Raum darin, und droht
Es zu zersprengen. Betet kurz und stille.

Oscar.

Ich will's für dich thun an des Höchsten Thron;
Denn Fuß an Fuß mir nach schickt dich der Tod.

Marduff.

Was? Mich? Der Tod? Mich?

Oscar.

Ja. Tod ist dein Lohn
Für einen Mord, den du nicht kannst verhehlen.

Marduff wild lachend.

Ich kann nicht? Ha! Und hätten diese Mauern
Geheul und Thränen, Oscar zu bedauern,
Und Zungen, Marduffs Noththat zu erzählen;
Sie würden's nicht! Sie fallen ja mit euch.

Oscar.

Sie fallen mit mir?

Marduff.

Ja. Ich breche gleich,
Sobald euch dieſer Knorren nieder ſchlug,
Die Stützen ab, die dort die Decke tragen,
Und bin der erſte, der ſich ſelbſt mit Fluch
Belaſtet, und die Burg erfüllt mit Klagen,
Daß ich's euch nicht gewehrt, den Gang zu
wagen.

Oſcar.

Sataniſch ſchlauer Fiſcher, der im Neß
Mein Leben fing! Entgingſt du dem Geſetz;
Doch wird dich Yngurds Furcht nicht lang
verſchonen.

Marduff.

Wie? Yngurds, der's gewollt?

Oſcar.

Iſt's möglich, daß
Dummheit und Liſt ſo nah beiſammen wohnen?

Hat dir der König anvertrauet, was
Mit Schmach ihn deckt, wenn du davon im Traum
Ein Wort verlierſt — oh, Thor! dann hat die Erde
Für ihn und dich zuſammen nicht mehr Raum,
Und du mußt weg, damit's nie ruchtbar werde.

Marduff bald vor ſich.

Peſt! Das hat Grund, das hab' ich nicht bedacht.
Doch — hilft er hin mir, wenn ich es vollbracht;
So thut er's auch, wenn ich es nicht gethan;
Ich weiß doch d'rum nun. — Betet! Ihr müßt dran!

Oſcar

mit Kraft und Ergebung.

Nun denn, ſo komm, des Menſchen höchſte Macht,

Die, was er leiden muß, frei wollen kann —
Komm, daß der Geiſt Herr ſei in Leibes Ketten.

Er ſtirbt.

Und du dort, der verderben kann und retten,
Hör' auf das Flehn des Sterbenden: Bewahre,
Die mich gebar, daß nimmer ſie erfahre,
Wie ich geſtorben bin! Halt Ungurds Lauf,
Den ſchrecklichen zum Abgrund, halt ihn auf,
Daß Menſchengröße nicht auf deiner Erde
Der Ohnmacht Spott, ein Gräul der Tugend werde!
Stärk' Asla's Herz! Vergieb dem Mörder!

Er wendet ſich abwärts von Marduff, deckt die Augen mit der Hand, und bietet, mit weit rückwärts gebogenem Hals das Vorderhaupt dem Streiche dar.

Ende!

Marduff

läßt die halbgehobene Waffe abgeſpannt wieder ſinken.

Steht auf! Ich kann nicht. — Nehmt in beide Hände

Die Streitart hier! Wehrt euch! Verwundet mich,
Daß mich mein Blut nach eurem lüſtern mache!
So bring' ich's nicht zu Ende.

Oſcar.

Feiger, ſache
Den Muth mit deiner Furcht an, denk' an dich!
Was wird aus dir vor deines Meiſters Rache?

Marduff.

's iſt ſchrecklich! Und ihr ſelbſt — ihr mahnt mich d'ran?
Wollt ihr denn nicht mehr leben?

Oſcar.

Ob ich kann,
Das frage, Thor, der nie gelebt. Ich lebte
Nur Einen Augenblick in meinem Leben,
Und als des Lebens Wonne mich durchbebte,
War ich des Todes Hand ſchon übergeben.

Ihr zu entfliehen, hab' ich mich vergangen,
Zur Erdengottheit wollt' ich mich erheben,
Frei über dem Geſetz, dem ſtrengen, ſchweben,
Um frei, was es verſagte, zu erlangen.

Der Sinne Trieb nahm meinen Sinn gefangen,
Und was ihr Tod nennt, giebt mir Freiheit wieder.
Rein aufwärts ſchweben, wie der Ton der Lieder,
Das will mein Geiſt. Erfülle ſein Verlangen.

Marduff im Selbſtgeſpräch.

Er hat's gewollt — gewollt? Wollt' ich's nicht auch?
Steht ſolch ein Wille feſter, als der Rauch,
Den meiſt das Feuer ſelbſt, das ihn geboren,
Verwandelt und zertheilt und aufzehrt. Wer
Steht mir dafür, daß alles noch — ich wär,
Wenn ſein Gemüth indeß gewankt, verloren —
Verloren, wenn er nur an Ort und Zeit
Was unrecht fänd'. — Nein, ich will Sicherheit.

Er eilt mit Kolben und Art in der Hand nach der Thür rechts.

Oscar.

Wo willst du hin?

Marduff.

Zum König. Bleibt bereit
Zum Tod, den ich euch als Gefangnen spare,
Wenn ich am Herrn nicht andern Sinn gewahre.

Er geht rasch ab, und man hört ihn die Thür von außen verriegeln und verriegeln.

Vierte Scene.

Oscar allein, nach einer Pauſe.

Das wirſt du nicht. Er iſt, wie ich, gefangen:
In Mauern ich, in Satans Banden er.
Er muß nun, was er wollte, nimmermehr
Kann der zurück, der ſo weit iſt gegangen.

Könnt' ich zurück, auch wenn ich frei noch wär?
Könnt' ich ſein Norweg heilen vom Verlangen
Nach mild'rer Herrſchaft? mich von der Begier,
Des Oheims Luſt — die Braut des Oheims, der
Mir Vater war, an meine Bruſt zu ſchließen? —

Schmelzend.

O Aſta! Aſta!

Sich bezwingend.

Nein, ihr sollt nicht fließen,
Ihr weichen Thränen! — Kraft verleihe mir,
Du ew'ge Kraft, aus der die Welt entsprossen!

Des Lebens Höchstes hat mein Herz genossen:
Ich lag an ihrem Mund. Des Geistes Recht
Bewahrte mir der unvorsicht'ge Knecht,
Die Todespforte ließ er unverschlossen.
Ruf oder Wink kann zu dem Schiffsvolk bringen —
Ein kühner Sprung in's Meer — er kann gelingen,
Kann lebend mich hinab zu Freunden bringen.

Gelingt er nicht; so sterb' ich nah' dem Ort,
Wo unsre Seelen in einander flossen,
Und sterbe frei, und spare dir den Mord,
Du Königsheld, du Angelstern am Nord,
Du rauher Feind, den Oscar nicht kann hassen.

Mich treibt nicht Noth, ein Sehnen zieht
mich fort,
Des Todes Bahn muß ich in's Auge faſſen.

Er geht in das Gemach zur Linken. Verwandlung.

Fünfte Scene.

Saal wie in der zweiten Hälfte des vierten Akts. **Hugurd** kommt düster und in sich gekehrt aus einer Seitengallerie. Er ist ohne Kopfbedeckung, ungewaffnet wie im vierten Akt, aber das Schwert an der Seite. Langsam, in wachem Traume, geht er bis in den Vorgrund, und bleibt einige Sekunden unbeweglich stehen. Ein tiefer Athemzug und die veränderte Richtung des Blickes kündigen sein Erwachen an.

Ich will nicht weiter daran denken! — —
Was —
Was sprach ich da? Ich will nicht? Steht
denn das
Bei mir? Die Dünste sendet Erd' und Meer,
Zu Wolken in der Luft sich zu gestalten,
Das kann der Mensch nicht fördern und nicht
halten,
Und wenn Gedanken aus dem Busen
steigen,
Die, Trunknen gleich, in fesselosem Reigen

Aufziehn im Haupt; da iſt kein König Herr,
Sie auszutreiben.

Er thut einige Schritte und verſinkt wieder in Nachdenken.

Es war Satans Spiel,
Als der Gedank' an Mord mich überfiel
Auf dieſer Stelle! — — Mord? Mord, ſagt' ich? Wer
Kann deß mich zeihn? Wär Oſcar ſtark, wie ich,
Ja, hätt' er dreifach meine Kraft: mit Freuden
Ließ ich die Schwerter zwiſchen uns entſcheiden.
Es geht nicht; nun, ſo geb' ich ihn — und mich —
In Marduffs Hand — iſt das ein Mordgeheiß?

Mit ſteigendem Eifer.

Nein. Nein! Der ſüße Zitterſchläger weiß,
Daß Kron' und Haupt Eins ſind beim Helden, denn

Sprach er's nicht selber aus im Lager? Wenn
Er um mein Leben spielen will, wohlan!
Ich bin bereit, er setze seines d'ran.
Auf eines Knechtes Würfelhaften Sinn
Gilt unsre Wett', und Eins steht gegen Drei
Zu Oscars Vortheil: Muth und Witz und Treu'
Muß Marduff, wenn ich soll gewinnen, haben;
Wenn Eins ihm fehlt, verlier' ich an den Knaben.
Wer sagt, daß ich ein feiger Spieler bin?
Wer? — Jeder Pulsschlag in den vollen Adern.
Gespannt nur hab' ich erst den Bogen, noch
Ist's nur Gedank', ist ungeschehn; und doch
Fängt Herz und Hirn so mächtig an zu hadern
In mir, daß ich's nicht tragen könnte, wenn
Ich nicht gewiß wär: Jetzt kann nichts geschehn,
Jetzt ist er sicher unter'm Aug' der Frauen.

Wär's nur vorbei erſt! — Was vorbei?
Die That —
Die wird vorbei ſeyn einſt; ein rollend Rad
Geht alles, was geſchieht, vorüber. Doch
dieß Grauen,
Das da iſt, eh' die That noch iſt gethan,
Das aus der Bruſt heraufſteigt zu den Haaren,
Wenn ich ſie denke — iſt auch das vorbei,
Wenn ſie vorbei iſt? Bin ich wieder frei,
Wenn Oſcar todt iſt? Werd' ich wieder Mann,
Wenn dieſe Furcht —

Er hält einen Augenblick inne, dann im ſtarken Ausbruch des inneren Kampfes.

Oh, packt mich ſtärker an,
Ihr Höllengeiſter, oder laßt mich fahren!
Gebt ganz mich auf, ihr himmliſchen Gewalten,
Wenn euch die Macht fehlt, ganz mich zu erhalten!
Wenn Gott und Teufel eine Seele ſpalten,
Hat keiner etwas, das der Mühe lohnt.
Yngurd, der Held, von einem Kind entthront?

Yngurd, der Bauer, frommer Eltern Kind,
Die ſtolz auf ihn im Herrn entſchlafen ſind,
Ein Meuchelmörder? Hier iſt keine Wahl,
Hier ſteht der Menſchenwitz an ſeinen Schranken.
Den Wahnwitz möcht' ich rufen, die Gedanken
Wild zu verwirren, daß des Sinnens Qual
Im wüſten Meer des Unſinns ende; daß
Die Tollheit, die blind handelt, wie die Noth,
Der Klugheit Amt verwalt', und ihr Gebot
Raſch, eh' es mein Gemüth gewahrt, vollſtrecke!

Sechste Scene.

Ungurd. Irma rechts aus der Seitengallerie.

Irma.

Ungurd! Hat man dir schon berichtet —

Ungurd.

Was?

Irma.

Brunhild' ist hier.

Ungurd.

Wer?

Irma.

Sie, die ich erschrecke
Zu denken, naht, und Irma soll sie sehn.

Ungurd.

Wie? In der Burg? Wie konnte das geschehn,
Eh' ich's erlaubt?

Irma.

Sie iſt mit Alf gekommen
Am Bord des Schiffes, wo ſie harren ſollte,
Bis er's erlangt, daß man ihr gönnen wollte,
Oſcar zu ſehn. Sie hat die Mähr vernommen
Vom neuen Streit, und iſt an's Land geſtiegen.

Yngurd vor ſich.

Die Mutter! jetzt? Laut. Seit Oſcars Unglück ſoll
Sie troſtlos ſeyn — nicht wohl bei Troſt ſchier — toll
Zuweilen — haſt du nichts gehört davon?

Irma.

Aus deinem Mund.

Yngurd

fern von Irma vor ſich.

Sie wollte Muth beſiegen
Mit Tollheit — meine tapfern Krieger flohn

Vor trunknem Pöbel — — Oscar ist ihr Sohn —
Es bleibt dabei! Er stirbt, ob auch die Welt
In Thränen d'rum zerging'!

Irma.

Ungurd, ich höre
Geräusch, als ob die Wacht den Zutritt wehre.

Siebente Scene.

Die Vorigen. Brunhilde ſchmucklos mit aufgelöſtem Haar. Ein Trabant.

Brunhilde noch außerhalb.

Zurück, ihr Knechte! Nur der Unſinn ſtellt
Der Löwin, die ihr Kind ſucht, ſich entgegen!

Trabant

tritt raſch durch den Hauptеingang ein.

Herr —

Ygnurd ihn unterbrechend.

Laßt ſie ein, die Fürſtin kommt gelegen.

Der Trabant öffnet beide Flügel, man ſieht die außen ſtehende Wache zurücktreten. Brunhilde tritt ein, blaß, entſtellt, mit der Sorgloſigkeit des Wahnſinns gekleidet. Sie folgt dem König, der vor ihrem Anblick zurücktritt, bis in den Vorgrund, wo Irma ihr zur Rechten ſteht.

Brunhilde.

Yngurd! — schmerzlich flehend. Oh, Yngurd!

Sie sieht ihm einige Sekunden starr in's Gesicht.

Nein, aus diesen Augen
Spricht keine Seele, die mich kann verstehn.

Zu Irma.

Du — du bist Mutter! hast in Todeswehn,
Wie ich, geboren — hast gefühlt das Saugen
Des eignen Lebens an der eignen Brust.
Du weißt es, daß du rasend werden mußt
Vor Schmerz, wenn nur ein klein Versehn
von dir,
Verzeihlich überall, entsetzlich hier,
Dein Kind um ein gesundes Glied gebracht.
Du wirst mich fassen — mich, die in der
Schlacht,
Im Brande, den ich selber angefacht,
Ihn ganz verlor, den Einzigen! den Preiß,
Den köstlichen, für meiner Jugend Blüthe!
Ich habe dich gehaßt — verfolgt — ach
Gott! ich weiß

Nichts mehr von dem, was ich dir Leids gethan,
Aus Neid, weil dieſer Ritter für dich glühte.
Vergiß, wie ich! Nimm dich Brunhildens an!

Sie wirft ſich vor ihr nieder.

Beleidigte, laß knieend dich verſöhnen,
Rett' Oſcar — rett' ihn aus des Tigers Zähnen!

Ungurd erſchrickt und wendet ſich ab.

Irma zurücktretend.

Wie, Königin? Ihr ſprecht im Fieberwahn.
Die Freiheit Oſcars fiel in Siegers Hand;
Eu'r thörig Wort, wenn ich es recht verſtand,
Mahnt an Gefahr für meines Bruders Leben?

Brunhilde aufſpringend.

Du weißt es nicht? Sein Urtheil iſt gefällt;
Tod iſt ſein Loos, der Mörder iſt beſtellt —
Ich ſeh' das Schwert an einem Haare ſchweben
Ob ſeinem Haupt!

Irma.

Ingurd!?

Ingurd unruhig.

Sie iſt verrückt.
Entferne dich, hör' ſie nicht weiter, fort!
Du ſiehſt es ja, aus ihrem Auge blickt
Die Wahrheit des Gerüchts, das wir vernommen.

Irma.

Wahr oder nicht; Mann! Fürſt! Sie ſpricht von Mord!
Iſt's Irrſinn, warum macht das Wort dich glühn?

Brunhilde

mit nach und nach merklich werdender Verwirrung der Gedanken.

Es ſagen's viele, daß ich irrig bin
Im Kopf — oft iſt mir's ſelbſt ſo vorgekommen.
Was in mir iſt, das ſteht vor meinem Sinn,

Als wär es außen, und wie fremdes Wort
Klingt, was ich denke, den betrognen Ohren.

Auch wär's kein Wunder. Seit ich ihn verloren,
Den jungen König Ottfried, in der Schlacht,
Hab' ich ſo viel verworrnes Zeug gedacht —
Von Egloff, der ſich vor der Hochzeitnacht
Erſtochen hat — — Der Narr! ich hatt' ihn lieb —
Da ging er, und der alte Ottfried blieb.

Alt, aber ſchön doch, trotz dem grauen Haar —
Das machte, weil er nur verzaubert war
Zum alten Mann. Kam die Verwandelung
In meinem Arm; ſo wurd' er wieder jung,
Und mein Gemüth gehorchte ſüßen Trieben.

Der war mein zweiter Gatte — oder gar
Mein eigner Sohn, ich weiß das nicht mehr recht.

Mit Thränen.

Ach Gott! Ich weiß nicht, wo er iſt geblieben,
Und ſeit er fort iſt, weiß ich alles ſchlecht.

Irma tief gerührt.

Unglückliche! Mich überläuft ein Grauen.

Ingurd.

Der Anfall wächſt, bring' ſie zu deinen Frauen,
Wahnwitz'ge ſind nicht tröſtlich anzuſchauen.

Brunhilde.

Nein, nein, ich bin es nicht. Ich bitt' euch, ſprecht
Nur nicht davon; das raubt mir das Vertrauen
Auf meinen Kopf, der ſchwach geworden iſt
Seit einem Fieber, das mich überfiel,
Weil ich im ungewohnten Mordgewühl
Mich heiß gemacht, und dann der Schrecken mich

Kalt übergoß. — Mein Zuſtand beſſert ſich
Von Tag zu Tag.

Sie ſieht Irma mit weit offnen Augen an.

Ich weiß recht gut: Du biſt,
Die Fürſtin Norwegs, Irma, meine Schnur;
Dein Mann iſt Ynguld.

Sie ſieht den König nicht an, aber ihre Einbildungskraft ſcheint mit ſeinem Bilde beſchäftiget, und die Augen nehmen den Ausdruck der Sinnlichkeit an.

Nichts hat die Natur,
Was dieſem König zu vergleichen wär:
Schön, wie der Kriegsgott — Rieſenſtark,
wie er —
Schnell, wie der Blitz, feſt, wie der Fels
im Meer;
Doch — hart wie Fels auch, tödtlich, wie
der Blitz —
Wo Kraft wohnt, hat auch kräft'ger Wille
Sitz,
Bald bös bald gut — drum fürcht' ich,
Oscar — — Ja,
Das war es, was ich wollte. — Dieſer da

Iſt Yngurd ſelbſt, der meinen Sohn gefangen,
Und weil ſie thörig in den König drangen —
Alf, und ſein ſchwarzer, häßlich alter Rath —
Dem Kind die Kron' als Spielzeug hinzugeben,
Hat er beſchloſſen: Oſcar ſoll nicht leben.

Yngurd vor ſich.

Kann Narrheit ſchauen in des Willens Wiege,
Wo bärge vor der Klugheit ſich die That?

Irma,

die den König beobachtete.

Wer iſt's, der deß euch überredet hat?
Nennt ihn, daß Yngurds Schwert ihm ſeine Lüge
Zurückſtoß' in die Bruſt.

Brunhilde, ſinnend.

Ob ich's gedacht?
Ob mir's im Schiff der Bote hinterbracht?
Ich weiß es nicht, kann das nicht unterſcheiden.

Auch gilt's hier gleich, ich fühle wirklich Leiden
Auch ohne wirklich Unheil. Wirklichkeit
Liegt unerkennbar vor mir, nebelhaft;
Was mein entzündetes Gehirn erschafft,
Nur das ist da für mich, und herb'res Leid,
Als wirklich Elend, gießt's in meine Brust.

Du thust's nur Ein Mal, König, wenn du's thust;
Ich, ob du's nicht thust, seh' ihn stündlich sterben:
Sein Angesicht vom Gifttrunk sich entfärben —
Die Wunde bluten — ihn im Strom ertrinken —
Des Zimmers Boden unter ihm versinken —
Herab vom Thurm ihn — — Ha!

Sie hält plötzlich inne und sieht starr vor sich hinaus, als ob sie auf eine Höhe hinauf blickte. Dann folgt ihr Blick dem Herabfall, welchen die Einbildungskraft ihr vorspiegelt, sie thut einige Schritte in der Richtung ihrer Augen, als wollte sie den Herabgefallenen betrachten, endlich bricht sie in erschütterndem Jammer aus.

Oh, Wehe! Wehe! Wehe!
Seht — seht! Das ist nicht in mir, was ich sehe!
Das ist — Herr Gott! — Das ist mein Knabe — todt!
Viel mehr als todt — vom Sturz zerschmettert — roth
Von Blut sein Haar, sein schönes goldnes Haar!
Und ich — weil ich nach Yngurd lüstern war,
Ich bracht' ihn um — Oh, elend Weib vergehe!

Sie sinkt nieder in eine Stellung, als ob sie neben dem Leichnam läge.

Irma

gegen Yngurd gewandt.

Vergeh, Natur! Zerstör' dich selber, Welt!
Gewölbter Himmel, werde roth vor Schaam;
Wenn, was sich vor des Irrsinns Auge stellt,
Je in den Sinn des Helden Yngurd kam!

Fall' aus, mein Haar, das ſeine Hand in Stunden
Des Minneglücks in Flechten aufgewunden!
Erblindet, Augen! Werdet fahl ihr Wangen!
Verwelket, Lippen, die ſein Mund geküßt!
Verdorre, Leib, den er in Lieb' umfangen;
Wenn Irma's Gatte — Oſcars Henker iſt!

Ingurd ohne Faſſung.

Was willſt du, Weib? Steckt dich der Wahnwitz an?

Irma.

Oh, daß er's thät, wenn mehr es iſt, als Wahn,
Was mich ergriffen hat, als in der Schlacht,
Der ſchwankenden, er vor dich ward gebracht;
Was mich durchbebte mit des Froſtes Zittern,
Als du ihn „Schlange" nannteſt vor den Rittern,
Und kalt dann ſprachſt: „Nös, ſchreibt den Reichstag aus;"

Was ſichtbar Asla's Buſen überfiel,
Als Oſcar, auf dem Zug mit Alf durch's Haus,
Zurückblieb, und verſchwand im Volksgewühl.

Yngurd betroffen.

Wie? Blieb er nicht in ihrer Obhut?

Irma.

Nein,
Ihn aufzuſuchen, ließ ſie uns allein,
Und du — du biſt, wie ſie, von Angſt bewegt? —
Steht auf, Brunhilde! Braucht des Elends Recht!
Erſchüttert ihn! An eures Hirnes Glut
Entzündet eure Worte, daß ſie ihn,
Wenn's Zeit noch iſt, rein von dem Vorſatz glühn,
Der an der Seel' ihm klebt, wie Roſt am Stahl.
Schmelzt ſeinen Willen, wie des Blitzes Strahl

Des Vaters Sarg zerſchmolz: denn — wenn
er's thut,
Das Gräßliche, was ich zu denken bebe —
Fluch auf mein Haupt, wenn ich es überlebe!

Sie will gehn. Brunhilde, welche ſich langſam vom Boden aufgerichtet hat, ohne jedoch die Richtung ihres Blickes zu ändern, hält ſie zurück.

Brunhilde.

O, nicht doch, nicht doch, bleib!
Das Leichenweib
Wäſcht ab den Leib,
Die Mutter nicht, der iſt's nicht zuzumuthen.
Still! Weißt du's nicht? Ich bin
Die Mörderin —
Ich liefert' ihn.
Rühr' ich ihn an, und ſeine Wunden bluten,
So wird es ruchtbar, läuft von Ort zu Ort.

Sich abwendend von Irma.

Laßt den Knaben
Nicht den Raben,
Tragt ihn fort!

Weiter — weiter! — Dort
Senkt ihn ein.
Sein Leichenſtein
Will ich ſeyn,
Immer bei ihm,
Ewig treu ihm —
Sarg oder Wiege,
Wo er liege;
Mutter ſingt den Knaben ein.

Den letzten Vers ein oder zwei Mal wiederholend, geht ſie zu ſchwankendem, und unſichern Geſang einer Wiegenliedsmelodie über, macht, als ob ſie der Leiche folgte, einen kurzen Gang über die Bühne, und lehnt ſich endlich vorwärts gebeugt mit niederhangendem Haar auf das Fußgeſtell einer Säule.

Yngurd.

Ha, wär mein Vorſatz wie der Demantſtein,
Der keinem Feuer ſchmilzt; zur milden Thräne
Zerflöß er in den Gluten dieſer Töne!
Ja, Weib! — ich bitte dich, ſieh mich nicht an! —
Ja, ja! ich wollt' es, und es wär' geſchehen,

Was mich geführt hätt' auf des Wahnſinn's Bahn,
Hätt' ich den Wahnſinn leiblich nicht geſehen.

Mit kräftiger Erhebung.

Mein Engel ſiegt. Ich fühle, wer ich bin.
Fürſt oder Knecht; ein königlicher Sinn
Iſt Herr der Welt, er kann ein Reich entbehren.

Irma entzückt.

Yngurd! Gemahl! Held! König meiner Bruſt!
Du führſt ſo plötzlich mich von Qual zu Luſt,
Daß ich des Zweifels kaum mich mag erwehren,
Es ſei ein Traum.

Yngurd.

Laß Oſcar rufen, eile!
Daß er die Mutter von dem Traume heile,
An dem ſie krank iſt.

Indem Irma abgehen will, kommt Asta aus der Seitengallerie, und die Königin kehrt mit ihr in den Vordergrund zurück.

Achte Scene.

Die Vorigen. Asla.

Asla

rasch vor den König tretend.

König Yngurd! Wo —
Wo ist mein Oheim, dein Gefangner?

Yngurd.

So,
Du wilde Jungfrau; fragt der König dich.
Dir übergab ich ihn.

Asla.

Es peinigt mich
Ein Schmerz, wie ich ihn nie zuvor empfunden,
Als Ein Mal nur — im Traum. Ich hab'
die Wacht
An beiden Pforten nach dem Ohm gefragt,

Er ging nicht aus der Burg, und doch — ſeit Stunden
Ward in der Burg auch niemand ſein gewahr.

Yngurd vor ſich doch laut.

Hm! Seltſam! Hätt' er, ahnend die Gefahr,
Ihr zu entfliehn Gelegenheit gefunden?

Asla.

Gefahr? Gefahr? Ha, Vater, wenn es wär,
Was mir die Angſt als möglich vorgeſpiegelt!

Yngurd

raſch gegen den Haupteingang gehend.

Trabanten, rufet Marduff her. Beflügelt
Die Schritte!

Asla.

Marduff? Marduff fehlt, wie er.

Yngurd bestürzt.

Wie sagst du?

Asla.

Ich frug überall schon nach,
Weil Kurl, der Knapp, den Schotten hat gesehen,
Wie er zuletzt im Hof mit Oscar sprach.

Yngurd ausser Fassung.

Marduff? Mit ihm? Allmächt'ger Gott!

Irma.

Was ist
Mit diesem Knecht? Ich bitte dich, du bist
Starr vor Entsetzen.

Yngurd.

Ha! wenn es geschehen —
Geschehen wär? — Ein rasches Wort entfuhr
Mir gegen ihn — im ersten Zorne nur —

Irma

ſich von ihm wendend.

Entſetzlich!

Aſia.

Vater! Du, den ich geſehen
Im wüſten Traum von blut'gem Werke fliehn,
Was — rede! — was verhingſt du über ihn?
Was iſt mit Oſcar?

Neunte Scene.

Die Vorigen. Jarl, seine Wunde am Haupt mit einem Band verbunden.

Jarl.

Königlicher Herr —

Ygurd.

Zu andrer Zeit!

Jarl.

Der dringende Bericht,
Verzeihet mir, verträgt den Aufschub nicht:
Graf Egrösund setzt eine Schaar Rebellen
Nah' an der Burg an's Land.

Ygurd

ohne ihn anzusehen.

Unzeit'ge Mähr!
Heißt Erichson sich ihm entgegen stellen.

Jarl.

Herr —

Ingurd.

Fort! Die Burg hat übertei Gewähr
An ihren Gäſten.

Jarl geht ab.

Marduff will ich! ihn —
Ihn! niemand ſonſt!

Zehnte Scene.

Die Vorigen ohne Jarl. Ein Trabant aus der Seitengallerie links. Bald darauf Marduff und zwei andere Trabanten.

Der Trabant.

Herr, Marduff iſt gefunden.

Ungurd.

Wo? Wo?

Der Trabant.

Im ſchmalen Gang zur alten Burg.
Als ich ihn rief, erſchrak er durch und durch,
Und wurde kreideweiß, und wollt' entfliehn.
Da packt' ich an, und ließ —

In die Seitengallerie zeigend.

Da! Feſtgebunden
Bringt ihn die Wacht.

Marduff tritt auf, verſtört, die Hände auf dem Rücken gebunden, von zwei Trabanten begleitet.

Yngurd heftig.

Wer hieß euch das? Ihr ſeid
Zum Argen ſchnell, wie Satanas. Befreit
Ihn auf der Stelle!

Es geſchieht.

Fort! Schnell fort! Hinaus!
Es war ein Irrthum, macht's nicht laut
im Haus,
Bei meinem Zorn! — Laßt niemand —
niemand ein!

Er kommt vom Hauptgange, durch welchen er die drei Trabanten hinaustrieb, zurück in den Vordergrund, faßt Marduff bei den Schultern, und ſagt, kaum der Stimme mächtig.

Menſch! Wo iſt Oſcar?

Marduff in Todesangſt.

Herr —

Irma.

Oh! frag' ihn nicht!

Sein Antlitz giebt den gräßlichen Bericht:
Oscar ist todt — ermordet!

Asta.

Nein, nein, nein!
Es ist nicht möglich — der hat Fleisch und Bein,
Er ist ein Mensch, er konnt' es nicht vollbringen!

Macduff.

Ja, Herr, so ist es. Bären zu bezwingen
Mit nackter Faust, wär Spielwerk gegen das.
Mit meinem Herzblut macht den Boden naß!
Fürst Oscar lebt.

Irma zweifelnd.

Er lebt?

Asta.

Wo ist er? Rede!

Brunhilde richtet sich langsam auf, und hört, starr vor sich hinaus sehend, den folgenden Reden zu.

Marduff.

In Ottfrieds Felsgemach, auf ſein Begehr.
Dort, dacht' ich, paſt's, daß ich ihn heimlich tödte,
Und ſtürze dann die Wände d'rüber her.
Hatt' ich den Muth; ſo war ſein Blut gefloſſen.

Yngurd.

Das deine nach, verſchneller Satansknecht!

Marduff.

Ich hab' ihn in der alten Burg verſchloſſen,
Erſt anzufragen ob es euch ſo recht.

Yngurd.

Unſinniger!

Irma.

Fort! Hin, zu dem Gemach'

Marduff

vor dem König niederfallend.

Erbarmen, Herr! Wenn ihr es nicht mehr wollt;
So that ich mehr schon, als ich hab' gesollt.
Er weiß, daß ihr —

Yngurd.

Fluch deiner Zunge! — Schmach?
Schmach ohne That? Da ist kein Ausweg mehr,
Ist's nicht um ihn, so ist's um mich geschehen.

Er greift nach dem Schwert.

Asla.

Nein, Vater, mich — mich laß mit Marduff gehen,
Für Oscars Schweigen leist' ich dir Gewähr.

Yngurd erstaunt.

Du?

Asla.

Ja. Er — liebt mich; ich bin ſeine
Seele,
Er iſt die meine, und wie ich's verhehle,
So wird's auch nie durch Oſcars Lippe laut.

Yngurd aufſtehend.

Ha, was iſt das? Nur um die Dänenbraut,
Nicht um die Norwegskron' erhub er Streit?

Irma.

Asla, und das haſt du mir nicht vertraut?
Der Mutter nicht?

Asla zwiſchen beiden.

Von euch hab' ich das Leben,
Für eures Lebens Ruh' es hinzugeben —
Auf den Gedanken iſt mein Muth gebaut.

Irma tief gerührt.

Oh, meine Tochter!

Asla

mit niedergeſchlagnem Blick.

Nors Geſetz verbeut
Dem Oheim meine Hand —

Yngurd.

Zaghaftes Kind!
Ein König gab's, ein König kann's vernichten.

Ein freudiger Schreck erſchüttert die Jungfrau.

Ich ſehe meines Lebens Pfad ſich lichten,
Fort! Eilt, befreit ihn!

Irma, Asla und Marduff wollen gehen.

Brunhilde

tritt ihnen in den Weg.

Wen denn? Ihr ſeid blind.
Ihr ſprecht und ſprecht,
Und wißt nichts recht.
Wer lebt, iſt Knecht;
Wer ſtarb, iſt frei, wie Vogel iſt und Wind.

Asla.

Wer iſt die Frau?

Brunhilde.

Kennſt du die Braunhild nicht,
Die toll heißt, weil ſie mehr weiß, als ſie ſpricht?
Du zärtlich Ding! Wenn Egloff ſich erſticht —
Mein Herz hält's aus — geh! geh! das deine bricht.

Man hört Geräuſch, wie Wortwechſel, am Haupteingange.

Eilfte Scene.

Die Vorigen. Ourdal. Zuletzt Kurl.

Ourdal noch außerhalb.

Laßt ein, Trabanten!

Trabant außerhalb.

Herr, ein streng Verbot
Erließ der König —

Ourdal heftig.

Weichet!

Er wirft die Wache zur Seite, und reißt die Thür auf, im Vorgehen.

Wenn der Tod,
Unangemeldet, plötzlich, wie der Räuber
In's Haus, darf brechen in der Kön'ge Leiber;
So dring' auch so die Kund' in ihr Gehör.

Ynguard.

Was habt ihr, Ourdal?

Ourdal

ihn ſcharf anſehend.

Herr, ich habe mehr
Als gut iſt für ein bös Gewiſſen.

Irma.

Kürzt,
Ich bitt' euch, Graf, die Nachricht ab!

Ourdal.

Ich thu's. —

Nach kurzer Stille, mit flammendem Blick auf den König.

Fürſt Oſcar iſt aus eurer Burg geſtürzt,
Und liegt, ein Leichnam, auf dem Felſenfuß.

Ynguard fährt heftig zuſammen, ſchlägt, von Ourdal ſich abwendend, beide Hände vor die Stirn, die Ballen auf die Augen gedrückt, läßt ſie dann langſam wieder ſinken, und bleibt ſtarr und unbeweglich im Vordergrunde ſtehen. Brunhilde lehnt ihm gegenüber an einer der

vorderſten Säulen. Sie zeigt keine Spur von Ueberraſchung, ſondern bloß das Lächeln des Wahnwitzes, der ſich klüger, als die Vernünftigen dünkt. Asla wankt einige Schritte zurück, deckt die Augen mit den Händen, wendet letztere dann niederwärts und ſieht ſtarr auf den Boden, als ob Oscar vor ihr läge.

Irma

laut aufſchreiend und ſich an eine Säule haltend.

Allmächt'ger Gott!

Marduff.

Der ſei mir gnädig! Er —
Es iſt kein Zweifel — durch die Todespforte
Entſprang er aus dem ſchaudervollen Orte.

Er eilt links ab.

Irma

mit vergeblichem Verſuch, zu Asla zu gehen.

Asla! Mein Kind! — Sie kann den Schreck
nicht tragen!

Asla

richtet ſich aus ihrer vorwärts hangenden Stellung empor.

Den Schreck? Ich ſteh' vor wohlbekanntem
Bild.
Der Ritter liegt — der Ritter liegt erſchlagen,
Zerſchmettert, und weit von ihm liegt ſein
Schild!

Sie ſtürzt fort, dem Marduff nach.

Irma

folgt ihr mit zuſammengerafftter Kraft.

Asla! Ihr nach! Laßt ſie zur Leiche nicht!
Es gilt ihr Leben!

Brunhilde.

Braunhild lacht und ſpricht:
Du zärtlich Ding! Geh, geh! dein Herzchen
bricht.

Ynguard.

Du fürchterlicher, ſtrenger Fürſt der Nacht,

Bei'm Haar — bei'm Hauch haſt du mich
feſt gehalten;
Den argen Willen aus des Herzens Falten
Gezogen auf die Zung', und ihn vollbracht,
Ein Pfeil, der nicht zu halten in den Lüften.

War's Gottes Hand, die von des Vaters
Triften
Mich hob auf einen Thron; ſo ward ſie müd',
Den ſchwachen Rieſen aufrecht zu erhalten,
Der Satan rief, weil ihn ein Menſch verrieth.

Ich fühle meines Lebens Mark erkalten,
Und wollte, daß ich von der Sonne ſchied,
Eh' ſie von mir noch.

Kurt tritt ein und ſpricht heimlich mit Ourdal.

Brunhilde vor ſich.

Braunhild lacht und ſpricht:
Der Bauer iſt kräftig,
Der König iſt heftig,
Der Teufel geſchäftig:
Drum will ich den Bauer, den König nicht.

Die bräunliche Maid
Erwählte geſcheidt;
Der Bauer iſt roth,
Der König iſt todt —
Todt, über und über, im ganzen Geſicht.

Kurl zu Ourdal laut.

Sagt es dem König.

Ourdal.

Sag's ihm ſelbſt, er ſcheint
Gar wohl gelaunt für deine Mahr.

Kurl.

Ihr meint?

Ourdal geht, ohne Antwort zu geben, durch den Hauptеingang ab. Kurl nähert ſich dem König.

Herr, mich ſchickt Ritter Erichſon. Der Feind
Wird ſtärker durch das ſchreckliche Gerücht
Von Oſcars Tod, der Mordthat wird genannt.

Yngurd nachſinnend.

Feind? War nicht Friede mit dem Dänenland?
Was für ein Feind, Knapp?

Kurl.

Ei, der Oſcarbund.
„Iſt Oſcar hin,“ ſo ſchreit die tolle Schaar,
„Sei König der, der unſer Hauptmann war!“

Yngurd ſtolz.

Wer iſt der Narr von Hauptmann?

Kurl.

Egröſund.

Yngurd.

Wer?

Kurl.

Egröſund, Herr.

Yngurd.

Ha! Der Name zündet

Die Fackel meines Lebens wieder an.
Er hat an mir das Schmählichſte gethan,
Weh über ihn, wenn Ynguros Schwert ihn
findet!

Er will ab mit entblößtem Schwert.

Kurl.

Wollt ihr nicht erſt euch wappnen, Herr?

Ynguro.

Wozu?
Ich will nicht Fehde bieten dem Verräther;
Gewappnet nicht ſtraft man die Miſſethäter.

Zwölfte Scene.

Die Vorigen. Alf.

Alf.

Unglücklicher, was thut ihr? Laßt in Ruh
Das Schwert, vor dem die Welt bebt; ihr müßt
Euch jetzt dem Volk, dem wüthenden, nicht zeigen,
Das Oscars Blut vom kalten Steine küßt.
Sie faſſen's nicht, was That, was Unfall iſt;
Ich fühl's, und d'rum iſt euer Leid mein eigen.
Wir ſind verbündet gegen den Rebellen,
Die Mannſchaft meines Schiffes ſteigt an's Land,
Um ſicher vor dem Tollkopf euch zu ſtellen.

Yngurd

läßt das Schwert ſinken und ſieht Alf mit dem Ausdruck der Zuneigung an.

Du Glücklicher, der Herrſcher ward genannt,

Als er die Welt mit Weinen kaum begrüßt!
Du biſt ſo menſchlich-königlich geſinnt,
Du biſt ſo Eins mit deiner Fürſtenwürde,
Und trägſt ſo leicht der Herrſchaft ſchwere Bürde,
Daß ich ſie legen möcht' in deine Hand,
Wär Irma nicht mein Weib und Ottfrieds
Kind.

Dreizehnte Scene.

Die Vorigen. Marduff ſtürzt außer ſich herein, und fällt vor Ingurd auf die Knie.

Marduff.

Herr, tödte mich, eh du aus meinem Munde
Vernimmſt, von welchem Gräul ich Urſach bin!

Alf.

Was iſt geſchehn?

Marduff.

Irma — die Königin —
Des Todes Arm ergriff ſie bei der Kunde
Von Asla's Tod, die von der Felſenſtufe,
Wo Oſcar ſtarb, hinabſprang in das Meer.

Alf erſchüttert.

Gott! Weib und Tochter?

Yugurd

nach kurzer Stille, auf ſein Schwert geſtützt, mit dem Ausdruck gänzlicher Abſtumpfung für den Schmerz.

Freilich! Solche Mähr
Trifft, wie das Roß die Stirn trifft mit dem Hufe.
Doch — leider! — brechen Heldenherzen nicht,
Wie Weiberherzen.

Brunhilde vor ſich.

Braunhild lacht und ſpricht:
Wird die Eins zur Eins gethan,
Iſt ſie nicht mehr Eins;
Fängt das Kind zu lieben an,
Hat die Mutter keins.
Geh nur, geh, haſt Luſt zu frein,
Knabe, geh! Biſt nicht mehr mein.

Vierzehnte Scene.

Die Vorigen. Jarl durch den Haupteingang, bei deſſen Oeffnung man unruhige Bewegung im Vorgemach wahrnimmt.

Jarl.

Herr, rettet euch! Graf Egröſund dringt ein!
Er fordert euer Haupt für Oſcars Blut,
Nach Norwegs Krone greift Rebellenmuth.

Yngued mit wiederkehrender Kraft.

Die Nachricht, wie ſie bös auch klingt, iſt gut.
Zum letzten Mal will ich mein Amt verwalten,
Das Königsamt, der Untreu Haupt zu ſpalten.

Er geht durch den Haupteingang ab, Jarl und Marduff folgen ihm.

Alf

ihm nachrufend und dann langſam zurückkehrend.

Bleibt! Bleibt! — Es bringt den Tod ihm, was er thut;
Doch zagt mein Herz, ſein Schickſal aufzuhalten.

Funfzehnte Scene.

Alf. Brunhilde. Gyldenbrog, Papiere unterm Arm, aus der linken Seitengallerie.

Gyldenbrog.

In Todesangſt, Herr, ſuch' ich euch im Schloß,
Des Krieges Furien ſind im Vorhof los,
Und Schwerter hör' ich auf den Stiegen klirren.

Alf.

Es iſt eu'r Werk, beſeht's nun in der Nähe;
Doch habt wohl Acht, daß Ingurd euch nicht ſehe.

Gyldenbrog.

Ich ließ den Grafen unterſtützen, ja;
Doch wollt' ich ſo die Sachen nicht verwirren;
Ich meinte —

Man hört Gefechte außerhalb des Haupteingangs.

Gott der Herr! Die Schlacht iſt nah.

Alf.

Lenkt ihren Ausgang. Ihr gewannt ja immer
Bei Ubo's Zeit der Schlachten viel im Zimmer.

Yngurd außerhalb.

Kennt ihr die Streiche, meuteriſche Knechte?

Eine Stimme.

Der König! Flieht!

Yngurd.

Gebt Raum! Dort ſteht der Rechte.

Das Schwertergeklirr entfernt ſich. Kurze Stille.

Alf.

Du Kriegesleu! Wo dein Gebrüll erſchallt,
Entflieht das Wild, und furchtſam ſchweigt der
Wald.

Sechzehnte Scene.

Die Vorigen. Ein däniſcher Ritter, aus der Gallerie zur Rechten. Dann Jarl.

Der Ritter außerhalb.

Dort ſteht der König, außer dem Gefechte,
Nicht weiter, Dänen, bis er's gut heißt! —
Halt!

Er tritt auf.

Herr, wir ſind glücklich in die Burg gedrungen,
Und ohne Schwertſchlag Meiſter dieſer Seite.
Für weſſen Sache ſind wir in dem Streite?

Alf.

Des Königs Sache führt der König. Fallt
Auf die Rebellen, die der Haß gedungen,
Und, wie das meine, ſchützet Ynguros Haupt.

Jarl

durch den Hauptengang eingetreten.

Es iſt nicht nöthig, Fürſt, ſie ſind bezwungen.

Wer's nicht gesehn, hat Mühe, daß er's
glaubt:
Die Meisten sind vor seiner Stimm' ent-
laufen.
Nur Egröfund, von einem kleinen Haufen
Umgeben, stand; doch wie das Schlachtroß
schnaubt,
Rief's: „Ueberläufer!" aus des Helden Munde,
Und jener fiel, mit einer tiefen Wunde
Am Hals, als hätt' ein Richtbeil ihn getroffen.
Zähnknirschend liegt er, und die Augen offen.

Alf.

Der König lebt?

Jarl.

Er glaubt, nicht lange mehr.
Nicht achtend, daß kein Stahl die Brust bedeckte,
Rannt' er in eines Oscarmannes Speer,
Im Augenblick, wo er den Reichsherrn nieder-
streckte.
Nach seinem Willen bringt man ihn hieher.

Brunhilde

Hat der letzten Nachricht mit Spuren von Theilnahme zugehört.

Horch! Braunhild weiß:
Die Senſe mäht,
Was reif iſt, ab.
Der Tag iſt heiß,
Die Sonne geht,
Kühl iſt das Grab.

Siebzehnte Scene.

Die **Vorigen.** **Yngurd** durch den Haupteingang, welcher offen bleibt während dieſer ganzen Scene. Der König iſt blaß, ſeine Bruſtwunde iſt mit einer Schärpe, die über die rechte Schulter und unter der linken Achſel weg geht, verbunden, er ſtützt ſich auf **Erichſon** und **Marduff**, welcher ſein Schwert trägt. **Nös, Biörneland** und **Durdal** folgen ihm zunächſt. Nös trägt die Normänniſche Krone nachläſſig, wie einen Kranz, in der herabhängenden Hand. **Jarl, Kurl** und mehrere Normannen folgen den Reichsherren. Däniſche Ritter treten aus der Gallerie rechts. Durch den offenen Haupteingang ſieht man Trabanten und Volk. Yngurd wird bis in den Vorgrund vor Alf geführt, und ſtets von Marduff und Erichſon geſtützt.

Yngurd.

Alf, ich bin fertig mit dem Tagewerke;
Doch iſt mir's nicht, als ging' ich, auszuruhn.

Mein Geiſt blickt auf, wie die Erwachten thun,
Und meine Bruſt fühlt ungewohnte Stärke.
Das Leben, nicht der Tod, iſt zu vergleichen
Des Schlummers Träumen, die dem Morgen weichen,
Dem ewigen — ich ſehe ſeine Spur.
Was ich gewollt, war Ein Mal ſchlimmer nur,
Als was ich that, und — ich nicht that's; die Hölle,
Mißtrauend meiner beſſeren Natur,
Vollzog mein Denken mit des Blitzes Schnelle.
Ihr, edle Ritter — eure Treue wankte
Nicht früher, als das Herz des Herrn erkrankte
Am böſen Willen. — Faſſet meine Hände!

Die Reichsherren werfen ſich auf ſeine Hände, und küſſen ſie in Thränen.

Ourdal außer Faſſung.

O, König! König!

Erichſon

mit gebrochnem Herzen.

Qual der Trennung, ende!

Yngurd,

nachdem er ſich die Augen getrocknet, männlich feſt zu Alf.

Gefallen iſt Held Ottfrieds Stamm. Der Raub
Soll ſich nicht ſchmücken mit des Ruhmes Laub.
Nös flüchtete der Königswürde Zeichen
Vor Egröſunds verrätheriſchem Plan.

Er winkt Nös, welcher ihm die Krone giebt, ſich dann abwendet, und in Thränen ausbricht. Yngurd tritt nah vor Alf.

Eu'r Ahnherr Urd war Herr von beiden Reichen.

Weich.

Alf! Nehmt euch meiner Normanns-kinder an!

Er kniet mit ſichtbarer Schwäche huldigend vor dem Dänenkönig nieder, und reicht ihm die Krone.

Ihr König ſtirbt als euer Unterthan.

Alf

hat die Krone genommen, wie man eine Laſt aus der Hand eines Schwachen nimmt, und ſagt nun in betrübtem Schmerz, von dem Knieenden abgewandt.

Oh! Ingurd! — — Mußt' ich kommen um zu ſehen,
Wie durch ſich ſelbſt muß Großes untergehen?

Ingurd ſinkt während dieſer Rede in die Arme Erichſens zurück, und ſtirbt. Es herrſcht Stille.

Biörneland.

Er iſt nicht mehr. — Gelöſt iſt unſer Eid.

Er winkt Nös und Ordal, alle drei laſſen ſich vor Alf auf ein Knie nieder, heben die rechte Hand empor und Biörneland fährt fort.

Empfanget, Herr, den freien Schwur des Reiches.

Alf

gen Himmel blickend.

Du dunkler Quell der Weltbegebenheit,
Du willſt's. Wohlan denn!

Wie dem Ausdruck eines königlich-bescheidenen Sinnes.

Gleich beherrsche Gleiches,
Und Gutes steh' am Platz der Herrlichkeit.

Alle

auf einen Wink von Biörneland.

Heil Alf! dem Herrn der Dänen und Normannen!

Brunhilde

tritt rasch bis mitten auf die Bühne.

Still! — Braunhild spricht:
Es traut die Braut
Dem Ja noch nicht,
Wär's noch so laut.
Die Winde spannen
Die Lungen aus,
Wie eine Maus
Fährts Wort heraus,
Aus seinem Haus,
Und husch! ist's fort.
Halt Maus, halt Wort,

Läuft hier wie dort
Auf eins hinaus.
Die Braunhild lacht, und geht vergnügt von dannen.

Ab.

Alf trüb und ernst.

Habt Acht auf die wahnwitz'ge Königin,
Und — ſtrafet Lügen ihrer Rede Sinn!

Allgemeiner Ruf.

Heil Alf! dem Herrn der Dänen und Normannen!

Der Vorhang fällt.

Beilage.

Ueber die

Darſtellung des Trauerſpiels,

König Yngurd,

auf der Volksbühne.

Als ich vorstehenden Versuch unternahm, entgingen mir die Schwierigkeiten seiner Aufführung nicht. Inzwischen schienen sie mir nicht unbesiegbar. Die wichtigste liegt in der Anzahl der Rollen, wovon fast alle, wie man zu reden pflegt, gespielt seyn wollen. Es fehlt aber gewöhnlich den Bühnen nicht an Leuten, welche spielen, das heißt, ihre Vorstellung von einer Rolle auf den Bretern erträglich darstellen können. Nur diejenigen sind etwas sparsam ausgesät, welche im Stande sind, Rollen, die nicht aus der täglichen Erfahrung genommen sind, im Sinne ihres Urhebers aufzufassen. Hier nun kann nach meiner Ueberzeugung von dem leitenden Künstler einer Bühne unendlich viel für die Befriedigung der Zuschauer geschehen, wenn er Geschick und

Thätigkeit genug hat, ſein eignes Auffaſſungsvermögen den minder gebildeten und minder einſichtsvollen Mitgliedern der Geſellſchaft gleichſam zu leihen. Ueber Eines der möglichen Mittel zu dieſem Zweck hab' ich in meinem Wörterbuchsartikel, Vorleſer, mich mit folgenden Worten erklärt.

„Es iſt ein Irrthum, wenn man glaubt, daß ſolche Menſchen in poetiſchen Stücken gar nicht zu brauchen ſeien. Viele von ihnen haben ſehr viel Talent für die Bühne, ich meine, viel Darſtellungsgabe; aber ſie können natürlich nicht darſtellen, was ſie nicht begreifen: ſie wiſſen aus dem todten Buchſtaben das poetiſche Leben nicht herauszufinden, würden es aber ziemlich glücklich wiedergeben, wenn ſie es nur ein einziges Mal von einem Meiſter hätten darſtellen ſehen. Dieſen Leuten kann — dieſen muß durch ein lebendiges, anſchaulich machendes Vorleſen der Sinn ihrer Parthieen gleichſam vor Augen gerückt werden: bei ihnen muß,

damit ſie vor allen Dingen den Dichter verſtehen, der Vorleſer dem Dichter zum Dollmetſcher dienen.“

Wird dieſes Eine Mittel nöthigen Falls noch von einem zweiten und dritten, dem Erklären und Vorſpielen, unterſtützt; ſo wird man bei Leuten, die Talent ohne Geiſtes- und Geſchmacksbildung beſitzen, nicht leicht das Ziel verfehlen. Dafür ſpricht die Natur der Sache, wie meine Erfahrung, und ſo, meinte ich, ſollten auch die minder bedeutenden Rollen des Yngurd (Kurl, Knauf, Droll, der Oſtländer, der däniſche Ritter u. a.) durch ſogenannte Aushülfsleute beſetzt werden können, wenn der leitende Künſtler die Mühe übernähme, ſie in dieſelbe einzuweihen und einzuüben. Ja, ich glaubte ſogar, daß auf dieſe Weiſe die ſtarke Anzahl der Rollen den Bühnen nützlich ſeyn könnte, weil von ſolchen Einweihungen und Einübungen immer etwas hängen zu bleiben pflegt, was den, bloß aus Mangel an Geſchmacksbildung minder brauch-

baren, Schauspieler nach und nach brauchbarer macht.

Daß meine Halbkenntniß von dem inneren Getriebe des Volksbühnenwesens mich in Irrthum geführt haben muß, lassen mich die Schwierigkeiten vermuthen, welche der König Yngurd fand, als er mit seinem Heer auf dem Gebiete der bretternen Welt vorzudringen versuchte.

Im Sommer 1815 sendete ich die Handschrift an sechs Theater. Nur Wien (Burgtheater), Berlin und Stuttgart nahmen sie an. Prag, Hamburg und Frankfurt am Main sendeten sie zurück. Ich stellte daher die weitere Mittheilung gänzlich ein. Erst ein Jahr später empfingen sie Dresden und Braunschweig in Gemäßheit geäußerter Wünsche, und nur in Braunschweig und Wien ist man bis jetzt, soviel ich weiß, mit der Darstellung zu Stande gekommen.

Nach Berlin wurde ich im Frühjahr 1816 eingeladen, um zu diesem Zweck persönlich

mitzuwirken. Ich hatte nie große Neigung gefühlt, in irgend einer der (moraliſch betrachtet bisweilen etwas unſauberen) Werkſtätte der öffentlichen Darſtellungskunſt ſelbſt Hand anzulegen. Die freundlichen Zuſchriften der dortigen Direktion bewogen mich, meine Scheu zu überwinden. Ich kam mit dem Vorſatze, meine beſten Kräfte für dieſen Zweck aufzubieten; aber wenn es bei dieſer Bühne überhaupt Zeitpunkte giebt, welche ſolchen Unternehmungen günſtig ſind; ſo war es ein Mißgeſchick, daß ich einen ungünſtigen traf. Die Tagesgeſchäfte der Geſellſchaft waren gehäuft und vielfach verſchlungen. Vor der Vertheilung der Rollen hatte ich wenig Gelegenheit, die Mitglieder derſelben im redenden Drama zu ſehen. Dennoch kam die Beſetzung zu Stande. Eine Vorleſung des Stücks und eine gewöhnliche Leſeprobe fanden ſtatt. Auf meinen Wunſch veranſtaltete die gefällige Direktion noch eine zweite Leſeprobe, auf dem Theater, die Roll' in der Hand, mit

Andeutung der Handlung im Raum. Sie war unvollständig. Marduff. war auf Reisen. Oscar hatte eine gleichzeitig angesetzte Balletprobe abzuwarten; Droll und einige andere eine Opernprobe. Demungeachtet hatte dieser Versuch einigen Nutzen. Die Anwesenden zeigten mir einen lebhaften, künstlerischen Antheil an dem mangelhaften Erzeugnisse. Sie wurden bekannter mit dem Gesammtbilde der Darstellung, wie es in meiner Einbildungskraft existirte. Mehrere von ihnen, und darunter vorzüglich diejenigen, welche mich am leichtesten hätten entbehren können, suchten in der Folge Gelegenheit, durch Gespräch und Privatübung sich noch mehr damit vertraut zu machen. Mit einem Wort, ich hatte nach Verlauf von ungefähr zwanzig Tagen die Ueberzeugung gewonnen, daß auf der Bühne von Berlin das Stück in dem Sinne, wie es gedacht ist, aufgeführt werden könnte, wenn ich in die Möglichkeit gesetzt wurde, meine Mitwirkung bis zur letzten Probe fortzusetzen.

Aber das war nicht ausführbar. Zu Herstellung des Apparats, der wider meinen Wunsch durchgängig neu und prächtig seyn sollte, hatten Zeichner, Mahler u. s. w. keine Zeit. Die Jahreszeit schien der Direktion nicht günstig für die ersten Aufführungen. Sie sollten bis zum Herbst verschoben werden, und es blieb mir nichts übrig, als nach Verfluß eines Monats meinen persönlichen Antheil an dem Unternehmen völlig aufzugeben.

Der Himmel mag wissen, ob es mir gelungen seyn würde, bei fortgesetzter Bemühung die individuellen Kunstkräfte in dem Brennpunkte des theatralischen Gelingens zu vereinigen. Aber schwerer als die Kräfte des Gemüths, der Einbildungskraft und des Gedächtnisses halten sich auf dem immer lebhaft bewegten Schiffe des Theaterstaates das physische Vermögen und der gute Wille zusammen. Krankheiten, Wochenbetten, Kunstreisen, Abgänge, Histrionenzwiste u. d. m. hindern eine Darstellung um so leichter, jemehr Personen

dazu erforderlich sind, und so ist es denn unfehlbar gekommen, daß man in Berlin zehn Monate nach meiner Abreise, und beinahe zwanzig nach dem Empfange der Handschrift, mit der Aufführung des Yngurd noch nicht viel weiter gekommen ist, als mit dem jüngsten Tage, der zum Glück der Welt weit öfter verkündiget wird, als er einbricht.

Man glaube nicht, daß ich durch die Erzählung dieser Vorgänge die Aufführung meines Versuchs auf irgend einer deutschen Bühne zu beschleunigen trachte. Wenn ich mir die Empfänglichkeit desjenigen Publikum vorstelle, auf welches die heutige Theaterkunst ihre Leistungen zu berechnen scheint; so könnt' ich in die Versuchung gerathen, als Motto dem König Yngurd die Worte an die Stirn zu schreiben, welche im Oberon Scherasmin zu Hüon spricht:

„Und ach! ihr kommt noch stets zu früh
in Bagdad an."

Ich habe vielmehr eine gerade entgegen gesetzte

Absicht. Ich bereu' es, bei der Ausführung dieses Gedichtes auf die Möglichkeit der Aufführung Rücksicht genommen zu haben. Es wär unstreitig besser geworden, wenn ich die Worte des Aristoteles vor Augen behalten hätte: „Die Kraft der Tragödie besteht ohne Beschauung und ohne Schauspieler.“ Aber das Uebel ist geschehen. Ich hab' es versäumt, was hier so leicht gewesen wäre: die Aufführung unmöglich zu machen, und es bleibt mir nun nichts übrig, als sie zu widerrathen. Diesem wohlgemeinten Rathe wollt' ich die oben mitgetheilten Erfahrungen als Grundstein unterlegen. Ich bin fest überzeugt, daß es wenig deutsche Bühnen gereuen wird, wenn sie den schwergewappneten Krieger ruhig seines Weges ziehen, und ihn seine Sache allein mit den Lesern ausfechten lassen.

Demungeachtet aber kann ich mich der Besorgniß nicht entschlagen, daß dieser gute Rath hin und wieder gering geachtet werden dürfte, sobald er gleichzeitig mit dem Stücke

selbst für ein geringes Geld gedruckt zu haben seyn wird. Auch kann es noch Bühnen in Deutschland geben, die wirklich den redlichen Willen und die hinreichende Kunstkraft besitzen, für mein Erzeugniß mir den schönen Ehrensold einer schönen Darstellung zu bezahlen. Für diese letztgedachten füge ich noch einen zweiten Rath bei, der aus zwei Theilen besteht.

König Yngurd ist hier so abgedruckt, wie ich wünsche, daß er gelesen werde; aus dem höchst einfachen Grunde, weil er so geschrieben ist. In dieser Gestalt reicht er merklich über den sogenannten Theaterabend hinaus. Auch hat er, nach dem Ausspruche der Theaterrecensenten, dichterische Längen, welches in der Handwerkssprache ungefähr soviel bedeutet, als dichterische Stellen, welche undichterische Schauspieler nicht ergötzlich vorzutragen wissen. Endlich erfordert er, außer dem schon oben besprochenen starken Personal,

noch eine beträchtliche Menge von Statisten, welche gekleidet und bezahlt werden müssen.

Diesen Uebelständen nach Möglichkeit abzuhelfen, habe ich, ursprünglich aus Gefälligkeit für die Hoftheaterdirektion in Wien, die mich bei mehreren Gelegenheiten zu thätiger Dankbarkeit verpflichtet hat, eine ausführliche Anweisung aufgesetzt, mein Stück zum Behuf des Theatergebrauchs zu verstümmeln. Es ist ein gar vortreffliches Stück Arbeit, diese Anweisung. Ich könnte füglich von ihr sagen, was, wenn mir Recht ist, Corneille von einer Scene seines Heraclius sagt: C'est le trait le plus ingénieux qui soit jamais sorti de ma plume. Ein Fünftheil Zeit, fünf Stück redende Personen, Eine Dekoration und beinahe die ganzen Kriegskosten des dritten Aktes werden dadurch erspart; und dennoch entgeht dem Zuschauer nichts, was er nicht, wenn er das Buch liest, sich viel besser vorstellen könnte, als er es auf dem Theater zu sehen bekommen möchte. Aber drucken lassen mag ich diese

unſterbliche Anweiſung nicht, weil ſie mit vielen beliebten Theaterſtücken die Eigenſchaft gemein hat, daß ſie dem Leſer nicht die geringſte Unterhaltung gewährt.

Ungeachtet dieſer Vortrefflichkeit hat die Hoftheaterdirektion zu Dresden ein erfreuliches Bedenken getragen, ſofort Gebrauch davon zu machen; und dieſer zu gefallen hab' ich ein neues Meiſterſtück gemacht: ein dramaturgiſch-diplomatiſches, einen Theilungsplan, nach welchem König Yngurd unverkürzt in zwei Abenden gegeben werden kann. Dieſer Theilungsplan iſt zwar höchſt einfach: denn er beſteht aus einem einzigen Vorwort, welches ein Scalde vor der Darſtellung des zweiten Abends theils zu ſprechen, theils zu ſpielen hat. Aber leider muß dieſer Scalde ein tüchtiger Scalde, ein wirklicher Künſtler ſeyn, und darf eigentlich im Stück weiter keine Rolle haben, wenigſtens nicht in dem zweiten Theile. Auch dieſes zweite, unſterbliche Werk bin ich vor der Hand nicht Willens,

unter die Presse zu bringen. Doch will ich beide den Direktionen, die davon Gebrauch zu machen denken, handschriftlich ablassen, dafern es nemlich solche sind, mit denen ich mich vernünftiger Weise einlassen kann.

Einen dritten guten Rath will ich denjenigen Direktionen geben, welche sich mit mir nicht einlassen, sondern dieses Trauerspiel lieber auf ihre eigne Hand „zusammenstreichen" wollen. Sie mögen diese beliebte Operation vor allen Dingen mit der ersten Scene des ersten Aktes, und mit der letzten des letzten vornehmen. Jene ist auf die Voraussetzung gebaut, daß der Ritter Jarl kein hölzerner Hülfsrollenspieler und Expositionsprediger, sondern ein Humorist sei. Es würde zu weit führen, wenn ich ihnen hier erklären wollte, was das eigentlich für ein Mann ist: sie mögen es mir einstweilen auf's Wort glauben, daß sie selten einen haben, und daß derjenige, welchen die Milde der Tageblattskorrespondenten bisweilen dafür gelten läßt, meistentheils nichts weiter

iſt, als ein Poſſenreißer. Dieſe hingegen, nämlich die letzte Scene des Stücks, ſcheint zwar ziemlich kurz, und mithin des Kürzens nicht bedürftig zu ſeyn. Dennoch empfehle ich ſehr, die Darſtellung mit dem erſten Freudenrufe über den neuen König zu ſchließen, und auf der Volksbühne die Närrin Brunhilde nicht von der Maus und dem Worthalten reden zu laſſen. Denn wenn die Theaterbrunhilde zufälliger Weiſe auch keine Närrin, ſondern eine Künſtlerin iſt, welche vollkommen verſteht, was mit dieſem Maus- und Worthalten gemeint iſt; ſo wird ſie doch mit dem Vortrage dieſer Stelle höchſtens den feinſinnigen Kenner der tragiſchen Kunſt befriedigen, aber auf das Theaterpublikum, welches ſich entweder nach der Abendtafel ſehnt, oder doch das Bischen Rührung gern ungeſchmälert mit nach Hauſe nehmen will, nur ſtörend wirken.

Wenn die Kunſtphiloſophen in Deutſchland nicht beträchtlich klüger wären, als die

gewöhnlichen Theaterrecensenten; so würden sie mich fragen: „Da du das einsiehst, warum hast du denn diese Stelle geschrieben?“ Ich würde antworten: Aus eben dem Grunde, aus welchem ich überhaupt den Versuch gewagt habe, gegen das Ende des Stücks, mitten im Drang' aufgeregter Gefühle, durch das Irrereden einer Wahnwitzigen die Betrachtung (Reflexion) des Lesers auf den Weg zur Gemüthsberuhigung zu leiten.

Wer nämlich so eben Leute, die ihm Antheil abzwangen, in einem Schiffbruch hätte untergehen sehen, den würde nach meinem Dafürhalten nichts so leicht auf den Weg einer beruhigenden Betrachtung führen können, als der sinnige Blick auf das weite, wüste, wandelbare Meer, welches die Seefahrer bald an das Ziel trägt, bald in seinem weiten Schooße begräbt, je nachdem es die räthselhafte Macht des Verhängnisses über sie verhangen hat. Solch ein weites, wüstes, wandelbares Meer nun befahren, so zu sagen, die Könige der

Erde, und es wehet auf demſelben ein wunderlicher, unbeſtändiger und gewaltiger Wind, welcher von Horaz popularis aura, auf deutſch Volkswind, genannt wird. Dieſes Meer und dieſen Wind hat Brunhilde bei ihrer letzten Rede im Sinne. Da ſie aber durch ihr, als Jungfrau, Gattin und Mutter erlebtes, Unglück zu dem Glück gelangt iſt, vollkommen verwirrt zu werden; ſo ſpricht ſie ihre Gedanken darüber in verwirrten Bildern aus, und vergleicht unter andern das Vivat oder Hurrah, womit die Völker ihren neuen Königen zu huldigen pflegen, mit einer Maus, welche aus ihrem Loche herausfährt, und ſo ſchnell davon läuft, daß man nicht weiß, wo ſie hinkommt. Der König Alf verſteht dieſen Unſinn ſehr wohl; der empfängliche Leſer wird hoffentlich nicht hinter ihm zurückbleiben: und wenn er ſich überdieß auch noch darauf verſteht, die ſchmerzlichen Empfindungen, welche der Untergang einzelner Menſchen in ſeiner Bruſt erregte, dadurch zu beſänftigen, daß er

den Begriff der ganzen Menschheit, und ihr ewiges Fortbestehen im Unbestande in's Auge faßt; so wird der Zweck, den ich bei diesem Schlusse der Tragödie im Auge hatte, bei ihm erreicht werden können. Jeder Theaterpraktiker aber begreift, daß dergleichen Dinge aus royalistischen, ultraroyalistischen und theatralischen Gründen für das große Publikum nicht taugen.

Zum Schluß noch ein Wort über den Zeitpunkt der Handlung. Was ich darüber unter dem Personenverzeichnisse angemerkt habe, steht lediglich zum beliebigen Gebrauch oder Nichtgebrauch auf dem Theateranschlage da. Der Haufe will es immer im Voraus an den Straßenecken lesen, wann die Geschichte sich zugetragen haben soll. Da nun die gegenwärtige sich so eigentlich gar nicht zugetragen hat, wie ich solches in der kleinen Zuschrift an die Leser zu erkennen gegeben habe; so kann dafür den Zuschauern, wenn einmal ein Zeitpunkt genannt werden muß, kein anderer angegeben werden, als ein solcher, von dessen historischem

Inhalte ſie nicht viel wiſſen. Geographie und Geſchichte, Kirche, Staatskunſt und — Cenſur treiben einen Poeten oft ſo gewaltig in die Enge, daß er kaum weiß, wo er mit den Geſchöpfen ſeiner Einbildungskraft (zumahl wenn Könige darunter ſind) hin ſoll im Raum und in der Zeit. Laſſen ihn dergleichen Rückſichten keine andere Zeit übrig, als eine ſolche, deren Sitten und Begriffe zu ſeinen Zwecken nicht taugen; ſo darf es ihm auf einen Anachronismus von ein paar tauſend Jahren nicht ankommen. Voltaire zeiht Calderon der Unwiſſenheit, weil er zur Zeit des Kaiſers Phokas mit Kanonen feuern läßt. Es iſt freilich ein wenig arg; aber Voltaire's Poliſontes nennt die meſſeniſche Königin Merope Madam. Warum ſoll der König Yngurd nicht eben ſo gut das Recht haben, den Genius des Böſen Satan zu nennen? Warum ſoll er nicht einen Federſtrauß auf ſeinem Helm tragen, und ſeine liebe Noth mit ſeinen Reichsſtänden haben?

Mit Einem Wort, ich habe meine beſonderen Urſachen gehabt, auszudrücken und drucken zu laſſen, daß die Handlung ungefähr ein Jahrtauſend vor der chriſtlichen Zeitrechnung vorgeht. Bühnenvorſteher, welche dergleichen Urſachen nicht haben, können ſie meinetwegen auch ein Jahrtauſend nach dem Anfang unſerer Aera geſchehen laſſen: es wird niemand etwas dagegen einwenden, als die Geſchichtsforſcher, welche genau wiſſen, wer in dieſen Zeiten König in Norwegen und Dänemark geweſen iſt.

Weißenfels an der Saale im März 181-.

Nachſchrift.

Während vorſtehende Beilage unter der Preſſe ſich befand, hat die darinne enthaltene Aeußerung, daß man mit der Aufführung des Stücks nur in Wien und Braunſchweig zu Stande gekommen ſei, aufgehört, wahr zu ſeyn. In der **Mitte des April iſt daſſelbe in Dresden und in Stuttgart** dargeſtellt worden, und zwar in Dresden ungetheilt, in Stuttgart hingegen getheilt, in zwei Abenden hintereinander. Es ſcheint, daß in dieſer Hinſicht die Direktion des königl. Hoftheaters in Dresden von beiden Uebeln das kleinere gewählt habe: denn in Stuttgart hat das Publikum die ungetrennte Wiederholung verlangt. Dieſe Direktion hat nicht geglaubt, die vier erſten Scenen des letzten Aktes, welche man in Wien wegläßt, ſtreichen zu dürfen, da das Publikum

ſie einmal geſehen, und, wie man mich verſichert, mit Antheil aufgenommen hat. Ich habe auf die darüber an mich ergangene Anfrage vorgeſchlagen, die Zeit, welche die Darſtellung dieſer Scenen hinwegnimmt, dadurch zu erſparen, daß man mittelſt einer ſogenannten offenen Verwandlung den erſten und zweiten Akt als Einen darſtelle. Da außer Yngurd, welcher bloß am Schluſſe dieſer Akte in zwei kurzen und wenig anſtrengenden Scenen beſchäftiget iſt, in dem zweiten Akte durchaus andere Perſonen auftreten, als im erſten: ſo ſcheint aus dieſer Zuſammenziehung weiter kein Nachtheil zu entſtehen, als daß nun der erſte Akt ungefähr 80 bis 90 Minuten ſpielt, wogegen für die Dauer der ganzen Darſtellung die Zeit Eines Zwiſchenaktes gewonnen wird. Ueberhaupt, und wenn es bloß darauf ankäme, um die Zeit der Abendtafel fertig zu werden, könnten alle Zwiſchenakte ſehr kurz ſeyn, da diejenigen Perſonen, welche Zeit zum Ausruhen oder Umkleiden bedürfen, ſie größten Theils in

der Scenenordnung des Stücks finden. In Dresden ſcheint man bei der zweiten Vorſtellung dieſes Abkürzungsmittels (des beſten, welches ich kenne) ſich bedient zu haben: denn ich leſe in einem Zeitblatte, daß ihre Dauer um eine halbe Stunde geringer geweſen ſei, als die der erſten.

Dagegen hat man dort bei der zweiten Aufführung die obenerwähnten vier erſten Scenen des letzten Aktes zum vierten herüber gezogen, um — ſo hat man mich berichtet — mit der ſtarken Wirkung derſelben einen Akt zu ſchließen, und um den Zuſchauern in dem Zwiſchenakte Zeit zu gönnen, ſich von der Erſchütterung zu erholen. Da die zweite Darſtellung wenige Tage nach der erſten ſtatt fand; ſo hat man wahrſcheinlich nicht Zeit gehabt, vor dieſer Abänderung meine Meinung darüber zu vernehmen. Inzwiſchen kann ich nicht leugnen, daß ich ſie unbedingt widerrathen haben würde, weil ſie den ſtillen Geſetzen der tragiſchen Kunſt offenbar entgegen iſt. Der

verletzte Akt darf nicht mit einem Auftritte schließen, der über den Untergang einer Hauptperson (Oscars) keinen haltbaren Zweifel mehr übrig läßt: und wenn man im Trauerspiel das Gemüth des Zuschauers vor der Katastrophe erschüttert; so geschieht es keineswegs in der Absicht, daß er auch vor derselben sich wieder in ruhige Fassung setzen soll. Man würde ja sonst viel besser thun, ihn darinne gar nicht zu stören. Der tragische Schrecken ist ein Gewaltmittel, welches die Asthenie (Abspannung) des Mitleids brechen, und in diejenige Sthenie (Anspannung) verwandeln soll, welche dem Menschen die Kraft leiht, für den Augenblick Herr und Meister seiner aufgeregten Leidenschaften zu werden, und so aus seinen eignen Leiden Vergnügen zu schöpfen. (Man vergl. meinen Almanach für Privatbühnen S. 291.) Die Wirkung dieses Mittels ist heftig, aber nicht von Dauer. Nicht weiter, als unumgänglich nöthig ist, muß sie von dem Augengenblicke des Haupteindrucks entfernt werden,

zu deſſen zweckmäßiger Aufnahme ſie die Saiten des Gemüthes ſtimmen ſoll.

Man verſichert mich zwar, daß dieſe Veränderung in Dresden Glück gemacht habe. Aber daß ſolche Dinge gewöhnlich Glück machen auf der Volksbühne, das eben iſt das Unglück für die tragiſche Kunſt.

Geſchrieben am 2. Mai 1817.

Druckfehler.

S. 12 Z. 5 v. u. lies dem König statt den König

— 21 — 3 v. o. l. Normannsblut statt Normanns Blut

— 25 — 5 v. u. setze , statt . nach Frist

— 39 — 8 v. u. lies deinem statt deinen

— 93 — 7 v. u. setze . nach dem Worte Tisch

— 156 — 8 v. o. setze . nach Ingurd

— 210 — 6 v. u. lies einem statt einen

— 231 — 1 v. o. lies Ottfried statt Ottfrieds

— 260 — 3 v. o. setze : st. , nach dem Worte Zeit

— 277 — 3 v. u. lies Zither statt Zitter

— 293 — 11 v. o. setze , nach Weib

Bei mir ist herausgekommen:

Almanach für Privatbühnen fürs Jahr 1817. mit Kupfern nach Ramberg, herausgegeben von dem Herrn Verfasser des Ingurd und der Schuld. 1ster Jahrgang.

Inhalt: 1) Zwei Lustspiele von dem Herrn Herausgeber selbst in gereimten Versen: die Zweiflerin und die großen Kinder. 2) Pflicht um Pflicht, ein Schauspiel in Versen. Alle drei Stücke sind als Nachspiele auch auf großen Büh-

nen, zur Freude des Publikums, gegeben und in den Theaterkritiken mit verdientem Lobe erwähnt worden.

Der zweite Jahrgang dieſes Almanachs wird zur Michaelismeſſe 1817. erſcheinen. Dieſer Jahrgang wird unter andern enthalten: 1) den Wahn, ein kleines Trauerſpiel in gereimten Verſen, von Hrn. A. Müllner; 2) den Schatz, ein Luſtſpiel in Verſen, von Hrn. Conteſſa; 3) die lange Naſe, ein kleines Luſtſpiel, von Hrn. v. Soden; 4) die Verwechslung, ein Luſtſpiel in Verſen, aus welchem einzelne Scenen in mehreren Tageblättern abgedruckt ſind. Der zweite Jahrgang wird eben ſo wie der erſte dramaturgiſche Winke über die Darſtellung der Stücke auf der Bühne enthalten, und der Verleger wird zu denſelben hinzufügen eine Anweiſung, wie kleine Theater, mit Erſparniß des Raumes in Zimmern und Sälen, und der Koſten, gebaut und decorirt werden müſſen, von Hrn. Jentzſch, Theatermahler bei der königl. Bühne in Dresden. Jedes Stück, und der Titel, wird mit einem Kupfer nach Zeichnungen von Ramberg, welche geniale Kunſtwerke mit Recht genannt werden können, geziert. Ueberdieß hat der Hr. Hofrath Müllner auf mein Erſuchen erlaubt, das ähnliche Portrait deſſelben dieſem Jahrgange beifügen zu dürfen.

Leipzig. Jub. Meſſe 1817.

Georg Joachim Göſchen.

In der Michaelismesse 1817 erscheint in meinem Verlage:

Van Dycks Landleben

in 6 Aufzügen

von Friedrich Kind.

Ob dieses Stück bei seiner Vorstellung allen Himmelsbürgern in der obersten Region des Schauspielhauses gefallen wird, daran ist, wie bei allen hohen, wahrhaft poetischen Schöpfungen, gar sehr zu zweifeln. Auch nicht auf allen Bühnen kann das Stück gleiches Glück machen; denn nicht allen Theatern stehen bei den Decorationen für dieses Stück so herrliche Bilder und solche Theatermaler zu Gebote, als dem Dresdner Theater. Man glaube ja nicht, daß der Dichter aus den Gemälden der niederländischen Schule sein Stück zusammengesetzt habe. Weil in diesem Drama der große Rubens, seine schöne Frau, seine Kinder vorkommen, und die ganze Handlung in der anziehenden niederländischen Welt jenes Zeitalters sich bewegt; so wurden bei der Aufführung in Dresden die Portraits und

die Gemälde der niederländiſchen Schule, welche die königliche Gallerie beſitzt, von den Malern mit benutzt, und hier die Dichtkunſt durch die zeichnende und malende Kunſt auf eine vorzügliche Weiſe unterſtützt. Um den Genuß, welchen die vereinigten Künſte den Zuſchauern gewährt haben, auch dem Leſer zu verſchaffen, und um ihn in die Zeit, worin das Stück ſpielt, ganz zu verſetzen, habe ich von einem vortrefflichen Künſtler Sechs Gemälde verfertigen laſſen, und darnach werden Sechs ſorgfältig colorirte Blätter zu der einen Ausgabe dieſes Stücks gegeben. Eine wohlfeilere Ausgabe wird die Sechs Blätter nicht colorirt, — bloß in Umriſſen, — enthalten. Das Portrait Van Dycks kommt zu beiden Ausgaben.

G. J. Göſchen.

Spiele für die Bühne

von

Adolph Müllner.

Erster Band.

Leipzig,
bei Georg Joachim Göschen, 1812.

Spiele für die Bühne.

Inhalt.

Der neun und zwanzigſte Februar.

Die Vertrauten.

Der angoliſche Kater.

Die Zurückkunft aus Surinam.

Der

neun und zwanzigſte Februar.

Trauerſpiel in einem Akt.

Zuerſt aufgeführt in Leipzig am 7. Auguſt 1812.

BAYERISCHE
STAATS-
BIBLIOTHEK
MÜNCHEN

Vorwort.

Das Ahnen einer höheren Weltordnung, mit welcher das Erdenleben durch unsichtbare Fäden zusammenhängt, ist ein still bewahrtes Eigenthum jeder menschlichen Brust. Diese Fäden sichtbar werden zu lassen dem innern Sinn, und so jenes Ahnen zur lebendigen Empfindung zu steigern, welche die todte Lehre nicht ersetzen kann, ist unfehlbar ein würdiger Vorwurf der tragischen Kunst, und kann, wie mich dünkt, Einer der möglichen Gattungen von Tragödien füglich als Hauptzweck angewiesen werden.

Nun soll aber die tragische Kunst überhaupt den Menschen dadurch vergnügen, daß sie ihn zum Gefühl seines unendlichen sittlichen Vermögens, seiner Unabhängigkeit vom sinnlichen Triebe, seiner moralischen Selbstständigkeit

erweckt. Dies leistet die Darstellung sowohl des Erhebenden, als des Erhabenen, so verschieden auch die Gesetze sind, nach welchen das eine und das andere wirket.

Wenn wir die sittliche Freyheit im Kampfe mit Leidenschaft und Unglück erblicken; so erhebt sich, für den Augenblick des Anschauens wenigstens, unsre eigne moralische Kraft, um derjenigen nachzustreben, welche wir achten oder bewundern müssen; ähnlich einem rüstigen Jünglinq, welcher die Sehnen seines Armes spannt, indem er einen Herkules im Kampf mit dem Leuen betrachtet.

Anders ist es um das Gefühl des Erhabenen bewandt. Schiller nennt es eine Zusammensetzung von Wehseyn, das sich in seinem höchsten Grad als ein Schauer äußert, und von Frohseyn, das bis zum Entzücken steigen kann, und das, ob es gleich nicht eigentlich Lust ist, von feinen Seelen aller Lust doch weit vorgezogen wird. *) Dieses wundersüße

*) Kleinere prof. Schriften, 3ter Theil. Ueber das Erhabene.

Gemiſch von Wehe und Wohl empfinden wir bey dem ſinnigen Blick auf das ſturmgepeitſchte Meer, in die unergründliche Tiefe des geſtirnten Himmels, und in die unergründlichere des Buſens einer Medea. Wenn das Wehe in dieſem Gefühl das Erſchrecken oder der Schauder unſerer ſinnlichen Natur vor einer coloſſalen Uebermacht iſt; ſo läßt das Wohl ſich daraus erklären, daß wir vor dem Schmerz über unſer ſinnliches Nichts zum Gefühl der Unendlichkeit unſerer moraliſchen Natur und zu der heiligen Ahnung ihrer Unſterblichkeit flüchten; und das wahrſcheinlich iſt es, was der deutſche Shakespear ſagen will, wenn er das Erhabene den Genius nennt, welcher mit ſtarkem Arm uns über die ſchwindliche Tiefe zwiſchen Endlichkeit und Unendlichkeit hebt.

In dem Eindrucke des Erhebenden liegt ein Reiz, uns bis zu dem Maße des Gegenſtandes aufzurichten, welchen wir achten oder bewundern müſſen. Dieſer Eindruck läßt ſich daher nur von Gegenſtänden erwarten, welche ſo zu ſagen menſchenähnlich und nach menſch-

lichem Maßstabe gezeichnet sind. Der Jüngling, welcher beim Anblick eines kämpfenden Herkules die Sehnen seines Armes spannte, wird sie nicht anstrengen, während er an Jupiters fliegendem Adler sich ergötzt, und schwerlich wird er eine Aufforderung fühlen, seine Füße zu spreiten, wenn er vor einem Coloß steht, welcher die seinigen auf beide Ufer eines Stromes vertheilt hat. Der Anblick einer Schlacht, wo Menschenkraft mit Menschenkraft sich mißt, aber nicht die Eruption des Vesuvs, gegen welche alle Menschenkraft nichts ist, wird den Menschen in die Gemüthsstimmung des Helden versetzen können.

In einer Tragödiengattung, deren Hauptzweck dahin geht, die Verknüpfung des Erdenlebens mit einer höheren Weltordnung anschaulich zu machen, und in welcher mithin das fühlbare Walten einer überirdischen Macht über der Handlung des Stücks vorherrschend seyn muß, wird es daher weniger auf den Eindruck des Erhebenden, als auf den des Erhabenen anzulegen seyn. Die Menschen, welche darin

handeln, können unser Gemüth erheben durch die Kraft, welche sie im Kampfe oder in der Ergebung entfalten; die überirdische Macht, welche über ihnen waltet, muß uns durch die Colossalität ihres Bildes imponiren, wenn sie nicht ohne eigne tragische Wirkung, als ein überflüssiges, oder im glücklichsten Falle als ein untergeordnetes Glied des Ganzen dastehen soll. Da nun die höhere Macht über der Handlung der Tragödie nicht durch unbedingte Nöthigung walten kann, ohne die Freiheit der Handelnden, und dadurch alle eigentliche Handlung aufzuheben; so kann sie sich nur fühlbar machen durch das geistige Gesetz ihres Waltens, und es ist dieses Gesetz, von dessen imponirender Größe der Eindruck des Erhabenen erwartet werden, welches durch seine Strenge uns erschrecken, und durch seine auf höheren, umfassenderen Ansichten ruhende Zweckmäßigkeit und Gerechtigkeit unser Gemüth wieder besänftigen muß. So entsetzt sich der Reisende, wenn er in der Stadt am Fuße einer waldbewachsenen Alp das Gesetz verkündigen hört:

Wer die Art an einen Baum dieſes Waldes legt, der iſt des Todes ſchuldig! aber es erſcheint ihm groß, wenn er hört, daß dieſer Wald die Stadt und die Gegend vor dem Herabſturz der Lawinen ſchützt, und wenn er bedenkt, daß Nachſicht und Milde gegen Einzelne hier eine Grauſamkeit gegen Tauſende ſeyn würde.

Dieſer Umſtand allein reicht hin, die Erſcheinung zu erklären, daß Tragödien dieſer Art ſelten die Mehrheit auf ihrer Seite haben. Indem die höhere Macht nach Geſetzen waltet, das heißt, Geſetze vollſtreckt, welche coloſſal erſcheinen durch die Forderung, welche ſie an die gebrechliche Menſchheit machen, wird nicht nur der *ſinnlichen* Natur des Zuſchauers weh gethan, ſondern auch ſeiner *moraliſchen* durch den Anſchein einer Ungerechtigkeit zu nahe getreten. Er muß eine *Anſtrengung* machen, um auf den höheren moraliſchen Standpunct ſich zu erheben, wo dieſer Anſchein im Ueberblicke einer erhabneren Ordnung der Dinge untergeht, und wenn er ſie unterläßt, kehrt er unbefriediget aus Melpomenens Tempel

zurück. Aus dieſer Alternative weiß er allenfalls ſich zu retten, wenn das coloſſale Geſetz nicht in ſeinem Glauben als möglich oder wahrſcheinlich beſtehet. Er ſieht es ziemlich ruhig an, wenn in dem thebaniſchen Königsſtamme Verbrechen an Verbrechen ſich kettet, und das ganze Haus des Lajus in Blut untergeht, weil der Ahnherr „von Luſt und Bacchus Wuth beſiegt, Vater wurde wider Jovis Schluß;“ *) denn das Fatum, welches in den Tragödien der Griechen waltet, hat keine Macht mehr auf dem Grund und Boden der Chriſtenheit. Eben dadurch aber entflieht er der Wirkung, welche der Hauptzweck der oben charakteriſirten Tragödiengattung iſt. Seine Ahnung einer höhern, moraliſchen Weltordnung wird nicht zur lebendigen Empfindung geſteigert, wenn er in dem Bilde, welches der Tragöd davon entwarf, nichts mit den Vorſtellungen ſeiner Glaubenslehre Uebereinſtimmendes erkennt, und die moderne Tragödie

*) Worte Jokaſta's in den Phönizierinnen des Euripides.

wird Verzicht darauf leiſten müſſen, der Wirkung nahe zu kommen, welche von der antiken gerühmt wird, wenn ſie nicht an den Glauben ihres Volkes ſich anſchließt, und anſtatt des Fatum den Himmel der Chriſten über ihrer Handlung ausſpannt.

Die chriſtliche Religion hat, wie jede andere, ihre coloſſalen Geſetze, welche, wie die Naturgeſetze durch das Ungeheure ihrer Wirkung im Erdbeben, durch den Anblick ihrer Vollſtrekkung auf Erden uns mit Schauder und Mitleid erfüllen, und uns gleichſam zwingen, aus der Angſt des Irdiſchen aufwärts zu flüchten, wo nach derſelben Glaubenslehre die abgebüßte Schuld der Vergebung, die aufrichtige Reue der Verſöhnung begegnet. Treibt jener Anblick, im Spiegel der Kunſt, verſteht ſich, uns wirklich bis zu dieſem Aufſchwunge des Glaubens; ſo haben wir einen Genuß gewonnen, welchen ich mit der Freude eines Menſchen vergleichen möchte, der von einem Löwen in Schrecken gejagt, über einen tiefen und breiten Graben geſprungen iſt, wo er nun gerettet

und frei dasteht im Vollgefühl einer Kraft, die er nicht früher in sich entdeckte, als er sie brauchte. *) Auf diesem Gipfel der menschlichen Freiheit sind alle Bande des Irdischen von uns abgefallen, und alle Schrecken, welche die blinde Macht der Natur auf uns loslassen, alle Qualen, welche der Himmel selbst auf die Erde nieder senden kann, erreichen unser

*) „In moralischen Gemüthern," sagt Schiller, über das Pathetische, „geht das Furchtbare der Einbildungskraft schnell und leicht ins Erhabene über. So wie die Imagination ihre Freiheit verliert, so macht die Vernunft die ihrige geltend; und das Gemüth erweitert sich nur desto mehr nach innen, indem es nach außen Gränzen findet. Herausgeschlagen aus allen Verschanzungen, die dem Sinnenwesen einen physischen Schutz verschaffen können, werfen wir uns in die unbezwingliche Burg unsrer moralischen Freiheit, und gewinnen eben dadurch eine absolute und unendliche Sicherheit, indem wir eine bloß comparative und prekäre Schutzwehr im Feld der Erscheinung verloren geben. Aber eben darum, weil es zu diesem physischen Bedrängniß gekommen seyn muß, ehe wir bei unserer moralischen Natur Hülfe suchen, so können wir dieses hohe Freiheitsgefühl nicht anders, als mit Leiden erkaufen."

innerſtes Weſen nicht mehr, ſobald wir deſſen Unſterblichkeit lebendig, wie das Daſeyn ſeiner ſterblichen Hülle, empfinden.

Eben das aber iſt der gefährliche Paß, wo der moderne Tragöd auf dem ſchmalen Wege zu jenem Ziele in entgegengeſetzter Richtung mit dem weichen und leichten Sinne ſeines Zeitalters zuſammentrift, welchem Fichte irgendwo vorwirft, daß es immer und ewig nur von Gottes Güte, nimmer aber von ſeiner Strenge rede, und von welchem Schiller bemerkt, daß es im Schauſpielhauſe vielmehr eine flüchtige Unterhaltung, eine Abſpannung von der Anſtrengung des bürgerlichen Tages, als die Zumuthung einer hohen, moraliſchen Kraftäußerung erwarte.

Im todten Buchſtaben und in der kalten Lehre vertragen wir die coloſſalen Geſetze der Schrift, unter deren Kategorie auch das gehört welches den Frevel der Zunge oder des Auges an Vater und Mutter mit einem gewaltſamen grabloſen Tode bedroht. Wir geben es zu daß eine wunderbare Fügung an verheimlich

Verbrechen bisweilen eine unabsehbare Kette von Unglück knüpfet. Wir läugnen es nicht, daß die rächende Macht über den Sternen oft eben so bedeutsam und wundervoll über das Strohlager des Bettlers, als durch die Häuser der Könige schreitet. Wir glauben es unsern Religionslehrern, daß, wenn Gott hienieden stark und eifrig gegen den Sünder sich zeigt, es nur darum geschieht, um jenseits die Unermeßlichkeit seiner Gnade an ihm zu bewähren. Aber an das irdische Leben gekettet, möchten wir die Vergebung gern näher haben, und wer die Macht der täuschenden Kunst aufbietet, um einen zürnenden Himmel über unseren sündigen Häuptern zu wölben, von dem wenden wir uns gar bald wieder zu den milderen Tragöden, die das Gemüth mit der Erschütterung des Furchtbaren verschonen, und ihm das Vergnügen der sittlichen Erhebung durch das Medium einer sanfteren Rührung zuführen.

Dieſe Betrachtungen ſollen keinesweges dem neun und zwanzigſten Februar als eine Schutzwehr gegen die Ausſtellungen dienen, welche daran zu machen ſeyn werden. Sie ſollen vielmehr die Kritik, wenn ſie anders von dieſem Produkte Notiz nehmen will, in den Stand ſetzen, ihren Tadel um ſo belehrender einzurichten, da ihr mit den Fehlern dieſer dramatiſchen Hervorbringung zugleich die Anſichten bekannt werden, welche mich dazu verleitet haben können.

Das Stück iſt übrigens in einigen Tagesblättern mit dem vier und zwanzigſten Februar von Werner zuſammengeſtellt worden. Durch die Wahl des Titels habe ich ſelbſt hierzu eine ſehr nahe liegende Veranlaſſung gegeben; nicht als ob ich eine Vergleichung gewünſcht hätte, wobei ich unmöglich gewinnen kann, ſondern weil ich auch nicht auf die entfernteſte Weiſe den Einfluß in Abrede ſtellen wollte, welchen Werners geniale Dichtung auf meine Arbeit gehabt hat. Aus der Vergleichung jener mit den Schickſalsfabeln der griechiſchen Tragödien

iſt ſie hervorgegangen, ſie würde ohne jene ſo wenig exiſtiren, als es im Kalender einen 29ſten Februar geben kann, wenn nicht ein 24ſter als Schalttag eingeſchoben wird; und ſo mag ſie denn auch das Zeichen ihres Urſprungs an der Stirn tragen, ſo leicht es mir auch bei der Unähnlichkeit der Fabel geweſen wäre, jede Spur davon zu verwiſchen, wenn ich die Benutzung des ziemlich alten Aberglaubens hätte aufgeben wollen, daß die Geiſter der Rache ihre Geißeln gern an den Tagen ſchwingen, welche in der Zeitrechnung aller Völker an die menſchliche Irrſeligkeit erinnern.*)

Nur möge man um dieſes Urſprungs willen keinerlei verborgenen Myſticism darin ſuchen. Es mag ſehr geiſtreich ſeyn, daß der Dichter

*) Caroline Baronin de la Motte Fouqué ſagt S. 109. ihrer griechiſchen Mythologie für Frauen von den Eumeniden: „Im Innern des geiſtigen Seyns wie in der geſchaffenen Natur waltend, ließ ſich ihr dunkles Weſen in äußerlichen und innerlichen Beziehungen auffinden, und ſie ſpiegeln ſich im unſtäten Irren der überzähligen Zeitcintheilung, wie in der unruhigen

des wahren Schalttages den Vaterfluch, seine Wirkung und seine Lösung mit mathematischer Genauigkeit in den acht und zwanzigjährigen Zeitraum eines Sonnencyclus (1776 — 1804) einpaßte, in welchem bekanntlich die Unordnung, die der Schalttag im Kalender unter den sieben Buchstaben und den sieben Planetenzeichen anrichtet, durch siebenmalige Wiederholung in die vorige Ordnung aufgelöst wird; daß er zu den Endpuncten dieses Zeitraums Jahre wählte, deren Sonnenzirkelzahl 21 (das Product der bösen 7 und der guten 3) ist, und daß er den Zauber des Fluches an sichtbare Talismane (Sense und Messer) band, welche zu Grunde gehen, sobald sie der schadenfrohen Hölle ihre Dienste geleistet haben. Es wäre auch nichts weniger als unmöglich gewesen, eine Fabel zu erfinden, deren Fäden innerhalb des neunzehn-

Gewissensangst des Gefallenen ab. Die Griechen theilten nehmlich das Jahr in 360 (?) Tage, und die fünf Schalttage wurden am Ende hinzugethan (?); in ihnen schweifen die Erinnyen unstät umher, oder wie andere meinen, jeden fünften Tag des Monats."

jährigen Mondszirkels oder irgend eines andern Cyclus der Zeitrechnungslehre ablaufen konnten. Aber ich bekenne freimüthig, daß ich auf dieſer Bahn dem Dichter nicht gefolgt ſeyn würde, wenn ich es auch ſonſt mir geſtatten möchte, einer fremden Originalität ihren Stand vor dem Richterſtuhle der Kritik durch voreiliges Nachahmen zu erſchweren. Wer, ſchon über die Mitte des Lebens hinaus, das Labyrinth der tragiſchen Kunſt betritt, der darf ſo weit nicht von den viel und lang' betretenen Stegen ſich entfernen, und ich würde es nur vergebens zu verhehlen ſuchen, daß bei der Erfindung der Fabel meines Februar die Worte der Megäre aus der erſten Scene des Thyeſtes von Seneca mir vorgeſchwebt haben:

— — — Mentes caecus instiget furor;
Rabies parentum duret, et longum nefas
Eat in nepotes, nec vacet cuiquam vetus
Odisse crimen: semper oriatur novum;
Nec unum in uno: dumque punitur scelus,
Crescat. — — Liberi pereant male,

Pejus tamen nascantur. — —
— — Impia stuprum in domo
Levissimum sit.

Dieſe Vorerinnerung wurde im December 1814 geſchrieben. Ich habe jetzt, bei der zweiten Auflage des Buches, nichts hinzu zu ſetzen, als daß die Erfahrung mich in der Anſicht beſtärkt hat, die ich darinnen andeutete. Man hat in Wien das Trauerſpiel in ein Drama mit glücklichem Ausgange verwandelt. Die Geſchichte dieſer Umgeſtaltung, und meine Betrachtungen darüber ſind in meinem Almanach für Privatbühnen 1818 enthalten, als Vorwort zu dem Rührſpiel: Der Wahn

Der neun und zwanzigste Februar.

Perſonen:

Walter Horſt, Erbförſter.
Sophie, ſeine Frau.
Emil, ihr Kind, 11 Jahr alt.
Ludwig Horſt.

Das Stück ſpielt im Waldhauſe des Förſters. Ein Zimmer mit Hauptthür und Seitenthür. Auf der erſten ſind die Tage der letzten Woche im Februar eines Schaltjahrs angeſchrieben. Unterm Saturn der 29ſte. Ein Kamin mit vorſpringender Eſſe, ein Schirm davor, Jagdgeräth an den Wänden und ein Schleifſtein mit einem Schwungrad in der Stube.

Erſte Scene.

Walter in tiefen Gedanken, in der Hand einen Hirſchfänger, den er zu putzen beſchäftiget geweſen iſt. Sophie arbeitet an einem Jagdneß, und ſteht bald nach dem Aufziehen des Vorhangs unruhig auf.

Sophie am Fenſter.

Sieh, das Abendroth iſt längſt verglommen,
Sterne blicken durch der Wolken Riß,
Und — noch immer will mein Sohn nicht kommen!

Walter.

Hab Geduld, er kömmt gewiß.

Sophie.

Oh, er blieb noch keinen Tag ſo lange!

Walter nach kurzer Stille.

Zünde Licht!

Sophie,
nachdem ſie ihn kummervoll angeſehen, an ſeinem Halſe.

Ach!

Walter.

Wovor iſt dir bange?
Auf dem oftbetretnen Gange
Kennt er jeden Stock und Stein,
Und des Schnees weißer Schein
Deckt — ein Tuch von Licht — die Wege,
Wo die hartgetretnen Stege,
Drüberhin im Schattengrau —
Wie der Tod — unfehlbar ſind.

Sophie Licht bringend.

Wohl für Männer; er — ein Kind! —
Walter! — Er verunglückt!

Walter.

Frau!
Welcher Dämon peitſcht dein Blut?
Unglück ahnden iſt nicht gut! —
Zwanzigmal, empor vom Stuhle,
Schauſt du nach dem Kind hinaus;
Täglich läuft er nach der Stadt zur Schule,
Hundertmal blieb er bis Abend aus:
Heute nur machſt du die Stirn mir kraus
Mit der dummen Angſt in deinen Adern!

Sophie.

Eine Stunde hat er kaum nach Hauſe,

Länger ſchon iſts finſter! — Hadern
Mit der Mutterſorge, das iſt hart!

Walter.

Deine Sorg' iſt unbequemer Art
Für des Jungen raſtlos Vorwärtsſtreben.
Knaben treibt's hinaus in's wilde Leben;
Aus der Mutter ängſtlich ſtraffer Hand
Reißen ſie das Gängelband,
Daß ſich frei die Luſt geberde.
Wie der Huf der jungen Pferde
Auf zu Wolken jagt den Sand,
Reizen ſie den Stein der Erde
Stampfend auf zum Widerſtand,
Daß die Kraft zur Stärke werde,
Und die Thorheit zum Verſtand.
Soll ſein Herz von deinem ſich nicht kehren;
Laß ihn gehn, und kommen und gewähren,
Leit' ihn, doch nicht mit der Hand.

Sophie.

Könnt' ich ſo ſein Schickſal weben,
Wie ich webe dieſes Netz!
Könnt' ich jede Luſt ihm geben,
Leicht, nach Ordnung und Geſetz,
Wie ich dieſe Fäden binde! —
Ach, ich lieb' ihn, wie mein Leben!
Wie den Heiland!

Walter.

Das iſt Sünde! —
Wo er eine Blöſe finde,
Späht der Teufel ſonder Raſt,
Und ein Wurf, auf den du haſt,
Kreuzſpielend all dein Gut verpfändet,
Wird von Satans Klau gewendet.

Sophie.

Du erſchreckſt mich!

Walter.

Weiß ich's nicht?
Deutlich iſt mir's aufgegangen,
Gräulich, wie Kometenlicht,
Als vor meinem Angeſicht
Meines Abgotts Engelswangen
Bläulich-bleich —

Sophie jammernd.

Oh! meine Tochter!

Walter.

Weine
Nicht! Mit Thränen: ſie iſt daheim, die Kleine! —

Sophie nach kurzer Stille.

Oh! ich fühl's, das Unheil waltet
Unverſöhnlich über mir!

Wie der Keil den Stamm zerſpaltet,
Immer tiefer, für und für,
Von den langſam ſichern Hieben
Schwerer Art hinein getrieben;
So auch preſſet Schmerz auf Schmerz,
Bis es bricht, dieß arme Herz. —
So iſt's droben zugemeſſen,
Weil ich hier den Eid vergeſſen,
Dich zu meiden —

Walter auffahrend.

Dumme Grille! —
Grüble nicht! — Es war ſein Wille.

Sophie.

Glaubſt du das? — Dein Blick ſagt nein!
Warum ſtarb er —

Walter.

Laß das ſeyn!

Sophie.

Warum ſtarb er, da er's hörte?

Walter aufſpringend.

Warum lebt' er, daß er's wehrte?

Sophie.

Meine Träume treffen ein! —
Als mit der Seligen ich lag in Wochen,

Erblick ich sie, ein Engelskind mit Flügeln,
Das auf Krystall, worin sich Sterne spiegeln,
Im Tanze schwebt. — Mit einem Mal —
zerbrochen
Das Glas, und sie liegt drunter — bleich —
im Grab.

Walter.

Gott der Herr nahm wieder, was er gab.

Sophie.

Nehmen wird er meinen Armen,
Was mir theuer, ohn' Erbarmen!
Schaut' ich nicht zu meiner Qual —
Da ich noch um Klara weine —
In des Knaben Brust den Stahl?
Und — ein Haupt zu meinen Füßen,
Das mich Wahnsinn treibt, zu küssen —
Ich ergreif's — es ist das Deine!

Walter.

Weib, du träumst so fürchterlich,
Daß die Träume selber sich,
Wenn du sie erzählst, erfüllen.
Schweig, um meines Kopfes willen,
Der von deinen Bildern springt!

Sophie.

Horch! des Thauwinds Sausen dringt

Immer tiefer in den Wald,
Und die Wolken, die er bringt,
Senden Regen, eiſig-kalt. —
Immer finſtrer draußen; bänger,
Schwärzer immer in mir wird's. —
So ein Kind! — Wie bald verirrt's! —
Schick nach ihm, ich trag's nicht länger!

Walter.

Wen?

Sophie.

Den Burſchen.

Walter.

Der iſt fern.

Sophie.

Nun, ſo zünd' ich die Latern,
Gehe ſelber.

Walter.

Du? Du biſt
Nie des Nachts den Weg gegangen.
Bläſt der Wind, der heftig iſt,
Mittelwegs die Leucht' dir aus;
Find'ſt du dich nicht hin und nicht nach Haus.

Sophie.

Gehe Du!

Walter.

Wird dir allein nicht bangen?

Sophie.

Gehn wir beide!

Walter.

Nimmermehr!
Käm' er, uns verfehlend, her,
Und er fänd die Wohnung leer;
Wird' er nicht, um uns in Aengſten,
Sich verlaufen in der Haide? —

Sophie

ſetzt die Latern' angezündet nieder.

Was uns trifft, das trifft uns beide!

Walter.

Ruhig, Lieb'! er war am längſten
Aus.

Sophie.

Ein Wetter ohne Gleichen!
Knarrend ſchreit der Stamm der Eichen,
Die wie Halme ſich bewegen —

Walter.

Es iſt arg.

Sophie.

Und Schnee und Regen
Peitſcht der Sturmwind an die Scheiben. —

Walter mit der Unruh kämpfend.

Wird bei Küſters Knaben bleiben
Ueber Nacht — wie vor dem Jahr,
Da die ſchöne Eisbahn war —

Sophie heftig erſchüttert.

Gott! — Das Eis!

Walter.

Was iſt — ?

Sophie.

Ich bitt',
Hat der Knab' die Eisſchuh mit?

Walter.

Freilich! Morgens war noch Froſt.

Sophie rennt nach der Laterne.

O, dann iſt — dann bleib' ich nicht,
Ob der Sturm die Eichen bricht!

Walter.

Biſt du Chriſtin? — Sei getroſt,
Bau auf Gott! Bleib!

Heftig Getös in der Eſſe, Feuer aus dem Kamin.

Sophie.

Jeſu Chriſt! —
Mein Emil!

Walter reißt den Schirm weg.

Was Teufel iſt — ? —
Nichts iſt's! — Lärm, als ging das Haus
Unter ſchier mit Mann und Maus,
Weil der Sturm die Eſſenkron'
Niederſchleudert in den Schlot. —
Siehſt Du?

Sophie vor ſich hinſtarrend.

Walter! — Er iſt todt!

Zweite Scene.

Die Vorigen. Emil im Schülermantel, Büch
im Riemen, Schlittſchuh in der Hand.

Emil.

Wer denn, Mutter?

Walter auflachend.

Ha!

Sophie freudig.

Mein Sohn!

Sie umarmt ihn, nimmt ihm den Mantel ab u. ſ. f.

Emil.

Wer iſt denn geſtorben, Vater?

Walter.

Du.

Emil.

Daß ich doch nicht wüßte!

Walter.

Sieh nur zu,
Daß du's thuſt bald, denn ein Zeichen
Hat's von deinem Tod gethan.
Stirbſt du nicht; ſo glaubt kein Menſch mehr dran.

Sophie.

Komm, Emil, und zieh dich trocken an.

Emil freundlich.

Thut nicht noth.

Sophie
erſchrickt bei einem Blick auf die Hemdkrauſe des Knaben.

Was iſt das?

Walter, angeſteckt vom Schreck.

Was?

Sophie.

Blut!

Walter.

Wo?

Sophie.

Da — am Hemdenkragen!

Emil verlegen.

Hat nichts zu bedeuten, das.

Walter.

Kommt gewiß von dummen Streichen,
Nicht? — Haſt dich mit wilder Brut
Wieder eins herumgeſchlagen?

Sophie.

Haſt du? — Pfui, das iſt nicht gut!

Emil.

Nur ganz wenig, heute früh,
Bei dem Laufen auf dem Eiß. —
Sie verſtehn nicht, auszuweichen,
Fallen, und dann zanken ſie.

Walter.

Und du ſchlägſt!

Emil.

Mir wird leicht heiß.

Sophie.

Soll ich dir zu eſſen reichen?

Emil.

Kann ſchon warten. — Du biſt gar zu gut.

Sophie.

Bin ich? — Nun, wohlan, ſo thut
Eins mein Kind mir zu gefallen.

Emil.

Dir?

Was denn? Gern.

Sophie.

Gieb mir die Eiſen,
Die dich in Gefahren reißen,
Geh auf's Eis nicht mehr! — Verſprichſt du's
mir?

Emil.

Ei, das kann ich wohl verſprechen. —
Da! — Das Eis wird morgen brechen. —

Beide Eltern zeigen innere Bewegung.

Doch, du mußt ſie auf mir heben,
Und ſobald es wieder friert,
Mußt du mir ſie wieder geben.

Walter.

Hängſt ja dran mit Leib und Leben.

Emil.

Freilich! Hab ich ſie
An den Fuß geſchirrt —
O, du glaubſt nicht, wie
Da ſo leicht mir wird!
's iſt ein Zeitvertreib,
Wo man ohne Müh,

Pfeilgeſchwinde, wie
Geiſter ohne Leib,
Wenn man's kaum gedacht,
Schon den Lauf vollbracht.

Sophie.

Oft zu ſchnell nur, iſt — wie du — man wild

Emil, zur Mutter, ernſt.

Sieh! ſo ungefähr,
Wie ich ein mir bild',
Muß es todten Kindern
Auch zu Muthe ſeyn. —
Seelen ſind nicht ſchwer!
Nur die Leiber hindern,
Das ſie aufwärts ſchweben
Nach der Sterne Schein,
Wo die lieben Engel leben.

Sophie kußt ihn gerührt, und will gehen.

Bleib doch!

Sophie.

Muß zur Küche gehn.

Ab.

Dritte Scene.

Die Vorigen ohne Sophie.

Emil.

Mutter weint?

Walter.

Sie denkt an Klaren.

Emil.

Oh die hab' ich heut gesehn.

Walter verwundert.

Wie?

Emil.

Als aus der Schul' wir waren,
Spielten wir und ballten Schnee;
Führten Krieg, und von der steilen Höh,
Wo das Hochgericht ist, glitten
Wir herab auf Knochenschlitten,
Schnell, wie Blitze nieder fahren —
Da ergriff mich heimlich Weh,
Zog mich heim wie bei den Haaren.
Da nun unsren Berg ich wollt' erklimmen,
Kam's mir vor, als hört' ich Kinderstimmen
Dort am Strom; es riß mich weg von hier,
und hin.

Walter.

Was denn?

Emil.

Weiß ich's ſelbſt? Wohl daß ich einſam bin
Hier im Haus.

Walter am Schleifſtein.

Sind wir nicht da?
Haſt du uns nicht lieb?

Emil.

O ja;
Aber mit wem ſpiel' ich hier?

Walter.

Armer Junge! — Spiel' mit mir!

Emil.

Geh doch weg! Du thuſt's nicht gern.
Wenn ich's edle Waidwerk lern',
Dann erſt werd' ich für dich paſſen.

Walter.

Bald will ich dich's lernen laſſen.

Emil.

Sieh, du biſt ein mächt'ger Schütze,
Der die Schwalbe trifft im Flug;
Drückſt dem Eber deine Spitze

Grad in's Herz am Vorderbug,
Daß er nicht im Schweiß ſich quäle;
Lockſt den Fuchs aus ſeiner Höhle
Schlau heraus an's Tageslicht;
Aber — ſpielen kannſt du nicht!

Walter.

Ach! es giebt kein Wiederkehren
Zu der Heimath: Kinderzeit!
Könnt' ich ſpielen!

Emil.

Wenn dich's freut;
So hör zu, ich will dich's lehren.
Du willſt alles leiblich ſehn und hören.
Was du nicht mit Händen greifſt,
Wie das Waidemeſſer, das du ſchleifſt,
Gnügt auch deinem Sinne nimmer.
Mach' es künftig, wie Emil!
Mir iſt alles — was ich will.
In den Wald verwandl' ich's Zimmer,
Und ein Trichter iſt mein Horn.
Ich reit' ohne Pferd und Sporn,
Und den Hirſch — den Ziegenbock —
Schieß' ich todt mit deinem Stock.

Walter.

Ja, das iſt des Kindes Gabe,

Daß es alles in ſich habe.'
Sein iſt, was es vor ſich ſtellt,
Und im Traum beherrſcht's die Welt.

Emil.

Sieh, ſeit Klärchen iſt geſtorben,
Iſt dir aller Muth verdorben. —
Ich bin froh: ſie iſt noch hier,
Lächelt noch, und ſpielt mit mir.

Walter erſchüttert.

Knabe!

Emil.

Als ich hingekommen,
Wo die Stimmen ich vernommen,
Wurd's ſchon Abend, und kein Menſch war da.
Doch der Schweſter Grab war nah!
Mich ergriff nach ihr ein Sehnen,
Meine Augen füllten Thränen;
An den dürren Stamm mich lehnen
Mußt' ich, der daneben ſteht.
Da der Wind gewaltig weht,
Hüllt' ich in den Mantel mich,
Den ich über'n Kopf gehangen,
Und die Augen ſchloß ich zu.
Da ward wieder in mir Ruh,
Und geſtillet mein Verlangen:

Denn die Kleine neigte ſich,
Mich im Himmel zu empfangen —
Und in einer ſchönen Laube,
Die mit Blumen war behangen,
Spielten wir mit ihrer Taube,
Die ich mit hinauf genommen,
Und ſie küßte —

Walter, überwältiget von Wehmuth.

O, halt ein!

Emil.

Wär der Regen nicht gekommen,
Noch wär ich nicht heimgegangen.

Walter,

der unruhig hin und her ging.

Haſt du heut geſchrieben?

Emil.

Nein,
Heut iſt Bibelſtund' geweſen.

Walter.

Lies mir vor, was du zuletzt geleſen.

Während Emil die Bibel holt.

In der Schrift ſoll Tröſtung ſeyn.

Emil.

„Anſchläge beſtehen, wenn man ſie mit Rath führet, und Krieg ſoll man mit Vernunft führen.“

„Sei unverworren mit dem, der Heimlichkeit offenbaret, und mit dem Verläumder und mit dem falſchen Maul.“

„Wer ſeinem Vater und ſeiner Mutter flucht, deß Leuchte wird verlöſchen in Finſterniß.“

Walter.

Wie war's? — Noch einmal den Spruch!

Emil mit Nachdruck.

„Wer ſeinem Vater und ſeiner Mutter flucht, deß Leuchte wird verlöſchen in Finſterniß.“

Walter in ſich gekehrt.

Ha, ſo war's des Himmels Fluch,
Was mir Teufelstücke däuchte! —
Jenes Kind war meine Leuchte
Auf des Lebens finſterm Pfad.

Emil.

Wenn er dir gefallen hat,
Dieſer Spruch; ſo wart', ich finde
Einen ähnlichen, im Buch
Zum Diktiren —

Walter.

's iſt genug!

Emil
aus einem Schreibbuch leſend.

Hör:

„Ein Auge, das den Vater verſpottet, und verachtet, der Mutter zu gehorchen, das werden die Raben am Bach aushacken, und die jungen Adler freſſen.“

Nun? — Soll ich weiter —?

Walter heftig.

Nein!

Emil halblaut.

Schad! Sie kommen noch viel beſſer.

Pauſe. Emil findet in der Nebenſcheide des Hirſchfängers das Meſſer.

Vater, ſieh' mal her, das Meſſer!
Soll das ſtumpf und roſtig ſeyn?

Walter.

Wird nicht ſehr gebraucht.

Emil.

Wer weiß! —
Hör, wenn du nicht wollteſt leiſen,
Möcht' ich wohl das Meſſer ſchleifen.

Walter.

Thu's.

Emil.

Ich dreh ſo gern das Rad.

Er ſchleift. Pauſe, während welcher man nur das Ge
ſen hört.

Walter vor ſich.

Nicht die Augen; 's iſt die That,
Die ihm Hohn geſprochen hat. —
Dennoch — kann ich ſagen: Ich bereu's? —
Nein! — Und wär die Hölle neunfach heiß!
Ohne Sophie konnt' ich nimmer leben! —

Vierte Scene.

Die Vorigen. Sophie. Bald darauf
Fremder.

Sophie, ſchnell herein.

Walter!

Walter aufgeſchreckt.

Was?

Sophie.

Es kommt ſo eben
Noch ein Fremder bei uns an.

Walter.

Brav! das wird Zerſtreuung geben.

Man pocht.

Nur herein!

Emil.

Ein alter Mann!

Fremder

in Reiſekleidern herein.

Gott zum Gruß!

Walter.

Der Gruß iſt gut,
Seid Ihr's auch; ſo ſeid willkommen!

Fremder,

nimmt den Mantel ab.

Hab des Wegs mich übernommen,
Ihr erlaubt —?

Walter,

als der Fremde mit dem Hut in Verlegenheit iſt.

Stäubt ab den Hut!

Sophie im Vorgrunde.

Walter, mir wird bang zu Muth!

Walter.

Hm! mir auch und ohne Grund! —

Sophie

zu dem Angekommenen.

Seid des Weges wohl nicht kund?

Fremder.

Lang' bin ich ihn nicht gekommen.

Er ſieht ſich im Zimmer um, und ſcheint ſtill zu beten.

Sophie.

Nun noch?

Walter zu Sophien beruhigend.

Iſt von den Frommen! —

Gingt ihr etwa irr' im Forſt?

Fremder.

Denke nicht. — Ihr ſeid Herr Jacob Horſt?

Walter.

Den hat Gott daheim genommen!

Bin ſein Sohn, und heiße Walter. —

Kanntet Ihr den Vater?

Fremder.

Ja.

Walter ſtirt ihn.

Ihr verſteht Euch ſchlecht aufs Alter.

Lebt' er noch, er wär dem Euren nah. —

Fuhrt Euch ein Geſchäft zu mir?

Fremder.

Ja.

Walter.

Doch nicht ein böses?

Fremder.

Nein.

Sophie.

Wollt Ihr essen?

Fremder.

Danke.

Walter.

Wein?

Fremder.

Danke — wenn ich ihn getrunken.

Walter.

Nun, der ist nicht weit von hier.

Nimmt Schlüssel von der Wand.

Emil.

Vater, wart', ich leuchte dir!

Nimmt die Latern' und geht mit dem Vater ab. Sophie setzt den Tisch, und geht in die Seitenthur ab.

Fünfte Scene.

Fremder.

Was erstickt der Freude Funken
Im beklommnen Busen mir?
Ist's der scheue Blick der Wirthe,
Die vielleicht mein Eintritt nur verwirrte?
Harrt nicht ihrer frohe Kunde
Aus des Unbekannten Munde? —

Mit einem Anflug von Schauder.

Kam ich an zur bösen Stunde,
Daß von den bekannten Wänden
Mich ein finstrer Geist bedroht? —
Oder — sind es Grab und Tod,
Die mir ihre Schrecken senden? —
Komm' ich nicht, um hier zu enden? —

Nachdem er einige Schritte gegangen.

Dem Baum gilt's gleich, ob er verdor
Wo er dem Boden frisch entsprossen.
Stets weiter eilt die Welle fort,
Vom Felsenquell, dem sie entflossen.
Die Bahn der Sphären ist geschloss
Der Mensch, den Sternen anverwan
Stirbt freudig nur im Vaterland.
Erkohren für die Ewigkeit,
Malt er im Lauf, den er vollbringet,

Ihr Bild gern auf das Blatt der Zeit:
Die Schlange, die zum Kreis ſich ringet.
Das Ende an den Anfang ſchlinget
Sein Thun, und glücklich, wenn er fand
Das Grab, wo ſeine Wiege ſtand.

Sechſte Scene.

Der Fremde. Walter mit Wein, Sophie mit Gläſern und Imbiß. Emil ſetzt ſich in einen Lehnſtuhl im Hintergrunde, und ſieht in das Licht der Laterne. Dann löſcht er es aus und entſchläft.

Walter.

Trinkt denn! Wein erneut die Kräfte.

Fremder.

Proſit!

Walter.

Dank! — Nun zum Geſchäfte.

Fremder,
der mit Waltern ſich an den Tiſch ſetzt.

Gleich! — Ihr hattet in Amerika
Einen Ohm?

Walter.

Hm! Vatersbruder, ja.
Hab' als Kind ihn noch gekannt.

Fremder.

Möchtet Ihr ihn nicht beerben?

Walter.

Wer sein Brod weiß zu erwerben,
Wünscht nicht todt, was ihm verwandt,
Was Gott will, das wird geschehn.

Fremder.

's ist geschehen! — Euch ernannte,
Ob er Euch schon wenig kannte,
Ludwig Horst zum Erben.

Walter mit mißtrauischem Blick.

So?

Sophie am Fenster.

Das wär ja sc

Fremder.

Euch und Eure Schwester.

Walter.

Wen? —

Ihr seid irr': ich habe keine.

Fremder.

Wie? Ihr wißt nicht —?

Walter.

Hatt' ſie nie.

Fremder vor ſich.

Fährt es mir doch plötzlich wie
Fieberfroſt durch Mark und Beine! —
Armes Kind! — Verlaßnes! —

Walter.

Nun?
Wollt Ihr nicht Beſcheid mehr thun? —
Weiter könnt Ihr hier nichts fiſchen
Mit der Nachricht aus Amerika.

Sophie.

Ihr verſteht's nicht, Mährchen aufzutiſchen.

Fremder zieht die Briefta ſche.

Walter! — Ihr habt eine Schweſter! — Da
Der Beweis.

Walter.

Des Vaters Handſchrift. — Na,
Das ſoll mich doch ſehr verlangen.

Er lieſt.

Fremder zur Frau.

Horet, wie es zugegangen!

Jacob Horst vermählte sich
Mit der ält'sten Tochter des
Königlichen Falkenierers.

Walter.

Richtig! Mit der zeugt' er mich,
Und sonst niemand.

Fremder.

Ja — indeß —
In die Stricke des Verführers
Fiel sein Herz. — Des Schwiegervaters jüng-
res Kind,
Agnes, auferzogen außerm Hause,
Ward ihm lieb bei einem Schmause,
Den der Falkner gab, weil Horst's Geburtstag
war.
Er beging ihn — wie die Menschen sind —
Immer hoch: denn er war rar.
's war der neun- und zwanzigste im Februar,
Der nur kommt um's vierte Jahr.

Walter.

Der ist heute.

Sophie

erschrickt und blickt nach der Thür.

Ja, fürwahr! —
Auch sein Todestag.

Walter.

Ein ſchlimmer
Tag im Jahr, das ſag' ich immer.
's iſt kein Tag, den Gott gegeben,
Thöricht Menſchenwerk aus Rom.

Fremder.

Keinen Tag giebt's, unter allen,
Wo der Menſch nicht könnte fallen!
Agnes fiel und gab das Leben
Eurer Schweſter. Euer Ohm,
Damals Schulherr in Gemind,
Sah — nach heimlichem Gebähren —
An der Bruſt das Schmerzenskind,
Sie zur Seel'gen ſich verklären.

Walter freudig.

Ja, fürwahr! — Sophie! Er ſchreibt
Seinem Bruder hier: „Beweibt —
„Schmerzlich geh' es ihm zwar ein,
„Daß es alſo ſolle ſeyn —
„Dennoch müß' er drauf beſtehen,
„Daß die Frucht verbotner Liebe
„Fern von ihm, und ſtreng verborgen bliebe,
„Bis ſein Weib einſt, oder er,
„Würde heim zum Vater gehen."

Sophie ihn umarmend.

Heil uns, Walter!

Walter.

Sophie!

Sophie zum Fremden.

Her

Euren Mund, ich muß Euch küssen.

Fremder überrascht.

Junges Weibchen!

Sophie.

Ihr sollt wissen:

Einen Stein, der Centnerschwer
Uns zwölf Jahre lang bellommen,
Habt Ihr heut von unsrer Brust genommen!

Walter, ihm die Hand druckend.

Ja, mein' Seel! Dank für die frohe Mähr!

Fremder.

Für die Mähr, daß Ihr des Oheims Erbe
Noch mit einer Schwester theilen müßt?

Walter.

Hätt' ich nichts, als was ich sau'r erwerbe;
Theilt' ich's mit ihr, wenn's ihr nöthig ist.
Eure Mähr ist mehr werth, als Ihr wißt.

Fremder.

Macht doch, daß ich das verstehe.

Sophie.

Eure Kunde, Alter, macht
Uns gewiß, daß unsre Ehe
Nicht den Vater umgebracht.

Fremder.

Wie?

Walter.

Ich will Euch das erzählen. —
Als ich achtzehn Jahr alt war,
Wollte Vater für mich wählen —

Sophie.

Ja, ein Mädchen mit Zehntausend baar.

Walter.

Die hier, eine Waiſ' und arm,
Die der Vater hergenommen,
Seit die Mutter litt am Staar,
Machte mir Auf das Herz deutend. den Fleck da warm,
Und ſie ſucht' ich zu bekommen.
Sie war ſchön wie Milch und Blut,
Und ihr Herz hing an dem meinen. —
Vater war ihr herzlich gut,

Hielt wie Kind sie; doch — vereinen
Unsre Hände? — nein, da war
Er kein Vater, ein Barbar!

Sophie.

Hart war's! Hinter Walters Rücken
Mußt' ich aus dem Hause, weit!
Mußte schwören einen Eid,
Waltern keinen Brief zu schicken,
Keine Nachricht, wo ich sei —
Ihn zu fliehen!

Walter.

Ich versuchte
Bitt' und Drohung — 's blieb dabei.
Da — in blinder Raserei
Raust' ich mir das Haar — verfluchte
Vater, Mutter und Geburt!

Fremder.

Das war gottlos!

Walter.

Nun, ich hab' dafür gelit

Fremder.

Gott ist stark und eifrig!

Pause, dann zu Sophie.

Warum sch

Ihr den Eid, den schweren?

Sophie.

Vaters Bitten
Ueberwältigten mein wankend Herz.

Walter.

Aus dem Haus trieb Wüthen mich und Schmerz.

Fremder.

Ihr verließt die Eltern? Ohne Segen?

Sophie.

Ja, das that er meinetwegen,
Schweifte länger als ein Jahr
Unstät hin und her im Land.

Walter.

Milder, als mein Vater, war
Blinder Zufall; in der Fremde fand
Ich Sophien — ihr Herz schien von mir abgewandt,
Sie vermied mich —

Sophie.

Ach! das Band
Meiner Zunge lag in Eides Ketten,
Unsre Herzen hielten sich gefaßt wie Kletten.
Daß er da war, meldet' ich nach Haus,
Lange, lange blieb die Antwort aus. —

Mein unsterblich Theil zu retten,
Wollt' ich fliehn — da kamen Briefe —

Walter.

Daß die Mutter, lang schon krank und schwach,
Nun den Schlaf der Lebensmüden schliefe.
Daß der Vater, eben unpaß — ach!
Er war krank! — zur Heimath mich beriefe —

Sophie.

Und auch mich beschied er hin, und beide
Auf den Tag, der kömmt um's vierte Jahr,
Sein Geburtstag —

Walter.

Und in meinem Briefe war
Eine Stell', die mich durchdrang mit Freude.

Sophie.

Ach, sie machte mich zur Sünderin!

Walter.

„An dem Grabe," schrieb er, „dem ich nah
bin,
„Hab' ich frohe Mähr dir zu verkünden,
„Die ein theures Herz dir wird verbinden." —
Theurer war kein Herz mir auf der Welt,
Als Sophiens! — Meine Deutung fällt
Schnell auf sie —

Fremder,
der mit angehaltenem Odem zugehört.

Ah! — Ihr nennt Euch Sophie?

Sophie.

Ja.

Fremder vor ſich.

Gottlob!

Walter.

Ich drang in ſie,
Stürzte mich zu ihren Füßen,
Bat, mit mir den ew'gen Bund zu ſchließen!
Sie gab nach —

Fremder.

Ihr wartetet nicht — wie? —
Bis der Vater Euch geſegnet?

Walter.

Leider, nein!

Sophie.

Wenn's Thränen regnet
Auf des Herzens fruchtbar Feld,
Das die Liebe hat beſtellt,

Bricht der Keim mit Macht des Bodens Rinde.

Die Hand auf dem Herzen.

So schoß hier die Frucht empor zur Sünde!

Walter.

Mich, den Entbrannten — mich peitschte die Angst.
„Meinte der Vater nicht, was du verlangst,"
Dacht' ich, „so bist du auf immer verloren." —
Da es geschehen, war neu ich geboren —
Richtig die Deutung: denn Sophie war mein! —
Lustig zur Post gings, wir setzten uns ein.
Häuser und Bäume
Tanzten vorüber des Weges entlang!
Horn und Gesang,
Liebliche Träume
Kurzten das Weite.
Glückliche Leute
Reisen zusammen im Nu durch die Welt.

Sophie.

Unsrer Ehe Rosenschimmer,
Der nie wieder sie erhellt!

Walter.

Fröhlich traten wir in's Zimmer

Hier. Dort lag er. Auf rafft' ihn die Freude.
„Kinder!“ grüßt' er uns, und beide
Hängen wir an ſeinem Mund,
Thun ihm kund,
Daß verbunden uns der Pfarr.
Da — weit auf das Aug', und ſtarr,
Und den Mund zum Reden offen,
Stürzt' er hin vom Schlag getroffen.

Pauſe. Der Fremde ſteht erſchüttert.

Sophie.

Leben kam zwar wieder endlich;
Doch gelähmt war Zung' und Hand,
Und im Ringen, ſich verſtändlich
Uns zu machen, rann der Schweiß,
Kalt und heiß,
Ihm von Stirn und Schläfen nieder.
Abgewandt,
Mit den Nägeln wühlend in der Wand,
Streckt' er ſich, und athmete nicht wieder! —

Fremder ſtumm.

Ja, zu tilgen unſre Schuld,
Zu bekennen unſre Schand',
Weigert Gott, erſchöpft an Huld,
Oft den Odem hart am Grabe.

Walter.

Heute ſind's zwölf Jahr. — So lange

Machte Satanas uns bange,
Daß ihn Zorn getödtet habe.

Sophie lebhaft.

Nun iſt's klar: der Freude Schrecken
Gab den Tod ihm. Sein Geſtöhn
Wollt' uns das vom Kind der Lieb' entdecken.

Walter
nach einer Pauſe, trübe.

Dieſe' Waldhaus, Königslehn,
Mit der freien Bürſch im Forſt,
Erblich in dem Hauſe Horſt,
Muß von Sohn zu Sohne gehn.
Ich ward Vater hier. Der Knab'
Warf die Mutter nah an's Grab. —
Mich riß ſchier die Tochter mit hinunter,
Die mein Weib im fünften Jahr
Nach des Vaters Tod gebar. —
Sie —
Thränen laſſen ihn nicht weiter, er entfernt ſich.
Verzeiht! —

Sophie.

Sein Alles war
Dieſes Mädchen. — Friſch und munter —
Juſt am letzten Februar
Vor vier Jahren — waren beide

In der Stadt zu einer Kinderfreude.
Da — auf einmal kommt ein Mann,
Stürzend vom beſchäumten Pferde,
Keuchend, mit der Nachricht an,
Daß mein Kind ertrinken werde! —
Als der Strom zum Eisbruch ſchwoll,
Tritt das Kind' auf eine Scholl',
Und das Waſſer macht ſie flott!
Niemand wagt's —

Fremder.

Gerechter Gott!

Walter.

Alles wagt ein Vater! Ich
Stürze nach dem Strom, der ſich
Nah hier um die Waldſpitz krümmet —
Klara ſchwimmet,
Von der Gaffer Schaar begleitet,
Die am Ufer läuft und reitet,
Stehend auf dem Eis heran —
Lächelt — ſpielt mit einer Ruth'
In der Fluth —
Außer mir reiß ich vom Pfahle den Kahn,
Zwing' ihn mit Stang' und mit Ruder hinan —
„Vater! ich ſchiffe!“ — Mit brechender Stimme.
Sie ſchiffte — hinab! —

Sophie nach geraumer Pauſe.

Wo man ſie fand, iſt am Ufer ihr Grab.

Alle drei ſind in Thränen.

Walter,

hat ſich zuerſt gefaßt, geht zum Tiſch und ſchenkt ein.

Ihr wollt Wein; ich geb' Euch Thränen!
Theurer habt Ihr nie gekauft.

Sophie.

Hier müßt' Ihr Euch dran gewöhnen,
Thränen iſt mein Name.

Fremder entſetzt.

Wie?

Sophie.

Vater Herſt hieß mich Sorbie;
Agnes Thrän bin ich getauft.

Fremder außer ſich.

Agnes Thrän? — Und wo erzogen?

Sophie.

In Gemind beim Oberpfarr.

Walter.

Alter Herr, Ihr ſeid ja ſtarr!

Fremder.

Oh, ſo ſtürzt heran, ihr Wogen!

Schuld wie Unſchuld decke, Strom! —
Walter! — — Ich bin Euer Ohm,
Euer Weib iſt Eure Schweſter.

Sophie.

Heiland!

Sie ſtürzt ohnmächtig nieder, Ludwig ſpringt ihr bei, Walter ſteht vernichtet. Tiefe Stille.

Emil im Schlaf.

Laß in Ruh die Neſter,
Schwarzer Rabe! — Satan du!
Weg!

Walter.

Er träumt. Des Schlummers Ruh
Stört die losgelaßne Hölle
Auf des Vaters Sterbeſtelle.

Er faßt ihn beim Arm.

Burſch, wach' auf! — Wie hieß dein Spruch?

Emil.

Welcher?

Walter.

Der von Leucht' und Fluch.

Emil.

„Wer dem Vater und der Mutter flucht, deß Leuchte wird verlöſchen in Finſterniß."

Walter.

Ohm! Mich richtet Gottes Buch,
Und — der Teufel faßt mich bei den Haaren!

Emil erblickt Sophien.

Gott! die Mutter! Mann, was iſt
Meiner Mutter wiederfahren?

Ludwig.

Sie erholt ſich. Knabe, Wein!

Emil holt das Glas.

Walter.

Ob, erweckt ſie nicht zur Pein,
Die kein menſchlich Maaß ermißt!

Emil.

Sie ermuntert ſich. — Du biſt
Wohl gefallen, Mutter?

Sophie

ſieht ihn starr an, ihre Besinnung scheint jetzt erst zurück zukehren, sie richtet sich, ohne das Auge von ihm zu verwenden, ganz auf.

Ja!

Tief gefallen!

Ludwig,
welcher die mit Mühe Stehende unterstützt, zu dem Knaben.

Schweige! — Da!
Setzt Euch nieder. — Wird Euch besser?

Emil.

Ja, du warst vorhin viel blässer.

Sophie.

Mir ist wohl. Der Geist ist freier,
Als er war seit dem gebrochnen Eid.
Wem die Quaal ist hier bereit,
Der entgeht dem ew'gen Feuer.

Emil zum Alten.

Sag', was ist's?

Ludwig.

Erführst du's nie!
Doch wer dämmt der Folgen Strom?

Emil zum Vater.

Sprich, was giebt's?

Walter
mit dem Witz der Verzweiflung.

Ein Räthsel.

Emil.

Wie
lautet's? Sag's nur her, ich treffe.

Walter mit eiskaltem Lachen.

Du biſt deiner Mutter Neffe,
Und dein Vater iſt dein Ohm.

Emil ſieht ihn kopfſchüttelnd an.

Ich? — Zur Mutter. Sag' du mir, was du haſt?

Sophie.

Schmerzen ſonder End' und Raſt,
Bis zur Raſt im ſtillen Grabe.

Emil zu Ludwig.

Ob ich ſie erzürnet habe?

Ludwig.

Nein, mein Sohn! Gott zürnt mit Ihnen,
Weil den Vater hohnt' ihr Bund;
Und ſie trauern, weil es heut ward kund,
Daß nur Trennung ihn vermag zu ſühnen.

Walter
fährt auf, und faßt den Hirſchfänger.

Trennung?

Sophie ſchmerzlich.

Trennung?

Walter umfaßt Sophien.

Nimmermehr! —

Ob der Vater dran gestorben,
Du bist mein noch, wie vorher!
Theuer hab' ich dich erworben.

Sophie klagend.

Wußten wir denn, wer wir waren?

Walter
mit allen Zeichen eines Mordgedanken.

Ohm! Euch hat die Höll' gesandt,
Daß die Menschen es erfahren,
Und — es reißt mich in der Hand,
Das Geheimniß zu bewahren
Mit dem Stahl in Eurer Brust!

Sophie springt zu.

Walter!

Ludwig.

Laßt ihn! — Büß' die Lust! —

Walter geht von ihm mit gesunknem Hirschfänger.

Zu der Väter Haus, zu Euch
Trieb mich's heim aus fernen Landen.
Kinderlos, und ohne Freude reich,
Wollt' ich enden
In den Armen der Verwandten. —
Könnt' es Euren Unstern wenden,
Stürb' ich gern von Euren Händen.

Walter vor ſich.

Der Verſucher ſtellt mir nach.

Er zerbricht den Hirſchfänger, indem er ihn gegen den Fußboden ſtemmt.

Er iſt ſtark, der Menſch iſt ſchwach.

Sophie zu Ludwig.

's irrt ihn, Ohm! Das wird nicht gut!
Euer Anblick jagt ſein Blut —
Laßt uns jetzt!

Ludwig.

Erſt muß ich reden,
Möcht' er mit der Fauſt mich tödten! —
Horſt! Nicht Menſchenſatzung bricht
Ueber Eurem Bund den Stab;
Sie beſtraft den Irrthum nicht.
Aber Gottes Stimme ſpricht
Laut aus Eures Vaters Grab.
Er that Sünd', und ihre Frucht
War es, die den Streich ihm gab,
Weil er frevelnd es verſucht,
Einzugreifen in das Rad,
Das die Folgen böſer That
Aus der Zukunft finſtern Gründen
Iſt beſtimmet aufzuwinden. —
Weil der Schand' er wollt' entrinnen,
Riß ihn Straf' in Quaal von hinnen.

Sophie.

Das iſt wahr! — Mit reinem Triebe,
Den die Sinne mißverſtanden,
Zog es mich in Walters Banden.
Liebe ward Geſchwiſterliebe,
Hehlte Vater nicht den Fehl,
Als ſich unſre Herzen fanden.

Ludwig.

Wollt Ihr, daß — wie ihn — Euch's quäl',
Wenn Ihr, was geſchehn, verdecket?
Wie ſich Unkraut rankend ſtrecket
Unter aufgeſchoſſner Saat,
Treibt verborgne Uebelthat
Ueppig wuchernd ihre Frucht. —
Eines Sohnes Mund verflucht
Vater, Mutter und Geburt;
Ihr vergeſſet, was Ihr ſchwurt;
Beide, gleich dem Vater, Sünder,
Giebt die Frucht des Ehebruchs
Euch blutſchänderiſche Kinder!

Sophie verhüllt das Geſicht.

Eins, zum Zeichen ſeines Fluchs,
Hat der Himmel Euch genommen.
Was wird über dieſes kommen,
Wenn in Sünden Ihr beharrt?

Sophie.

Haltet ein, mein Blut erſtarrt!

Ludwig zurücktretend.

Daß der Menſch ſich frei entſchließe,
Ringend mit der Leidenſchaft,
Gab ihm Gott des Willens Kraft. —
Trennt Ihr Euch; ſo nehm' ich dieſe,
Eine theure Tochter, mit.
Bis die Zeit geheilt die Wunde.
Bleibt Ihr Gatten; wankt mein Schritt
Aus des Vaters finſterm Haus
In den Sturm, wie jetzt, hinaus,
Und mit mir ſtirbt Eurer Unthat Kunde.

Ab.

Siebente Scene.

Die Vorigen ohne Ludwig. Emil im Hintergrunde, ſitzend.

Sophie nach tiefer Stille.

Kann dieß Opfer Gott verlangen? —
Trägſt du's, Walter? Dein nicht mehr!

Walter.

Meine Leucht' iſt ausgegangen,
Finſterniß iſt um mich her.

Sophie nach einer Pauſe.

Von des Vaters Sterbetage
Ging die erſte Wiederkehr
Schonend über unſer Haupt.
Daß die zweit' uns härter ſchlage,
Hat der Strom das Kind geraubt. —
Oh, ich fühl's, die dritte endet! —
Vaters Geiſt hat den geſendet,
Der — ihm ähnlich in den Tönen
Seiner Stimme — uns gebeut,
Ihn durch Trennung zu verſöhnen.

Mit ſinkendem Haupt.

Wer mag wider Gottes Rath ſich lehnen!

Nach einer Pauſe nähert ſie ſich Waltern.

Walter Horſt! — Mit dieſem Ringe,
Den ich dir in Thränen bringe,
Löſ ich deinet Treue Eid.

Walter weinend an ihrem Halſe.

Agnes!

Sophie.

Laß mit deiner Hand
Deine Liebe mir nicht ſchwinden.

Walter.

Ich behalt ein theures Pfand,
Das uns ewig wird verbinden.

Sophie.

Gott! — Emil!

Sie lauft dem, auf den Ruf vorkommenden Knaben entgegen, und umarmt ihn.

Der Lippe Schwur
Löst die Kirche — welche Macht
Reißt die Bande der Natur?

Walter.

Hattest du das nicht bedacht?

Emil.

Hattest du Emil vergessen,
Daß du ihn verlassen willst?

Sophie.

Ha! — Die Bitt' ist hoch vermessen!
Walter! wenn du sie erfüllst,
Bist du Gott gleich! —

Walter ahnend.

Du verlangst —?

Sophie.

Höre mich in meiner Angst! —

Des erzürnten Vaters Schatten,
Schleichend über dieſe Wände,
Jagt mich aus dem Haus des Gatten,
Wo ich nimmer Ruhe fände.
Doch des Knaben Angeſicht,
Freundlich, wie des Himmels Licht,
Hält mich feſt mit ehrnen Ketten. —
Mich vom Wahnſinn zu erretten,
Walter, laß den Knaben mir!

Walter.

Wo der Oheim ſei mit dir,
Oft will ich ihn zu euch ſenden.

Sophie.

Nein! Er darf in deinen Händen
Ohne mich nicht bleiben, nicht
In dem Unglückshauſe weilen!
Immer tönt's, wie Flug der Eulen,
Mir um ſein unſchuldig Haupt,
Und im bangen Traumgeſicht
Wird er meinem Arm geraubt. —
Sieh, im Staube lieg' ich hier!
Laß, bei des Erlöſers Leiden!
Bruder! Laß den Knaben mir!

Walter im Kampf.

Agnes! — hart iſt Dein Begehren.

Nicht versagen, nicht gewähren
Kann ich's. — Mag Emil entscheiden.

Sophie umfaßt den Knaben.

Laß mein Elend dich beschwören!
Sehn der Schmerzen, sag' nicht nein!

Emil.

Willst du mir das Herz zerschneiden? —
Kann ich beiden nicht gehören,
Möcht' ich keinem eigen seyn. —
Seit ich weiß mich zu besinnen,
Treibt es immer mich von hinnen,
Und drum folgt' ich willig dir.
Doch — es treibt mich nicht ins Weite!
Aufwärts — aufwärts zieht's in mir,
Und wohin ich dich begleite,
Immer bleib' ich so gesinnt. —

Als er die Rührung der Eltern bemerkt, faßt er von jedem eine Hand, und drückt sie an sein Herz.

Glaubt, daß ich Euch herzlich liebe!
Doch — ich bin ein armes Kind,
Das Euch wenig kann erfreun.
Euer Aug' ist stets so trübe,
Und so hell der Sterne Schein! —
Darum, mein' ich, zieht's mich immer
Aus dem engen, finstern Zimmer

Dorthin, wo die Sterne ſind!
Darum muß — ein wildes Kind —
Ich hinaus in's Freie toben,
Weil ich auf nicht kann, nach oben! —
Darum, Mutter — folgt' ich dir —
Würdeſt du mich wenig loben. —
Laß mich hier bei'm Vater bleiben,
Und mit ihm das Waidwerk treiben
Durch das bergige Revier.

Walter preßt ihn an ſich.

Sohn!

Er hält ihn einige Secunden umarmt.

Sophie.

Er bleibt? — Wohlan, ſo mag,
Von des Himmels Zorn geſchleift,
Stürzend mich das Haus begraben,
Wo den Vater traf der Schlag!
Nimmer laß ich von dem Knaben!

Sie ſchließt ihn in die Arme.

Walter nach einer Pauſe.

Nein! — das Maaß ſteht aufgehäuft,
Und kein Korn mehr kann es faſſen. —

Anſcheinend ruhig.

Willſt du von Emil nicht laſſen,
Wohl, ſo ruf den Ohm herein. —

Wollt' er Vater für ihn ſeyn,
Könnt' ich deinem Flehen weichen.

Sophie

kniend an ſeinem Halſe.

Herr! — Du haſt nicht deines Gleichen!

Ab.

Achte Scene.

Die Vorigen ohne Sophie.

Emil.

Vater! ich ſoll von dir ziehn?

Walter.

Nie, ſo lang' ich lebend bin.

Nach einer Pauſe, vor ſich.

Nur der Tod vermag zu ſcheiden
Ehen, welche Kinder binden. —
Wohl denn! Enden ſoll dein Leiden,
Und geſchieden ſollſt du finden,
Was vereint nicht bleiben kann.

Er ergreift heimlich das Meſſer.

Emil.

Vater, greif's behutſam an!

Weißt du nicht? ich ſchliff das Meſſer,
Scharf und ſpitzig.

Walter.

Deſto beſſer!

Er betet, das Meſſer in den gefalteten Händen, auf den Knien.

Emil.

Wie? — Du beteſt? — Willſt du dich
Tödten? —

Walter,
nachdem er aufgeſtanden und ihn umarmt.

Bet' für meine Seele!

Er will ſich durchſtechen.

Emil hindert ihn.

Vater, halt! — Erſt tödte mich!

Walter ſieht ihn erſtarrt an.

Wen?

Emil.

Sei gütig, und vermähle
Mich mit Klärchen, meiner Braut! —
Weißt du noch? wir ſpielten immer
Mann und Frau in dieſem Zimmer,
Und du ſelbſt haſt uns getraut. —
Nimm mich mit zur zarten Kleinen'

Walter vor ſich.

Kinderſpiel und Himmel einen,
Was die Kirch' auf Erden trennt.

Emil.

Was mir hier im Herzen brennt,
Ach, ich kann es dir nicht ſagen!
Aber alle Wünſche tragen
Mich hinauf in eine Laube,
Wo ich ſie zu finden glaube,
Wenn des Leib's ich ledig bin.

Walter.

Glücklicher, dein reiner Sinn
Iſt nicht heimiſch auf der Erde.

Emil.

Meinſt du, daß es ſchmerzen werde? —
Sieh, als ich geſchärft den Stahl,
Und nun dort im Stuhle ſchlief,
Hab ich in der Bruſt ihn tief — —

Walter erſchüttert.

Ha! Agneſens Traumgeſicht!

Emil.

Doch die Wunde ſchmerzte nicht.

Walter vor ſich.

Wirft ein überird'ſcher Strahl

In die dunkle Seele Licht? —
Beiden iſt's im Traum erſchienen! —
Hier der Ort, und heut der Tag,
Wo den Vater traf der Schlag! —
Seltſam! — — Soll ich ſo ihn ſühnen?

Emil.

Sinnſt du noch, ob du mich tödteſt?

Walter.

Schweig! ich zittre, wenn du redeſt!

Emil.

Laß mich nicht allein! Mir graut,
Bei der Mutter zu verweilen,
Die nur immer ängſtlich ſchaut,
Ob mich Unglück möcht' ereilen.
Und der Schulherr ſchmält beſtändig,
Schilt mich bös, wenn ich lebendig,
Gottlos, wenn ich luſtig bin.
Du nur kenneſt meinen Sinn. —
Wohl hab' ich ein wildes Blut;
Mehr als andre muß ich wagen,
Und wo jemand Unrecht thut,
Treibt mich's heftig, drein zu ſchlagen.

Das betrübt die Mutter heim,
Und der Schulherr nennt's den Keim
Aller Sünd' und Miſſethaten.
„Soll ein wilder Knab' gerathen,"
Spricht er, „muß Gott Wunder thun."

Walter.

Er ſpricht Wahrheit!

Emil.

Meinſt du? — Nun?
Soll Emil, der wilde, immer
Größer werden, immer ſchlimmer? —

In rührender Bitte.

Ende deines Kinders Noth,
Weil es klein noch iſt, und gut!
Nimm mich heim mit! —

Walter überwältiget.

Ja, der Tod
Will, was Sünde zeugte, haben,
Und — mein Aug' iſt für die Raben
Und des Adlers junge Brut! —
Himmelwärts gewandter Knabe,
Von der Kraft, die dir das Leben

Mit dem wilden Blut gegeben,
Nimm den Tod, die beßre Gabe!

Mit dem linken Arm ihn an ſich drückend ſtößt er ihm das Meſſer in die Bruſt.

Emil ſinkend.

Ah —

Neunte Scene.

Die **Vorigen. Ludwig** und **Sophie**, ſchon eingetreten, fliegen herbei.

Sophie.

Herr Jeſus!

Ludwig.

Walter! Blut?
Sohnesblut? — Verruchte That!
Euer Haupt bleicht auf dem Rad.

Sophie,

welche ſucht, dem Knaben ihr Tuch über die Wunde zu binden, ſtöhnend.

Oh, mein Traum!

Walter feſt im Ton

Er kam von oben.

Emil sich halb aufrichtend.

Zürnt ihm nicht, er that, was ich
Ihn gebeten flehentlich. —
Weine nicht! denn aufgehoben
Wie von Flügeln fühl' ich mich —
Und was heute — wie ein Traum —
Mir erschien an Klärchens Baum —
Wird nun — wahr! —
Hell und klar
Seh' ich sie — und in der Hand —
Ein Gewand,
Mich — wie Engel — anzukleiden.

Mit verklärtem Lächeln und leichtem Kopfnicken.

Ja, ich komme!

Er streckt im Zurücksinken sterbend die Glieder und sa
mit der letzten Kraft sehr hörbar.

Fliegt — mir nach!

Ludwig.

Herr! so selig laß mich scheiden!

Tiefe Stille.

Walter,
ohne hin zu sehen.

Ist er heim?

Sophie ſanft weinend.

Sein Auge brach.

Walter vom Entſchluß gehoben.

Auf denn! aus des Lebens Ketten
Uns nach oben zu erretten,
Wo der Wahn im Licht verſchwindet,
Wo die Liebe ewig bindet,
Und der Glaube Bürgſchaft findet!

Indem er abgehen will, hält ihn der Anblick des Knaben feſt, Reu und Schmerz ergreifen ihn, er ſinkt neben ihm auf die Knie und ſpricht aus zerriſſenem Herzen.

Während du das Meſſer dir,
Schliff das Schwert der Henker mir!
Wildes Blut muß blutig büßen.

Sophie

erſchrickt, ſpricht aber bald darauf mit Kraft und Ergebung.

Ja! Ich will es ſehn vergießen!
Wenn dein Haupt zu meinen Füßen
Rollt, wie ich's im Traume ſah:
Dann iſt mein Erlöſer nah,
Und mein Auge wird ſich ſchließen!

Ludwig.

Ihr verließt den Herrn; er Euch,
Wer mit ihm nicht wandelt, sinket!
Nimmer fehlt der Rache Streich,
Doch an Huld auch ist er reich,
Der die Kindlein zu sich winket.

Die Vertrauten.

Luſtſpiel in zwei Akten.

Zuerſt aufgeführt in Wien auf dem Theater nächſt der Burg am 19. März 1812.

Vorerinnerung.

Man wird in diesem Versuche den jambischen Reimvers mit einer Freiheit behandelt finden, die ihn der Prosa nähert. Wer den Zustand der Dinge auf und vor der deutschen Bühne kennt, wird den Grund davon leicht errathen. Die Schauspieler sind im Ganzen noch ziemlich weit davon entfernt, mit dem Vortrage des Alexandriners auf's Reine zu seyn, besonders wenn er eine rasch fortschreitende Handlung begleitet; und unter den Zuschauern giebt es viele, welche in Hinsicht des Lustspiels noch sehr fest an Lessings Vorurtheil von der Unnatürlichkeit der Verse hängen. Daher glaube ich denn auch, daß es jene freiere Behandlung der metrischen Form ist, welcher dieses Stück einen großen Theil seiner Erfolge auf der Bühne verdankt.

Ob die Metriker dieser Rücksicht zu gute halten werden, was vor ihrem strengen Gerichte nicht bestehen kann, muß ich erwarten. Wenn

aber einige Theaterrecensenten, welche in den Vertrauten den Rhythmus des Alexandriners vermißten, von meinen später aufgeführten Stücken Gelegenheit nahmen zu rühmen, „daß meine Verse sich besserten;“ so muß ich diesen Lobspruch aus dem einfachen Grunde ablehnen, weil jene besseren Verse größtentheils früher, als die Vertrauten, geschrieben sind, und auf der Bühne vielleicht nie gehört worden wären, wenn die Vertrauten ihnen nicht den Weg zu den Repertorien gebahnt hätten. Ich halte den deutschen Alexandriner in hohen Ehren, obwohl er mir weit mehr Monotonie zu haben scheint, als der Alexandriner der Franzosen, welche die Silben im Grunde bloß zählen, während wir sie zählen und messen. Aber ich würde mit den Versen der Vertrauten weit zufriedener seyn, als ich bin, wenn nichts weiter daran auszusetzen wäre, als daß sie keine Alexandriner sind.

Ueber den Reim in diesem Stück habe ich vor zwei Jahren in den Haude- und Spenerschen Berlinischen Nachrichten (No. 124. 125. 127. u. 134. v. J. 1812.) mit einem Theaterkritiker einen kleinen Schriftwechsel, zum Theil in Alexandrinern, geführt, wobei ich die Genugthuung hatte, zu sehen, daß mein Gegner Trug

und genug reimte, indem er den Reim hat und delicat tadelte, wahrscheinlich weil Personen, welche dies französische Wort nie von einem Franzosen aussprechen hörten, es wie delicaat hören zu lassen pflegen. Wie unrichtig auch immer das Alexandrinerpaar seyn mag:

„Ihr Deutschen, wenn ihr reimt, seid nicht zu delicat!
„Die reichste Sprache giebt mehr niemals, als sie hat;

so scheint doch der Inhalt desselben einige Aufmerksamkeit zu verdienen. Allerdings reimt Liebe besser mit dem Diebe, als mit der Rübe; aber der König steht reimlos da, wie das Silber und wie der Mensch, sobald wir ihm sein wenig und sein unterthänig nehmen; und selbst unsere Sprache muß ihren Reim einzig und allein in der Braache suchen, wenn wir es mit der Sache und mit der Klage genau nehmen. Auch hat Schiller, so gewaltig streng er einst über Bürgers Muse Gericht hielt, den Reim von bláhn auf schön nur im Liede als unrecht getadelt, wo er selbst höhn und geschehn, Gott und Geboth reimte*).

*) M. s. das Eleusische Fest.

Ein anderer Theaterkunstrichter hat in den Vertrauten eine komische Oper der Franzosen: Les confidences, und ein dritter eine deutsche Comödie: Die Heirathscandidaten, zu erkennen geglaubt. So wenig ich geneigt bin, gegen diese Herren auf den Satz mich zu berufen, daß in Kunstsachen die Form vor dem Stoffe den Rang behauptet; so befinde ich mich doch in dem unglücklichen Falle, selbst nicht bestimmen zu können, ob einer? und welcher von beiden Recht hat? Ich habe die Hauptfäden der Intrigue, zwei verkleidete Liebhaber im Conflict mit sich und einem unverkleideten, in einem Lustspiele vorgefunden, welches, in ziemlich ungelenker Prosa geschrieben, ohne Titelblatt in meine Hände fiel. Alles andere an dem Producte, die Distichen am Schlusse des ersten Aktes und die fast possenhafte Katastrophe mit eingeschlossen, ist mein Eigenthum, und wird mir um so gewisser unangefochten bleiben, je weniger es werth ist.

Weißenfels in Sachsen. 1814.

Die Vertrauten.

Personen.

Herr von Malten.
Sophie von Kraft, seine Nichte.
Lisette, ihr Kammermädchen.
Herr von Saar.
Gärtner Heinrich Bock.
Reitknecht Christian Schnell.

Das Stück spielt auf dem Landgute des Herrn von Malten.

Erſter Akt.

Garten.

Erſte Scene.

Heinrich allein.

Mit Spaten und Gießkanne, von der Arbeit kommend.

Wie lang' arbeit' ich nun in dem verdammten Garten?
Acht Tag'! — Und noch kein Wort! — Ich muß die Blumen warten —
Verſchwenderiſch beſchenkt die ſchaffende Natur
Mit Duft und Farben ſie; mit einem leicht markirten Seufzer die ſchönſte mangelt nur!
Die Himmelsblume, die nur einmal ihr gelungen,
Für die allein ich hier zum Gärtner mich verdungen,
Die mein' war — ach! — und die vielleicht ein andrer bricht.

Zärtlich.

Sophie!

Kleine Pauſe, dann lebhaft und entſchloſſen.

Nein, wahrlich nein, das trag' ich länger nicht!

Du mußt mir Rede ſtehn. Die Zweifel, die mich plagen,
Kann die Entſcheidung nur aus meinem Herzen jagen,
Sei's Leben oder Tod, ich —

Er erblickt Liſetten und eilt auf ſie zu.

Zweite Scene.

Heinrich. Liſette aus der Couliſſe rechts. *)

Heinrich.

Ah, Liſette! Nun?
Du ſprachſt ſie? Was hat ſie geſagt? Was wird ſie thun?
Wo hat ſie ſich entſchloſſen, mich zu hören?
Wo? Wann?

Liſette.

Nie, nirgends.

Heinrich.

Wie?

Liſette.

Ich ſoll dem Herrn erklären,

*) Die Angabe der Seite des Auftretens gründet ſich auf die Vorausſetzung, daß rechts (vom Schauſpieler) das Wohnhaus liegt, und links der Garten ſich ausdehnt.

Daß dieſer Pagenſtreich ihr höchſt zuwider iſt.

Kurze Pauſe. Heinrich zeigt Verlegenheit.

„Der Unvorſichtige,“ beliebte ſie zu ſagen,
„Wenn er den Onkel hofft mit dieſer plumpen Liſt
„Zu hintergehen — gut! wie aber kann er's wagen,
„Im Gärtnerſchurz mich um ein Rendezvous zu plagen?
„Mich zu verwickeln in ſein dreiſtes Poſſenſpiel?
„Er pochet auf mein Herz; er poche nicht zu viel!
„Wer meinen Ruf nicht ſchont, den hör' ich auf zu lieben.“

Heinrich.

Bei Gott! Es ſoll kein Hauch der Unſchuld Spiegel trüben!
Was kann ſie fürchten?

Raſch, wie wenn man ein Auskunftsmittel gefunden hat.

Du ſollſt gegenwärtig ſeyn.

Liſette.

Dann ſteh' ich für die That; doch wer ſteht für den Schein?
Ein Kammermädchen hat in dem Fall wenig Glauben.
Dem Fräulein ihren Ruf zu rauben
Iſt's gnug und überlei, wenn man entdeckt,
Daß hier im Gärtnerwamms ein Jägerhauptmann ſteckt.

Das braucht die Läst'rung nur zu ahnden, nicht zu wissen;

So —

Heinrich unterbrechend.

Hört man, wer es ist; so wird man schweigen müssen.

Von ihren Aeltern war Sophie mir zugedacht;
Kann ich dafür, daß meines Vaters Degen
Den Oberkammerherrn im Zweikampf umgebracht?
Umsonst war mein Bemühn, die Sache beizulegen,
Ich war sein Sekundant, und mußte mit ihm fliehn.
Acht Monat trug ich still die Trennung von Sophien —

Lisette einfallend.

Sie mußten's ferner thun.

Heinrich.

Bist du bei Trost, Lisette?
Man schrieb mir ja, daß sie der Onkel bei sich hätte,
Und daß man hier den Saar für ihren Bräut'gam hält.
Wer wär' ich, hätt' ich nicht gleich Extrapost bestellt,
Um diesen Heirathsplan mit List zu hintertreiben?

Lisette.

Viel besser ließen Sie das unsre Sorge bleiben.

Heinrich.

Ihr kennt die Liebe ſchlecht.

Liſette.

Die Liebe bill'gen wir,
Nur die Verkleidung nicht.

Heinrich.

Konnt' ich denn anders hier,
Wo uns der Bann verfolgt, mich ſehn zu laſſen
wagen?

Liſette.

Und mußten Sie denn das? Warum erſchienen Sie,
Wo man Sie nicht begehrt?

Heinrich.

Wie oft ſoll ich dir's ſagen?
Der Heirath ſetz' ich mich entgegen.

Liſette.

Aber wie?

Heinrich mit ſteigender Wärme.

Wie's geht und nothig iſt, — Den Graten zeigend.
und müßt' ich ihn erſchlagen
Mit dieſem Graten hier, den Buben, der Sophien
Zu nahen ſich erkühnt, — Mit Beziehung auf Liſetten.
und alle, die für ihn
Ein einzig günſtig Wort bei ihr zu ſprechen wagen!

Liſette ſeiner Hitze ſpottend.

Hu! — Was ich ſprach, hat mir mein Fräulein aufgetragen;
Ich bitte, zürnen Sie an dieſe, nicht auf mich.
Wer half denn Ihnen zu dem Gärtnerdienſte? Ich.
Der alte Iſaak wird beim Himmel mich verklagen.

Heinrich.

Mein Vater ſorgt für ihn.

Liſette.

Des Onkels Nelkenbeet
Wird ihm in kurzer Zeit nur allzudeutlich ſagen,
Wie ſchlecht mein protége die Blumenzucht verſteht.

Heinrich.

Gefehlt! Es konnte nicht in beſſre Hände fallen.
Mir war die Gärtnerei die liebſte ſtets von allen
Verkürzungen der Zeit, kein Gärtner ſticht mich aus.

Liſette.

Ein Glück, ſonſt würfe mich der Onkel aus dem Haus.
Doch laſſen Sie uns nun auf etwas andres kommen.
Was hat denn Ihr Proceß für einen Gang genommen?
Kommt die Entſcheidung bald?

Heinrich.

Ich glaub', ſie iſt ſchon da.

Liſette.

Und hoffen Sie mit Grund auf eine gute?

Heinrich.

Ja!

Liſette.

Mein Fräulein auch, und juſt die Hoffnung
ſchlägt ſie nieder.

Heinrich.

Wie ſo?

Liſette.

„Das," ſpricht ſie, „gäb' ihn meiner Liebe
wieder,
„Dem Onkel nähm's den Stoff zu jedem Wider-
ſpruch;
„Doch nimmer ſagt er ja, erfährt er den Betrug."

Heinrich.

Er wird vernünftig ſeyn.

Liſette.

Ach, er iſt nicht verliebt!
Mein Fräulein ſchätzt ihn hoch, und haßt, was
ihn betrübt,
Denn er iſt brav, und will der Waiſe Glück.

Heinrich.

Unmöglich!
Glück ist mit Zwang im Punkt der Ehe unverträglich.

Lisette.

Wer redet denn von Zwang? Der Vater war sein Freund,
Drum sah' er gern den Sohn mit seinem Blut vereint.
Zudem, Sie waren fort; man sprach von einer Reise
Nach Washington, und nach gemeiner Weise
Hielt Sie in kurzer Zeit die ganze Welt für todt.
Heirathen, meint der Herr, thut allen Mädchen Noth.
Da kam nun dieser Saar — es ist der reichste Erbe
Zehn Meilen rings umher — kam —

Heinrich einfallend.

Daß ihn Gott verderbe!

Lisette.

Das thut der liebe Gott nicht an der schönen Welt.

Heinrich.

Zu der gehört er nicht.

Lisette.

Doch, doch! Sein Geist gefällt.

Er iſt ein Magazin der Künſt' und Wiſſenſchaften,
Ein Muſter des Geſchmacks, und — dafür will ich haften —
Der fertigſte Poet, den's in Europa giebt.
Wenn er die Wahrheit ſagt; ſo iſt in ihn verliebt,
Was auf der weiten Welt, mit Augen und mit Ohren,
Der mütterliche Schoos an Weibern hat geboren.

Heinrich.

Du übertreibſt gewiß.

Liſette.

Mit nichten! Herr von Saar
Iſt, was halb auf ihn reimt: Ein Narr, mit Haut und Haar!

Heinrich.

Das freut mich. Nach einer Pauſe. Aber doch ſetzt mich der Menſch in Sorgen;
Sein Blick bewacht Sophien.

Liſette.

Nun, der iſt juſt nicht hell.

Heinrich.

Drum eben, glaub' ich, will er fremde Augen borgen.
Es ſcheint, er ſucht die Gunſt des neuen Reitknechts, Schnell.

Liſette.

So? — Nun, ſo eilen Sie, ihm da zuvorzukommen.

Heinrich.

Wie? Geſtern hat der Herr ihn erſt in Dienſt genommen,
Ich kenn' ihn nicht, und ſoll mich ihm entdecken?

Liſette.

Nein,
Das wär bedenklich — und — doch ſchwür' ich Stein und Bein,
Es iſt ein ehrlich Blut.

Heinrich lachelnd.

Er ſcheint dir zu behagen.

Liſette.

Ich dachte gar!

Ihr Blick fällt in die Kuliſſe links im Hintergrunde.

Er kömmt, Et!

Beide treten auseinander.

Dritte Scene.

Die Vorigen. Christian. Er tritt links aus dem Hintergrunde auf, die Reitpeitsche in der Hand.

Christian.

Wetter! Das heißt jagen!
Das wird der Matador!

Lisette.

Wer denn?

Christian.

Der junge Rapp.
In Einer Stunde drei, fast blos gestreckten Trab!
Er erblickt den Gärtner.
Aha, Herr Heinrich!
Nachdem er beide lächelnd angesehen.
Bliß, da bin ich ungelegen,
Empfehle mich!

Lisette.

Warum?

Christian.

Ei nun, des Betens wegen
Seid Ihr doch nicht allein?

Lisette Schaam affectirend.

Herr Christian meint —

Chriſtian.

Er meint,

Er legt dem Gärtner, der in Nachdenken verſunken iſt, die Hand auf die Schulter.

Herr Heinrich liebt.

Heinrich auffahrend, verlegen.

Ich? Wen?

Chriſtian.

Liſettchen.

Liſette.

Falſch, mein Freund!
Noch funkelnagelneu iſt unſere Bekanntſchaft.

Chriſtian.

Was Einer Herrſchaft dient, das ſteht in Wahlverwandtſchaft.

Heinrich befremdet.

Herr Chriſtian ſpricht gelehrt.

Chriſtian ſchnell gefaßt.

Mich dünkt, man ſagte ſo.
Wo ich in Dienſten war. Bei Seite. Beinah mich bloß gegeben! —
Ja, was ich ſagen will, Liſettchen, apperpoh,

Sie umfaſſend.

Den Gärtner möcht' ich wohl hier aus dem Sattel heben,
Wenn Sie mir helfen will? Wie?

Liſette.

Geh Er weg, Er ſpaßt.

Chriſtian.

Mein Seel nicht! Immer hab' ich mich gern kurz gefaßt.
Heut Abend in das Haus, und morgen früh ein Schätzchen!
Sie iſt, bei meiner Treu, das nettſte Kammer-kätzchen,
Das ich mein Lebstag ſah.

Liſette ſich verneigend.

Viel Ehre!

Heimlich zu dem Gärtner.

Hauptmann, der
Iſt unſer: er macht mir den Hof!

Chriſtian bei Seite.

Geſchmeichelt, wer
Ein Weib gewinnen will! Zu Liſetten. Nun, Lieschen, friſch, ein Schmätzchen!

Liſette ihn abwehrend.

Nicht doch! Zur Reife braucht die Miſpel Zeit und Stroh.

Zum Reden ſteht mein Mund zu Dienſt, Herr Reitknecht!

Chriſtian.

So?
Nun, ich red' auch gern, wenn ich's Mäulchen darnach finde.
Allein wovon?

Liſette.

Ei nun, wovon ſpricht das Geſinde
Wohl ſchicklicher, als von der Herrſchaft?

Chriſtian
mit Beziehung auf das Fräulein.

Allerliebſt,
Liſettchen! Mir gefällt das Thema, das du mir giebſt.

Vertraulich.

Sag', ob dein Fräulein wohl den Herrn von Saar mag leiden?

Liſette.

Die Frag' iſt delikat.

Chriſtian
ſich einfältig ſtellend.

Wie ſo? Liſettchen ſpricht
Wohl irre! Delikat? Man iſt's und trinkt's ja nicht.

Heinrich
die Einfalt belächelnd.

Das heißt, die Frag iſt ſpitz, man muß die Antwort meiden.

Chriſtian
mit Anflug von Mißtrauen.

Herr Gärtner, Er erklärt die Sachen wie ein Buch.

Heinrich etwas betreten.

Nehm' Er vorlieb, Herr Schnell, es war ſo ein Verſuch.

Bei Seite.

Beinah vergalopirt!

Liſette.

Ich meine, Seine Frage
Iſt ſeltſam. Was hat Er davon, wenn ich's Ihm ſage?

Chriſtian
überraſcht durch dieſe Frage

Ich?

Liſette.

Ja.

Chriſtian.

Ich, meint Sie? Gefaßt. Ja, das iſt ſo meine Art.
In jedem neuen Haus wird keine Müh' geſpart,
Von dem, was Zutritt hat, in Eile zu ergründen,

Wie es bei Herr und Frau, Sohn oder Tochter ſteht,
Um, wenn's Parteien gibt, ſich gleich zurecht zu finden,
Der Kluge hält's mit dem, mit wem's am Beſten geht.

Liſette.

Dann hüt' Er ſich vor Saar!

Chriſtian.

So?

Liſette vertraulich.

Sophie ſoll — verſteht
Er mich, mein lieber Schneli? — Das Fräulein ſoll ihn lieben.

Chriſtian.

Verſteh! Und Lieschen?

Heinrich.

Wird ihr Fräulein nie betrüben.

Chriſtian
nach Heinrich gewandt.

Verſteh! und Er iſt eins mit Lieschen?

Heinrich.

Ja, und wir —

Chriſtian einfallend, froh.

Verſteh, verſteh! Beide Hände reichend. Schlagt ein!
Ich wider ihn, wie Ihr!

Liſette.

Topp!

Heinrich.

Topp!

Chriſtian ſich vergeſſend.

Nun ſeht Ihr, man muß ſich nur kennen lernen!
Jetzt gilt's mit guter Art den Freier zu entfernen,
Und wem's gelingt, erhält —

Heinrich
fällt, ſich ebenfalls vergeſſend, ein.

Erhält, bei meiner Ehr',
Zehn Louisd'or.

Chriſtian befremdet.

Von Ihm?

Heinrich verlegen.

Bewahr' der Himmel! Er
Will, denk' ich —

Chriſtian.

Ich? Behüt'! Ich müßt' ſie ſelber ſchlagen

Liſette.

Ihr meint, das Fräulein ſoll ſie zahlen? will's ihr ſagen.
Indeß verſprech' ich, wer den klügſten Rath erſinnt,
Erhält von mir —

Chriſtian.

Nun? Was?

Liſette.

Zehn Küſſe.

Chriſtian ſie umfaſſend.

Liebes Kind,
Zu Einem mußt du dich in Abſchlag gleich bequemen.

Liſette macht ſich los.

Wird nicht gegeben.
Sie läuft hinter Chriſtian weg in die Kuliſſe links ab.

Heinrich läuft ihr nach.

Halt! Wart' doch! ich will ihn nehmen.
Die letzten Worte ſind hinter der Scene.

Vierte Scene.

Chriſtian

allein. Er ſieht Heinrich nach.

Poß Element, der Burſch hat Beine, wie der Wind!
Da — da — er holt ſie ein! — Was gilt's, er herzt ſie tüchtig,
Dort, hinter'm Haſelſtrauch.

Pauſe. Er thut nachdenkend einige Schritte.

Solch Volk iſt eiferſüchtig;
Zieht er mich in Verdacht, ſo iſt er mir conträr,
Läßt mich mit Lieschen nicht allein. — Mich dünkt, da wär
Der beſte Rath, daß ich mich ihm zuerſt entdeckte.
Gern dient er dem Major, der ihn als Reitknecht ſchreckte.
Zur Heirath ſchr' ich ihm ein Kapitälchen zu,
Wenn Sophie mich nicht haßt. — Wenn! ja, da drückt der Schuh.

Fünfte Scene.

Chriſtian. Heinrich zurückkommend.

Heinrich vor ſich.

Ich glaube, ſie hat recht, man kann dem Burſchen trauen;
Die Miene ſpricht für ihn.

Chriſtian,
der ihn nicht bemerkt hat.

Nun, nun, wir wollen ſchauen.
Ah, Heinrich! — Schon zurück? Wir ſind verſchweren?

Heinrich
ſteht ſich etwas einfältig.

Ja.

Chriſtian.

Dem Junker, Hans von Saar, ein Bein zu ſtellen?

Heinrich
reicht ihm die Hand.

Da
Iſt meine Hand! Allein ich ſeh' kein Mittel.

Chriſtian.

Hundert
Für Eins! Ich werf' ihn, ich, daß Er ſich ſelbſt verwundert.
Mir liegt ein ander Ding nur noch im Kragen.

Heinrich.

Was?

Chriſtian.

Sieht Er, mein lieber Freund, es iſt ein ſchlechter Spaß,
Zu dienen, giebt's im Haus nicht Liebescandidaten,
Die man begünſt'gen kann, und die man kann verrathen,
Nachdem ſie zahlen. Nicht?

Heinrich.

Ja, das begreift ſich wohl.

Chriſtian.

Nun ſieht Er, wir ſind eins, daß Einer wandern ſoll.

Heinrich.

Das ſind wir, ja!

Chriſtian.

Allein — ſoll dieſer Eine wandern:
So frag' ich Ihn einmal, wer ſchafft uns einen Andern?

Heinrich

sieht von nun an die Rolle des Einfältigen auf.

Ich!

Christian.

Kennt Er einen?

Heinrich.

Ja.

Christian.

Wer ist's?

Heinrich.

Ein Offizier.

Christian

betroffen bei Seite.

Zum Teufel, meint er mich?

Heinrich.

Er ist verkleidet hier.

Christian wie vorhin.

Ich bin entdeckt! Zu Heinrich. Und Er hat ihn erkannt?

Heinrich.

Getroffen!

Christian.

Das ist charmant! Ich war just Willens — darf
man hoffen,
Daß Er den Offizier nicht vor der Zeit verräth?

Heinrich
nimmt die Frage für Ironie, frappirt.

Ich? Nein! Bei Seite. Zum Henker, wenn er
mich nicht mißversteht;
So bin ich schon entdeckt.
Entschlossen sich zu decouvriren.
Mein Freund, ich muß Ihm sagen,
Der Offizier steht ein, es sei getrost zu wagen
Mit der Entdeckung, wenn ein ehrlich Blut —

Christian
ebenfalls zur Entdeckung entschlossen, fällt ein.

Du bist's!
Ein ehrlich Blut, wie du, verdient Vertrauen.

Heinrich bei Seite.

Ist's
Mit dem im Kopf nicht recht?

Christian.

Ich bin Major von Hagen,
Und liebe Fräulein Kraft.

Heinrich wie vorhin.

Der Teufel muß dich plagen!

Christian.

Dient mir, Liſett' und du, honett vergelt' ich's Euch.

Heinrich

affectirt Verlegenheit, den Hut in der Hand, mit Kratzfüßen

Geſtrenger — Herr — Major — Bei Seite. Da
wär ein Eſelsſtreich
Geweſen, wenn ich mich an den verrathen hätte

Christian.

Was ſagſt du?

Heinrich

noch nicht von der Ueberraſchung erholt.

Herr Major, verzeihn Sie, ich — Liſette —
Liſett' und ich — wir —

Christian.

Nun?

Heinrich.

Wir ſchämen uns —

Christian.

Warun

Heinrich.

Wir haben Sie tractirt per Er, wie unſres Gleich
Unwiſſend —

Christian einfallend.

Wie? Du haſt mich ja erkannt.

Heinrich bei Seite.

Wie dumm!
Ich — Gefaßt. ich wohl, das iſt wahr, ich hab'
so meine Zeichen.
Allein unwiſſend, obs dem Herrn gelegen wär,
Wenn's Lieschen wüßte, mußt' ich —

Christian.

Fein! das lob' ich ſehr.
Doch woran haſt du mich erkannt?

Heinrich.

Am ganzen Weſen.
In jeder Miene kann man Ihr Patent ja leſen.

Christian.

Iſt's möglich?

Heinrich.

Kinderleicht: der Offizier vom Stab
Legt ſelbſt im Pferdeſtall den Herrſcherblick nicht ab.

Christian ihn ſtrafend.

Burſch, deine Höflichkeit klingt ziemlich wie Satire.
Wenn du kein Gärtner wärſt —

Heinrich fällt schnell ein.

Daß ich den Kopf verliere,
Wenn's nicht die Wahrheit ist:

Zeigt mit einfältiger Miene auf die Farbe seines Rocks.

Grün ist mit Recht mein Rock;
Ich komme von Berlin, mein Nam' ist Heinrich Bock,
Und bin zum Gärtner hier gesetzt vom Herrn von Malten.

Christian lachend.

Der Gärtner Bock? Charmant! Du prellst gewiß den Alten.

Heinrich.

Ich hoff's mit Schick und Glück. Inzwischen — soll ich Ihnen,
Gestrenger Herr Major, nach meinen Kräften dienen;
So wüßt' ich gern, wie weit Sie mit dem Fräulein sind?

Christian.

Wie weit? Ich sprach sie nie. Ich sah das holde Kind
Auf letztem Osterball. Mir sagten sichre Leute,
Sie wäre Braut. Nun weiß der liebe Gott, die Bräute
Und meine Raserei —

Heinrich.

Beſondre Leidenſchaft!

Chriſtian.

Ich frage hin und her: „Es iſt ein Fräulein Kraft,
Verwaiſt, lebt auf dem Gut beim Onkel, und ſo weiter.“
Ich reite zwanzigmal nach Maltendorf heraus;
Umſonſt iſt alle Müh, der Onkel macht kein Haus,
Sieht niemand, als den Herrn von Saar, den Bücherreiter
Und Verſifer, den ſie nicht leiden mag. Was nun?
Mit jedem Ritte wächſt die Glut. Was iſt zu thun?
Den alten Reitknecht Franz verſuch' ich zu beſtechen,
Er geht, mir wird ſein Dienſt, und — jetzt muß ich ſie ſprechen,
Es koſte, was es will.

Heinrich.

Vortrefflich! Und Ihr Plan?

Chriſtian.

Ja ſieh, was fängt ein Menſch wie unſer einer an?
Ich bin noch jung, bin reich und muß mich divertiren;
Des Liebens bin ich ſatt, ich will die Eh' probiren.
Seit ich den Engel ſah, denk' ich verdammt ſolid.

Heinrich.

Ihr Abentheuer hier beweiſt's!

Chriſtian.

Es iſt das letzte.
Jetzt Hand ans Werk, ich will an's Ende von dem Lied.

Heinrich.

Sacht! — Wie wenn dies und das ſich uns entgegenſetzte?

Chriſtian.

Was meinſt du?

Heinrich.

Wenn Sophie ſchon einen andern liebte,
Und die Enthaltſamkeit an Saar für dieſen übte?

Chriſtian.

Das findet ſich. Was man nicht weiß, das macht nicht heiß.

Heinrich.

Recht! Mich macht auch nur das bedenklich, was ich weiß.

Chriſtian.

Was weißt du?

Heinrich.

Ja, man ſpricht von einem Jägerhauptmann —

Chriſtian einfallend.

Von Strahlen?

Heinrich.

Ja.

Chriſtian.

Iſt todt.

Heinrich affectirt einfältig.

Todt iſt er?

Chriſtian.

Ja, ſo glaubt man.
Er ging zu Schiff, weil er im Zweikampf ſecundirt.

Heinrich.

So! Wenn er aber lebt?

Chriſtian mit Autorität.

So wird er arretirt.

Heinrich.

So, ſo! Von wem?

Chriſtian.

Von mir; ich bin ſein Vorgeſetzter.

Heinrich

betroffen, von ihm weg, bei Seite.

Was Teufel?

Christian ihm nach.

Sagst du was?

Heinrich

arbeitet sich mit Mühe in seine Rolle.

Mein Herr — mein Hochgeschätzter —
Gestrenger Herr, Sie sind dem Hauptmann sein Major?

Christian.

Seit sieben Wochen, ja. — Kommt dir das seltsam vor?
Ich kann' ihn freilich nicht persönlich —

Heinrich bei Seite.

Wie ich sehe.

Christian.

Er war schon weg, als ich zum Regiment —

Heinrich einfallend.

Verstehe!
Genug, wenn er lebt' und käm'; vor seinem Angesicht
Entriß ich ihm Sophien — mich überholt er nicht.

Christian.

Brav! Ich verspreche dir, Lisetten auszusteuern,
Wenn du das Mädchen willst.

Heinrich mit Reverenzen.

Gestrenger Herr —

Christian.

Wir feiern
Ein doppelt Hochzeitfeſt.

Heinrich.

Ich freue mich recht drauf.

Christian.

Glaub dir's; — nicht immer ſteht ſolch Glück zu ſolchem Kauf.
Nicht immer läßt ſich Geld mit Ehrlichkeit erwerben.
Zum Glücke hab' ich viel, und werde mehr noch erben,
Und wenn's Euch jemals fehlt —

Er unterbricht ſich, indem er bemerkt, daß Heinrich in Gedanken ſteht; ihn leicht auf die Schulter ſchlagend.

He, woran dachteſt du?

Heinrich aufgeſchreckt.

Ich? — An die Hochzeit und an den Rival dazu,
Der ſich zur Unzeit ſo im Hauſe eingeniſtet.

Christian.

Sei ohne Sorge, Bock: denn der wird überliſtet.

Heinrich.

Nun, wenn Sie meinen —

Christian.

O, er iſt entſetzlich dumm!

Denk nur, weil's grad' nicht geht; ſo manövrirt er krumm,

Zelgt lachend auf ſich.

Den Nebenbuhler wählt der Strohkopf zum Vertrauten.

Heinrich einfältig lächelnd.

Ei, das iſt luſtig.

Chriſtian lacht.

Ja! Nie lernt der Eſel lauten.
Mit einem Worte, Schatz, den nehm' ich ganz auf mich.

Heinrich wie vorhin.

Den Eſel?

Chriſtian lachend.

Ja!

Heinrich

treuherzig die Hand reichend.

Es gilt! Das Fräulein Braut nehm' ich.

Chriſtian

gibt ihm die Hand.

So ſei's. Vor allen braucht's ein tête-a-tête, das ſchaffe,
So, daß der Saar nichts merkt.

Sein Blick fällt in die Couliſſe.

O weh, da kömmt der Aſſe.

Heinrich sieht hin.

Er winkt. Wem gilt das?

Christian.

Mir.

Heinrich.

Ich lasse Sie allein.

Ab.

Christian.

Gottlob, das wär' gemacht! Lisett' und Bock sind mein.

Sechste Scene.

Christian. Saar, elegant, die Lorgnette in der Hand.

Christian ihn empfangend.

Verzeihn Sie, gnäd'ger Herr!

Saar.

Was soll ich dir verzeihen?

Christian.

Sie winkten; 's ging nicht gleich, von dem mich zu befreien.

Saar nachlergnügend.

Von wem?

Christian.

Vom Gärtner Bock. Das ist ein feiner Hecht!
Und doch gelang mir's, ihn für Sie zu stimmen.

Saar.

Recht!
Ich wünschte, daß der Mensch sich hier auf
Kundschaft legte.

Vertraulich.

Man spricht von einem Herrn, mit dem sie
Umgang pflegte.
Ein Kannibal, den man erklärt hat in die Acht,
Weil er ein Menschenkind im Zweikampf umgebracht.

Christian.

Den fürchten Sie?

Saar, eitel.

Wie so? Mich bei ihr auszustechen
Gelingt ihm nicht.

Christian.

Behüt! Allein er kann sich rächen
Er kann Sie fordern —

Saar vernehm.

O, dann meld' ich's an den Hof

Duelle ſind für Narrn, und ich bin — Philoſoph.
Verſuche nur, mein Lieber, zu ergründen,
Ob's wahr iſt, daß er ſtarb.

Chriſtian.

Ich will die Wahrheit finen,
Verlaſſen Sie ſich drauf. Was iſt er?

Saar.

Offizier,
Laut ſagt man, er ſei todt, und munkelt, er ſei hier.
Er heißt von Strahlen, und ſoll hier verkleidet lauern.

Chriſtian.

Verkleidet? Bei Seite. Nimmt man mich wohl etwa ſelbſt dafür?

Saar.

Man meint, er ſei im Haus.

Chriſtian.

Wer meint denn das?

Saar.

Die Bauern.

Chriſtian bei Seite.

So wahr ich leb', ich bin's! Zu Saar. Mein Herr, vertraun Sie mir!

Ich weiß am beſten, wer in dieſen alten Mauern
Sich aufhält —

Er unterbricht ſich bei Liſettens Erſcheinen.

Siebente Scene.

Die Vorigen. Liſette aus den Couliſſen links kommend.

Chriſtian auf ſie zu.

Ah, da kömmt mein liebes Lieschen!

Liſette.

Ja.
Die kömmt, und wenn ſie kömmt —

Chriſtian.

Nun?

Liſette.

Nun, ſo iſt ſie da.

Saar Beifall lachelnd.

Ein witzig Köpfchen, das! Sie kömmt mir juſt gelegen.

Chriſtian.

So? Dann ſchlüpf' ich mich.

Saar.

O, bleib' Er, meinetwegen!
Ich bin Liſettchen gut; doch Ihm gefährlich? Nein!
Sie ſoll mein Beiſtand bloß bei ihrem Fräulein ſeyn.

Liſette verbindlich.

Bedarf der Herr von Saar des Beiſtands bei den Damen?

Saar ſehr freundlich.

Du kleine Schmeichlerin! — Wohl dank' ich meinem Namen,
Und meinem Bischen Witz, und Mit gewählter Stellung. dem paſſablen Bau
Manch freundlichen Empfang bei mancher ſchönen Frau,
Doch das war bloßes Spiel. Jetzt iſt von Ernſt die Frage,
Von Eh'- und Wehſtand! Drum, charmante Kleine, ſage,
Was Fräulein Sophie von mir ſpricht?

Liſette.

Sie ſpricht nicht viel.

Saar.

Ja, das hab' ich bemerkt, lakoniſch iſt ihr Styl.
Indeß Selbſtgenügſam. ſie ſpricht von mir.

Liſette.

Noch hab' ich nichts vernommen.

Saar.

Nicht? Nun gedulde dich, das wird gewiß noch
kommen.
Wer mich erſt näher kennt, iſt meines Lobes voll,
So, daß ich oft nicht weiß, wie ich mich nehmen ſoll.
Mit zunehmender Zungenfertigkeit.
Da heißt es: „Sein Verſtand, ſein Herz, ſein
Witz, die Suade,
Die ſeiner Lipp' entſtrömt! Er hat des Königs
Gnade —
Er ward der Kaiſerin von Frankreich vorgeſtellt —
Spielt L'hombre wie ein Gott — kurz, glaubt
ich, was die Welt
Einſtimmig von mir ſagt, müßt' ich vor Stolz
zerberſten.
Sie nennt in jeder Kunſt mich ſchmeichelhaft den
Erſten,
Sie —

Liſette einfallend.

Wenn das Fräulein das erfährt; ſo wird ihr Mund
Allein nicht ſchweigen.

Saar.

Ach, wer thut ihr ſo was kund

Man kennt ja kaum hier die gelehrten Societäten,
Wovon ich Mitglied bin.

Liſette mit Spott.

Man ſollte drob erröthen,
Sie haben recht.

Saar.

Nun ſieh, und dennoch ſchickt ſich's nicht,
Daß meine Zunge viel zu meinem Lobe ſpricht.
Darf ich ihr ſagen, daß ich die Chymie verſtehe,
Und in der Algebra den Leibnitz überſehe,
Auch auf der Drechſelbank die nettſten Sachen drehe?
Daß meine ſichre Hand den Pinſel und den Stift
Mit gleichem Glücke führt, und nach dem Leben trifft?

Chriſtian mit offnem Munde.

Das iſt erſtaunlich!

Saar,

der bisher ſich an Liſetten gewendet, kehrt ſich ſchnell nach ihm, und fährt mit ſteigender Geſchwindigkeit fort.

Ja! In ſieben neuern Sprachen
Sprech' ich mit dem, der ſie verſteht, von allen Sachen —

Liſette.

Iſt's möglich?

Saar

wendet ſich ſchnell wieder nach ihr und ſpricht dann abwechſelnd zu Beiden.

Ja, ich kann auch Sonnenuhren machen;
Ich tanz' und reite gut; ich bin geſchickt im Jagen;
Was ich im Springen thu, wird nicht leicht einer wagen;
Vor meinem Degen muß der beſte Fechter zagen,
Die Scheibe trifft mein Schuß, als wär' er hingetragen,
Gereimt und ungereimt, auf gut und böſe Lagen
Mach' ich — und ohne mich, wie mancher, viel zu plagen —
Sonette, Madrigals, Satyren, Liebesklagen,
Und Verſe aller Art, ſo gar bei vollem Magen,
Auch blaſ' ich Flöt' und kann recht gut die Pauken ſchlagen!

Nach einem tiefen Athemzug.

Nun? — Wüßte das Sophie, was würde ſie wohl ſagen?

Chriſtian.

Der Athem ſtünd' ihr ſtill.

Liſette.

Sie würde Stein, wie wir.

Saar zu Liſetten.

Du ſagſt ihr nichts davon! Nichts! Ich verbiet' es dir.

Pauſe, während welcher er ein porte-feuille herauszieht.

Nur mit dem kleinſten der Talente, die ich habe,
Will ich ſie heut erfreun. Zu Liſetten. Ruf mir den Gärtner her.

Liſette geht links ab, und kommt ſehr bald mit Heinrich zurück. Saar ſucht ein Blatt im porte-feuille, und nimmt es heraus.

Ein türk'ſcher Blumenſtrauß ſei meine erſte Gabe.
Erklärt durch dieß Gedicht.

Er erblickt Heinrich im Umſehn nach ihm.

Achte Scene.

Die Vorigen. Heinrich.

Saar zu Heinrich.

Bock!

Heinrich.

Was befiehlt der Herr?

Saar.

Kennſt du die Blumenſchrift?

Heinrich einfältig.

Nein.

Saar.

Oder Blumenſprache?

Heinrich.

Ich ſchreib' und ſpreche nichts, als deutſch.

Saar.

Du biſt ein Tropf.

Er zieht ein zweites Blatt, und ſtellt's ihm.

Beſorg' mir einen Strauß genau wie dieſen.

Als Heinrich ſtarr auf das Papier ſieht.

Mache!

Heinrich mit Kopfſchütteln.

Kann auch nicht malen, Herr.

Saar.

Wo hat der Schöps den Kopf?
Du ſollſt mir einen Strauß von ſolchen Blumen binden.

Heinrich.

Papierne Blumen ſind im Garten nicht zu finden.

Saar die Hände faltend.

Du heil'ge Einfalt! Sehr laut, den Finger auf dem gemalten Strauß. Ich begehre einen Strauß
Nach dieſem Muſter hier!

Heinrich.

Sehr wohl! Nun hab' ich's 'raus.

Will fort.

Saar.

Geduld! Du wirſt ihn dann dem Fräulein präſentiren,
Und dieß Gedicht Er giebt's ihm dazu mit Anſtand declamiren.

Heinrich.

Sehr wohl, mein Herr.

Geht.

Saar hält ihn.

Halt! — Wo? und wann?

Heinrich.

Das weiß ich nicht.

Saar.

Drum höre! Gleich, und hier! Ich geh' ſie herzuführen.

Heinrich.

Sehr wohl.

Saar.

Kannſt du's Gedicht ſo ſchnell nicht memoriren;
So lies es ab!

Heinrich.

Sehr wohl

Saar.

Nur mach' kein Schaafsgeſicht!

Heinrich.

Sehr wohl.

Saar umſchauend.

Doch halt! Du haſt eine ziemlich ſimples Weſen;
Es wird wohl nöthig ſeyn, es dir erſt vorzuleſen.

Heinrich.

Ich will's ſchon machen.

Saar.

Nein! Am Brunnen wart' auf mich.
Hier ſend' ich Sophie her, dort inſtruir' ich dich.

Geht links ab.

Heinrich.

Sehr wohl.

Neunte Scene.

Heinrich. Christian. Lisette.

Christian

hat seither nachdenkend dagestanden, rasch.

Was fällt mir ein! Nimmt Heinrich das Gedicht.

Zeig' her das! Pause, während er es liest.

Ja! — Vortrefflich!

Lisette zu Heinrich.

Was hat der Narr' im Kopf?

Heinrich

zu Lisetten heimlich.

St! Lieschen, sei hübsch höflich!

Der Narr ist mein Major.

Lisette erstaunt.

Was?

Christian

nachdem er gelesen.

Kinder, hört mich an —

Auf Lisetten deutend, zu Heinrich.

Die weiß doch, wer ich bin?

Heinrich.

Ja.

Chriſtian.

Echt, ich hab' den Plan,
Ihr meine Liebe durch die Verſe zu erklären,
Die Saar gemacht, wenn er ſie nicht hat abgeſchrieben.

Liſette.

Die Dichterfreiheit wär das etwas weit getrieben.

Heinrich.

Dem ſei nun, wie ihm will, der Einfall läßt ſich hören.

Liſette.

Ei, gnäd'ger Herr Major, der Spaß wär' allerliebſt.

Chriſtian.

Er glückt, wenn du ihr ſchleunig Nachricht giebſt,
Daß in der Stalliveree ein Liebender verſchmachtet,
Der ſich durch Mien' und Blick ihr zu erklären trachtet.

Liſette.

Ich fliege. Geht.

Chriſtian ihr nachrufend.

Nenn' mich nicht!

Liſette links abgehend.

Nein, nein!

Zehnte Scene.

Chriſtian. Heinrich.

Chriſtian fortfahrend.

Du auch nicht! Sieh,
Ein leiſer Wink muß auf den wahren Geber deuten,
Wenn du den Strauß ihr giebſt.

Heinrich.

Ich mach's, ich weiß ſchon, wie?

Chriſtian beſorgt.

Du könnteſt leicht den Saar auf unſre Fährte leiten.

Heinrich.

Da ſind Sie ſicher. Bei Seite. Den betrüg ich in den Kauf.

Chriſtian.

Nimm dich zuſammen Bock!

Heinrich.

Verlaſſen Sie ſich drauf.

Chriſtian.

Kömmt das zu Stand; ſo iſt ein Götterſpaß gelungen!

Die Schön' erſcheint — vielleicht mit ihrem Argus — und
Empfängt mit Einem Mal aus eines Gärtners Mund
Von zwei Bewunderern der Liebe Huldigungen.

Heinrich bei Seite.

Von dreien, wenn's beliebt.

Chriſtian.

Was ſagteſt du?

Heinrich.

Ich meine,
Sie treffen beid' ihr Ohr; gefallen wird nur Eine.
Ich bitt' um das Gedicht. Nachdem Chriſtian es ihm gegeben.

So! Jetzt geſchwind den Strauß!

Läuft ab.

Chriſtian nachrufend.

Du zeigſt mir ihn vorher, ich will hier auf dich warten.

Eilfte Scene.

Chriſtian allein.

Wahr bleibt's, im Mutterwitz ſticht mich kein Teufel aus!
In meinem Leben brachte' ich keinen Vers heraus;
Was thut's? Ich mach' ihn bête mit ſeinen eignen Karten!

Er wendet ſich nach den Kuliſſen rechts.

O weh! Der Spaß iſt hin! Dort kömmt ſie aus dem Haus;
Liſett' und Saar ſind fort und ſuchen ſie im Garten.

Entſchloſſen.

Ich treffe ſie vielleicht, fort!

Links ab.

Zwölfte Scene.

Malten. Sophie. Beide rechts auftretend, Sophie in Morgenkleidung.

Sophie nicht trotzig.

Onkel, 's geht nicht an.

Malten.

Warum nicht?

Sophie achſelzuckend.

Weil's nicht geht.

Malten.

Sei klug, es iſt ein Mann,
Und Männer, heut zu Tag', ſind eine ſeltne Waare.

Sophie.

Vernünftige, ja wohl! Doch häufig ſind die Saare.

Malten.

Ich weiß nicht, was du an ihm auszuſetzen haſt?

Sophie.

Sehr wenig, Onkelchen: er iſt mir bloß zur Laſt.

Malten.

Sein Vater war ein Mann, wie man ſie ſparſam findet,
Von einer Herzlichkeit, die täglich mehr verſchwindet —

Sophie einfallend.

Verſchwindet? Ja, man merkt's: denn herzlos iſt der Sohn.

Malten.

Hat Geld!

Sophie.

Ein Bettelmann iſt man auf einem Thron;
Hat man kein Herz.

Malten.

Was willſt du nur mit deinem Herzen?
Was nennſt du denn ein Herz?

Sophie.

Das kleine Fleckchen hier,
Das fremde Freuden theilt und fremde Schmerzen,
Bei fremder Klage weint, und hüpft, wenn andre ſcherzen;
Das feinbezogne, magiſche Klavier,
Das unberührt ertönt vom Klange fremder Saiten,
Das, mit dem Nahen uns verbindend, und dem Weiten,
Uns drängt, nach einer Welt die Arme auszubreiten!
Dieß ſchöne Fleckchen fehlt dem eitlen Herrn von Saar.

Malten.

Nun, freilich iſt er das nicht, was ſein Vater war:
Doch du biſt zwanzig bald, wann willſt du dich vermählen?
Etwa im Dreißigſten?

Sophie aufgeweckt.

Heut, wenn Sie es befehlen,
Nur Eins beding' ich mir.

Malten.

Nun?

Sophie.

Ich muß ſelber wählen.

Malten überrascht.

Es wählt ſich! Einer nur bewirbt ſich ja um dich.

Sophie verlegen.

Sie meinen, Einer nur bewirbt ſich öffentlich;
Ein zweiter fürchtet —

Malten.

Wen? Ich will nicht hoffen, mich?
Dir rathen will ich, doch nicht Vaterſtrenge üben.

Sophie mit Empfindung.

Nicht jeder weiß, wie ich, daß Sie als Kind mich lieben.

Zum Ueberraſchend.

Drum bitt' ich, den Termin nur etwas aufzuſchieben.
Ich ſieh' für Concurrenz, denn wichtig iſt der Preis.

Malten.

Du hoffſt auf Strahlen?

Sophie.

Nein. Ich hoffe nicht, ich weiß.

Malten.

Was weißt du?

Sophie.

Daß er mich noch liebt.

Malten.

Du kannſt dich irren.
Man kennt das Militär, dergleichen Herrchen garren
Von Liebe jeder vor.

Sophie.

Er nicht.

Malten.

Er iſt verbannt.

Sophie mit Gefühl.

Aus meinem Herzen nicht.

Malten.

Du weißt, ein Sekundant
Verliert nach dem Geſetz Dienſt und Vermögen.

Sophie zur Laune übergehend.

Dienen
Soll er bei mir.

Malten.

Und Geld?

Sophie.

Bekomm' ich schon — von Ihnen;
Wo nicht, so — borgen wir.

Malten scherzend.

Und wenn ich dich enterb'?

Sophie.

Das trifft die Gläubiger. Im Nothfall — hilft
Erwerb.

Malten lacht.

Du weißt für alles Rath; doch kannst du dich
betrügen!
Eh' du die Taube hast, laß ja den Spatz nicht fliegen.
Der Strahlen ist entfernt —

Sophie halb für sich.

Nicht weit.

Malten fortfahrend.

Der Saar ist hier.
Erlaub' ihm wenigstens, um deine Gunst zu
werben.

Sophie

von hier an mit zunehmender Empfindlichkeit,

Herr Onkel, ſoll ich denn vor langer Weile ſterben?

Malten.

Er hat Talente.

Sophie ſchnell.

O gewiß! er gab es mir
Ja deutlich zu verſtehen, er war kaum aus dem
Wagen.

Malten.

Du ſollteſt freundlicher dich gegen ihn betragen,
Er iſt mein Gaſt.

Sophie.

Da halt er ſich an ſeinen Wirth,
Und deſſen Koch, mein Herz wird, hoff' ich,
nicht ſervirt.

Chriſtian und Lisette erſcheinen im Hintergrunde.

Malten.

Hör! Das war — naſeweis.

Sophie.

Sie wollen mich bereden,
Daß Strahlen wanken kann, und das — das
heißt mich tödten.

Malten.

Behüte —

Sophie.

Oder soll ich Strahlen etwa gar
Verdächtig werden durch die Narrheit dieses Saar,
Die meine Narrheit wird, schein' ich sie zu
ertragen?

Malten.

Behüte Gott! Du sollst dem Mann nur Rede stehn,
Vielleicht geschieht es, daß —

Sophie immer wärmer.

Nichts, gar nichts soll geschehn.

Malten.

Wenn er sich dir erklärt —

Sophie schnell einfallend.

Rund wird er ausgeschlagen.

Malten warm.

Nein, sag' ich dir.

Sophie.

Sehr wohl! „Nein!" sag' ich ihm.

Malten mit steigendem Affect.

Du thust.
Als wär' ich nichts im Haus! Ich will's!

Sophie.

Ich nicht.

Malten
mit dem Fuße ſtampfend.

Du mußt!

Dreizehnte Scene.

Die Vorigen. Liſette. Chriſtian.

Chriſtian
im Hintergrunde trällernd.

Den will ich ſehn, dem es gelingt,
Daß er ein Herz zur Liebe zwingt —

Malten ihn anfahrend.

Was ſingſt du da?

Chriſtian.

Ein Lied. Bei uns wird's oft geſungen.

Malten.

Marſchir' in deinen Stall! dazu biſt du gedungen,
Und nicht zum Singen, Burſch!

Chriſtian
ſich zum Lachen, bei Seite.

O weh! dem räth ſich's ſchlecht.

Malten zu Sophie.

Das iſt ein Naſeweis.

Lisette

rechts neben Sophie tretend.

Sein Lied hat aber recht.

Malten zornig.

Du bist ein Naseweis, wie er! Das Maul gehalten,
Sonst schnur dein Bündelchen!

Lisette.

Sehr wohl, mein Herr von Malten.

Malten.

Ihr taugt nichts, du und der! Den Heinrich
lob' ich mir!
Der kümmert sich um nichts, als Tulp' und Violette,
Nelk' und Aurikel —

Lisette

auf ihre Stirn zeigend.

Ja, dem Heinrich fehlt's auch hier.

Malten.

Seht doch die Närrin! Wenn sie seinen Kopf
nur hätte!

Lisette

in die Kulisse links deutend.

Der gnäd'ge Herr von Saar!

Vierzehnte Scene.

Die Vorigen. Saar. Heinrich bleibt im Hintergrunde ſtehen, den Strauß in der Hand, noch am Gedicht memorirend.

Saar in gelaufen.

Gottlob, da ſind Sie ja!

Zu Malten. Bon jour! Zu Sophien artig Ich ſuche Sie.

Sophie.

So? — Leider bin ich da.

Malten drohend.

Sophie! Zu Saar. Sie waren früh ſchon auf.

Saar.

Ja! Morgenſtunde
Hat, wie Sie wiſſen, für den Dichter Gold im Munde.

Malten.

Sie dichteten?

Saar.

Ich half dem Heinrich Blumen finden,
Und Mit Beſtreben Sophiens Neugier zu reizen. lehrt' ihn dann die Kunſt, den Selam draus zu binden.

Sophie.

Was iſt das für ein Ding?

Saar artig.

So heißt im Morgenland
Ein Blumenstrauß, wodurch die Liebe sich erkläret.

Sophie.

Wie das?

Saar fein.

Erlauben Sie, der Gärtner ist im Stand.
Zu wiederholen, was ich eben ihn gelehret.
Komm näher, Heinrich!

Heinrich
mit domestiken aft tragendem Blicke.

Wenn's der gnäd'ge Herr vergönnt?

Malten.

Gern.

Heinrich tritt vor, Sophien zur Linken, und läßt sich vor ihr auf ein Knie nieder. Malten hinter der Gruppe. Lisette rechts vorn. Christian links neben Heinrich.

Saar
geht links vor und faßt Christian vertraulich beim linken Arm.

Nun gieb Achtung, ob sie den Verfasser kennt.

Heinrich
reicht Sophien knieend den Strauß.

Nimm aus der schüchternen Hand mit Huld die
Gabe des Herzens;

In dem bescheidenen Strauß lieget Bedeutung und Sinn.
Sieh, von der Rose geküßt, erröthet die Blume der Unschuld!
Wenn sich die Liebe dir naht, wirst du erröthen, wie sie?

Kleine Pause, Sophie schlägt die Augen nieder.

Ueber dem küssenden Paar steht deutlich: Je länger, je lieber;
Für das je länger hätt' ich lieber je eher gesagt.
Deinen vollkommenen Sieg thut kund der prangende Lorbeer,
Zärtlich um ewige Treu fleht des Vergißmeinnicht Blau.
Nimm aus der schüchternen Hand mit Huld die Gabe des Herzens!
Wenn du den Geber erräthst, küß' ihn symbolisch im Strauß.

Während Heinrich declamirt, drückt Miene und Gebärde aus, daß er für sich spricht. Christian giebt sich alle Mühe Sophien begreiflich zu machen, daß der Gärtner nur ihn spricht. In diesem Sinne begleitet er den Inhalt der Distichen mit Mienen, Stellungen und Bewegungen. Saar hört gespannt mit der Miene des Selbstbeifalls zu, dessen Wiederschein er bald in Sophiens, bald in des Onkels Gesicht zu suchen scheint. Sophie sieht mit Liebe auf Heinrich, jedoch verstohlen, und man sieht: am sprechendsten

bei der Bitte des Vergißmeinnicht. Sonst sieht sie Christian und Saar mit demjenigen leeren Blicke an, welcher sagt, daß man an den nicht denkt, den man anzusehen scheint. Lisette divertirt sich an den Gesichtern. Malten sieht nur die Gruppe von hinten, und freut sich über seinen gelehrigen Gärtner.

Malten,

sobald Heinrich geendigt hat, klopft er in die Hände, wobei Saar accompagnirt.

Vortrefflich, Gärtner Bock! Wer suchte das in dir?

Zu Sophien, welche zaudert, den Strauß zu nehmen.

Nimm Sophie.

Sophie.

Darf ich denn?

Malten.

Nimm, nimm! Mach' kein Gesicht!

Sophie.

zu Heinrich, der noch vor ihr kniet.

Da es der Onkel gebeut; so ziemt es der Nichte zu folgen.

Sie nimmt den Strauß.

Schüchtern empfang' ich die Gab' aus der verwegenen Hand

Sie zieht das Vergißmeinnicht heraus, und giebt es Heinrich zurück.

Nur des Vergißmeinnicht Blau iſt überflüſſig im Strauße;
Sinnvoll, wie ich's erhielt, geb' ich es wieder zurück.

Sie reicht Heinrich mit dem Blicke der Zärtlichkeit die Hand, welche er feurig küßt.

Dankbar reich' ich die Hand dem Pfleger der lieblichen Blumen;
Daß ich den Geber errieth, ſag' ihm — und mehr noch — der Kuß.

Sie drückt den Strauß mit Innigkeit an die Lippen. Heinrich hängt dabei an ihren Augen. Chriſtian und Saar, welche mit höchſter Spannung auf ihre Antwort gewartet hatten, treiſſailliren vor Freude, und fallen einander um den Hals. Malten läßt einen höchſt befremdeten Blick auf Chriſtian fallen. Sophie windet ſich ſogleich nach dem Straußtuſſe zum Abgeben. Malten folgt ihr, nach Chriſtian ſich noch umſehend. Heinrich ſteht auf, nähert ſich Liſetten, und drückt ihr heimlich vergnügt ſeine Börſe in die Hand. Das alles iſt die Sache weniger Sekunden, und es geſchieht das Letzte im Niederfallen des Vorhangs.

Ende des erſten Akts.

Zweiter Akt.

Zimmer mit Einer Mittelthür und Einer Seite
thür rechts.

Erste Scene.

Sophie

nht rechts vor einem Toilettenspiegel. Lisette tri
das Haarlein.

Sophie

nach einer Pause, während welcher sie Ungeduld äußert

Bald fertig?

Lisette.

Gleich.

Sophie.

Mach' fort!

Lisette.

Noch eine Locke u

Sophie heftig ungeduldig.

Schnell!

Liſette endigend.

So! — Nun iſt's gethan.

Sophie

in den Spiegel ſehend.

Wie ſchlecht iſt die Friſur!

Liſette.

mit beſcheidnem Scherz.

Ach, die Friſur iſt gut, nur drunter iſts nicht heiter.

Sophie mit Verdruß.

Wer iſt denn ſchuld, als du? — Ich hielt dich für geſcheidter.

Liſette.

Was hab' ich denn gethan?

Sophie.

Was? Mich compromittirt.
Der Unverſchämte muß nach dieſem Vorfall denken,
Ich bin verliebt in ihn.

Liſette.

Ich ſag' ihm, daß er irrt,
Daß Sie den Saar gemeint. Es wird ihn freilich kränken —

Sophie.

Das mag es! Mit immer steigender Wärme. Sag' ihm,
er sei unerträglich frech,
Und ging er nicht; so führt' ihn die Justiz hinweg.

Lisette.

Sehr wohl.

Sophie.

Sag ihm, daß er die Uniform entehrt,
Sag' ihm, sein Knabenstreich sei Ruthenstreiche
werth.

Lisette.

Sehr wohl.

Sophie.

Und wenn er sich noch ein Mal blicken lasse,
Werf' ihn das Hausgesind' beim Kragen auf die
Straße.

Lisette abgehend.

Sehr wohl, ich gehe schon. Der arme Gärtner!

Sophie
sie beim Arm fassend.

Wie

Lisette.

Der arme Hauptmann! denn — nicht wahr? —
den meinen Sie?

Dem soll ich all' die schönen Dinge sagen,
Die Ihro Gnaden mir so eben aufgetragen?

Sophie.

Bist du von Sinnen? — Nein, ich meine den Major.

Lisette.

Nahm der Herr Hauptmann denn nicht ganz dasselbe vor?
Er ist, wie der Major, als Domestik im Hause,
Erklärte sich, wie er, in einem Blumenstrauße;
Wahrscheinlich ist's sogar, er habe sich erfrecht,
Andächt'ger noch, als der Major, Sie anzubeten.
Was rettet Einen hier, wenn Sie den Andern tödten?

Sophie.

Mein Wille.

Lisette.

Wille? Die Justiz ist ziemlich schlecht.

Sophie

schließt die Toilette.

Das ist nun einmal so! Nur wer gefällt, hat recht.

Während dieses Verses erscheint Christian und bleibt horchend unter der Mittelthüre stehen.

Sag' ihm, daß ich den Schritt für dießmal ihm verzeihe,
Dem Unbesonnenen. Nur wag' er's nicht, auf's neue
In der Verkleidung sich vor Leuten mir zu nahn.
Ich sprech' ihn bald allein.

Lisette.

Und wann?

Sophie.

Sobald ich kann.
Ich sehe wohl, ich muß die Nachsicht lassen walten,
Um seine Ungeduld zur Vorsicht anzuhalten.
Drum sag's ihm bald, eh' er auf neue Streiche fällt.
Ich bleib' im Zimmer, laß mich seine Antwort wissen.

Durch die Seitenthür rechts ab.

Lisette.

Sogleich!

Sie beschäftigt sich eilig an der Toilette, und will durch die Mittelthür ab.

Zweite Scene.

Lisette. Christian, dem sie in die Arme läuft.

Christian
mit ungestümer Umarmung.

Goldmädchen!

Lisette kreischend.

Au!

Christian wie vorhin.

Kernmädchen, laß dich küssen!

Lisette sich losmachend.

Warum denn?

Christian
greift in die Tasche, und giebt ihr Geld.

Engel, da — da, nimm die Hand voll Geld!

Lisette
nachdem sie's genommen.

Wofür denn?

Christian.

Närrchen, für die Botschaft süßer Minne.
Er hebt sie in die Höhe.
Ich weiß vor Freuden nicht, was ich mit dir beginne.

Liſette.

Dafür? Reicht ihm das Geld. Da! nehmen Sie!

Chriſtian.

Was denn?

Liſette.

Da! Ihr Präſent

Chriſtian.

Nicht doch, behalt' es nur!

Liſette.

Das für ein Compliment

Wie ich an Sie es auszurichten habe?

Chriſtian.

Haſt recht: zu filzig iſt für ſo was meine Gab
's iſt aber alles, was ich eben bei mir trug.

Liſette bei Seite.

Er kam zu ſpät.

Chriſtian hat es gehört.

Nein, nein, gerade Zeit genu
Zu hören, was du mir nicht wirſt verläugnen wolle

Liſette.

Sie hörten alles, was ich Ihnen ſagen ſollen

Chriſtian.

Von Wort zu Wort: Daß ſie den kühnen Schritt
verzeiht,
Daß ihre Nachſicht mich zur Vorſicht ſoll
gewöhnen,
Daß ſie mich ſprechen will, die Krone aller Schönen,
Sobald ſie kann.

Liſette.

Gefehlt, gefehlt, und Himmelweit!
Das galt nicht Ihnen.

Chriſtian lächelnd.

Wem denn ſonſt? Das möcht' ich wiſſen.

Liſette.

Das iſt ein Ding, mein Herr, das wir verſchwei-
gen müſſen.
Genug, Sie findet man ganz unerträglich frech.

Chriſtian.

Bah!

Liſette.

Und wenn Sie nicht gehn, führt die Juſtiz
Sie weg.

Chriſtian lachend.

Charmant!

Liſette.

Es wird durch Sie die Uniform entehrt,
Und Dero Knabenſtreich iſt Ruthenſtreiche werth.

Chriſtian wie vorhin.

Verwünſchtes Lügenmaul!

Liſette.

Wenn Sie Sich blicken laſſen;
So ſoll das Hausgeſind' Sie bei dem Kragen faſſen.

Chriſtian

bricht in lautes Lachen aus.

Haha, haha, haha! Wer's beſſer weiß, der lacht.

Liſette.

Wenn Sie's nicht glauben, gut; hab' ich's doch hinterbracht.

Chriſtian.

Ich glaub's ja. Geh' nur und beſchreib ihr meine Freude.

Liſette

hat während der letzten Rede nach der Mittelthür geſehen.

Ei, jetzt wär's eben Zeit, der Onkel kömmt.

Beide auseinander.

Dritte Scene.

Die Vorigen. Malten, einen offnen Brief in der Hand.

Malten.

Ihr beide
So einsam hier? Ei, ei, das wundert mich;
Denn sonst trug Lieschen viel zu hoch die Nas',
um sich
Mit ihrer Gunst bis in den Stall herabzulassen.

Lisette.

Ach, Unsereines darf so leicht kein Spiel verpassen!
Hochmüthig bin ich nicht, allein ich bin ja erst
Seit gestern früh so glücklich, ihn zu kennen.

Malten mit Beziehung.

Und doch sieht's just so aus, als ob du's länger wärst.

Tritt Lisetten, welche betroffen scheint, näher.

Gesteh's nur, es ist klar; denn deine Wangen
brennen.

Lisette.

Gewiß nicht.

Malten.

Wie dem sei, ich kann dir's nicht verdenken,

Wenn du geneigt dich fühlst, ihm deine Gunst
zu schenken.

Den Blick auf Christian geheftet.

Sein Anstand kündigt mehr, als einen Reitknecht an --

Christian.

O, Sie beschämen mich.

Malten.

Und wie er reiten kann!
Nicht? Wenn er Hauptmann wär; so wettet' ich mein Leben,
Man würd' in kurzer Zeit ihn zum Major erheben.

Christian
betroffen bei Seite.

Was ist das?

Lisette eben so.

Kennt er ihn?

Malten bei Seite.

's ist richtig, ne sind jumm.
Nun, Christian, sagst du nichts zu dem Prognostikum?

Christian verlegen.

Ich weiß nicht, gnäd'ger Herr -- ich — ich —
was soll ich sagen?

Ich habe wirklich lang bei einem Offizier Gedient.

Malten.

Wie hieß er?

Christian.

Er — er hieß — Major von Hagen.

Malten.

Im Jägerregiment? Der lockre Passagier?

Christian.

Nun, locker eben nicht, nur etwas heiß von Blut.

Malten.

So? War er dir zu streng?

Christian.

O, nein, mir war er gut,
Er hat's sein Lebstag nicht genau mit mir genommen.

Malten.

So so! Ihn scharf ins Auge fassend. Da kennst du auch — den Hauptmann Strahlen?

Christian unbefangen.

Den?

Par renommée, sonst nicht.

Malten.

Du haſt ihn nie geſehn?

Chriſtian.

Nein.

Malten.

Wirklich? Hör', du lügſt.

Chriſtian
die Hand auf die Bruſt legend.

Ich will zu Gott nicht kommen!
Als ich — ich und mein Herr, zum Regimente kamen,
So trafen wir von ihm nichts weiter, als den Namen.
Der wird, als wär ſein Herr auf Urlaub, fortgeführt,
Bis wegen des Duells der König decidirt.

Malten.

Ah ſo! Bei Seite. Der lügt, als ob er's an der Schnure hätte.
Nun, wenn du ihn nicht ſahſt; Plötzlich zu Liſetten ſich wendend. ſo ſah ihn doch Liſette,
Nicht?

Liſette verwirrt.

Ich?

Malten.

Ja, du.

Liſette.

Ich, meinen Sie? geſehn?

Geſagt.

Beim ſeel'gen Herrn von Kraft, ja, das iſt oft geſchehn.

Malten

mit einem Wink auf Chriſtian.

Sonſt nirgends?

Liſette.

Nein! Er war im Hauſe wohl gelitten,
Kam er nicht jeden Tag; ſo ließ der Herr ihn bitten,
Das gnäd'ge Fräulein war mit ihm ſo gut wie Braut.

Mit Betrübniß.

Ach! wenn der Herr nicht ſtarb; ſo war ſie jetzt getraut!

Malten.

Nun, nun, beruh'ge dich, ich lieb' ſie väterlich.
Wüßt' ich nur, ob der Menſch ihr treu blieb?

Liſette ſchnell.

Sicherlich!
Sonſt, gnäd'ger Herr, verſteh' ich von der Liebe nichts.

Chriſtian mit Kopfſchütteln.

Ja, ja, man irrt ſich leicht, mein Kind. D
Junge ſpricht's;
Doch öfters fühlt das Herz von dem Geſagten wen

Malten

ſieht ihn befremdet an, dann fortfahrend.

's iſt wahr, er iſt verbannt; doch gnädig iſt d
Roma,
und, wie verlauten will, auch hier nicht abgeneig
Den Fehler zu verzeihn.

Chriſtian

mit bedenklicher Miene.

Das glaub' ich nicht ſo leich

Malten

ſieht ihn an, wie vorhin, und zeigt auf dem Brief, m
dem er kam, oder auf die Taſche, wo er ihn hin geſte
hat.

Ich habe Briefe.

Chriſtian gedehnt.

So! Bei Seite. Das kam mir ungelegen
Ein Nebenbuhler mehr wär' aus dem Weg zu fegen

Malten

fährt zu Liſetten fort.

Es ſcheint, daß Herr von Saar der Richt
nicht gefällt,

Und — ich bin nicht der Mann, der viel vom Zwange hält.
Man schildert Strahlen mir als einen braven Jungen,
Und —

Christian einfallend.

In der Garnison gab's andre Schilderungen Von ihm.

Malten

thut, als hätt' er nicht darauf gehört.

Und kurz, ich wär geneigt, ihm die Sophie Zu geben.

Er sieht Christian, welcher mit der Miene, womit man ein „Verwünscht!" ausspricht, nach den Zuschauern gewendet steht.

Lisette freudig.

Gnäd'ger Herr, ist's wahr? das wollten Sie?

Malten zu Lisetten.

Ich wollte, wenn es sein Betragen mir erlaubte,
Wenn er nicht ohne Noth mir ihr Vertrauen raubte.

Zu Beiden.

Denkt nur, verkleidet will er, wie man heut mir steckt,
Verkleidet will er sich in ihre Zimmer stehlen;
Der Katze gleich, der nur Gestohlnes schmeckt,

Will er, wie's ſcheint, ſich ingeheim mit ih
vermählen,
Wenn nicht was Schlimm'res noch.

Liſette
ergreift den Augenblick, wo Malten ſich nach Chriſti
wendet, und ſagt bei Seite.

O weh, wir ſind entdeckt

Chriſtian.

Das iſt infam, das heißt den gnäd'gen Her
geneckt!
Dafür verdient er, daß Sie einen Andern wähle
Noch eh' er kommt.

Malten lachend.

Ganz recht. Dir aber trag' ich a
Mir auf den Die Hand auf ſeiner Schulter. Fa
nachtsnarren hübſch aufzupaſſ
Und ihn beſonders zu dem Fräulein nicht zu laſſ

Chriſtian.

Nein, er ſoll nicht zu ihr, verlaſſen Sie Sich dra
Liſette hat inzwiſchen verſucht, in Sophiens Zimmer
wiſchen.

Malten
faßt ſie beim Kleid.

He da! wo willſt du hin?

Liſette.

Zum Fräulein.

Malten.

Du wirſt bleiben.

Deutet auf die Adreſſe des Briefs, mit dem er auftrat.

Ein Kleiderkoffer kam vorhin mit dieſem Schreiben,
Den ſchafft hieher.

Chriſtian will gehen.

Sogleich.

Liſette

will in Sophiens Zimmer.

Nur einen Augenblick —

Malten

zieht ſie, wie vorhin, zurück.

Nachher.

Chriſtian

ſchon unter der Thür.

Komm, Lieschen, komm! wir ſind ja gleich zurück.

Beide ab.

Vierte Scene.

Malten

allein, nachdem er ihnen nachgesehen.

Das ist ein Teufelskerl! Will absolut betrügen!
Und treulich helfen ihm die Weiber, mich belügen

Kleine Pause.

Nun wartet, wartet nur, Euch heiz' ich wo
noch ein!
Mich prellen? — Großen Dank! Der Alt' i
Euch zu fein.
Er kennt nunmehr den Reitknecht, Herr
von Strahlen.

Pause, dann mit dem Tone eines Menschen, der eben sein
Plan gemacht hat.

Wart', deine Mummerei sollst du mit Ang
bezahlen.

Fünfte Scene.

Malten. Christian und **Lisette** setzen ein
Koffer im Hintergrunde ab.

Christian.

Da ist der Koffer.

Malten.

Gut. Du bleibſt dabei.

Chriſtian ſetzt ſich drauf.

Sehr wohl.

Malten

zu Liſetten, die ſich inzwiſchen ſchon wieder Sophiens Zimmer genähert hat.

Du gehſt mit mir.

Liſette

will durchaus in's Zimmer.

Sogleich! Ich will nur erſt — ich ſoll
Dem Fräulein nur ein Band noch in die Haare binden.

Malten

ſie zurückziehend, ſtreng.

Fort! Das hat Zeit.

Beide ab.

Sechſte Scene.

Chriſtian allein, ſteht auf.

Darein mag ſich der Teufel finden.
War's nicht genau, als ſäh' der alte Mann

Mich für den Strahlen bald, bald für mich
selber an?
Bald ſchien's, als lebt er jenen, mich zu ſchrecken;
Und bald, als wollt' er ihn beſchämen oder necken.

Pauſe.

Sei's damit, wie es will; ſo iſt's doch wohlgethan,
Ich ſpreche ſie und gleich. — Wie aber fang' ich's
an?
In ihrem Zimmer wird ſie mich nicht wollen hören,
Und hier in dieſem muß uns jeder Fußtritt ſtören.

Entſchloſſen.

Laß ſehn! Ich frag' ſie ſelbſt um Rath durch
Schlüſſelloch.

Er ſieht durch's Schlüſſelloch, legt dann den Mund an
und ruft.

Sophie! Lauſche, dann. Soph —

Siebente Scene.

Chriſtian. Heinrich kommt mit zwei Blumentöpfen, und zwei Untersetznäpfen. In einem Topfe Aurikel, im zweiten ſchwarze Nelken. In dem Augenblicke, wo Chriſtian die Silbe Soph — am Schlüſſelloche ſpricht, ſetzt er ſeinen Blumentopf derb auf den Tiſch.

Chriſtian

bricht heftig zuſammenfahrend die Silbe ab.

Ha, verdammt!

Heinrich.

Ihr Diener.

Chriſtian.

Dacht' ich doch,
Es wär' der alte Herr! — Wozu die Blumentöpfe?
Wohin damit?

Heinrich.

Wohin? In dieſe beiden Näpfe,
Damit das Waſſer nicht (Mit Pantomime.) hin in die Stube fließt,
Wenn Fräulein Sophie ihre Blumen gießt.

Chriſtian.

Du trägſt ſie zu Sophien?

Heinrich.

Ja, wie's der Herr befohlen:

Auf die Blumen zeigend.

Aurikel, wie gemalt, und Nelken, ſchwarz wie Kohlen,
Narciſſen bring' ich noch, und Hyacinthen —

Chriſtian einfallend.

Schön,
Du kannſt mir —

Heinrich eben ſo.

Schön, mein Herr? Man kann nichts Schönres ſehn.

Chriſtian.

Nicht doch, ich meine: Gut, daß ſich's ſo trifft!
Ich bäte
Sie Herrn um etwas, und ich trau' mich nicht hinein.
Man könnte kommen —

Heinrich.

Nun, da wüßt' ich, was ich thäte:
Ich rufte ſie heraus.

Chriſtian.

Das wollt' ich; aber nein,
Ich ſchicke dich zu ihr.

Heinrich

ſucht ſein Intereſſe an der Sache durch eine etwas einfältige Miene zu maskiren.

Thut's denn ſo eilig ſeyn?

Chriſtian.

Ja wohl, ja wohl! Denk', Bock, der alte Herr von Malten
Thut mir die Ehr' an, für den Strahlen mich zu halten.

Heinrich wie vorhin.

Ei!

Chriſtian.

Oder Strahlen hat wohl gar den Streich im Sinn,
Gleich mir ſich hier im Haus in die Livree zu ſtecken.

Heinrich wie vorhin.

Proſt! Dahin kömmt er nicht, ſo lang' ich drinnen bin.

Chriſtian.

Ein Brief, der eben kam, ſchien's Malten zu entdecken,
Und, denke dir! er war ſo halb und halb geneigt,
Das Fräulein Kraft mit Strahlen zu vermählen.

Heinrich wie vorhin.

Das wäre!

Christian.

Geh, du mußt das alles ihr erzählen.

Heinrich behutsam forschend.

Das? — Ist's auch wohlgethan, daß man ihr Hoffnung zeigt,
Den Strahlen, den sie einst geliebt —

Christian.

Das ist vorbei.

Heinrich gedehnt.

Vorbei?

Christian.

Rein aus, mein Schatz! Vertraulich. Sie will mich sprechen.

Heinrich

höchst neugierig, und eben darum mit höchst einfältiger Miene.

Ei!

Christian.

Und heimlich.

Heinrich

mit durchschimmernder Unruhe.

Sagte sie das Ihnen selbst?

Chriſtian.

Liſette

Erhielt den Auftrag.

Heinrich

noch unruhiger unruhig.

Hm! wenn die gelogen hätte?

Chriſtian.

Sie hat mir's nicht geſagt, ich hab' es ſelbſt gehört,
Hier auf der Lauer —

Heinrich bei Seite.

Was? Zu Chriſtian wie verdan. Es
hat Sie wohl bethört?

Chriſtian.

Mit dieſen Ohren hab' ich's Wort für Wort
vernommen.

Heinrich

bei Seite, ihn ſcharf beobachtend.

Wär's möglich?

Chriſtian.

Geh für mich hinein, du biſt willkommen.

Heinrich losbrechend.

Herr, iſt das wahr: ſo ſoll —

Chriſtian

bemerkt ſeine Hitze nicht.

So wahr ich ehrlich bin!

Ich würd's nicht ſagen, Bud!

Heinrich

mit aller Heftigkeit der Eiferſucht.

Nun gut, ſo geh' ich hin.

Und ſag' ihr —

Chriſtian einfallend.

Stell' ihr vor, wir müſten bald uns ſprechen,

Denn Strahlen hätte Luſt, mir —

Heinrich

mit verbiſſener Wuth einfallend.

Das Genick zu brechen!

Chriſtian

mit dem Triumph der Ueberlegenheit.

Ja, das iſt möglich, wenn er eiferſüchtig iſt.

Dann aber danke Gott, daß du nicht Strahlen biſt;

Denn wenn's ein Mädchen gilt, hat Hagen

wie der Teufel.

Heinrich mit Selbſtgefühl.

Auch Strahlen.

Chriſtian.

Woher weißt du das?

Heinrich

durch die Frage wieder zu sich gebracht.

Ei, ohne Zweifel!
Er ist ja Offizier.

Christian.

Nun, nun, das weist sich aus.

Während der folgenden Verse geht Heinrich an den Tisch, und sucht mit unruhiger Eil die Diamantspitze, die er im Seydems Zimmer zu suchen hat.

Jetzt geh, und frage sie, ob ich sie hier im Haus,
Ob anders wo — vielleicht im Hölzchen hinterm Garten —
Zu traulichem Gespräche soll erwarten.

Heinrich in Eile.

Wart' in der Hölle! Geht nach Seydems Thür.

Christian.

Frag genau — hörst du? nach Ort und Zeit.

Heinrich.

Schon gut. Vor Eile. Daraus wird nichts in Zeit und Ewigkeit!

In Seydems Zimmer ab.

Achte Scene.

Chriſtian allein.

So iſt es recht. Gut Ding muß immer gleich geſchehen.
Jetzt iſt er bei ihr. — Wart, nun will ich horchen gehen.

Das Ohr an der Thür. Pauſe.

Er ſpricht. — Sie hör' ich nicht. — „Untreue" — Hm! — Sie lacht.

Horcht einige Sekunden.

Er ſpricht erſtaunlich ſchnell. Wieder. Er ſchwört bei Tag und Nacht.
Kurios! — Ich glaube, ſie bezweifelt meine Liebe!

Horcht.

Jetzt redet ſie. — Nein — doch — „verſtohlen wie die Diebe" —
„In ihre Sache nicht!" — Mein'twegen öffentlich!

Horcht lange.

„Studentenleichtſinn" — „Ruf" — Aha, ſie ſchilt auf mich!

Horcht.

Still! — Jetzt erinnert er ſie wohl an ihr Verſprechen.

Pauſe.

Haha! ich glaub' er ſagt, ich würde mich
„erſtechen,"
Wenn ſie nicht Wort hielt. — Nun, ſo ſchnell
erſticht ſich's nicht.

Horcht.

Jetzt ſcheint es, daß ſie recht im Ernſte mit ihm
ſpricht.

Pauſe.

Sie will nichts wiſſen von „gewagten Schrit-
ten." —

Pauſe.

„Fort aus dem Hauſe" — Was? —

Horcht lange.

Nun legt er ſich aufs Bitten —
Sie ſpricht ganz leiſe. — Recht: denn Vorſicht
ſchadet nie.

Legt das Ohr ſchief an.

Jetzt flüſtert ſie nur noch. —

Verdächtige Pauſe.

Jetzt iſt ſie ſtille.

Wieder Pauſe, dann aufgeſchreckt.

Wie?

Das klang ja wie ein Kuß! Eilt nach dem Schloß.

Parbleu, das muß ich wiſſen.

Sich anders beſinnend.

Wie dumm! Der Gärtner kann ihr doch die
Hand nur küssen.
Sie gab ihm sicher Geld, und dafür dankt er ihr.

Er legt das Ohr wieder an.

Horch! —

Neunte Scene.

Christian. Saar.

Saar.

Christian! Christian fährt empor. Stell dir vor!
Wir sind betrogen!

Christian.

Wir?

Saar.

Der Hauptmann Strahlen ist en masqu' im
Hause hier.

Christian.

Wer ist's denn?

Saar.

Gärtner Bock, der — unverschämte Bube.

Christian.

Der ist nicht bloß im Haus.

Saar.

Wo ſonſt?

Chriſtian mit dem Finger deutend.

In ihrer Stube.

Doch woher wiſſen Sie — ?

Saar

giebt ihm einen unterſiegelten Brief.

Lies, was ich eben fand.

Chriſtian lieſt.

Verdammt, das iſt mein Brief! Zu Saar. Iſt das von ſeiner Hand?

Saar.

Natürlich.

Chriſtian.

Aber — 's iſt von Niemand unterſchrieben.

Saar

nimmt ihm den Brief aus der Hand.

Nicht zwei Minuten bin ich zweifelhaft geblieben. Der' an.

„Mein Waagſtück, lieber Freund, iſt geglückt,
„ich diene in Maltens Hauſe, und wohne
„unter Einem Dache mit ſeiner liebenswür-
„digen Nichte. Der abgeſchmackte —

Er hält plötzlich inne, und murmelt unverſtändlich leſend zwiſchen den Zähnen.

Chriſtian.

Nur weiter!

Saar ſteckt den Brief ein.

Was noch folgt, ſind Stichelein
Auf mich — gewaltig ſchaal! — Nun ſag', wer kann das ſeyn,
Als Euer Gärtner? Wie? — Der Koch iſt ausgewachſen,
Die zwei Bedienten ſah ich ſchon in Niederſachſen,
Der Hausvogt iſt ein Greis, der breite Kutſcher Stör
Hat einen Bart, wie ein franzöſiſcher Sapeur,
Und fingerdick liegt ihm das Kupfer auf der Naſe;
Sieh, da erräth ſich denn der Schreiber, wie zum Spaße.

Selbſtgefällig demonſtrirend.

Bock oder du. Du biſt es nicht: denn du biſt mein
Durch mein Vertrauen; drum muß es Bock, der Gärtner ſeyn.

Chriſtian.

Ja, ja, das nenn' ich ſchlau.

Saar.

Man muß nur ſchließen können.

Horcht nach Cephiens Thür.

Ich glaub', er kommt.

Chriſtian
nachdem er auch dahin gehorcht, bei Seite.

O weh! Er wird doch mich nicht nennen,
Um ſich von dem Verdacht —

Saar.

Gieb Acht, jetzt giebt es Spaß!

Zehnte Scene.

Die Vorigen. Heinrich.

Chriſtian.

Herr Gärtner!

Heinrich.

Was beliebt?

Saar mit Verbeugung.

Herr Hauptmann!

Heinrich beſtürzt.

Hauptmann? Was?

Chriſtian
heimlich zu Heinrich.

Für Strahlen hält er dich, laß ihn im Irrthum bleiben.

Saar

langsam und mit Nachdruck.

Herr Hauptmann Strahlen!

Heinrich.

Ich? Sie scheinen Spott zu treiben.
Ich, Hauptmann?

Christian ihm ins Ohr.

Sag' doch, ja, ich bitte dich recht sehr.

Heinrich heimlich zu Christian.

Was aber —

Christian eben so zu ihm.

Sprich nur ja!

Saar ironisch lächelnd.

Sie glaubten wohl, mein Herr,
Es sei gewaltig leicht, mich hinter's Licht zu führen?

Triumphirend.

Ich gab dem Gärtner ein Gedicht zu deklamiren;
's war eine Falle — der Herr Hauptmann
fiel hinein.
Ja, wenn man täuschen will, muß man nicht
eitel seyn.

Heinrich.

Dann täuschen Sie Sich nie.

Saar zu Chriſtian.

Da, hörſt du? ſein Bekenntniß!

Heinrich.

Mein Herr, ich ſchwöre —

Chriſtian zupft ihn, ſchnell.

Schweig, es iſt ein Mißverſtändniß.

Saar.

Nur Eins begreif' ich noch nicht recht: Sie wagten es,
Hieher zu kommen, und Ihr mißlicher Proceß
Iſt noch nicht aus —

Heinrich.

Was geht das Sie an?

Chriſtian wie vorhin.

Zwanzig Gulden,
Wenn du mich nicht verräthſt!

Saar fortfahrend.

Sie mußten Sich gedulden,
Gefährlich war der Schritt für Sie und für Sophien.

Heinrich bei Seite.

Der Eine ſagt mir in die Augen, wer ich bin,
Der Andre ſpricht, er irrt. — Das iſt mir unbegreiflich.

Saar
mit wachsendem Muth.

Was wollen Sie im Haus? Heirathen? Das bezweifl' ich:
Denn wer es ehrlich meint, der handelt öffentlich.

Heinrich drohend.

Mein Herr!

Christian wie vorhin.

Ich bitte, schweig!

Saar.

Das Mädchen dauert mich,
Die Unbesonnenheit bringt sie um ihre Ehre.

Heinrich losbrechend.

Mordhöllenelement! Wer wagt es —

Christian
hält ihn zurück, heimlich.

Ei, so höre
Doch nicht auf ihn, und schweig!

Heinrich macht sich los.

Ich schwieg, so lang von mir
Allein die Rede war. Doch spricht man schlecht von ihr,
Die ich vergöttere; so kenn' ich keine Schonung.

Chriſtian

bei Seite, ſich überraſcht.

Das macht er prächtig! Zu ihm aus Ohr. Ich verdopple die Belohnung.

Heinrich

fährt im Charakter des Hauptmanns fort.

Auf Offizierparol', daß ich mich hier verdung,
Geſchah aus Neugier blos, ohn' ihre Billigung;
Den Bräut'gam wollt' ich ſehn, dem ich nicht weichen werde.

Chriſtian bei Seite.

Wie nobel nimmt er ſich in Wort und in Geberde!

Heinrich auf Saar zugehend.

Ihr inſolenter Ton verdienet Züchtigung,
Ich ford're blutige Genugthuung.

Saar

erſchrickt ſichtbar, und ſagt nach einer kleinen Pauſe im Retiriren.

In Saarburg geb' ich ſie.

Heinrich.

Dort mag ich ſie nicht holen.
Ich fordre Sie ſogleich.

Saar angſtvoll.

Sogleich?

Heinrich.

Ja, auf Piſtolen.

Saar wie vorhin.

Piſtolen? Kleine Pauſe, dann warnend. Aendern Sie,
ich treffe, wie der Tell,
Den Apfel auf dem Kopf. Zu Chriſtian. Iſt's nicht
ſo, lieber Schnell?

Chriſtian.

Ja wohl.

Heinrich.

Das iſt gleichviel; wir ſchießen über'm Tuche.

Saar zittert.

So? — Aber, werther Freund, wir ſind hier
zum Beſuche!

Heinrich.

Ich wüßte nicht; mich lud man wenigſtens
nicht ein.

Saar.

Mich aber, Trefflichſter! Discret muß man doch
ſeyn.

Gefaßt.

Wir finden uns. Indeß genügt's, wenn ich erkläre:
Mit Uebereilung ſprach ich von des Fräuleins Ehre

Und haben Sie, mein Herr, ein ält'res Recht für Sich,
Das Sophie anerkennt; ſo — retirir' ich mich.

Heinrich befriedigt.

Das iſt ein Andres.

Saar freundlich.

Ja! Der Zweikampf bleibt doch immer
Ein lächerliches Ding, zumal um Frauenzimmer.

Heinrich lächelnd.

Ja, wenn's nicht ſeyn muß —

Saar
ſchnell einfallend.

Nein, ich will nicht drauf beſtehn.
Verbindlich und geläufig.
Inzwiſchen rechn' ich mir die treffliche Bekanntſchaft
Zur Ehre. Sind Sie Freund von maleriſcher Landſchaft,
Mein Herr, ſo wird mich's freun, in Saarburg Sie zu ſehn.

Heinrich.

Beſuchen ſoll ich Sie?

Saar bejaht es mit einer Verbeugung.

Dann müſſen Sie erſt — gehn.

Saar

äußerſt höflich ſich empfehlend.

Herr Hauptmann!

Heinrich mit Verbeugung.

Herr von Saar!

Saar ab.

Eilfte Scene.

Chriſtian. Heinrich.

Chriſtian

faßt ihn entzückt bei den Schultern.

Bock! Gärtner aller Gärtner!
Dich kriegt die Hölle nicht, du prellſt den Himmelspförtner!
Durch dich begreif' ich erſt ganz, was Verſtellung iſt.
Wußt' ich nicht ſo gewiß, daß du der Gärtner biſt,
Und mein Vertrauter — Leib und Seel hätt' ich verſchworen,
Der Strahlen mäße hier dem Saar die Eſelsohren.

Heinrich.

Die Rolle war ſo ſchwer nicht. Aber, Herr Major,
Wie kam der Saar auf den Gedanken —

Chriſtian.

Stell dir vor!
Ich ſchreib' an einen Freund in meinem Stand-
quartiere,
Daß ich auf Maltendorf als Domeſtik logiere;
Ich will ihn ſiegeln, wenn ich ohne Zeugen bin,
Den Brief, verlier' ihn und der Eſel findet ihn.
Schon heute ſagt' er mir, es munkelten die Bauern,
Der Strahlen ſollte hier herum verkleidet lauern;
Da denkt er nun, du biſt's —

Heinrich einfallend:

Das iſt mir gar nicht lieb.

Chriſtian.

Mir auch nicht, lieber Bock.

Schlägt ſich vor die Stirn.

Ich Eſel, daß ich ſchrieb!
Der Saar wird's auf der Stell' dem Onkel hinter-
bringen,
Und — wird bei dieſem auch die Rolle dir gelingen,
Die dir bei Saar gelang?

Heinrich frappirt.

Des Hauptmanns Rolle?

Chriſtian.

Ja!

Heinrich.

Ich soll beim Onkel mich für Strahlen geben?

Christian

hat inzwischen Geld gesucht, und giebt's ihm.

Da!
Nimm, was ich dir versprach! Ich will dir's dreifach zahlen;
Machst du dem Alten weiß, du seist der Herr von Strahlen.

Heinrich.

Unmöglich! Meinen Dienst verlór' ich auf dem Platz.

Christian.

Du bist in meinem Dienst, von heut' an, lieber Schatz,
Du bist auf meinem Gut als Gärtner angenommen.

Heinrich.

Ja, aber —

Christian

hat nach der Thür gehorcht.

Mach's gescheidt, ich hór' den Alten kommen.

Beide auseinander, Christian links, Heinrich rechts, nach Sophiens Thür zu.

Zwölfte Scene.

Die Vorigen. Malten. Saar. Liſette.

Malten führt Saar bei der Hand in's Zimmer. Saar iſt natürlich rechts. Sobald er aber auf dieſer Seite den Heinrich erblickt, geht er hinter Malten weg, links, auf Chriſtians Seite. Heinrich ſcheint unentſchloſſen. Chriſtian will gehn. Liſette im Hintergrunde.

Malten zu Chriſtian.

Wohin?

Chriſtian etwas betreten.

Ich — in den Stall.

Malten.

Du bleibſt.

Chriſtian geht langſam auf ſeinen Platz im Vordergrunde zurück, Malten fährt fort zu Heinrich.

Du rufſt Sophien.

Heinrich ab.

Zu Saar.

Viel früher, lieber Saar, als Sie, Mit einem Blick auf Chriſtian. erkannt' ich ihn.
Sie bleiben noch; denn Sie gehören zum Gerichte,
Das ich jetzt halten will.

Dreizehnte Scene.

Die Vorigen. Sophie mit Heinrich aus ihrem Zimmer.

Sophie mit Verlegenheit.

Herr Onkel —

Malten.

Fräulein Nichte!

Sie unterbrechend.

's iſt ein verkleideter Liebhaber hier im Haus.

Sophie

verwirrt und ungewiß, ob Heinrich gemeint iſt.

So? Einer? Welcher denn?

Malten

zeigt mit einer Bewegung der Hand auf ſich und die übrigen Mannsperſonen.

Such' mir ihn hier heraus.

Sophie wie verbiſſen.

Sollt' — Sollt' es — Chriſtian ſeyn?

Chriſtian

fährt zuſammen, bei Seite.

Peſt!

Saar,

der ſich etwas hinter dem Halbzirkel hält.

Heinrich, will ſie ſagen.

Malten

ſieht ſich nach ihm um, lächelnd.

Nein, dafür bin ich gut.

Er ſieht einige Secunden lang Chriſtian an, welcher die Augen niederſchlägt. Dann legt er ihm die linke Hand auf die Schulter, um ihn aufmerkſam zu machen, und ſagt ſehr ernſthaft.

Mein Herr!

Chriſtian höchſt verlegen.

Mein Herr —

Malten

langſam und mit Nachdruck.

Sie tragen
Ein Kleid, das Sie nicht blos erniedrigt, nein —
entehrt.

Chriſtian beleidigt.

Herr, ich bin Offizier!

Saar erſtaunt.

Was?

Malten bitter.

Hat man Sie gelehrt,

Saar

ſchiebt, ohne daß Malten unterbrochen wird, prompt die Worte ein.

Auch der?

Malten fortſprechend.

Das gäb' ein Recht auf Ehre ohne Tugend?
Ihr Stand entſchuldigt nichts, und wenig Ihre Jugend.
Sie lieben? Nun, ich glaub's. — Glaub' auch, Sie ſind geliebt.

Sophie markirt mit einem leiſen Kopfſchütteln ihre Verneinung.

Und darum ward durch Sie ein Faſtnachtsſtreich verübt,
Der ewig Sie von meiner Nichte trennet?

Kleine Pauſe, dann mit ſteigender Energie.

Verführer oder Thor!

Chriſtian gekränkt.

Mein Herr —

Malten einfallend.

Wer Menſchen kennet,
Nennt Sie ſo oder ſo, ſonſt bleibt ihm keine Wahl.
Ich mag das Eine nun, ich mag das Andre glauben;
Sie ſind für Sophie todt.

Sophie giebt Heinrich einen heitern Blick.

Chriſtian

eine Hand auf der Bruſt, die andere gen Himmel ſtreckend.

So mag des Blitzes Strahl
Vor ihrem Angeſicht der Augen mich berauben,
Wenn ich mit anderm Wunſch ſie jemals angeſehn,
Als den, mit ihr zum Traualtar zu gehn!

Malten.

Ein Thor alſo! Nur der verachtet alte Sitte,
Und ſtiehlt ſich eine Frau, ſtatt daß er ſie erbitte.

Heinrich ſcheint ſich getroffen zu fühlen.

Ein Abentheuer will die Pageneitelkeit;
Doch im Vergehen liegt die Strafe ſchon bereit.
Der Männer Achtung iſt der Weibertugend Waffe;
Ein Weib, das ſich den Aeltern ſtehlen ließ,
Hat keinen Anſpruch drauf, Sophie ſieht beſchämt zur Erde. und jeder Affe
Von Kamerad glaubt ſeinen Sieg gewiß.

Pauſe. Chriſtian ſieht nicht auf.

Sehn Sie es ein, daß Sie des Mädchens Hand verſcherzten,
Als Sie Sich in mein Haus als Contrebande ſchwärzten?

Sophie blickt erheitert auf.

Chriſtian mit Wahrheit.

Mein Herr, ich bin beſchämt — Die Unbeſonnenheit
Wird meiner Hoffnung Grab.

Zu Sophie mit Erwartung einer günſtigen Antwort.

wenn Sophie nicht verzeiht.

Sophie ſchnell.

Das thut ſie ſicher nicht.

Chriſtian befremdet.

Nicht? Sophie ſchüttelt den Kopf.

Malten,

nachdem er Sophien angeſehn, zu Chriſtian.

Nun, Sie ſind beſchieden.

Sophie.

Und thäten wohl, wenn Sie das Haus noch
heute mieden.

Chriſtian.

Fräulein, vernehm' ich recht?

Sophie.

Ja, wenn Sie deutſch verſtehn.
Mein Ruf erfordert, daß Sie ſchnell von dannen
gehn.

Chriſtian beruhigt, vor ſich.

Aha! der Ruf! Zu Sophien, mit dem Beſtreben, die
Terrainbeziehung herauszuheben.

Gebeut die Sorge für die Ehre;
So ſchweigt das Herz, wenn es auch andrer
Meinung wäre.

Sophie ungeduldig.

Was hilft ſein Schweigen, wenn die Zunge ewig
ſpricht?

Chriſtian

ihr ſchnell die Hand kuſſend, halblaut.

Die Rolle geb' ich auf; allein die Hoffnung
nicht.

Will ab.

Malten.

Sie gehn?

Chriſtian.

Ich muß ja.

Malten.

Halt!

Chriſtian bleibt, Malten zu Saar.

Er könnte wiederkommen,
Würd' ihm der kleinſte Schein von Hoffnung nicht
benommen.

Chriſtian

etwas vorgebend, bei Seite.

Ich bin kurios, wie er das machen will.

Malten

führt ihn an seinen alten Platz.

Mein Herr,
Ich bitte, bleiben Sie! Hier stellen Sie Sich her!

Christian.

Ich sieh'.

Heinrich bei Seite.

Was hat er vor?

Malten.

Vor seinem Angesichte
Verlob' ich feierlich das Fräulein, meine Nichte.

Heinrich bestürzt.

Wie?

Sophie eben so.

Was?

Heinrich

mit zornigem Blick auf Saar.

Mit Herrn von Saar?

Saar

der diesen Blick bemerkt, mit Furcht vor Heinrich.

Nein, mit dem Gärtner Bock.

Malten lacht.

Warum nicht gar!

Sophie beunruhigt.

Mein Gott, mit wem?

Malten komiſch ernſthaft.

Mit einem Rock.

Sophie, Heinrich, Chriſtian, Saar und Liſette,

welche ſich aus dem Hintergrunde genähert.

Rock?

Es verſteht ſich, daß das Wort von allen in Einem Moment, nicht etwa ſo geſprochen wird, wie ungeübte Soldaten feuern. Außerdem laſſe man es nur Einen ſprechen.

Malten.

Ja! Mit Deutung auf Chriſtian. Ein junger
Mann liebt meine Anverwandte,
Den Unbeſonnenheit aus ihrer Näh' verbannte.
Ihm ziemt des Königs Rock, allein er zog
ihn aus,
Und ſtahl als Domeſtik ſich liſtig in mein Haus.

Er zieht den Brief hervor, womit er in der dritten Scene auftrat.

Sein Vater ſchreibt an mich:

Er entfaltet den Brief um zu leſen.

Heinrich heimlich.

Sophie, ich bin verrathen!

Chriſtian bei Seite.

Mein Vater! Dacht' ich's doch! Um alle meine Thaten
Bekümmert ſich der Mann, als wär' ich minorenn.

Malten

lieſt, alles iſt geſpannt, Heinrich und Chriſtian ſcheinen den Inhalt ein jeder auf ſich zu beziehen.

„In dem Augenblicke, mein Herr, wo Sie
„dieſen Brief erhalten, ſind Sie wahrſchein-
„lich über den Leichtſinn eines jungen Menſchen
„aufgebracht, der ſeinen Aufenthaltsort in der
„Abſicht verließ, ſich verkleidet bei Ihnen
„einzuſchleichen, um Ihrer liebenswürdigen
„Nichte nahe zu ſeyn, die er anbetet. Daß
„ich nicht darum gewußt, noch weniger es
„gebilliget habe, werden Sie nicht bezweifeln.
„Leſen Sie ihm die Moral —

Sich unterbrechend, zu Saar.

Sie ſind mein Zeuge, Saar, das iſt mit Ernſt geſchehn.

Fährt fort.

„Moral — aber verkennen Sie ſein Herz
„nicht. Freilich, in dem Rocke, den er jetzt
„tragen mag, iſt er Ihrer ſchönen Nichte
„nicht würdig; aber ich ſende Ihnen hier,
„mit ſeiner Wäſche, auch ſeine Uniform —

Zieht den Koffer-Schlüssel, und giebt ihn Liſetten.

Hier, Lieschen, pack' ſie aus.

Liſette thut es äußerſt haſtig, Malten lieſt fort.

„auch ſeine Uniform, die der gnädige
„Monarch ihm wieder anzulegen verſieht —"

Heinrich entzückt, heimlich.

Sophie! mit Einem Male
Steh' ich am ſchönſten Ziel!

Sophie erwidert ſeine Freude durch Blick und Händedruck. Inzwiſchen iſt Liſette mit einer Jägeruniform rechts hinter Malten getreten, und hält ſie empor, wie zum Anziehen, die Armlöcher dem Zuſchauer zugekehrt.

Malten zurücktretend.

Mein Kind, hier iſt die Schaale
Von deinem Bräutigam, Mit einem Blick auf Chriſtian.
der Kern kömmt noch hinein.

Heinrich

reißt ſein Gärtnerjacke haſtig vom Leibe.

Gleich!

Während des Anziehens nähert er ſich, den Rücken nach Chriſtian gekehrt, der Uniform, und fährt mit dem rechten Arm hinein, ohne zu ſehn, wie inzwiſchen mit dem linken Aermel vorgeht.

Chriſtian

reißt mit gleicher Eile ſein Kollet herunter.

Ja, den Augenblick!

Er macht von der andern Seite daſſelbe Manövre, wie Heinrich, und fährt mit dem linken Arm in die Uniform. Beide wollen nun den fehlenden Aermel ſuchen, ſtoßen mit dem Rücken aneinander und ſehen einander mit muhſam verwendetem Hals befremdet an. Dieſe Stellung darf nicht zu lange gehalten werden.

Chriſtian.

Nun, Kerl! Was ſoll das ſeyn?

Liſette

noch die Uniform am Kragen haltend, lacht.

Für zwei iſt drinn nicht Raum.

Heinrich

noch im Beſitz ſeines Aermels, wenn auch nicht mehr den Arm darin.

Die Uniform iſt mein.

Chriſtian eben ſo, hitzig.

Iſt's nicht die Uniform von meinem Regimente?

Heinrich wie vorhin.

Als ob ich etwa die vom meinigen nicht kennte!

Malten

will den Heinrich depoſſediren.

Zum Henker, Gärtner, dich verwirrt der Brandewein.

Sophie

faßt Malten bei der Hand.

Herr Onkel, auf Heinrich deutend. dieſer Kern
muß in die Schaale kommen;
Sonſt wird die ganze Frucht von mir nicht
angenommen.

Chriſtian giebt ſeinen Beſitz auf.

Malten höchſt erſtaunt.

Seid Ihr von Sinnen?

Saar.

Ei, bewahr' der Himmel, nein!
Ich ſagt' es Ihnen ja.

Als er Heinrich in der Uniform erblickt, lachend.

Der Hauptmann iſt hinein!

Chriſtian dringend zu Saar.

Der Hauptmann Strahlen?

Saar.

Ja.

Chriſtian

mit vom Aerger gedämpfter Stimme.

So ſchlag' der Donner drein!

Er zieht ſein Kollet wieder an, wobei er in der Eil einige Schwierigkeiten findet.

Malten

faßt ihn beim Arm, und dreht ihn gegen sich.

Wenn Sie der Hauptmann sind, wie kann's denn

Gar Heinrich zeigend. dieser seyn?

Christian höchst ärgerlich.

Ei was, ich bin Major.

Malten.

Das ist mir um so lieber,

Wenn Sie nur Strahlen sind.

Christian kurz und finster.

Nein.

Heinrich stellt sich vor.

Das bin ich.

Malten losbrechend.

Das Fieber

An Euren Hals, Ihr Herrn! So war ich Euer

Narr?

Pause.

Sophie

verlegen ihm die Hand kussend.

Verzeihn Sie, Onkelchen —

Lisette

bittend in's linke Ohr.

Und schicken auf die Pfarr'

Sophie

als Malten ſich ſchnell nach Liſetten wendet.

Sie haben mit dem Rock mich feierlich verſprochen,
Und Strahlen iſt auf Ihr Geheiß hineingekrochen.

Mithin —

Pauſe.

Malten,

nachdem er mit der Hand uber die Stirn geſtrichen.

Es ſei darum.

Freudige Umarmung zwiſchen Heinrich und Sophien.

Chriſtian zu Heinrich.

Herr Hauptmann!

Heinrich.

Herr Major?

Chriſtian.

Was hier geſchehen —

Heinrich einfallend.

Hört von mir kein ſterblich Ohr.

Chriſtian mit Gutmüthigkeit.

Das mein' ich nicht; die Welt mag immer drüber lachen,
Nur ſoll es Feinde nicht aus Kameraden machen.

Er reicht Heinrich die Hand, und wendet ſich dann mit Galanterie an Sophien.

Madam, es thut mir weh, daß ich in dieſem Nest
Nicht früher ankam, als Herr Heinrich Bock,
Den der Herr Onkel hier ſehr klug zum Gärtner
ſetzte.

Liſette
eben ſo, wie er, raiſonirend.

Und dem der Herr Major ſchlau ſein Vertrauen
gab.

Chriſtian
mit Bezug auf Saar.

Gottlob, mich tröſtet, daß ich Kameraden hab'.

Saar
den Spott erwiderend.

Und mich, daß dieſer Fall das Sprichwort nicht
verletzte:
Wer andern Gruben gräbt, fällt billig ſelbſt
hinein.

Malten.

Es war ein Faſtnachtsſpiel; laßt es zu Ende ſeyn.

Der Vorhang fällt.

Der angoliſche Kater,

oder

die Königin von Golkonde.

Luſtſpiel in einem Akt.

Anmerkung.

Diese Kleinigkeit, schon 1809. für eine Privatbühne geschrieben, ist die dramatische Ausführung einer Anecdote, welche Andrieux in seinen Contes et opuscules unter der Aufschrift erzählt: Les fausses conjectures ou l'observateur en défaut. Gut dargestellt, und die Rolle der Lucinde von einer jungen Frau gegeben, kann sie den freundschaftlichen Zirkel vor einer Privatbühne unterhalten, ohne daß ich darum rathen möchte, sie auf die öffentliche zu bringen. Zwar werden unsere Jungfrauen seit vielen Jahren von dem Unglück der Sonnenjungfrau Cora, der Natur wider das Gesetz gehuldiget zu haben, bis zu Thränen gerührt: aber es steht dahin, ob ihrer viele von Herzen lachen würden über den unbegründeten Verdacht eines Unglücks, welches — so leicht begegnen kann. Dieses Unglück hat etwas Anziehendes, welches dem leeren Verdacht gänzlich fehlt, und des Herrn Andrieux observateur en défaut wird, öffentlich erscheinend, überall den Umstand wider sich haben, daß er nicht überall en défaut seyn würde.

Der angoliſche Kater,

oder

die Königin von Golkonde.

Personen:

Franz.
Friederike, seine Frau.
Lucinde, deren Schwester.
Betty, Kammermädchen.

Ein Zimmer mit einer Mittelthür und zwei Seitenthüren

Erſte Scene.

Lucinde am Stickrahmen, verdrießlich und ohne zu arbeiten. Friederike entlaßt eben ihr gegenüber das Geſchäft, Loren und Flor nachzumeſſen, ſieht Lucinden einige Sekunden lachend an, und faßt dann mitleidig ihre Hand.

Friederike.

Vergiß, Unglückliche, verachte den Barbaren!

Lucinde.

Dein Spott iſt ſchlecht am Platz.

Friederike.

Gott wolle mich bewahren
Vor Spott in ſolcher Noth! Des Troſtes lindernd Wort —

Lucinde aufſtehend.

Du biſt nicht ſchweſterlich. Geh, oder laß mich fort!

Friederike.

Du meinſt, er haſſe dich? Mein Kind, Fliehn iſt nicht Haſſen;
Denn aus dem Gegentheil, aus Lieben und Verlaſſen,

Schuf ja Racine's Geist ein ganzes Trauerspiel. *)
Zwar furcht' ich selbst, daß er in Weiberschlingen
fiel;
Allein dir bleibt der Trost, nichts Menschlichem
zu weichen.
Sein Herz ist dir geraubt, doch nicht von
deinesgleichen.
Wenn eine Fee den Herrn mit ihrer Gunst beschenkt,
So ist die Dame mehr geschmeichelt, als gekränkt.
Bedenk', ist Eifersucht in diesem Fall' am Platze?
Die Schön', um die man dich verrieth, ist —
eine Katze,
Ein Kater nur entfloh, ein Thier aus Afrika,
Wild, wie ein Leopard —

Lucinde.

Ein Kater! ja doch, ja!
Mehr freilich nicht; doch wer ihn kannte, muß
gestehen,
Daß es ein Kater war, wie man ihn nie gesehen
Sein schön getigert Haar —

Friederike.

Sein tigerartig Herz!

*) Berenice. [illegible] Racine's [illegible] bekannt sich die Hauptheldin dieses Trauerspiels mit der Behauptung an, daß die ganze Fabel desselben in dem Verse enthalten sei, welchen Berenice fast am Schlusse spricht:

Je l'aime, je le fuis; Titus m'aime, il me quitte.

Lucinde

Der Pfote weicher Samm't —

Friederike.

Der Kralle muntrer Scherz!

Lucinde bei.

Willſt du denn den Verdruß, der auf mir liegt, vermehren?

Friederike.

Behüte! Lob' ihn nur, geduldig will ich hören.

Lucinde.

Geduldig? Seht doch an! Das ſprach Madam vom Haus.
Kaum kommt das junge Blut von ſeinem Hochzeitſchmaus,
Kaum hat's ein Herr der Welt geſchmückt mit Ring und Schlüſſel,
Und ihm gegeben Macht in Kuch' und Topf und Schüſſel;
So iſt ihm alles klein, und nichts der Rede werth,
Was nicht dem großen Fach der Wirthſchaft angehört.
Dein Herz — von Holz kann nichts, nichts auf der Welt bewegen.

Friederike.

Nicht doch, dein Ali war mir lieb.

Lucinde.

Der Mäuse wegen.

Friederike.

Oft, wenn er, sanft gewiegt, auf meinem Schoos geschnurrt,

War er —

Lucinde.

Erträglicher, als ein Gemahl, der murrt.

Friederike.

Ja wohl erträglicher! Dein Unmuth spricht als Kenner,

Viel Katerhaftiges ist im Gemüth der Männer.

Lucinde.

Falsch, wenn man sanft sie streicht, und wild, wenn man sie neckt,

Von leckerhaftem Gaum, dem nur Gepfeffertes schmeckt.

Friederike.

Den meinigen nimm aus.

Lucinde.

Mit einem Zug entwerfe

Mein Mund sein Bild: Er ist die Eule der Minerve.

Wo niemand sieht, sieht er; blind bei des Mittags Licht,

Der Weisheit ſichtbar Bild, und doch die Weisheit nicht.
Sein Forſcherblick durchdringt errathend das Geheime,
Allein den Wald zu ſeh'n, verhindern ihn die Bäume.
So oft er mich erblickt, fragt er mich, was mir fehlt.

Friederike.

Warum haſt du die Flucht des Katers ihm verhehlt?

Lucinde.

Weil ich nicht will, daß er, der alles weiß, ſie wiſſe.
Fragt er mich wieder ſo: „Mir fehlt, was ich vermiſſe,“
Soll meine Antwort ſeyn.

Friederike.

Sie wird ihn ſehr erbaun.
Prüf', ob's nicht beſſer wär, den Gram ihm zu vertraun.

Lucinde.

Daß er mich, wie Madam, zum Ziel des Witzes mache?

Friederike.

Du thuſt mir Unrecht. Wenn ich deiner Schmerzen lache,
Hab' ich den Balſam ſchon zur Lind'rung in der Hand.

Lucinde.

Wär's möglich? Haſt du ihn?

Friederike.

Das nicht.

Lucinde.

Iſt dir bekannt,
Wer ihn gehaſcht? geſehn? etwas von ihm vernommen?
Was weißt du? Sprich!

Friederike.

Ich weiß, er wird — nicht wiederkommen.

Lucinde will fort.

Du biſt abſcheulich!

Friederike.

Ei, ſo höre doch! — Zum Glück,
Zu deinem Troſte, Kind, ließ er ſich ſelbſt zurück.

Lucinde.

Welch albernes Geſchwätz!

Friederike.

Entwölke deine Miene,
Komm, höre mich nur aus! Des Nachbars Katz',
Aline,
Von wunderschönem Schweif, vom feinsten
Silbergrau,
Durch ihren Namen schon bestimmt zu Ali's
Frau —
Ich habe sie gekauft.

Lucinde.

Ich mag sie nicht.

Friederike.

Dein Kater
War deiner Meinung nicht. Ich wett', er ist
der Vater
Der Kleinen, die vielleicht noch heute sie gebiert.
Ein eleganter Korb, auf Rädern, auswattirt,
Und Wochenbetten gleich mit grünem Taft um-
hangen,
Steht da, die Descendenz von Ali zu empfangen.
Der Söhne ähnlichster ist dein!

Lucinde.

Ich will ihn nicht.

Friederike.

So? — Eigensinn ist's nicht, woran es dir gebricht.

Lucinde.

Viel eh'r wollt' ich ein Glied vom kleinen Finger missen,
Als meinen Ali!

Friederike.

Man muß zu vergessen wissen.

Lucinde.

Ich will nicht! Nimmermehr! Man schelte mich ein Kind,
Man bringe Kater, die der schönsten schönste sind;
Ich will nicht ruhig seyn, ich will nicht ruhig scheinen,
Ich will, wenn man mich reizt, sogar noch um ihn weinen!

Zweite Scene.

Franz zum Ausgehen gekleidet. Die Vorigen.

Franz.

So hitzig? Ei, ei, ei!

Lucinde
rasch doch heimlich zu Friederiken.

Verschweig's ihm!

Friederike.

Wenn er nun —

Lucinde zu Franz.

Mein Herr, Sie kommen juſt, da über den Katun
Und Flor, den ich gekauft, kurz, über Weiblich-
keiten,
Wir laut, das geb' ich zu, doch juſt nicht hitzig
ſtreiten.
Ein Mann im Amt, wie Sie, hat ſchwerlich
Zeit genug,
Dem Tand ein Ohr zu leih'n Sich empfehlend. Herr
Schwager!

Im Gehen heimlich zu Friederiken. Fritz, ſei klug!

Sie geht in ein Seitenzimmer, Friederike nimmt Flor und Katun zuſammen, Franz beobachtet ſie; als ſie fertig iſt, und gehen zu wollen ſcheint, tritt er ihr nah.

Franz.

Madam, ſie ſchien bewegt!?

Friederike lächelnd.

Es lohnt nicht, zu erzählen.

Ab in ein anderes Seitenzimmer.

Dritte Scene.

Franz allein, er legt den Hut ab.

„Verſchweig's ihm"! Alſo mir will man etwas verhehlen?
Hält man das für ſo leicht? Es ſcheint, man kennt mich nicht.
Seit geſtern — eigentlich ſeit ehegeſtern — ſpricht
Leibhaftig der Verdruß aus allen ihren Zügen.
Sie ſprach von Flor — ſollt' ihr ein Putz am Herzen liegen? —
Nein! — Wenn ſich's kaufen läßt, was unſerm Wunſch gebricht;
So bergen wir das Leid galanten Schwägern nicht.
Vom Putz ſprach man hier nicht, das ſoll mir niemand ſagen.
Laß ſehn! Was hat ſie denn in den drei letzten Tagen
Geſagt und nicht geſagt, gemacht und nicht gemacht?
Heut Mittag ſprach man viel; ich gab auf wenig Acht —
Ich will auch niemals mehr bei Tiſch die Zeitung leſen!
Sie war, wenn ich nicht irr', des Morgens aus geweſen —

Nein, das war gestern früh. — Sie sprach kein Wort, sie las,
Als ehegestern man beim Abendessen saß. —
Weiß ich nicht mehr, was man sich d'rauf vom Ball erzählte? —
Nein! Aergerlich. Ach, ich wußte nicht, daß man etwas verhehlte.
Beim Frühstück heut — — Ich hab's! — Ja, ja, das muß es seyn!
„Ist er zurück?" frug Friz, sie gab zur Antwort: „Nein,"
Und sprach dann noch etwas von „sich nicht sehr betrüben."
Man schämt sich, mir davon zu sagen — Klar! Wir lieben!
Hat so ein junger Herr, wie's allenthalben giebt,
Der jeder Liebe schwört, und nur Veränd'rung liebt,
Das achtzehnjähr'ge Herz gewonnen und betrogen?
Das thät mir leid. Sie ist nicht in der Stadt erzogen,
Das glaubt noch felsenfest an den Romanenschwur.
Der Wahn wird bald geheilt, doch schmerzhaft ist die Kur.

Er stößt auf Lucinden's Stickerei.

Sieh, ein Vergißmeinnicht! Ja, ja, sie mag's wohl sticken,

Um mit der Weſt' es ihm recht nah an's Herz zu rücken.
Sonſt nichts! Kein Namenszug — kein Stich, der mehr verräth —

Geräuſch an Friederikens Thür; er erſchrickt.

Wer kommt? Ah! meine Frau! — Laß ſehn, ob's diesmal geht?

Vierte Scene.

Franz. Friederike, welche ihr Zimmer verſchließt.

Franz.

Sie wollen aus, Madam?

Friederike.

Ja.

Franz.

Ohne Ihre Schweſter?

Friederike.

Auf zehn Minuten nur. Auf Wiederſehn, mein Beſter.

Franz.

Ich bitt' um Eine von den zehnen.

Friederike.

Herzlich gern,
Der Gang hat keine Eil.

Franz.

Madam, Sie sind der Kern,
Das Muster aller Frau'n. Wenn von Gefälligkeiten
Die Red' ist, darf man nicht mit Ihnen Wette
streiten.

Friederike.

Ein Lobspruch, viel zu groß für das, was ich
gethan,
Gehört er etwa dem, was Sie erwarten, an?
Wie, oder sind durch das, was Sie vom Wett-
streit sagen,
Mir meine Wünsche schon im Voraus abge-
schlagen?

Franz.

Wie schnell Ihr Geist ein Wort von allen Seiten
faßt,
Die selbst der Sprecher nicht gekannt!

Friederike lächelnd.

Mein Herr, zur Last
Wird mir das Dankgefühl für so viel Güte werden.
Mit Einem Wort, was ist Ihr Wunsch?

Franz wichtig.

Mien' und Geberden
Lucindens kündigen ein Seelenleiden an.
Sie haben ihr Vertraun. — Wohl weiß ich, daß
ein Mann

Bei ſolchem Kummer zum Vertrauten ſich nicht eignet;
Doch — wenn er halb durchſah, was man vergebens leugnet,
Wenn er vor Eifer brennt, zu dienen —

Friederike.

Lieber Franz,
Was Sie zur Hälfte ſah'n, begreifen Sie ſchon ganz.

Franz.

Zu günſtig denken Sie von meinem Hausverſtande.

Friederike.

Er iſt mein Stolz.

Franz.

Madam, der Ehe enge Bande
Ehrt die Vertraulichkeit mehr, als die Schmeichelei.
Lucinde leidet ſehr, es ſei, um wen es ſei.

Friederike
mit ſcherzhafter Wichtigkeit.

Das Leid vergißt ſie, hört ſie nur erſt auf zu hoffen.

Ab.

Fünfte Scene.

Franz allein.

Sie ſagte mehr, hätt' ich es weniger getroffen.
Geſchwätziges Geſchlecht, wer hört, ſieht und vergleicht,
An den verräth dein Mund ſelbſt das, was er verſchweigt.
Das Ob iſt ausgemacht; das Wer noch aufzufinden,
Kann jetzt nicht ſchwierig ſeyn. — Verhören wir Lucinden!

Er geht nach ihrer Thür, krümmt den Finger um anzuklopfen, bleibt aber lauſchend ſtehen.

Nun? Warum poch' ich nicht? Nicht ewig kann ich hier
Mit krummem Finger ſtehn vor meiner eignen Thür.
Will mich, was in mir pocht, hier anzupochen hindern?
Was will ich denn bei ihr? Bloß ihren Kummer lindern.
Sonſt will ich nichts? Nein, nichts! Nur tröſten will ich ſie,
Und zu dem Ende von ihr ſelbſt erforſchen, wie?
Der Arzt fragt billig nach der Urſach von dem Leiden,
Das iſt nicht Neugier, und iſt auch nicht unbeſcheiden.

Zwar — ſo gerad' hinein? Wär es nicht wohlgethan,
Ich wartete damit? — Nein, das geht gar nicht an!
Fried'rike hat gemerkt, daß ich es wiſſen möchte,
Drum muß ich — Ha, ſie kömmt! Wie, wenn ich mich —? ich dächte.
Vielleicht ein Monolog —

Er tritt lauſchend in den Hintergrund.

Sechſte Scene.

Franz. Lucinde kömmt heraus, und bleibt, da ſie Friederiken nicht mehr auf ihrem Platze ſieht, nachdenkend ſtehen.

Lucinde vor ſich.

Ganz hatt' ich doch nicht recht.

Franz bei Seite.

Nicht ganz? Recht und ein halb hat immer ihr Geſchlecht.

Lucinde wie vorhin.

Nein, ich war undankbar; was ich von ihr erlitten,
War böſe nicht gemeint. — Ich geh', ihr's abzubitten.

Da sie Friederikens Zimmer verschlossen findet, dreht sie sich ärgerlich um, und erblickt Franz.

Ging Ihre Frau schon aus?

Franz.

Ja, schöne Schwägerin.

Lucinde vor sich.

Fatal! Wie bald fährt ihr die Grille durch den Sinn,
Was sie für mich gekauft — Ich muß hier auf sie warten.

Sie setzt sich an die Stickerei.

Franz bei Seite.

Mir recht, indessen fällt mein Blick in deine Karten.

Nach einer Pause.

Das Wetter ist nicht hell.

Lucinde.

Verschonen Sie mich nur
Mit dem Gespräch, mein Herr.

Franz.

Die weibliche Natur
Hat, wie die Luft, ihr Trüb' und Hell, hat Sturm und Regen.
Ich spreche von der Wolk' auf dieser Stirn. — Sie hegen

Befliſſentlich den Schmerz, den Ihre Bruſt verſchließt.

Lucinde.

Nicht doch, ich leugn' ihn nicht, ſo lächerlich er iſt.

Franz.

Sie trauern —

Lucinde.

Wie ein Kind um ausgeflogne Neſter.

Franz.

Seit letztem Mittwochsball — ich ſprach mit Ihrer Schweſter
So eben noch davon. Sie war erzürnt —

Lucinde.

Mit Grund.

Franz.

Daß er — mit Einem Wort, ich weiß aus ihrem Mund —

Lucinde.

Sie wiſſen?

Franz.

O, ich weiß es ſehr genau. Lucinde
Iſt überzeugt, daß ich ihr Leiden mit empfinde.

Lucinde.

Ich bitte, brüſten Sie nicht mit Empfindung ſich.

Der Männer Mitgefühl in ſolchen Fällen! Ich
War eine Thörin, es nicht beſſer zu verhehlen.

Franz.

Wer mag Sie tadeln, wenn Sie jetzt auf Männer
ſchmählen?
Doch mein Herz fühlte ſtets, was meine Freunde
traf.

Lucinde.

Nur zu! Ich halte ſtill. Beſtrafen Sie nur brav,
Mit oder ohne Witz, wie Sie 's für gut befinden,
Die Schwachheit, die mich zu erröthen zwingt.

Lucinden

Zu beſſern, wär' ein Werk, ganz Ihrer Weisheit
werth.

Franz.

Wer iſt nie ſchwach?

Lucinde.

Ich war's, mein Herr, und bin bekehrt.
So närriſch will ich nie mehr meiner Neigung
dienen,
Ich hab' es mir gelobt, und ich gelob' es Ihnen.

Franz.

Still! Schwören wir vor nichts! — Aufrichtig,
haben Sie
Den Eid nicht ſchon gethan, und auch gebro-
chen, wie?

Lucinde.

O ja, zwei, drei Mal wohl — so oft Sie mich verließen.

Man ist ein Kind.

Franz,

nachdem er sie verwundert angesehen.

Nach der geringen Zahl zu schließen,
Sind Sie der schweren Kunst, zu fesseln, Meisterin.

Nur drei?

Lucinde.

Ist's nicht genug, seit ich im Hause bin?

Franz.

Ah so! Dann sag' ich nicht, daß Sie zu selten ändern;
Geschwinder wechselt nur die Mode mit den Bändern.

Lucinde.

Sie seh'n, ich ändre ja so selten, als es geht!
Ist es denn meine Schuld, daß man mich oft verschmäht?

Franz.

Verschmäht? Wer könnte Sie verschmähen?

Lucinde.

Allzugütig!

Was männlich iſt, mein Herr, das iſt auch wankelmüthig.

Franz.

Dürft' ich mich unterſtehn —

Lucinde.

Zu widerſprechen? Nein!
Ein Mann hat niemals recht.

Franz.

Wer weiß, ob von den Drei'n
Der Letzte —

Lucinde.

O, mein Freund, für den hätt' ich geſchworen.
Treu ſchien er, wie ein Hund; und doch iſt er verloren!

Franz.

Vielleicht nur irr' geführt vom thieriſch blinden Trieb.

Lucinde.

Gleichviel, er bleibe weg, ich hab' ihn nicht mehr lieb.

Franz.

Brächt' ich ihn heut zurück, Sie würden ihn nicht haſſen.

Lucinde.

Doch, doch! So undankbar hat keiner mich verlaſſen.

Franz.

Wo kann er hin ſeyn?

Lucinde.

O, vor mir nach Afrika,
Woher er kam.

Franz verwundert.

War er denn Afrikaner?

Lucinde.

Ja!
Soviel man mir geſagt, iſt er dort jung geworden.
Das Fremde ziehn wir vor, kam's aus Nomadenhorden,
Und wundern uns dann noch, daß Vagabunden flichn. —
Ich will ein Landeskind auf meine Hand erziehn.

Franz.

Das läßt ſich hören, mit nicht mehr als achtzehn Jahren.

Lucinde.

Meint denn der Herr, man iſt nur klug mit grauen Haaren?

Franz.

Wie könnt' ich? Ihr Beweis vom Gegentheil iſt ſcharf.

Doch Scherz bei Seite, wenn die Freundschaft wissen darf,
Ob von den Glücklichen, die ich bemerkt, der letzte,
Der, so zu sagen, Sie in Wittwenstand versetzte —

Lucinde.

Ich bitte, still von dem!

Siebente Scene.

Betty. Die Vorigen.

Betty.

Mamsell, der Musikus!

Franz bei Seite.

Wär' er bei'm —!

Lucinde.

Pfui, daß ich jetzt eben klimpern muß.

Betty zu Franz.

Auch ist der Mäkler da.

Lucinde vor sich.

Sie kann das Thier verschenken!

Betty fortfahrend.

Ob Sie für dieses Jahr nicht auf ein Landhaus denken?

Franz

stets Lucinden beobachtend.

Antwort' ihm, nein!

Betty ab.

Lucinde wie vorhin.

Wie leicht schickt sie Alinen fort,
Sobald sie wieder kömmt! — Herr Schwager,
noch ein Wort!

Franz tritt voller Erwartung zu ihr, sie öffnet schon den Mund, zu reden, plötzlich läßt sie ihn stehen.

Nein, schreiben will ich ihr, und Betty soll
hier wachen.

Ab.

Achte Scene.

Franz allein.

War das Lucinde? Soll man weinen oder lachen?
Fürwahr, das übersteigt den menschlichen Begriff.
Hier lernt, Aesthetiker, den Sinn des Worts naiv!
Die fromme Tant' erzog sie häuslich auf dem
Lande,
Kaum ist sie in der Stadt; so reißen alle Bande
Der Sittsamkeit und Zucht wie mürber Zwirn
entzwei.
Man thut, als wäre man rein, wie die Henn' im Ei

Und wenn ein heller Blick das Heimliche entdeckte,
So giebt man ſich die Mien', als ob man's nie verſteckte.
Schon drei Begünſtigte verließen ſie, und ich
Ward nichts gewahr? Es ſcheint, zu viel Licht blendet mich.
Drei? Und der dritte — Hm! Zum dritten Mal gilt alles —
Beinahe wird mir bang ob eines Sündenfalles.
Doch nein, das kann nicht ſeyn. Bei ſo viel Offenheit
Verſchwindet der Verdacht verbotner Zärtlichkeit.
So konnt' ein einzig Jahr Lucinden nicht verkehren,
Den Schein ſo vieler Schuld kann Unſchuld nur erklären.
Sie ſieht aus Modeſucht Lieb' als Bedürfniß an,
Sie kennt die Form nur, nicht die Sache. Ein Galan
Iſt ihr ein Weſen, das ſie ſich zu Huldigungen,
Und zum Bewunderer durch Freundlichkeit gedungen,
Und das man haben muß, weil andern es nicht fehlt,
Und weil man außerdem uns für zu ländlich hält.
Doch die Betrübniß? Hm! Wird ſo ein Modeweſen
Von einer Kennerin zu ernſterm Spiel erleſen,
Iſt es bei ſeinem Dienſt zu lau in Werk und Wort,
Kömmt es zu ſpät zum Ball, geht's ohne Urlaub fort;

So ſpricht die Eitelkeit in memorirten Phraſen
Gekränkter Liebe, die wir in Romanen laſen.
So iſt es, das erklärt mir ihr Betragen. Leicht
Erzählt der Aerger, was der Kummer gern ver-
ſchweigt.
Sie klagt ſo frank und frei, daß man ihr Herz
betrogen,
Weil ſie es fühlt, als wär der Staarmaz fortgeflogen.

Neunte Scene.

Franz. Friederike bei den letzten Worten eintretend. Später Betty.

Friederike.

Lucindens Staar? Das wär ein neues Ungemach.

Franz.

Madam, Sie hörten, daß ich mit mir ſelber ſprach,
Sich ſelbſt erzählt man nichts. Der Staarmaz
blieb Lucinden,
Der Afrikaner nur —

Friederike.

Der kann ſich wieder finden,
Und findet er ſich nicht, ſo iſt er leicht erſetzt.

Franz.

Wie? Und Sie billigen — ? Madam, das kann zuletzt —
Verzeihn Sie mir, das kann allmählig weiter leiten,
Als gut iſt.

Friederike.

Jedes Ding hat ſeine ſchlimmen Seiten.

Franz.

Unſchuldig iſt das Spiel, ich geb' es zu; doch ſchief
Urtheilt ſo gern die Welt —

Betty zu Friederiken.

Mamſell ſchickt dieſen Brief.

Friederike.

An mich? Was braucht' es da Papier und Dint' und Siegel.

Sie will in Lucindens Zimmer.

Betty.

Sie iſt im blauen Saal am Mahagonyflügel,
Der Muſikus hat heut den Generalbaß vor.

Friederike ſetzt ihr Arbeitskörbchen weg, und lieſt.

Franz bei Seite.

Sie leih' dem Muſikus ein aufmerkſames Ohr!
Der Generalbaß iſt's, wenn Hermes wahr geredet,
Der in des Weibes Bruſt die Lüſternheit ertödtet.

Friederike lächelnd zu Betty.

Sag' ihr, daß alles noch zu ihren Dienſten ſteht.

Betty ab. Friederike legt den Brief in das Körbchen, läßt es aber ſtehen, und wendet ſich wieder zu Franz.

Sie ſprachen von der Welt? Ich bitte Sie, was geht
Die Welt es an, wem in der Welt iſt d'rangelegen,
Womit Lucinde ſpielt?

Franz.

Bei'm Spielen überlegen
Die Mädchen ſelten, wo des Spieles Gränzſtein ſteht.
Wer kennt nicht die Gefahr der — Electrizität?

Friederike.

Wie das? So dürfte man wohl keine Katze leiden?

Franz befremdet.

Von Katzen ſprach ich nicht.

Friederike.

Von Katern denn! Mit beiden
Läuft's wohl auf Eins hinaus, da beid' electriſch ſind.

Franz.

Das eben iſt der Punct! Ein unerfahren Kind
Darf wenigſtens dies Spiel nicht ohne Aufſicht treiben.

Friederike.

Wahrhaftig, das ist werth, daß Sie es niederschreiben.
Ein Wochenkind läßt man nicht mit der Katz' allein,
Auch mag's bei größern oft nicht unbedenklich seyn;
Allein bei einem Kind von achtzehn vollen Jahren!

Franz.

Dies Alter, dünkt mich, kann vor Thorheit nicht bewahren.
Man fängt mit Vorsicht an, wird dreißier, spielt und spielt;
Und sieht erst die Gefahr, wenn man die Wunde fühlt.

Friederike.

Mit solchen Wunden hat's zum Glück nicht viel zu sagen.

Franz.

Madam, man kann den Schmerz mit sich zu Grabe tragen.

Friederike lacht.

Zu Grabe? Sind Sie klug? Oft heilt's, eh' man es spürt.

Franz.

Nicht doch! —

Friederike.

Doch, weiser Herr, das ist mir selbst passirt!

Ab in ihr Zimmer

Zehnte Scene.

Franz. Später Betty.

Franz.

Ihr selbst? — Es scheint beinah, daß wir uns
mißverstehen. —
Doch nein! sie wollte das, was ich gesagt,
verdrehen.
Wenn man mit einer Frau von Liebe blümlich
spricht,
Und wenn's an der Figur zur Antwort ihr gebricht;
Was kann sie andres thun, als mißverstehn und
lachen? —
Ihr Körbchen! Ha, da wär ein coup de main
zu machen! —
Indeß — wozu? Der Nam' ist sicher nicht im
Brief;
Denn — sie verbarg ihn schlecht. Da steckt er —
gar nicht tief —!
Der Nam' entgeht mir nicht; ich will es bald
erfahren,
Wer Eltern hat, die in den Barbaresken waren.
Indeß — laß sehn! vielleicht find' ich, um
leichtern Preis,
Hier dies und das, was ihn betrifft, und ich
nicht weiß.

Lesend.

„Verzeih' den Ungestüm, den ich mit Ernst bereue.
„Vorbei ist mein Verdruß; doch hätt' ich ihn auf's neue,
„Käm' ich um dein Geschenk, und zwar durch meine Schuld.
„Gieb mir es ja nicht weg! Mit einer Ungeduld,
„Wie eine Kranke die Epoche des Genesens,
„Erwart' ich — die Geburt — des zarten, kleinen Wesens. —
„Schön hoffentlich, wie er, doch minder undankbar,
„Soll es mir theurer seyn, als es sein Vater war.
„Ich nenn' es dann, wie ihn, das Weit're nach der Stunde!"

Mit herabsinkenden Händen, und nach einem tiefen Athemzug.

Ah! Das wird bittrer Ernst! — Ein Kind! — Mit offnem Munde
Und zugeschnürter Brust steh' ich erschrocken da.
Sah ich denn nichts? Nein! Franz, du warst der Blindheit nah!
Warst oder bist's! — Mein Kopf ist mit dem Aug' im Kriege. —
Kein Zweifel, keiner! Das sind ihre Federzüge,
Und keine Deutung läßt der klare Inhalt zu.
Wie aber, fragt der Kopf, wie mag sich solche Ruh'
Und Unbefangenheit mit solcher Lage paaren?

Nach kurzem Besinnen.

Verschlagenes Geschlecht! Das größre zu bewahren,
Räumt man das kleinere Geheimniß offen ein.
Doch daß Friedrike schweigt, ist albern mehr, als fein,
Am Ende — — Hm! Sie schließt die Thür seit gestern Morgen —
Bereitet sie vielleicht hier — — Das bleibt nicht verborgen,
Und meines Hauses Ruf wird thörig ausgesetzt!
Was thu' ich? fordr' ich den, der schaamlos ihn verletzt?
Sie sagt, er ist nicht da! — Er soll mir nicht entfliehen.
Jetzt ist das Nöthigste, geschwind auf's Land zu ziehen.
War nicht der — Rufend. Betty! Betty kömmt. Ist der Mäkler wieder fort?

Betty.

Er stieg in's zweite Stock, ich mein', er ist noch dort.

Franz.

Geschwind! frag oben nach und führ' ihn in mein Zimmer.

Betty geht ab.

Das ist der Mann; er schweigt, und billig war er immer.

Ein Häuschen auſser'm Schuß der läſt'gen Landpartien,
Und — was dann nöthig iſt, es heimlich zu erziehen,
Das ſchafft er, und ſo bleibt ihr Name unzerriſſen.
Ich muß nur ungefähr den Zeitpunct —

Er geht raſch nach Friederikens Zimmer, bleibt aber dicht vor der Thür unentſchloſſen ſtehen.

Das Gewiſſen
Iſt doch bei meiner Treu ein unbequemes Ding.
Wie ich's auch dreh; das bleibt ein Brief, den Sie empfing,
Und den ich mir erlaubt, ihr heimlich wegzuſtehlen.
Was kann ich ſagen, wenn es ihr gefällt, zu ſchmähten?
Sie iſt die Sünd'rin nicht, gewaltig ſünderhaft
Stünd' ich vor ihr mit der erſchlichnen Wiſſenſchaft.
Sie mußte dieſen Brief ſorgfältiger verwahren,
Sie hat gefehlt, mir ziemt's, die Schaam ihr zu erſparen.
Bedenk ich's recht; ſo ſchwieg ſie billig gegen mich,
Wie gegen jeden: denn wie leicht verräth man ſich.
Unedel wär's, ihr ein Geheimniß abzufragen,
Das ihr nicht angehört. —

Den Brief in das Körbchen legend.

Lucinde muß mir's ſagen!

Betty.

Ich traf ihn glücklich: Er hat Eile, wie er ſpricht.

Franz.

Iſt er —

Betty.

Im Vorſaal, in die Stube wollt' er nicht.

Franz.

Den Korb vergaß Madam, trag ihn ſogleich ins Zimmer.

Ab.

Betty.

Er ſtörte d'rinn. — Was iſt denn in dem Körbchen? — Schlimmer
Treibt's ſelbſt die Eiferſucht mit Spioniren nicht.
Was man in's Ohr ſich ſagt, errath er am Geſicht,
Und [illegible] er wiſſen will, wo heut Madam geweſen,
Er fragt nicht; nein, er ſucht's an ihrem Schuh zu leſen.

Eilfte Scene.

Betty. Friederike. Später Lucinde.

Friederike.

Sag' meiner Schweſter, daß Alin' entledigt iſt.

Betty.

Die Katze? Dann Adieu, Herr Generalbaſſiſt!

Geht in Lucindens Zimmer, wo man ſie rufen hört.

Mamſell! Mamſell!

Lucinde aus der Ferne.

Was giebt's?

Betty.

Mamſell, Alin' iſt nieder!

Lucinde

noch hinter der Scene.

Adieu, Herr Muſikus, wir ſehn uns morgen wieder!

Schnell eintretend.

Spricht Betty wahr? — Wieviel?

Friederike.

Drei.

Lucinde

eilt nach der Thür.

Oh, die muß ich ſehn.

Friederike.

Gemach, gemach, mein Schatz! Wir müssen uns versöhn.

Du wolltest keinen.

Lucinde.

Ich hab' anders mich besonnen,
Durch Eigensinn wird das Verlorne nicht gewonnen.

Friederike.

Ganz recht: doch Eigensinn erreget Eigensinn,
Darum verzeih, wenn ich nun eigensinnig bin.

Lucinde.

Wie? Wegen eines Zwists, der sich um nichts entsponnen?

Auf Betty zeigend.

Versprachst du der nicht —?

Friederike.

Ich hab' anders mich besonnen.

Betty.

„Sag' ihr, daß alles noch zu ihren Diensten steht,"
So hat Madam gesagt.

Friederike.

Der Wind hat es verweht.
Kann ich dafür, daß sie mir alle drei gefallen?
Sie bleiben mein.

Lucinde.

Gieb mir den häßlichſten von allen.

Friederike.

Gleich ſchön ſind alle. Wart, du ſollſt es ſelbſt geſtehn.

Sie zieht an einem Bande den Katzenkopf aus ihrem Zimmer.

Lucinde.

Ein Tiger! wie gemalt! — Der Tiger iſt nicht ſchön,
Doch ſo, gerade ſo, war Ali auch gezeichnet.

Friederike.

Gerade darum iſt er ſchlecht für dich geeignet.
Wär Ali todt, dann ja; doch er iſt ungetreu,
Und was ihm ähnlich iſt, macht deine Schmerzen neu.

Lucinde.

Wenn's eine Schwachheit iſt, die Katzen ſehr zu lieben,
Wie nennſt du wohl den Drang, an ihr den Witz zu üben?

Friederike.

Wer zu gewähren hat, dem ziemt wohl Spott und Witz.

Lucinde.

Und wer nicht bitten will, der — setzt sich in Besitz.

Sie zieht ihr das Band geschickt durch die Hand, stützt den Korb auf die Seite ihres Zimmers, und wickelt das Ende des Bandes fest um ihre Hand.

Friederike.

Dem Ueberfalle muß das Recht des Tapfern weichen.

Lucinde.

Was blinde Macht versagt, das darf die List erschleichen.

Friederike

heimlich eine Scheere aus ihrem Körbchen nehmend.

Ja, ja, das ist ein Satz der Kabinetsmoral.
Zu diesem Spiele lacht ein guter General,
Und wo die Klugheit räth, den offnen Kampf zu meiden,
Weiß er dem Feinde — die Bagage abzuschneiden.

Sie durchschneidet das Band, und zieht den Korb zu sich.

Lucinde

lachend den Rest des Bandes von ihrer Hand losbindend

Gezwungen laß ich dir der Ueberlistung Ruhm.
Indeß, der Krieg betrifft Alinens Eigenthum.
Wär uns, bei fremdem Gut, nach so viel Heldenthaten,
Nicht altem Brauche nach die Theilung anzurathen?

Ich räume dem Besitz sein Vorrecht willig ein,
Zwei Theile sind für dich, der dritte nur sei mein.

Friederike.

Sobald der Feind bekennt, er sei auf's Haupt geschlagen;
So sind wir auch geneigt, uns mit ihm zu vertragen,
Und laden höflich ihn in unser Hauptquartier.

Lucinde.

Sogleich! ich schließe nur die Noten in's Klavier.

Ab. Friederike führt den Karl in ihr Zimmer. Betty bleibt.

Zwölfte Scene.

Franz. Betty.

Franz sich umsehend.

Mir war, als hätte jetzt Lucinde hier gesprochen.

Betty.

Sie war's; ein Zufall hat die Stunde unterbrochen.

Franz erschrickt.

Ein Zufall!! Hoffentlich doch nicht von Wichtigkeit?

Betty.

Von größter, wen er trifft, doch keine Seltenheit.

Franz angelegentlich.

Laß hören!

Betty.

Was denn?

Franz.

Nun, was du mit angeſehen.

Betty.

Ich? Gott bewahre mich! Werd' ich zu ſo was gehen!

Franz bei Seite.

Zu ſo was? Raſch ſich zu ihr wendend, mit Ernſt. Höre, Kind, wenn ich dich recht verſteh';
So weißt du —

Betty ängſtlich.

Ich weiß nichts!

Franz
mit feierlichem Nachdruck.

Sag' überall ſo! — Geh!

Betty ab.

Dreizehnte Scene.

Franz. Später Lucinde.

Franz.

Natürlich! Zofen sind geborene Vertraute.
Ein Zufall? Hohe Zeit war's, daß ich sie durchschaute;
Und hohe Zeit ist's auch, daß ich um jeden Preis
Von ihr erforsche, was ich leider gründlich weiß,
Um meinen Plan mit ihr gemeinsam auszuspinnen.
Ich mein' es gut, das muß mir ihr Vertrau'n gewinnen.

Er klopft an ihre Thür.

Lucinde von innen.

Herein!

Franz fährt zurück.

Sie ruft herein. — — Bin ich nicht lächerlich?
Weil die Beschämung sie erwartet, schäm' ich mich. —
Wahr ist's, ihr Zustand will, daß ich die Worte wäge —

Lucinde lauter.

Herein!

Franz
sich vor die Stirn schlagend.

Ich Thor, daß ich das jetzt erst überlege.

Lucinde auftretend.

Sie pochten?

Franz verlegen.

Ja.

Lucinde.

Das Schloß war doch nicht abgeschnappt!
Warum verlegen wie ein Dieb, den man ertappt?
Wenn man durch Klopfen sich die Gnade ausgebeten,
In diesem Zimmer vor mein Angesicht zu treten,
Und wenn ich voller Huld gerufen: Nur herein!
So soll man pfeilgeschwind zu meinen Füßen seyn.

Franz.

Zu glücklich, wenn Sie dort mich nur erträglich fänden.

Lucinde.

Mein Herr, verbunden für den Weihrauch, den Sie spenden.
Indeß bleibt ausgemacht, Ihr Finger klopfte hier;
Was, wenn ich fragen darf, was wollten Sie bei mir?

Franz.

Voreilig pocht' ich an, Sie schienen nicht zu hören

Lucinde.

Rief ich nicht laut genug?

Franz.

Ich wollte Sie nicht ſtören.
Zu ſpät bedacht' ich, daß ein leidendes Gemüth
Bisweilen ſelbſt den Freund mit Unluſt kommen ſieht.
Ihr Unfall —

Lucinde.

Iſt er werth, daß Sie noch daran denken?

Franz.

Ihn jetzt vergeſſen, hieß der Freundſchaft Rechte kränken.
Gewiß, ich ſtelle mich an Ihren Platz. Hab' ich
Nie ähnlichen Verdruß gehabt?

Lucinde.

Sie höhnen mich.
Sie? Mann und Philoſoph?

Franz.

Gerad' aus dieſen Gründen
Verzeih' ich Mädchen gern der Neigung kleine Sünden,
Und fühle mit, was ſie vergnügt und traurig macht.
Sie mußten offner ſeyn.

Lucinde.

Sie hätten nur gelacht.
Was kümmert Sie, mein Freund, mit dieſer Catosmiene,
Mein Afrikaner, ſein Verluſt und ein' Aline.

Franz
einen Augenblick befremdet.

Aline? — Ah! So heißt, wenn ich nicht irrig bin,
In Bürgers Meiſterſtück Golkondens Königin.

Sie fixirend.

Der Junker aus dem Schloß traf ſie, mit einem Topfe
Voll ſchäumend friſcher Milch auf ſechszehnjähr'gem Kopfe.
Sie ließ ihn fallen, glitt dann auf der Milchſtraß' aus,
Und — kam nicht ganz, wie ſie gegangen war, nach Haus.

Lucinde.

Drauf ging ſie nach Paris, nahm einen Präſidenten,
Nicht wahr? und als er ſtarb, bekam ſie ſeine Renten.

Franz.

Ganz recht.

Lucinde immer lebhafter.

Dann wurde ſie Marquiſ' und Frau von Geiſt,
Und wie ſie d'rauf zur See, Gott weiß wohin, gereiſt,
Ward ſie gefangen an Golkondens Herrn verhandelt.
Zu ihrem Sclaven wird der Sultan umgewandelt.

Er ſetzt die Kron' ihr auf, ſie ihm — ein Hirſch-
gewcih,
Und weil ſie fürchtet, daß er d'rüber böſe ſei,
Entfernt ſie heimlich ſich aus ſeiner Hoheit Landen.
Nachdem ſie nun den Sturm der Jugend überſtanden,
Trifft ſie der Junker, jetzt ein hochbejahrter Mann,
Gekrümmt und runzelvoll als Philoſophin an.
Das Ding iſt allerliebſt!

Franz.

Und reich an guten Lehren.

Lucinde.

Wenn man erſt Runzeln hat, iſt's leicht, ſich zu
bekehren.
Ich denke ſo, mein Freund: Bracht' ein zerbroch-
ner Topf
Der Krone hehren Glanz auf einer Bäu'rin Kopf;
Welch Glück kann nicht auch mir mein kleiner
Unfall bringen!
Geſchieht's auf beſſ're Art; ſo ſollen Sie's beſingen!

Franz bei Seite.

Wie liſtig ſie ſich dreht! — Mich dünkt, Alinens
Fall
Giebt noch zu anderer Betrachtung Stoff: Ein
Ball
Des Schickſals, wurde ſie erſt an der Krücke weiſe;
Sie kam an's Ziel, doch Fall auf Fall war ihre Reiſe.

Der Grund, worauf sie lief, war hellgeschliffner Stahl,
Und, ach! die Einmal fiel, die fiel für allemal.

Lucinde.

So stehts im Oberon.

Franz.

Und so muß sich's ereignen,
Wenn wir den ersten Fall nicht schlau der Welt verleugnen.
Die Unschuld lohnt allein ihr Ruf; ist der verfehrt,
So scheint das Uebrige nicht mehr der Mühe werth.
Verhehle, wer gefehlt, daß er nicht ferner fehle!

Lucinde.

Wie weise! Niemand fällt, damit er es erzähle.

Franz.

Doch ist es nöthig, sich dem Freunde zu vertraun,
Damit die Feinde das Geheimniß nicht durchschau'n.

Lucinde gelangweilt.

Von etwas Schicklicherm bitt' ich, mit mir zu sprechen.

Franz.

Zwei Worte nur noch —

Lucinde.

Ich befehle abzubrechen,
Kraft meines Weiberrechts.

Franz.

Ich ſchweige. — — — Hätten Sie
Indeß nicht einige Zerſtreuung nöthig? — Wie,
Wenn zur Veränderung der Luft Sie Sich entſchlöſſen?
Ich denk' auf's Land.

Lucinde.

Ich nicht.

Franz.

Veränd'rung lehrt vergeſſen.
Auch meine Frau zeigt Luſt —

Lucinde.

Mein Herr, Sie irren Sich,
Zög' alle Welt auf's Dorf, hier bleibt Fried'rik' und ich.
Sie können zieh'n, o ja, zieh'n Sie wohin Sie meinen,
Bisweilen werden wir dort zum Beſuch erſcheinen.

Franz.

Unmöglich! Bleiben Sie, ſo merkt die Welt gewiß,
Um wen Sie traurig ſind, und — was er hinterließ.

Lucinde.

O, das Geheimniß will ich niemand unterſchlagen.
Ja hatt' ihn einmal lieb, die Welt kann davon ſagen,
Was ihr beliebt.

Franz.

Fürwahr, mit Muth ergreifen Sie,
Wenn nicht die beſte, doch die kürzeſte Parthie.
Inzwiſchen — fordert nicht auch die Geſundheit Schonung?
Bewegung, freie Luft, Ruh einer Sommerwohnung —

Lucinde.

Beruhigen Sie Sich! Noch bin ich nicht ſo ſchwach,
Daß Krankheit mich bedroht bei ſolchem Ungemach.
Ich bin getröſtet.

Franz.

Gut! Allein — in Ihrer Lage?

Lucinde befremdet.

In meiner Lage? — Wie? in welcher denn? — Ich frage
Umſonſt mein Bischen Witz, was der Herr Schwager meint?

Franz.

Sie wiſſen wohl, mein Blick iſt ſchärfer, als er ſcheint.

Lucinde.

Laß sehn, was haben Sie durchblickt?

Franz.

Muß ich es nennen?
Da Sie die Freundschaft, die ich für Sie hege, kennen;
So mein' ich, wo Sie auf ein Kammermädchen bau'n,
Gebührte mir, dem Freund, das nemliche Vertrau'n.

Lucinde.

Vertrau'n? Sie machen mich zum Sterben ungeduldig.

Franz.

Gewiß, Sie waren mir's auch als Verwandten schuldig.

Lucinde.

Was aber? was vertraun?

Franz

mit steigender Verlegenheit.

Bekennen Sie —

Lucinde.

Geschwind!

Franz.

Verzeih'n Sie, daß —

Lucinde.

Nun?

Franz

mit niedergeſchlagnen Augen und halber Stimme.

Daß — Sie guter Hoffnung ſind.

Lucinde

fraut zurück und ſieht ihn ſtolz an.

Mein Herr! — Ich bin bereit, gerichtlich zu bekennen,
Daß meine Zunge brennt, Sie einen Narrn zu nennen.
Wer ſchickte Sie ſo dreiſt, ſo plump in den April?

Franz bitter.

Wahrhaftig, es iſt ſtark, daß man mir leugnen will,
Was man der Joſe ſich nicht hat geſchämt zu ſagen.

Lucinde.

Geſchämt? Das geht zu weit! Das könnte Betty wagen?
So ſchmählich ſpränge ſie mit Ihrer Weisheit um?

Franz.

Nicht Betty —

Lucinde auffahrend.

Wer's geſagt, iſt boshaft oder dumm.
Wer war's?

Franz.

Sie ärgern Sich.

Lucinde äußerſt heftig.

Wer? Wer? wenn Sie mich lieben!

Franz.

Mein Gott, Sie haben 's ja an meine Frau geſchrieben,
Ich fand — ich las es ſelbſt.

Lucinde.

Sie ſind verwirrt, bei Gott!

Franz.

Mit Einem Wort, ſchon iſt zur Freiſtatt gegen Spott
Durch meine Sorgſamkeit ein Sommerhaus beſprochen,
Und bin ich Ihnen werth; ſo

Nachdem er ſich nach der Thür umgeſehen.

halten Sie dort Wochen.

Lucinde ſtampft mit dem Fuß.

Erhitzen Sie Sich nicht! Er geht zum Körbchen. Hier,
ſehn Sie Ihren Brief,
Und traun Sie dem, der gern für Sie durch's Feuer lief.

Lucinde

wirft einen Blick in den Brief, und ihre Miene geht sogleich zum Lachen über.

Das ist Ihr Währmann? Das? O, das ist zum Zerplatzen!
Zu spät! Zu — ha, ha, ha! — Ein Sommerhaus für Katzen!

Sie läuft in Friederikens Zimmer.

Franz.

Für Ka — — Wär's möglich, daß ich mich so schwer versehn?

An der Thür.

Sie spricht mit Fritz. — Man kann vor Lachen nichts versehn.

Vierzehnte Scene.

Franz. Lucinde den Katzenkorb nach ſich ziehend. Friederike.

Lucinde.

Triumph, Herr Schauinsherz! Sie haben recht geleſen!
Hieher! — Der Tiger iſt das zarte, kleine Weſen,
Das, wie ſein Vater ſchön, doch minder undankbar,
Mir theurer werden ſoll, als es mein Ali war.
Ali, von edlem Stamm in Angola geboren,
Hat in dem Labyrinth der Böden ſich verloren:
Todt oder ungetreu iſt der Geliebte — dies
Iſt alles, was er mir, was er Alinen ließ!

Franz.

Wer ſich bei ſoviel Schein noch nie geirrt, der werfe
Den erſten Stein auf mich!

Lucinde.

Die Eule der Minerve!
Hab' ich es nicht geſagt? Blind bei des Mittags Licht,
Der Weisheit ſichtbar Bild, und doch die Weisheit nicht.

Sein Forſcherblick durchdringt errathend das Geheime,
Allein den Wald zu ſeh'n, verhindern ihn die Bäume.

Franz.

Ich — meine Frau iſt ſchuld. Verſchloſſen ſtets die Thür —

Lucinde.

Nun, wenn ſie offen blieb, wär wohl Aline hier?

Franz.

Und da es ſchwarz auf weiß geſchrieben ſtand —

Lucinde.

Natürlich
Erklärt ſich's eigentlich bequemer, als figürlich.
In Wahrheit, Männchen, wenn ich guter Hoffnung bin,
Für Ihren Witz iſt's nicht, der iſt auf immer hin.

Friederike.

Und durften Sie denn ſo mit fremdem Briefe ſchalten?
Darüber denk' ich noch ein ſtreng Gericht zu halten.

Franz.

Dann iſt der Urtheilsſpruch fürwahr nicht zweifelhaft;

Die Zung iſt ja das Schwert, womit das Weib
beſtraft.
Die Damen, irr' ich nicht, ſind heut zum Thee; den Gäſten
Giebt Ihre Güte ganz gewiß den Fall zum Beſten,
Nur, bitt' ich, werd' er dort mit der Moral erzählt:
Die Unſchuld gleicht der Schuld, ſobald ſie was verhehlt.

Lucinde.

Gut; doch für Ihr Geſchlecht iſt auch noch eine drinnen:
Mißtrauet Weibern nie, und lieber euren Sinnen.

Friederike,

indem ſie den Katzenkorb abſuhrt.

Adieu, mein Freund.

Franz ſich verbeugend.

Madam!

Lucinde.

Adieu!

Franz.

Mamſell, ich bin Ihr Diener.

Er bleibt hinter ſtehen.

Lucinde

fährt um, mit unterdrücktem Lachen.

Freund, dort fährt Golkondens Königin!

Mit Friederiken ab.

Franz

wirft den Brief ärgerlich zu Boden, und ſetzt den Hut auf.

Schlau ſind ſie — äußerſt ſchlau! — Was mag dahinter ſtecken? —
Das war die Wahrheit nicht — ſie iſt noch zu entdecken.

Der Vorhang fällt.

Die
Zurückkunft aus Surinam.

Luſtſpiel in drei Akten,

nach

Voltaire's la femme qui a raison frei bearbeitet.

Zuerſt aufgeführt in Berlin am 25. Jun. 1812.

Vorerinnerung.

Es iſt oft beſprochen worden, daß die Decenz die Tragödien der Franzoſen erkältet, weil ſie den Ausdruck der Natur verfälſcht, ohne welchen das wahre Pathos nicht denkbar iſt. „Die Könige, Prinzeſſinnen und Helden eines Corneille und Voltaire," ſagt Schiller, *) „vergeſſen ihren Rang auch im heftigſten Leiden nie, und ziehen weit eher ihre Menſchheit als ihre Würde aus. Sie gleichen den Königen und Kaiſern in den alten Bilderbüchern, die ſich mit ſammt der Krone zu Bette legen."

Die Franzoſen, und mit noch ſtärkerem Rechte vielleicht die Engländer, könnten uns

*) Ueber das Pathetiſche, kl. prof. Schriften 2ter Theil S. 313. der Ausg. Wien bei Doll 1810.

Deutschen in Hinsicht des Lustspiels einen ähnlichen Vorwurf machen. Der Witz, welcher doch gewiß nicht die unwichtigste Zierde der Komödie ist, verträgt die Fesseln der Rücksichtlichkeit und der Convenienz eben so wenig, als das Pathos; und es thut unserm Lustspiel nicht geringen Schaden, daß es noch soviel Zuschauer giebt, welche von ihm denselben Anstand und denselben Unterhaltungston fordern, welche die Convenienz erfunden zu haben scheint, damit es desto leichter sei, im geselligen Leben den Mangel an Witz zu verbergen. Um ihretwillen hat der rücksichtlose, muthwillige Genius, der das Bratenkleid nicht tragen mag, die bequemere Jacke des Harlekin angezogen, und aus Thaliens Tempel in den freieren Bezirk der Posse und auf die Casperletheater sich geflüchtet, wo ihn, um der lieben Verdauung willen, oft die nemlichen Feinde wieder aufsuchen, die ihn dort vertrieben haben.

„Die Bühne muß eine Schule der Sittlichkeit seyn.“ Das ist das große Wort, auf welches sie sich berufen, ohne zu bedenken, daß sie das

nur in ſoweit ſeyn mag, als die Kunſt überhaupt ſich damit befaſſen kann, den Menſchen beſſer zu machen, indem ſie ihn vergnügt. Wenn es Schillern nicht gelungen iſt, in ſeiner Abhandlung über die äſthetiſche Erziehung des Menſchen ihnen deutlich zu machen, was das ſagen will; ſo dürfte auch wohl jeder andere Verſuch vergebens ſeyn, und man kann blos noch die Frage an ſich gelangen laſſen, warum ſie es der Malerei nicht zum Vorwurf machen, daß ſie den Menſchen durch den Anblick von Geſtalten ergötzt, welche nicht unter die conventionellen Begriffe von Anſtändigkeit paſſen?

Bei dieſer Claſſe von Sittenrichtern wird das Geſellſchaftsſtück von Voltaire, welches ich hier in freier Bearbeitung gebe, wenig Gnade finden, obſchon ich viele ſeiner Einfälle um der Decenz willen unterdrückt habe. Er ſchrieb es, um damit ein Feſt zu beleben, welches 1749 dem König Stanislaus, Herzog von Lothringen, gegeben wurde, und je gebildeter das Publikum war, für welches er dichtete, um ſo freier konnte er ſeinen Genius walten laſſen.

Geſetzt aber auch, daß er darin zu weit gegangen ſei: das deutſche Luſtſpiel wird immer einen Vortheil aus ſeinem Fehler ziehen können. In allen äſthetiſchen Dingen erkennen wir die feine Gränzlinie zwiſchen Zuviel und Zuwenig weit ſchwerer, wenn wir ſie unerreicht bleiben, als wenn wir ſie überſchreiten ſehen, und Voltaire ſelbſt ſcheint erſt aus dem Studium des tragiſchen Theaters der Engländer die Ueberzeugung geſchöpft zu haben, daß der Geſchmack ſeiner Nation die Tragödie in zu enge Schranken bannte.

Bei Voltaire kömmt der Herr vom Hauſe aus Surate zurück. Als ich mit der Bearbeitung ſchon fertig war, kam mir der Einfall, es gegen das heut zu Tage bekanntere Surinam auszutauſchen; aus Unachtſamkeit aber ließ ich an einigen Stellen das Wort oſtindiſch ſtehen. Ehe ich das Verſehen bemerkte, war das Stück in Berlin aufgeführt; und davon hat ein Theaterneuigkeitsreferent im Journal des Luxus und der Moden Gelegenheit zu der Bemerkung genommen, „daß der Ueberſetzer Surinam

nach Oſtindien verlegt habe.“ Die Maxime der Kritik, lieber einen Schreibfehler als einen Druckfehler, und lieber eine Unwiſſenheit als einen Schreibfehler vorauszuſetzen, hat Aehnlichkeit mit dem Verfahren der Stadtneuigkeitsreferentinnen, welche aus chriſtlicher Liebe die Unbeſonnenheit einer Nachbarin mit der Präſumtion eines Verbrechens zudecken. Allein jene Rüge aus einer ſolchen Aehnlichkeit erklären, hieße ſich ſelbſt den Verdacht dieſer Aehnlichkeit zuziehen. Ich habe mir daher viel Mühe gegeben, eine Vorausſetzung zu erſinnen, welche jenem Theaterneuigkeitsreferenten vortheilhafter ſeyn möchte; aber ich habe ſchlechterdings nur auf die höchſt unwahrſcheinliche kommen können, daß er vormals irgendwo Ludimoderator in tertia geweſen ſei.

Einige Abweichungen von den Regeln des franzöſiſchen Alexandriners, welche ich im Deutſchen mir geſtattet habe, gründen ſich auf folgende Anſichten.

Der Franzos fordert eine Cäſur nicht blos der Worte, ſondern auch des Sinnes. Boileau ſagt:

Que toujours en vos vers, le sens coupant les mots,
Suspende l'hémistiche, en marque le repos.

Der Vers aus den Mitſchuldigen:

Schon gut! Sie mag mir noch einmal mit Tugend kommen!

würde nach dieſer Regel eben ſo wenig zu billigen ſeyn, als der franzöſiſche:

N'oublions pas les grands bienfaits de la patrie.

Der Franzos duldet ferner kein enjambement, und er würde den Vers:

Alceſt, bei dieſer Hand, der theuren Hand, beſchwöre
Ich dich!

ſo gewiß verwerfen, wie den:

Quelque soit votre ami, sachez que mutuelle
Doit être l'amitié.

Dagegen aber nimmt er im Bau ſeines Verſes überhaupt, und bis auf den Reim, auf die Quantität der Silben gar keine Rückſicht. Er kennt weder Jamben noch Trochäen, noch Daktilen u. ſ. f. Er ſcandirt nicht, und ſpricht z. B. ſeine ſogenannten vers de sept syllabes:

Je ne vois que des supplices
A la suite des délices etc.

nach Art unſerer Knittelverſe, ungefähr wie des Herrn von Kotzebue Eulenſpiegel:

In Gottes Namen! Regnet's Ducaten,
So kann ich des Regenſchirms entrathen.

Durch dieſen Mangel an eigentlichem Rythmus erhält ſein Alexandriner ungeachtet der Einförmigkeit der, im Drama gewöhnlichen, rimes plates (noncroisées et non-mêlées) eine Abwechſelung, und, bei allem Regelzwange, eine Freiheit der Bewegung, welche unſerem jambiſchen fehlt, ſobald wir ihn unbedingt dem fremden Zwange unterwerfen, ohne ihm den einheimiſchen zu erlaſſen. Von den Genien beider Sprachen mit gleicher Strenge befehligt, von dem einen gezwungen, nach immer gleichem Schrittmaaße einherzuſchreiten, und von dem andern angehalten, immer und ewig am beſtimmten Platze auf dieſelbe Weiſe auszuruhen, erhält der unſrige eine Gemeſſenheit, worunter ſeine Tauglichkeit zu dramatiſchem Gebrauche,

zumal in Stücken von einigem Umfange, nothwendig leiden muß. Eben so unbequem für den freien Ausdruck der Leidenschaft in der Tragödie, als unverträglich mit der unerläßlichen Natürlichkeit des Luſtſpiels, zieht der ewig gleiche Takt (der bisweilen ſogar den Abſchreiber verleitet, jeder Cäſur ein Comma, und jedem Endreim ein Punctum beizuſetzen) den Sprecher nur allzuleicht in eine Gleichtönigkeit hinein, welche den Hörer in die Länge nicht weniger ermüdet, als die ſtets unverändert wiederkehrenden zwei Clauſen einer zahlreich beſetzten Ecossaisse.

Muß ich mich darüber durch ein Beiſpiel deutlich machen? Die zwei Verſe, womit der zweite Akt des nachſtehenden Stücks anhebt:

Was Teufel? Wähnen denn die Narren hier, Moſje?
Was trieb man denn die Nacht in dieſem Hauſe? Het

haben dieſe Gleichtönigkeit. Die franzöſiſchen:

˘ – ˘ ˘ – | – ˘ – ˘ ˘ –
Comment? dans ce logis | est-on fou, mon garçon?
˘ – ˘ – ˘ | ˘ – ˘ ˘ –
Quel tapage a-t-on fait | la nuit dans la maison?

obſchon viel wohllautender, haben ſie nicht. Ihnen würden dieſe:

Was Teufel? Wohnen hier | lauter Narren, Mosje?
Welch Gelag ist die Nacht | im Haus gewesen? He?

in metrischer Hinsicht weit näher kommen, und ein Franzos, welcher nach seiner Verskunst urtheilte, würde sie vielleicht für tadelfreie Alexandriner gelten lassen.

Wollen wir jene Gleichtönigkeit vermeiden, welche der deutsche Alexandriner durch den Jambus erhält; so müssen wir, dünkt mich, die Fesseln der Cäsur, wenn auch nicht abstreifen, doch ein wenig lockerer machen, und das Verbot des enjambement zwar nicht aufheben, aber durch Ausnahmen beschränken. Wer sich die angenehme Mühe geben will, den Monolog des Alceste im siebenten Auftritte des letzten Aktes der Mitschuldigen zu sprechen, der wird finden, daß es ihm willkommen ist, in der Reihe von sechs und zwanzig Alexandrinern auf die Wortcäsur:

Der Pfennig den du giebst,
Trägt seinen Thaler. Nun | hat sie sich's selbst genommen,

und auf das enjambement zu ſtoßen:

Es iſt mir herzlich lieb. Nur ohne Furcht
bedienen
Sie ſich des wenigen.

Daß dieſe Freiheit cum grano salis zu gebrauchen ſei, und daß ich die Zurückkunft aus Surinam weder in dieſer, noch in irgend einer Rückſicht als Muſter aufſtelle, bedarf keiner Erwähnung.

Die
Zurückkunft aus Surinam.

Perſonen:

Schmalz, Kaufmann.
Deſſen Frau.
Fritz, ſein Sohn, Hauptmann.
Eliſe, ſeine Tochter.
Franz, Baron von Fels.
Krumm, Geldmäkler.
Lenore, im Dienſt der Madam Schmalz.

Durch das ganze Stück ein reich verziertes und geschmackvoll meublirtes Zimmer mit einer Hauptthür und zwei Seitenthüren.

Erſter Akt.

Erſte Scene.

Madam Schmalt tritt durch die Hauptthür ein. Franz folgt ihr bis in den Vordergrund.

Mad. Schmalt.

Nun denn, ſo reden Sie! Hier ſind wir ungeſtört.

Franz.

Sie wiſſen, daß mein Herz Eliſen angehört —

Mad. Schmalt.

O weh, das alte Lied!

Franz.

Ich werd' es ewig ſingen,
Wenn Sie nicht durch ein Ja mein Herz zur Ruhe bringen.

Mad. Schmalt.

Was hilft der Mutter Ja? Es fehlt des Vaters Wort.

Franz scherzend.

Der iſt in Surinam, und bleibt, ſo Gott will, dort,
Und ſtirbt, nachdem wir hier ihn längſt vergeſſen haben.
Zwölf Jahr entfernt iſt nicht viel beſſer als begraben.

Mad. Schmalk lächelnd.

Er lebt, und iſt geſund.

Franz.

Er thut nicht übel dran.
Je weniger er ſtirbt, je mehr erwirbt der Mann,
Und was er dort erwarb, hier wird man's brauchen können.
Um dieſen Preis will ich ihm gern das Leben gönnen.
Doch meint er, Herr zu ſeyn von ſeiner Tochter Hand;
So nehm' ich an, er ſei geſtorben dort zu Land.
Sie bildeten ihr Herz, Sie müſſen für ſie wählen!
Aus ſolcher Ferne kann man Töchter nicht vermählen.

Mad. Schmalk.

Er iſt gern Herr im Haus.

Franz.

Etwas, er iſt nicht d'rin,
Und gar nichts kann ich ſeyn, wo ich nicht einmal bin.

Mad. Schmalt, ernſter.

Fern oder nah', Baron, ich ehr' ihn.

Franz.

Das iſt billig.

Mad. Schmalt.

Ich lieb' ihn —

Franz.

Iſt zuviel.

Mad. Schmalt.

Und ich gehorch' ihm willig.

Franz.

Gehorchen? Wirklich? Sie gehorchen Ihrem Mann?
Verzeihn Sie mir, Madam, daß ich's nicht glauben kann:
Denn hätten Sie gethan nach ſeinem Wort; Sie ſäßen
In einem fünften Stock, hart unterm Dach, und äßen,
In blumiger Kontuſch, geziert mit ſchmalem Band,
Ein mageres Gericht, gekocht mit eigner Hand.

Mad. Schmalt.

Nun ja, die Sparſamkeit liegt ihm zu ſehr am Herzen;
Allein er meint es gut, wir lieben ihn.

Franz.

Sie ſcherzen.
Man hat mir's oft erzählt, Sie opferten Sich auf,
Die Heirath mit Herrn Schmalt war eine Art von Kauf,
Und Ihnen ſcheint nun auch ein Lüſtchen anzuwandeln,
Auf eben dieſe Art Eliſen zu verhandeln,
An ſeinen Pathen, an Herrn Krumm, des Wucherers Sohn.
Ich hör', Herr Schmalt hat das gewollt, ſeit lange ſchon.

Mad. Schmalt.

Nun, da Sie's wiſſen: Ja, er hat davon geſchrieben.

Franz erſt.

Hat er? und nennen Sie das, ſeine Kinder lieben?
Eliſ' und dieſer Krumm, das alberne Geſpicht!
So opfern wollen Sie Ihr Kind?

Mad. Schmalt.

Ich will es nicht.
Ich ſchrieb dem Alten ſchon, den Einfall aufzugeben.
Eliſe würde mit Herrn Krumm nicht glücklich leben.

Allein ſein Vater iſt ein Freund von meinem Mann;
Man muß ihn ſchonen, wenn man ihn nicht lieben kann.
Ich will das Meine thun, nur müſſen Sie nicht treiben.
Sie ſehn, wie nöthig 's iſt, nach Indien erſt zu ſchreiben.

Franz.

Nach Indien? Ei warum nicht gar? das wär bequem!
Wir würden beide alt, eh' Antwort wieder käm.
Und welche Antwort? „Kann darin dem Herrn nicht dienen.“

Mad. Schmalt.

Ich male ja Ihr Bild, natürlich ſchmeichl' ich Ihnen.

Franz.

Nein, nein! Ich bin für ihn kein Stoff zum Schwiegerſohn,
Der Kaufmann Schmalt erſchrak beim bloſen Wort Baron.
Ich glaub', er käme ſelbſt, die Heirath zu verhindern,
Und ſchrie, als wär man drauf und dran, ſein Haus zu plündern.

Geld liebt er, Liebe war ihm nichts sein Lebelang.

Dringend.

O, bei dem Engel, der aus Ihrem Blut entsprang,
Und bei der Freundschaft, die ich für die Mutter trage!
Beschließen Sie mein und Elisens — ja, ich wage
Das Wort — beschließen Sie mein und Elisens Glück!

Mad. Schmalt.

Nun ja doch, lieber Freund, nur nicht den Augenblick.

Franz.

Sie müssen meinen Wunsch den Augenblick erfüllen,
Um meiner Ruh, und auch um Ihres Sohnes willen.

Mad. Schmalt.

Was hat mein Sohn dabei zu schaffen?

Franz.

O gar viel.

Mad. Schmalt.

Wie das?

Franz.

Der Hauptmann ist der vierte Mann im Spiel.

Mad. Schmalt.

Der vierte Mann?

Franz.

Ja.

Mad. Schmalk.

Wie verſteh ich das, mein Beſter?

Franz.

Ganz eigentlich: Ihr Sohn liebt Claren, meine Schweſter.

Mad. Schmalk.

Das fehlt! Ihm hat mein Mann die Jungfer Krumm beſtimmt.

Franz.

So? Nun, ich weiß, daß er nur meine Schweſter nimmt,
Und ſie nur ihn; allein, bekannt mit meiner Liebe,
Und meiner Ungeduld, will ſie dem ſüßen Triebe
Nicht eher weichen, bis ihr Bruder glücklich iſt,
Bis er Eliſens Mund als Bräutigam geküßt.

Mad. Schmalk.

Welch Ungewitter ſeh ich über uns ſich thürmen.

Franz.

Eliſe wird für Fritz, und mit ihm Sie beſtürmen,
Dann widerſtehn Sie nicht.

Mad. Schmalt.

Nichts ohne meinen Mann!

Das iſt mein letztes Wort.

Franz.

Ihr letztes? — Nun wohlan!

Er geht nach der Mittelthür.

Eliſe!

Zweite Scene.

Die Vorigen. Eliſe tritt ſchüchtern ein, und bleibt im Hintergrunde.

Franz.

Kommen Sie und helfen Sie mir flehen,
Denn Ihre Mutter iſt die härt'ſte, die ich ſah.

Heimlich zu Eliſen.

So komm doch, Liebe! mußt mich ſo von ferne ſtehen.

Mad. Schmalt, die es gehört.

Ganz recht. Komm näher, Kind!

Eliſe thut es mit ſteigender Verlegenheit.

Liebſt du den Herrn?

Eliſe verſchämt.

Mama —

Mad. Schmalt.

Das heißt, du liebſt ihn nicht? Eliſe ſchweigt. Nun,
Herr Baron, Sie ſehen,
Eliſe liebt Sie nicht.

Eliſe ſchnell.

O ja — Höchſt verlegen. ich glaube, ja.

Mad. Schmalt.

So? Nun, dann glaub' ich's auch.

Eliſe freudig.

Und ſind nicht drüber böſe?

Mad. Schmalt.

Darüber nicht, mein Kind; doch über deinen Freund.
Er thut, als ob Eliſ' auf heißen Kohlen ſäße,
Bis am Altar mit ihm der Prieſter ſie vereint.

Eliſe.

O nein! Die Ungeduld iſt bloß auf ſeiner Seite!
Doch — da ich hörte, daß es meinen Bruder freute,
Und — da ich auf den Mai doch ſechzehn Jahre zähl';
So würd' ich — wenn Mama ausdrücklich es befähl' —
Sobald als möglich — mich mit dem Baron vermählen.

Mad. Schmalt lächelnd.

Sei ruhig! denn das kann dein Vater nur befehlen.

Eliſe.

Ja wenn er da wär —

Franz.

O, ich bitte Sie, Madam,
Wenn je der Liebe Glut in Ihren Buſen kam,
So geben Sie es auf, uns durch Verzug zu plagen.

Zu Eliſen.

Sprich doch!

Eliſe.

Du ſprichſt ſo ſchön, ſo weiß ich's nicht zu ſagen.

Sich beſinnend.

Ich fürchte mich, zu viel zu ſprechen, Herr Baron,
Und — mehr, als ſchicklich iſt, beſorg' ich, ſagt' ich ſchon.

Mad. Schmalt.

Du haſt weit weniger geſagt, als ich geſehen,
Und morgen ſolltet ihr ſchon vor dem Altar ſtehen,
Hing's ab von mir: allein mein Mann —

Franz ungeduldig.

Du liebe Noth!
Stirbt er nicht bald, der Mann, ſo iſt er noch mein Tod.

Eliſe ernſt.

Er iſt mein Vater, Franz!

Franz.

Nun ja, das iſt's ja eben.
Wenn er nur das nicht wär; ſo möcht' er ewig leben!
Käm' er nur wenigſtens.

Dritte Scene.

Die Vorigen. Fritz im Offiziersoberrock.

Fritz.

Ihr Diener! — Sprechen Sie
Von Hochzeit hier? — Ich bin —

Mad. Schmalt einfallend.

Du biſt von der Partie?

Fritz mit froher Laune.

Ja! mögen immerhin die Theologen läſtern,
Wir, der Baron und ich, heirathen unſre Schweſtern.
Verſteht ſich über Eck, ich ſeine, meine er.
Ihr Wort nur fehlt uns noch, und darum komm' ich her.

Mad. Schmalt.

Zu früh! Dein Vater —

Fritz.

Wenn er nur zugegen wär;
So wüßt' ich einen Grund, der würd' ihn schnell
erweichen.

Mad. Schmalt.

Der iſt?

Fritz.

Ein Hochzeitſchmaus wird für zwei Paare
reichen.

Mad. Schmalt.

Ein Wort für tauſend —

Fritz ehrfallend.

Wem an Wortersparniß liegt:
Ein Ja nur, Mutter, und vier Herzen ſind
vergnügt.

Eliſe ſchmeichelnd.

Mama, Sie ſind ſo gut, und wollten Sich des armen,
Verliebten Bruders Fritz nicht auf der Stell
erbarmen?

Fritz parodirend.

Eliſen könnten Sie in ihrer Liebesglut
Verſchmachten ſehen? Nein, dazu ſind Sie zu gut

Eliſe.

Mein Bruder ſtirbt, Mama, wenn Sie nich
ſagen Ja!
Ich — ich gehorche bloß.

Fritz.

„Nein" wär' ihr Grab, Mama!
Kann Ihr mitleidig Herz der Schweſter ſich verſchließen?

Eliſe.

Ich bitte nur für Fritz!

Fritz.

Ich bitte für Eliſen!

Franz.

Für alle bittet Franz!

Mad. Schmalt, die lächelnd zugehört.

So hört denn alle drei:
Ihr liebt, und ich geſteh, daß ich mich drüber freu'.
Die Doppelehe ſchätz' ich mir zur großen Ehre.
Ich bin voraus vergnügt, als ob ſchon Hochzeit wäre.
Soll ich zufrieden ſeyn; muß ich Euch glücklich ſehn.
Darauf habt Ihr mein Wort, ich brech' es nicht.

Franz, Fritz, Eliſe, zugleich.

O ſchön!

Mad. Schmalt.

Allein —

Franz.

Noch ein Allein? Was gilt's, Sie wollen ſagen:
Allein mein Mann?

Mad. Schmalt.

Ja wohl.

Franz.

O weh!

Friz.

Wie Sie uns plagen!

Mad. Schmalt.

So hört mich doch nur aus! Ihr Kinder wißt, ich war,
Als mich Eu'r Vater nahm, kaum über funfzehn Jahr —

Friz einfallend.

Ja, ja, wir wissen das.

Mad. Schmalt.

Ihr macht mich ungeduldig!

Franz.

Still!

Mad. Schmalt.

Was ich bin und hab', bin ich dem Alten schuldig.
Er fing mit wenig an, und ward durch Arbeit reich.
Als er das Land verließ, empfahl er mir, für Euch
Zu sorgen, doch mit Ernst die große Welt zu meiden,
Und keinen Aufwand in und außer'm Haus zu leiden.
Um Euretwillen such t' ich sie, die große Welt,

Und ich gesteh' es frei, daß mir es d'rin gefällt.
Im Stübchen unterm Dach sollt' ich die Wirthschaft führen,
Ich kaufte dies Hotel, und ließ es neu möbliren.
Zum Advokaten sollt' ich seinen Sohn erziehn,
In Königs Regiment macht' ich zum Hauptmann ihn.
Ich that nicht recht daran; allein es ist geschehen,
Nur weiter mag ich nicht im Ungehorsam gehen.
Ich seh im Geiste schon ihn Feu'r und Flamme sprühn,
Wenn er das sieht; und geb' ich gar zu Schwiegerkindern
Ihm andre, als die Krumm's, so müssen wir entfliehn.
Entschlossen bin ich zwar, die Doppelehe zu hindern,
Die er verlangt —

Fritz.

Wir auch!

Mad. Schmalt.

Doch reizt' ich auch nicht gern
Durch eine andre ihn.

Franz.

Der heft'ge Herr ist fern.

Mad. Schmalt.

In seinem letzten Brief stand viel vom Wiederkehren.

Vierte Scene.

Die Vorigen. Lenore. Dann Krumm.

Lenore.

Herr Krumm ſteht vor der Thür, und iſt nicht abzuwehren,
Er ſpricht er muß Sie ſehn, ſelbſt Ihnen läge dran.

Mad. Schmalt.

Es muß mir lieb ſeyn.

Während Lenore die Thur öffnet.

Ganz gewiß von meinem Mann!

Zu Krumm, der mit kurzer Verbeugung eintritt.

Ei, ei, was führt Herrn Krumm ſo ſpät aus ſeinen Pfählen.

Krumm.

Was Gut's. Ihr Diener!

Mad. Schmalt.

Was?

Krumm

in der Taſche ſuchend.

Gleich! werde nicht verfehlen

Friz.

Aus Indien ein Präſent?

Krumm.

Getroffen, junger Herr!

Ein Briefchen vom Papa aus Indien führt mich her.

Zu Mad. Schmalt, welche den Brief nimmt.

Mein Mädel iſt Ihr Kind, mein Hans Ihr Schwiegerſohn.

Fritz.

Iſt's

Krumm ihn groß anſehend.

Oder werden's doch, und ohne viel Sermen. Da ſteht's!

Mad. Schmalt

zu dem nächſtſtehenden ihrer Kinder.

Der Brief iſt rund. Was machen wir? Mir banget.

Krumm,

ohne es gehört zu haben.

Sie werden eiligſt thun, was unſer Freund verlanget.

Er kömmt zurück, ſehr bald! Ein Handlungsdiener iſt

Schon angekommen, der mit Vielen Rechnung ſchließt.

Ich hab' dabei zu thun, drum thun Sie mir die Liebe —

Mad. Schmalt.

Sie wiſſen, daß ich nichts gern ohne Noth verſchiebe.

Der Vorſchlag, Kinder, muß euch ſehr gefallen.
Sprecht,
Wie findet ihr ihn?

Fritz.

Wie?

Eliſe.

Wie Sie, Mama.

Krumm ungeduldig.

Schon recht.

Franz.

Den allgemeinen Wunſch muß man geſchwind vollziehen.
Wie ſehr bin ich erfreut —

Krumm.

Schön Dank für Ihr Bemühen.
Ob Sie's erfreut? ob nicht? daran liegt wenig.

Franz.

Ich
Weiß vor Vergnügen nicht wo aus noch ein.

Krumm.

Und mich
Nimmt's Wunder, was der Herr da babbelt von Vergnügen.

Franz.

Ei, muß mir ſo etwas nicht nah am Herzen liegen?

Krumm.

Am Herzen? Ihnen?

Franz.

Ja! Ihr ganz ergebener Knecht
Iſt von Herrn Schmalt ein Freund, und von Madam, und recht
Aus Herzensgrund ein Freund von Demoiſell' Eliſen.
Soll ich das Glück, das ſie erfährt, nicht mit genießen?
Ich bin ein Freund vom Haus.

Krumm.

So, ſo! Vor ſich. verdammter Spaß!

Zu Franz.

Die Freunde lieb' ich juſt nicht ſonderlich, mein Schatz.

Zu Mad. Schmalt.

Ich bitte, ohne Freund geſchwind zum Ziel zu kommen.

Eliſe.

Wie? ſo in Eil?

Mad. Schmalt.

Und eh' ich guten Rath vernommen?
Und eh' man mir noch Sohn und Tochter präſentirt?

Krumm.

Ei, das iſt keine Waar', die man vorher probirt!
Verlobte ſehn ſich Zeit genug zur Hochzeitfeier.

Mad. Schmalt.

Wohl wahr, man iſt ſich um ſo köſtlicher, je neuer.
Allein als Mutter darf ich fordern, ſie zu ſehn.

Krumm.

Wozu? Sie ſehn in mir ſie beide vor ſich ſtehn.
Mir gleichen Zug für Zug mein Hans und Margarethe.

Mad. Schmalt.

Die lieben Kinder, die!

Fritz.

O, mein Herr Krumm, ich bete
Das reizende Geſchöpf mit reinſter Liebe an.

Krumm.

Margrethen?

Fritz.

Die, mein Herr, die mir für's ganze Leben
Ihr Herz zu eigen gab.

Krumm.

Man hat Ihm nichts gegeben.
Ich weiß nicht, was Er will! So zärtlich ſind wir nicht.

Zu Eliſen.

Und Sie? was lächelt Sie? Sie ſchelmiſches Geſicht!

Eliſe.

Ich? ich denk' eben ſo. Ich liebe nur den einen,
Den Sie, Mama, mit mir bald zu verbinden meinen.
Ich ſchwör' ihm ew'ge Treu, dem Zärtlichen, der mir
Sein Herz geſchenkt —

Krumm.

Er iſt nicht zärtlich, ſag' ich Ihr!

Franz.

Er iſt's, mein Herr, ich ſchwör's.

Krumm vor ſich.

Blitz! welch Original!
Herr Freund vom Haus, ich dächt', man ſpräch ein andermal.

Franz macht Verbeugungen.

Was kümmert man ſich hier um ungelegte Eier?

Zu Mad. Schmalt.

Madam, ich nehme wahr, Sie ehren den Gemahl,
Wie ſich's gebührt, drum gnug! Die liebe Zeit iſt theuer.
Man unterſchreibt den Pact, und ſomit iſt's gethan.
Zu Fritz. Ich bring' Ihm morgen früh die Frau her;
Zu Eliſen. Ihr den Mann.
Man wird zufrieden ſeyn, 's ſind wohlerzogne Kinder,
Gehorſam, arbeitſam —

Franz.

Und ſparſam?

Krumm kurz und ärgerlich.

Ja, nicht minder!
's iſt wahr, ſie haben juſt nicht ſo den groſſen
Ton —

Mad. Schmalt.

O, deſto beſſer! man wird ſo nicht reich davon.
Ich ſetze mein Vertraun auf ihres Vaters Lehren.

Fritz.

Mich dünkt, Margrethen ſchon zu ſehen und zu
hören.
Voll Einfalt und Natur!

Eliſe.

Und Hans, des Vaters Bild!
Bedächtigkeit, Verſtand!

Franz.

Verſtand! ja, und was gilt
Die Wette, auch Geſchmack!

Krumm.

Nichts, nichts von all den Dingen!
Vor ſich. Was Henker hat der Menſch denn hier zu
Markt zu bringen?
Auf morgen denn, Madam! Frugal, wie ſich's
verſteht.

Mit Sparſamkeit fang' an und fahre fort! 's iſt ſpät,
Und Abends ſind wir gern zu Haus, wie 'n Schiff
im Hafen.

Fritz.

Was machen Sie denn ſo des Abends?

Krumm.

Wir? wir ſchlafen,
Und, wie Sein Vater, ſind wir früh vor Tag zu
Platz.
Wenn Er ein Gleiches thut, ſo thut Er wohl,
mein Schatz.
Früh auf! die Hand gerührt! nie ſchenken! ſelten
borgen!
Das hilft. Auf Wiederſehn, in aller Frühe morgen.

Mad. Schmalt.

Nicht gar zu früh!

Franz.

Herr Krumm, mich, mich beſuchen Sie!
Nie kommt, ſtets geht bei mir ein Mann, wie
Sie, zu früh.

Krumm

kehrt ihm den Rücken, vor ſich.

Der Menſch gefällt mir nicht, und vor dem
Hochzeitſchmauſe

Muß mir der Freund vom Haus auf ewig aus dem Hauſe.

Adieu!

Lenore
nah an der Mittelthür, faßt ihn beim Arm.

Mein Herr, ein Wort!

Krumm.

Was giebt's?

Lenore.

Wenn ſich's hier ſchickt;
So proponir' ich ein Geſchäft, das ſicher glückt.

Krumm
ehrleibend auf ſein Rohr geſtützt.

Geſchäft? Man proponirt!

Lenore.

Nicht wahr? Zwei Kinder denken
Sie zu vermählen?

Krumm.

Ja.

Lenore.

Da giebt's etwas zu ſchenken:
Mitgift.

Krumm.

Nicht immer, Schatz.

Lenore.

Herr, ich weiß einen Weg,
Wie man in jedem Fall die Hälft' erſpart.

Krumm.

Man ſprech!
Nun? Wie denn? — Zofenmaul iſt ſonſt doch viel geſchwinder.

Lenore.

Die Mitgift zahlen Sie; behalten Sie die Kinder.

Krumm
ergrimmt zu Mad. Schmalt.

Ich hoff', Madam entfernt dies dreiſte Weibsgeſicht;
Und — lieber ſeh' ich auch den Freund vom Haus hier nicht!

Unwillig ab.

Fünfte Scene.

Die Vorigen ohne Krumm.

Fritz.

Nun, Mutter?

Eliſe.

Nun, Mama?

Mad. Schmalt.

Ja, nun? Was iſt zu machen?

Lachend.

's iſt ein Original, der Krumm!

Franz.

Sie können lachen?

Eliſe.

Ich ſeines Sohnes Frau?

Fritz.

Margrethe wär mein Tod!

Mad. Schmalt.

Geduld! Die Hülfe rückt ſtets näher mit der Noth.
Bis Euer Vater kömmt, will ich das Ding ſchon dehnen,
Dann ſeht, ob Ihr ihn rührt mit Bitten und mit Thränen.

Franz.

Nein, lieber Hochzeit erſt, und Thränen hinterdrein!
Was nicht zu ändern iſt, das wird er leicht verzeihn.

Fritz.

Ich weiß von ſonſt, Mama, er kann nicht lange grollen.
Sie bringen alles durch, ſobald Sie's ernſtlich wollen.

Mad. Schmalk.

Meinſt du? Nun, laßt mir Zeit.

Franz.

Zeit? Mit dem Hahne wach
Iſt Krumm und ſein Geſchlecht, und wir ſind rein verloren!

Mad. Schmalk.

Ihr dauert mich! Ich bin, wie Mütter, gut und ſchwach;
Doch an wen wendet man ſich gleich?

Lenore.

An Jungfer Loren.
Ich laufe zum Notar, und dann zum Präſidenten
Vom Conſiſtorium —

Mad. Schmalk.

Du? Kennſt du denn den Mann?

Lenore.

Nein, aber ſeinen Koch, er iſt mir zugethan.
Ich wünſchte, daß Sie ſein Geſchick im Backwerk kennten,
Der leckre Präſident iſt jeden Tag davon.
Vom Aufgebote ſchaff' ich Diſpenſation,
Der Mann kann ſeinen Koch unmöglich dieguſtiren,
Eh läßt er Mütter mit den Söhnen copuliren.

Indeß ſorgt unſer Koch für's Hochzeitmahl,
Muſik
Und was zum Ball gehört, beſtellt ein Domeſtik,
Viel Gäſte werden doch dazu nicht eingeladen?
Die Fräulein Schweſter wird geholt von Ihro
Gnaden
Im Scheibenwagen, ſie bedeckt ſich mit dem Flor,
Und fährt zur Sicherheit bis an die Treppe vor,
Die Zimmer werd' ich ſelbſt, indeß man tanzt,
beſorgen.

Fritz.

Das iſt geſcheidt, mein Kind! Wohlan, wie früh
dann morgen
Herr Krumm auch kommen mag; ſo komm' er
doch zu ſpät.

Mad. Schmalt.

Was meint Eliſe?

Eliſe.

Ich? Ei nun, ich denk', es geht,
Wenn's nöthig iſt. wohl an, damit zu eilen.

Mad. Schmalt.

Allen
Scheint alſo das Project Lenorens zu gefallen?

Franz, Fritz und Elise zugleich, letztere beiden indem sie ihr die Hand küssen.

Ja, Mütterchen!

Mad. Schmalt.

Das Ding ist wider Recht und Brauch,
Doch — da Ihr's alle wollt, nun gut! so will ich's auch.

Ende des ersten Aufzugs.

Zweiter Akt.

Erste Scene.

Fritz in Gallauniform, ohne Degen, ſchlummert in einem Stuhl, wacht aber gleich auf, als Krumm mit Hut und Stock, und einigem Geräs, ins Zimmer tritt.

Krumm.

Was Teufel! Wohnen denn die Narren hier, Monſje?
Was trieb man denn die Nacht in dieſem Hauſe? He?
Zwei Tafeln, unverſchämt beladen, daß ſie ſchreien!
Die Schüſſeln leer! Der Wein geſoffen! Die Lakeien,
Wie Bäre ſchnarchend, auf dem Boden ausgeſtreckt!
Der Küchenjunge, der im Saal Gefrornes leckt!
Vier Geiger und zwei Kerls mit einem großen Baſſe
Begegnen trällernd mir und tanzend in der Straße!
Schämt Er ſich nicht, Herr Sohn?

Fritz.

O nein; ich bin entzückt!
Vom seligsten Gefühl gleich einem Gott beglückt,
Entdeck ich keinen Grund, mich meines Glücks
zu schämen.

Krumm.

„Gefühl? Gott? und entzücket?" Was soll ich
daraus nehmen?

Fritz.

Die Doppelehe, mein Herr, bezaubert's ganze Haus.
Sie waren gestern kaum zur Stubenthür hinaus;
So fühlten wir, wie sehr Ihr Antrag uns erfreute,
Soupirten höchst vergnügt, und tanzten dann bis
heute.

Krumm.

Das ist zu vieler Lärm und Aufwand, viel zu viel!
Gieb Achtung, das verdirbt beim Vater dir das
Spiel.
Festins und Zinsen muß man nie zum Voraus geben.
Wie Teufel wollt' Ihr denn erst bei der Hochzeit
leben?

Fritz ihn anziehend.

O, kennten Sie die Glut, die mir im Herzen brennt,
Die nur der Liebende, wenn er geliebt wird, kennt,
Den Rausch, den Zauber, die Begeisterung — wenn
Sie wüßten,
Herr Krumm —

Krumm.

Ich weiß, daß Sie vernünftig reden müßten,
Läg' Ihnen dran, daß man's verstünde, Mosje
Schmalt.

Du laberst tolles Zeug!

Fritz.

Mein Gott, was sind Sie kalt!
Des Minnekusses Glück, ein böhmisch Dorf ist's
Ihnen!

Sie liebten nie!

Krumm.

Doch, doch!

Fritz.

Auch Sie?

Krumm.

Ich selbst, zu dienen.

Fritz.

O, schön; so kennen Sie die süße Trunkenheit,
Den Wahnsinn —

Krumm.

Ja doch, ja! Ich hab', als ich gefreit
Um Madam Krumm, ihr auch nach meiner Art
und Weise
Den Hof gemacht, wie's heißt; allein ich blieb
im Gleise,

Und ſprach nicht, wie ein Narr, in Phraſen,
woikenhoch.

Fritz.

Ich glaub's, mein Blut iſt heiß, und — Sie
verzeih'n mir doch?
Nicht wahr?

Krumm.

Nun ja, nur erſt den Pact hübſch unterſchrieben,
Dann ſeht ihr euch, und könnt euch nach Gefallen
lieben. —
Mit deiner Mutter laß mich reden.

Fritz.

's iſt zu ſpät.

Krumm.

Zu ſpät? wie ſo?

Fritz.

Sie geht den Augenblick zu Bett'.

Krumm.

Wer? Deine Mutter?

Fritz.

Ja. Die Freude macht geſellig,
Sie hat auf unſerm Ball getanzt die ganze Nacht.

Krumm.

Blitz! Sie iſt toll!

Fritz.

O nein, nachſichtig und gefällig
Iſt ſie, und grämelt nicht, wenn muntre Jugend lacht.

Krumm.

Schatz, hör' mich an! ich will mich deutſch mit dir erklären.
Dein Vater kömmt, und bald, ſehr bald! Dann wirſt du hören,
Daß die Verſchwendung, die ihr treibt, ihm nicht behagt.
Mir auch nicht, das verſteht ſich, denk' ich, ungeſagt.
Nach einem andern Schnitt iſt Gretchen auferzogen:
Still, häuslich, arbeitſam! Wirſt nicht mit ihr betrogen.
Alt: ſechs und dreißig Jahr, auch wohl was druber 'naus.
Sie und mein Sohn und ich, das iſt mein ganzes Haus.
Sie wäſcht und näht, und iſt im Rechnen Adam Rieſe.
Wir eſſen Sonntags Fleiſch, und Werkeltags Gemüſe.
Mach's auch ſo, Schatz, damit du was zurücke legſt,
Man wird zum Bettelmann, wie du zu leben pflegſt.

Von morgen an eßt Ihr zuſamm' aus einem Topfe.
Du ſcheinſt ein guter Schlag von Menſchen, nur im Kopfe
Sitzt dir ein Sparrn zuviel. Nu wart', der muß heraus!
Auf einen andern Fuß muß mir das ganze Haus! —
Sag doch einmal, mein Schatz, wer iſt der junge Laffe,
Der geſtern bei euch war? Kommt er wohl oft hieher?

Fritz.

O, ſehr oft.

Krumm.

Das taugt nichts. Nichts ſag' ich dir! Den ſchaffe
Für immer aus dem Haus, das bitt' ich dich recht ſehr.

Fritz.

Was Sie befehlen, das geſchieht gewiß, Herr Krumm.

Krumm.

Das heißt geredt, wie ſich's gebührt. Du biſt nicht dumm,
Herr Schwiegerſohn, ich hoff', noch was aus dir zu machen.

Nur bleib mir weg mit Ball, Muſik und ſolchen Sachen!
Wer Tag in Nacht verkehrt, der macht den Kopf zum Fuß.

Fritz im Abgehen.

Beſorgen Sie nichts.

Krumm ihn aufhaltend.

He! wo gehſt du hin?

Fritz.

Ich muß
Jetzt unaufſchieblich gehn.

Krumm.

Warum denn?

Fritz.

Um — zu liegen.

Krumm.

Was meinſt du damit? Bleib!

Fritz.

Ermüdet vom Vergnügen
Der froh durchſchwärmten Nacht, und doch nicht müde, geht
Ihr ganz ergebner Knecht, der Hauptmann Schmalt, zu Bett.
Wenn er nicht ſchlafen kann, wird er von Hochzeit träumen.

Mit einer Verbeugung ab.

Zweite Scene.

Krumm allein.

Das ſchwatzt! Der Teufel mag das Zeug zuſammen reimen!
Das macht die Leſerei, 's Gehirn iſt ihm der Queer;
Doch das vom Vater iſt's, ſo wahr ich bin, noch mehr!
Er will Incognito ſein eigen Haus beſuchen?
Er fänd wohl ohne das Urſach genug, zu ſuchen.
In Geldaffairen nur lieb' ich's Incognito;
Wer ſeine Frau belauſcht, ſetzt ſich ins Ohr den Floh! —
Ei nun, was kümmert's mich, ich thu' nach ſeinem Willen.

Horch!

Er geht nach der Mittelthür, und ſieht hinaus.

Ja, da kömmt er. Sieh, die Stirn zeugt ſchon von Grillen.

Er tritt auf die Seite im Hintergrunde.

Dritte Scene.

Krumm, Schmalt, mit Hut und Stock, doch nicht nothwendig in Reiſekleidern, Anfangs ohne Krumm zu ſehen.

Schmalt.

mit dem Stock klopfend.

Verflucht! Verdammte Kerls! Das alſo mein Empfang,
Nachdem ich weggewest zwölf ganzer Jahre lang?
Wie alles hier zu Land ſich ändert und verſchlimmert!

Krumm.

Gott grüß, Gevatter!

Schmalt, ohne zu hören.

Peſt!

Krumm vor ſich.

Er läßt ſich unbekümmert
Um mich. Was hat er?

Schmalt vor ſich.

Ha, das ungetreue Weib!

Indem er diejenige Seite der Wand betrachtet, wo Krumm nicht ſteht

Was für verfluchte Pracht bedeckt hier Wand und Leib!

Der Teufel ſelber muß in dieſem Hauſe wohnen!
Ich glaub', ich ſteckt' es an, müßt' ich die Stadt nicht ſchonen.

Krumm vor ſich.

Er ſpricht ſo lang mit ſich, das zeigt Verrücktheit an.
's wär Schad!

Schmalt vor ſich.

Ich hab's verdient, ich unvernünft'ger Mann.
Die halbe Welt durchreiſt, nach Süden und nach Norden,
Eh' ich nach Indien ging, und doch nicht klug geworden!
Vertrau der Frau dein Geld auf einen Monat an;
Du ſind'ſt am dreißigſten den letzten Deut verthan.
Ich Eſel darb mir's ab an meinem eignen Leibe,
Jetzt werd' ich ſchön belohnt! — Was mach' ich mit dem Weibe?
Sie plündert mich, ſie bringt mich an den Bettelſtab.

Krumm.

Gevatter, guten Tag! Ihr ſeid zu Haus, legt ab!

Schmalt giebt ihm ſtumm die Hand, und legt ab.

Iſt's denn dort über Meer Euch immer wohl ergangen?

Ob man Euch kennen wird, das soll mich sehr verlangen,

Ich sind' Euch etwas alt.

Schmalt.

Isaak, das wird mein Tod!

Krumm.

Nu, wer vor Alter stirbt, ist lang gewes sein Brodt.
Nahr ist's, das Leben währt zu kurz, recht aufzukommen.

Schmalt.

Unordnung, Faulheit, Pracht! 's wird nichts zusamm' genommen!

Krumm.

Ei, ich bin ordentlich, und habe nichts versäumt.

Zu der Commissair.

Ich hab' hier mehr für Ihn, als der Gevatter träumt,

's sind Achtzigtausend in Papier

Ein Stück Geld aus der Westentasche ziehend.

und Sechszehn Groschen.

Schmalt will es nehmen, er zieht zurück.

Erst rechnen wir. — Sind Ihr? Doch nicht leer Stroh gedroschen?

Schmalt.

Nein, Gott sei Dank!

Krumm.

Nun ſeht, da könnt Ihr Euch ſchon tröſten,
Man kommt auch hier wohl fort, fehlt's uns nur nicht am Beſten.

Wie viel —

Schmalt.

Wie blutet's Herz im Leib, Gevatter, und —
„Wie viel?" Auf's Aeußerſte ſind's Sechzigtauſend Pfund.

Krumm mit großen Augen.

Pfund? doch wohl engliſche? Das iſt ein ſchöner Thaler!

Schmalt ſich umſehend.

Seht nur die Zimmer. Blitz, was koſtet nicht der Maler!

Krumm.

Es ſind Tapeten.

Schmalt.

Eine.

Krumm.

Hält länger.

Schmalt.

Koſtet mehr!

Iſaak! man praßt mich arm!

Krumm.

Ihr ſeid im Haus nun Herr;
Wer Euch nicht folgen will, den eilt, hinauszufegen.

Schmalt.

Werd' nicht ermangeln, werd' dem Weib das Handwerk legen.
Lakaun, beſoffen noch von geſtern, goldbebiecht,
Ein Schweizer an der Thür, mit einem Schnurrbart! zecht
Von meinem Geld, und wagt's, auf Wein und kalten Braten
In ſeine Loge mich zum Frühſtück —

Krumm einfallend.

Laßt euch rathen!
Jagt all' die Hunde fort!

Schmalt.

Verſteht ſich, heute noch.

Krumm.

Thut's, das erſpart Euch viel. Beſonders jagt den Koch —

Schmalt erſchrocken.

Ein Koch?

Krumm.

Ja wohl! Der Kerl ſchmeißt in das Feuer Butter,

Wenn es nicht brennen will! — Die Kinder und die Mutter —

Schmalt

die Hände überm Kopf.

Freund, ich bin ruinirt!

Krumm.

Was weg iſt, das iſt weg.

Schmalt.

In's Feuer Butter! Peſt, ich ſied' den Kerl in Pech! Das iſt ſo ſchlimm, als ſtähl' man's Geld mir aus den Taſchen. —

Geht hettig.

Was meinſt du, räthſt du mir mein Weib zu überraſchen?

Krumm.

Macht das, wie's Euch beliebt.

Schmalt.

Nein, rede! räthſt du mir Zu dem Incognito?

Krumm.

Ich überlaß es dir.

Schmalt.

Die Henkerswirthſchaft die! Kurze Pauſe. Wie hat man's aufgenommen,

Als Ihr mit meinem Brief und Ehproject gekommen?

Krumm.

Sehr gut, was das betrifft, man war sogleich bereit.
Für meine Kinder hat man schon viel Zärtlichkeit.

Schmalt.

Gut. Also ohne Zwang gehorcht man meinem Willen?

Krumm.

Zwang? o, im Gegentheil, man brennt, ihn zu erfüllen.
Noch heute Nachmittag kommt's ganze Ding zu Fach.

Schmalt.

Das ist ein Trost, indeß, Gevatter, sprich, was mach'
Ich mit dem Henkersweib?

Krumm.

Ei, das ist dein' Affaire!
Ich gebe deinem Sohn ein sparsam Weib, bei Ehre
Und gutem Ruf, dazu recht hübschen Angesichts
Den Segen geben wir den Kindern, weiter nichts.

Schmalt.

So sei's!

Krumm.

Das Geld verdirbt die Wirthſchaft junger Leute,
Der Vater meiner Frau gab auch nichts, als ich freite.

Schmalt.

Gut. Aber meine Frau?

Krumm.

Thut mit ihr, wie's gefällt.

Schmalt.

Ein Bischen möcht' ich doch wohl ſehn, wie ſie ſich ſtellt?
Ob ſie mich auch noch kennt? Ob nicht in meinen Kindern
Das Blut ſpricht?

Krumm.

Schatz, ich will Euch daran juſt nicht hindern;
Allein das führt zu nichts. Wo ſpräche denn das Blut?
Die Kinder folgen Euch; die Frau muß! Damit gut.
Ich hab' noch eine Schuld auf Wechſel einzuheben,
Nach Mittag Mit der Pantomime des Schreibens. zeichnen wir.

Er nimmt Hut und Stock.

Ich wünſche wohl zu leben!

Vierte Scene.

Schmalt allein.

Gut! ja! die Heirath iſt juſt ſo nach meinem Schlag;
Allein die Wirthſchaft hier! Da ſitzt der Henker! ach,
Der Luxus ängſtigt mich von mehr als einer Seite.
Bezahl' ich's, oder — weil bezahlen's andre Leute!
Kein Laſter geht allein; Verſchwendung, Lüſternheit,
Wo Ein's von beiden iſt, iſt's andre auch nicht weit.
Von dem, was ich geſchickt, und was ich da gelaſſen,
Gut leben konnte ſie, doch nicht ſo ſündlich praſſen!
Ich bin Incognito, vielleicht erfahr' ich was.

Man hört klingeln.

Man klingelt drinn! — Man kömmt!

Fünfte Scene.

Schmalt. Lenore, ein Nachtkleidungsſtück in der Hand, woran ſie im Gehen noch etwas ordnet.

Schmalt vor ſich.

Sieh da, was iſt denn das
Für eine Madmoſell? jung, ſchön, ja; aber tüchtig

Kokett. Wär's Lieschen? Bliz, die dacht' ich mir ſo züchtig.

Lenore will ins Zimmer.

Hä, ſchönes Kind, wohin?

Lenore.

In dieſes Zimmer da,
Zu meiner Herrſchaft.

Schmalt.

Wie? Sie iſt im Dienſten?

Lenore.

Ja!

Schmalt.

Bei wem?

Lenore.

Bei Madam Schmalt.

Schmalt vor ſich.

Das kann zu etwas führen,
Laß mit dem Zöfchen uns ein wenig diſcouriren!

Lenore will wieder ins Zimmer.

Hä, Kleine!

Lenore.

Was beliebt?

Schmalt.

Weiß Sie, wer vor Ihr ſteht?

Lenore.

Nein, habe nicht die Ehr'; allein ich weiß, wer geht.

Schmalt.

Ei, warte Sie! Ich bin ein Freund, und war es immer,
Von Krumm und von Herrn Schmalt.

Lenore.

Sehr wohl, ich muß ins Zimmer.

Schmalt.

Ich kann Ihr nützlich ſeyn, ſo oder ſo, wie's fällt;
Vielleicht mit gutem Rath, auch wohl mit baarem Geld.

Lenore.

Verbundne Dienerin! wenn ich die Zeit nur hätte
Madam hat mir geſchellt, gewiß will ſie zu Bette.

Schmalt.

Zu Bette? früh um neun?

Lenore.

Zu Bette, wie geſagt

Schmalt.

Man lebt auf großem Fuß?

Lenore.

Ja.

Schmalt vor sich.

Das sei Gott geklagt!

Lenore.

Auf recht honettem Fuß, wie in den besten Bädern:
Soupé, dann Spiel, drauf Tanz, und früh erst in die Federn.

Schmalt.

Das wundert mich. Und geht das öfters so bei euch?

Lenore.

Ja wohl! Sie kennen ja Herrn Schmalt, er ist sehr reich;
Das fordert denn auch, dem gemäß sich zu betragen,
Ein Haus zu machen —

Schmalt.

Hm! Was will Sie damit sagen?

Lenore.

Damit? das heißt, wenn man es macht, wie Madam Schmalt.
Sie sind in allem neu, mein Herr, und doch so alt!
Wo kommen Sie denn her?

Schmalt.

Ein wenig weit. Ich finde
Hier wirklich alles neu. Also: ihr macht ein Haus!

Lenore.

Wir? Nein, das macht Madam nur; ich und das Geſinde,
Wir machen nicht das Haus, wir machen's bloß mit aus.

Schmalt.

Gut! Doch was treibt ihr in dem Hauſe, liebe Kleine?

Lenore befremdet.

Herr, was geht Sie das an?

Schmalt.

Recht ſehr viel, wie ich meine.

Lenore.

Sie? viel?

Schmalt.

Mich ſelbſt, mein Herz. Vor ſich. Ich darf ein wenig Geld
Nicht anſehn bei dem Ding, da ſich's verſchwiegen ſtellt.
's iſt freilich ſchlimm!

Schmeichelnd, indem er ihr Geld in die Hand drückt.

Hör' Sie, Sie liebe, kleine Schlanke!
Herr Schmalt ſchickt Ihr durch mich hier dies Präſent.

Lenore.

Ich danke.

Schmalt.

Verdiene Sie es nur; ſo kann Sie mehr noch hoffen.

Lenore.

Verdienen? und womit?

Schmalt.

Sei Sie ein Bischen offen.
's iſt ein freigeb'ger Herr, ſchad', daß Sie ihn nicht kennt!
Sieht Sie, der Luxus hier, das Haus, wie Sie es nennt,
Erfordert Leute, und Geſchmack und — Geld vor allen.
Sollt' etwa ſo ein Herr, dem die Madam gefallen —
Herr Schmalt iſt fern — ſo ein Liebhaber —

Lenore.

Wie war das?
„Liebhaber?" Hört mir doch! das gilt des Hauſes Ehre!
„Liebhaber?" ei verflucht! ich dachte was mir wäre.
Und meine Ehre! da verſteh' ich keinen Spaß.
Ich weiß nicht, was mich hält, daß ich im Augenblicke
Nicht die fünf Finger Ihm in ſein Geſichte drücke!

Schmalt.

Vergeb' Sie!

Lenore

mit immer reizendem Affect.

Schweig Er, Herr! Was ſteckt Er ſeine Naſ
In das, was die Madam thut oder nicht thut? was
Geht Ihn das an? Hä?

Schmalt.

Nichts, mein liebes Kind, inzwiſchen —

Lenore.

Zu welchem Zweck will Er hier Neuigkeiten fiſchen?
Madam iſt nur zu gut, zu ſanft, zu züchtig, und —
Er iſt Man klingelt. ich komme gleich! — Ich ſag's
Ihm kurz und rund,
Heraus: Er iſt ein Narr mit ſeinen feinen Fragen!

Man klingelt wieder.

Gleich, gleich! — Ein Dummbart, der mit
ſeinem Schaafsverſtand
Ein ehrlich Mädchen will zu ſeinem Spürhund
machen!
Ein alter Eſel, den ich mit der flachen Hand
Ein Dutzend Mal —

Die Klingel wird heftig gezogen.

Mein Gott, man möchte ſich zerreißen!

Schnell ab.

———

Sechste Scene.

Schmalt allein.

Peſt! Kurz und lang hat mich das Wettermaul geheißen.
Ich glaub', ſie hätt am End' noch Hand an mich gelegt!
Ja, wer bei Weibern nur nach Weiberſchlichen frägt;
Man kriegt nichts 'raus, und wenn der Teufel Beichte ſäße!
Nichts! Sie verſtehn ſich all', wie's Diebsvolk auf der Meſſe.
Geduld! Behaupten wir noch das Incognito!
Vielleicht entdeckt ſich noch das Ding, ſo oder ſo!

Die Thür von der Mad. Schmalt Zimmer öffnet ſich.

Die Thür geht auf. Verflucht! ein junger Herr aus meiner —
Aus meiner Frau Gemach! Nun das wird immer feiner!
So macht man Haus?

Siebente Scene.

Schmalt. Franz in Ballkleidern, unordentlich, wie nach dem Balle, einen runden Hut in der Hand.

Franz in die Scene.

Madam, die angenehmste Ruh!
Wie glücklich bin ich!

Schmalt vor sich.

Viel zu viel, du Löffler du!

Franz wie vorhin.

Bis auf den Abend denn, Adieu, auf Wiedersehen!

Schmalt wie vorhin.

Den Abend wieder? Bursch! Das kann der Queere gehen!
Da ich zwei Herren hier erblick', von Einem Haus;
Könnt's kommen, Einer flög zum Fenster bald hinaus.

Franz,

der ohne ihn zu sehn, bis an die Mittelthür gegangen, kehrt um.

Hier sprach wer, glaub' ich. Vor sich. Ist der Mann nicht recht bei Sinnen?

Schmalt wie vorhin.

Was dümm'res konnt' ich doch beim Teufel nicht beginnen!
Wär ich mit meinem Geld doch noch in Surinam!

Franz ihn anrührend.

Hä da! Was ſpricht der Herr da ganz allein? ſo ſachte?

Schmalt.

Ich wunderte mich, daß — daß Sie hier bei Madam —

Franz.

Wie ſo, mein alter Herr? was kümmert Sie —

Schmalt.

Ich dachte
So bei mir, wenn Herr Schmalt juſt in der Nähe wär;
Er wär nicht ſehr erfreut, Sie hier zu ſehen.

Franz
hat den Hut abgelegt.

Er?
Warum nicht? haßt er mich denn? und wer ſagte 's Ihnen?

Schmalt.

Wohlunterrichtete Perſonen. Der Herr Schmalt,
Bei dem Sie ſo bequem des Gaſtrechts Sich bedienen,
Hat er die Ehre nicht, dem Herrn ſo von Geſtalt,
Und ſonſt, bekannt zu ſeyn?

Franz.

Nein, ſchon ſeit vielen Jahren

Macht er in Surinam Gold aus weſtind'ſchen Waaren.

Schmalt.

So? Aber die Madam kennt wohl der Herr genau?

Franz.

O, ſehr genau, mein Herr, die liebenswürd'ge Frau
Erneut mir täglich die Beweiſe ihrer Güte,
Wir ſehn uns früh und ſpät.

Schmalt bei Seite.

Daß euch der Teufel briete!

Franz.

Kann ihre Protection dem Herrn wo nützlich ſeyn?
Ich gelt' etwas im Haus.

Schmalt.

Ich ſeh's!

Franz.

Es wird mich freu'n,
Wenn ich wo dienen kann.

Schmalt.

Verbunden! Von Herr Schmalten
Bin ich Commiſſionär.

Franz.

Wenn das iſt; ſo verwalten

Sie gleich bei uns Ihr Amt, und bringen Sie uns Geld;
Wir brauchen's. Gute Nacht!

Schmalt vor sich.

Verfluchter Kammerheld!

Als Franz gehn will, herausbrechend.

Halt, Herr! —

Franz ihn keck antretend.

Was soll er?

Schmalt furchtsam.

Da — da Sie Bescheid hier wissen;
Ist denn das Zimmerchen von Mamsell Schmalt hier nah?

Franz lächelnd.

Ganz nah. Ich geh just hin, Mamsell die Hand zu küssen.
Sehn Sie? Das ist es!

Er geht in Elisens Zimmer und schließt ab.

Achte Scene.

Schmalz allein.

Was? Nach der Thür horchend. Er ſchließt die Thür zu? Ja!
Verflucht! Dem ganzen Haus ſcheint der Halunke nöthig!
Kommt von der Mutter; geht zur Tochter! Die ertret' ich,
Die Natter die! Mein Weib ſperr' ich auf ewig ein!
Ich, lauf zur Polizei!

Er erwiſcht den von Franz zurückgelaſſenen runden Hut, als er den Irrthum gewahr wird.

Das kann mein Hut nicht ſeyn!
Das iſt der Deckel vom forcirten Engelländer,
Dem Hörnerdreher, dem verdammten Ehrenſchänder!

Den Hut gegen die Thür von Eliſens Zimmer werfend.

Des Himmels Blitz verbrenn' ihm Magen und Gedärm!
Dem Schuft, dem Sperling, dem!

Er geht nach Hut und Stock.

Neunte Scene.

Schmalt. Eliſe und Franz raſch aus dem Seitenzimmer.

Eliſe.

Was für ein Koboldslärm?

Den Hut gewahr werdend.

Ich glaub', man bombardirt die Thür mit runden Hüten.

Franz.

Soll ein Lackei dem Herrn das Lautſeyn hier verbieten?
Man wünſcht zu ſchlafen; geh Er oder fluch Er facht!

Schmalt vor ſich.

Ich kann kein lautes Wort mehr aus der Kehle bringen!
's erſtickt mich!

Eliſe zu Franz.

Sag mir doch, was dieſer Mann hier macht?

Schmalt vor ſich.

Wart, ich will vor Gericht auf ſchwere Rache bringen!
's kommt mich nur halb ſo hoch, mein Sohn iſt Advocat.

Eliſe zu Franz.

Frag ihn doch, wer er iſt? Was er zu brummen hat?

Franz.

Er ſcheint nicht wohl bei Troſt. 's iſt ein Commiſſionär
Vom Vater, wie er ſpricht.

Eliſe.

Er dauert mich. — Mein Herr,
That Ihnen hier mein Mann vielleicht etwas zu Leide?

Schmalt bei Seite.

Ihr Mann? da käm ich noch ganz leichten Kaufs davon.

Zu Eliſen.

Das iſt Ihr Mann? das wär mir eine wahre Freude!
Ihr angetrauter Mann?

Eliſe.

Seit geſtern Abend ſchon.

Schmalt.

Johannes Krumm, der Sohn?

Eliſe.

Mein Gatte, den ich liebe.

Wenn doch der Herr recht bald an meinen Vater
ſchriebe,
Und meldet' ihm, wie ſehr ich froh und glücklich bin!

Schmalt vor ſich.

Was hat der alte Narr, der Krumm, mit mir
im Sinn?

Eliſe.

Ich bitte drum.

Schmalt wie vorhin.

Das heißt gewaltig albern ſpaßen.

Zu den Uebrigen.

Herr Iſaak Krumm hat mich zwar heute merken
laſſen,
Daß Hochzeit werden ſoll, und zwar in kurzer Friſt;
Allein er ſagte nicht, daß ſie vollzogen iſt.

Franz.

So glaube mir's der Herr, ich weiß die Sache
beſſer.

Schmalt.

Ihr Mann! Ich dachte mir die Abneigung viel
größer.

Betrachtet Franz, und lächelt Eliſen an.

Jetzt wird mir's klar! Es iſt fürwahr ein ſchöner
Mann;
Doch für den Sohn von Krumm ſah ihn wohl
keiner an.

Franz.

Den Vätern ſieht man oft die Söhne wenig gleichen.
Dies zu beweiſen, kann ein einzig Beiſpiel reichen.
Von ſeinem Vater hat mein Schwager keinen Zug.

Schmalt.

Fritz Schmalt? Iſt der vielleicht auch ſo vermählt im Flug?

Eliſe.

Ja, ſo gewiß, wie wir.

Franz.

Er wohnt mit meiner Schweſter
Im obern Stock.

Schmalt.

Ei, ei! das iſt curios, mein Beſter!
Das überraſcht mich ſehr.

Franz.

Ich ſehe nicht, warum?

Schmalt.

Getraut ſchon? alle vier? und das verſchwieg mir Krumm?

Eliſe.

Herr Krumm hat ſtets den Kopf voll Pfänder und Intereſſen,
Der gute Mann wird ſchwach; ich glaub', er hat's vergeſſen.

Schmalt.

Ach nein! eh' mein' ich, daß er was im Schilde führt,
So einen Spaß, den er Herr Schmalten präparirt.

Franz.

Auch möglich.

Schmalt prüfend.

Also schon verbei?

Franz.

Bei meiner Ehre.

Schmalt.

Getraut? Es kommt mir vor, als ob's kaum glaublich wäre.
Hm, hm, und wo geschah die Trauung?

Franz.

Hier im Haus.

Schmalt.

War denn der Alte nicht beim Fest?

Elise.

Er schlug es aus.
Des Abends bleibt Herr Krumm nicht gern aus seinen Pfählen.

Schmalt.

Ja, ja, er fürchtet sich gewaltig vor'm Bestehlen.

Franzen freundlich betrachtend.

Sie sind ein hübscher Mann — Gestalt gefällt dem Aug —
Sehr liebenswürdig —

Elise.

Sehr!

Schmalt.

Ist's die Frau Schwester auch?

Franz.

O, zehnmal mehr, als ich.

Schmalt.

So? Nun, da wird der Alte
Die Eile wohl verzeihn, soviel ich dafür halte.
Mit seiner lieben Frau hab' ich ein klein Geschäft —

Will ins Zimmer.

Elise ihn aufhaltend.

Das geht jetzt nicht, mein Herr!

Schmalt.

Warum denn nicht?

Elise.

Sie schläft.
Sie hatte diese Nacht so viel zu thun, zu sorgen —

Schmalt.

Gut denn! mit seinem Sohn!

Franz.

Beſuchen Sie ihn morgen;
Jetzt iſt er occupirt.

Schmalt.

So! alſo kann ich heut
Hier niemand ſprechen? und hab' mich ſo drauf gefreut!

Franz.

Mein Herr, Sie wiſſen wohl, es giebt gewiſſe Fälle,
Wo Unterbrechung man mehr haſſet, als die Hölle.
Verſtanden? Jetzt, mein Freund, verzeihn Sie,
daß ich geh,
Ihr Diener.

Eliſe.

Kommen Sie heut Abend zum Soupé!

Beide ab.

Zehnte Scene.

Schmalt. Lenore von innen.

Schmalt.

Gevatter Krumm iſt toll! Was hat ihn denn bewogen,
Daß er die Teufelei mit ſolcher Eil vollzogen?
Und warum ſagt er nichts? Bei Gott, das iſt curios!
Kaum komm' ich an; ſo iſt der Heirathsteufel los,
Und copulirt geſchwind, was Odem hat im Hauſe.
Wer weiß, am Ende komm' ich gar zum Hochzeitſchmauſe
Von meiner eignen Frau! Das wär ein art'ger Fall!
Ei was, ich poch' hier an, ſie ſchlaf' ein andermal.

Pocht crescendo.

He! Holla! aufgemacht!

Lenore von innen.

Wer donnert denn ſo gräulich?

Schmalt.

Ich muß zu Madam Schmalt.

Lenore.

Geht nicht!

Schmalt.

Die Sach' iſt eilig.

Lenore.

Und was betrifft's?

Schmalt.

Ich komm' von ihrem Mann, ich ſteh
Auf Kohlen!

Lenore.

Man bemüh' ſich wieder zum Kaffee.

Schmalt vor ſich.

Vorhin zum Abendbrot! 's wird wenigſtens
nicht ſchlimmer.
Am Ende läßt man mich noch Mittags in mein
Zimmer.

Ende des zweiten Akts.

Dritter Akt.

Erſte Scene.

Schmalk allein, tritt ohne Hut und Stock, welche oben im Zimmer liegen, durch die Mittelthür ein.

Auch nichts! Im zweiten Stock gerade wie im erſten!
Hätt' ich kein kaltes Blut; müßt' ich vor Galle berſten.
Ich lauf Trepp' auf, Trepp' ab, ich klopf an jede Thür;
Niemand antwortet dort, kein Teufel hört mich hier.
Zur Kaffeezeit hat man mich zu mir ſelbſt beſchieden,

Nach der Uhr ſehend.

's iſt Vier vorbei, und noch ſchnarcht alles hier in Frieden.
Der Narr, der Krumm, iſt an der ganzen Poſſe Schuld!
Wenn er nicht macht und kömmt, ſo reißt mir die Geduld.

Was hat er nur im Sinn? Will er mich bloß veriren?
Glaub's kaum! Der alte Fuchs ſucht ſtets zu profitiren;
Er lügt Euch nicht einmal, wenn's nicht Procente trägt.
Beſorgt er —
Er unterbricht ſich, und kehrt das Ohr nach den Kuliſſen.
Horch! es iſt, als ob ſich hier was regt,
Vielleicht wird's endlich Tag. — That er etwa beſorgen,
Ich zög mein Wort zurück, wenn er's verſchöb bis morgen?
Er kennt mich doch; ich brach mein Wort mein Tage nicht.
Ein Kaufmann, der's nicht hält, thu' auf Credit Verzicht!
Mit ſeiner Jüdelei mag das zur Noth beſtehen;
Ich liefre richtig ab, ſollt' ich zu Grunde gehen.
Bei Kindern iſt's nun zwar ein ander Ding; man ſoll
Bedenken, wem man ſie verſpricht, ich weiß das wohl!
Es taugt den Teufel nicht, wenn Eh'leut' ſich nicht lieben.
Ich hätt's auch nicht gethan, hätt' er mir nicht geſchrieben:

Ein weit entfernter Mann wär' nie im Hauſe Herr.
Nicht Herr? Nun ſieht er's doch, ich bin nicht ſo, wie er,
Als ihn die ſel'ge Frau noch unter'm Abſatz hatte.
Wenn ich befehl'; ſo rührt ſich weder Maus noch Ratte.

Horcht.

Die Saalthür geht. Gottlob, er kömmt.

Zweite Scene.

Schmalt. Krumm mit Hut und Stock, ein Papier in der Hand.

Krumm.

Gevatter, ſeid
Nicht bös, daß ich ſo ſpät — der Weg iſt ſchrecklich weit,
Und mit der Wechſelſchuld muß's auch heut' ewig währen!
Denkt nur den Hundsvott! ſtatt zu zahlen, wollt' er ſchwören!
Die Hälfte vom Profit verlor ich beim Vergleich. —
Lest! Reicht ihm das Papier.

Schmalt.

Den Vergleich?

Krumm.

Behüt! den Ehepact für Euch.

Er zieht Federn auf einem Etui, und ſetzt ein Taſchentintefaß auf den Tiſch.

Schreibt Euren Namen, hier ſind Federn und auch Tinte.

Schmalt.

Ihr kommt, wie ein Soldat im Dienſt, mit Taſch' und Flinte!

Krumm.

Ja wohl! Oft iſt ein Freund auf offner Straß' in Noth,
Da ſprech' ich denn: „'s iſt nur um Leben oder Tod,"
Und laß ihm 's Wechſelchen auf meinen Knieen ſchreiben.

Schmalt,

nachdem er die Brille aufgeſetzt und den Contract durchlaufen, ſeinen Mann ſtierend.

Hört an, die Unterſchrift, dächt' ich, könnt' unterbleiben.

Krumm.

Weil's keine Mitgift ſetzt? Wahr! Doch, Gevatter Schmalt,

Ich bin just nicht mehr jung, Ihr seid gewaltig alt;
Wenn so ein Erbfall käm' — Ihr kennt die Advocaten!

Schmalt lächelnd.

Geht doch, Gevatter, geht! Ich roch schon längst den Braten!

Krumm.

Ihr? welchen Braten denn?

Schmalt stärker lächelnd.

Nun, den vom Hochzeitschmaus.
Er war ja kaum verzehrt; so trat ich auch ins Haus.

Krumm verdrießlich.

Das war ein dummer Streich von Mutter und von Kindern!
's war weggeworfen Geld; allein ich konnt's nicht hindern.

Schmalt listig.

Es scheint, die Eurigen, die haben succedirt,
Als Eure Frau verstarb.

Krumm.

Behüte Gott, Ihr irrt!
Ein Grundstück war nicht da, auf mich fiel's Mobiliare.

Schmalt.

So? die Pantoffeln auch?

Krumm winkt.

Ihr Dickelt.

Schmalt.

Gott bewahre!
Ich meine nur, sonst war die Frau im Hause Herr,
Jetzt Eure Kinder. Gelt? Das Ding war ihr Begehr?

Krumm.

Die waren nicht beim Schmaus, ich hätt' sie wollen führen.

Schmalt lachend.

Sie haben Euch zum Narrn, Ihr werdet's heut noch spüren —

Ihn prüfend.

Wenn Ihr nicht etwa mich?

Krumm.

Ist meine Sache nicht.
Vor sich. Des Teufels, wenn ich weiß, wovon der Alte spricht!

Schmalt.

Wo schlief die Nacht Eu'r Sohn?

Krumm.

Mein Sohn iſt aufgeblieben,
Und hat den Ehecontract in duplo abgeſchrieben.

Schmalt lächelnd.

Was and're ſchrieb Herr Hans.

Krumm ſteht.

Behüt!

Schmalt noch beſtimmter.

Verlaßt Euch drauf.
Und Eure Tochter ſchlief, wo?

Krumm.

Die blieb gleichfalls auf,
Um, weil's in Eile ging, noch Bettzeug auszuplatten.

Schmalt.

Sahl Ihr's mit eignem Aug, was ſie für Arbeit hatten?

Krumm.

Ich weiß es ganz gewiß.

Schmalt.

Ob Ihr es ſahl?

Krumm.

Ich war
Sehr müd' und ſchlief; allein ich ſah's am Morgen.

Schmalt vor sich.

Aha!
Sie haben hinter ihm das Ding so abgekartet,
Die Hochzeit ist vorbei, indeß er noch drauf wartet.
Allein — er scheint doch um den Schmaus zu wissen! — Krumm!
Habt Ihr denn nichts gemerkt? Ihr seid doch sonst nicht dumm!
Der Schmaus!

Krumm.

Nun ja, der Schmaus war hinter meinem Rücken.
Erst heute früh sagt mir's Eu'r Sohn. — Echt, das Entzücken,
Worein mein Antrag ihn und's ganze Haus versetzt,
War Ursach, daß man sich mit Schmaus und Tanz ergötzt.

Schmalt lachend.

Eu'r Antrag?

Krumm.

Freilich hab' ich Anfangs schmähen wollen.
Auf meine Kinder hätt' man mind'stens warten sollen.

Schmalt lächelnd lachend.

Auf Eure Kinder? Peß! Ihr haltet gute Zucht!

Krumm.

Ich ſeh nicht ein, Herr Schmalk, warum Ihr lacht und flucht?

Schmalk

das Lachen immer ſteigernd.

Eu'r Antrag? Kinder? Nun, das heiß ich doch betrügen!

Die Hand auf Krumms Schulter, ihm ins Ohr, aber laut.

Eu'r Söhnchen war beim Schmaus.

Krumm ärgerlich.

Das ſind verdammte Lügen!

Schmalk.

Ich traf ihn hier, heut früh.

Krumm immer wärmer.

Gevatter, Ihr ſeid toll!

Schmalk.

Von Schweiß' und Staube war Rock, Haar und Schuhwerk voll.

Er hat die Nacht getanzt.

Krumm.

Etwas, das iſt nicht möglich.

Nie tanzt' er einen Schritt.

Schmalk.

O, Hochzeit macht beweglich!

Krumm determiniet auftretend.

Zur Hochzeit ſollt' Ihr ſehn, daß er nicht tanzen kann.

Schmalz.

Die Hochzeit iſt vorbei!

Krumm gedehnt.

Vor — bei?

Schmalz.

Ja, lieber Mann!
Dein Margarethchen blieb die Nacht bei meinem Sohne.

Krumm hitzig.

Zum Teufel, das wird grob! Mit ſolchem Spaß verſchone
Man meiner Tochter Ruf!

Schmalz.

Bah! ſind ſie doch getraut!

Krumm

ſieht ihn groß an, und wendet ſich dann ab.

Toll! rein toll! oder hat zu tief ins Glas geſchaut!

Sich wieder zu ihm kehrend.

Um zehn Uhr geſtern ging ſie von mir in ihr Zimmer,
Und brachte mir früh um Vier den Kaffee, ſo wie immer.

Schmalt bestürzt.

Der Hagel! und dein Sohn?

Krumm.

Der ſei erſt um Eilf noch friſch,
Und ſaß halb fünf mit mir und ihr am Kaffeetiſch.

Schmalt.

So ſchlag der Donner d'rein! Es gab ein frecher Bube
Für deinen Sohn ſich aus, und ging
Auf Elisens Zimmer zeigend.
in dieſe Stube.

Krumm.

Da wohnt dein Lieschen, Schatz.

Schmalt.

Der Teufel wohnt im Haus!

Krumm.

Was gilt's, ein Dirnchen gab ſich für mein Gretchen aus,
Und blieb bei deinem Sohn! Das iſt ein züchtig Leben!
Nu, wart, da kommt er ſelbſt; er muß uns Auskunft geben.

Dritte Scene.

Die Vorigen. Fritz in Uniform mit Degen, er probirt während der ersten vier Verse an beiden Seitenthüren.

Schmalt zu Krumm.

Das wär mein Sohn?

Krumm.

Nun ja!

Schmalt.

Ihr faselt! Dieser hier?
Mein Sohn ist Advocat; der ist ja Offizier.

Krumm.

Dein Sohn ist Hauptmann, Schatz.

Schmalt.

Das sind verdammte Lügen!

Krumm.

Schrieb man dir, „Advocat"? Nun, das heiß ich betrügen!

Fritz zu Krumm.

Bon jour! Wer ist der Mann? Ein Murrkopf, wie es scheint.

Krumm.

Von Ihrem Vater ist's der best' und ält'ste Freund.

Er bringt die Nachricht mit, Herr Schmalt ſei
auf der Reiſe.

Fritz.

Verborgt er Geld?

Krumm.

So viel ich glaub', auf keine Weiſe,
Denn noch beſitzt er viel.

Schmalt feſt zu Fritz.

Herr, ſind Sie Advocat?

Fritz eben ſo.

Zu dienen.

Schmalt zu Krumm.

Seht Ihr nun, wer mich belogen hat?
Unfehlbar iſt das ein Privattheaterſtaat?
Ich kenne Sie zu gut —

Fritz.

Sie kennen mich zu wenig.
Ich ſchreib' als Advocat für Vaterland und König
Mit dieſem Degen hier auf unſrer Feinde Fell.

Schmalt.

Nicht Advocat? Verflucht!

Krumm Schmalten anſtoßend.

Gevatter, wird's Euch hell?

Schmalt.

Und Ihre Mutter, wie? ſie konnte ſich erkühnen?

Krumm wie vorhin.

Du biſt ja Herr im Haus!

Schmalt zu Fritz.

Sind Sie vermählt?

Fritz.

Zu dienen.

Schmalt.

Auch ſo, wie Advocat?

Fritz.

O, nein, ganz eigentlich.

Schmalt.

Mit wem?

Fritz.

Mit meiner Frau.

Krumm.

Mit meiner Tochter?

Fritz

mit leichter Verbeugung.

Ich

Hab' nicht die Ehr', Herr Krumm.

Schmalt.

Das koſtet mir das Leben!
Ich frag, wer iſt die Frau? Man wird mir
Antwort geben.

Fritz.

Neugierig iſt der Herr, doch höflich eben nicht.

Schmalt.

Ich will es wiſſen, wer? Wer iſt das Weibsgeſicht,
Um das der junge Herr des Vaters Recht vergeſſen?

Fritz.

Wer meine Frau iſt?

Schmalt.

Ja!

Fritz.

Sie iſt die Schweſter deſſen,
Der meine Schweſter ſich zur Frau genommen
hat.

Schmalt.

Verfluchtes Kauderwelſch! Ich hab' des Dinges
ſatt!

Fritz.

Die Sach' iſt völlig klar. Herr Iſaak Krumm
belieben

Sich zu erinnern, was mein Vater jüngſt geſchrieben:
„Die Mutter ſollte gleich die Tochter und den Sohn Vermählen.“

Schmalt.

Nun? und dann? was weiter?

Fritz.

Geſtern ſchon
Iſt das erfolgt, weil es der Papa ſo befohlen.
Ihm zu gehorchen, ließ man gleich den Prieſter holen.
Man that nach ſeinem Wort, wenn auch nicht ganz genau;
Doch in dem Hauptpunct: denn man machte Mann und Frau.
Man nahm nur in der Eil zwei andere Perſonen,
Als die ſein Brief beſagt.

Schmalt
mit verbiſſener Wuth.

Wart, das ſoll ſich belohnen!

Fritz.

Der Herr Baron von Fels, ſchon lang des Hauſes Freund —

Krumm einfallend.

Der Freund vom Haus! 's wird hell, als wenn die Sonne ſcheint!

Man hat uns nur genarrt; ich hab's gedacht Gevatter!

Schmalt zu Krumm.

Geſchwind, ſchafft Wache her!

Fritz.

Herr Freund von meinem Vater,
Es ſcheint, daß unſer Wohl zu ſehr Sie int'reſſirt.
Hielt mich nicht der Reſpect, der Ihrem Freund gebührt,
So würden Sie das Haus durch dieſes Fenſter räumen.
Erwählen Sie die Thür.

Schmalt losbrechend.

Hingſt du an tauſend Bäumen
Auf Einmal, Bube du! Mich aus dem Hauſe? Thu's!
Probir's, du Taugenichts! Probir's, Falſarius!
Weißt du, was darauf ſteht, wer ſich vergreift am Vater?
Nichtadvocat!

Vierte Scene.

Die Vorigen. Madam Schmalt und Lenore auf der Einen, Franz und Eliſe aus der andern Seitenthür. Alle in Morgenkleidung.

Mad. Schmalt im Auftreten.

Mein Gott, wer ſpeit hier, wie der Krater
Des Etna und Veſuv, des Zornes Flammen aus?

Eliſe im Auftreten.

Mein Gott, wer ſchreit denn hier, als wäre
Feu'r im Haus'?

Lenore.

Es iſt mein Frager!

Franz.

's iſt der alte Mann, den heute
Die Nachricht unſrer Eh' ſo ſonderbar erfreute!

Mad. Schmalt.

Wer iſt er?

Franz.

Wie er ſpricht, iſt er Commiſſionär
Von Ihrem Manne.

Dies alles ſehr ſchnell auf einander.

Schmalt

kehrt ihnen, mit dem Fuße ſtampfend, das Geſicht zu.

Ja! ich bin es! gafft nur her!

Mad. Schmalt noch zweifelnd.

Was seh' ich? welch Gesicht? Er ist's! in meinem Herzen
Ruft's laut, daß du es bist!

Schmalt bitter.

Madam beliebt zu scherzen.

Mad. Schmalt auf ihn zu.

Mein Mann! mein theurer Mann!

Fritz und Elise.

Mein Vater!

Schmalt
mit erschlossenem Zorn.

Schweigt! Vom Leibe
Bleibt mir drei Schritt, Ihr Pack von Kindern und von Weibe!

Alle treten erschrocken zurück; er setzt sich. Kleine Pause.

Lenore
tritt vor und kußt ihm den Rock.

Verzeihung, tausendmal, daß ich den Herrn vom Haus
Verkannte heute früh.

Schmalt
mit donnernder Stimme, auf die Mittelthür deutend.

Marsch, Zofe! dort hinaus!

Lenore geht betreten ab.

Franz vortretend.

Herr Schwiegervater, mich verzehrt die Schaam —

Schmalt.

Man schäme
Sich vor der Thür, Patron!

Franz geht nach der Thür, bleibt aber im Hintergrunde stehen.

Fritz vortretend.

Mein Vater, ich — ich nehme
Voll Reu mein Wort zurück —

Schmalt auffahrend.

Ich nie, im Leben nicht!
Verdorbner Advocat! Nichtswürdiges Gesicht
Von Sohn und Eh'mann! Kaum am Galgen werth zu hangen!
So also liebt man mich? so werd' ich hier empfangen?

Krumm.

Gevatter, seht Ihr nun, wie's Blut zu sprechen pflegt?

Mad. Schmalt zu den Kindern.

Geht! er wird milder seyn, wenn sich sein Zorn gelegt.

Alle ziehn ſich, ſo weit als möglich, in den Hintergrund, außer Krumm, welcher ſtets im Vordergrunde bleibt. Sie tritt ihrem Manne näher.

Mein Freund, was haben Sie für Urſach wohl,
zu toben,
Sie, dem das ſchönſte Glück der Himmel aufgehoben?
Vier Kinder finden Sie, und eine Frau, die Sie —

Schmalt.

Sie ſind nicht meine Frau! Die ſtrickte ſpät und früh,
Sie nähte, ſpann und wuſch; aß mager und nur ſelten
Was Gut's; ging ſelbſt zu Markt, wie jede Wirthin thut;
Gefragt von Stand zu Stand: Was ſoll die Sache gelten?
Und mit dem Billigſten gehandelt bis auf's Blut.
Die hätte das, was ich mit ſaurem Schweiß' erworben,
Nicht ſo verpraßt, und auch die Kinder nicht verdorben!
Nicht freventlich den Sohn um ſein Latein gebracht,
Den Advocaten nicht zum Hauptmann Luft gemacht,
Und einem Adlichen die Tochter nicht gegeben!

Sie brächte ihren Mann durch Luxus nicht um's Leben,
Sie bankettirte nicht die liebe lange Nacht,
Wär auf ein selig End' ehr als auf Tanz bedacht!
Sie trug auf dem Gesicht nicht fingershoch die Schminke —

Mad. Schmalt beleidigt.

Herr Schmalt!

Fritz
bittend, indem er halb vortritt.

Mein Vater!

Schmalt streng und fest.

Man erwarte meine Winke
Im Oberstock vom Haus! Hier ist man relegirt.

Elise ängstlich.

Gott, das wird Ernst!

Mad. Schmalt.

Mein Herr, wie hab' ich mich geirrt —

Schmalt schneidend.

Gar sehr, wenn Sie geglaubt, durch solche Fastnachtspossen
Wär meiner Kinder Eh' mit Rechtsbestand geschlossen.

Kurze Pause.

Herr Krumm, du haſt mein Wort; ich halt's als Herr im Haus,
Und das Baronenvolk wirft die Juſtiz hinaus.

Mad. Schmalt.

Oft heftig hab' ich Sie, nie ungerecht gefunden.
Als Sie noch handelten mit wenig magern Kunden,
Arbeitet' ich wie Magd, und ſpeiſte magre Koſt,
Und meine Sparſamkeit war oft Ihr größter Troſt.
Ich darbte mir es ab, um meiner Kinder willen,
Sie waren nur bedacht, die Kaſſen anzufüllen.
Sie reiſten endlich, und vertrauten meiner Hand
Ein Kapital; ich gab's auf ſichres Unterpfand.

Schmalt ſie anſehend.

Ja? iſt das wahr?

Mad. Schmalt.

Es wuchs, und von den Revenüen
Ließ ich des Lebens Glück für meine Kinder blühen.
Fritz hatte wenig Luſt zum Advocatenſtand;
Ich änderte den Plan, er ſchützt das Vaterland.
Wenn man die Dürftigkeit ſo gut, wie wir, ertragen,
Darf man den Ueberfluß wohl zu genießen wagen.
Wer mehr im Kaſten häuft, als er von Nöthen hat,

Thut unrecht, er bestiehlt sich selber und den Staat.
Was hilft es, Tag und Nacht in dem Komtor zu schwitzen,
Und sich beim Kasten alt und blaß und krank zu sitzen?

Nach einer kleinen Pause, wärmer.

Schmalt, du bist sicher nicht so geizig, als du scheinst.
Wer spart denn wohl sein Geld, auf daß er dermaleinst
Zu leben hätte, wenn er nicht gestorben wäre?

Schmalt gelassener.

Das ist der Ueppigkeit vermaledeite Lehre,
Ich kenne das. — Und dann, warum verschwieg man mir
Der Kinder Neigung? Hä?

Mad. Schmalt.

Mein Kind, ich schrieb es dir,
Verblümt, doch klar genug. Du hattest zu befehlen,
Und schwiegst. Ich dachte: fern kann er für sie nicht wählen,
Und schweigend überläßt er's meiner Sorgfalt —

Schmalt.

Seht
Wie das erklärt! Befahl ich nicht bestimmt —

Mad. Schmalt. einfallend.

Zu ſpät
Kam dein Befehl, mein Freund, ein Feuer zu erſticken,
Das ſchon zu lang gebrannt. Die Kinder zu beglücken,
Nicht wahr? das war dein Wunſch?

Schmalt.

Auf bürgerlichen Fuß,
Ja.

Mad. Schmalt.

Lieber wär mir's auch, wenn Kein's von Adel wäre:
Doch brav und glücklich ſind ſie alle vier. Vermehre
Das Glück der Deinigen durch deinen Mitgenuß!

Schmalt

gelaſſener noch als vorhin.

Geht nicht! Ich gab mein Wort, das ich erfüllen muß.

Eliſe,

welche ſich langſam genähert, faßt knieend ſeine Hand.

Mein Vater!

Schmalt

überraſcht, mit „zurückziehen der Hand.

Geh! Sie ſteht auf. Nein, bleib! Vor ſich.

Ich glaub', ich könnt' die Kröte
Nicht haſſen, wenn ſie mir auch noch ſoviel
verthäte. —
Krumm, ſprich, was fang' ich an, wenn mich
das Ding erweicht?

Krumm.

Thut, was Euch gutdünkt! Mich erweicht man
nicht ſo leicht.

Schmalt
entſchloſſen zu Krumm.

Du haſt mein Wort!

Eliſe
von einem Gedanken ergriffen.

Ihr Wort, nicht wahr? iſt Ihnen
heilig?

Schmalt nicht hart.

Ja, wie die Bibel, Kind.

Eliſe.

Genehmigen Sie eilig,
Die Doppelheirath, die man hier zu eilig ſchloß,
Sonſt brechen Sie Ihr Wort.

Schmalt.

Das wäre doch curios!

Eliſe.

Sie ſagten mir ja heut — zu Franz. Nicht wahr? wir hörten's Beide:

Zu Schmalt.

„Iſt das Ihr Mann? Das wär' mir eine wahre Freude."

Schmalt.

Ei, damals dacht' ich juſt —

Er hält plötzlich inne, dann bei Seite.

Verdammt! Die Urſach kann Ich ihr nicht ſagen, es war Eiferſucht.

Eliſe.

Wohlan!

Sie haben conſentirt.

Schmalt.

Nichts! Ihr habt mich betrogen.

Der Auf Franz zeigend. gab ſich für Hans Krumm.

Eliſe.

Papa hat auch gelogen!

Mein Vater waren Sie, nicht ſein Commiſſionär.

Lug, ſagt man, compenſirt den Trug.

Schmalt.

Verwünſcht! Man hör'!

Zum Troße macht die Frau den Sohn mir zum Soldaten,
Und zieht das Töchterchen heran zum Advocaten.

Krumm.

Hört nur, Gevatter Schmalt, wenn ich's wohl überleg';
So kömmt mir's vor, als thät' ich wohl, ich ginge weg.
Proceſſe lieb' ich nicht, und den könnt Ihr verlieren:
Seht Ihr's Incognito? Man muß nicht ſpioniren.

Schmalt.

Ihr gebt mir's Wort zurück?

Krumm.

Was thu' ich mit dem Wort?
Würd' auch die Waare frei; der beſte Glanz iſt fort.

Kleine Pauſe.

Schmalt zu ſeiner Frau.

Ich bin ſo filzig nicht, als man mich ausgeſchrieen.
Behalt vom Kapital die halben Revenüen,

Und lebe, wie du willſt: denn einmal bleibt's doch wahr,
Das Geld hilft mir zu nichts, lieg' ich einſt auf der Bahr'.
Du haſt es ausgeliehn, ſo, daß ich nichts riskire?

Mad. Schmalt.

Ja.

Schmalt

nicht gebieteriſch.

Geh in deine Stub' und ſuch' mir die Papiere.

Mad. Schmalt in ihr Zimmer ab, er ſieht ihr wohlgefällig nach.

Ich künd'ge morgen auf, wenn ſie's nicht gut verborgt.

Zu Krumm.

Es iſt ein gutes Weib, Gevatter, ſie gehorcht.

Zu den Uebrigen mit Autorität.

Ihr andern wißt, daß auch die Kinder folgen müſſen?

Fritz.

Ihr Wort iſt uns Geſetz.

Schmalt.

Kommt, mir die Hand zu küssen!

Franz und Fritz küssen ihm mit Ehrfurcht die Hand.

So!

Zu Elisen, welche dasselbe thun will.

Du mich auf den Mund!

Sie küßt ihn. Pause, dann sagt er mit Feierlichkeit.

Ich segne Eure Eh!

Fritz und Franz eilen auf ihn zu, er macht eine Bewegung, welche es verbietet.

Bedankt Euch nicht!

Mit Autorität auf die Thür zeigend.

Fahrt ab!

Fritz und Franz gehen ab. Elise will ihnen folgen, von Rührung ergriffen, kehrt sie um, und wirft sich auf ihres Vaters Hand.

Elise.

Mein Vater!

Schmalt

sieht sie mit väterlicher Zärtlichkeit an, und sagt sehr sanft.

Kleine, Geh!

Elisen, welche geht, zurückrufend.

Und, höre! Komm zu mir heut Abend zum Soupé.

Dann zu Krumm, welcher eingepackt hat, und gehen will.

Habt Ihr's gesehn, Herr Krumm? Mein Wort!
'ne Mühle treibt es!
Bin ich noch Herr im Haus?

Krumm.

Ihr seid — Herr Schmalt,
und bleibt es.

Indem er abgeht, fällt der Vorhang.

BAYERISCHE STAATS-BIBLIOTHEK MÜNCHEN

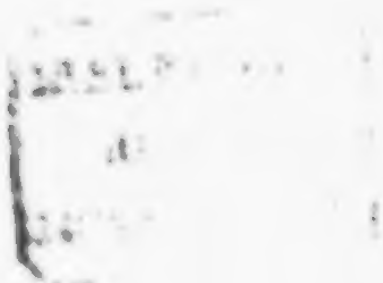
Spiele für die Bühne

von

Adolph Müllner.

Zweyter Band.

Leipzig,
bei Georg Joachim Göschen, 1820.



Der erſte Band dieſer meiner kleineren Theaterſtücke erſchien 1813. bei Breitkopf und Härtel in Leipzig. Er war bald vergriffen; aber die Verlagshandlung hatte mich nicht davon in Kenntniß geſetzt, und ſo geſchah es, daß erſt 1818. eine neue, verbeſſerte Auflage davon (bei Göſchen) erſcheinen konnte. Inzwiſchen hatt' ich mich auf 3 Jahre zur Redaction eines Almanachs für Privatbühnen verbindlich gemacht, und die kleinen Dramen, welche den zweiten Band der Spiele für die Bühne hatten ausmachen ſollen, wurden einzeln in den drei Taſchenbüchern für 1817. 1818. und 1819. unter fremden, ſchätzbaren Beiträgen abgedruckt. Da nun der letztgenannte Jahrgang des Almanachs gleichfalls vergriffen iſt; ſo iſt der gegenwärtige zweite

Band der im J. 1813. begonnenen Sammlung als eine zweite Auflage seines Inhalts zu betrachten. Leider aber müssen die Freunde meines Strebens mit einer zweiten Auflage im Sinne des preußischen Rechtes vorlieb nehmen: denn ich bin mit literarischen Arbeiten anderer, oft geistzersplitternder Art zu überhäuft gewesen, als daß ich etwas daran hätte verändern können mit der Hoffnung es zu verbessern. Neues ist, außer etwaigen neuen Druckfehlern, nichts hinzu gekommen, als — für die kritische Curiosität — der S. 214 ff. befindliche Auszug aus einer englischen Zeitschrift.

Weißenfels a. d. Saale am 24. Sept. 1820.

Müllner.

Spiele für die Bühne.

Inhalt.

Die Zweiflerin.

Die großen Kinder.

Der Wahn.

Der Blitz.

Die Onkelei.

Die Zweiflerin.

Dramatisches Spiel in Einem Akt.

Personen.

Der alte Baron.

Adelheit, Gräfin Eve, Wittwe, seine Tochter.

Ferdinand Baron von Halk, sein Vetter.

Baron von Weiß.

Ernestine, im Dienst der Gräfin.

Valentin, in Ferdinands Diensten.

Zimmer aus dem Landhause des alten Barons, mit zwei Seitenthüren und einer Thüre im Grund.

Erſter Auftritt.

Baron von Halt.

Er hat geſchrieben, legt die Feder weg, und bricht in Selbſtbetrachtung aus.

Erfahren in der Kunſt, die Herzen zu bezwingen,
Im Angriff immer kühn, ſtets glücklich im Vollbringen,
Gefürchtet, eh' ich kam, geliebt, wenn ich erſchien,
Beweint, wenn ich entfloh — von Blume zu Blume getragen
Vom rauſchenden Fittig der Luſt — wer mocht's zu denken wagen,
Daß mir von Schüchternheit die Wang' einſt würde glühn?
Daß ich den Dichterlieb in Dinte würde tauchen,
Um meine Zärtlichkeit in Liedern auszuhauchen?
Ich! Der Baron von Halt? — Unglaublich, und doch wahr!

Halt ist verliebt vom Fuß bis zu des Hauptes Haar!
's ist eine Krankheit! Und doch möcht' ich nicht genesen,
Das süße Gift durchdringt mit Qual und Lust mein Wesen.
Doch — enden wir das Lied.

[illegible]

„Wohl hab' ichs verschuldet, zu schweben
„In Aengsten vor ihrem Gericht,
„Ihr Zweifel erfüllt mich mit Beben;
„Doch ewig verkennt sie mich nicht.

Er sinnt einen Augenblick, dann schreibt er.

„Die Wahrheit —"

Geräusch an der Thür.

Man kommt. Hinweg, geschwind,
Das darf kein Auge schaun.

[illegible]

Zweiter Auftritt.

Halt. Ernestine, mehrere Blumen in der Hand.

Halt.

Ach, du bist's, liebes Kind!

Erneſtine,

beſchäftigt, die Blumen im Waſſer zu ſetzen.

Ja, wenn mir recht iſt, bin ich's ſelbſt.

Halt.

Und — die Couſine?

Erneſtine.

Iſt die Couſine.

Halt.

Ja, wo aber?

Erneſtine.

Wo die Biene
Den Honig holt. Sie hat die Blumen abgepflückt,
Und aus dem Garten mich damit hieher geſchickt.

Halt, auf ſie eindringend.

Ah! — Gieb! gieb her, geſchwind!

Erneſtine.

Mein Himmel! Ja doch, da!
Die ſchönſten — da! — die je in Männerhänden
ſtarben.

Bemerkend, daß Halt ſie verſtohlen küßt.

Wie ſüß iſt nicht ihr Duft! wie prächtig ihre Farben!
Und dann — die ſchöne Hand, die ſie gebro-
chen! — ja,
Das kenn' ich.

Halt.

Wirklich?

Erneſtine.

Hier im Schloß wohnt: der Papa,
Die Tochter, ich und Sie. Der Papa iſt charmant.
Ich auch, geliebt es Gott, und mehr; doch unſertwegen
Wird ein ſo flüchtig Schiff ſich nicht vor Anker legen.

Halt.

Du haſt's gemerkt?

Erneſtine.

Was?

Halt.

Was ich kaum mir ſelbſt geſtand:
Die Liebe, die ich längſt für Adelheit empfand.

Erneſtine.

Nein! — Doch ich merkte die, die Sie ihr längſt geheuchelt.

Halt.

Weiß du, daß der Verdacht Adelen wenig ſchmeichelt?
Sprich, mangelt etwas ihr, das zu bezaubern taugt?

Erneſtine.

O, nein; doch Ihnen fehlt, was man zum Lieben braucht.

Halt, fragend.

Verwünſcht! — Wärſt du mir ſonſt ſo naſeweis gekommen,
Gleich hätt' ich mit dir ſelbſt die Probe vorgenommen,
Und ſchnell dich überzeugt, daß du mein Herz verkannt.
Doch wenn man einmal liebt, iſt man nicht mehr galant,
Und trotz der Augen da, die Männerherzen rauben —
Für deine Herrſchaft nur verlang' ich deinen Glauben.

Erneſtine.

Leicht glaubt die Eitelkeit für ſich, für andre ſchwer.

Halt.

Nun denn, glaub', was du willſt; nur thu, was ich will. Hör,
Ich hab genug gelebt, um deinen Stand zu kennen,

Statt Kammer- sollte man euch Herzens-Mädchen nennen.

Adele traut mir nicht; dir glaubt sie, sprich für mich.

Ernestine.

Wovon?

Halt.

Von meiner Ruh, von ihrem Glücke sprich,
Das keinem kann so nah, als mir, am Herzen liegen.

Ernestine.

Von ihrem Glück? Was wär wohl dem noch beizufügen?
Reich, Witwe, jung und schön, das heißt: gewiß, zu siegen
Mit jedem Blick, der nicht auf Marmor fällt und Erz;
Ein alles bezaubernder Geist, ein tief empfindendes Herz,
Von Freunden und Dienern geliebt, des Vaters, des zärtlichsten, Freude,
Und, weil sie das alles verdient, selbst heilig dem geifernden Neide —
Bedarf sie mehr, als dies?

Halt.

Wie gern hör' ich dir zu,
Wenn du die Gräfin rühmst! — Ich denke ganz wie du,
Ich freu' mich ihres Glücks — und doch — ich muß gestehen —
Mich schmerzt's, ganz glücklich sie — und ohne mich, zu sehen.

Erneſtine.

Wie zart empfinden Sie! — Wie würden Sie Sich freun,
Stellt etwas Unglück sich bei der Geliebten ein.
Da kommt, da tröſtet man; es heilt der Stich der Schmerzen,
Ein ſüßeres Gefühl nimmt Platz im weichen Herzen,
Man nennt es Dankbarkeit, und die kann man gestehn.
Sie wächst. — Sie wachse nur! Ist eine Seele schön,
So kann ſie, denk' ich, nie zu viel davon beſitzen.
Wächst ſie zum Baum heran; ſo ſtutzt der Aeſte Spitzen
Der kluge Gärtner ihm, und preßt die Liebe d'rauf,
Und lieſt von Einem mehr die Früchte jubelnd auf.

Halt.

Nur Einen Baum will ich in meinem Garten haben,
Er ſteht im freien Feld, hilf aus der Erd' ihn graben.
Du haſt mir nicht getraut, ich lobe dich darum;
Ich ſtand in böſem Ruf — die Vorſicht bringt dir Ruhm.
Doch nun, da du mich kennſt, nun muß ſie dich verpflichten,
Mir beizuſtehen, und — ich rechne d'rauf.

Erneſtine.

Mit nichten!
Wie fein Sie ſind, mein Herr Baron; ich bin kein Kind.
Die Sonne bleicht den Mohr nicht. Ihre Lieb' iſt Wind,
Und zum Eroberungs-Plan biet' ich die Hände nimmer.

Halt, beiſeite.

Plan? Ihr träumt überall von Liſt, ihr Frauenzimmer.
Weißt du, mein ſchönes Kind! zu klug gränzt nah' an dumm.

Erneſtine.

Mit Fein und Grob iſt das der Fall nicht.

Halt, ruhiger.

Sei's darum!
Bleib wenigſtens neutral.

Erneſtine.

Auch das nicht.

Halt, entſchloſſen.

Nun ſo ſollen
Mir Lieb' und Offenheit den Fels vom Wege rollen.

Erneſtine.

Der Glaube nur verſetzt die Berge.

Halt.

Wollen ſehn,
Ob ſie der Wahrheit glaubt! — Gleich will ich zu ihr gehn.

Ab.

Dritter Auftritt.

Erneſtine, dann Valentin.

Erneſtine ihm nachſprechend.

Glück auf den Weg.

Tritt an den Tiſch, wo Halt geſchrieben hat.

Als ich in's Zimmer bin getreten,
Hat er hier was versteckt. Da dächt' ich denn, wir thäten,
So klug und fänden's. Sucht. Ah, ich hab's!

Sie findet ein Papier, steckt es aber gleich weg, weil Valentin eintritt.

Valentin.

Mein Herr nicht da?

Ernestine.

Siehst du ihn?

Valentin.

Nein. — Indeß —

Ernestine.

Willst du ihn suchen?

Valentin.

Ja.
Kommt Zeit kommt Rath! — Ich bin so gern bei Ernestinen —

Zuthwach.

Mit unsrer Liebe, Kind, wie steht es?

Ernestine.

Kalt, zu dienen.

Valentin.

Wie? Siehſt du, daß es mir an Feuer fehlt bei dir?

Erneſtine.

O, nein!

Valentin.

Wo alſo ſitzt die Kälte denn?

Erneſtine.

Bei mir.

Valentin.

Wahr! — Aber weißt du auch, daß ich erſtaune? —
So lange widerſtand mir keine noch.
Ich bitt' dich, endige die ſpröde Laune,
Sonſt end' ich, wie ein Narr: im Ehejoch.

Erneſtine.

Ich, meinſt du, würde mich nicht ſehr bedenken?

Valentin.

Du, mein' ich, würdeſt klüger ſeyn, als ich.

Erneſtine lachend.

Denkſt du im Ernſt, mir deine Hand zu ſchenken?

Valentin.

Beinah! — Ich fürchte nur, zu glücklich mach' ich dich.

Erneſtine.

Sorg nicht! Ich kann von Glück und Narrheit viel ertragen.

Valentin.

Vergiß den Ruhm nicht, mich in's Ehejoch zu ſchlagen,
Den Schüler des Barons.

Erneſtine,

wollend, ſchon mit dem Gedanken ihn auszuſcheiden.

Kennſt du ſein A, B, C?

Valentin.

Oh — bis zum Z; allein die Praxis thut mir weh:
Er pflegt, hat er geſiegt, auf und davon zu gehen;
Ich kann ein Weiberaug' nicht um mich weinen ſehen.

Erneſtine freundlich.

Biſt eine gute Haut.

Valentin ebenſo.

Die täglich beſſer wird.

Erneſtine.

Was Schlechtes an dir iſt, iſt vom Baron kopirt.
Und ſchlecht zu deinem Glück.

Valentin pikirt.

Ei!

Erneſtine.

Meinſt du, ihn zu kennen?
Sagt er dir alles?

Valentin.

Ja.

Erneſtine.

Kannſt du die Schöne nennen,
Auf die er's jetzt gemünzt? Laß hören, ob du's weißt?

Valentin ſelbſtgenügſam.

He, ob ich's weiß? — Es iſt die Nachbarin.

Erneſtine.

Die Kleiſt?

Valentin, mit bejahender Geberde.

Baronin Kleiſt, die durch gemeſſene Befehle
In dieſes Schloß uns bannt.

Erneſtine.

Wie? Sie befahl —? Erzähle.

Valentin.

Ja, ſie befahl dem Herrn —

Erneſtine einfallend.

Hier auf Beſuch zu gehn,

Bei meiner Gräfin?

Valentin ſchnitzt.

Nein.

Erneſtine.

Nun, was befahl ſie denn?

Valentin.

Gerad das Gegentheil: die Gräfin zu vermeiden.

Erneſtine.

Und darum ſeid ihr hier?

Valentin.

Ja! Sollen wir denn leiden,
Daß die Beſiegte, ſtolz, uns noch Geſetze ſchreibt?
Zum Hohne des Befehls kam man hieher, und bleibt!
Bleibt — bis man drüben ſich in Thränen ſatt gebadet,
Und zärtlich, durch Billet, uns zur Verſöhnung ladet.

Erneſtine.

Ob er nicht, da denn doch ein doppelt Glück nicht ſchadet,
So nebenher ein Aug' auf meine Gräfin hat?

Valentin, nach einigem Beſinnen, wichtig.

Nein. Denn das hätt' er mir eröffnet.

Erneſtine.

In der That?

Valentin.

Von mir wird Nam' und Tag des Sieges aufgezeichnet,
Seit eine närriſche Geſchichte ſich ereignet,
Die — Er lacht. Nun, urtheile ſelbſt: Mein Herr hielt Muſterung,
Wie er gewöhnlich thut, von allen Liebesbriefen,
Die im verwichnen Jahr' in ſeine Hände liefen.
Packete! Haufenweis! zu kluger Sonderung —
Was nützen kann, heraus, den Ueberreſt in's Feuer.

Erneſtine.

Aha!

Valentin.

Im Suchen ſtößt er auf ein Ungeheuer
Von Pack; wir öffnen's; Stil und Schrift ſind unbekannt.
Du weißt, die Unterſchrift fehlt ſolchen Briefen immer.
Wir leſen, Wort für Wort. Umſonſt! Kein Licht, kein Schimmer,

Wer so viel Zärtlichkeit an uns hat abgesandt!
Wir sehn, sie war verreist, ist lange weggeblieben;
„Vergiß Lucinden nicht!“ hat sie von fern
geschrieben —
Auch manches andere Detail noch; aber — nein!
Uns fällt der Name nicht, fällt die Perso
nicht ein!

Ernestine.

Das ist zu arg! Bis auf den Namen zu ver
gessen,
Was man geliebt!

Valentin.

Jawohl! Man merkt, was man gegessen
Oft über Jahr und Tag. — Indeß, sie war
gerächt.
„Ha!“ rief er, „welch' ein Stil!“ — 's ist wah
sie schrieb nicht schlech
„Auf, hilf mir, Valentin, daß ich die Schreib'r
finde!“
Gesucht; umsonst! — und die vergessene L
cinde
Hätt' ihn bei Einem Haar um den Verstand g
bracht. —
Seitdem wird pünktlich, wenn der Herr
ginnt zu lieben,

Der Nam', und wenn er siegt, das Datum aufgeschrieben.
Dieß Protokoll führ' ich.

Ernestine.

Vorsichtig ausgedacht.

Valentin artig auf seine Weise.

Du hast's viel sicherer, denn deine Reize haben
In deines Liebsten Herz dein Bildniß eingegraben,
Und — bis zum jüngsten Tag wird es darinne glühn! —

Sie umfassend.

Versprichst du gleiche Treu dem treuen Valentin?

Ernestine macht sich los.

Es kommt wer — packe dich!

Valentin durch eine Seitenthür laufend ab.

Vierter Auftritt.

Ernestine. Adelheit.

Ernestine vor sich.

Sie selbst! — Laut. Die Promenade
Vorbei schon?

Adelheit.

Längſt. Ich komm' vom Vater.

Erneſtine.

Jammerſchade!

Adelheit.

Wie ſo?

Erneſtine.

Der Herr Couſin ſucht jetzt in raſchem Lauf,
Voll Zorn und Liebe, Sie im Blumengarten auf.

Adelheit.

Voll Zorn?

Erneſtine.

Auf mich.

Adelheit.

Warum?

Erneſtine.

Er wollte mich verführen –

Adelheit lacht.

Was! Hier? — Das find' ich ſtark!

Erneſtine lächelnd.

Ah, Sie verſtehn mich nich
Verleiten wollt' er mich, für ihn Ihr Her
zu rühren.

Adelheit.

Wie nahm er ſich?

Erneſtine.

Gewandt! ganz wie ein Böſewicht,
Der darauf ausgelernt, die Damen zu bethören.

Adelheit.

O ja, das liebt er.

Erneſtine.

Und ihn kann noch jemand hören,
Wenn er von Liebe ſpricht?

Adelheit überlegend.

Er ſpricht ganz hübſch davon,
Und ſchreibt!

Erneſtine.

Laß ſein! das Papier hervorſuchend.
Ich hab' von ſeinem Stile ſchon
Ein Pröbchen in der Hand.

Adelheit.

An dich?

Erneſtine.

Man kann nicht wiſſen.

Blättert auf das Wort suchend.

Die Zeilen kurz und lang — Luſt Bruſt, Liſt küßt — Das Küſſen
Wird mit der Dienerſchaft proſaiſch nur getrieben.
Es iſt ſtets ungereimt, wenn uns die Herren lieben.

Sie giebt das Blatt an Adelheit.

Ich ſah, daß er's verbarg, ich merkte mir den Ort,
Und trieb durch Widerſpruch ihn aus dem Zimmer fort.

Adelheit.

Ein Lied.

Erneſtine.

An wen?

Adelheit.

Ich ſeh den Namen Adelheit

Erneſtine.

An Sie? — Ja!

Adelheit.

Wie es ſcheint.

Erneſtine.

Ay, welche Pfiffigkeit

Man glaubt gefundnen mehr, als übergebnen Lügen;
Ich war betrogen, als ich wähnte, zu betrügen.

Die Hand nach dem Liede ausſtreckend.

Wir legen's wieder hin!

Adelheit

wendet ſich ſchnell weg, und wirft das Blatt nachläſſig auf den Tiſch, dann zu Erneſtinen.

Sieh nach dem Papagei,
Ob er noch Futter hat.

Erneſtine frappirt.

Der Papagei! Vor ſich, Ei, ei!
Hier will die Eitelkeit das ihrige verzehren! —
Was Eitelkeit genießt, kann auch die Liebe nähren.

Ab.

Fünfter Auftritt.

Adelheit, dann Halt, zuletzt Ernestine.

Adelheit

erreicht, sobald Ernestine fort ist, das Gebüsche, und ließt vor sich. [illegible] eine [illegible] Kopfbewegung, die dem Rhythmus des Liedes zu [illegible], [illegible] die [illegible] aus, [illegible] immer [illegible], sie [illegible] auf dem Punkt [illegible], wo man [illegible] [illegible] um es doppelt zu [illegible]. In dieser Stimmung richtet sie das Auge wieder auf den Anfang des Liedes, und liest es laut, mit Ausdruck und immer wärmerem Antheile.

„Im blumigen Thale des Lebens,
„Getragen vom Flügel der Lust,
„Sucht' einst ich den Frieden. Vergebens!
„Der Friede wohnt nur — in der Brust.
„Der Fülle der Kraft mir bewußt,
„Trieb jagend zum Ziel ich den Wagen.
„Unseeliger Wettlauf, du ruhst!
„Die Freude kann Kraft nicht erjagen.
„Wie Schlangen, in Knoten geschlagen,
„Umlauert' ich Herzen. Du list
„Verschwören, o Lüge! Versagen
„Wird ewig sich Liebe der List.
„Nur Liebe wirbt Liebe. Sie ist
„Der Friede, die Freude, das Leben.

„Wenn liebend Adele mich küßt;
„So iſt mir der Himmel gegeben.
„Wohl hab' ich's verſchuldet, zu ſchweben
„In Aengſten vor ihrem Gericht.
„Ihr Zweifel erfüllt mich mit Beben;
„Doch ewig verkennt ſie mich nicht.
„Die Wahrheit —"

Die Schrift endiget hier; den Inhalt gleichſam in Gedanken fortſetzend, läßt Adelheit den Arm, womit ſie das Blatt hielt, ſinken. Halt, der früher eingetreten iſt, und, ihr langſam ſich nähernd, den letzten Theil des Liedes leſen gehört hat, ſteht ihr in dieſem Augenblick zur Seite und ſagt ein.

Halt.

„Sie lebt im Gedicht.
„Drum, Adelheit, glaube dem Sänger:
„Er liebt dich, beim ewigen Licht!

Von Empfindung überwältigt zu ihren Füßen: (aber bei Leibe kein galanter Zufall.)

„O, tödt' ihn! nur zweifle nicht länger!"

Adelheit

betroffen, als ſie Halt gewahr wurde, und ergriffen, als er zu ihren Füßen ſtürzte, hat abgewendet einige Columnen geſchwiegen; jetzt wendet ſie ſich zu dem Knieenden und ſpricht ihm die linke Hand reichend.

Des Scheins und des Weſens Vermenger,
Frei herrſcht er im Liede, der Wahn.

Die Regel des Lebens iſt ſtrenger.
Ich glaube dem Lied — Lächelnd von ihm weg.
nicht dem Mann!

Halt, der aufgeſtanden, ungewiß.

Adele!

Adelheit ernſt.

Heiß ich, und wir kennen uns! Was ſoll
Die Faſtnacht?

Halt, ſchmerzlich getroffen.

O mein Gott! — Bin ich nicht weiter?

Adelheit.

Toll,
Nein toll ſind Sie, Baron, und das iſt weit zur
Gnüge.

Halt, bös auf ſeinen Ulſtern.

Todt will ich ſeyn, todt! wenn Sie denken,
daß ich lüge.

Adelheit ſcherzend.

So ſterben Sie, Couſin! denn anders denk' ich nie.
Sie wirft ihr vor Halt, welcher ſich ſchmerzlich abgewendet.
Bekennen Sie einmal genau, was Sie verlangen! —
Verwandt, von Jugend auf ſtets Freunde, ich
und Sie —
Ward jemals ein Roman von Ihnen angefangen,

Von dem Sie mir nicht Plan und auch Erfolg vertraut?
Kenn' ich nicht Ihr System, als hätt' ich's mit erbaut? —
Zwar — ich begreife, daß der Berg der Hinderniſſe
Sie, leichter Siege ſatt, gewaltig reizen müſſe.
Des Lorbeerkranzes ſchier iſt der Betrüger werth,
Wenn er am Ende die Vertraute ſelbſt bethört.
Doch — lächelnd. wer uns in der Kunſt des Angriffs unterwieſen,
Hat die Vertheidigung zugleich uns beigebracht.
Ihr Plan lobt Ihren Witz, der meine muß es büßen.

Halt.

Den meinigen verhöhnt Ihr ſchmählicher Verdacht!
Müßt' ich nicht raſend ſeyn, wenn ich geſchickt mich glaubte,
Zu täuſchen, wo ich ſelbſt die Möglichkeit mir raubte?

Adelheit lachend.

Das da, zum Beispiel, war nicht eben unge-
schickt. —

Satirisch fortfahrend.

Sie haben ein Gesicht, das keine Maske drückt.
Versuchen Sie's damit bei mir! In großen
Dingen
Nimmt die Gerechtigkeit das Wollen fur's Voll-
bringen.
Unendlich ist der Ruhm, wenn Unerhörtes glückt
Und eine Krone, wo so viele Siege funkeln,
Kann Eines Abzugs Wölkchen nicht verdunkeln

Halt, seufzend.

O, hätt' ich nie gesiegt!

Adelheit, nachspottend.

O! hätt' ich's nie erzähl

Halt, wie vorhin.

Sie liebten mich vielleicht?

Adelheit, halb vor sich, doch laut.

Das hätte mir gefel

Halt, dringend zu ihr gewandt.

Adele! reden Sie! Wenn die Vergangenheit
Mich keines Leichtsinns zieh? — Wenn m
Zärtlichkeit

Die erſte Huldigung des Herzens wär', des reinen? —

Ihre Hand an's Herz drückend, ſchmelzend.

Adele? — Wie? —

Adelheit,

in Phantaſieen verſunken, ſich vergeſſend.

Ja, dann! —

Halt, ihre Hand feurig küſſend.

Könnt' uns dann Liebe einen?

Adelheit wie aus dem Traume geweckt.

Ha Schlange! — Wie ſie ſich dem vorgeſteckten Ziel'

Im weiten Bogen naht!

Sie wendet ſich von ihm.

Halt, ſie verlaſſend, gekränkt.

Das iſt zuviel! Mit ausbrechenden Thränen. zuviel!

Adelheit, mit ihrer Bewegung kämpfend.

Beinah! — Beinah, Couſin! — Der heuchleriſchen Zähre —

Wenn ich ihr widerſteh', iſt's nur durch Ihre Lehre.

Halt,

nach einer kleinen Pauſe, ihr Auge ſuchend.

Unmöglich! Nein! Das iſt Verſtellung, Adelheit!

Sie zweifeln wenigstens, wenn Sie mir noch
nicht glauben. —
Ich bettl' um Liebe nicht! Was meine Lippe
beut,
Mißfiel's, ich trüg's mit Kraft. — Doch die
Unmöglichkeit
Zu überzeugen nur — das klemmt in Folter
schrauben —
Macht dem Ertrinkenden mich gleich, der „Hülfe
schreit
Zu Menschen am Gestad', zu Schwimmern, ab
tauben,
Die in der Angstgeberd' ein Spiel zu seh
glauben.

Adelheit, scherzend.

Das Gleichniß hinkt, Cousin: ich höre Ih
Noth,
Allein ich seh' sie nicht.

Falk.

Sie spotten mich zu t

Adelheit.

Ich spotte, bis der Plan ausfährt aus Ih
Sinn,
Erobernd in das Herz der Freundin
zuziehn.

Halt, ungeduldig.

Ich habe keinen Plan! — Sonſt hab' ich Sie geachtet
Als meines Freundes Frau, nie Ihnen nachgetrachtet.
Da macht der Himmel Sie — Mit ausbrechendem Aerger. vielleicht mein Teufel — frei,
Führt Sie hieher, und läßt zur Strafe meiner Sünden
Mein unbewachtes Herz durch Ihren Blick entzünden!

Adelheit lacht.

Gut lachen haben Sie: denn wer verliert dabei?
Ich! Ich — und — alles. — War ich vormals nicht die Seele
Von jeder Luſtparthie? von jedem Pfänderſpiel?
Log mir's die Eitelkeit, daß ſelbſt Adele
Da, wo der Vetter war, am meiſten ſich gefiel?
Was iſt er nun? — Ein Träumer, ein Zerſtreuter,
Langweilig, wortarm, ſtumm; von Witz alltäglich breiter!
Wen amüſirt er noch? wen? — Keine Seele!

Adelheit.

Doch!
Beruhigen Sie Sich: mich amüſirt er noch.

Halt.

Durch seinen Wahnwitz, ja!

Adelheit.

Der schönste von den Zweige
Der Liebeskunst ist: Geist besitzen und nic
zeigen.
Die Liebe, sagt man, nimmt den Klugen d
Verstand,
Den Dummen giebt sie ihn. — „Bist du a
klug bekannt,
Laß die Geliebte nichts von deinem Gei
spüren.
Je weniger du zeigst, je mehr wirst du
rühren."
Ein Mann von Kopfe kann — langweil
nicht allein —
Er kann, wenn's Liebe gilt, selbst unerträgl
seyn.
Ich kenne das. Drum dächt' ich, daß
Freunde blieben!

Nicht so, Cousin?

Halt,

mit vergeblichem Bemühen sich Luft zu machen.

Mein Herz — O Gott! es unterli

Pause. Adelheit läßt zweifelhaft den Blick auf ihm
Er ruht vor ihr.

Ein Heuchler bin ich, der Adelen Liebe lügt? —
Sie glauben's? — Gut! Ich bin's, will's
seyn! — Wie? und Sie lieben
Mich nicht einmal genug, mich drum zu haſſen?
— Das
Iſt eine Kälte, die, entſetzlicher als Haß,
Mich zur Verzweiflung bringt. Außer ſich. Ver-
flucht, verflucht ein Leben,
Das dir verbeut — ich will — Von ihr wegſtürzend.
ich will's der Hölle geben!

Er ſtürzt an einem Stuhle nieder und verbirgt das Geſicht darin.

Adelheit erſchüttert, beſorgt, tritt zu ihm.

Couſin! — Was machen Sie?

Halt,

wendet ſich, ohne aufzuſtehen, und ſieht ſie an.

Adele!

Gefühl der Liebe und des Unwerths drücken ihn gleichſam nieder. Er will ihre Knie umfaſſen, die Hände gleiten bis an ihre Ferſe herab, und ſeine Stirn berührt ihren Schuh. Adelheit ſteht verwirrt.

Erneſtine,

iſt eingetreten, als Halt „Adele!" rief, mit Theeſervice und Theemaſchine; ſie ſetzt letztere erſtaunt nieder, geht mit dem Taſſenbrete nach dem Tiſche, und verlegen um die Art, ſich kund zu geben, ſtößt ſie abſichtlich die Zuckerdoſe herab.

Jemine! —

Das liebe, ſüße Gut!

Sie ſucht den Zucker auf. Halt ſpringt auf und ſteht verlegen. Adelheit verläßt ihn erſchrocken.

Adelheit bös.

Was bringſt du jetzt?

Erneſtine.

Den Thee.

Adelheit.

Wer hieß dir —?

Erneſtine.

Der Papa. Es iſt Beſuch gekommen, Der Herr von Weiß.

Adelheit völlig erfaßt.

Charmant! Zu Halt. Sie haben's doch vernommen?

Halt.

O ja!

Adelheit.

Iſt's nicht Ihr Freund?

Halt verdrießlich.

Ja. Will

Adelheit.

Und Sie gehn?

Halt, wir vorhin.

Ich bin
Nicht aufgelegt — und weiß, Sie unterhalten ihn.

Ab.

Sechster Auftritt.

Adelheit. Erneſtine.

Adelheit,

nach einer Pauſe mit erzwungener Ruhe.

Gabſt du dem Papagei?

Erneſtine.

Er hat noch. — Mit Beziehung. Friſch und munter,
Hüpft er im Bau'r, und ſchreit ſein: „Trau, ſchau wem!“ mit unter.

Adelheit ſtreng.

Unnützes Schwatzen ziemt allein dem Papagei.

Erneſtine.

Verzeihung, gnäd'ge Frau —

Adelheit, abbrechend.

Gieb mir die Stickerei.

Erneſtine bringt ſie, dann vor ſich.

Ei, ei! — Es ſcheint, ich muß die Zeit gelegner wählen,
Um von der Frau von Kleiſt gemeſſenen Befehlen
Ihr, und von Valentins Regiſter zu erzählen.

Siebenter Auftritt.

Vorige. Der alte Baron. Weiß.

Sie komplimentiren unter der Thür.

Baron.

Voran! Voran, mein Herr!

Weiß.

Nun denn! — der Sonne zu!

Er fliegt leicht, aber nicht narrenhaft, auf Adelheit zu, und begrüßt ſie mit einem Handkuſſe.

Adelheit.

Was bringt Sie uns aufs Land?

Weiß.

Der Ueberfluß an Ruh.

Sie und Zum Baron. mein alter Freund. — Was machen Ihre Nelken?

Erneſtine geht mit der Zuckerdoſe ab, und kommt erſt gegen das Ende der Scene damit zurück.

Baron.

Sie machen's wie der Menſch; ſie blühen und verwelken.

Weiß, mit leichtem Sinn.

Und denken, wenn ſie blühn, an das Verwelken nicht! —
Wie lebt Freund Halt? Bekommt man ihn nicht zu Geſicht?
Er kommt doch wohl zum Thee?

Adelheit, am Stickrahmen.

Ich glaub', er iſt ſpazieren.

Weiß.

Ließ er nichts ſagen?

Baron.

Nein. Man muß ſich nicht geniren
Bei mir; man kommt und geht, wie man die Laune hat.

Weiß.

Es iſt ein Zauberſchloß, das Ihre, in der That,

Wo Ungezwungenheit und — Krieg gegen Adelheit
Sklaverei ſich einen.
Kein Wunder, daß von Halt ſo lange hier verweilt,
Mag auch die halbe Stadt um den Vermißten weinen.

Baron.

Ah — ein Paar Weiberchen!

Weiß.

Ein Paar? Ich ſage dreißig,
Und ſage nicht zuviel.

Baron lacht.

Halt iſt ein lockrer Zeiſig.

Weiß.

Ein liebenswürd'ger Mann, dem ich viel ſchuldig bin.
Er hat entwickelt, was mir die Natur gegeben,
Er lehrte mich die Kunſt, die ſchwere, froh zu leben.
Wenn ich gelitten bin, ſo bin ich es durch ihn.

Adelheit, ohne aufzuſehen.

Fürwahr?

Weiß.

Gewiß, Madam! Von meines Glückes Stunden
Dank' ich die Hälfte ihm.

Adelheit, wie vorhin.

Sie sind bescheiden.

Weiß.

Oh,
Er ist mein Meister, ich bekenn' es unumwunden.

Adelheit, aufsehend, spitzig.

Die Ehr' ist beiderseits — und auch die Schuld:
denn so
Hat er das Uebel, was Sie thun, mit zu
vertreten.

Weiß.

Das Uebel? Wie?

Baron.

Ja, ja! Das ist die Litanei,
Die sie nicht müde wird, dem Vetter vorzubeten.
Die Moralistin will die Männer wahr und treu;
Sie will nicht leiden, daß Ihr Weiberherzen
rühret
Zum Zeitvertreib.

Adelheit.

Hab' ich nicht recht?

Baron lacht.

Ei was! Verirret
Mir Tochter nur, und Weib, und Nicht', und Schweſter nicht,
Laſt mir, mit Einem Wort, die Sippſchaft nur bei Ehren;
Es macht mir's Spaß, wenn man von Euren Streichen ſpricht.

Weiß.

Sie haben recht, und — klug iſt, wer ſich läßt belehren! —
Sehn Sie: Da ſitzt Amynth, der zärtliche, und ſchwört,
Daß er Agathen liebt. — Sie hört den Schwur — und hört
Nur ihn und weiter nichts, bekräftiget von Thränen.
Er liebt, er betet an, und — macht Agathen gähnen.

Nach einer andern Seite gewandt.

Dort aber umflattert Cleant, der muntre, Dorinden, die ſchöne;
Ein Schmetterling ſchweift er um zwanzig zugleich,
Und ſchüttelt vor jeder die Früchte vom Zweig

Des Scherzes — der Luſt! Er iſt falſch!
Es logen Geberden und Töne,
Er liebte nicht Eine; und doch — hat er ſie
alle ergötzt.

Adelheit mit Wärme.

Hat Eine ihn geliebt; ſo iſt ihr Herz verletzt
Mit frevelhaftem Sinn.

Weiß.

Der Schmerz iſt bald verſchwunden;
Ein großer Ueberſchuß vergnügt durchlebter Stunden
Kommt dem Verräther bei der Abrechnung zu gut.

Baron lächelnd.

Ihr habt doch immer recht, wenn Ihr auch Böſes thut,
Und unrecht hat die Welt, das Böſe nur zu rügen.

Weiß.

Das macht, es ſchreit der Schmerz; leis athmet das Vergnügen.
Das Leid will Mitleid; Luſt verbirgt ſich vor dem Neid. —
Wo aber ſteckt der Halt?

Erneſtine, die zurückgekommen.

Ich glaub', er iſt nicht weit.

Weiß.

O, bring mich zu ihm, Kind, ſogleich! Sich beſinnend.
zum Baron und Adelben. Wenn Sie erlauben?

Baron.

Geniren Sie Sich nicht, Sie ſind zu Haus.

Weiß.

Sie glauben —
Sie ahnden nicht, wie viel ich ihm zu ſagen
hab' —
Ich flieg' an ſeinen Hals —

Fluchtig ab, Erneſtine ihm nach.

Baron,

während deſſen in den Bart, das erſte Wort ſchnarrend
ausgedehnt.

Herr — Sauſewind! fahr ab!

Achter Auftritt.

Adelheit. Der alte Baron.

Kleine Pause.

Adelheit.

Ein lächerlicher Mensch!

Baron.

Er konterfeit den Vetter.

Adelheit.

Er äfft ihm elend nach.

Baron.

Ja, Halt ist feiner, glätter,
Indeß der Schüler hat's doch leidlich weit gebracht.

Adelheit bitter.

Wenn solch ein Schüler nicht den Meister schamroth macht,
So ist der Meister mir verächtlich.

Baron.

Seine Fehle
Hat jeder Mensch. Du nimmst's mit ihm zu streng, Adele.
Er ist ein wenig leicht; doch dankbar gegen mich

Fand ich ihn immer, und ſtets reſpektirt' er dich.
Noch mehr, er machte dich vertraut mit ſeinen Streichen,
Und ſchützte ſo dich vor den Ränken ſeines Gleichen.
Ja, käm's ihm ſelbſt zu Sinn, dein Herz zu hintergehn,
Vergeblich wär die Müh': er ließ in's Spiel dich ſehn.

Adelheit mit einem leichten Seufzer.

Das eben iſt der Punkt, wo wir zuſammen ſtehn.

Baron verwundert.

Wie?

Adelheit nicht aufſehend.

Ja! — Er ſchwört, daß er mich liebt.

Baron auffahrend.

Plagt ihn die Hölle?
Er unterſteht ſich —? Ei, ſo ſoll ja auf der Stelle —
Ich will ihm weiſen, wo der Weg aus meinem Haus —

Adelheit beſchwichtigend.

Mein Vater!

Baron immer wärmer.

Teufel du! — Jetzt hab' ich's blank heraus:
Es ſollt' ein jeder Mann — ein jeder Vater —
dieſen
Spitzbuben ſeine Thür hart vor der Naſe
ſchließen;
Sie ſtehlen Ehr' und Ruh ſo weit die Sonne ſcheint!

Adelheit, wie vorhin.

Beruhigen Sie Sich! Wer weiß — er hat ge-
meint —
Vielleicht ein Spaß —

Baron, heftiger.

Nein, nein! Der Bube will verführen!

Adelheit kleinlaut.

Ja — Nach des Alten Meinung forſchend. oder glaubt
im Ernſt, daß er mich liebt?

Baron entſchloſſen.

Marſchiren
Soll er zum — Oh, ich weiß, wo dem die
Liebe ſitzt!
Fort, auf der Stelle! Will fort.

Adelheit, ihn zurückhaltend.

Nein! Sie ſind zu ſehr erhitzt.
's iſt Spielerei; wozu ein Unglück daraus machen?

Baron, sie mit den Augen prüfend.

Du —! Hör', ich denke doch, du haſt nicht etwa gar
Geglaubt, was er dir —

Adelheit.

Ich? — Ich habe müſſen lachen.

Baron.

So? — Und wie nahm er ſich?

Adelheit.

O, nur zu gut, fürwahr!
Es that mir weh, zu ſehn, wie weit die Kunſt, die ſchnöde,
Der Wahrheit nahen kann in Blick und Ton und Rede.
Und als er Thränen gar vergoß —

Baron einfallend.

Er hat geweint?
Wie? — Ei du Satanas!

Adelheit, mit merklicher Bewegung.

Mein Vater! O, Sie kennen
Den Menſchen; iſt's denn wahr, daß Thränen fließen können
Aus kaltem Herzen?

Baron.

Nun, warum denn nicht? Es ſcheint,
Daß ſolche Vögel ſich auf Schauſpielkunſt verſtehen,
Wo man ſich täuſcht, um das Parterr' zu hintergehen.

Adelheit.

Wie traurig! — In der That, das hätt' ich nicht gemeint!
Und, leider, iſts' ſo ſchwer, ſie ungerührt zu ſehen.

Baron.

Wie? Haſt du —

Adelheit ſchnell.

O, behüt! Ich half mir aus der Noth.
Ich war ein wenig warm; doch ich verbarg's durch Spott.

Baron.

Das war geſcheidt.

Adelheit.

Indeß — nicht wahr? — Das muß mich ſchmerzen:
Wenn er die Abſicht hat ein Spiel mit meinem Herzen

Zu treiben; ſo — ſo iſt das zarte Band entzwei,
Das ſeit der Kindheit uns verband. — Die Heuchelei,
Die unergründliche, müßt' uns auf ewig trennen. —
Ich wollt' er ſpräche wahr, um — achten ihn zu können.

Baron.

Verſteh'. Nur glaub ihm nicht! — Im übrigen, um ihn
Zu überzeugen, daß er hier die Müh' verliere,
Und um nicht einen Freund uns beiden zu entziehn —
Dein Freund iſt er gewiß —

Adelheit.

Ja; denn er iſt der Ihre.

Baron.

Nun ja, ich hab' ihn lieb; drum will ich ihm gelaſſen
Erklären, daß er hier die Karten muß verpaſſen,
Womit er ſonſt gewinnt.

Adelheit ſinnend.

Ja — ſchön! — Und geben Sie
Recht acht auf ihn, wie er das nimmt.

Baron.

Hm, nehmen? wie
Soll er das nehmen?

Adelheit
hat das Ohr nach der Thür gewendet.
Still, er kommt.

Baron.

So mußt du gehen.

Adelheit vorbittend.
Wenn er's nicht bös gemeint —

Baron.

Geh nur, wir wollen sehen.

Adelheit ab. Unter der Thür begegnet ihr Halt. Ernste, tiefe Verbeugung, welche der Alte mit ansieht.

Neunter Auftritt.

Der alte Baron. Halt.

Baron.

So feierlich? — Seid ihr etwa gespannt, ihr zwei?

Halt.

Gespannt? das eben nicht. Ich lieb' Adelen.

Baron.

Ei!

Halt.

Ja, ich kann ohne ſie nicht leben.

Baron.

Was ich höre!

Halt.

Sie glaubt mir's nicht.

Baron.

Das wär'! Fall' ihr zu Fuß und ſchwöre.

Halt.

iſt alles ſchon geſchehn.

Baron.

Und ſie will doch nicht glauben?

Halt.

Nein.

Baron.

Nun, ſo mach' den Fuchs, und ſprich von
ſauren Trauben.

Halt.

Pfui! — Nein, ich bet' ſie an, wir ſind nur
fern verwandt,

Sie ſind der Vater, und — ich werb' um ihre Hand. —
Das, denk' ich, iſt Beweis der Reinheit meiner Triebe.

Baron, der einen Augenblick ſinnt.

Beweis? Adel' iſt reich, und Heirath iſt nicht Liebe.
Am Ende kannſt du doch als Hageſtolz nicht ſterben,
Und gut iſt's immer, wenn die Kinder Güter erben.

Halt, gekränkt.

Abſcheulicher Verdacht!

Baron.

Nun, 's iſt nicht bös gemeint.
Ich ſeh', es liegt dir d'ran; du haſt vor ihr geweint —

Halt.

Sie wiſſen —?

Baron.

Ja, ſie hat die Poſſe mir beſchrieben,
Und trug mir auf: du ſollſt — dich anderwärts verlieben.

Ab.

Zehnter Auftritt.

Halt, dann Valentin.

Halt,

wie aus einer Betäubung erwachend.

Sie trug's ihm auf? — 's iſt aus, aus! —
Hoffnung, fahre hin! —
Mißhandlung dulden? — Nein, beim Teufel!
An der Thür rufend. Valentin!

Indem er wieder vorgeht.

Fort! und ohn' Abſchied!

Valentin.

Herr Baron?

Halt, ohne ihn zu bemerken.

Das mir, Adele?

Valentin vor ſich.

Hat doch wohl die im Korf?

Halt wie vorhin.

Ja, ungerechte Seele!
Du wirſt mich, fern von dir, einſt kennen lernen!

Valentin eben ſo.

Fern

Halt, ihn erblickend.

Wir reiſen.

Valentin.

Wann?

Halt.

Heut' Nacht.

Valentin, bei Seite.

Das ſeh' ich gar nicht gern.

Halt wieder vor ſich.

Dann ſehnſt du mich zurück!

Valentin vor ſich.

Aha, das will er ſchauen!

Verſteh'.

Halt laut.

Du packſt; allein kein Menſch darf eine Silbe —

Valentin.

Trauen

Sie mir doch zu, daß ich mich da zu nehmen weiß.

Bei Seite.

's iſt nicht das erſtemal, daß ich auf ſein Geheiß
Gepackt, und ſo geheim, daß man ſich drob betrübte.

Und ihn zurück dann hielt.

Halt vor ſich.

Dann ſagſt du: Ja, er liebte:
Denn ewig flieht er die, die ihm das Herz zerdrückt.

Valentin ſelbſtgefällig.

Hä, hä, ich weiß ja! Will ſchon ſagen, was ſich ſchickt.
Gottlob, Sie haben da nichts weiter zu befehlen.

Halt, der dieß für eine Frage nimmt.

Nein. Aber noch einmal, du ſagſt es niemand!

Valentin.

Bin Ich denn von geſtern? Werd's wahrhaftig nicht erzählen.
Wie ungeſchickt wär das! — Wo denken wir denn hin?

Halt.

Gott weiß! An's End' der Welt — hinaus! denn ich verliere
Nichts mehr.

Valentin.

Verſteh'! Bei Seite. Wir gehn nicht außerhalb der Thüre.

Ab.

Eilfter Auftritt.

Halt. Weiß mit Erneſtinen zu einer andern Thür herein.

Erneſtine, die Thür öffnend.

Wir ſpielten Kämmerchen. Hier iſt er.

Weiß.

Find' ich dich!

Wir ſuchten überall —

Er will ihn umarmen.

Halt,

der Umarmung ausweichend, kalt.

Willkommen!

Erneſtine geht in eine Seitenthür, läßt aber bald dem Zuſchauer ſehen, daß ſie lauſcht.

Weiß, frappirt.

Hm! — Willkommen?

Was haſt du denn?

Halt.

Nichts hab' ich.

Weiß.

Kälter aufgenommen

Haſt du mich nie.

Halt, umarmend.

Verzeih, ich —

Weiß.

Nun, umarme mich.

Es geschieht.

Wie geht's hier auf dem Land? Lebst du den alten Strich?
Komm und erzähl' mir was von deinen Sommerstreichen!
Wem ward der Kopf verdreht?

Halt, vor sich seufzend

Mir!

Weiß.

Ich, zu meinem Zeichen,
Hab' Cour dir gemacht; doch bin ich's ziemlich satt;
Denn seit dein gutes Schwert uns vorgeleuchtet hat,
Gibt's keine Festung mehr, die man umsonst berennte,
Und die durch ihren Fall berühmt uns machen konnte.

Halt, aufhorchend.

Hm!

Weiß.

A propos, Baron, eh' ichs vergeß: die Kleist —
Man ſagt ſich, daß du ſchnöd von ihr entwichen ſeiſt,
Eh ſie noch Zeit gehabt, mit Lorbeern dich zu krönen.

Halt.

Da ſpricht man wahr.

Weiß.

Man meint, es hätte deiner ſchönen
Couſine wohl geziemt, zu warten bis dahin:
Denn dieſer giebt man Schuld —

Halt heftig einfallend.

Man iſt nicht wohl bei Sinn.

Weiß.

Nicht wohl bei Sinn? Lachend. Es ſoll wohl gar Geheimniß bleiben,
Womit der Herr Baron ſich hier die Zeit vertreiben?
Geh mir! — Ein ſchönes Weib, daß mit dir Tag und Nacht,
Vier Wochen, faſt allein, in Einem Haus verbracht,
Iſt auch — auf's wenigſte nicht rein mehr vom Verdachte.

Halt streng.

Ich achte Adelheit, und will, daß man sie achte!

Verstehst du?

Weiß.

Ich verstehe, doch ich begreife dich nicht.
Seit wann, ich bitte dich, scheut denn dein Ruhm das Licht?
Und deine Adelheit —

Halt verweisend.

Sie ist die Gräfin Tyr,
Nicht meine Adelheit! — Sprich schicklicher von ihr.

Weiß.

Ich kenne dich nicht mehr!

Halt.

Das zartere Geschlecht —
Auf Achtung hat's, und Lieb', ein gleichgemess'nes Recht.

Weiß.

Auf Achtung oder Lieb'; auf beides nie zusammen.
Respekt der Häßlichkeit, den Jahren; Liebe stammen

Der Schönheit. — Ohne dieß, beim Teufel, hätten ja
Die Einen alles, und die andern nichts! Seinen Witz belachend. Ha, ha!

Halt bitter.

Die Weiber, denen du gefielst, magst du verachten;
Sie haben's wohl verdient.

Weiß gereizt

Wie?

Halt, schneller.

Weil so leicht sie's machten,
Sie zu erobern.

Weiß.

Halt?

Halt immer wärmer.

Auf beiden Seiten fehlt
Die Ehr' und — wo die Schand' ist, sei dahin gestellt.

Weiß.

Pest! das ist stark.

Halt.

Nur wahr.

Weiß drohend.

Baron! — Doch still! ich merke:
Ein kluger General rühmst du des Feindes Stärke,
Den du bezwungen hast.

Halt aufjauchzend.

Weiß!

Weiß.

Oder hätt' etwa
Die Moralistin, wie ihr Vater sie betittelt,
An unserem System so lang herumgekrittelt,
Bis sie zum Glauben dich bekehrt an Tugend?

Halt, sich mit Mühe haltend, kurz.

Ja!

Weiß.

Nun, dann gereicht ihr Witz ihr wenigstens zur Ehre.

Halt innerlich kochend.

Weiß! — Enden wir!

Weiß.

Du siehst, ich merkte deine Lehre.

Halt leis zischend.

Schweig, sag' ich, sonst geb' ich dir andern Unterricht.

Weiß lachend.

Nein, nein! Dein Schüler glaubt an Weiberkeuschheit nicht.

Halt ihm näher.

Wenn du mein Schüler bist, so fordert meine Ehre,
Daß ich, im Nothfall mit der Ruthe, dich bekehre.

Weiß.

Was Henker! ist das Ernst?

Halt in Flammen.

Bei allen Teufeln, ja!
Trittst du mit Einem Wort Adelen noch zu nah,
So steht der Stock zu Dienst.

Weiß.

Was war das? — Tod und Hölle!
Das fordert Blut!

Halt kälter.

So scheint's.

Weiß.

Wann willst du?

Halt.

Auf der Stelle.

Weiß.

Und wo?

Halt.

Im Garten.

Weiß.

Wie?

Halt.

Auf Kugeln.

Weiß.

Laden wir.

Ab.

Halt sieht noch einige Sekunden, dann:

Gottlob, das macht mir Luft!

Durch die Seitenthür ab.

Erneſtine,

die Letzteres bei der Aufforderung sich in der Thür gegenüber gezeigt, erschrocken hervortretend.

Gott!

Zwölfter Auftritt.

Erneſtine. Valentin, zu einer andern Thür im Grund herein, reiſefertig gekleidet.

Valentin.

Iſt mein Herr nicht hier?

Erneſtine, ohne auf ihn zu achten.

Was mach' ich? Sag ich's ihr?

Valentin, mit Beſtreben bemerkt zu werden.

Er hat mir doch befohlen,
Zu packen, und die Schlüſſel hier zu holen.

Erneſtine vor ſich.

Es gilt ein Leben, fort!

Ab.

Dreizehnter Auftritt.

Valentin, dann Hall.

Valentin hat ihr nachgeſehen.

Sie ſieht kaum nach mir hin.
Für die bin ich umſonſt geſtiefelt bis an's Kinn. —

Um zu verrathen, daß der Herr gedenkt zu reisen,
Muß ich der Gräfin selbst mich, und dem Alten weisen.

Im Abgehen.

Die werden —

Halt aus seiner Thür tretend.

Valentin!

Valentin kehrt um.

Befehlen der —

Halt.

Wo sind Die Augen?

Valentin.

Auf der Uhr.

Halt.

Du sattelst.

Valentin.

Gleich?

Halt.

Geschwind!
Am Gartenthore wirst du mit den Pferden halten.

Valentin ab.

Gielt's etwa gar — Duell?

Halt.

Mit dem von Weiß. — Wir fliehn.

Valentin ernster.

Und wenn wir bleiben, wie?

Halt.

So ist mein Pferd für ihn.

Ab in sein Zimmer.

Valentin.

Zum Henker, das scheint Ernst! — Ich lauf
und steck's dem Alten.

Ab.

Vierzehnter Auftritt.

Adelheit und Erneſtine, ſchnell zu einer andern Thür herein. Dann Halt. Endlich Weiß.

Adelheit in großer Bewegung.

Du haſt das ſelbſt —

Erneſtine.

Ja wohl; ich horchte. Wort für Wort,
Wie ich geſagt.

Adelheit.

So flieg zu meinem Vater! Fort!

Ihr nachrufend.

Er soll den Weiß, den Rasenden, nicht lassen,

Lauter.

Soll ihn entwaffnen!

Ernestine ab.

Adelheit kommt vor, zurück.

Ah! — Ich weiß mich kaum zu fassen!

Halt,

Pistolen unterm Arm, erschrocken, als er sie erblickt.

Adele!

Er sucht die Gewehre zu verbergen.

Adelheit.

Ferdinand! — Sie wird die Pistolen gewahr.
Du willst. — Entsetzlich!

Halt überrascht.

Du?

Von diesen Lippen? mir?

Adelheit.

Du eilst dem Morde zu?

Dem Tod vielleicht —

Halt.

Ich geh' begeiſtert ihm entgegen,
Wenn Du mir glaubſt, mich liebſt?

Adelheit.

Du ſchlägſt dich meinetwegen?

Halt nach kleiner Pauſe.

Nein.

Adelheit.

Rede Wahrheit!

Halt feſter.

Nein.

Adelheit.

Du lügſt! — Es iſt mein Tod!
Bleib!

Halt.

Wenn die Ehre ruft?

Adelheit ſich nicht mehr haltend.

Die Liebe höre!

Halt freudig erſtaunt.

Gott!

Adelheit ihn bei der Hand faſſend.

Bleib! — Bleib! — Ich — liebe Dich!

Halt entzückt sie an sich drückend.

Adele!

Adelheit.

Länger schweigen

Wär' Unsinn, Raserei!

Halt, schwärmend.

Der Engelschaaren steigen

Aus offnem Himmel zu dem Seligen herab!

Mein!

Umarmung.

Adelheit schmerzlich-zärtlich.

Gieb die Waffen mir!

Er läßt sich die Pistolen nehmen.

Riß.

erscheint mit Pistolen unter der Thür, vor sich, doch laut.

Nun! — Ob ich Unrecht hab?

Halt und Adelheit erschrecken. Halt ergreift schnell die Pistolen wieder.

Baron, ich warte!

Halt.

Gleich! — Zu Adelheit. Leb wohl!

Wir sehn uns wieder!

Hier oder — dort!

Stürzt fort mit Reiß.

Funfzehnter Auftritt.

Adelheit allein, nachsinnend.

Halt! Weiß! Erschöpft zurück. Der
Schreck entstrickt die Glieder —
Ich darf nicht folgen — ich bin Weib. Oh, die
Gefahr,
Gleich einem Wetterstrahl, macht mir mein Inn're
res klar.
Verloren bin ich, wenn ich Ferdinand ver-
liere! —
Unsel'ger Zweifel — Sie horcht nach der Thür. Ha!
es geht des Vaters Thüre!

Sie geht nach dem Hintergrunde.

Er eilt die Trepp' hinab — ja! — Erneſtine mit.
Schutzgeist der Liebenden! beflügle ſeinen Schritt,
Gieb ſeinen Worten Kraft, und ſtärke ſeine
Nerven,
Sich zwiſchen Ferdinand und die Gefahr zu
werfen!

Sie geht langſam vor. Ein Schuß von außen. Sie ſchreit.
Ha! Wer — Wem galt das? Pauſe, ſie horcht
zitternd. Iſt's vorbei? — Der erſte Schuß
Entſchied ſchon? — Mit Mühe athmend. Ah! für
wen? Gott! — Der Beleid'ger muß

Der Wuth des Forderers zuerst — Was kann ich hoffen?
Weiß forderte, er schoß; — Mein Leben ist getroffen!

Wieder ein Schuß, sie fährt freudig auf.

Ein zweiter — langsam und gedämpft. Todeswurf!
— Wer war des zweiten Ziel? —
Die Hoffnung und die Angst treibt ein entsetzlich Spiel
In diesem Busen! — Hat das Mädchen recht gehöret,
Daß Weiß, nicht Ferdinand, Genugthuung begehret? —
Wen's auch getroffen, ich hab' ihm den Tod gegeben!
Man kommt — kommt eilig — Weh, das Todesloos traf ihn!

Sechzehnter Auftritt.

Adelheit. Ernestine, athemlos herein.

Ernestine.

Ah! — gnäd'ge Frau! —

Adelheit,

ohne sie anzusehn, in ängstlicher Erwartung, eine Hand auf der Stuhllehne, die andre, gleichsam den Streich abwehrend, nach der kommenden rückwärts ausgestreckt.

Wer fiel?

Ernestine.

Sie — leben beide.

Adelheit, freudig aufathmend.

Leben?

Ernestine.

Sie schossen beide fehl.

Adelheit,

von Freude überwallend, lachend, mit Thränen im Auge.

Der Fehler wird verziehn.

Ernestine mit lächelnd.

Es war der ganze Kampf ein Späßchen, wie mir's schien.

Adelheit bestürzt.

Wie? — Was bringt dich auf den Gedanken —

Ernestine.

Valentin.

Als wär' er lange schon der Schlägerei gewärtig Gewesen, trat er hier in's Zimmer, reisefertig,

Erzählte, daß sein Herr zu packen ihm gebot —

Adelheit bald verbeßert.

Nun, wer sich schlägt, denkt an die Flucht, wie an den Tod.

Ernestine.

Es eben war ja erst die Aufforderung geschehn.

Adelheit.

Du hörtest sie —

Ernestine.

Ja; doch — vielleicht ward ich gesehen,
Man warf vielleicht mit Fleiß der Lauscherin sie hin.

Adelheit mit Hitze.

Ich glaub's nicht!

Ernestine.

Als zum Herrn ich kam, war Valentin
Schon dort, und hatte schon Duell und Ort verrathen,
Und that, als ob sein Herr am Spieße wird gebraten.

Adelheit geht von ihr weg.

Da schoß das Blättchen mir. Ein abgekart Spiel,

Dacht' ich. — Wir rannten hin. Der erſte Schuß — der fiel,
Eh wir die Seitenthür des Gartens aufgeſchloſſen.
Erſt als den Helden wir ſchon im Geſichte, ward
Der zweite vom Couſin — in blaue Luft geſchoſſen,
Als hätte man erpreß für uns ihn aufgeſpart.

Adelheit.

O, ſchweig!

Erneſtine.

Die Verſe, die — halbfertig — Erneſtinen
Man in die Hand geſpielt — der Dichter hinter Ihnen,
Der fortfuhr, wo die Schrift zu Ende ging — nicht wahr?

Ihr nahrückend.

Der Zweikampf — Valentin —! die Liſt iſt ſonnenklar.

Adelheit heftig.

Verlaß mich!

Erneſtine.

Die auf Lob ihres Scharfſinnes gerechnet.

Gnäd'ge Frau —

Adelheit mit dem Fuße stampfend.

Verlaß mich auf der Stelle!

Ernestine ab.

Siebzehnter Auftritt.

Adelheit,

allein. Pause, dann schwer aufathmend.

Die Möglichkeit stürzt mich zurück in eine Hölle
Von Zweifeln! — — Möglich nur? — Wahrscheinlich ist's Betrug! —

Schmerzlich.

Ich lieb'; er — Aufwallend. sucht vielleicht nur
Namen für sein Buch!
Er liebt — vielleicht; und ich, ungläubig ohne Gründe,
Verstoß' ein zärtlich Herz, das ich nie wieder finde! —
Wo ist die Prüfung — wo, gerühmter Weiberwitz,
Die das Vielleicht zerstört? Sinnend. Wie? — wenn ich — Plötzlich von einem Gedanken ergriffen. Ha! ein Blitz! —

Achtzehnter Auftritt.

Adelheit. Der alte Baron.

Baron.

Nun, hör' mal, Adelheit! Wahrheit muß Wahrheit bleiben:
Es scheint's mit dem Cousin die Lieb' im Ernst zu treiben.

Adelheit.

Sie meinen Selbst, daß —

Baron.

Ei, ich hab' ja den Beweis;
Der Weiß hat mir erzählt, wie alles kam —

Adelheit.

Ich weiß.

Baron.

Nun denn, wer's Leben wagt für seiner Schönen Ehre —

Adelheit.

Das überzeugte schon, wenn's der Cousin nicht wäre!
Er schoß sich? Nun, man sieht, nicht jede Kugel trifft.
Ein Apotheker wollt' auf Pillen, Eine Gift.

Die andre Zuckerteig, sich mit dem Gegner
messen;
In Einer war der Tod, und Einer mußte
ihn essen.
Sehn Sie, das heißt gewagt! Pistolen sind
nur Spaß,
Zumahl mit einem Freund, der uns versteht!

Baron.

Wie das?

Adelheit aufstehend.

Er kommt! — Baronen erwartend. Oh! lassen Sie
mich jetzt mit ihm allein!

Baron.

Nun, nun!

Er geht, sich noch umsehend, und kopfschüttelnd ab.

Adelheit, nach kurzer Pause.

Es sei gewagt! Es muß entschieden seyn.

Neunzehnter Auftritt.

Adelheit. Halt.

Halt.

Wir ſehn uns wieder — hier! — War dir ein wenig bange?
Jetzt wiederhole mir, was dir die Angſt entriß!

Adelheit freundlich, doch leicht hin.

Nun — ich bin Ihnen gut; das wußten Sie ja lange.

Halt befremdet.

Sie? Ihnen? Ihnen gut?

Adelheit kalt.

Ich liebe Sie, gewiß. —
Sie hängen an dem Wort, warum ſollt' ich's nicht ſagen?
Mit Worten nehm' ich's ſo genau nicht.

Halt, wie vorhin.

Dieſer Ton —
So kalt —

Adelheit ſpottend.

Der heiße kommt, wenn Sie Sich wieder ſchlagen.

Halt gekränkt.

Womit verdien' ich das?

Adelheit.

Es ist der Thorheit Lohn.

Mein Vater sagt, daß Sie um meine Hand geworben?

Halt.

Ja.

Adelheit.

Damit haben Sie Ihr gutes Spiel verdorben.

Halt.

Wie soll ich das —

Adelheit.

Sie sehn: ich war vorhin so warm,
Warum? Bewaffnet sah ich gegen Sie den Arm
Des Todes, ich war in Gefahr, Sie zu verlieren;
Jetzt — sind Sie mir gewiß, und ich bin kalt, zum frieren!

Halt bitter.

Ja!

Adelheit.

So ist Lieb' und Eh'. Was uns entrinnen kann,

Das lieben wir, den Freund; gewiß ist uns der Mann!
Nur Unlust oder Schmerz läßt uns der Zwang empfinden,
Wenn ich Sie lieben soll, darf uns kein Priester binden.

Halt.

Der Lieb' opfr' ich entzückt den Wahn der Freiheit auf.

Adelheit.

Sie gäben zu dem Preiß die Waare in den Kauf.

Halt.

Nein, ich —

Adelheit unterbrechend.

Ich war vermählt, ich muß das besser wissen.

Halt.

Den Grafen liebten Sie —

Adelheit.

Ich betete ihn an.

Halt.

Und gaben ihm die Hand —

Adelheit.

Hin war der ſüße Wahn!

Halt.

Sie hängen noch an ihm.

Adelheit.

Er ward mir früh entriſſen.
Den Todten lieb' ich noch; er iſt nicht mehr
mein Mann. —

Kleine Pauſe, dann vor ihn hin.

Herz oder Hand, Couſin! Sie mögen Sich
entſchließen.

Halt.

Die Wahl iſt leicht; das Herz! —

Schmeichelnd ihre Hand nehmend.

Ihm folgt die Hand ſchon nach!

Adelheit.

Wahrhaftig nicht!

Halt.

Doch, doch! — Ich halte Quarantaine,
Nicht? — Finden Sie mich treu heut über Jahr
und Tag;
So iſt die Prüfung aus.

Adelheit vor sich.

Sie geht erst an.

Mit Bedeutung, aber bei Leibe nicht mit einem Hervortreten der Sinnlichkeit.

Ich sehne
Mich nicht darnach, mein Freund, verschmachten Sie zu sehn —

Halt.

So darf ich bald —?

Adelheit.

Vielleicht.

Sie, verläßt ihn mit einem Händedruck und setzt sich an die Stickerei.

Halt entzückt.

Ah!

Adelheit ohne ihn anzusehen.

Ihre Sterne stehn
Sehr günstig. — Meine Hand sucht der Minister.

Halt.

Wer?

Adelheit.

Graf Thurn.

Halt lacht.

Ein Fünfziger!

Adelheit.

Das ist er, ungefähr. —
Und das ist gut: ihm gnügt der reichen Wittwe Hand;

Leiser mit dem Accent der Scham.

Mein Herz bleibt — Dein —

Halt betroffen, ihr näher tretend.

Wie? — Mein? — Sie wollen sich vermählen
Mit ihm, dem Grafen?

Adelheit wie vorhin.

Ja.

Halt,

von ihr weg, sich selbst nicht begreifend.

Bin ich —

Adelheit.

Wir sind verwandt;
Zu seinem Hause wird Sie der Minister zählen —
Wir werden ungestört uns sehn und — sprechen.
— Pause. Nun? —
Ist's recht so?

Halt,

der sich auf die Lippen gebissen, das Wort herausstossend.

Trefflich!

Adelheit,

die ihn nicht anzusehen gewagt, blickt freudig auf. Die Hoffnung einer glücklichen Probe leuchtet ihr aus den Augen, die Stimme spielt die angenommene Rolle fort.

Wie? So kalt? — So stumm? — Sie thun
Nicht wohl, Cousin, zur Reu' mir so viel Zeit
zu gönnen.

Sie steht auf und folgt langsam dem sich Entfernenden.

Sie wenden Ihren Blick, und — Ihre Wangen
brennen?

Halt rasch.

Vor Schaam, daß ich — doch nein! nein,
nein! es ist nur Scherz!

Adelheit.

Du zweifelst? — Ungeliebt erkalt' Adelens Herz,
Wenn's einem andern je, als dir mag angehören.

Halt

sieht sie an, mit unwillkührlich sichtbarer Verachtung sich abwendend.

Ich danke!

Adelheit.

Ferdinand! Wie muß ich das erklären?

Halt.

Ich liebte Adelheit, nicht — die Verbrecherin!

Er wendet sich und geht nach der Thür.

Adelheit,

mit einem Schrei, den mehr das Entzücken auszupreſſen, als die Rolle zu diktiren ſcheint.

Ha! — Nun wieder in der Rolle ſchmerzlich.
Was hab' ich gethan!

Halt.

Ich geb' mich, wie ich bin.

Adelheit wendet ſich ab, um ihr Entzücken zu verbergen, er ſteht ſtill.

Der Heil'genſchein der erſten Liebe ſchwebte
Vor meinen Blicken um Adelens Haupt.
Und ſchuldlos war, die mir im Buſen lebte.
So bleibe ſie! Wer das Idol mir raubt,
Hat mir des Lebens Innerſtes genommen.
Nur Liebe kann, nicht Neigung ohne Pflicht,
Dem Prieſter dieſes Götterbildes frommen;
Und Sinnenrauſch löſcht eine Flamme nicht,
Die für das Himmliſche iſt aufgeglommen.
Der ſüße Reiz, der die Geſtalt umflicht —
Noch weiß ich nicht, wie ich ihm mag entkommen? —
Entkommen muß ich, wenn das Herz auch bricht!
Ich flieh. — Leb wohl! Ich ſpreng' Adelens Ketten,
Den Traum von ihr, den ſchönen, mir zu retten!

Wendet ſich von ihr und geht.

Adelheit, im lauten Ausbruch der Freude.

Ha! — Ferdinand!

Er wendet sich um, sie fliegt an seinen Hals.

Jetzt dein — dein für die Ewigkeit;
Du hielt'st die Prüfung aus!

Halt.

Wie? — Prüfung? Adelheit!

Adelheit.

Das Leben setztest du auf's Spiel, aus wildem Triebe;
Für mich entsagst du — mir! Das kann allein die Liebe!

Umarmung.

Zwanzigster Auftritt.

Die Vorigen. Der alte Baron.

Baron

ist bei den letzten Worten eingetreten und sieht Halt in Adelens Armen.

Aha! — Zu Adelheit. Nun? hast du nun den Glauben in der Hand?

Adelheit.

Mein Vater!

Halt.

Segnen Sie der Herzen ew'ges Band!

Baron.

Gern. Er fügt ihre Hände zusammen, dann zu Adelheit.

Aber lehre mich nun auch das Kunststück kennen,
Das dir den Zweifel nahm, der unvertilgbar schien.

Adelheit.

Ein Kunststück ist es nicht, ein Wagstück ist's zu nennen,
Von dessen Fährlichkeit mir noch die Wangen glühn.

Mit fein mädchenhafter Beziehung auf die Zuschauer.

Wie würde mir's ergehn, wenn die dahinter kämen,
Die, wenn er bös nur ist, den Schein für Wahrheit nehmen.

Der Vorhang fällt.

Nachschrift.

Ich habe dieses kleine Stück nicht Lustspiel und nicht Schauspiel nennen mögen, weil es im Sinne der deutschen Bühne weder das eine noch das andere ist. Das Verhältniß der beiden Liebenden ist nicht komisch, sondern bloß spaßhaft und seltsam — curieux würde ich sagen, wenn ich diese Anmerkung französisch schriebe, im Deutschen weiß ich dafür kein Wort. Noch weniger ist es rührend, denn obschon die beiden Hauptpersonen in sehr leidenschaftliche Bewegungen gerathen, so ist es doch durchaus nicht darauf angelegt, daß der Zuschauer diese Bewegungen mitempfinden soll. Das Ganze ist mit einem Worte weder für das Zwerchfell, noch für das Herz, sondern für den Geist. Nur diesen kann der junge Mann, welcher das Un-

glück hat, die Vertraute seiner ehemaligen galanten Abenteuer ernstlich zu lieben, und die reizende Wittwe anziehen, welche liebt und geliebt wird, ohne jenes zu wollen, und dieses glauben zu können. Und auch nur dieser kann durch die kühne Probe befriedigt werden, welche die Geliebte ersinnt, und der Liebhaber besteht. Es fällt mir eben kein ähnliches Stück ein, als das von Blumner aus dem Französischen übersetzte: die seltne Wette, wo der Liebhaber in der ersten Unterredung mit der Dame wettet, daß sie ihn binnen vier und zwanzig Stunden lieben werde, und dann dadurch, daß er schon in der ersten Stunde die Wette verloren giebt, sie zu dem Geständniß bringt, daß er sie gewonnen hatte, ehe er sie anging. Hier geht ebenfalls die Wirkung, ohne Einmischung des Herzens, direkt auf den Geist, und das ist es eben, was diese Art dramatischer Spiele, welche auf der französischen Bühne zu Hause sind, ausnehmend schwierig macht. Schauspieler, welche nicht selbst geistreich, und zugleich von feiner, geselliger Bildung sind, versuchen sich darin vergebens. Ein derber Spaß ist leicht zu machen, wie im Leben, so auf der Bühne; aber hier wie dort gehört zum Vortrag des Scherzes Geist und angenehmes Wesen. Eben so ist eine Leiden-

ſchaft, die leidenſchaftlichen Antheil erregen ſoll, weit leichter darzuſtellen, als eine ſolche, wobei der Zuſchauer ruhig bleiben, und ſein Glaube an die Wahrheit des Dargeſtellten nicht aus ſeinem Mitgefühl, ſondern aus der Betrachtung und Vergleichung hervorgehen ſoll.

In dieſer Hinſicht dürfte das vorliegende Stück, welches vor ungefähr vier Jahren unter dem Titel: die gefährliche Prüfung, geſchrieben, in Berlin aufgeführt, und ſpäter von mir ſehr abgekürzt worden iſt, für ſogenannte erſte Liebhaber und Liebhaberinnen eine in der That gefährliche Prüfung ſeyn, welche ſie noch obendrein vergebens beſtehen können, wenn ſie ein Publikum haben, welches nicht lächeln, ſondern bloß lachen oder weinen will.

Die Rolle der Adele hat überdieß noch beſondere Schwierigkeiten. Der Monolog Sc. 13 will täuſchende Wahrheit, duldet aber durchaus keinen Tragödienſtil, keinen Kothurn. In der Hauptſcene, der neunzehnten, kommt es darauf an, zu gleicher Zeit eine geiſtreiche Verſtellungskunſt und ein zagendes Herz zu zeigen, und wenn nicht für den Zuſchauer in der Rolle, die Adelheit gegen ihren Liebhaber übernimmt, überall die Aengſtlichkeit hindurchſchimmert, womit die Liebende ihren Ruf auf ein gewagtes Spiel ſetzt,

ſo zieht die Schauſpielerin unfehlbar den Vorwurf unſittlicher Freiheit ſich zu.

Uebrigens eignet ſich das Stück ſeiner Natur nach mehr zum Vorſpiel als zum Nachſpiel. Mehrere Scenen ſind theilweiſe nach dem franzöſiſchen: Le séducteur amoureux, comédie en trois actes, gearbeitet, die Prüfung aber iſt mein eigner Einfall.

Die großen Kinder.

Luſtſpiel in zwei Akten.

Zuerſt aufgeführt in Weimar am 19. Mai 1813.

Perſonen.

Graf Albert.

Fritz, ſein Sohn.

Lina, ſeine Tochter.

Manon, als Gouvernante
Lenore, als Kammermädchen
Franz, als Jäger

} im Hauſe d
Grafen.

Erſter Akt.

Garten. Im Hintergrund eine zum Überſteigen praktikable Mauer, mitten auf der Bühne ein Baum, im Vordergrund eine Weinlaube.

Erſter Auftritt.

Lenore

allein, einen geſiegelten Brief in der Hand.

Geſchrieben wär der Brief; allein durch weſſen Hand
Bring' ich ihn auf die Poſt? Wer iſt hier auf dem Land,
Den nicht die Neugier gleich wird zu der Frage treiben:
„Was hat das Zöfchen an den Sohn vom Haus zu ſchreiben?“ —

Ach Gott! nur allzuviel! In welche Lage hat
Der Mensch mich da gesetzt! Ich weiß mir kei-
nen Rath.
Mit einem Feldherrn kann ich füglich mich ver-
gleichen,
Dem man den Feind gezeigt auf dem Papier:
„Zum weichen
Zwing' ihn!" heißt der Befehl; der tapfre Feld-
herr geht,
Und findet, daß der Feind im Feld ganz anders
steht.
Der alte Graf sei stolz, behauptete der junge?
Er ist nicht einmal alt! Er läuft in vollem
Sprunge
Der Gouvernante nach, die ihn im Garten neckt,
Und — wenn nichts anderes etwa dahinter steckt,
Als was Herablassung die Menschenkenner nennen;
So muß er seinen Stolz sehr gut verbergen
können:
Denn wo er mich erblickt, sieht er mich freund-
lich an,
Drückt mir die Hand, und fragt, ob er mir die-
nen kann.
Die Gräfin Tochter soll sein ganz Vertraun
besitzen?
Warum wird sie denn roth bis auf die Finger-
spitzen,

So oft bei Tiſch ſein Blick auf ihr Geſichtchen fällt?
Und weiß nicht was ſie thut, und macht verkehrte Welt?
Der Jäger ſieht, daß ihr der Braten ausgegangen,
Er reicht den Teller ihr; ſie — bittet, zuzulangen!
Die ganze Dienerſchaft, vom Kammerdiener an
Bis in den Stall herab, hat mir der weiſe Mann
Beſchrieben und genannt, und ſorgſam mir erkläret,
Was jeder gilt im Haus; er hat umſonſt gelehret.
Was jetzt im Hauſe dient, das hat der Herr Papa
Vom Rheinſtrom mitgebracht; nicht Einer iſt mehr da!
Aus keinem Munde, den des Jägers ausgenommen,
Iſt noch ein deutſches Wort ganz unverſehrt gekommen. —
Der Jäger? — Sieh 'mal an! der Jäger könnte mir
Den Brief beſtellen; er iſt noch nicht lange hier,
Kennt nicht der Gräfin Hand — wahrhaftig! ja, das gehet!

Dem, wenn er fragt, iſt leicht ein Mäschen angedrehet! —
Wo find' ich — ? — Ah, er ſelbſt! —

Sie verbirgt den Brief.

Zweiter Auftritt.

Lenore. Franz tritt aus dem Hintergrunde auf, einen verſiegelten Brief in der Hand.

Franz vor ſich.

Da iſt ſie, wie beſtellt!

Lenore vor ſich.

Wie thu' ich nun? Wie fädl' ich's ein?

Franz vor ſich.

's bricht oder hält,
Gleichviel! Soll Lina's Angſt das Wagſtück nicht vernichten;
So muß ich zwiſchen uns ein Poſtbüreau errichten.

Lenore vor ſich.

Juſt beim Bedientenvolk wird mir die Rolle ſchwer;
So ganz, wie ſie zu ſeyn, thät's Noth faſt, daß man's wär.

Franz

hat den Brief weggesteckt, und naht sich mit domestikenhafter Dreistigkeit.

Gott grüße sie, mein Schatz!

Lenore indignirt.

Schatz? — Geht Er Schätze graben,
Herr Jäger?

Franz.

Wer's verständ'! Gern möcht' ich einen haben.

Lenore.

So lern Er's! Leise geht der Kluge darnach aus,
Und fällt nicht, wie Herr Franz, gleich mit der
Thür in's Haus.

Franz.

Potz Blitz! Sie kann sich recht ein vornehm
Ansehn geben.

Lenore einlenkend.

Ich? O, das wüßt' ich nicht.

Franz.

Nun, man weiß auch zu leben.
Es war ein edel Werk, das Waidwerk, jederzeit,
Und nicht mit jedermann mag ich Vertraulichkeit.

Lenore.

Wir können ja, so lang wir hier zusammen dienen,
Gut Freund seyn ohne das, und — zwischen Ihr und Ihnen
Ist auch der Unterschied an Sylben just nicht groß.

Franz.

Auch wahr! Bei Seite. Ist bei dem Volk denn ganz der Teufel los
Mit Hochmuth? — Sehn Sie wohl, charmante Jungfer Lore —
Mamsell, wollt' ich —

Lenore lächelnd.

Nein, nein, das Wort gefällt dem Ohre.
Wie sich das Aug' erfreut am jungfräulichen Kranz;
Drum lassen wir's dabei, mein lieber Monsieur Franz!

Franz.

Monsieur? — Sie wissen ja dazu den Mund zu runden,
Wie ein Franzos, der küßt.

Lenore bei Seite.

Verwünscht! Die Lefeſtunden
Mit Fritz verrathen mich. Laut. Das Wörtchen
lernt ſich hier.
„Monsieur, je vous salue!“ „„Mais, *) Monsieur,
au plaisir!““
Tönt's hier in Küch' und Stall —

Franz lachend.

C'est vrai, ma foi!

Lenore befremdet.

Ei, ſehn Sie!
Was ich nur aufgeſchnappt, das — ſcheint ja
gar — verſtehn Sie?

Franz.

Ich war in Frankreich.

Lenore.

So?

*) Das mais heißt bekanntlich in dieſer Verbindung nicht aber, ſondern nun. Der Sinn der Phraſe iſt: Nun, mein Herr, wenn Sie durchaus gehen wollen, auf Wiederſehn! Dieſer Sinn beſtimme den Ton und die Geberde, womit der Franzoſe ſie auszuſprechen pflegt.

Franz.

Ja, wir ſind durchmarſchirt,
Nach Spanien und zurück; da wurde viel parlirt.

Lenore.

So waren Sie Soldat?

Franz.

Zu dienen.

Lenore.

Was Sie ſagen!
So heißt's bei Ihnen auch: Ich hab' den Sack getragen?

Franz frappirt.

Den Sack? Warum nicht gar!

Lenore.

Nun, den Torniſter.

Franz.

Ei,
Ich war ja ſchon — ich war ſtets bei der Reiterei.

Lenore.

Schau! darum alſo ſind Sie immer auf den Pferden,
Die für den jungen Herrn jetzt zugeritten werden.

Franz.

So ist's.

Lenore.

Da reiten Sie wohl oftmals auch zur Stadt?

Franz.

Wenn Mamsell Lorchen dort was zu bestellen hat,
Ja.

Lenore.

Nun, ich hätte wohl — doch, eigentlich zu
sagen,
Nicht ich —

Franz.

Wer sonst?

Lenore.

Es ist was auf die Post zu tragen.

Franz schnell.

Post? ich bestell' es.

Lenore sucht den Brief.

Schön!

Franz sucht den seinigen.

Doch dafür müssen Sie,
Mein holdes Kind, mir auch etwas besorgen, wie?

Lenore.

O herzlich gern.

Franz und Lenore
zugleich, einander die Briefe reichend.

Da!

Lenore.

Auch ein Brief? lieſt für ſich. „An meine Dame!“

Franz von ihr weg, für ſich leſend.

„Dem Grafen Fritz von“ — Hm! Was hat denn die — ?

Lenore.

Der Name?

Franz.

Thut nichts zur Sache, wenn ſchön Lorchen ihn nur kennt.

Lenore.

Wie? Doch nicht — ?

Franz.

Leſen Sie! Auf's Beiwort den Accent!

Lenore lieſt.

„An meine Dame?“

Franz.

An die Dame, der Sie dienen.

Lenore.

Von wem?

Franz.

Von jemand, der ihr dient.

Lenore.

Doch nicht von Ihnen?

Franz.

Warum nicht?

Lenore.

Nimmermehr! — Da, nehmen Sie zurück!

Franz.

Bewahre!

Lenore will gehn.

Nun, so hat in diesem Augenblick
Der gnäd'ge Herr den Brief!

Franz hält sie.

Halt! Bitte, da zu bleiben!
Darf Jungfer Lorchen an den jungen Grafen
schreiben,
Warum der Jäger nicht an Gräfin Lina?

Lenore betroffen.

Wer?
Ich? Sind Sie klug? — Der Brief iſt von der Gräfin. Her!
Her damit auf der Stell'!

Franz.

Ich werd' ihn treu bewahren,
Bis den die Gräfin hat, und bis ich das erfahren.
Dem Ihrigen geſchieht, wie meinem es ergeht,
Ich leſ' ihn jedem, der im Hauſe deutſch verſteht,
Wenn Sie — Verſtehn Sie mich?

Will gehn.

Lenore.

Mein Gott, ja ich verſtehe!
Begreifen Sie doch nur —

Franz.

Nun, ich begreif' und — gehe.

Ab.

Dritter Auftritt.

Lenore allein.

Vermaledeiter Streich! Wie komm' ich da heraus?
Das iſt ein Liebesbrief von jemand außer'm Haus,
Der dieſen Kerl beſtach, der Gräfin ihn zu bringen. —
Es muß ein erſter ſeyn; Franz zweifelt am Gelingen —
Wird Gräfin Lina bös, entdeckt ſie's dem Papa;
So bin ich ſchön — ach Gott! —

Verbirgt den Brief.

Vierter Auftritt.

Lenore. Albert, modern, doch nicht jugendlich gekleidet, einen Stern auf dem Frack, kommt ſchüchtern und verlegen.

Albert.

Ei ſieh, da biſt du ja!
Ich will dir's nur geſtehn, daß ich dich ſuch'.

Lenore, ohne aufzuſehn.

Ihr' Gnaden —

Albert.

Zwar ſollteſt du den Fuß im Morgenthau
nicht baden;
Doch heut iſt mir's ganz recht, hier ſind wir un-
geſtört.

Lenore.

Herr Graf —

Albert muthwillig.

Hör' an! — Ich hab's aus Lina's Mund gehört,
Daß ſie als Freundin dich betrachtet.

Lenore.

Zu viel Güte!
Das Kammermädchen —

Albert.

Bah! Der Werth liegt im Gemüthe.
Du biſt — ſo jung du biſt — verſtändig.

Lenore.

Nun, für's Haus.

Albert.

Ich bin — ich hab' — ich muß — — Hilf mir
ein wenig aus
Mit Kopf und Zunge, Kind!

Lenore.

Sie haben zu befehlen.
Was soll ich thun?

Albert.

Ja sieh, ich muß dir erst erzählen —
Doch nein, 's ist kürzer, wenn ich dir gleich kurz — du weißt,
Von meiner Tochter, ich war fast vier Jahr verreist?

Lenore.

So hör' ich, gnäd'ger Herr. Die Gattin, die Sie liebten,
Starb, und Zerstreuung rieth der Arzt dem Tiefbetrübten.

Albert mit Rückerinnerung.

Es war ein herrlich Weib! Und starb so früh dahin! —
Der Reise dank' ich's, daß ich noch am Leben bin.
Das Südland heilte mich, doch bin ich nun im Norden,
In meinem eignen Haus, ein wenig fremd geworden.

Lenore.

Das läßt sich denken.

Albert.

Ja? Nun, ſieh 'mal, Lina war
Noch Kind faſt, als ich ſchied, und nun — 's iſt ſonderbar! —
Nun, da ich groß und ſchön die Tochter wieder finde,
Iſt mir's um's Herz, als ob — verzeih' mir Gott die Sünde! —
Mir iſt, als ob ich nicht des Mädchens Vater wär.

Lenore lachend.

In Wahrheit?

Albert.

Lache nicht! die Zeit eilt täglich mehr,
Und niemand merkt's; ich bin zu Drei und Neun gekommen,
Ich weiß nicht wie, und ſie hat plötzlich zugenommen
An Alter, Wuchs und Geiſt. Das macht denn nun, daß ich
Faſt nicht das Herz mehr hab', ihr was zu ſagen. — Sprich,
Hab' ich nicht recht?

Lenore.

Herr Graf, das mag ich nicht entſcheiden;

Doch Lina's ſchönes Herz, das weiß ich, würde leiden,
Blieb ſie dem Vater fremd, weil ſie — gewachſen iſt.

Albert.

Nun, nun, das gleicht ſich aus, nur will die Sache Friſt,
Und das hat Eile.

Lenore.

Was?

Albert.

Daß ich — daß ſie — es wäre
Wohl hübſch von ihr, ſie thät's, noch eh' ich ihr erkläre,
Daß ich's ſo will!

Lenore.

Sie wird, ſobald ſie nur erfährt,
Was Sie ſo wollen.

Albert.

Nun, drum hab' ich dir's erklärt.

Lenore lächelnd.

Noch nicht.

Albert.

Noch nicht? — Nun, ich —

Er ſcheint auf eine Wendung zu ſinnen.

Lenore.

Es harret der Geſandte!

Albert ſchnell.

Ich will, daß ſie Reſpekt hat vor der Gouvernante.

Lenore lächelnd.

Reſpekt?

Albert kurz.

Ja! Kindlichen!

Lenore.

Das iſt ein ſchwer Gebot.

Albert.

Wie?

Lenore.

Denken Sie, Herr Graf, Sie haben ſoviel Noth,
Nicht zu vergeſſen, daß die Tochter, die Sie lieben,
Stets etwas junger, als der Vater, iſt geblieben;
Und fordern doch von ihr für eine Lehrerin,
So jung noch von Geſicht, und jünger noch von Sinn,
Reſpekt, und kindlichen!

Albert.

Es kann nicht anders werden!
Sie müssen nicht sich stets wie — Kind und Kind geberden.
Du sagst ihr, daß ich es so will, ich! — und das bald! —

Ab.

Lenore.

Seltsam! Sich macht er jung, die Gouvernante alt!

Fünfter Auftritt.

Lenore. Lina und Manon kommen gelaufen, Lina voran, sie hat einen Busch Blumen in der Hand, den Manon ihr abjagen will. Sie entgeht ihr durch geschickte Wendungen mit Hülfe des Baum's. Das alles geschieht nicht vor, sondern mit den ersten Versen dieser Scene.

Lina.

Ha, ha, ha!

Manon.

Halte-la! Nun muß ich dich erwischen.

Lina.

Non, non, ma Bonne! Schau! — der Baum ist stets dazwischen.

Manon nach einigen Finten.

Ah, ça! j'y cours! —

Sie erwischt Lina.

Lina schreit.

Ah!

Manon.

Gleich das Gewehr gestreckt!

Lina zögernd.

Nun da! Da hast du nur —

Lenore.

So recht, das heißt Respekt!

Lina

zieht die Blumen zurück, und wirft sie Lenoren zu.

Ah, du da? Fang das auf!

Manon zu Lenoren.

Wenn du dich's unterstehest!

Will zu ihr.

Lina Manon festhaltend.

Lauf fort, ich halte sie!

Manon.

Lenore, wenn du gehest,
So! —

Lina.

Lauf, ich sag' es dir!

Lenore.

Nein, diesmal bleib' ich da;
Mich hält ein Auftrag fest vom gnädigen Papa.

Lina.

An mich?

Manon.

Was will er?

Lenore.

Ja, [illegible] werden sehr erstaunen;
Die Väter haben oft die wunderlichsten Launen.
Er will, daß Lina sich der weisen Lehrerin
Stets nahe mit Respekt.

Manon lacht.

Er ist nicht wohl bei Sinn!
Von Ansehn spricht er mir, worein ich mich soll setzen —
Was soll das Ding? Ich will mit Lina mich ergötzen,
Das will ich, damit gut.

Lina ernſt.

Nein, Manon, er hat recht,
Du ſollſt mir Mutter ſeyn.

Manon.

Ah, das verſteh' ich ſchlecht;
Doch Kuſt tina. lieben iſt mein Fach, und das
will ich dich lehren.
Ea da nur ruhig, Kind; ich werd' ihm das
erklären.

Ab.

Sechſter Auftritt.

Lenore. Lina. Gegen das Ende der Scene ſieht man Franz lauſchen.

Lenore, nachdem ſie ihr nachgeſehen.

Das iſt — recht ſonderbar.

Lina.

Nein, beide fehlen wir,
Und immer kommt's mir vor, als läg' es bloß
an mir.
Mit väterlichem Sinn hat er dieß holde Weſen

Zu meiner Führerin in Frankreich auserlesen;
Sie ist so gut, so ganz, wie er sie mir beschrieb;
Will mir so wohl, und ich — ich habe sie so lieb! —
Doch kaum sind wir allein, so fängt sie an zu necken,
Und eh' ich mich's versch', geht's durch die Blumenhecken
Wie Kinder auf und ab, und drüber hin, im Sprung. —
Weißt du wohl, was ich glaub'? — Ich glaub', sie ist zu jung.

Lenore.

Zu Ihrer Mutter? ja; doch sind die Frauenzimmer
Gern jung, und viele giebt's, die wären's lieber immer.

Lina.

Ich weiß wohl, was er meint. — Ach! wär' er nur kein Graf!

Lenore.

Warum denn das nicht?

Lina.

Sieh, der Vater ist so brav;
Nur hat er die Idee — die wunderliche Grille,
Man müsse nie —

Sie bricht ab.

Lenore.

Warum ſind Sie auf einmal ſtille?

Lina.

Ich weiß nicht, ob man dir etwas vertrauen kann?

Lenore.

Ei, dazu nimmt man ja die Kammermädchen an.

Lina.

Sieh nur, er war vermählt, der Vater.

Lenore.

Ja, das ſeh' ich.

Lina.

Mit einer Gräfin, du verſtehſt?

Lenore.

Ja, das verſteh' ich.

Lina.

Die Eltern wollten das.

Lenore.

O weh! das war nicht gut.

Lina.

Doch, doch! Er liebte ſie; nun weiß er nicht,
wie's thut,
Wenn —

Lenore.

Wenn?

Lina.

Wenn man was liebt, was man nicht
lieben sollte,
Und fremd behandeln soll, was man umarmen
wollte.

Lenore.

Ja, ja, das thut nicht wohl.

Lina.

O nein! Fühlst du es auch?

Lenore.

O ja!

Lina lebhafter.

Es ist doch nichts so albern, als ein Brauch,
Der Herzen trennen will, die für einander schlagen.
Stand ist Stand, Herz ist Herz!

Lenore vor sich.

Was will sie damit sagen?

Lina.

Hast du schon wen geliebt, der höher war, als du?

Lenore betroffen.

Ich? — Wie versteh' ich das?

Lina.

Ei nun, geradezu.

Lenore vor sich.

Bin ich entdeckt?

Lina.

Nimm an, mein Bruder Friedrich wäre
Bei uns, und liebte dich; du ihn — hörst du?

Lenore.

Ich höre, —

Sind Sie in solchem Fall?

Lina.

Ja wohl.

Lenore freudig.

Im Ernst? Das ist
Mir lieb!

Lina.

Lieb?

Lenore verlegen.

Lieb just nicht —

Lina.

Kind, sag mir, wie du bist?
Kommt's doch beinah heraus, als wärst du in
der Lage,
Die ich beschreiben will.

Lenore im Begriff ſich zu entdecken.

Ach, Gräfin! ich — lenkt ein. Ich trage Unüberwindliches Vertraun zu Ihnen!

Lina.

Nun?

Lenore.

Entdecken Sie Sich mir.

Lina.

Das wollt' ich eben thun.

Lenore.

Sie lieben unter'm Stand!

Lina, ohne die Schüchternheit der Liebe.

Ja.

Lenore.

Wen?

Lina.

Die Gouvernante.

Lenore erſtaunt.

Die Gouver —

Lina.

Ja, und dich; als wären wir Verwandte. Das will der Vater nicht, drum ſchärfet er mir ein,

Daß ich soll kalt und steif mit dir und Manon
seyn:
Denn der Respekt — das ist ein Wort, doch
nicht das rechte.

Lenore vor sich.

Wär ich doch diesmal nur von gräflichem Geschlechte!

Lina.

Nun? und was hast denn du mir zu vertraun?

Lenore.

Ich? — Ja —
Ich fürchte nur, es sagt's die Gräfin dem Papa.

Lina.

Nein, sprich!

Lenore.

Sie sind geliebt von jemand in der Nähe.

Lina.

Ah! — wie du mich erschreckst!

Lenore.

Gewaltig, wie ich sehe.

Lina.

Wo weißt du das denn her?

Lenore.

Aus einem Brief, den ich
Nicht einmal aufgemacht.

Lina.

Ein Brief? Doch nicht an mich?

Lenore ihr den Brief reichend.

Hier!

Lina erkennt die Hand, froh.

Ah, von Franz!

Lenore bestürzt.

Von Franz? von Ihres Vaters Jäger?

Lina öffnet den Brief.

Ja wohl! Er ist Soldat.

Lenore.

Er war — Musketenträger?

Lina.

Er hat von unten auf gedient, ist bürgerlich;
Jetzt ist er Kapitän, und schwört, er liebe mich.

Lenore.

Und Sie?

Lina.

Ja, ich? — Was hilfts, wenn wir einander lieben?
Ich darf doch nimmermehr den Vater so betrüben.

Lenore.

Das würd' es, meinen Sie?

Lina die Augen im Brief.

Es brächt' ihn in den Sarg.

Lenore schmerzlich bei Seite.

Ach! Gott!

Lina.

Was seufzest du?

Lenore vor sich, doch laut.

Sarg? Ach, das wär doch arg:

Lina.

Es ist ein Unglück, daß ich ihn hab' kennen lernen.
Und — diese Mummerei! Hilf mir ihn nur entfernen!
Es ist ein toller Mensch; wagt Ehre, Leib und Blut,
Um nur mir nah zu seyn.

Lenore,

ohne darauf gehört zu haben, vor sich.

Das nimmt mir allen Muth!

Lina.

Er dringt auf ein Gespräch — Nein, das wird abgeschlagen.

Lenore wie vorhin.

Stirbt er von Einem Mal, wie will er's zweimal tragen?
Das muß ich gleich — Mein Brief iſt doch wohl noch nicht fort!

Ab.

Lina.

Lenore! Warte doch! — So wart' doch, nur ein Wort.

Eilt nach.

Siebenter Auftritt.

Franz, gleich darauf Fritz im Oberrock (oder Mantel) und Bedientenhut.

Franz.

Da fliegt ſie hin! Umſonſt hofft' ich, ſie gleich zu ſprechen. —
Sie nahm den Brief, ſie ſchien mit Luſt ihn zu erbrechen,
Dann nachzuſinnen! Fritz ſteigt über die Mauer. Was — Was Teufel!

Verſteckt ſich.

Fritz mit hellem Lache sichtbar.

Niemand da!

Franz vor sich.

Was will der Kerl?

Fritz setzt sich auf die Mauer.

Kein Hund und auch kein Mensch!

Franz tritt vor.

O ja!
Steig' Er, mein lieber Freund, nur von der Mauer nieder.

Fritz mißt ihn mit den Augen.

Das laß' ich bleiben, Schatz! Er hat mir starke Glieder.

Franz.

Da oben kann Er doch nicht bleiben.

Fritz.

Vor der Hand,
O ja! Ich hab' die Höh, Er hat das flache Land:
Und will Er sich durchaus zum Rückzug nicht entschließen,
Werd' ich mit silbernen Kartätschen Ihn beschießen.

Er nahm ihn mit Geldstücken aus der Westentasche.

Franz,

mehrmals derb getroffen, schützt den Kopf mit den Händen.

Au! Ist Er toll? — 's ist gut! es schweigt die Dienerpflicht
Vor dem Geschütz; ich seh', zu stehlen kommt Er nicht.

Fritz noch auf der Mauer.

Nun, les' Er auf!

Franz.

Hat Zeit.

Fritz.

Er will noch mehr zu vielen?
's ist aus! die Batterie laß ich nie lange spielen.
Also — Er springt herab. Er dient hier?

Franz.

Ja. Und Er?

Fritz.

Ich spionir'!
Ich hab' etwas zu — Faßt ihn beim Arm. Freund!
Schaff Er die Gräfin mir!

Franz sieht ihn groß an.

Wen?

Fritz.

Gräfin Lina. — Nun, was hat's mich anzuglotzen?

Will Er nicht gehn, so bleibt's.

Will fort.

Franz.

Nun, nun! Wer wird gleich trotzen!

Wer schickt Ihn denn?

Fritz.

Ich komm' in eigner Sache her.

Franz sieht ihn mit den Augen.

In eigner? Er? — Wenn's noch das Kammermädchen wär!

Fritz.

Gilt gleich! Schick' Er mir die! — 's ist mir beinah noch lieber.

Franz vor sich.

Das ist doch —

Fritz.

Nun, was ist's?

Franz.

Ich wundre mich darüber.

Liebt Er denn beide?

Fritz.

Ja, doch auf verschiedne Art.

Franz.

So? Wie denn?

Fritz.

Wenn Er noch die Neugier etwas spart,
Erfährt Er's ohne Müh.

Franz.

Hm! Wann?

Fritz.

In wenig Stunden;
Merk' Er nur auf, womit der Graf wird angebunden
Heut, zum Geburtstag.

Franz.

Bringt Er ein Geschenk etwa?

Fritz.

Getroffen! doch es ist im Grund schon heimlich da.

Franz.

Ich wüßt' eins, das dem Herrn gewiß das liebste wäre.

Fritz

Nun?

Franz.

Jungfer Lorchen.

Fritz.

Was? Er meint — ?

Franz.

Ich seh' und höre.

Fritz vergnügt.

Nicht möglich!

Franz.

Wie man's nimmt; 's kommt nur auf Lorchen an.
Der Graf, das hab' ich weg, setzt alle Segel dran.

Fritz.

Das wär der Teufel!

Franz.

Ja, auf den pflegt man's zu schieben,
Wenn etwa Unheil kommt aus Kommen, Sehn und Lieben.
Den Namen haßt sie nicht, das zeigte heute sich.

Fritz prüft ihn.

Wie meint Er?

Franz.

Einen Brief an Grafen Fritz soll ich —

Fritz hastig.

An Fritz den geb' Er mir, der Graf ist in der Nähe.

Franz.

Nicht möglich!

Fritz.

So gewiß, als ich hier vor ihm stehe.

Franz forschend.

Der Graf scheint Sein Rival.

Fritz.

Ich nehm's nicht so genau.

Franz.

Aha!

Fritz.

Nichts von Aha! Lenor' ist seine Frau.

Franz erstaunt.

Was? Seine —

Fritz.

Ja, ich bin, wie ich hier steh' und gehe,
Ihr Mann, mithin Graf Fritz. — Was guckt Er?

Franz.

Ich verstehe
Kein Wort von allen —

Fritz.

Wir sind heimlich längst getraut,
Und heute wird's entdeckt. — Das ist's, wovor mir graut.

Franz

Und Sie vertrauen das dem unbekannten Jäger?

Fritz.

Dabei ist nichts gewagt. Macht Er den Zeitungsträger
Beim Vater, so bekommt Er hinter's Ohr den Lohn,
Dafür bin ich Ihm gut.

Franz.

Und Sie?

Fritz.

Ich bin sein Sohn,
Mir muß er schon verzeihn. Lenor' ist fein erzogen,
Auch ist ja, wie Er sagt, der Vater ihr gewogen.

Franz bedeutend.

Ja; — aber!

Fritz.

Einerlei! Ist er in sie verliebt,
So ist's sein eigner Fehl, den er dem Sohn vergiebt.

Ich brachte sie mit List in's Haus, nicht darum grade;
Doch hat sich's so gefügt, so ist's mehr Nutz als Schade.

Franz.

Wer ist denn Lorchen von Geburt?

Fritz.

Ihr Vater war
Ein Mahler in der Stadt, wo ich studirt. Vorm Jahr
Lern' ich sie kennen in der Werkstatt — und so weiter —
Man steigt von einer Sproß' zur andern auf der Leiter.
Ihr Vater starb bald drauf; Innig. die Arme weinte sehr;
Ich war ihr einz'ger Freund — nun hielt ich mich nicht mehr!
Ich schloß sie an die Brust, Weib nannt' ich sie — sie wollte
Nicht glauben, daß so schnell ihr Unglück enden sollte —
Mein Vater war entfernt, ich dachte: Frisch gewagt!
So ward's denn ausgeführt, kurz, wie man Amen sagt.

Franz.

Sie ſind ein guter Menſch.

Fritz.

So denk' ich.

Franz bei Seite.

Darf ich's wagen

Ihm zu entdecken —?

Fritz.

Haſt du mir etwas zu ſagen?

Franz.

Ich — liebe, Graf.

Fritz mit raſchem Beifallnicken.

's iſt recht!

Franz.

Lieb' über meinem Stand,

Wie Lerchen.

Fritz.

Nun, was thut's? dem Herzen folgt die Hand.

Franz ſchüchtern.

Sie werden böſe ſeyn.

Fritz.

Worüber denn?

Franz sehr verlegen.

Mein Bester!

Ich —

Fritz.

Nun, so rede doch! Wer ist's denn?

Franz.

Ihre Schwester.

Fritz fährt auf.

Was? Bist du toll, Patron?

Franz.

Ich bin, wie Sie, verliebt;
Es ist kein eigner Fehl, den mir Graf Fritz vergiebt.

Fritz.

Bewahre! Alles Ding muß haben Ziel und Maaße!
Livree! Pfui Henker! Das ist selbst zu toll zum Spaße.

Franz.

Mein Vater, lieber Graf, war Musikus.

Fritz.

Ei was!

Franz.

Ich bin auf Urlaub nur in der Livree.

Fritz.

Wie das?

Franz.

Ich dien' als Kapitän in Königin Uhlanen.

Fritz.

Wie?

Franz.

Ja, ich habe Rang und Geld, nur keine Ahnen.

Fritz höflich, doch trocken.

Herr Hauptmann, Sie verzeihn, wenn ich —

Franz.

Sie nahmen mich,

Wie ich mich geb.

Fritz nachdenkend.

Ja, ja! Indeß — der Doppelstrich
Durch seine Rechnung, wird den Vater überraschen.
Euch kann er trennen, mir kann er den Kopf nur waschen.
Wie fangen wir das an? — Liebt Lina Sie?

Franz.

Ich fand

Noch nicht Gelegenheit —

Frik.

Sie ſind ihr unbekannt?

Franz.

Das nicht; wir ſahn uns oft, als ſie im Fräu-
leinſtifte
Koſtgängerin noch war, und meine Hoffnung ſchiffte
Leicht, wie der Kahn im Teich, zu ihr hinüber
— Da —
Auf einmal kam die Poſt, es komme der Papa,
Und ſie erklärte mir mit trüben, feuchten Blicken:
Ich ſollte nicht etwa ihr Grüß' und Briefe
ſchicken —

Frik.

Aha!

Franz.

Was blieb mir noch, als daß ich ſelber kam,
Und hier in Augenſchein den Stand der Dinge
nahm?

Frik.

Von, lieber Hauptmann! — Nun, das wird ſich
alles finden.
Ich komm', den Vater zum Geburtstag anzubinden,
Vielleicht ſchreibt meine Frau in ihrem Brief
davon —

Franz giebt ihm den Brief.

Hier!

Fritz im Eröffnen.

Denn ſie weiß nicht, daß ich ſelbſt — das wußt' ich ſchon —
Das aber nicht — hm! hm! das iſt mir ungelegen.
Er will nichts wiſſen von Geburts- und Namenstägen;
Er hat geleugnet, daß der ſeinige heut ſei,
Und will nicht, daß ich ihn beſuchen ſoll.

Franz.

Ei, ei!

Fritz.

Thut nichts! Zwar bin ich da; doch ob ich ihn beſuche,
Ob nicht? das ſteht bei mir. —

Er ſieht in die Ferne, wo Albert und ſpäter Manon abgegangen.

Wer kommt dort, mit dem Tuche
Um's Haupt, als Blindekuh?

Franz.

Ah! Manon und Papa.

Fritz.

Wer wär das? — Iſt das Kind die Gouvernante?

Franz.

Ja.

Fritz.

Ein ſchöner Schwarzkopf!

Franz zieht ihn nach ſich.

Fort!

Fritz.

Mit der möcht' ich ſchon ſpielen!

Beide ab.

Achter Auftritt.

Albert mit verbundenen Augen. Manon führt ihn, und ſetzt ſich mit ihm in die Weinlaube.

Manon.

So! — Da! — Nun ſagen Sie mir, Lieber, was Sie fühlen?

Albert führt ihre Hand zum Munde.

Den Sammt von Manons Hand.

Manon die Hand an ſein Herz legend.

Auswendig, ja! Doch hier?
Nicht etwas Muth, mein Freund? nicht mehr Vertraun zu mir?

Albert.

Beinah! Mir iſt, als wär ich noch mit dir im Süde
Krank, blind vom Weinen um den Engel, d
geſchieden
Von meiner Seite war; geführt von deiner Han
Wie jetzt — Ach! damals ſchlief noch ſtill u
ungekannt
Der Funk' in meiner Bruſt, der ſich zur Flam
entzündet.

Manon.

Iſt's denn ſo ſchlimm, wenn man ſtatt Mitl
Liebe findet?

Albert.

Für mich? Ach ja! für mich! Ich bin — b a
vierzig; du
Kaum halb!

Manon mit Liebe.

Sieh! darum band ich dir die Augen
Du dünkſt dich alt nur, wenn wir Aug' in A
lieben;
Damit du kühn mich liebſt, ſollſt du mich n
mehr ſehen.

Albert

zärtlich, indem er das Tuch abſtreifen will.

O, Manon!

Manon hindert ihn.

Rühre mir an's Tuch nicht, sonst ist's aus!
Blind bin ich dir gefolgt, ich geh' in deinem Haus
Zehn Tag' en masque einher; ich fügte mich geduldig
In deinen Willen — du bist mir die Gründe schuldig.
Blind wirst du mir gesiehn, was du, aus Schaam, verschweigst:
Warum du, was du fühlst, nicht deiner Tochter zeigst?

Albert.

Ach Gott! sie ist — so groß!

Manon lächelnd.

Nun ja doch, ja! Nach deiner Beschreibung dacht' ich mir sie freilich noch viel kleiner.

Albert versichernd.

Sie war's!

Manon.

Ja sieh, das wächst. — Und warum wird dein Sohn Nicht herbeschieden?

Albert seufzt tief.

Ach, mein Gott! ich seh' ihn schon
Im Geist vor mir; der Mensch ist ganz gewiß
ein Riese!

Manon.

Hör', wenn das Gründe sind, sind' doch allein
nicht diese;
Gieb bessere!

Albert zögernd.

Ich schwur — bei meiner Laura Tod —
Die Lieb' auf ewig ab.

Manon.

Wirst du darüber roth,
So gelt' es um den Schwur, nicht, daß du ihn
gebrochen.

Albert.

Auch — hab' ich beiden oft von — Adel vor
gesprochen —

Manon.

Aha!

Albert.

Und daß man stets ihn rein erhalten soll.

Manon lacht.

Hab' ich es nicht gesagt? — Ihr Deutsche seid doch toll!

Albert.

Ich nicht! ich denk' nicht dran!

Manon.

Du hast's versprechen müssen,
Um eine Winzerin aus Languedoc zu küssen;
Doch ob du's halten wirst?

Albert.

Stets!

Manon.

Nun, so habe Muth,
Und sag' den Kindern —

Albert.

Ja doch! ja! — Sei nur so gut,
Bereite Lina vor, so kann's nicht länger bleiben!
Sie mag dem — Witzbold dann, dem Sohn, die Sache schreiben.

Manon.

Bereiten? Wozu das? Ich sag's ihr lieber glatt —

Albert.

Nein, nein!

Manon.

Ich weiß, daß ſie darüber Freude hat.

Albert.

Kann ſeyn! Indeß — ich darf mein Anſehn
nicht verletzen;
Ich muß, wie alles kam, ihr auseinander ſetzen.

Manon.

Thu's gleich, ſie kommt.

Albert erſchrickt.

Ach Gott!

Manon aufſtehend.

Und hör', mir fällt was ein:
Bleib, wie du biſt!

Albert rückt raſch mit dem Kreyſe.

Ja! das iſt gut. — Laß uns allein!

Neunter Auftritt.

Albert. Manon. Lina und Lenore
zuletzt Franz. Manon geht Lina entgegen, und winkt
klüglend nach Albert.

Lina.

Was giebt's?

Manon.

Ein Spiel.

Albert in der Laube.

Komm her, mein Kind! — Gehn Sie, ma Bonne.

Manon zieht sich mit Lenoren etwas zurück. Lina setzt sich zu Albert.

Sag' mir doch, Lina — —

Lina.

Was?

Albert.

Sag' mir: Scheint denn die Sonne?

Lina.

Nein.

Albert beklemmt.

Hm! Mir ist so warm!

Lina will ihm das Tuch abnehmen.

Das ist vom Tuch.

Albert hindert es.

Nein, laß!
Blind muß ich dazu seyn, Lacht gezwungen. ha, ha! das ist der Spaß!

Manon zu Lenoren.

Gieb Achtung auf den Spaß.

Lenore.

Ich werde nichts verlieren.

Beide nähern ſich der Laube leiſe, und winken Lina, ſie nicht zu verrathen.

Albert.

Mein liebes Kind, du wirſt was Seltnes an mir ſpüren.

Lina.

Ich?

Albert.

Traurig war ich, und jetzt bin ich — recht vergnügt.
Das wird dich wundern, nicht?

Lina.

Daß Zeit den Schmerz beſiegt?
O nein!

Albert.

Hat dir wohl ſchon ein junger Mann gefallen
Von deinem Stand?

Lina betroffen bei Seite.

Ah! — laut. Nein, nicht Einer unter allen.

Albert.

Auch keiner unter dir?

Lina bei Seite.

Gott! weiß er — ? Bis zum Schreien steigernd.
Nein, nein, nein!

Albert hebt die Hände nach den Ohren.

Oh! — Blinde hören scharf, du brauchst nicht
so zu schrein. —
Nein, sagst du? das ist Schad', ich hätt' dir
sonst beschrieben,
Was mir in Languedoc die Traurigkeit vertrieben.

Lina.

Die Liebe?

Albert

die erste Sylbe bellemmt, die andern laut herausgestoßen.

Ja — ja, ja!

Lina lächelnd.

Nun, ich hör' auch nicht schlecht,
Ob ich schon blind nicht bin. Zu Manon. Wie?
Spiel' ich denn so recht?

Manon nickt.

Albert sehr verlegen.

Ja. - Ich bezog zur Kur ein Landhaus — auf
dem Lande —

Ich lebte, wie ein Bau'r; das iſt dort keine Schande.
Ein ſchönes Mädchen, des Gutsnachbars einzig Kind,
Gefiel mir —

Manon berührt neckend ſeine Wange mit einer Weinranke, und legt ſie ihm dann in die Hände. Er befühlt ſie.

Was iſt das?

Lina.

Sie fühlen's nicht? Es ſind Weinblätter.

Albert wirft ſie halb unwillig weg.

Hm! — Nun ja! Des Mädchens Vater baute
Wein — Langfort! — und ſie half. Ich ging vorbei, ich ſchaute
Durch's Rebenlaub — ich ſah noch damals, ſpäter kam
Das Augenübel erſt — Oh Gott! wie freundlich nahm
Sie ſich des Kranken an!

Lina mit Innigkeit.

Ich liebe ſie! Wie hieß ſie?

Albert.

Ma — Ma — Marie!

Lina.

Nun? Und mein Vater, hoff' ich, ließ ſie
Nicht unbedankt?

Albert.

Ich hab' das Mögliche gethan,
Ich — ich — ich habe ſie —

Lina.

Was?

Franz tritt mit einem Brief auf.

Albert.

Ich bin dicht daran:
Ich hab ſie mit —

Franz.

Herr Graf!

Albert heftig.

Was giebt's?

Franz.

Es bringt ein Reiter
Vom Grafen Fritz den Brief, Empfehlung —

Albert ungeduldig.

Und ſo weiter!
Zu Lina. Nimm! Zu Franz. Marſch!

Franz tritt zurück.

Lina hat den Brief aufgerissen.

Papa! Er kommt!

Albert fährt heftig auf.

Was?

Lina.

Heute kommt er noch,
Heut, zum Geburtstag!

Albert reißt das Tuch ab.

Zum —! Verdammt, so wollt' ich doch,
Daß — — und ihr alle da? Ihr hörtet zu?

Lenore.

Ei freilich.

Albert mit verhaltenem Zorn.

Oh, das ist allerliebst!

Lina auf den Brief deutend.

Das? Ja!

Albert.

Nein, 's ist abscheulich!
Zu Manen. Ma Bonne, nun ist's nichts, rein nichts!

Lina.

Was ist denn nicht?
Sind Sie denn bös auf ihn?

Albert fährt sie an.

Nicht doch! Mich blendet's Licht.

Manon faßt ihn vertraulich bei der Hand.

Sie können beiden —

Albert macht sich los.

Nein, wenn der verdammte Junge
Im Haus ist, bring' ich's nie und nimmer von der Zunge!

Er geht rasch ab, alle stehn verwundert außer Manon, welche lächelt. Der Vorhang fällt.

Ende des ersten Akts.

Zweiter Akt.

Alberts Zimmer, eine Hauptthür, zwei Seitenthüren weit im Vorgrunde. An der Hinterwand ein Schreibepult, auf demſelben ein portativer Spiegel. Seitwärts ein Theetiſch.

Erſter Auftritt.

Albert. Lina. Fritz in Reiſekleidern.

Albert
ſehr geſchäftig mit ihnen eintretend.

Nur hier herein! geht, geht! — Ich bin gleich wieder da!

Ab.

Fritz

Schön, ſchön! — Er iſt noch wie ein Jüngling, der Papa;
Und wird heut vierzig!

Lina.

Still!

Fritz.

Warum? Es steht geschrieben
Auf unserm Stammbaum, in dem großen Saale drüben.

Lina.

Den schloß er weg, sobald er kam.

Fritz.

Das macht' er gut;
Das ist ein Vorurtheil.

Lina.

Meinst du?

Fritz.

Ja; Blut ist Blut!

Lina.

Nicht wahr? Das denk' ich auch.

Fritz.

Was kümmern uns die Ahnen?
Du wirst noch heute Braut vom Schönsten der Uhlanen.

Lina.

Ich? — Weißt du denn ſchon —?

Fritz.

Ja.

Zweiter Auftritt.

Fritz. Lina. Albert. Dann Franz und Lenore, endlich Manon.

Albert von außen.

Den Koffer dort hinauf!

Lina tief ſeufzend.

Ach! mir iſt angſt!

Albert wie vorhin.

Da iſt der Zimmerſchlüſſel, lauf!

Lina.

Was wird das geben!

Fritz.

Sei du ruhig nur, ich mache
Das richtig ohne Müh', als wär es meine Sache.

Albert raſch eintretend.

Du biſt zu Hauſe, Fritz! Küßt ihn. Sei nochmals mir gegrüßt!

Nach der Thür rufend.

Franz!

Fritz heimlich zu Lina.

Bös kann er nicht ſeyn; was hat er mich geküßt!

Albert.

Franz! — Mache dir's bequem, mein Sohn. Schreit zur Thür hinaus. Franz! Franz! Franz kommt. Nun endlich!

Franz.

Sie riefen, gnäd'ger Herr?

Albert.

Ich denke, ſehr verſtändlich. Bedien' Er meinen Sohn. Zu Fritz. Du wirſt zufrieden ſeyn, Der Burſch iſt comm' il faut. Geht zur Thür. Lenore! Thee herein!

Fritz

will den Oberrock ausziehn, Franz will ihm helfen, jener verbeugt ſich.

Oh! Bitte ſehr—!

Albert der es bemerkt.

Hm! — Was machſt du für Complimente
Mit dem?

Fritz.

'ſ iſt wahr, ich bin — Heimlich zu Franz.
Wenn ich Sie nur nicht kennte!

Franz geht nach dem Hintergrunde, um den Oberrock über einen Stuhl zu hängen. Lenore tritt mit dem Thee ein, er macht ihr eine Verbeugung voll Reſpekt. Sie erwiedert ſie mit Anſtand, gleich drauf aber ſcheint jedes ſich darüber zu verwundern, daß es gekannt iſt.

Albert.

Rauchſt du Tabak, mein Sohn?

Fritz.

Manchmal Cigarren.

Albert.

Ja?
Nun wart', wenn ich nicht irr', ſo hab' ich
welche da.

Er ſucht im Pult, wobei er den Zuſchauern völlig den Rücken kehrt. Lenore iſt am Theetiſch, ſie hat mit Fritz durch die Augen ſich begrüßt.

Fritz

will die Stellung ſeines Vaters nützen und ſie küſſen.

Mein Lorchen!

Albert dreht ſich um.

Alle Welt!

Lenore ſtößt Fritz weg.

Herr Graf!

Fritz verlegen.

Ich bitte ſehr —!

Albert.

Dort Compliment' und nun ſo sans façon mit der?

Sehr burſchikos!

Fritz wieder gefaßt.

Papa, von ſolchen Roſenlippen,
Wer widerſteht, im Flug den Honig wegzunippen?
Bei mir liegt das im Blut, und — von wem hab' ich das?

Albert.

Hm, hm, Nun, nun!

Fritz ihm ganz nah.

Ich muß Sie doch gleich fragen —

Albert.

Was?

Fritz.

Gehört der Schwarzkopf, der am Garten mich gegrüßet,
Auch in das Haus?

Albert.

Hm! ja.

Fritz.

Gut! der wird auch geküſſet!

Albert bei Seite.

Daß Gott erbarm! Will ernſt reden. Mein Sohn!
— Nun davon ſprechen wir
Ein andermal.

Fritz.

Recht gern; ich bleib' ja lange hier.

Albert.

Kannſt du denn?

Fritz.

Ferien ſind im Hofgericht, — vier Wochen,
Auch wird wohl ohne mich Unrecht für Recht geſprochen;
Die graue Weisheit hört nicht auf den jungen Herrn.

Albert.

Nun, nun, verſäum' nur nichts, das ſäh' ich doch nicht gern.

Er bemerkt, daß Franz, welcher die ganze Zeit über Lina ſich zu nähern geſucht, und ein Augengeſpräch mit ihr gehabt hat, der jungen Gräfin die Hand küßt.

Wa — Franz! Was macht Er da?

Franz ſehr verlegen.

Ich — Ihre Gnaden waren
So gnädig, weil Sie es durch mich zuerſt erfahren,
Daß der Herr Bruder käm, mir — Er zeigt ein Stück Geld. Geld zu geben —

Albert.

Man
Küßt ſolchenfalls das Kleid, die Hand ſteht Ihm nicht an.

Manon außen.

Graf Albert!

Albert ärgerlich.

Oh!

Fritz.

Iſt das der Schwarzkopf?

Albert kurz abfertigend.

Ja, zu dienen.

Nach der Thür ſprechend.

Gleich!

Fritz will hinaus.

Ah, da muß ich gleich —

Albert hindert ihn, ſtreng.

Du wirſt dich's nicht erkühnen!

Manon

dicht vor der Thür, doch ohne ſichtbar zu ſeyn.

Darf ich nun kommen, mir den Rieſen zu beſehn?

Fritz faßt den Vater beim Arm.

Den Rieſen? Meint ſie mich?

Albert.

Was weiß ich? Laß mich gehn!

Manon tritt ein.

Fritz.

Ah!

Albert.

Lieber Gott, ich bat Sie doch, Sie möchten warten!

Manon.

Ja, lieber Gott! Was ſollt' ich in dem leeren Garten?

Fritz in galanter Attaque.

Die ſchönſte Blume, die ihn jemals hat geziert!
Ich muß ſie küſſen! —

Manon tritt zurück mit Würde.

Graf!

Fritz entwaffnet zu ſich ſelbſt.

Sieh 'mal! Sie imponirt!

Manon fein.

Zart und empfindlich, wie die Blumen, ſind die Frauen;
Drum nimmt ein artig Kind vorlieb mit dem Beſchauen.

Albert befriediget, faſt ſchadenfroh.

Da haſt du's! Merk's!

Fritz

zieht das Taſchentuch, und legt es zurecht.

Papa! — Ich bitte — binden Sie
Mir doch die Augen zu mit dieſem Tuche.

Albert pikirt.

Wie?

Fritz.

Wie?! — So!

Er bindet ſich das Tuch.

Albert.

Ich glaube, Du —

Friz.

Iſt das Viſir geſchloſſen,
So wächſt der Muth zum Kampf.

Er nähert ſich Manon.

Albert.

Wozu die Narrenpoſſen?

Friz,

zwiſchen ihm und Manon, deklamirt nachfolgenden Scherz:

Amor, um das Aug' die Binde,
Lief nach ſeinem Ziel, dem Kuß.
Die Vernunft, gemeſſnen Schrittes,
Kommt denſelben Weg gegangen,
Und — es ſtößt an ſie der Blinde.

„Ausbund du von einem Kinde!"
Ruft ſie, „warum läufſt du blind?"
Amor, ſie am Stil erkennend,
Spricht zu ihr beſcheidnen Sinnes:
„Ich muß blind ſeyn, daß ich finde."

„Wie die Wolke zieht im Winde,
„Flieht des Mädchens Luſt — das Licht.
„Wenn der Knabe ſchließt das Auge,

„Daß es seinen Sieg nicht schaue,
„Wird die Sprödeste gelinde."
Nicht wahr, schön Manon?

Manon.

Nein, du irrst, mein blindes Kind!
Die Liebe siehet, nur die Eigenlieb' ist blind,
Und wo sie wähnet, daß' sie Herz und Sinn gerühret,
Wird sie als Blindekuh, wie billig, ausgeführet.

Sie führt während der folgenden Verse den jungen Grafen, dem sie während der vorhergehenden rasch und gewandt die Hände mit ihrem Taschentuche zusammen gebunden mit zunehmender Geschwindigkeit auf der Bühne, besonders um die anwesenden Personen, herum, wobei dieser die Beine, aus Besorgniß sich zu stoßen, immer höher hebt.

Links — rechts — und wieder links; erst langsam — dann geschwind —
Geschwind! — geschwind!

Sie nimmt laufend die Richtung nach der Thür.

Fritz.

Wohin?

Manon.

indem sie mit ihm durch die Hauptthür läuft.

Hinaus, wo Stufen sind!

Beide ab.

Alle haben gelacht, sobald sie fort sind, werden Albert und Lenore unruhig.

Albert.

Daß dich! — Im Ernſt, ſie läuft mit ihm die Treppe nieder. —

Zu Lina.

So lauf doch nach, mein Kind.

Lina noch lachend.

Sie kommen ja wohl wieder.

Albert,

unentſchloſſen von der Thür zurückkommend, vor ſich.

Ob ich —?

Lenore ſehr unruhig.

So gehn Sie doch!

Albert hoh über dieſen Einfall.

Meinſt du? Es iſt auch wahr;

Er könnt' ein Unglück —

Er geht nach der Thür.

Lenore

holt eine Taſſe Herrend wieder und eilt fort.

Ja, das könnt' er!

Sie läuft noch vor Albert ab.

Lina ernſthaft.

Sonderbar!

Will nach.

Dritter Auftritt.

Franz. Lina.

Franz sie zurückhaltend.

Nein, Gräfin, dieſe Gunſt, die mir der Zufall gönnte,
Laß ich nicht ungenutzt.

Lina ängſtlich.

Herr Hauptmann! Gott, man könnte —
Sie ſind als Domeſtik —

Franz.

Gewiß nicht lange mehr.
Mein Unglück — oder Glück — führt Ihren Bruder her,
Der drauf beſteht, daß ſich mein Wunſch zuerſt entdecke,
Damit, was er gethan, den Vater minder ſchrecke.

Lina.

Was hat er denn gethan?

Franz.

Das ahnden Sie nicht?

Lina.

Nein.

Franz.

Er liebt Lenoren, und ſie iſt auf ewig ſein.

Lina.

Wen ſagen Sie?

Franz.

Lenor' iſt ſeine Frau; er wollte
Vor einer Stunde, daß ich's noch verſchweigen ſollte;
Doch etwas andres will er jeden Augenblick,
Und zum Verhehlen hat er gänzlich kein Geſchick,
Das hab' ich jetzt geſehn. — Drum bin ich hier geblieben,
Um zu erfahren, ob — Bureau, ob Lina mich kann lieben?

Lina.

Gott, ich bin ſo beſtürzt.

Franz.

Sie ſehn, was ich gethan;
Mich trieb der Trennung Schmerz, nicht überdachter Plan —

Lina.

Das merk' ich: denn wohin soll Ihre Maske führen?

Zu Vaters Herzen nicht.

Franz.

Das Ihre wollt' ich rühren,
Mich Ihnen nahen, und „Ja" hören, oder — „Nein." —

Nein? — Als Lina schweigt, voll Hoffnung. Ja?

Lina.

Mein Vater wird entsetzlich böse seyn
Auf Fritz.

Franz.

Nun ja; allein das wird vorüber gehen,
Und glücklich werden Sie in Lorchens Arm ihn sehen.

Lina mit einem tiefen Seufzer.

Ich gönn's ihm.

Franz.

O, ich auch. — Sie beobachtend. Nach eigner Wahl vermählt,
Das ist ein großes Glück.

Lina.

Der Mensch hat schwer gefehlt.

Franz.

Und doch wird ihm verziehn.

Lina leise.

Sie können mir's bezeugen:
Das hätt' ich nicht gethan.

Franz.

Nein!

Lina.

Ich bin auch mein eigen,
So gut, wie er.

Franz

Gewiß.

Lina.

Der Vater liebt auch mich,
So gut, wie ihn.

Franz.

Mehr, mehr!

Lina.

Leuer' ist bürgerlich?

Franz.

Ob, stark! und nicht einmal im Stand, zu avan-
ciren
Vom Hauptmann zum Major.

Lina.

Erdenkt, mich anzuführen:
Ich soll zuerst in's Bad, ob's kalt ist oder heiß?

Franz.

Viel besser umgekehrt. Wenn erst der Papa weiß,
Was er **verzeihen** muß, so wird er auch erlauben,
Was er **verbieten** kann.

Lina.

Nicht wahr, man sollt' es glauben?

Franz.

Ja wohl!

Lina.

Wohlan denn, so entdecken Sie das Ding
Dem Vater.

Franz verlegen.

Ich?

Lina.

Ja.

Franz.

Was?

Lina.

Daß Fritz ihn hinterging.

Franz.

Ich soll das — ?

Lina.

Freilich.

Franz.

Ich soll heimlich ihn verrathen?
Ihn, der sich mir vertraut?

Lina.

Da Sie's bei mir schon thaten,
Warum beim Vater nicht?

Franz.

Das will mir doch nicht ein;
Es scheint mir so ein Stück von Bubenstreich zu sein.
Sie aber könnten wohl —

Lina.

Ich? Nein, das will nicht gehen.

Franz.

Sie könnten ja für ihn gleich um Verzeihung flehen.

Lina.

Das könnt' ich, das ist wahr; — ich könnte neben an
Abwarten, bis er hier allein ist.

Franz.

Schön! Und dann? —
Darf ich — in Uniform — mich ihm zu Füßen werfen,
Um Lina's Hand zu flehn? Darf ich das?

Lina,

nach dem Zögern der Scham mit Händedruck.

Ja, Sie dürfen.

Rechts ab in's Kabinet.

Vierter Auftritt.

Franz. Fritz. Lina im Kabinet.

Franz, nach Lina's Abgange jubelnd.

Victoria!

Er ſtößt in der Mittelthür an Frid.

Fritz.

Pardon!

Franz.

Verzeihung, lieber Graf! —
Wie war es mit dem Kuß?

Fritz leise.

'S war nichts, sie hielt sich brav;
Auch kam die Frau dazu, und der Papa. — Ich
sinne
Jetzt drauf, was ich zum Heil der Liebenden
beginne.

Franz.

Wie?

Fritz.

Ja. Der Vater kommt; merk' ich ihn hier allein,
So sprech' ich mit ihm. Laut kommend. Hier geh'
ich indeß hinein.

Franz.

Ich bitte doch, nicht gleich —

Franz.

Doch, doch! Sie müssen gehen,
Wenn er allein kommt, und vorm Zimmer Wache
stehen,
Damit das Frauenvolk uns vor der Zeit nicht
stört.

Geht in das Kabinet links.

Franz.

Ich dächte —

Fritz.

Er kommt gleich.

Ab.

Franz läuft eilig an Lina's Thür.

Bst! — Haben Sie gehört?

Lina von innen.

Was denn?

Franz.

Fritz — der Papa! ich hör' ihn auf den Stufen.

Fünfter Auftritt.

Albert. Franz.

Albert.

Kein's hier? — Er mag mir Ein's von meinen Kindern rufen.

Franz.

Ein's? Welches?

Albert vor sich.

Hm! Man fängt gern mit dem schwersten an — nun. Den Fritz.

Franz,

geht lautlos um und kehrt um, sich vergessend.

Bemühn Sie Sich doch lieber selber hinaus

In seine Laube.

Albert auffahrend.

Was? Er kann Sich unterstehen?

Franz ängstlich verlegen.

Ich — ich — ich dachte —

Albert schreiend laut.

Was?

Franz.

Ich will gleich zu ihm gehen.

Läuft ab.

Sechster Auftritt.

Albert. Lina und Fritz anfangs in den Kulissen.

Albert unter der Hausthür.

Impertinenter Mensch! Lauf Er, sonst will ich

Ihn!

Fritz,

guckt mit dem Kopf aus dem Kabinet.

Er zankt! Das Wölkchen laß ich erst vorüberziehn.

Er verschwindet wieder.

Albert kommt zurück.

Ich hab' mich echauffirt. — Nun, 's ist recht gut. — Ich wollte,
Fritz wär gleich da, ich bin jetzt grade, wie ich sollte;
Bewegtes Blut macht Muth! — Wenn er sich unterfieht,
Und eine Miene zieht, so seh' er, wie's ihm geht! —
Ich sag's ihm rund heraus; was brauch' ich's zu zergliedern?
Bekäm' er Dutzende von Schwestern noch und Brüdern,
Er bleibt noch immer reich. —

Er fährt in die Tasche nach dem Taschentuche.

Wart', ich beweis' ihm das
Gleich schwarz auf weiß!

Er sucht im Pult, den Rücken ganz nach den Zuschauern.

Lina.

mit dem Kopf aus dem Kabinet.

Er geht wohl? Nein, er sucht etwas.

Wieder weg.

Albert noch suchend.

Wo hab' ich —

Fritz

wie Lina aus dem Kabinet sprechend.

Geht er? — Nein, er kramt in den Papieren.

Albert

kommt mit Papieren vom Pult, und setzt sich.

Warum soll Schönheit mich, und Unschuld nicht mehr rühren?
Gefällt sie ihm doch selbst. — Doch — eben daraus kann —
Wird — muß — nichts Gut's entstehn; drum, Albert, sei ein Mann;
Sprich! auf der Stelle, sprich! — Wo bleibt er nur? — Ich sehe,
Beim Warten wächst der Muth nicht sonderlich —

Er steckt die Papiere in die Tasche, und steht auf.

Ich gehe.

Fritz und Lina

treten zugleich heraus und rufen, als Albert nah an der Hauptthür ist, zugleich.

Papa!

Albert dreht sich schnell um.

Wer da?

Fritz und Lina einander erblickend.

Verwünſcht!

Albert vor ſich.

Hm! Beid' auf Ein Mal? Das
Iſt nichts — Und doch! — So macht's die Stirn
nur Ein Mal naß.

Er geht vor. Lina ſteht ihm rechts, Fritz links.

Wißt ihr, daß ich nach euch geſchickt?

Lina.

Nach mir?

Albert.

Nach beiden. —

Nach einer Pauſe der Verlegenheit.

Wollt ihr etwas von mir, ſo ſagt's! Ich kann's
nicht leiden,
Wenn man verlegen iſt.

Lina ſchüchtern.

Ich wollt' ein Wort allein —

Fritz.

Ich auch; indeſſen — Sie befehlen etwas?

Albert.

Nein!

Lina will gehn.

Komm, Fritz!

Albert.

Nein! — Setzt euch!

Fritz setzt sich links vom Schauspieler, wo er stand, in einen Sessel. Lina setzt sich, leicht an ihn rückend, auf einen Stuhl, so daß der Vater ihre beide Gesichter zugleich sieht, welches ihn inkommodirt.

Nun, was sitzt ihr da so dichte
Beisammen, wie — verliebt?

Lina rückt etwas von dem Bruder weg.

Fritz vor sich.

Was wird aus der Geschichte?

Albert zu Lina.

Schenk eine Tasse Thee mir ein!

Lina geht zum Theetisch. Albert kann dem gespannten Blick des Sohnes nicht begegnen, und fällt in Zerstreuung.

Lina

bringt die Tasse, das Gefäß mit der Kreme in der Hand.

Befehlen Sie
Weiß?

Albert ohne aufzusehen.

Roth!

Lina.

Roth, Vater?

Albert konfundirt.

Ich — — ich war auf Wein aus. Sieh,

Man trinkt ihn jetzt im Thee bei groſsen Assembleen,
Auch Rum! von Petersburg bis zu den Pireneen. —
Sagt mir, wiſst ihr wohl noch, was ich im ersten Schmerz'
An Laura's Sarge sprach?

Lina.

Ich nicht, mir brach das Herz.

Fritz.

Mich dünkt, Sie weinten —

Albert.

Recht!

Fritz.

Und schwuren, daſs die Ehe,
Die Gott getrennt, für Sie bis in den Tod bestehe.

Albert.

Hm! Hätt' ich das gesagt?

Lina, die sich wieder gesetzt.

Ja, ich erinnre mich.
Sie küſsten dann den Fritz und sprachen: „Sohn, auf dich
„Sieht Bodo, unser Ahn, jenseits der Sterne nieder.

„Mit mir verderrt ſein Stamm, gieb einſt ihm Leben wieder,
„Und rein erhalte, was in Deutſchland tauſend Jahr
„Der Stolz der Ritterſchaft, und ohne Makel war.“

Albert ſteht unruhig auf.

Irik ſchnell.

Das hab' ich nicht gehört! Dich ſchloß er in die Arme,
Du werdeſt, ſprach er, bis der Tod ſich ſein erbarme,
Ihn nicht verlaſſen, ob ein Fürſt die Hand dir bot.

Lina ſteht auf.

Das iſt nicht wahr!

Irik ſteht auch auf.

O ja, von Wort zu Wort! da ſteht
Der Vater, frag' ihn ſelbſt.

Albert.

Setzt euch, ſetzt euch, ihr Kinder. —
Es geſchieht.
Der Schmerz iſt — Poeſie, und manches iſt geſchwinder
Geſagt, als ausgeführt. Auch ändert ſich die Zeit.
Der Staat braucht Menſchen, und — der Adelſtand verleiht

Nicht mehr allein das Recht zu hohen Ehrenſtellen.
Man kann — kurzum, die Welt fängt an, ſich
aufzuhellen.

Fritz.

Nicht wahr? der Bürger wird jetzt Hauptmann —

Albert.

General!

Fritz.

Und eine Gräfin wünſcht ihn heimlich zum
Gemal.

Lina ſtört.

Ja! Grafen ſieht man jetzt mit Zofen ſich vermählen.

Albert.

Warum nicht gar!

Fritz bei Seite.

Verdammt! der Franz kann nichts verhehlen.

Albert einlenkend.

's iſt wahr, Erziehung macht den Menſchen;
Bürgersmann
Und Bauer weiß das jetzt, und thut drinn, was
er kann. —

Seht meinen Jäger an! Wahr iſt's, er iſt zu Zeiten
Ein wenig grob: allein wie viele Grafen reiten
So elegant, wie er? Er ficht auf Stoß und Hieb,
Lieſt, ſchreibt, ſpricht Sprachen — kurz, ich hab den Burſchen lieb.

Lina.

Ich auch, Papa!

Albert giebt ſie groß an.

Du? Hm! das kannſt du bleiben laſſen!
Das iſt — das führt — Bei Seite. Ich muß ein andres Ende faſſen. —
Hm! Wovon ſprachen wir?

Fritz.

Von der Erziehung.

Albert.

Ja!
Da iſt zum Beiſpiel auch die Leonore.

Fritz bei Seite.

Ha!

Albert.

Sie tanzet, ſingt und malt. — — Was würdet ihr wohl ſagen,
Wenn — wenn ſie mir gefiel?

Fritz.

Hm! das ließ ſich ertragen.

Albert.

Ja, wenn ſie mir gefiel, mein' ich, und — wenn ich dann
Sie euch — zur Mutter gäb?

Fritz fährt auf vom Stuhl.

Nein, das geht gar nicht an!

Albert eben ſo.

Warum nicht?

Lina.

Er hat recht, Papa, das wär unmöglich!

Fritz.

Der Stand!

Lina.

Die Jahre!

Albert böſe und verlegen zugleich.

Geht! Geht, ihr ſeid unerträglich!

Lina.

Erlauben Sie —

Albert.

Nichts, nichts!

Frih.

Ein Wort nur!

Albert ſehr zornig.

Laß mich jetzt!

Frih vor ſich.

Bliß! Er hat ſie im Ernſt ſich in den Kopf geſetzt.

Mit Lina ab.

Siebenter Auftritt.

Albert, dann Lenore.

Albert.

Nein, 's geht nicht! Beelzebub verhindert das Gelingen! —
Ich plag' mich, das Geſpräch vom weiten drauf zu bringen;
Der Weg, ſo denk' ich, führt gerade zu auf's Thor,
In das ich will; da fällt mit Eins der Schlagbaum vor.
Ich hatt's mir in Paris ganz anders vorgenommen;

Ich kaufte Kleider, Schmuck: sie sollt' als Gräfin kommen —
„Da, Kinder, küßt die Hand!" — — Man ist auf Reisen doch
Viel freier, als zu Haus! — doch halt! Könnt' ich nicht noch —?

Lenore erscheint an der Hauptthür.

Er ist allein. Ich thu's; ich weiß nicht, was ich schwanke.

Ab.

Albert deutet auf das Kabinet rechts.

Ist denn nicht alles hier im Mahagonischranke? — Laß sehn! —

Er geht, die Schlüssel in der Tasche suchend, hinein.

Achter Auftritt.

Lenore allein.

Sie kommt mit einem verhängten Portrait.

Er geht. — Hieher kommt er doch wohl zurück? —
Wag' ich's? — Entscheidend ist der flücht'ge Augenblick.

Er kann die Bürgerdirn' mit ſchlimmen Namen nennen,
Den Sohn verſtoßen — kann vielleicht — die Ehe trennen!
Und hätt' er Unrecht? — Nein! — Der tolle Menſch beſchrieb
Mir ihn ganz anders, als er iſt. Ich hab' ihn lieb!
Hätt' ich ihn ſo gekannt, nie hätt' ich mich entſchloſſen
Zu kontrebander Eh', zu ſolchen Faſtnachtspoſſen. —
Und wie erfährt er's, kommt es durch den Arzt heraus?
Erſt zaudert er, und dann — Plump! mit der Thür in's Haus.
Zum Herzen ſpricht das Herz; ich wag's in Gottes Namen. —

Sie ſieht nach den Fenſtern und ſteckt einen Stuhl zurecht um das Bild in's gehörige Licht zu ſtellen.

Hier ſtell' ich's auf. —

Neunter Auftritt.

Albert. Lenore, mit Masken.

Albert.

Mein Kind, was hast du da zu kramen?

Lenore.

Herr Graf, Sie klagten jüngst, daß hier kein Mahler sei,
Sie in dem jetzigen Kostüm zu mahlen.

Albert.

Ei!
Du hast wohl selber —

Lenore.

Ja.

Albert.

Ich hab' dir nicht gesessen!

Lenore.

Das Werk ist mangelhaft, sehr mangelhaft — indessen —
Mit Herzlichkeit.
Der milde Geist, der aus Graf Alberts Augen strahlt,
Hat meinem innern Aug' das theure Bild gemahlt;

Seit ich Sie ſah, iſt es nie mehr von mir gewichen,
Vielleicht erkennen Sie's in meinen Pinſelſtrichen.

Sie enthüllt das Portrait.

Albert betrachtet es lange vergnügt.

Lenore! — Sieh 'mal an! — Halt doch den Spiegel hin!

Lenore holt ihn und tritt damit neben das Bild.

Sieh, ſieh! das wußt' ich nicht, du biſt ja Meiſterin.
Ich bin es Zug für Zug! — — — Auf den Spiegel deutend. Das Glas iſt etwas trübe.

Lenore.

Ich will es gleich —

Albert.

Nein, nein! Laß das nur, meine Liebe!
Der Spiegel iſt verbleicht im unbewohnten Haus;
Ich weiß das ſchon. — Hier ſeh' ich etwas friſcher aus;
Das iſt kein Fehler: denn ich bin's nach meiner Reiſe. —
Wer lehrte dich?

Lenore.

Es iſt das Erbtheil einer Waiſe:
Mein ſel'ger Vater war ein Mahler.

Albert.

Armes Kind,

Du biſt auch Mutterlos?

Lenore.

mit feuchtem Blick zum Himmel.

Ja, beide Eltern ſind —

Hinüber!

Albert.

Hinterließ er nichts, der Mann?

Lenore.

Der Mahler

Trifft auf Bewundrer oft, doch ſelten auf Bezahler. —

Wir brauchten wenig nur; ſein Stolz und ſeine Kunſt

Rang nach Unſterblichkeit, nicht nach der Reichen Gunſt. —

Mit Thränen im Auge.

Unſterblichkeit? ſo nennt's der Künſtler eitel Wähnen! —

Mir — ſtarb er! — Gnäd'ger Herr! verzeihn Sie meine Thränen! —

Albert gerührt.

Du gute Tochter, du! Hier iſt nichts zu verzeihn.

Lenore.

Ach! viel, viel!

Sie will ihm die Hand küssen. Manon erscheint.

Albert.

Nein, den Mund!

Küßt sie, und sieht sie dann wohlwollend an.

Ich will dir Vater seyn.

Lenore tief bewegt.

Oh, gnäd'ger Herr! — Jetzt — jetzt — Wie soll ich Worte finden?

Manon.

Ha, ha! Wollt ihr euch nicht die Augen erst verbinden?

Albert.

Ah, Manon!

Lenore bestürzt.

Gott, das kann ein Mißverstand —

Manon lacht.

O nein!
Doch wundert's mich; er hat die Kinder lieber klein.

Albert freundlich zu Lenoren.

Ruf Lina mir und Fritz.

Lenore.

Gleich?

Albert.

Ja. Lenore geht.

Zehnter Auftritt.

Manon. Albert.

Manon.

Was soll geschehn?

Albert zeigt ihr das Bild.

Sieh her! Das macht mir Muth, die Sache zu gestehen.
Ich bin so alt nicht, wie?

Manon.

Das blasse Angesicht
Des Kranken rührte mich; ich brauche dieses nicht.

Albert voll überwallender Liebe.

O, theure Manon! — — Jetzt thu' Eins mir zu gefallen!

Manon.

Was?

Albert.

Zieh dich glänzend an, und ſchmücke dich mit allen
Brillanten, die ich hier dir hab' zurecht gelegt,
Und wenn du fertig biſt, ſo huſte, wie man pflegt,
Wenn man ein Zeichen giebt.

Manon.

Nun? Wozu ſoll das führen?

Albert.

Thu's mir zu Liebe, Kind; ich — ich will imponiren
Den Kindern! — Komm nur, komm! Sieh', es iſt alles da!

Manon.

Nun denn!

Er führt ſie in das Kabinet rechts.

Eilfter Auftritt.

Lina und Lenore, dann Fritz, bald darauf Albert. Manon und ſpäter Franz in den Kabinetern.

Lina.

Du meinſt?

Lenore.

Er iſt höchſt gnädig, der Papa.

Lina links deutend.

So führ' den Hauptmann gleich von außen in dieß Zimmer.

Lenore geht und begegnet Fritz.

Fritz.

Wohin?

Lenore.

Jetzt ſei geſcheidt!

Ab.

Fritz.

Geſcheidt? das bin ich immer.

Albert tritt ein, und wird gleich etwas verlegen.

Sieh doch, ihr ſeid ſchon da?

Lina.

Wir waren ja nicht weit.

Albert vor ſich.

Hm! Mich zu faſſen, läßt man mir doch niemals Zeit.

Lina heimlich.

Was mag er wollen, Fritz?

Fritz.

Er wird uns wohl erzählen,
Daß er mit meiner Frau Luſt hat ſich zu vermählen.

Albert vor ſich.

Ausholen muß ich weit, damit ſie Zeit gewinnt.

Fritz vor ſich, den Vater ſeitwärts anſehend.

's kommt nie viel Klug's heraus, wenn man ſich lang beſinnt.

Albert.

Was ſiehſt du mich ſo an? ſo finſter?

Fritz.

Oh, ich bitte —

Albert

weiſt ihm einen Seſſel an in der rechten Ecke der Vorgrundes.

Nun, ſetz' dich, ſo! zu Lina. Du hier!

Er deutet auf den Seſſel gegenüber, und holt ſich einen Stuhl.

Ich ſetz' mich in die Mitte.

Fritz aufſtehend.

Bequemer ſitzt ſich's hier.

Lina ebenfalls aufſtehend.

Auch hier.

Albert.

Nein, es genirt,

Wenn ihr euch, wie vorhin — kurz, ich bin gut placirt.
Ich bin allein, mit wem ich will, wie ich mich drehe;
Der, so zu sagen, ist nicht da, den ich nicht sehe.

Fritz.

Nun, wie Sie wollen.

Er und Lina setzen sich wieder.

Albert nach einer kurzen Stille.

Hört! Wißt ihr, — wie alt ich bin?

Fritz.

Ja, neun und dreißig.

Lina.

Nein, erst acht.

Fritz.

Wo denkst du hin?
Ich bin schon zwanzig.

Lina.

Ich erst achtzehn.

Fritz.

Ich entscheide
Hierin, du nicht!

Albert.

Ha, ha, ihr irrt euch alle beide.
Ich werde vierzig heut.

Er hält das Bild, und hält es erst Fritz, dann Lina vor.

Sieht man mir's an? — Schaut her!

Lina.

Ihr Bildniß! Wer hat das gemahlt?

Albert.

Ja, rathet, wer? —
Lenore!

Fritz bei Seite.

Ah, nun kommt's! 's ist ein verdammter Handel!

Albert.

Ich bin noch rüstig; doch ist leider alles Wandel
Hienieden.

Fritz.

's wär auch schlimm, wär alles einerlei.

Albert.

Glaubt ihr zum Beispiel, daß — daß — daß es
spaßhaft sei,
Wenn euer Vater sich — zum zweitenmal vermählte?

Lina.

Behüte!

Fritz.

's kam drauf an, wie viel sie Jahre zählte.

Albert zu Lina gewendet.

Nun, setzen wir, sie wär — gesetzt, es träfe sich:
Mit dir zusammen wär sie just so alt als ich.

Fritz.

Thut zwei und zwanzig.

Albert wendet sich zu ihm.

Recht! — Wär's nicht, wie Gottes Finger?
Macht's nicht den Unterschied so gleichsam wie geringer?
Der Mann genau so alt, wie Frau und jüngstes Kind!

Fritz.

Da seh' ich nichts darin.

Albert ärgerlich.

Nichts? Nun, so bist du blind!

Fritz.

Auch macht's ja umgekehrt das Mißverhältniß schlimmer:
Denn wenn Sie sechzig sind, so ist das Frauenzimmer
Dann achtzig, wenn man so der Jahre Zahl addirt.

Albert.

Warum?

Fritz.

Weil jedes Jahr sie zwei Jahr älter wird.

Albert vor sich hinsehend.

Ja, das ist wahr!

Franz im Kabinet links hustend.

Hem, hem!

Albert fährt auf, nach Fritz gewandt.

Wo war das Husten, Kinder?

Fritz.

Dort!

Lina.

Ich — verzeihn Sie — hem!

Albert.

Schon gut.

Franz wie vorhin.

Hem!

Lina.

unwillig gegen die Kabinetsthür.

Hem!

Dieses Husten muß den Sinn von: Still doch! haben.

Albert vor sich.

Geschwinder
Wär sie ja, wie der Wind, wenn sie schon fertig wär. —
Wo waren wir denn?

Fritz.

Beim Addiren.

Albert.

Davon mehr
Ein andermal; genug, 's ist mein Geburtstag heute.
Zum Angebind' erhielt ich, was mich herzlich freute,
Dieß Bild!

Fritz bei Seite.

Die Mahlerin hätt' er gern obendrein.

Albert.

Ihr gebt mir nichts —?

Lina.

Ach Gott! ich möchte wohl — allein —

Fritz.

Ich auch, nur weiß ich nicht —

Albert.

Nun, gebt euch nur zufrieden;
Empfang' ich nichts von euch, so hab' ich euch beschieden,
Was euch — so Gott will! — recht erfreuen wird.

Lina.

Das iſt?

Albert.

Der Werth der Gabe ſteigt, wenn ihr drauf warten müßt.

Manon huſtend im Kabinet rechts.

Hem! hem!

Albert.

Ah, grade recht!

Fritz iſt aufgefahren.

Was giebt's?

Albert.

Es iſt mein Zeichen.

Er geht nach dem Kabinet, kehrt aber gleich wieder um.

Empfangt die Gabe wohl! ſie hat nicht ihres Gleichen.

Mit einer Art von feierlichem Anſtand, der ſeine Verlegenheit nur halb verbirgt, geht er und öffnet Manon die Thür.

Zwölfter Auftritt.

Die Vorigen. Manon in der Kleidung eines Winzermädchens aus dem südlichen Frankreich, den Rebenkranz um das Haupt. Später Lenore, zuletzt Franz.

Albert

empfängt Manon an der Thür, ohne sie anzusehen, mit einem Handkuß.

Madam!

Führt sie in die Mitte.

Hier Kinder ist —

Lina.

Manon!

Fritz.

Der Schwarzkopf!

Albert, der sie nun angesehen.

Was?

Du bist noch nicht geschmückt?

Manon lächelnd.

Mein bester Schmuck ist das. —
Mit jenen Steinen und dem Kleid mit Perlenrande
Kam Manon Winzerin vor Abend nicht zu Stande.

Dieß hing im Schrank, den Kranz brach ich am Fenſter mir,
Und — Mit Zärtlichkeit. wie am Weinfeſt einſt, Graf Albert! — ſteh' ich hier.
Was ſoll ein Glanz, bei Licht die Augen zu verderben?
Ich weiß, ſo muß ich ſeyn, um Herzen zu erwerben.

Albert in höchſter Verlegenheit.

Herr Gott! Wie ſoll ich nun —

Er thut einige Schritte nach dem Hintergrunde.

Fritz iſt nah an Manon getreten.

Sie hat ſehr recht, Papa.
Der ländlich ſimple Putz macht Muth!

Albert verkommend.

Was will er da?

Fritz

faßt Manon's Hand, als wollt' er ſie mit Ehrfurcht küſſen

Die ſchöne Hand — beſehn und — Auf einmal dreiſt.
meinen Kuß mir rauben!

Albert aufgebracht dazwiſchen.

Patron, das ſag' ich ihm, das laß er!

Fritz,

wie man um die Erlaubniß zu einem unſchuldigen Scherz bittet.

Sie erlauben!

Albert äußerſt heftig.

Nichts da! Das iſt ja toll!

Frik etwas betreten.

Sie nehmen's ſehr genau.

Albert mit ſich kämpfend.

Ich — ſie — — denkt was ihr wollt! — Manon iſt meine Frau.

Lina erſtaunt.

Wer wäre —

Albert.

's iſt heraus, Gottlob! — Ich will nichts hören! 's iſt eure Mutter, und ihr werdet ſie verehren!

Manon.

Und lieben!

Lina fliegt an ihren Hals.

Manon!

Frik außer ſich vor Vergnügen.

Nun, das iſt ein wahres Glück!

Rennt nach der Thür und ſchreet.

Lenore!

Albert.

Was ſoll die?

Fritz noch lauter.

Komm, komm! Den Augenblick!

Albert.

Biſt du denn ganz verrückt? Was ſoll denn das Geſinde?

Lenore kommt.

Fritz ſtellt ſie vor.

Ei, das iſt meine Frau.

Albert.

Wie?

Fritz.

Ja, das Angebind.

Das ich mich fürchtete —

Lenore will ihm die Hand küſſen.

Herr Graf!

Albert bös.

Geht! Das war dumm!

Fritz befremdet.

Papa!

Albert.

Was ſagt ihr mir's erſt post supplicium

Lenore ſchnell zu Fritz.

Was heißt das?

Albert prompt, ehe Fritz antworten kann.

Oh, ich Thor, daß ich umsonst mich plagte!

Fritz beruhigend zu Lenoren.

Das heißt: Er iſt bloß bös, weil ich's nicht früher ſagte.

Lina tief ſeufzend.

Ach! Väterchen!

Albert.

Nun?

Lina.

Ich hab' auch etwas verhehlt.

Albert.

Ich will nicht hoffen! Biſt du etwa auch vermählt?

Lina.

Noch nicht.

Albert.

Heraus, was iſt's?

Lina.

's iſt auch — ein Angebinde.

Manon lacht.

Veſt juste! Bind ihn an mit einem großen Kinde!

Lina öffnet das Kabinet, Franz tritt heraus in Uhlanenuniform, er trägt einen Orden.

Franz verlegen.

Herr Graf —

Manon.

Der Jäger!

Albert.

Franz!

Franz mit bescheidner Verbeugung.

Uhlanenhauptmann.

Albert.

Blitz,
Da bitt' ich von vorhin — mich überlief die Hitz' —
Ich wußte nicht —

Franz.

Herr Graf, Sie wollen mich beschämen,
Ich hab' zu bitten. 's war ein tolles Unternehmen;
Ich bin — nicht adlich —

Albert auf des Hauptmanns Orden deutend.

Um so mehr gilt dieses Band.

Franz mit dem Ausdruck der Bescheidenheit.

Der Zufall giebt die That.

Albert.

Die That verleiht den Stand. —
Du liebst ihn, Lina?

Lina leiſe.

Ja.

Albert giebt Franz die Hand.

Ich will Sie kennen lernen!

Bei Seite.

Erwachſne Töchter muß man aus dem Haus entfernen.

Lenore

auf die Gruppe der Liebenden deutend.

Das mahl' ich!

Albert.

Recht! — Und du, Manon, ſagſt nichts dazu?
Iſt Deutſchlands Adel ſtolz?

Manon lächelnd.

C'est tout comme chez nous.
Wenn man verliebt iſt, nimmt man Fünfe für gerade.
Stand giebt der Fürſten Gunſt, Verſtand des Himmels Gnade!

Ende.

Nachschrift.

Die Aufführung des Lustspiels, die großen Kinder, kann nur da glücken, wo man die Mühe nicht scheut, durch wiederholte Proben mit allen Requisiten ein prompt zusammengehendes Spiel einzuüben; und wo zugleich in den Spielenden die Fähigkeit vorhanden ist, durch Mienen, Geberden und Handlungen eben so deutlich, als mit der Zunge zu reden.

Graf Albert hat in dieser Hinsicht die schwerste Parthie. Der Kampf, den er gegen seine Verlegenheit kämpft, ist die Seele der Handlung. Die Rolle fordert, der reiferen Jahre ungeachtet, eine Lebhaftigkeit, die den Worten des Fritz Akt 2. Sc. 1. entspricht:

„Er ist noch wie ein Jüngling, der Papa."

Die Umkleidung der Frauen wird in so kurzer Frist nur dann sicher, wenn sie die leichte, südländische Tracht unter dem Hauskleide der Bewernanke trägt.

Franz kann die ſeinige dadurch ſich erleichtern, daß er Anfangs im Oberrock einer Jägerlivree ſpielt.

Das Haſchen um den Baum Akt 1. Sc. 3. und das Ausführen der Blindekuh Akt. 2. Sc. 2. fordern eine Leichtigkeit und Freiheit, die ich auf der öffentlichen Bühne mehr als einmal vermißt habe. Liegt die Schwierigkeit vielleicht darin, daß man während der freien Bewegung in Verſen ſprechen ſoll? Dann gebe man den Vers lieber auf, und ſpreche in Proſa, wo es auf ein halbes Schock Worte mehr nicht ankommt.

Uebrigens iſt die Anzeige auf dem Titelblatt, daß das Stück zuerſt in Weimar aufgeführt worden ſei, nur halb wahr. Es wurde einige Tage früher in Wien auf die Bühne gebracht; aber unter dem Titel: das Angebinde, und in einer Verunſtaltung, die ich um der Kunſt und um der geſunden Vernunft willen verleugnen muß. Die damalige Theatercenſur jener Kaiſerſtadt hatte nämlich das Verhältniß der Kinder und ihr Benehmen gegen den Vater ſo frei und unehrerbietig gefunden, daß man ſich genöthiget ſah, den Vater in einen Oheim zu verwandeln. Wollte doch der Himmel, daß derjenige Cenſor, welcher daſelbſt über die Erlaubniß entſcheidet, ausländiſche Schriften nachzudrucken,

gleich ſtrenge Grundſätze hätte, und den groſſen Kindern die Wohlthat des Nachdrucks verſagte. Mein Trauerſpiel, die Schuld, iſt leider dort an einen recht ſündlich nachſichtigen Büchercenſor gerathen, und mit allen den anrüchigen Stellen, welche vorher die Theatercenſur ausgemerzt hatte, auch mit zahlreichen Druckfehlern, und mit einer wahrhaft ſcheußlichen Kopie des leider gar nicht ſehr nachahmungswürdigen Titelkupfers, auf der Stelle nachgedruckt worden.

Der Wahn.

Drama in Einem Akt.

Zuerſt aufgeführt in Berlin am 29. Febr. 1816.

Vorerinnerung zur zweiten Auflage.

Da dieser umgestaltete Neun und zwanzigste Februar, welcher zuerst in meinem Almanach für Privatbühnen 1818 erschien, die unverdiente Ehre erlebt hat, in das Englische übersetzt zu werden (Blackwood's Edinburgh Magazine Nr. XXXIV. Jan. 1820. S. 307 ff.); so will ich die gegenwärtige Gelegenheit benutzen, um das deutsche Publikum mit der kleinen Abhandlung bekannt zu machen, welche der Uebersetzer seiner Arbeit vorangeschickt hat. Sie kann einiges Interesse für diejenigen Deutschen haben, die es gern sehen, wenn die Kritik des Auslandes die Literatur ihrer Nation beachtet.

„Um den Blicken unſerer engliſchen Leſer auf den gegenwärtigen Zuſtand der deutſchen Literatur — und beſonders auf den am meiſten verſprechenden Zweig derſelben, das tragiſche Drama — ſo viel Mannigfaltigkeit als möglich darzubieten; geben wir in dieſem Monate nicht Bericht von einem regelmäßigen Stücke, ſondern eine vollſtändige Ueberſetzung einer kurzen, dramatiſchen Skizze, welche urſprünglich zum Gebrauch auf einem Privattheater beſtimmt war. Es iſt dieſes eine Art von Compoſition, wozu die beſten deutſchen Dichter ſich gelegentlich herabgelaſſen haben, um darin ihre Kräfte zu entwickeln. Die Bühne iſt die herrſchende Leidenſchaft des deutſchen Volkes in dem gegenwärtigen Zeitpunkte, und nichts, was mit dieſer Leidenſchaft und ihren Aeuſſerungen in Verbindung ſteht, kann als unintereſſant betrachtet werden.“

„Es würde daher ſo unnütz als unſchicklich

für uns ſeyn, in regelrechte Kritik eines Werkes einzugehen, welches wir dem Urtheil unſerer Leſer vollſtändig vorlegen. Indeſſen giebt es in der Geſchichte des kleinen Stückes etwas, das nicht übergangen werden darf. Es erſchien urſprünglich unter dem Titel: Der Neun und zwanzigſte Februar, mit einem Ausgang des finſterſten Schreckens — Kindesmord wurde der Schuld des Ehebruchs und der Blutſchande beigeſellt, um keinen Theil von der Seele des Zuſchauers undurchdrungen zu laſſen von der Wirkung des furchtbaren Schickſals (wie wir bereits hinlänglich geſehen haben, der Lieblings-Gottheit der deutſchen Bühne) — des Schickſals, welches hier dargeſtellt wurde als herabkommend von ſeinem gewöhnlichen Tummelplatze der königlichen und adeligen Häuſer, um Greuel und Verwüſtung über die Familie eines einfachen Förſters zu verbreiten."

„Es giebt eine ſchöne Stelle im Thyeſtes des Seneca, die ausdrücklich geſchrieben zu ſeyn ſcheint, um den Sinn der Skizze wie ſie urſprünglich war, auszuſprechen.

Mentes caecus instiget furor; etc. *)

Und in der That, der Geiſt des Aeſchylus ſelbſt ſcheint von Müllner in ſeinen engen und niedrigen Kreis gekannt worden zu ſeyn.“

„In jener Geſtalt, daran iſt kein Zweifel, war das Erzeugniß in ſeiner Art vollkommener, als es jetzt iſt; doch niemand kann die damit vorgenommene Veränderung bedauren, mit was für Nachtheilen ſie auch mag begleitet ſeyn. Obſchon die Deutſchen an ſtarke Reizmittel gewöhnt ſind; ſo fand man doch, daß dieſes Publikum Schreckniſſe dieſer Art zu ſehen nicht ertragen würde; Schreckniſſe, unmittelbar eingeführt in die

*) S. Spiele für die Bühne Bd. I. S. 19.

Gemüther jener Menſchen niedriger Klaſſe, denen die Vorſehung, als Equivalent für ihre Mühſeligkeiten, Befreiung von manchem, höhere Häupter heimſuchenden Elend gegeben hat. Der Verfaſſer hat deshalb eine neue Kataſtrophe — eine milde und glückliche — keine ſchreckliche, für den neun und zwanzigſten Februar erfunden, und in dieſer Geſtalt theilen wir ihn mit.“

„Der Titel wird engliſche Ohren befremden; kann aber den Deutſchen nicht auffallend geweſen ſeyn, die bereits mit dem Vier und zwanzigſten Februar von Werner vertraut waren — einer vorzüglichen Compoſition, von welcher wir in einer unſerer nächſten Horen einen Auszug liefern werden, wenn auch nicht eine vollſtändige Ueberſetzung. Das Wortſpiel (the quibble) in dem Namen der weiblichen Perſon dürfte auch wohl von ziemlich zweifelhaftem Geſchmack ſeyn; wir wenigſtens finden

es ſo: doch müſſen wir uns immer erinnern, daß es der fehlerhafte Geſchmack des Homer, Aeſchylus, Euripides, Shakſpeare's eben ſowohl, als Adolph Müllner's iſt. Der deutſche Leſer muß wiſſen, daß im Original das Wortſpiel in dem Worte Thräne liegt, welches tears bedeutet *)."

„Das Hauptintereſſe des Stücks, und deſſen Hauptverdienſt, beſteht offenbar darinnen, daß es eine mächtige Idee von einer unſichtbaren aber doch fühlbaren Gemeinſchaft und Sympathie zwiſchen der Welt der Lebenden und der Welt der Todten anregt **). Das eben iſt der Fehler und das Elend der modernen Literatur, daß Ideen dieſer düſtern Art übergangen und verbannt werden. Sie paſſen

*) Der Ueberſetzer hat es ſo wieder gegeben:

— — In our dwelling, sir,
To pain you must be reconciled. In truth,
My name is Payne.

**) S. Spiele für die Bühne Bd. I. S. 5.

nicht für das hellſichtige, verſtändige, intellectuelle Auge unſeres ſich ſelbſt genügenden Zeitalters, welches zu ſtolz auf ſich ſelbſt iſt, um Vergnügen an der Darſtellung ſolcher Schwierigkeiten und Geheimniſſe zu finden, die alle ſeine Macht nicht beſiegen, all ſein Scharfſinn nicht erklären kann *). Nichts deſto weniger liegt große Erhabenheit und große Schönheit in der Idee, welche Müllner ſo gut erläutert hat, und es iſt nichts darinnen, ſo weit wir ſehen können, was die Begriffe des eifrigſten Chriſten erſchüttern könnte, ob ſchon wir bemerkt haben, daß die deutſchen Kritiker, meiſten Theils, eine ganz andere Meinung hegen."

Blackwood erwähnt hierauf noch auf eine ehrenvolle — auch für mich ehrenvolle — Weiſe „Oehlenſchläger, den Dänen," den wir

*) Spiele für die Bühne Bd. I. S. 14 u. 15.

dieſſeits des Belt ſo gern als einen Deutſchen betrachten; und läßt ſodann unter dem beibehaltenen erſten Titel: The Twenty — Nith of February, die metriſche Ueberſetzung des Stückes folgen.

Es iſt übrigens die Schickſalsidee, deren Spuren er, in dem angezogenen Hefte, mit ſeiner Betrachtung verfolgt, indem er, außer einem in dieſe Kategorie gehörigen engliſchen Drama, auch die berühmte altindiſche Sakontala analyſirt. Beſchämt (wenn ſchon ohne ſeine Abſicht) ſeh' ich mein Erzeugniß in dieſe Geſellſchaft geſtellt; und wünſche, daß der Beifall, den der Kritiker darüber ausgeſprochen hat, von den deutſchen Antifataliſten dem Ueberſetzer verziehen werden möge, der ja wohl immer für ſein Original ein wenig partheiiſch zu ſeyn pflegt.

Der Wahn.

Ακολουθοῦσι γὰρ οἱ ποιηταὶ κατ' ἀξίαν τοιοῦντες τοὺς βελτίους.

ARISTOT.

Le public est le maître, il faut bien le servir;
Il faut pour son argent lui donner ce qu'il aime.

Voltaire d'après Lopez de Vega.

Perſonen.

Walter Horſt, Erbförſter.
Sophie, ſeine Frau.
Emil, ihr Kind, 11 Jahr alt.
Ludwig Horſt.

Das Stück ſpielt im Waldhauſe des Förſters. Ein Zimmer mit Hauptthür und Seitenthür. Auf der erſten ſind die Zeit der letzten Woche im Februar eines Schaltjahrs angedeutet. Unterm Saturn der 29. Ein Kamin mit verlöſchendem Feuer, ein Ofen davor. Jagdgeräth an den Wänden.

Erſte Scene.

Walter in tiefen Gedanken, in der Hand einen Hirtenſtab, den er zu ſchnitzen beſchäftiget geweſen iſt. Sophie arbeitet an einem Strumpfe, und ſteht bald nach dem Aufziehen des Vorhangs unruhig auf.

Sophie, am Fenſter.

Sieh, das Abendroth iſt längſt vergangen,
Sterne blicken durch der Wolken Riß,
Und — noch immer will mein Sohn nicht kommen!

Walter.

Hab Geduld, er kommt gewiß.

Sophie.

Oh, er blieb noch keinen Tag ſo lange!

Walter, nach kurzer Stille.

Zünde Licht!

Sophie,

nach m ſie ihn kummervoll angeſehen, an ſeinem Halſe:

Ach!

Walter.

Wovor iſt dir bange?
Auf dem oft betretnem Gange
Kennt er jeden Stock und Stein,
Und des Schnees weißer Schein
Deckt — ein Tuch von Licht — die Wege,
Wo die hartgetretnen Stege,
Drüberhin im Schattengraun —
Wie der Tod — unfehlbar ſind.

Sophie ſehr dringend.

Wohl für Männer; er — ein Kind! —
Walter! — Er verunglückt!

Walter.

Frau!
Welcher Dämon peitſcht dein Blut!
Unglück ahnden iſt nicht gut! —
Zwanzigmal, empor vom Stuhle,
Schaust du nach dem Kind hinaus;
Täglich läuft er nach der Stadt zur Schule,
Hundertmal blieb er bis Abend aus:
Heute nur machſt du die Stirn mir kraus
Mit der dummen Angſt in deinen Adern!

Sophie.

Eine Stunde hat er kaum nach Haus,
Länger ſchon iſt's finſter! — Hadern
Mit der Mutterſorge, das iſt hart!

Walter.

Deine Sorg' iſt unbequemer Art
Für des Jungen raſtlos Vorwärtsſtreben.
Knaben treibt's hinaus in's wilde Leben;
Aus der Mutter ängſtlich ſtraffer Hand
Reißen ſie das Gängelband,
Daß ſich frei die Luſt geberde.
Wie der Huf der jungen Pferde
Auf zu Wolken jagt den Sand,
Reizen ſie den Stein der Erde
Stampfend auf zum Widerſtand,
Daß die Kraft zur Stärke werde,
Und die Thorheit zum Verſtand.
Soll ſein Herz von deinem ſich nicht kehren:
Laß ihn gehn, und kommen und gewähren,
Leit' ihn, doch nicht mit der Hand.

Sophie.

Könnt' ich ſo ſein Schickſal weben,
Wie ich webe dieſes Netz!
Könnt' ich jede Luſt ihm geben,
Leicht, nach Ordnung und Geſetz,

Wie ich dieſe Fäden binde! —
Ach, ich lieb' ihn, wie mein Leben!
Wie den Heiland!

Walter.

Das iſt Sünde! —
Wo er eine Blöße findet,
Späht der Teufel ſonder Raſt,
Und ein Wurf, auf den du haſt
Frevelſpielend all dein Gut verpfändet,
Wird von Satans Hand gewendet.

Sophie.

Du erſchreckſt mich!

Walter.

Weiß ich's nicht?
Deutlich iſt mir's aufgegangen,
Gräulich, wie Kometenlicht,
Als vor meinem Angeſicht
Meines Abgotts Engelswangen
Bläulich-bleich --

Sophie, jammernd.

Oh! meine Tochter!

Walter.

Weine
Nicht! Mit Thränen, ſie iſt daheim, die Kleine!

Sophie, nach kurzer Stille.

Oh! ich fühl's, das Unheil waltet
Unversöhnlich über mir!
Wie der Keil den Stamm zerspaltet,
Immer tiefer, für und für,
Von den langsam sichern Hieben
Schwerer Art hinein getrieben;
So auch presset Schmerz auf Schmerz,
Bis es bricht, dieß arme Herz. —
So ist's droben zugemessen,
Weil ich hier den Eid vergessen,
Dich zu meiden —

Walter, auffahrend.

Dumme Grille! —
Grüble nicht! — Es war sein Wille.

Sophie.

Glaubst du das? — Dein Blick sagt nein!
Warum starb er —

Walter.

Laß das seyn!

Sophie.

Warum starb er, da er's hörte?

Walter, aufspringend.

Warum lebt' er, daß er's wehrte?

Sophie.

Meine Träume treffen ein! —
Als mit der Seligen ich lag in Wochen,
Erblick ich ſie, ein Engelskind mit Flügeln,
Das auf Kryſtall, worin ſich Sterne ſpiegeln,
Im Tanze ſchwebt. — Mit einem Mal —
zerbrochen
Das Glas, und ſie liegt drunter — bleich —
im Grab.

Walter.

Gott der Herr nahm wieder, was er gab.

Sophie.

Nehmen wird er meinen Armen,
Was mir theuer, ohn' Erbarmen!
Schaut' ich nicht zu meiner Qual —
Da ich noch um Klara weine —
In des Knaben Bruſt den Stahl?
Und — ein Haupt zu meinen Füßen,
Das mich Wahnſinn treibt, zu küſſen —
Ich ergreif's — es iſt das Deine!

Walter.

Weib, du träumſt ſo fürchterlich,
Daß die Träume ſelber ſich,
Wenn du ſie erzählſt, erfüllen.

Schweig, um meines Kopfes willen,
Der von deinen Bildern ſpringt!

Sophie.

Hörch! des Thauwinds Sauſen dringt
Immer tiefer in den Wald.
Und die Wolken, die er bringt,
Senden Regen, eiſig-kalt. —
Immer finſtrer draußen; bänger,
Schwärzer immer in mir wird's. —
So ein Kind! — Wie bald verirrt's! —
Schick nach ihm, ich trag's nicht länger!

Walter.

Wen?

Sophie.

Den Burſchen.

Walter.

Der iſt fern.

Sophie.

Nun, ſo zünd' ich die Latern,
Gehe ſelber.

Walter.

Du? Du biſt
Nie des Nachts den Weg gegangen.
Bläſt der Wind, der heftig iſt,

Mittelwegs die Leucht' dir aus;
Find'st du dich nicht hin und nicht nach Haus.

Sophie.

Gehe Du!

Walter.

Wird dir allein nicht bangen?

Sophie.

Gehn wir beide!

Walter.

Nimmermehr!

Käm' er, uns verfehlend, her,
Und er fänd die Wohnung leer;
Würd' er nicht, wie uns in Aengsten,
Sich verlangen in der Haide? —

Sophie

[illegible] auseinander nieder.

Was uns trifft, das trifft uns beide!

Walter.

Ruhig, Lieb'! er war am längsten
Aus.

Sophie.

Ein Wetter ohne Gleichen!
Knarrend [illegible] der Stamm der Eichen.
Die wie Halme sich bewegen —

Walter.

Es iſt arg.

Sophie.

Und Schnee und Regen
Peitſcht der Sturmwind an die Scheiben. —

Walter,

mit der Unruh kämpfend.

Wird bei Küſters Knaben bleiben
Ueber Nacht — wie vor dem Jahr,
Da die ſchöne Eisbahn war —

Sophie, heftig erſchüttert.

Gott! — Das Eis!

Walter.

Was iſt —?

Sophie.

Ich bitt',
Hat der Knab' die Eisſchuh mit?

Walter.

Freilich! Morgens war noch Froſt.

Sophie rennt nach der Laterne.

O, dann iſt — dann bleib' ich nicht,
Ob der Sturm die Eichen bricht!

Walter.

Biſt du Chriſtin? — Sei getroſt,
Bau auf Gott! Bleib!

Heftig Getös in der Eſſe. Feuer aus dem Kamin.

Sophie.

Jeſu Chriſt! —
Mein Emil!

Walter

reißt den Sturm weg.

Was Teufel iſt —? —
Nichts iſt's! — Lärm, als ging das Haus
Unter ſchier mit Mann und Maus,
Weil der Sturm die Eſſenkron'
Niederſchleudert in den Schlot. —
Siehſt du?

Sophie, vor ſich hinſtarrend.

Walter! — Er iſt todt!

Zweite Scene.

Die Vorigen. Emil im Mantel tragend, Bücher im Riemen, Schlittschuh in der Hand.

Emil.

Wer denn, Mutter?

Walter, auflachend.

Ha!

Sophie, freudig,

Mein Sohn!
Gott sei Dank, er ist geborgen! —
Ich war schwer um dich in Sorgen.

Walter.

Er ist da, gesund und roth.

Sophie.

Gieb die Bücher! — Auch den Kragen,
Er ist naß, will ihn bei Seite tragen.

Emil.

Wer ist denn gestorben, Vater?

Walter.

Du.

Emil.

Daß ich doch nicht wüßte!

Walter.

Sieh nur zu,
Daß du's thuſt bald, denn ein Zeichen
Hat's von deinem Tod gethan.
Stirbſt du nicht; ſo glaubt kein Menſch mehr d'ran.

Sophie.

Komm, Emil, und zieh dich trocken an.

Emil, freundlich.

Thut nicht noth.

Sophie
erſchrickt bei einem Blick auf die Hemdkrauſe des Knaben.
Was iſt das?

Walter,
aufgeſchreckt vom Schreck.
Was?

Sophie.

Blut!

Walter.

Wo?

Sophie.

Da — am Hemdekragen!

Emil, verlegen.

Hat nichts zu bedeuten, das.

Walter.

Kommt gewiß von dummen Streichen,
Nicht? — Haſt dich mit wilder Brut
Wieder eins herumgeſchlagen?

Sophie.

Haſt du? — Pfui, das iſt nicht gut!

Emil.

Nur ganz wenig, heute früh,
Bei dem Laufen auf dem Eis. —
Sie verſtehn nicht, auszuweichen,
Fallen, und dann zanken ſie.

Walter.

Und du ſchlägſt!

Emi

Mir wird leicht heiß.

Sophie.

Soll ich dir zu eſſen reichen?

Emil.

Kann ſchon warten. — Du biſt gar zu gut.

Sophie.

Bin ich? — Nun, wohlan, so thu'
Eins mein Kind mir zu gefallen.

Emil.

Dir?

Was denn? Gern.

Sophie.

Gieb mir die Eisen,
Die dich in Gefahren reißen,
Geh auf's Eis nicht mehr! — Versprichst du's mir?

Emil.

Ei, das kann ich wohl versprechen. —
Da! — Das Eis wird morgen brechen. —

Beide Eltern zeigen innere Bewegung.

Doch, du mußt sie auf mir heben,
Und sobald es wieder friert,
Mußt du mir sie wieder geben.

Walter.

Hängst ja dran mit Leib und Leben.

Emil.

Freilich! Hab' ich sie
An den Fuß geschirrt —
O, du glaubst nicht, wie
Da so leicht mir wird!

's iſt ein Zeitvertreib,
Wo man ohne Müh,
Pfeilgeſchwinde, wie
Geiſter ohne Leib,
Wenn man's kaum gedacht,
Schon den Lauf vollbracht.

Sophie.

Oft zu ſchnell nur, iſt — wie du — man wild.

Emil, zur Mutter, ernſt.

Sieh! ſo ungefähr,
Wie ich ein mir bild',
Muß es todten Kindern
Auch zu Muthe ſeyn. —
Seelen ſind nicht ſchwer!
Nur die Leiber hindern,
Daß ſie aufwärts ſchweben
Nach der Sterne Schein,
Wo die lieben Engel leben.

Sophie küßt ihn gerührt, und will gehn.

Bleib doch!

Sophie.

Muß zur Küche gehn.

Ab.

Dritte Scene.

Die Vorigen ohne Serbie.

Emil.

Mutter weint?

Walter.

Sie denkt an Klaren.

Emil.

O, die hab' ich heut geſehn.

Walter, verwundert.

Wie?

Emil.

Als aus der Schul' wir waren,
Spielten wir und ballten Schnee;
Führten Krieg, und von der ſteilen Höh,
Wo das Hochgericht iſt, glitten
Wir herab auf Knochenſchlitten,
Schnell, wie Blitze niederfahren —
Da ergriff mich heimlich Weh,
Zog mich heim wie bei den Haaren.
Da nun unſ'ren Berg ich wollt' erklimmen,
Kam's mir vor, als hört' ich Kinderſtimmen
Dort am Strom; es riß mich weg von hier,
und hin.

Walter.

Was denn?

Emil.

Weiß ich's ſelbſt? Wohl daß ich einſam bin
Hier im Haus.

Walter.

Sind wir nicht da?
Haſt du uns nicht lieb?

Emil.

O ja;
Aber mit wem ſpiel' ich hier?

Walter.

Armer Junge! — Spiel' mit mir!

Emil.

Geh doch weg! Du thuſt's nicht gern.
Wenn ich's edle Waidwerk lern',
Dann erſt werd' ich für dich paſſen.

Walter.

während er den Hirſchfänger mit einem Handſtein wetzt.

Bald will ich dich's lernen laſſen.

Emil.

Sieh, du biſt ein mächt'ger Schütze,
Der die Schwalbe trifft im Flug;

Drückſt dem Eber deine Spitze
Grad in's Herz am Vorderbug,
Daß er nicht im Schweiß ſich quäle;
Lockſt den Fuchs aus ſeiner Höhle
Schlau heraus an's Tageslicht;
Aber — ſpielen kannſt du nicht!

Walter.

Ach! es giebt kein Wiederkehren
Zu der Heimath: Kinderzeit!
Könnt' ich ſpielen!

Emil.

Wenn dich's freut;
So hör zu, ich will dich's lehren.
Du willſt alles leiblich ſehn und hören.
Was du nicht mit Händen greifſt.
Wie das Waidemeſſer, das du ſchleifſt,
Gnügt auch deinem Sinne nimmer.
Mach' es künftig, wie Emil!
Mir iſt alles — was ich will.
In den Wald verwandl' ich's Zimmer,
Und ein Trichter iſt mein Horn.
Ich reit' ohne Pferd und Sporn,
Und den Hirſch — den Ziegenbock —
Schieß' ich todt mit deinem Stock.

Walter.

Ja, das iſt des Kindes Gabe,
Daß es alles in ſich habe.
Sein iſt, was es vor ſich ſtellt,
Und im Traum beherrſcht's die Welt.

Emil.

Sieh, ſeit Klärchen iſt geſtorben,
Iſt dir aller Muth verdorben. —
Ich bin froh; ſie iſt noch hier,
Lächelt noch, und ſpielt mit mir.

Walter, erſchüttert.

Knabe!

Emil.

Als ich hingekommen,
Wo die Stimmen ich vernommen,
Wurd's ſchon Abend, und kein Menſch war da.
Doch der Schweſter Grab war nah!
Mich ergriff nach ihr ein Sehnen,
Meine Augen füllten Thränen;
An den dürren Stamm mich lehnen
Mußt' ich, der daneben ſteht.
Da der Wind gewaltig weht,
Hüllt' ich in den Mantel mich,
Den ich über'n Kopf gehangen,
Und die Augen ſchloß ich zu.
Da ward wieder in mir Ruh,

Und geſtillet mein Verlangen:
Denn die Kleine neigte ſich,
Mich im Himmel zu empfangen —
Und in einer ſchönen Laube,
Die mit Blumen war behangen,
Spielten wir mit ihrer Taube,
Die ich mit hinauf genommen,
Und ſie küßte —

Walter.

überwältigt von Wehmuth.

Oh, halt ein!

Emil.

Wär der Regen nicht gekommen,
Noch wär ich nicht heimgegangen.

Walter,

der unruhig hin und her ging.

Haſt du heut geſchrieben?

Emil.

Nein,
Heut' iſt Bibelſtund' geweſen.

Walter.

Lies mir vor, was du zuletzt geleſen.

Während Emil die Bibel holt.

In der Schrift ſoll Tröſtung ſeyn.

Emil.

„Anſchläge beſtehen, wenn man ſie mit Rath führet, und Krieg ſoll man mit Vernunft führen.“

„Sei unverworren mit dem, der Heimlichkeit offenbaret, und mit dem Verläumder, und mit dem falſchen Maul.“

„Wer ſeinem Vater und ſeiner Mutter flucht, des Leuchte wird verlöſchen in Finſterniß.“

Walter.

Wie war's? — Noch einmal den Spruch!

Emil, mit Nachdruck.

„Wer ſeinem Vater und ſeiner Mutter flucht, deß Leuchte wird verlöſchen in Finſterniß.“

Walter, in ſich gekehrt.

Ha, ſo war's des Himmels Fluch,
Was mir Teufelstücke däuchte! —
Jenes Kind war meine Leuchte
Auf des Lebens finſterm Pfad.

Emil.

Wenn er dir gefallen hat,
Dieſer Spruch; ſo wart', ich finde
Einen ähnlichen, im Buch
Zum Diktiren —

Walter.

'ſ iſt genug!

Emil,

aus einem Schreibbuch leſend.

Hör':

„Ein Auge, das den Vater verſpottet, und verachtet, der Mutter zu gehorchen, das werden die Raben am Bach ausbacken, und die jungen Adler freſſen."

Nun? — Soll ich weiter —?

Walter, heftig.

Nein!

Emil, halblaut.

Schad! — Hier ſteht noch von der Sünde,
Unfolgſam als Kind zu ſeyn,
Und noch viele gute Lehren,
Die den dunklen Spruch erklären.

Er legt das Schreibbuch bei Seite.

Walter, für ſich.

Nicht die Augen; 'ſ iſt die That,
Die ihm Hohn geſprochen hat. —
Dennoch — kann ich ſagen: Ich bereu's? —
Nein! — Und wär die Hölle neunfach heiß! —
Ohne Sophie könnt' ich nimmer leben! —

Vierte Scene.

Die Vorigen. Sophie. Bald darauf ein Fremder.

Sophie, schnell herein.

Walter!

Walter, aufgeschreckt.

Was?

Sophie.

Es kommt so eben
Noch ein Fremder bei uns an.

Walter.

Brav! das wird Zerstreuung geben.

Man pocht.

Nur herein!

Emil.

Ein alter Mann!

Fremder, in Reiselleidern herein.

Gott zum Gruß!

Walter.

Der Gruß ist gut,
Seid Ihr's auch; so seid willkommen!

Fremder,

nimmt den Mantel ab.

Hab des Wegs mich übernommen,
Ihr erlaubt — ?

Walter,

als der Fremde mit dem Hut in Verlegenheit iſt.

Stäubt ab den Hut!

Sophie, im Vorgrunde.

Walter, mir wird bang zu Muth!

Walter.

Hm! mir auch und ohne Grund! —

Sophie,

zu dem Angekommenen.

Seid des Weges wohl nicht kund?

Fremder.

Lang' bin ich ihn nicht gekommen.

Er ſieht ſich im Zimmer um, und ſcheint Etwas zu ſuchen.

Sophie.

Alſo doch?

Walter, zu Sophien, beruhigend.

Iſt von den Frommen! —
Gingt Ihr etwa irr' im Forſt?

Fremder.

Denke nicht. — Ihr ſeid Herr Jacob Herſt?

Walter.

Den hat Gott daheim genommen!
Bin ſein Sohn, und heiße Walter. —
Kanntet Ihr den Vater?

Fremder.

Ja.

Walter ſtirt ihn.

Ihr verſteht Euch ſchlecht aufs Alter.
Lebt' er noch, er wär dem Euren nah. —
Führt Euch ein Geſchäft zu mir?

Fremder.

Ja.

Walter.

Doch nicht ein böſes?

Fremder.

Nein.

Sophie.

Wollt Ihr eſſen?

Fremder.

Danke.

Walter.

Wein?

Fremder.

Danke — wenn ich ihn getrunken.

Walter.

Nun, der iſt nicht weit von hier.

Nimmt Schlüſſel von der Wand.

Emil.

Vater, wart', ich leuchte dir!

Nimmt die Laterne und geht mit dem Vater ab. Caspi
ſetzt den Tiſch, und geht in die Seitenthür ab.

Fünfte Scene.

Fremder allein.

Was erſtickt der Freude Funken
Im beklommnen Buſen mir?
Iſt's der ſcheue Blick der Wirthe,
Die vielleicht mein Eintritt nur verwirrte?
Harrt nicht ihrer frohe Kunde
Aus des Unbekannten Munde? —

Mit einem Ausdruck von Schauder.

Kam ich an zur böſen Stunde,
Daß von den bekannten Wänden
Mich ein finſtrer Geiſt bedroht? —

Oder — ſind es Grab und Tod,
Die mir ihre Schrecken ſenden? —
Komm' ich nicht, um hier zu enden? —

Nachdem er einige Schritte gegangen.

Dem Baum gilt's gleich, ob er verdorrt,
Wo er dem Boden friſch entſproſſen.
Stets weiter eilt die Welle fort,
Vom Felſenquell, dem ſie entfloſſen.
Die Bahn der Sphären iſt geſchloſſen.
Der Menſch, den Sternen anverwandt,
Stirbt freudig nur im Vaterland.

Erkoren für die Ewigkeit,
Malt er im Lauf, den er vollbringet,
Ihr Bild gern auf das Blatt der Zeit:
Die Schlange, die zum Kreis ſich ringet.
Das Ende an den Anfang ſchlinget
Sein Thun, und glücklich, wenn er fand
Das Grab, wo ſeine Wiege ſtand.

Sechste Scene.

Der **Fremde**. **Walter** mit Wein, **Sophie** mit Gläſern und Imbiß. **Emil** ſetzt ſich in einer Dunkelheit im Hintergrunde, und ſieht in das Licht der Laterne. Dann löſcht er es aus und entſchläft.

Walter.

Trinkt denn! Wein erneut die Kräfte.

Fremder.

Proſit!

Walter.

Dank! — Nun zum Geſchäfte.

Fremder,

der mit Walthern ſich an den Tiſch ſetzt.

Gleich! — Ihr hattet in Amerika
Einen Ohm?

Walter.

Hm! Vatersbruder, ja.
Hab' als Kind ihn noch gekannt.

Fremder.

Möchtet Ihr ihn nicht beerben?

Walter.

Wer ſein Brod weiß zu erwerben,
Wünſcht nicht todt, was ihm verwandt. —
Was Gott will, das wird geſchehn.

Fremder.

's iſt geſchehn! — Euch ernannte,
Ob er Euch ſchon wenig kannte,
Ludwig Horſt zum Erben.

Walter,

mit mißtrauiſchem Blick.

So?

Sophie, am Fenſter.

Das wär ja ſchön.

Fremder.

Euch und Eure Schweſter.

Walter.

Wen? —

Ihr ſeid irr': ich habe keine.

Fremder.

Wie? Ihr wißt nicht —?

Walter.

Hatt' ſie nie.

Fremder, für ſich.

Fährt es mir doch plötzlich wie
Fieberfroſt durch Mark und Beine! —
Armes Kind! — Verlaßnes! —

Walter.

Nun?
Wollt Ihr nicht Beſcheid mehr thun? —
Weiter könnt Ihr hier nichts fiſchen
Mit der Nachricht aus Amerika.

Sophie.

Ihr verſteht's nicht, Mährchen aufzutiſchen.

Fremder,
zieht die Brieftaſche.

Walter! — Ihr habt eine Schweſter! — Da
Der Beweis.

Walter.

Des Vaters Handſchrift. — No.
Das ſoll mich doch ſehr verlangen.

Er lieſt.

Fremder, zu Sophie.

Höret, wie es zugegangen!
Jacob Horſt vermählte ſich
Mit der älteſten Tochter des
Königlichen Falkenierers.

Walter.

Richtig! Mit der zeugt' er mich,
Und sonst niemand.

Fremder.

Ja — indeß —
In die Stricke des Verführers
Fiel sein Herz. — Des Schwiegervaters jüngres
Kind,
Agnes, auferzogen außerm Hause,
Ward ihm lieb bei einem Schmause,
Den der Falkner gab, weil Horst's Geburtstag war,
Er beging ihn — wie die Menschen sind —
Immer hoch: denn er war rar.
's war der neun- und zwanzigste im Februar,
Der nur kommt um's vierte Jahr.

Walter.

Der ist heute.

Sophie

erschrickt und blickt nach der Thur.

Ja, fürwahr! —
Auch sein Todestag.

Walter.

Ein schlimmer
Tag im Jahr, das sag' ich immer.

's iſt kein Tag, den Gott gegeben,
Thöricht Menſchenwerk aus Rom.

Fremder.

Keinen Tag giebt's, unter allen,
Wo der Menſch nicht konnte fallen!
Agnes fiel, und gab das Leben
Eurer Schweſter. Euer Ohm,
Damals Schulherr in Gemünd,
Sah — nach heimlichem Gebähren —
An der Bruſt das Schmerzenskind,
Sie zur Sel'gen ſich verklären.

Walter, freudig.

Ja, fürwahr! — Sophie! Er ſchreibt
Seinem Bruder hier: „Beweibt —
„Schmerzlich geb' es ihm zwar ein,
„Daß es alſo ſolle ſeyn —
„Dennoch müſs' er drauf beſtehen,
„Daß die Frucht verbotner Liebe
„Fern von ihm, und ſtreng verborgen bliebe,
„Bis ſein Weib einſt, oder er,
„Würde heim zum Vater gehen."

Sophie, ihn umarmend.

Heil uns, Walter!

Walter.

Sophie!

Sophie, zum Fremden.

Her
Euren Mund, ich muß euch küssen.

Fremder, überrascht.

Junges Weibchen!

Sophie.

Ihr sollt wissen:
Einen Stein, der Centnerschwer
Uns zwölf Jahre lang beklommen,
Habt Ihr heut von unsrer Brust genommen!

Walter,
ihm die Hand drückend.

Ja, mein' Seel! Dank für die frohe Mähr!

Fremder.

Für die Mähr, daß Ihr des Oheims Erbe
Noch mit einer Schwester theilen müßt?

Walter.

Hätt' ich nichts, als was ich sau'r erwerbe;
Theilt' ich's mit ihr, wenn's ihr nöthig ist.
Eure Mähr ist mehr werth, als Ihr wißt.

Fremder.

Macht doch, daß ich das verstehe.

Sophie.

Eure Kunde, Alter, macht
Uns gewiß, daß unſre Ehe
Nicht den Vater umgebracht.

Fremder.

Wie?

Walter.

Ich will euch das erzählen. —
Als ich achtzehn Jahr alt war,
Wollte Vater für mich wählen —

Sophie.

Ja, ein Mädchen mit Zehntauſend baar.

Walter.

Die hier, eine Waiſ und arm,
Die der Vater hergenommen,
Weil die Mutter litt am Staar,
Machte mir Auf das Herz deutend. den Fleck da warm,
Und ich ſucht', ſie zu bekommen.
Sie war ſchön wie Milch und Blut,
Und ihr Herz hing an dem meinen. —
Vater war ihr herzlich gut,
Hielt wie Kind ſie; doch — vereinen
Unſre Hände? — Nein, da war
Er kein Vater, ein Barbar!

Sophie.

Hart war's! Hinter Walters Rücken
Mußt' ich aus dem Hauſe, weit!
Mußte ſchwören einen Eid,
Waltern keinen Brief zu ſchicken,
Keine Nachricht, wo ich ſei —
Ihn zu fliehen!

Walter.

Ich verſuchte
Bitt' und Drohung — 's blieb dabei.
Da — in blinder Raſerei
Raufſt' ich mir das Haar — verfluchte
Vater, Mutter und Geburt!

Fremder.

Das war gottlos!

Walter.

Nun, ich hab' dafür gelitten.

Fremder.

Gott iſt ſtark und eifrig! Pauſe. dann zu Sophie. Warum ſchwurt
Ihr den Eid, den ſchweren?

Sophie.

Vaters Bitten
Ueberwältigten mein wankend Herz.

Walter.

Aus dem Haus trieb Wuthen mich und Schmerz.

Fremder.

Ihr verließt die Eltern? Ohne Segen?

Sophie.

Ja, das that er meinetwegen,
Schwebte länger als ein Jahr
Unsiät hin und her im Land.

Walter.

Mutter, als mein Vater, war
Blinder Zufall; in der Fremde fand
Ich Sophien — ihr Herz schien von mir abgewandt,
Sie vermied mich —

Sophie.

Ach! das Band
Meiner Zunge lag in Eides Ketten,
Unsre Herzen hielten sich gefaßt wie Kletten.
Daß er da war, meldet' ich nach Haus,
Lange, lange blieb die Antwort aus.
Mein unsterblich Theil zu retten,
Wollt' ich fliehn — da kamen Briefe —

Walter.

Daß die Mutter, lang schon krank und schwach
Nun den Schlaf der Lebensmüden schlief.

Daß der Vater, eben unpaß — ach!
Er war krank! — zur Heimath mich berieſe —

Sophie.

Und auch mich beſchied er hin, und beide
Auf den Tag, der kommt um's vierte Jahr,
Sein Geburtstag —

Walter.

Und in meinem Briefe war
Eine Stell', die mich durchdrang mit Freude.

Sophie.

Ach, ſie machte mich zur Sünderin!

Walter.

„An dem Grabe," ſchrieb er, „dem ich nahe bin,
„Hab' ich frohe Mähr dir zu verkünden,
„Die ein theures Herz dir wird verbinden." —
Theurer war kein Herz mir auf der Welt,
Als Sophiens! — Meine Deutung fällt
Schnell auf ſie —

Fremder,

der mit angehaltenem Athem zugehört.

Ah! — Ihr nennt Euch Sophie?

Sophie.

Ja.

Fremder, für ſich.

Gottlob!

Walter.

Ich drang in ſie,
Stürzte mich zu ihren Füßen,
Bat, mit mir den ew'gen Bund zu ſchließen!
Sie gab nach —

Fremder.

Ihr wartetet nicht — wie? —
Bis der Vater Euch geſegnet?

Walter.

Leider, nein!

Sophie.

Wenn's Thränen regnet
Auf des Herzens fruchtbar Feld,
Das die Liebe hat beſtellt,
Bricht der Keim mit Macht des Bodens Rinde.
Die Hand auf dem Herzen.
So ſchoß hier die Frucht empor zur Sünde!

Walter.

Mich, den Entbrannten — mich peitſchte die Angſt.
„Meinte der Vater nicht, was du verlangſt,"

Dacht' ich, „so bist du auf immer verloren.“ —
Da es geschehen, war neu ich geboren —
Richtig die Deutung: denn Sophie war mein! —
Lustig zur Post ging's, wir setzten uns ein.
Häuser und Bäume
Tanzten vorüber des Weges entlang!
Horn und Gesang,
Liebliche Träume
Kürzten das Weite.
Glückliche Leute
Reisen zusammen im Nu durch die Welt.

Sophie.

Unsrer Ehe Rosenschimmer,
Der nie wieder sie erhellt!

Walter.

Fröhlich traten wir in's Zimmer
Hier. Dort lag er. Auf rafft' ihn die Fremde.
„Kinder!“ grüßt' er uns, und beide
Hängen wir an seinem Mund,
Thun ihm kund,
Daß verbunden uns der Pfarr.
Da — weit auf das Aug', und starr,
Und den Mund zum Reden offen,
Stürzt' er hin vom Schlag getroffen.

Pause. Der Fremde steht erstaunt.

Sophie.

Leben kam zwar wieder endlich;
Doch gelähmt war Zung' und Hand,
Und im Ringen, ſich verſtändlich
Uns zu machen, rann der Schweiß,
Kalt und heiß,
Ihm von Stirn und Schläfen nieder.
Abgewandt,
Mit den Nägeln wühlend in der Wand,
Streckt' er ſich, und athmete nicht wieder! —

Fremder, fromm.

Ja, zu tilgen unſre Schuld,
Zu bekennen unſre Schand',
Weigert Gott, erſchöpft an Huld,
Oft den Athem hart am Grabe.

Walter.

Heute ſind's zwölf Jahr. — So lange
Machte Satanas uns bange,
Daß ihn Zorn getödtet habe.

Sophie, lebhaft.

Nun iſt's klar: der Freude Schrecken
Gab den Tod ihm. Sein Geſtöhn
Wollt' uns das vom Kind der Lieb' entdecken.

Walter, nach einer Pauſe, trübe.

Dieſes Waldhaus, Königslehn,
Mit der freien Bürſch im Forſt,
Erblich in dem Hauſe Horſt,
Muß von Sohn zu Sohne gehn.
Ich ward Vater hier. Der Knab'
Warf die Mutter nah an's Grab. —
Mich riß ſchier die Tochter mit hinunter,
Die mein Weib im fünften Jahr
Nach des Vaters Tod gebar. —
Sie — Thränen laſſen ihn nicht weiter, er entfernt ſich.
Verzeiht! —

Sophie.

Sein Alles war
Dieſes Mädchen. — Friſch und munter —
Juſt am letzten Februar
Vor vier Jahren — waren beide
In der Stadt zu einer Kinderfreude.
Da — auf einmal kommt ein Mann,
Stürzend vom beſchäumten Pferde,
Keuchend, mit der Nachricht an,
Daß mein Kind ertrinken werde! —
Als der Strom zum Eisbruch ſchwoll,
Tritt das Kind auf eine Scholl',
Und das Waſſer macht ſie flott!
Niemand wagt's —

Fremder.

Gerechter Gott!

Walter.

Alles wagt ein Vater! Ich
Stürze nach dem Strom, der ſich
Nah hier um die Waldſpitz krümmet —
Klara ſchwimmet,
Von der Waſſer Schaar begleitet.
Die am Ufer läuft und reitet,
Stehend auf dem Eis heran —
Lächelt — ſpielt mit einer Ruth'
In der Fluth —
Außer mir reiß ich vom Pfahle den Kahn,
Zwing' ihn mit Stang' und mit Ruder hinan —
„Vater! ich ſchiffe!" — Mit brechender Stimme. Sie
ſchiffte — hinab! —

Sophie,

nach genannter Pauſe.

Wo man ſie fand, iſt am Ufer ihr Grab.

Alle drei ſind in Thränen.

Walter

hat ſich zuerſt gefaßt, geht zum Tiſch und ſchenkt ein.

Ihr wollt Wein; ich geb' Euch Thränen!
Theurer habt Ihr nie gekauft.

Sophie.

Hier müßt Ihr Euch d'ran gewöhnen,
Thränen iſt mein Name.

Fremder, entſetzt.

Wie?

Sophie.

Vater Horſt hieß mich Sophie;
Agnes Thrän bin ich getauft.

Fremder, außer ſich.

Agnes Thrän? — Und wo erzogen?

Sophie.

In Gemind beim Oberpfarr.

Fremder, abgewandt.

Ha!

Sophie, fortfahrend.

Wir waren ihrer zwei,
Ich und Marie Agnes Mai,
Die als Kind geſtorben iſt.
Wart Ihr dort etwa und wißt —?

Walter.

Alter Herr, Ihr ſeid ja ſtarr!

Fremder.

Oh, so stürzt heran, ihr Wogen!
Schuld wie Unschuld decke, Strom! —
Walter! — — Ich bin Euer Ohm,
Euer Weib ist Eure Schwester.

Sophie.

Heiland!

Sie sinkt ohnmächtig nieder, Ludwig springt ihr bei. Walter steht vernichtet. Tiefe Stille.

Emil, im Schlaf.

Laß in Ruh die Nester,
Schwarzer Rabe! — Satan du!
Weg!

Walter.

Er träumt. Des Schlummers Ruh
Stört die losgelaßne Hölle
Auf des Vaters Sterbestelle.

Er faßt ihn beim Arm.

Bursch, wach' auf! — Wie hieß dein Spruch?

Emil.

Welcher?

Walter.

Der von Leucht' und Fluch.

Emil.

„Wer dem Vater und der Mutter flucht, deß Leuchte wird verlöschen in Finsterniß.“

Walter.

Ohm! Mich richtet Gottes Buch,
Und — der Teufel faßt mich bei den Haaren!

Emil erblickt Sophien.

Gott! die Mutter! Mann, was ist
Meiner Mutter wiederfahren?

Ludwig.

Sie erholt sich. Knabe, Wein!

Emil holt das Glas.

Walter.

Oh, erweckt sie nicht zur Pein,
Die kein menschlich Maaß ermißt!

Emil.

Sie ermuntert sich. — Du bist
Wohl gefallen, Mutter?

Sophie.

sieht ihn starr an, ihre Besinnung scheint jetzt erst zurückzukehren. sie richtet sich, ohne das Auge von ihm zu verwenden, ganz auf.

Ja!

Tief gefallen!

Ludwig,

welcher die mit Wuth Sprechende unterbricht, zu dem Knaben.

Schweige! — Da!
Setzt Euch nieder. — Wird Euch beſſer?

Emil.

Ja, du warſt vorhin viel bläſſer.

Sophie.

Mir iſt wohl. Der Geiſt iſt freier,
Als er war ſeit dem gebrochnen Eid.
Wem die Qual iſt hier bereit,
Der entgeht dem ew'gen Feuer.

Emil, zum Alten.

Sag', was iſt's?

Ludwig.

Erfährſt du's nie!
Doch wer dämmt der Folgen Strom?

Emil, zum Vater.

Sprich, was giebt's?

Walter,

mit dem Witz der Verzweiflung.

Ein Räthſel.

Emil.

Wie
lautet's? Sag's nur her, ich treffe.

Walter, mit eiskaltem Lachen

Du bist deiner Mutter Neffe,
Und dein Vater ist dein Ohm.

Emil.

sieht ihn kopfschüttelnd an.

Ich? — Zur Mutter. Sag' du mir, was du hast?

Sophie.

Schmerzen sonder End' und Rast,
Bis zur Rast im stillen Grabe.

Emil, zu Ludwig.

Ob ich sie erzürnet habe?

Ludwig.

Nein, mein Sohn! Gott zürnt mit ihnen,
Weil den Vater höhnt' ihr Bund;
Und sie trauern, weil es heut ward kund,
Daß nur Trennung ihn vermag zu sühnen.

Walter,

fährt auf, und faßt den Hirschfänger.

Trennung?

Sophie, ſchmerzlich.

Trennung?

Walter umfaßt Sophien.

Nimmermehr! —
Ob der Vater d'ran geſtorben,
Du biſt mein noch, wie vorher!
Theuer hab' ich dich erworben.

Sophie, klagend.

Wußten wir denn, wer wir waren?

Walter.

mit allen Zeichen eines Mordgedanken.

Ohm! Euch hat die Höll' geſandt,
Daß die Menſchen es erfahren,
Und — es reißt mich in der Hand,
Das Geheimniß zu bewahren
Mit dem Stahl in Eurer Bruſt!

Sophie, ſpringt zu.

Walter!

Ludwig.

Laß' ihn! — Büß' die Luſt! —

Walter eilt von ihm mit geſunkenem Hirſchfänger.

Zu der Väter Haus, zu Euch
Trieb mich's heim aus fernen Landen.
Kinderlos, und ohne Freude reich,

Wollt' ich enden
In den Armen der Verwandten. —
Könnt' es Euren Ulstern wenden,
Stürb' ich gern von Euren Händen.

Walter, für sich.

Der Versucher stellt mir nach.

Er zerbricht den Hirschfänger, indem er ihn gegen den Fußboden stemmt.

Er ist stark, der Mensch ist schwach.

Sophie, zu Ludwig.

's irrt ihn, Ohm! Das wird nicht gut!
Euer Anblick jagt sein Blut —
Laßt uns jetzt!

Ludwig.

Erst muß ich reden,
Möcht' er mit der Faust mich tödten! —
Horst! — Nicht Menschensatzung bricht
Ueber Eurem Bund den Stab;
Sie bestraft den Irrthum nicht.
Aber Gottes Stimme spricht
Laut aus Eures Vaters Grab.
Er that Sünd', und ihre Frucht
War es, die den Streich ihm gab,
Weil er frevelnd es versucht,
Einzugreifen in das Rad,

Das die Folgen böser That
Aus der Zukunft finstern Gründen
Ist bestimmet aufzuwinden. —
Weil der Schand' er wollt' entrinnen,
Riß ihn Straf' in Qual von hinnen.

Sophie.

Das ist wahr! — Mit reinem Triebe,
Den die Sinne mißverstanden,
Zog es mich in Walters Banden.
Liebe ward Geschwisterliebe,
Hehlte Vater nicht den Fehl,
Als sich unsre Herzen fanden.

Ludwig.

Wollt Ihr, daß — wie ihn — Euch's quäl',
Wenn Ihr, was geschehn, verdecket?
Wie sich Unkraut rankend strecket
Unter aufgeschoßner Saat,
Treibt verborgne Uebelthat
Ueppig wuchernd ihre Frucht. —
Eines Sohnes Mund verflucht
Vater, Mutter und Geburt;
Ihr vergesset, was Ihr schwurt;
Beide, gleich dem Vater, Sünder,
Giebt die Frucht des Ehebruchs
Euch blutschänderische Kinder!

Sophie verhüllt das Gesicht.

Eins, zum Zeichen seines Fluchs,
Hat der Himmel Euch genommen.
Was wird über dieses kommen,
Wenn in Sünden Ihr beharrt?

Sophie.

Haltet ein, mein Blut erstarrt!

Ludwig, zurücktretend.

Daß der Mensch sich frei entschließe,
Ringend mit der Leidenschaft,
Gab ihm Gott des Willens Kraft. —
Trennt Ihr Euch; so nehm' ich diese,
Eine theure Tochter, mit,
Bis die Zeit geheilt die Wunde.
Bleibt Ihr Gatten; wankt mein Schritt
Aus des Vaters finsterm Haus
In den Sturm, wie jetzt, hinaus,
Und mit mir stirbt Eurer Unthat Kunde.

Ab.

Siebente Scene.

Die Vorigen ohne Ludwig. Emil im Hintergrunde, ſitzend.

Sophie, nach tiefer Stille.

Kann dieß Opfer Gott verlangen? —
Trägſt du's, Walter? Dein nicht mehr!

Walter.

Meine Leucht' iſt ausgegangen,
Finſterniß iſt um mich her.

Sophie, nach einer Pauſe.

Von des Vaters Sterbetage
Ging die erſte Wiederkehr
Scheuend über unſer Haupt.
Daß die zweit' uns härter ſchlage,
Hat der Strom das Kind geraubt. —
Oh, ich fühl's, die dritte endet! —
Vaters Geiſt hat den geſendet,
Der — ihm ähnlich in den Tönen
Seiner Stimme — uns gebeut,
Ihn durch Trennung zu verſöhnen. —

Mit ſinkendem Haupt.

Wer mag wider Gottes Rath ſich lehnen!

Nach einer Pauſe nähert ſie ſich Walthern.

Walter Horſt! — Mit dieſem Ringe,
Den ich dir in Thränen bringe,
Löſ ich deiner Treue Eid.

Walter,

weinend an ihrem Halſe.

Agnes!

Sophie.

Laß mit deiner Hand
Deine Liebe mir nicht ſchwinden.

Walter.

Ich behalt ein theures Pfand,
Das uns ewig wird verbinden.

Sophie.

Gott! — Emil!

Sie läuft dem, auf den Ruf vorkommenden Knaben entgegen, und umarmt ihn.

Der Lippe Schwur
Löſt die Kirche — welche Macht
Reißt die Bande der Natur?

Walter.

Hatteſt du das nicht bedacht?

Emil.

Hatteſt du Emil vergeſſen,
Daß du ihn verlaſſen willſt?

Sophie.

Ha! — Die Bitt' iſt hoch vermeſſen!
Walter! wenn du ſie erfüllſt,
Biſt du Gott gleich! —

Walter, ahnend.

Du verlangſt —?

Sophie.

Höre mich in meiner Angſt! —
Des erzürnten Vaters Schatten,
Schleichend über dieſe Wände,
Jagt mich aus dem Haus des Gatten,
Wo ich nimmer Ruhe fände.
Doch des Knaben Angeſicht,
Freundlich, wie des Himmels Licht,
Hält mich feſt mit ehrnen Ketten. —
Mich vom Wahnſinn zu erretten,
Walter, laß den Knaben mir!

Walter.

Wo der Oheim ſei mit dir,
Oft will ich ihn zu Euch ſenden.

Sophie.

Nein! Er darf in deinen Händen
Ohne mich nicht bleiben, nicht
In dem Unglückshause weilen!
Immer tönt's, wie Flug der Eulen,
Mir um sein unschuldig Haupt,
Und im bangen Traumgesicht
Wird er meinem Arm geraubt. —
Sieh, im Staube lieg' ich hier!
Laß, bei des Erlösers Leiden!
Bruder! Laß den Knaben mir!

Walter, im Kampf.

Agnes! — Hart ist dein Begehren.
Nicht versagen, nicht gewähren
Kann ich's — Mag Emil entscheiden.

Sophie, umfaßt den Knaben.

Laß mein Elend dich beschwören!
Sohn der Schmerzen, sag' nicht nein!

Emil.

Willst du mir das Herz zerschneiden? —
Kann ich beiden nicht gehören,
Möcht' ich keinem eigen seyn. —
Seit ich weiß mich zu besinnen,
Treibt es immer mich von hinnen,

Und drum folgt' ich willig dir.
Doch — es treibt mich nicht in's Weite!
Aufwärts — aufwärts zieht's in mir,
Und wohin ich dich begleite,
Immer bleib' ich so gesinnt. —

Als er die Rührung der Eltern bemerkt, faßt er von jedem eine Hand, und drückt sie an sein Herz.

Glaubt, daß ich Euch herzlich liebe!
Doch — ich bin ein armes Kind,
Das Euch wenig kann erfreun.
Euer Aug' ist stets so trübe,
Und so hell der Sterne Schein! —
Darum, mein' ich, zieht's mich immer
Aus dem engen, finstern Zimmer
Dorthin, wo die Sterne sind!
Darum muß — ein wildes Kind —
Ich hinaus in's Freie leben,
Weil ich auf nicht kann, nach oben! —
Darum, Mutter — folgt' ich dir —
Würdest du mich wenig loben. —
Laß mich hier bei'm Vater bleiben,
Und mit ihm das Waidwerk treiben
Durch das bergige Revier.

Walter preßt ihn an sich.

Sohn!

Er hält ihn einige Sekunden umarmt

Sophie.

Er bleibt? — Wohlan, ſo mag,
Von des Himmels Zorn geſchleift,
Stürzend mich das Haus begraben,
Wo den Vater traf der Schlag!
Nimmer laß ich von dem Knaben!

Sie ſchließt ihn in die Arme.

Walter, nach einer Pauſe.

Nein! — das Maaß ſteht aufgehäuft,
Und kein Korn mehr kann es faſſen. —

Anſcheinend ruhig.

Willſt du von Emil nicht laſſen,
Wohl, ſo ruf' den Ohm herein. —
Wollt' er Vater für ihn ſeyn,
Könnt' ich deinem Flehen weichen.

Sophie,

dankend an ſeinem Halſe.

Horſt! — du haſt nicht deines Gleichen!

Ab.

Achte Scene.

Die Vorigen ohne Cecile.

Emil.

Vater! ich ſoll von dir ziehn?

Walter.

Nie, ſo lang' ich lebend bin.

Nach einer Pause, für ſich.

Nur der Tod vermag zu ſcheiden
Euch, welche Kinder binden. —
Wohl denn! Enden ſoll dein Leiden,
Und geſchieden ſollſt du finden,
Was vereint nicht bleiben kann.

Er ergreift hastig das Messer.

Emil.

Vater, greif's behutſam an!
Weißt du nicht? Du ſchliffſt das Meſſer
Spitzig geſtern.

Walter.

Deſto beſſer!

Er betet, das Meſſer in den gefalteten Händen, auf den Knieen.

Emil.

Wie? — Du beteſt? — Willſt du dich
Tödten? —

Walter.

nachdem er aufgeſtanden und ihn umarmt.

Bet' für meine Seele!

Er will ſich durchſtoßen.

Emil hindert ihn.

Vater, halt! — Erſt tödte mich!

Walter.

ſieht ihn erſtarrt an.

Wen?

Emil.

Sei gütig, und vermähle
Mich mit Klärchen, meiner Braut! —
Weißt du noch? wir ſpielten immer
Mann und Frau in dieſem Zimmer,
Und du ſelbſt haſt uns getraut. —
Nimm mich mit zur zarten Kleinen!

Walter, für ſich.

Kinderſpiel und Himmel einen,
Was die Kirch' auf Erden trennt.

Emil.

Was mir hier im Herzen brennt,

Ach, ich kann es dir nicht ſagen!
Aber alle Wunſche tragen
Mich hinauf in eine Laube,
Wo ich ſie zu finden glaube,
Wenn des Leib's ich ledig bin.

Walter.

Glücklicher, dein reiner Sinn
Iſt nicht heimiſch auf der Erde.

Emil.

Meinſt du, daß es ſchmerzen werde? —
Sieh, als ich im Stuhl dort ſchlief,
War es mir, als ob der Stahl
In die Bruſt mir dränge, tief! —

Walter, erſtaunend.

Ha! Agneſens Traumgeſicht!

Emil.

Doch die Wunde ſchmerzte nicht.

Walter, für ſich.

Wirft ein überird'ſcher Strahl
In die dunkle Seele Licht? —
Beiden iſt's im Traum erſchienen! —
Hier der Ort, und heut der Tag,
Wo den Vater traf der Schlag! —
Seltſam! — — Soll ich ſo ihn ſühnen?

Emil.

Sinnſt du nach, ob du mich tödteſt?

Walter.

Schweig! ich zittre, wenn du redeſt!

Emil.

Laß mich nicht allein! Mir graut,
Bei der Mutter zu verweilen,
Die nur immer ängſtlich ſchaut,
Ob mich Unglück möcht' ereilen.
Und der Schulherr ſchmählt beſtändig.
Schilt mich bös, wenn ich lebendig,
Gottlos, wenn ich luſtig bin.
Du nur kenneſt meinen Sinn. —
Wohl hab' ich ein wildes Blut;
Mehr als andre muß ich wagen,
Und wo jemand Unrecht thut,
Treibt mich's heftig, drein zu ſchlagen.
Das betrübt die Mutter heim,
Und der Schulherr nennt's den Keim
Aller Sünd' und Miſſethaten.
„Soll ein wilder Knab' gerathen,"
Spricht er, „muß Gott Wunder thun."

Walter.

Er ſpricht Wahrheit!

Emil.

Meinſt du? — Nun?
Soll Emil, der wilde, immer
Größer werden, immer ſchlimmer?

In rührender Bitte.

Ende deines Kindes Noth,
Weil es klein noch iſt, und gut!
Nimm mich heim mit! —

Walter, überwältiget.

Ja, der Tod
Will, was Sünde zeugte, haben,
Und — mein Aug' iſt für die Raben
Und des Adlers junge Brut! —
Himmelwärts gewandter Knabe,
Von der Kraft, die dir das Leben
Mit dem wilden Blut gegeben,
Nimm den Tod, die beſſre Gabe!

Mit der linken Hand ihn an ſich drückend, fuhrt er einer Dolch auf deſſen Bruſt. Er fühlt Widerſtand und bebt zurück.

Ha! Was iſt das? Feſtem Stahl
Widerſteht die zarte Bruſt?

Emil ſich beſinnend.

Ach! Der Brief!

Walter.

Sind Geiſter nah,
Daß mich kalte Schauder faſſen?

Emil

hat einen ſtarken Brief aus dem Buſen hervorgezogen.

Sei nicht bös für dieſes Mal!
Ich bewahrt' in Spieles Luſt
Sorgſam dieſes Schreiben da,
Und — hab's aus der Acht gelaſſen.
An den Schultherrn kam's, für dich.

Walter,

das Meſſer noch in der rechten Hand, die linke krampfhaft in ſeinem Vorderhaar.

Weh! was wollt' ich — that ich? Wo
Riß mich's hin? Zum Richtplatz! — Oh!
Stürzet Balken! Decket mich,
Morſche Wände! Brich zuſammen
Unter mir, gewölbtes Dach der Nacht!
Durch des Blutes wilde Flammen
Bin ich ſtets in Satans Macht;
Grab, verbirg mich vor der Hölle!

Emil, ihm näher tretend.

Vater!

Walter, abgewandt.

Unglückſel'ger, fort!
Satans Werkzeug iſt dein Wort,
Heb' dich weg von dieſer Schwelle!

Emil tritt furchtſam von ihm weg.

Neunte Scene.

Die Vorigen. Ludwig und Sophie hereinſtürzend, ſprechen raſch auf einander.

Sophie.

Walter!

Ludwig.

Horſt! Was habt Ihr vor?

Sophie.

Laut, wie Fluch, drang's in mein Ohr —

Ludwig.

Mordgewehr zum zweiten Mal
In der Fauſt? Auf Blut bedacht?

Walter,

läßt das Meſſer fallen.

Was an mir lag, iſt vollbracht.

Sophie, entsetzt.

Gott! Mein Traum! Emil! Der Stahl
Traf mein Leben, traf sein Herz.

Sie stürzt zu dem Knaben, der abgewandt an einem Stuhl steht, an dem er mit der Hand sich aufrecht zu halten scheint.

Emil.

Nein, ich fühle keinen Schmerz.
Ob ich gleich ihn viel gebeten,
Mich, um den du weinst, zu tödten,
Er vermocht's nicht; in dem Briefe,
Den ich hier trug, blieb der Stoß.

Sophie.

Walter!?

Ludwig, erschüttert.

Gottes Macht ist groß;
Doch mich grauft vor solcher Tiefe.

Walter,

mit dem Ausdruck des Irrseins an sich selbst.

Oh, vor mir mich selbst nicht minder!
Ich bin Mensch nicht — bin nicht Thier.
Bär und Tiger, Wolf und Leu
Schont der Jungen — Wehe mir!
Ich bin rasend; eigne Kinder
Würget nur die Raserei.

Ludwig.

Faßt Euch! Bis zum Rand nur ließ
Gott Euch taumeln, die Gefahr
Wilden Sinnes Euch zu zeigen.
Daß er Euch nicht ganz verstieß,
Dient der Brief zum stummen Zeugen.
Seht nun, wer der Schreiber war.

Er nimmt ihn aus des Knaben Hand, und macht eine Bewegung, ihn dem Forster zu geben, wobei sein Blick auf die Aufschrift fällt.

Wie? „An Jacob Horst!“

Walter, erschrickt.

An wen?

An den Vater?

Ludwig.

Eilt zu sehn,
Wem sein Hintritt Jahre lang
Unerkannt geblieben.

Sophie.

Bang
Wär mir um den Inhalt, wenn
Härter Loos noch möglich wär.

Ludwig.

Nun?

Walter,

hat mit Haſt den Umſchlag aufgeriſſen, und durchläuft die darin enthaltenen Schriften.

Ein Taufſchein — „Agnes Mai —“

Sophie.

Marie Agnes?

Ludwig, der das Papier empfangen,

Richtig, drei
Namen ſind es. Und was mehr?

Walter.

„Zeugniß — Ortsamt zu Gemind —“

Er fährt zuſammen.

Wie? — „Geſtand im Sterben — frei —
Agnes Thrän — vertauſchtes Kind!“ —

Mit lautem Schrei, die Papiere fallen laſſend.

Gott im Himmel! Agnes! Mein —
Mein! Mein Weib!

Er umarmt ſie heftig.

Sophie, widerſtrebend.

Horſt, raſeſt du?

Walter.

Wär's ein Wunder, wo im Nu
Hölle ſich in Himmel wandelt?

Ludwig hebt die Schriften auf.

Iſt es möglich? Wovon handelt
Dieſe Schrift?

Walter,

mit hochſchlagender Bruſt, kaum des Athems mächtig.

Oh Freudenpein!

Emil faßt ſeine Hand.

Vater!

Sophie, eben ſo auf ſeiner andern Seite.

Walter, rede! Wie?

Walter.

wirft ſich betend nieder, und zieht Weib und Kind nach ſich.

Nieder! Nieder auf die Knie!
Danket! Weinet! Betet an —
Gott — das Licht auf finſtrer Bahn!
Bete Knabe! denn du haſt
Schwer geſündigt wider ihn,
Da dir Leben ward zur Laſt.
Bet' in Thränen, Sünderin,
Die, wie ich, an dem verzweifelt,
Der auf Frevler Gnade träufelt!
Herr! an Einem — Einem Haar
So vom Sturz zurück gehalten,
Bring ich dir mein Herz, geſpalten
Zwiſchen Dank und Reue dar.

Alle drei blieben einige Sekunden lang in betender Stellung.

Ludwig.

Ja, des Herrn Gericht iſt klar.
Meinen Bruder ſtraft' ein Wahn

Für die That, die er gethan;
Euch für Kindesfluch,
Und für Eidesbruch,
Todesangst um ein Vergehen,
Das die Huld nicht ließ geschehen.

Zu Sophie, die mit den übrigen aufgestanden ist.

Agnes Thrän verstarb als Kind
Bei dem Pfarrherrn in Gemind,
Ihr seid Agnes Mai. Hier sind
Die vollgültigen Belege.
Zu sich hatt' er Elternlos
Euch genommen, arm und bloß,
Jacob Horst galt ihm für reich,
Und daß dieser Euch erzöge,
Gab er der Verstorbnen Namen Euch,
Und bekannte sterbend, was
Nicht geschah aus bösem Willen.

Walter, gen Himmel.

Vater, ja, du hast vergeben!

Sophie.

Unsre Pein brach seinen Haß.

Emil.

Ist nicht Klara bei ihm? Droben,
Wo den Herrn die Engel loben?
Sie bat Gott, mein Leid zu stillen,

Und er ſprach: Emil ſoll leben.
Seid ihr froh; ſo leb' ich gern,
Obwohl Klara beſſer lebet.

Sophie.

Ob, mein Knabe! Stets hinan
Sehnſt du dich zum Sternenplan,
Daß das Herz der Mutter bebet.

Walter.

Laß ihn! Wenn des Auges Stern
Er ſo auf zum Himmel hebet;
Wird auch Walters Sinn erhoben,
Den, der heim ſie rief, zu loben.
Ihre Wohnung iſt nicht fern.

Sophie, das Auge gen Himmel.

Klara!

Walter.

Vater!

Beide.

Schaut hernieder!

Ludwig.

Ja, der Himmel nennt Euch wieder
Sein geborgnes Eigenthum.
Streng' und Huld ſind Gottes Ruhm,
Und auf wunderbaren Wegen
Eint er Züchtigung und Segen.

Der Blick.

Lustspiel in Einem Akt.

Zuerst aufgeführt in Weimar am 10. Jan. 1814.

Perſonen.

Irik.
Roſalie.

Die Scene ein Saal mit einer Hauptthür und zwei Sei-
tenthüren, welche numerirt ſind, wie in Stadthöfen.

Erſte Scene.

Frik

unter der Hauptthür, ſpricht ſehr laut hinaus.

Nichts da, Herr Wirth zum Bär — ſelbſt Bär!
Es wird nichts d'raus!
Ich bleibe, wo ich bin, im Zimmer vorn
heraus,
Und wenn zehn Damen noch hier angefahren
kämen.
Ich bin darin, bezahl's, und laſſe mir's nicht
nehmen!

Kommt vorwärts.

Nun, das war deutſch und laut. Hat ſie noch
ihr Gehör,
Die ältliche Figur; ſo fährt ſie aus dem Bär
Gleich in ein ander Thier, um vorn heraus zu
ſchauen.
Ich lieb' nun einmal nicht das Alter an den
Frauen.

Nachahmend.

„Herr Wirth, ich muß durchaus den Marktplatz überſehn."
Ei nun, ſo laß die Kutſch' auf offnem Markte ſtehn,
Und guck' heraus! Das Ding hat ohnehin die Größe,
Daß man d'rin wohnen kann.

Das Ohr nach der Hauptthür.

Was? Auf der Trepp' Getöſe?
Ich glaub', ſie iſt heraus, und kommt mit raſchem Tritt
Herauf, um bei mir ſelbſt — Erſpare dir die Bitt',
Ich weiche nicht. — Allein wie nehm' ich mich? —
Ich ſehe
G'rad vor mich hin, bin kurz, und ſtehe, wo ich ſtehe.

Er ſtellt ſich auf der Seite des Zimmers No. 1. in die angegebene Poſitur, und ſieht während der folgenden Scene die junge Dame nicht an, mit welcher er ſpricht.

Zweite Scene.

Fritz. Rosalie in Reisekleidern. Ihr folgt nach einigen Sekunden ein Marktör, welcher einige Schachteln und Pappenkasten unter dem Arm trägt, und im Hintergrunde stehen bleibt.

Rosalie.

Mein Herr!

Fritz, für sich.

Da haben wir's, die Alte!

Rosalie.

Wie, mein Herr,
Sie sind's, der eben —?

Fritz, kurz.

Ja. Für sich. Wenn ich die Thür nicht sperr';
Ist sie kapable, mit Gewalt Besitz zu nehmen.

Er schließt sein Zimmer, steckt den Schlüssel zu sich, und stellt sich in die vorige Positur.

Rosalie,

welche diesem Manöore befremdet zusah.

Sie sinds, der sich nicht will nach Damenwunsch bequemen?

Unfehlbar glaubten Sie, es fodr' es bloß der Wirth,
D'rum komm' ich höflich ſelbſt; Sie haben Sich geirrt,
Mir liegt daran, und viel, dieß Zimmer zu bewohnen.

Fritz.

Mir auch, Madam.

Roſalie.

Ich kann Sie leider nicht verſchonen
Mit Unbeſcheidenheit; es iſt kein andres leer,
Das auf die Straße ſieht.

Fritz, trocken.

Das thut mir leid.

Roſalie.

Es wär
Sehr artig —

Fritz, ſchon etwas ungeduldig.

Thut mir leid, für dießmal bleib' ich d'rinnen.

Roſalie.

Kann meine Höflichkeit nicht einmal das gewinnen,
Daß man die Urſach' ſagt, warum man keine übt?

Fritz, empfindlich über das Man.

Man wohnet nicht allein darin. Mein Onkel liebt
Die Ausſicht in's Gedräng', die Trommeln — die Gewehre —
Die Wachparade!

Roſalie.

Nun, ſo bitt' ich um die Ehre,
Ihm meine Bitte ſelbſt an's Herz zu legen.

Fritz.

Nein!

Roſalie, warm.

Warum nicht?

Fritz.

Er iſt aus.

Roſalie.

Wie lange kann er ſeyn?

Fritz, höchſt ungeduldig.

Bis — Bei Seite. Nein, das iſt zu arg! — Beleidigend. Bis er wird wiederkommen.

Roſalie,

mit verbiſſenem Zorn, für ſich.

Impertinent! — Sehr laut. Markör! dieß Zimmer wird genommen.

Der Markör ſchließt No. 2. auf, und trägt das Gepäck hinein ohne zurück zu kommen. Roſalie kommt ganz vor und mißt Frik mit den Augen.

Hier in der Näh' ſind' ich Gelegenheit vielleicht,
Zu ſehn, ob dieß Geſicht dem Schild des Gaſthof's gleicht.

Frik, erbost auf ſie zu.

Madam!

Er prallt zurück als er Roſalien erblickt, ſteht mit der Miene angenehm getäuſchter Erwartung ſie an, und ſagt mit komprirter Stimme zu ſich ſelbſt:

Was Teufel?

Roſalie läßt ihn ſtehen und geht in Nr. 2. ab.

Dritte Scene.

Frik.

Ah!! — was iſt mir wiederfahren?
Bei Gott! Ein Engelbild von höchſtens achtzehn Jahren!
Das war der Kopf nicht, der ſich aus dem Wagen bog,
Und mit dem dicken Wirth die Unterhandlung pflog.
Ich Grobian, der ich war! — Das muß mir gleich in's Feine.

Der räum' ich meine Stub', und gäb' es nur die eine
Im Haus und in der Stadt.

Er pocht leiſe an No. 2., bittend.

Mein ſchönes Kind!

Vierte Scene.

Fritz. Roſalie, ohne Ueberkleidung.

Roſalie, noch bös.

Was giebts?

Fritz, ſehr höflich.

Mein Zimmer ſteht zu Dienſt.

Roſalie.

Verbunden. Mir beliebt's,
Zu bleiben, wo ich bin.

Fritz.

Ich mache mir's zur Ehre —

Roſalie, nachahmend.

Nicht doch! Der Onkel liebt die Trommeln, die Gewehre,
Die Wachparade!

Fritz.

Er — er war noch gar nicht hier.
Er ſtieg wo anders aus, und überließ es mir,
In welchem Zimmer — Er liebt eigentlich die Stille,
Ich weiß im Voraus, daß ich ſeinen Wunſch erfülle,
Wenn ich dem Ihrigen entgegen komme.

Roſalie.

Nein!
Ich mag um keinen Preis dem Mann' im Wege ſeyn.

Fritz.

Oh, Sie verbinden ihn.

Roſalie.

Ich will ihn nicht verbinden.

Fritz.

Sie finden's höchſt bequem.

Roſalie.

Ich hab' kein Glück im Finden.

Fritz.

Bureau und Kleiderſchrank —

Roſalie.

Es wird nicht ausgepackt.

Fritz.

Die Meubles alle neu.

Roſalie.

Das neue knarrt und knackt.

Fritz.

Beſtändig friſche Luft.

Roſalie.

Die Tante ſchließt die Scheiben.

Fritz.

Es macht mich glücklich, wenn —

Roſalie, einfallend.

Mich, wenn Sie d'rinnen bleiben.

Fritz.

Ich reiſe heut noch ab —

Roſalie.

So packen Sie es ein,
Und nehmen Sie es mit, das wird das Beſte ſeyn.

Fritz.

Inſtändigſt bitt' ich Sie —

Roſalie, warm.

Ich habe Sie gebeten,
Und lieber ſterben nun, als in Ihr Zimmer treten!

Ab durch die Hauptthür.

Fünfte Scene.

Frik.

Nun, Gott bewahr' uns doch vor ſolchem Eigenſinn!
Mit Grauen denk' ich dr'an, auf welchem Weg' ich bin.
So ſind die Frauen all', aus ihrem Buſen quillet
Der Born des Widerſpruchs, von Beelzebub gefüllet,
Reich, unverſiegbar; und je reizender das Kind,
Je ungezogner iſt's: wovon wir Urſach ſind,
Wir Männer, ſintemal, mit unſern beiden Augen,
Wir höchſtens häßliche zurecht zu bringen taugen.
Nun, wie die Schmeichler auch mein andres halbes Ich
Verdorben haben; ich bin Mann, ich ſteh' für mich.

Man kann in meiner Eh' mich Jahr für Jahr besuchen,
Bin ich Pantoffelknecht, so soll — ich will nicht fluchen —
Doch — Höllenelement! wenn das nur mögelich wär;
So wollt' ich, die hätt' recht, aussäh' ich, wie ein Bär,
Bei dessen Anblick man sogleich in Angst gerieth:
Denn leicht seufzend. leider! ist es wahr, weich bin ich von Gemüthe.

Nachdem er einige Schritte gemacht.

Gesetzt einmal den Fall, wenn ich sie eingeführt,
In Onkels Haus, es ging, wie es mir hier passirt.
Laß sehn, was macht' ich mit der Hälfte meines Lebens?
Ich spräch — — Was spräch' ich? — Nichts! Das Sprechen ist vergebens,
Wenn niemand hört, id est: wenn man's mit Weibern hat.
Im Krieg und in der Eh' gilt's Wort nicht, nur die That.

Wieder einige Schritte.

That? — Blitz, das sei mir nicht vergebens eingefallen!
Wie man's mit Einer macht, so macht man es mit allen.

Verzeih' ich Eigenſinn der Fremden hier im Bär;
So bin ich hier — ein Lamm, zu Haus noch etwas mehr.
Ich hab' es eingeſteckt, 's Geſicht vom Gaſthofſchilde,
Das Ihre war ſo hübſch! Doch aus iſt meine Milde.
Sie will mein Zimmer nicht, das ich in gutem Muth
Ihr anbot? Wart', ſie ſoll, ſie muß es wollen.

Er öffnet No. 2. und ſieht hinein.

Gut!
Ihr Zimmer hat, wie mein's, noch außen eine Thüre,
Das iſt der Paß, durch den ich Nothfalls retirire.

Er geht hinein, und kommt gleich wieder mit den Schachteln, Käſtchen, und mit Roſa'ens abgelegten Reiſekleidern zurück. Zuvor hallebt er No. 1. auf.

Das Schachtelwerk iſt leicht herüber transportirt.

Er trägt es in No. 1. und bringt zwei Mantelſäcke, worein der eine, den er ſchleppt, groß iſt.

Nun unſre Mantelſäck' hinüber!

Er ſchafft ſie in No. 2, dann mit Triumph.

Umlogirt! —
Doch — wenn ſie nun erſcheint, beſteht auf ihrem Sinne?
Ein Frauenzimmer iſt's — Laß ſehn, was ich beginne? —

Auf No. 2. deutend.

Ich werf' mich hier hinein, verſchließe dieſe Thür,
Und wenn ſie wohnen will, Auf No. 1. Da! Nirgends oder hier. —
Sie kommt! Unfehlbar iſt die Tant' an ihrer Seite,
Geſchwind, hier durch, hinab! Dort nehm' ich meine Leute,
Und ſchaffe das Gepäck — das kann's nicht ſämmtlich ſeyn —
In dieſes Zimmer, und dann lad' ich ſie herein.
Wie ſie ſich nehmen wird, das ſoll mich doch verlangen.

Er geht in No. 2. und verſchließt von innen.

Sechste Scene.

Roſalie.

Wo iſt er? Schade daß er ſchon hineingegangen.
Ich kann nicht leugnen, daß das Ding mich allarmirt.
Ich weiß nicht, wer ſich hat am ſchlimmſten aufgeführt,
Er oder ich? Er war ſehr grob, ich muß geſtehen,
Allein wann war er es? Eh' er mich angeſehen.

Sobald er mich erblickt — war's nicht mit einem Mal,
Als fiel in dunkle Nacht ein Morgenſonnenſtrahl?
Ein Lächeln um den Mund, der Blick wie angezündet!
So, glaub' ich, ſieht man aus, wenn man das Schöne findet,
Wo man es nicht geſucht. — Der Athem ſtand ihm ſtill! —
Er wollte nicht, er ſieht, und — ſiehe da! — er will.
Es iſt doch angenehm, wenn wir, anſtatt mit Gründen,
Mit unſerm Anblick bloß den Starrſinn überwinden.
Die Probe thut mir wohl, ſie giebt mir Muth zur Eh',
Dem böſen, böſen Ding, dem ich entgegen geh'.
„Der Mann ſoll ſeyn dein Herr!" Es iſt recht gut geſprochen;
Doch lieb' ich Gleichgewicht, und Macht durch Macht gebrochen.
Der Mann hat unſer Ohr, es hört, was er befiehlt;
Doch unſer iſt ſein Aug', wir lächeln, und — er fühlt.

Daß doch die Anſicht mir nicht zeitiger gekommen!
Bot' er das Zimmer jetzt, jetzt würd' es angenommen.

Siebente Scene.

Roſalie. Fritz durch die Hauptthür.

Fritz.

Mamſell, mein Schutz und Schirm wird freundlich offerirt.

Roſalie.

Bedarf ich deſſen?

Fritz.

Ja. Die Tant' iſt deſertirt.

Roſalie.

Wohin?

Fritz.

Zu meinem Ohm.

Roſalie, ſtutzt ſtutzend.

Zu Ihrem —? Was Sie ſagen!

Fritz.

So ſcheint's. Ich ſtieg hinab, Sie bei ihr zu verklagen.
Sie ſtand am Wagen noch, und packte fleißig aus,
Da ſtürzt, halb athemlos, ein Domeſtik in's Haus,
Und als er mit dem Blick den Wagen hat gemeſſen,
Fragt er die Tant', ob ſie es iſt, die d'rin geſeſſen.
Sie fragt: Warum? Er ſagt: auf Ordre ſeines Herrn,
Ein Fremder ſei bei ihm, und dieſer wüßt' es gern,
D'rum hab' er vollen Lauf's der Kutſche folgen müſſen,
Bis ſie gehalten hab', um das Logis zu wiſſen.
Drauf frug die Tante nach des fremden Herrn Geſtalt,
Und als ſie hört', er ſey beträchtlich dick und alt;
Befahl ſie auf der Stell', ein Tragehaus zu holen,
Und mir, inzwiſchen, ward die ſchöne Nicht' empfohlen.

Roſalie.

In der Erzählung iſt Lebendigkeit und Licht,
Ich ſeh' die Handelnden, nur Ihren Onkel nicht.

Fritz.

Das iſt der dicke Herr.

Roſalie.

Der Satz wär zu erweiſen.

Fritz.

Er folget mittelbar aus jetz'ger Art zu reiſen,
Weil's nirgends ſicher iſt; ſo läßt man's Geld zu Haus,
Und ſteiget beim Banquier gleich, wenn man ankommt, aus,
Um ſeine Wechſel in Dukaten umzuprägen,
So auch mein Onkel. Sein Banquier iſt Herr von Seegen,
Und der Bediente, der dem Wagen nachgerannt,
War von demſelben Herrn, dem Seegen, ausgeſandt.
Mithin iſt klar, mein Ohm kennt Ihre liebe Tante,
Und ſie kennt ihn, und wir ſind nahe Anverwandte.

Roſalie, halb für ſich.

Es wär doch ſonderbar.

Fritz.

Oh im geringſten nicht:
Verwandte zanken ſich am leichtſten, wie man ſpricht.

Roſalie,

ſich raſch zu ihm wendend.

Sind Sie —?

Sie ſtockt und wendet ſich langſam von ihm.

Fritz

hat eine kleine Verbeugung gemacht, wie man pflegt, um eine Frage anzuhören; als er ſieht, daß Roſalie ſich wieder weggewendet, ſagt er:

Ich bin, Mamſell.

Roſalie, für ſich.

Ihn nach dem Namen fragen?
Das ziemt der Wach' am Thor, nicht mir.

Fritz.

Sie wollten ſagen? —

Roſalie.

Ich? Nichts.

Fritz, für ſich.

Was hat ſie denn?

Roſalie, für ſich

Wer nach dem Namen fragt,
Hat die Verbindlichkeit, daß er den ſeinen ſagt,
Und weiß ein Fremder den; ſind wir in ſeinen Händen.

Friz.

Ich bitte, ſchönes Kind, die Frage zu vollenden.

Roſalie.

Ich weiß fürwahr nicht mehr —

Friz.

Sie fragten, ob ich ſei—?

Roſalie, zerſtreut.

Nun, fahren Sie nur fort.

Friz ſieht ſie lächelnd an.

Zu ſeyn? Ich bin ſo frei.

Roſalie.

Ja, was ich fragen will —

Friz.

Nun?

Roſalie.

Sonderbar war's immer,
Warum beſtanden Sie ſo feſt auf dieſem Zimmer.

Friz.

Ich? Bei Seite. Will ſie's etwa nun? Das wär
mir doch zu kraus!
Dann wär ſie werth, ich räumt' es heimlich
wieder aus.

Roſalie.

So artig, als ich Sie — wiewohl zu ſpät — gefunden,
Begreif' ich nicht, warum Sie früher d'rauf beſtunden? —
Wenn's ein Geheimniß iſt —

Fritz.

Behüte Gott! Es ſteht
Auf offnem Markte da. Wer aus dem Bären geht,
Und auf No. 1. aus dem Zimmer ſchaut, hat's g'rade gegenüber.

Roſalie.

Was denn?

Fritz.

Den goldnen Hirſch.

Roſalie.

Den Hirſch?

Fritz.

Ja. — Wär er lieber
Im Mond, der goldne Hirſch.

Roſalie.

Was hat er denn gethan?

Fritz.

Nichts; doch ich seh' ihn stets mit Lust und Grauen an:
Denn über'm gold'nen Hirsch, der glänzend prangt im Blauen,
Wird heut noch meine Frau aus einem Fenster schauen.

Rosalie, erkünstelt.

Frau?

Fritz.

Frau! und Hirsch, Hirsch, Hirsch!

Rosalie, hingeworfen.

Sind Sie schon lang vermählt?

Fritz.

Ich — die Geschicht' ist werth, daß man sie ganz erzählt.
Mein Ehstand ist so kurz — noch kürzer ist unmöglich —
Und dennoch find' ich ihn schon schwer, fast unerträglich.

Rosalie, für sich.

Er ist es nicht.

Frik.

Mein Ohm — er iſt ein reicher Mann,
Und nahm an Kindesſtatt mich Elternloſen an.
Das war kein Unglück, doch es kam noch nachgezogen;
Denn als ich liebefrei die Mündigkeit erflogen,
Da ſprach er: „Lieber Frik —“ das iſt mein Name.

Roſalie, wieder aufmerkſam.

So?

Frik.

„Mach' mir, wenn du mich liebſt, die alten Tage froh,
„Vermähle dich mit der, die ich dir auserſehen.“ —
Mamſell! Mir drang der Schreck vom Haupt bis in die Zehen:
Denn wie ein Onkel wählt, war leider mir bekannt.
Indeß der meine gab ſein Ehrenwort zum Pfand,
Die Braut wär wunderſchön. Das minderte mein Grauen,
Ich gab das meinige, das Mädchen zu beſchauen.

Roſalie, wieder gleichgültig.

Nun, und was fanden Sie?

Fritz.

Nichts.

Roſalie.

Nichts!

Fritz.

Der alte Mann
Hangt in der Liebe dem Syſtem der Neuern an.
Er kann den langen Weg vom Gruß zum Kuß nicht leiden,
Und meint, der erſte Blick muß unſre Wahl entſcheiden.
Er ſprach: „Du biſt noch frei“ — und darin hatt' er recht,
Denn ich — verzeihen Sie — war nie für Ihr Geſchlecht.
„Ich werde,“ ſprach er, „ſie dir einſt vor Augen führen,
„Wo du's nicht denken wirſt; ein Blitzſtrahl wird dich rühren,
„Und eh' du dich beſinnſt; ſo biſt du kopulirt.“
Hierauf beſchrieb er ſie, und dann ward ſtipulirt,
Daß, wenn ich ſie ſo ſchön, als er ſie malte, fände,
Und wenn ich ihr gefiel, der Prieſter uns verbände. —
Seit dieſem Augenblick bin ich vermählt.

Roſalie.

Wie das?

War ſie zur Stelle gleich?

Fritz, auf ſeine Stirn deutend.

Hier! hier, ohn' Unterlaß.
Mamſell, Sie glauben's nicht, wenn man daran nicht denket,
Und nun ein Onkel uns den innern Sinn d'rauf lenket,
Wie das uns drängt und treibt, bei Tage wie bei Nacht,
Und wie's uns heut entzückt, und morgen bange macht.

Roſalie.

Wovor denn bang?

Fritz, lebhaft.

Wovor? Daß Gott erbarm! Vor Ketten.
Kann ich vor ſchöner Frau den eignen Willen retten?
Ein Blick, ein Händedruck, ein Lächeln, wie es hier
Um dieſe Lippen ſchwebt; ſo iſt's geſchehn mit mir.

Aufrichtig ſeufzend.

Ach! ich bin ſchrecklich ſchwach!

Roſalie, bei Seite.

In Wahrheit, eine Klage,
Die für ihn einnimmt.

Fritz.

Iſt's nicht eine wahre Plage?
Mann iſt doch Mann, iſt Herr, hat ſeine Rechte im Haus;
Was thut man, ſetzt die Frau den Kopf auf?

Roſalie, lächelnd.

Man geht auf,
Und wenn man die Allee wohl auf wohl ab gemeſſen;
So kommt man ſtill zurück, ſetzt freundlich ſich zum Eſſen,
Und thut, als hätte man kein Wäſſerchen getrübt.

Fritz.

Und ſie?

Roſalie.

Sie thut, was ſie vorher gethan, ſie liebt.

Fritz,

mißt ſie mit vergnügten Augen.

Wo haben Sie das her, Mamſell?

Roſalie.

Von meiner Tante.

Fritz.

Es iſt recht gut, ſo weit. Allein man hat Bekannte,
Ein junges, led'ges Volk, mit dem man ſich vermaß,
Man werd' als Eh'mann einſt — wie man nun ſpricht beim Glas!
Das iſt ſein eigner Herr, iſt müſſig, macht Beſuche,
Und wenn's Pantoffeln merkt; ſo lacht es hinter'm Tuche,
Und foppt und ſtichelt dann, und ziſchelt ſich in's Ohr.
Das alles ſtell' ich mir im Geiſt lebendig vor.

Roſalie.

Nun, wenn's noch nicht geſchah; ſo kann man's ſchon ertragen.

Fritz.

Iſt Furcht nicht ſchlimmer oft, als Noth? Ich fühl' die Plagen
Des Ehſtand's im Voraus, eh' ich noch bin getraut.

Roſalie,

höchſt erſtaunt und angelegentlich.

Wie? Sie ſind nicht —?

Frik

lacht über Roſaliens Irrthum.

Ich hab' noch nicht einmal die Braut —!
So was man haben nennt! — Ich gab's ja zu vernehmen,
Daß aus dem Kopfe nur mir Frau und Hirſch nicht kämen.
Zwar denk' ich mir dabei auch viel, was mich beglückt,
Doch quält im Traum die Angſt mehr, als die Luſt entzückt.

Roſalie, bei Seite.

Wie das mich überraſcht!

Frik, den Blick auf ihr.

Das ſcheint ſie gern zu hören.

Roſalie, für ſich.

Er iſt's am Ende doch!

Frik, für ſich.

Schön iſt ſie, bei Cytheren!

Roſalie, innig zu ſich ſelbſt.

Ich glaub', ich wär' ihm gut.

Frik, für ſich.

Die herrliche Geſtalt!

Roſalie, dubitirend.

Der Nam' entſchied es gleich.

Fritz, für ſich.

Da bleibt ein Greis nicht kalt.

Roſalie, für ſich.

Und warum zaud're ich, ihn mit Schick darnach zu fragen?

Fritz, für ſich.

Das Bischen Eigenſinn ließ ſich zur Noth ertragen.

Roſalie, für ſich.

's iſt faſt, als ſcheut' ich mich zu hören, er ſei's nicht.

Fritz, für ſich.

Ein Wort iſt nur ein Hauch, es knackt nicht, wenn man's bricht.

Roſalie, für ſich.

Er ſchrint ein gut Gemüth, das Sanftmuth konnte leiten.

Fritz, für ſich.

Der Onle läßt ja ſonſt ſich mit Vernunft bedeuten.

Roſalie, für ſich.

Und ſanft, das bin ich oft. Nur wenn man mich erhitzt,
Lad' ich elektriſch aus, und der Conductor blitzt.

Fritz, bricht laut aus.

Verdammt! Ich wollte, daß —!

Roſalie.

Was wollten Sie, mein Lieber?

Fritz.

Ich wollte, holdes Kind, Sie wohnten gegenüber.

Roſalie.

Im Hirſch? Wie war's damit? Mich dünkt, wir kamen ab.

Fritz.

Ich fand ein Stückchen Brief — laß ſehn, ob ich's noch hab? —
Ein Stückchen Brief — mein Ohm verlor es auf der Reiſe,
Er ging Berg auf zu Fuß, ich fand's im Wagengleiſe —

Findet es in einer Taſche.

Da iſt's! — Darinne ſteht: „Wenn nichts entgegen trifft,
„So bleibt es feſt dabei —"

Roſalie,

welche ſich genähert und hineingeſehen.

Es iſt der Tante Schrift!

Fritz.

„Ich treffe mit dem Kind —“ hier kommen Parenthesen,
Die halb zerriſſen ſind, und nicht mehr gut zu leſen —
„Wir treffen, um den Fritz von Angeſicht zu ſchaun,
„Im goldnen Hirſch ein — er war ehemals nur braun,
„Allein der Luxus ſteigt in den geringſten Dingen —
„Alſo im Hirſch. Bevor wir ſie zuſammenbringen,
„Kommſt du allein zu mir, damit wir —“ Hier iſt's aus.

Er drückt das Papier verdrießlich zuſammen und ſteckt es ein.

Braun oder golden, 's iſt ein recht verdammtes Haus!
Der Thorweg lauert auf wie eine Rattenfalle,
Und ruft mir hämiſch zu: Hier iſt die Freiheit alle.

Roſalie.

Beruhigen Sie Sich.

Fritz.

Hat ſich was ruhig ſeyn!

Roſalie.

Der goldne Hirſch nimmt heut nicht Einen Fremden ein.

Fritz.

Warum?

Roſalie.

Wir hätten ſelbſt Quartier darin genommen,
Allein es hieß am Thor, der Kronprinz ſei gekommen,
Und in dem ganzen Haus ſei nicht ein Winkel leer.

Fritz.

Was hilft mir das? Es giebt dergleichen Häuſer mehr,
Und Onkel findet ſie, wo ſie auch mag logiren.

Roſalie.

Ei nun, ſo ſehn Sie hin, ob Sie der Blick wird rühren?

Fritz,

mit Beſtreben ſich zu erklären.

Er — hat mich ſchon gerührt.

Roſalie.

Wo denn?

Frik, ohne ſie anzuſehen.

Sie fragen noch

Sie ſehn's ja brennen.

Roſalie.

Ei, ſo löſchen Sie es doch

Frik

ſieht ſie an und will ſprechen, glaubt aber wendet er ſich wieder ab und ſagt:

Wer's angezündet hat, mag auch das Waſſ
tragen.

Roſalie.

Nun ja! Nur ſeh' ich nicht, warum Sie m
das ſagen?

Frik, tobbrütend.

Warum? Das ſehn Sie nicht? Sie — Tod d
Männerruh!

Sie ſchleuderten den Blik, und donnerte
dazu.

Ab durch die Hauptthür.

Achte Scene.

Rosalie.

Er ist's. — Er muß es seyn! — Wie herrlich sich das findet!
Lauf nur, es brennt schon fort, wenn's einmal hat gezündet!
Und in der That, es hat: denn auf die Stirn.
hier verlosch das Licht.
Er traf im Scherz den Punkt, und sieht die Wahrheit nicht.
Verwandt sind in der That sein Ohm und meine Tante,
Und wirst wir werden wohl noch nähere Verwandte,
Weil es denn einmal der Verwandten Meinung ist.
Du hast ein trotzig Blut, mein lieber Frisch, du bist
So schwach nicht, als du sagst; doch kann der Blitz dich rühren,
So kann dich auch das Aug', aus dem er kam, regieren.

Neunte Scene.

Rosalie. Fritz.

Fritz

ist langsam hereingekommen, hat Rosalien sich gegenüber gestellt, und einige Mal vergebens versucht, sie anzureden, dann mit Gemisch von Unruhe und Verdruß:

Ach, Gott!

Rosalie.

Was seufzen Sie?

Fritz.

Weiß nicht. Mir ist nicht wohl.

Rosalie, halblaut.

Mir recht wohl.

Fritz, für sich.

Ob ich geh', und meinen Onkel hol'?

Rosalie, für sich.

Ob er's nicht endlich merkt!

Fritz, für sich.

Er wird auf's Wort bestehen,
Allein es ist umsonst, ich mag sie gar nicht sehen.

Roſalie, für ſich.

Ich warte, bis er ſpricht.

Frik tritt vor ſie.

Mamſell! 's iſt lächerlich,
Allein 's iſt dennoch wahr!

Roſalie.

Was?

Frik.

Ich bin nicht mehr ich.

Roſalie.

Wenn Sie was Beſſ're's ſind; ſo hat das nichts zu ſagen.

Frik.

Ich bitte Sie recht ſehr, mich nicht mit Witz zu plagen.
Sie wiſſen, was mir fehlt.

Roſalie, ohne aufzuſehen.

Sie haben mir's vertraut.

Frik.

Nun?

Roſalie, wie vorhin.

Nun — ich hört' es gern.

Fritz, leb.

Ja?

Roſalie.

Aber — ich bin Braut.

Fritz,

indem er ſich von ihr wendet, leiſe ärgerlich.

Ey ſchlag das Wetter drein!

Er kommt zurück, und tritt vor ſie.

Läßt ſich das Ding nicht wenden?
Halb bin ich auch verliebt. — Wenn wir ein Mittel fänden!
Wen man darinne traut, was kümmert das den Dom?

Roſalie.

Die Tante würde böſe, Sie reizen Ihren Ohm.

Fritz.

Thut nichts.

Roſalie.

Ich bin nicht reich.

Fritz.

Thut nichts!

Roſalie.

Ich hab' Capitain

Fritz.

Ein Bach, der rauſchen ſoll, muß über Steine fließen.

Roſalie.

Mir fehlt Gelaſſenheit.

Fritz.

Sie ſind auch zürnend ſchön.

Roſalie.

Ich kenne Sie noch nicht.

Fritz.

Sie haben mich geſehen;
Ich tauge wenig, doch dieß wenige liegt offen.

Roſalie, lächelnd.

Ei nun, zur Noth wär's ſchon genug.

Fritz, dringend.

So darf ich hoffen?

Roſalie.

Der Hoffnung geben Sie in Gottes Namen Raum;
Allein, mein Freund, die Eh' iſt nicht die Eh' im Traum.

Fritz.

Traum oder Raum, nur bald: denn bald heißt doppelt schenken.

Rosalie.

Nun, wenn die Tante kömmt, so wollen wir's bedenken.

Sie will in No. 1., findet es verschlossen, und wird bei dem Versuche, es zu öffnen, ungeduldig.

Mein Gott, was ist denn das? Verschlossen ist die Thür.

Wer schloß mein Zimmer ab?

Fritz,

verlegen, deutet auf No. 1.

Mamsell, Sie wohnen hier.

Rosalie.

Wie? Hier?

Fritz.

Ich will's gestehn, es hätt' mich bald verdrossen

Vorhin — Sie wissen ja — ich — ich hab' zugeschlossen.

Rosalie.

Was haben Sie?

Fritz, verbittend.

Es war ja doch einmal Ihr Will',
Obschon —

Er stockt.

Rosalie.

Obschon?

Fritz.

Wenn gleich —

Rosalie, ungeduldig.

Ich bitte, seyn Sie still,
Ich bin au fait. 's war Trotz! Sie wollten es erzwingen,
Obschon ich nein gesagt, mich dort hineinzubringen,
Nicht?

Fritz.

Ich — Sie wissen schon, ich träumte von der Eh';
Mir war, als ob die Braut, die Hirschbraut, vor mir steh',
Und da — da wollt' ich mich ein klein, klein Wenig üben.

Rosalie, scharf.

Schön! setzen wir das fort, mein Herr!

Fritz, ſchüchtern.

Wenn Sie belieben —

Roſalie.

O ja; doch umgekehrt. Den Schlüſſel bitt' ich.

Fritz, verlegen.

Wen?

Roſalie.

Den Schlüſſel.

Fritz.

Schlüſſel?

Roſalie.

Ja.

Fritz.

Wo hab' ich —? Bei Leute. Das wird ſchön!
Wenn ſie die Wirthſchaft ſieht, wird ſich ein Sturm erheben —

Roſalie.

Nun? werden Sie mir bald den Stubenſchlüſſel geben?

Fritz.

Hier iſt er, Liebe, hier.

Roſalie, ſchlägt ihn aus.

Nein, Wer hat zugemacht?
Sie! Alſo — öffnen Sie!

Fritz ſchließt auf.

Da! — Bei Seite. So weit wär's vollbracht.

Roſalie

kehrt aus No. 2. gleich zurück.

Abſcheulich! Sind Sie toll? Die ſchmutz'gen Mantelſäcke?
Der lederne Geruch? Wo iſt denn mein Gepäcke?

Fritz.

Das pappene Gepäck? Dem Goldhirſch vis-à-vis.

Roſalie, in der Thür von No. 1.

Oh, Sie Abſcheulicher! Sie Ungethüm, Sie Sie!
So ſehn Sie doch nur her, das liegt wie Kraut und Rüben.

Fritz, für ſich.

Jetzt gilt's, in der Geduld des Eh'manns ſich zu üben.

Roſalie führt ihn hin.

Auf meinem Sommerhut' der Tante Regenrock,
Die Kopfzeugſchachtel auf der Spitze, wie ein Pflock!

Fritz.

Ich hab's dem Kutscher doch gesagt!

Rosalie.

Es ist zum platzen!
Dem Kutscher! Seid' und Flor in solche Bärentatzen!
Geschwind, das alles muß aus diesem Loch heraus.

Sie eilt in No. 1., kommt sogleich mit einigen Mänteln und andern Sachen zurück, und läuft behend über das Theater in No. 2., inwendig schreit sie, über einen Mantelsack stolpernd.

Au! der verwünschte Sack! Hinaus mit dir, hinaus!

Der kleinere Mantelsack kommt sogleich auf die Bühne geflogen. Unmittelbar d'rauf schleppt sie emsig den größern heraus bis mitten auf die Bühne.

Du auch fort — fort — fort! fort! Du Reiseungeheuer.

Fritz, für sich.

Bös ist sie, das ist wahr, allein sie hat doch Feuer.

Rosalie

sich beruhigend, am Ende sehr geläufig und vertraulich.

Nun ist mein Zimmer leer. Nun räumen Sie mir das
Hinüber, guter Freund, ich hol' ein Räucherfaß.

Iſt der Geruch hinaus von den fatalen Häuten;
So bin ich wieder gut. — Der türk'ſche Schawl — den breiten
Sie über'n Stuhl, mein Kind; der Hut wird mit dem Band
Am Spiegel aufgehängt, der Mantel an die Wand;
Die Käſtchen allzumal rangirt in eine Ecke,
Und nehmen Sie den Fuß nicht etwa für die Decke;
Dort, die Toilette wird am Henkel angefaßt,
Ich denke, daß ſie auf das Pfeilertiſchchen paßt;
Am Fenſter laſſen Sie die grünen Rollen nieder,
Inzwiſchen komm' ich mit der Räucherpfanne wieder,
Und was nicht fertig iſt, das machen wir vereint,
Denn — ſind Sie nicht mein Mann; ſo ſind Sie doch mein Freund.

Läuft ab durch die Hauptthür.

Zehnte Scene.

Frih.

Nun, wär' ich der nicht gut, hätt' ich ein Herz von Kieſel.
Sie iſt doch allerliebſt! Behend wie eine Wieſel,
Und feurig, wie mousseux, und doch ein gut Gemüth,
Und freundlich, lieblich, wie im Lenz die Roſe blüht.
Wenn die nun auch einmal befiehlt, anſtatt zu bitten,
Ein Mal in jeder Woch', ein paar Mal, wird's gelitten.
Aus Gut und Uebel miſcht ſich alles in der Welt.
Was iſt ein ſchönes Weib? Ein Uebel, das gefällt.
Doch wird der Onkel wohl — ? 's läßt ſich beinah nicht hoffen.
Ein Mädchen, das ich hab' im Gaſthof angetroffen!
„Wer iſt ſie? Hat ſie was?“ Was ſprech' ich, wenn er fragt?
Und wenn er vollends mich mit der Bewußten plagt —

Ich lieb' ihn, ich verſprach's; mach' ich mein Wort zur Lüge? —
Ach was! ich will ſchon ſehn, wie ich's zuſammenfüge.
Mit überlegen wird nichts, als die Zeit verſäumt,
Und billig wird ſie bös, hab' ich nicht aufgeräumt.

In der Thür von No. 1.

's iſt eine Menge Zeugs, hätt's nicht geſucht im Wagen;
Doch Pappenſchachteln kann man viel auf einmal tragen.

Ab in No. 1.

Eilfte Scene.

Roſalie mit der Räucherpfanne.

Folgt er? Ja. Er iſt d'rin. Er kramt, er räumet aus.
Des Mann's Gehorſam iſt la bonne odeur im Haus.
Ein wenig langſam geht's, indeß das wird ſich finden.
Wie träg ein Mann auch ſei, er taugt doch — Zwirn zu winden.

Ab in No. 2.

Zwölfte Scene.

Fritz

kommt mit einem hohen Thurm übereinander gesetzter Pappenkasten und Schachteln, den er vor sich her trägt; er hat (was der Zuschauer anfangs nicht bemerken kann) einen altmodischen Reisehut der Tante auf dem Kopf, eine dergleichen Enveloppe um die Schultern, Rosaliens Hut an einem, und ihren Schaul über dem andern Arm hängen; im Gehen deklamirt er im Coripheentone.

Was ist leicht, und was ist schwer?
Diese Kästchen scheinen leer;
Doch der Schatz darin
Zieht des Mannes Sinn
Nieder und nieder mit Centnergewalt;
Sieht er des Mahnbriefs verhaßte Gestalt.

Er stolpert über den Mantelsack, der Thurm stürzt ein, aus einer Schachtel fallen Briefe.

Verdammt! da liegt der Schatz! Das hab' ich gut gemacht.
Eh' ich das reparir', wird's drei Mal Tag und Nacht.

Er wirft Enveloppe, Schaul u. s. f. bei Seite.

Weg' das! Den Reisehut abnehmend. Der Tante Hut! Nun, besser ist er immer,
Als jetzt die Hüte sind von unserm Frauenzimmer.

Hoch, wie zu Babylon, wird das empor gebaut,
Daß man im Schauſpiel nichts vor Hutgebirgen ſchaut. —
Und hier zum Unglück auch 'ne Schachtel mit Papieren!
Wer wird auch ſo etwas in Schachteln mit ſich führen!

Er ſucht die Briefe auf. Rosalie lauſcht.

Das muß geſchwind hinein, man könnte denken, ich —

Lieſt eine Adreſſe.

„An Frau von Roſenberg.“ — Was Teufel, irr' ich mich?
Das iſt des Onkels Hand.

Er ſieht in den Brief und lieſt murmelnd.

Da ſteht von mir was d'rinne:
Das muß ich leſen, das.

Er ſetzt ſich auf den Mantelſack.

„Er iſt von leichtem Sinne,
„Kind am Gemüth, allein — am Geiſt ein reifer Mann.“

Geſchmeichelt.

Der Daus! — „Roſalie gäb mit ihm ein gut Geſpann.
„Die Mädchen von bon ton, die blaſſen, nervenſchwachen,

„Arm kann ihn jede, doch nicht Eine glücklich machen.“

Wohl wahr! Das lebt ja nur, wenn man's maguetiſirt,

Und ew'ge Krankheit iſt's, womit es kommandirt.

„Roſalien muß er ſehn, das kräftige Gemüthe

„Im kerngeſunden Leib, und weißt du, was ich riethe?

„Der junge Wildfang iſt noch neu auf Amors Birſch,

„Schnell muß es, wie ein Blitz —“ Stutzt Blitz? — Springt auf. 's iſt die Braut vom Hirſch!

Wie Teufel kommt der Brief — ? Ach Gott! ich groſſer Sünder!

Nun manchmal ſeh' ich doch nicht beſſer, als ein Blinder.

Roſalie, Tant' und Ohm, Blitz, Kronprinz, Hirſch und Bär' —

Licht wär nicht Licht, wenn die nicht die Beſtimmte wär!

Der Onkel hatte recht, das kam auf Einem Male!

Dreizehnte Scene.

Fritz. Roſalie die Räucherpfanne noch in der Hand.

Roſalie.

Nun? Sind Sie fertig?

Fritz.

nimmt ihr die Pfanne ab.

Ah! ſieh da! die Opferſchaale!

Er ſetzt ſie auf den Mantelſack, den er, wenn er dazu eingerichtet iſt, aufrechtſtellen kann.

Das ſoll der Altar und dies Hymens Tempel ſeyn —

Wer ſind Sie? Wiſſen Sie's?

Roſalie.

Ich denke.

Fritz.

Sie ſind mein.

Roſalie.

Das iſt noch weit im Feld.

Fritz.

Nein, nein! Hier ſteht's geſchrieben,
Daß wir uns paſſen, und daß wir uns ſollen lieben.
Sie ſind es, die im Hirſch logieren ſollte.

Roſalie.

Ei!

Fritz.

Roſalie heißen Sie.

Roſalie.

Das iſt mir nicht ganz neu.
Allein was haben Sie für Unfug angefangen?

Fritz.

Zu meinem Glück iſt hier die Schachtel aufgegangen.

Roſalie.

Den Augen, dünkt mich, kam das früher zu.
Auf die Stirn zeigend. O Fritz!!

Fritz.

Sie ſahn in dieſe da, mich blendete der Blitz,
Und der Gewitterſturm betäubte mir die Sinnen.

Roſalie.

Der Sturm, mein Lieber, wird noch manches Mal beginnen,
Bedenken Sie es wohl!

Fritz.

Hab' alles ſchon bedacht.
Ich ſah, daß nach dem Sturm die Sonne ſchöner lacht,

Und daß die Wolken lang' auf dieſer Stirn
nicht ſtehen.
Kurz, wenn Sie wollen, Kind; ſo wird das
Ding ſchon gehen.

Roſalie.

Nun denn! es ſei gewagt, Sie — drollige Perſon.
Wir tragen's wenn's nicht geht, das lehrt
das Sprichwort ſchon.
Die Vorübung war kurz, doch kann ſie Nutzen
geben.
Sich ſtreiten lerne man, wenn man will einig leben.
Für Freiheit, Huldigung und Macht und Gleich-
gewicht
Schlägt und verträgt man ſich, befeſtiget und bricht.
Des Krieg's und Friedens Spiel, das wechſelnde,
wird immer
Und ewig wiederholt, im Welttheil, wie im
Zimmer.
Der Streit ernährt die Kraft; der Haß nur
iſt verdammt,
Der in der Bruſt, wie in der Welt, verzeh-
rend flammt.
Die ernſte Nacht erſcheint; Aurora wird ſie lichten.
Die Streng' erregt den Zwiſt; die Liebe
ſoll ihn ſchlichten.

Ende.

Nachſchrift.

Der Thurm aus Schachteln und Pappenkäſten kann ſo gebaut werden, daß in der Gegend des Mundes eine Oeffnung bleibt, durch welche Iris die Coryphaenverſe, wie durch ein Sprachrohr, ſpricht. Die Schachtel mit den Briefen wird ohne Deckel zwiſchen die übrigen geſetzt, damit das Herausfallen der Papiere nicht verunglücken könne.

Die Onkelei

oder

das franzöſiſche Luſtſpiel.

Luſtſpiel in Einem Aufzuge.

Perſonen.

Freiherr von Hohenburg.
Eduard von Wild, ſein Neffe.
Mathilde von Sitten, deſſen Frau.
Henriette von Helm.
Hauptmann von Hold.

Ein Zimmer in Hohenburg's Landhauſe, mit drei Thüren

Erſte Scene.

Henriette, Mathilde und Wild treten durch die Hauptthüre ein.

Mathilde.

Auch hier kein Menſch?

Henriette.

Kein Menſch.

Wild.

Das iſt doch ſonderbar.

Henriette.

's iſt ein verwünſchtes Schloß, des Onkels Haus, fürwahr!
Doch, weiter nur! Der Prinz wird ſicherlich gefunden,
Vom Zaub'rer-Podagra im Lehnſtuhl feſt gebunden.

Sie geht nach der Seitenthür rechts.

Wild hält ſie zurück.

Halt, Liebe, das geht nicht. Die tiefe Still' im Haus

Macht mich beſorgt, es ſei bald mit dem Oheim aus.
Ich geh' allein zu ihm; die muntre Henriette
Iſt nicht auf ihrem Platz an einem Sterbebette.

Henriette.

Er ſoll ſo krank nicht ſeyn! Wo blieb denn ſonſt der Spaß?
Das Faſtnachtsquiproquo? das Siegreiflustſpiel? das —
Wie nannten Sie's doch all'? — Kurz, was Sie uns verhießen,
Wenn mit dem alten Herrn wir Sie nur machen ließen,
Und ſtets zu Ihrem Horn die zweite Stimme blieben.
Die Tonart bitt' ich mir, den Takt, die Noten, aus.

Wild.

Geduld! Sie ſehn —

Henriette.

Ich ſeh', Sie ziehn die Stirn gar traus.

Wild.

Aus Sorge, daß zu ſpät wir zu dem Luſtſpiel kamen.
Indeß — verſchweigen Sie nur ſorgſam ihre Namen,

Und du, Mathilde, gieb den Frauenſtand nicht kund.
Ich komme gleich zurück.

Er geht in die Seitenthür rechts.

Zweite Scene.

Henriette. Mathilde.

Henriette.

Das iſt mir doch zu rund;
Man weiß mit dem Verſtand es nirgends anzufaſſen.

Mathilde.

Da iſt kein andrer Rath, als daß wir's laufen laſſen.

Henriette.

Du weißt darum, geſteh's!

Mathilde.

Ach Gott! Wir ſind in Noth.

Henriette.

Wie ſo?

Mathilde.

Des Oheims Wunſch, daß noch vor ſeinem Tod
Mein Mann vor dem Altar zur Gattin dich empfange —

Henriette.

Der Oheim iſt ein Narr mit Tod und Heirath.

Mathilde.

Lange

Lebt er nicht mehr.

Henriette.

Ich ſeh', daß Ihr ihn noch nicht kennt;
Sein Zeitvertreib war ſtets Krankheit und Teſtament.
Schrieb er von Krankſeyn Euch; ſo giebt's noch nichts zu erben,
Wenn er geſund ſich nennt, dann kommt, dann wird er ſterben.

Mathilde.

Mein Gott, er lebe doch, ſo lang' es ihm beliebt;
Wenn er dem Neffen nur den dummen Streich vergiebt.

Henriette lacht

Den dummen Streich, daß er zum Weibe dich erwählte?

Mathilde.

Warum nicht gar? daß er dem Oheim es verhehlte.
Das mein' ich.

Henriette.

That er das? Sieh' an, nun wird mir's klar,
Was er hier will mit mir. Er will beim Ohm — nicht wahr? —
Er will durch ſeine Frau mich aus dem Brete ſchlagen,
Und dann erſt will er ihm den Ungehorſam ſagen.

Mathilde.

Ach nein, das hälf zu nichts, der Alt' iſt feſt beſtimmt:
Er wird nicht Erbe, wenn er dich zur Frau nicht nimmt.
Dein ſel'ger Vater iſt ſein beſter Freund geweſen —

Henriette.

O ſtill! das kann man ja in jedem Luſtſpiel leſen;
Wär' ich ein Recenſent, ſo nennt ich's Onkelei,
Innig, mit Bezug auf ſich.
Die Liebe lob' ich mir, die Lieb' iſt ewig neu.

Mathilde,

welche dieſe Rede auf ſich deutet.

Hier, leider, iſt ſie arm auch.

Henriette.

Gar nicht; er hat Güter.

Mathilde.

Wer?

Henriette
schlägt sich vor die Stirn.

Ach!

Mathilde.

Mein Mann?

Henriette, lächelnd.

Ich komme von meinem Herzgebieter.

Mathilde.

Von deinem? Liebst du denn?

Henriette.

Ein wenig, ja, für's Haus;
Und — nun, du weißt's einmal, es fuhr mir so heraus.

Mathilde, neugierig.

Ei, Kind, so rede doch, erzähle die Geschichte.

Henriette.

Auch abgedroschen; nichts als eine Tant' und Nichte,
Und — Einquartirung, und ein junger, deutscher Held,
Der bei der Tante wohnt, der Nichte wohlgefällt,
Dann einpackt — Abschied nimmt —

Mathilde.

Herr Gott! Iſt er geblieben?

Henriette.

Nein, er iſt fortgereiſt, und hat noch nicht geſchrieben,
Ob ihm ſein Herr erlaubt, mein Unterthan zu ſeyn.

Mathilde.

Nun? Weiter!

Henriette.

Nun, vielleicht lief die Epiſtel ein,
Indeß ich mich von Euch durch Sand und wuſte Steppen
In dieß verwünſchte Schloß mit Extrapoſt ließ ſchleppen.
Wenn ich d'ran denke, brennt der Boden unter mir!
Macht, daß ein Ende wird, lang' bleib' ich Euch nicht hier.

Dritte Scene.

Die Vorigen. Wild tritt rechts aus der Seitenthür, und geht während der folgenden Reden halb außer sich im Zimmer hin und her.

Mathilde, ihn erblickend.

Mein Mann.

Henriette.

Ah! Nun, wie steht's?

Mathilde.

Wie ist's?

Wild.

Es ist geschehen!

Henriette.

Was denn?

Wild.

Es ist vorbei!

Mathilde.

Wie soll ich das verstehen?

Wild.

Aus ist's!

Henriette.

Womit denn, Freund?

Wild.

's iſt alles — alles hin!

Henriette hält ihn.

So ſtehn Sie doch nur ſtill!

Wild

ſchlägt ſich vor die Stirn.

Oh, daß ich reich nicht bin!

Mathilde.

Gott! Iſt der Onkel todt?

Wild, höhniſch.

Todt?

Henriette.

Hat er ausgelitten?

Wild, wie.

Nein, ſag' ich Ihnen, er — iſt auf die Jagd geritten.

Henriette, lachend.

Das hab' ich mir gedacht.

Wild.

Früh, mit dem Schlage Vier.

Henriette.

Ei nun, was thut's? er iſt um Mittag wieder hier,

Und — aber, Herr von Wild, Ihr unvernünfti

Nennen

Zeigt eine Urſach' an, die beide wir nicht kenne:
Den Alten hintergehn, das wollten Sie; do

wie?

Warum mußt' ich —? Heraus damit!

Wild.

Nun, hören Sie
Der Onkel hat den Plan, den albernen Gedanke
Daß ich und Sie ein Paar —

Henriette.

Mich ſchönſtens zu bedanken
Ich find' ihn albern ſelbſt.

Wild, verlegen.

Verzeihn Sie, ich — ich bin —
Am Montag — Er zieht ein Papier. — Dieſer Brief —
Mir iſt, wie krank, zu Sinn

Henriette.

Das merkt geſunder Sinn an Ihrem ganze

Weſen.

Der Brief?

Wild.

Vom Onkel.

Henriette

nimmt ihm denſelben aus der Hand.

Nun, ſo laßt den Brief uns leſen.

„Mein lieber Neffe! Du bist lieb mir wie ein Sohn.
„Mein Ende naht heran —“ Sie lache. — Langsam, seit funfzehn Jahren.
„Du sollst mein Erbe seyn, das weißt du lange schon,
„Dafern du Jettchen Heim“ — Gott wolle mich bewahren!
„Dafern du Jettchen Helm, eh' ich von hinnen muß,
„Als deine Braut mir bringst zu väterlichem Kuß.“
Der alberne Gedank' ist deutlich ausgedrückt.
„Nachschrift: Hat, wenn ihr kommt, der Tod mich schon entrückt;
„So schadet's weiter nichts“ — da hat er recht.
„Ihr wehnet
„Im neuen Gartenhaus, als wär' ich noch am Leben.
„Durch diesen Boten mußt du gleich mir Antwort geben,
„Sonst aber gieb ihm nichts, er ist schon abgelohnet.“

Den Brief zurücklegend.

Nun, und was gaben Sie zur Antwort?

Wild, mit zunehmender Verlegenheit.

Ich — ich schrieb,
Daß ich — daß Sie — daß wir — — Fräulein, mein Vater blieb,

Sie wiſſen es, vor Mainz, und ließ mir kein Vermögen;
Mathild' iſt ebenfalls —

Henriette.

Ich weiß; doch meinetwegen,
Was ſchrieben Sie?

Wild, ſtockend.

Ich ſchrieb —

Henriette.

Berichten Sie genau!

Wild.

Ich ſchrieb, Sie wären ſeit drei Tagen — meine Frau.

Henriette.

Ich?

Mathilde.

Biſt du toll?

Wild.

Den Brief muß er ſeit geſtern haben,
Und heute komm' ich an, — Mit Galanterie — den Sterbenden zu laben
Mit dem, was ſicher noch an Grabes Rand entzückt,
Mit Henriettens Reiz —

Mathilde, für ſich, wütet.

Er redet wie — verrückt!

Henriette.

Das war das Luſtſpiel, wo ich ſollt' improviſiren?

Wild.

Ja.

Henriette.

Warum gaben Sie's uns nicht zu memoriren?

Wild.

Ich muß geſtehn — die Scham — um zeitlich
Hab und Gut — —
Sie ſollten es für Scherz —

Henriette.

Was bös Gewiſſen thut!
Es iſt galant ſogar, es zwang Sie, mit Vertrauen
Auf eines Mädchens Witz, auf meinen Witz
zu bauen.

Mathilde.

Mich hätte dieſer Scherz nicht ſonderlich ergötzt.
Doch — wer ſollt' ich denn ſeyn?

Wild.

Die Freundin, die für jetzt
Mein junges Weib durchaus nicht von ſich laſſen
wollte.
So ſtellt' ich beid' ihm vor; ſo, dacht' ich Dumm-
hut, ſollte,
Was Spaß Euch ſchien, für mich der Erb-
ſchaftshebel ſeyn.

Henriette.

Der Tauſend noch einmal! der Plan war wun-
derſein.
Das Ding gefällt mir, Freund, wir wollen's
noch vollführen.
Ich bin die Frau von Wild, ſo lang' wir hier
logiren.

Mathilde.

Mein Kind, das will denn doch — des guten
Oheims Tod
Scheint noch entfernt zu ſeyn.

Henriette.

Da hab du keine Noth;
Er iſt von altem Schlag, ich bring' in wenig Tagen
Ihn dahin, daß er eilt, die Scheidung vor-
zuſchlagen.
Du, häuslich Täubchen, haſt bequemes Spiel dabei.
Spar dich, und du gewinnſt.

Mathilde.

Nun, das iſt auch nicht neu,
Und kann zum höchſten ein franzöſiſch Luſt-
ſpiel geben.

Henriette.

In Frankreich bin ich die Kunſt, die ſchwere, leicht
zu leben.

Frei, zierlich, rasch gespielt, *) gilt dort
für gut erdacht,
Und wer wie alle thut, der hat es recht gemacht.
So geben wir das Stück: ich die frivole Dame;
Du die Bescheidenheit, sanft, sittsam, wie dein
Name;
Sie reden kalt von Glück, von pflichtgemäßem
Schritt —
Es geht gewiß! Nur mir — mir fehlt ein
Requisit;
Woher soll auf dem Land der Cicisbeo kommen?

Mathilde, am Fenster.

Nun, diese Sorge hat der Onkel übernommen,
Er reitet eben ein, mit ihm ein Officier.

Henriette.

Jung?

Mathilde.

O ja.

Wild.

Nun wohlan! — Die Seitenthür links öffnend. —
Verhalten Sie Sich hier;
Die Exposition verträgt nicht viel Personen.

Die Frauen gehen in das Seitenzimmer.

*) Agir aux comédiens. Wer auf den Comödien hören muß (ich nenne das gern von unten spielen), der kann weder frei, noch zierlich, noch rasch spielen.

M.

Vierte Scene.

Wild allein.

Der Fremde wird doch nicht in meiner Gegend
wohnen,
Und wissen, wer mein Weib — Mich dünkt, sie
kommen. — Nein,
Der Fremd' ist nicht dabei, der Alte kommt allein.

Fünfte Scene.

Wild. Hohenburg.

Hohenburg, allein.

Wo sind die Kinder? Hier?

Er ruft ein.

Wild.

Herr Onkel!

Hohenburg, ihn umarmend.

Schatz, willkommen! —
Wo hast du deine Frau?

Wild.

Sie hat Besitz genommen

Hohenburg,
auf das Seitenzimmer links deutend.

Hier?

Wild.

Ja.

Hohenburg.

Schatz, das ist nichts. Ihr wißt ja, was ich schrieb:

Im neuen Haus.

Wild.

Recht schön; das Neue hat sie lieb; Sie macht nur vor der Hand ein wenig hier Toilette.

Hohenburg.

Wozu? Sie kennt mich.

Wild.

Wenn ich widersprochen hätte, So hätt' es Streit gesetzt.

Hohenburg.

Was? Streit mit ihrem Mann? Drei Tage nach —

Wild zuckt die Achseln.

Man trägt, was man nicht ändern kann. Ich bin recht glücklich sonst, und da's Ihr Wunsch gewesen;

So —

Hohenburg.

Nun, hab nur Geduld, will ihr's Kapitel lesen.
Sie war doch sonst nicht so. Ich habe sie gekannt
So groß — ein munter Kind, doch gut Herz und Verstand,
Und gut erzogen; denn die selige Mutter dachte
Wie ich —

Wild, unterbrechend.

Hm! Sie verzeihn ihr doch, Herr Ohm?
Sie brachte,
Obschon ich widersprach, noch eine Freundin mit.

Hohenburg.

Ich weiß, du schriebst mir's ja, ich billige den Schritt.
Der Herr von Sitten war ein alter, grader Degen.
Ich bin der Tochter gut, der braven Eltern wegen.
Auch ich hab' einen Gast mit in das Haus gebracht:
Erst fünf und zwanzig, doch schon drei Mal in der Schlacht;
Er hat an Rudenthal 'nen guten Kauf gemacht.
War' er kein Weiberfeind; so könnte ich's wohl fügen,
Für die Mathilde, hier 'nen reichen Mann zu kriegen.

Ein grundgeſcheiter Kerl. Fünf Stunden ritten wir
Zuſammen, auf der Jagd — er gränzt an mein Revier —
Er hat die Stunden wie Minuten mir vertrieben;
Nun iſt er bei mir, und wir trinken: Was wir lieben!
Ich hab' ihn öfter ſchon zu Tiſch gehabt, er —

Wild.

Recht;
Doch Ihr Befinden, Oheim?

Hohenburg, ſetzt ſich.

Schlecht, lieber Neffe, ſchlecht!
Gar keine Kraft mehr da. Juſt heute fühl' ich's wieder,
Es zieht ſo nach und nach mich in die Grube nieder.
'ne ſolche Mattigkeit durch alle meine Glieder —

Wild.

Die iſt kein Wunder nach fünf Stunden langer Jagd.

Hohenburg.

Ach, ſo 'ne Jagd macht nichts. Bin ſonſt nur ſo geplagt.

Wild.

Der Schlaf fehlt?

Hohenburg.

Nein, Gottlob, ich ſchlafe, bis es tagt.

Wild.

Der Appetit nimmt ab!

Hohenburg.

Kann nicht darüber klagen:
Zweihundert Auſtern gehn hinunter in den Magen,
Ich merk' es kaum.

Wild

ſtutzt verlegen und wendet ſich ab.

Hem! Hem!

Hohenburg

ſteht auf, und legt ihm die Hand auf die Schulter.

Lachs kann ich nicht vertragen,
Und pommeriſche Gans auch nicht. Da ſitzt der Hund!
Wenn ich d'ran denke, Schatz, ſo wäſſert mir der Mund,
Und da verſuch' ich's denn, und eſſ' mich kugelrund.
Das wird einmal mein Tod, du ſollſt mir's wieder ſagen.

Er ſteht auf.

Nun, wie der Himmel will! Ich war nie recht geſund,
Und Ein Mal muß der Puls zum letztenmale ſchlagen.

Sechste Scene.

Die Vorigen. Hold.

Hold.

Es fehlt dem Hunde nichts, Herr Nachbar.

Hohenburg.

Iſt mir lieb.

Vorſtellend.

Mein Neffe, Eduard Wild.

Wild, den Fremden erkennend.

Was? Hold, der Frauendieb?

Hohenburg.

Schatz, biſt du—?

Hold.

Wild? Der Mohr?

Sie umarmen ſich.

Hohenburg.

Mohr? Dieb? Was für Geſchwätze?

Hold

hält Wild nach den den Schultern, und ſieht ihm in's Geſicht.

Du biſt's!

Wild.

Neun Monat nicht geſehn!

Hohenburg.

Ihr kennt Euch, Schätzer!

Wild.

Im Frieden, wie im Feld, stets Brüder, stets vereint.

Hold.

Ja, bis auf Einen Punkt.

Wild.

Ist das der Weiberfeind, Herr Oheim? Der, den Sie heut' im Revier getroffen?

Hold, finster.

Was Weib heißt, haß' ich, ja.

Wild.

Du, Hold? Ich will nicht hoffen?

Hohenburg.

Warum nicht? Wenn er nun das Frauenvolk nicht mag?

Wild.

Der? Er verliebte sich ja vormals Schlag auf Schlag,
Und weil er heimlich zwei einst mit sich nahm auf Reisen,
Ward er bei'm Regiment der Frauendieb geheißen.

Hohenburg.

Schatz, hat die Sache Grund?

Hold.

Ein Pagenſtreich.

Hohenburg.

Ei, ei!

Hold.

Das alles iſt nun auch mit Einem Mal vorbei.

Hohenburg.

Mit Einem Mal? Wie kam's? Das müſſen Sie erzählen.

Hold.

Wie 's kam? Ich war ein Schöps, und wollte mich vermählen.

Hohenburg.

Schöps? Ei!

Hold.

So ſagt' ich, ja, ein jeder iſt's, der's thut,
Ein Schuft, der dazu räth!

Hohenburg lacht.

Gott's Blitz, das koſtet Blut!
Wir fordern Sie heraus auf Degen und Piſtolen;
Denn dieſer hat's gethan, und ich — ich hab's befohlen.

Hold, zu Wild.

Was? du haſt eine Frau? Das giebt ein Unglück.

Hohenburg.

Wie?

Hold.

Ein Unglück, ſag' ich, Herr; der Menſch erdroſſelt ſie.

Hohenburg, erſchrocken.

Herr Hauptmann!

Hold.

Der iſt ganz aus Eiferſucht gebacken.
Sah' Einer ſeine Schön' im Tanze freundlich an,
Der konnte rechnen d'rauf, er ſaß ihm auf dem Nacken.
Othello hieß er d'rum; Sie kennen doch den Mann?

Hohenburg.

Nein.

Hold.

Nun, er war ein Mohr, der ſeine Frau erſtickte,
Weil er bei'm dritten Mann ihr Taſchentuch erblickte.

Hohenburg.

Das war ja gräulich.

Hold.

Nein! den Weibern iſt's geſund;
So lang' das Odem holt, ſo lange lügt der Mund.

Hohenburg.

Sie ſind gewaltig bös.

Hold.

Hab's Urſach', Herr; ich liebte —

Wild, einfallend.

Jahr aus, Jahr ein.

Hold.

Nein, ſo nur ein Mal. Die betrübte Geſchicht' iſt gar nicht werth, daß man ſie wem erzählt.

Hohenburg.

Der Jäger ladet friſch, Herr Nachbar, wenn er fehlt.

Hold, trotzend.

Ich mag nicht. — Sehn Sie, Freund, ich wohnte bei der Tante,
Wir ſah'n uns täglich, und ſo nach und nach entbrannte
Die Lieb' in mir. Das ſchien dem Mädchen lieb zu ſeyn.

Und ich beſchloß: die wird — die, oder keine dein!
Wir waren völlig eins. Ich reiſ' auf meine Güter,
Und laſſ' ihr mein Portrait, und ihren Eid zum Hüter.
Die Wirthſchaft richt' ich ein, ſo recht nach ihrem Sinn,
Und wart' auf die Licenz, weil ich in Dienſten bin,
Und weil — 's iſt einmal ſo! die großen Herren wollen,
Daß wir ohn' ihre Gunſt nicht Athem holen ſollen. —
Am Sonntag kömmt der Wiſch; ich ſchreibe feierlich
An ihre Tante; die — ich denk', es rühret mich
Der Schlag! — Die Alte ſchreibt auf einem vollen Bogen,
Die Nichte ſei von ihr ſo gut wie weggezogen,
Es wink' ihr in der Mark ein unverhofftes Glück,
Und ſchwerlich komme ſie noch unvermählt zurück.

Wild.

Du armer Teufel!

Hohenburg.

Schatz, das war zum Haarausraufen.

Hold.

O, Gott behüte! die — Meineid'ge! Sie mag laufen!

Hohenburg.

Recht! Es giebt andre.

Hold, eigenſinnig.

Nein.

Hohenburg.

Genug.

Hold, ſteigernd.

Nein.

Hohenburg.

Bekre.

Hold, heftig.

Nein!

Hohenburg.

Wir wollen einmal ſehn, ich hab' den Zeug gar fein.

Er geht in das Seitenzimmer links.

Siebente Scene.

Wild. Hold.

Wild.

Hold, ſag' mir, biſt du's noch? Bei Gott, das iſt zum Lachen;
Im Leben ſah' ich dich nicht ſolche Mienen machen.

Du und die Liebe? Ach! 's iſt Eitelkeit und Trotz.
Woher kam' dir der Schmerz?

Hold.

Warum? Bin ich ein Klotz?

Wild.

Nein; doch du warſt ein Rohr, das, wie der Wind es beugte,
Sich flüſternd hin und her zu jeder Blume neigte.

Hold, verdrießlich.

Laß die Poeterei.

Kurze Stille.

Wild.

Wie lebſt du ſonſt?

Hold.

Erträglich.

Wild.

Viel Nachbarſchaft umher?

Hold.

Krautjunker.

Wild.

Spielt man.

Hold.

Täglich.

Wild.

Giebt's hübſche Mädchen?

Hold.

Nichts, als Bauermädchen.

Wild.

Nun,

Du warſt ja ſonſt nicht ſtolz.

Hold.

Ich ſag' dir, laß das ruhn!

Wild.

Du ſuchſt ein treues Herz; es ſchlägt vielleicht im Mieder.

Hold ſtampft mit dem Fuß.

Ich haſſe das Geſchlecht! Mich feſſelt keine wieder.

Achte Scene.

Die Vorigen. Mathilde.

Hold,

bei ihrem Anblick plötzlich umgewandelt, für ſich.

Blitz! — Begrüßend. — Unterthänigſter —

Mathilde.

Ergeb'ne Dienerin.

Wen hab' ich —?

Hold.

Hauptmann Hold.

Mathilde.

Viel Ehre.

Hold, heimlich zu Wild.

Wild, ich bin
Rein weg! Iſt's deine Frau?

Wild.

Die? Nein.

Hold.

Wer ſonſt?

Wild.

Mathilde
Von Sitten.

Hold.

Fräulein?

Wild.

Ja.

Hold,
ſich zu Mathilden wendend.

Ich nahe mich der Milde;
Den Sitten hold, die mich zum Handkuß laſſen.

Wild tritt dazwiſchen.

Halt!
Es iſt ein Feind, der naht.

Hold, heimlich zu Wild.

Halt's Maul, ich mach' dich kalt.

Wild, zu Mathilden.

Ich rathe, laſſen Sie die Zugbrück' eilig nieder;
„Er haſſet Ihr Geſchlecht, ihn feſſelt Keine wieder."

Mathilde, lächelnd.

So hört' ich in der Thür.

Hold huſtet.

Hem! Ein Gemeinplatz.

Mathilde.

Nein,
Sie ſchienen recht im Ernſt den Frauen bös zu ſeyn.

Hold.

Ich klagt' ein wenig, ja.

Mathilde, ſcherzend.

Der Kläger laſſe hören.
Die Richterin wird ihm ſein Recht umſonſt gewähren.

Weß klagen Sie uns an?

Hold.

Zuerſt: der Uebermacht.

Mathilde.

Ein ſichres Mittel iſt dagegen ausgedacht:
„Unſres Zaubers ſtrenge Feſſel bindet
„Nur den Sklavenſinn, der ſie verſchmäht.
„Mit des Mannes Widerſtand verſchwindet
„Auch des Weibes Majeſtät.“ *)

Hold.

Ah! Trefflich parodirt.

Mathilde.

Nun weiter in der Klage!

Hold.

Verſuchen will ich gleich das Mittel. Ich entſage.

Mathilde.

Nein, nein, ſo ſchnell im Krieg ergiebt ſich nur die Liſt.

Hold.

Wo gleich an Luſt der Sieg, wie die Ergebung iſt,

*) Muß ich erinnern, daß Mathilde hier Schillern parodirt?

„Des Geſetzes ſtrenge Feſſel bindet
„Nur den Sklavenſinn, der ſie verſchmäht.
„Mit des Menſchen Widerſtand verſchwindet
„Auch des Gottes Majeſtät.“

Da iſt der Stark' ein Thor, wenn er ſich lange wehret.

Er will ihr wieder die Hand küſſen.

Wild, dazwiſchen tretend.

Der Onkel kömmt, er kann's nicht leiden, daß man küßt.

Neunte Scene.

Die Vorigen. Hohenburg. Henriette.

Hohenburg ſtellt Hold vor.

Das iſt mein Weiberfeind, Frau Nichte.

Mathilde.

Halb bekehret!

Hold, begrüßend.

Ah, guäd'ge Frau — Er erkennt ſie. — Mein Gott!

Henriette, erſchrickt.

Ha!

Hohenburg, zu Henrietten.

Schatzkind, was verſtöret

Denn Ihr Geſicht ſo?

Hold,

heimlich und dringend zu Wild.

Wild, iſt das dein Weib?

Wild.

Die? Ja.

Hold,

für ſich, mit verbiſſenem Aerger.

Das iſt ja — allerliebſt!

Hohenburg.

Kennt Ihr Euch auch etwa?

Wild zieht Mathilden indeß bei Seite, geht mit ihr in den Hintergrund, und ſcheint ihr Vorwürfe über ihr Benehmen gegen Hold zu machen.

Henriette, verlegen.

Ich — wenn mir recht iſt, ſah' ich bei der Tante —

Hold, bitter.

Richtig.

Dort hatte Hold das Glück, Madam — das Glück war flüchtig.

Hohenburg.

Das geht nun ſo damit, es geht, und kömmt zurück.

Hold.

Nie kömmt es wieder.

Hohenburg.

Nun, es iſt ja da, das Glück.

Hold,

mit dem Blick auf Henrietten, die nicht aufſieht.

Ja, es iſt da, und ſchlägt beſchämt die Augen nieder,
Daß es ſo unſtät iſt.

Hohenburg, lächelnd.

Was ſchwatzen Sie da wieder?

Henriette.

Der Schein betrügt, mein Herr.

Hold.

Ein Weib, Madam, iſt Schein:
Schein eines Menſchen, ſtets betrügt es.

Henriette, für ſich.

Welche Pein!

Raſch gegen Hold gewendet.

Ein Weib, Herr Hauptmann —

Hohenburg unterbricht ſie.

Still! — 's iſt eine hitz'ge Leber,
Wenn man die Weiber lobt, ſo wird er immer
gröber.
Nun, er hat Urſach, die für ihn genug beweiſt:
Mit einem Andern iſt die Braut ihm fortgereiſt.

Henriette.

Iſt's möglich, Herr von Hold? Sie glaubten,
daß —

Sie ſtockt.

Hohenburg.

Frau Nichte,
Am Ende wiſſen Sie wohl ſelbſt um die Geſchichte?

Henriette.

Ich — eine Freundin, die der Herr von Hold —

Hohenburg.

Aha!
Entſchuld'gen wollen Sie die Freundin gern.
Nun ja,
Das kann ein andermal — Jetzt, Kinder —

Er erblickt Wild und Mathilden im heimlichen Geſpräch.

Aber Neffe,
Was Teufel macht Er da?

Wild.

Nichts, es betrifft —

Hohenburg.

Betreffe
Das Munkeln was es will; in Gegenwart der Frau
Geziemt's dem Manne nicht.

Wild.

Sie nimmt's nicht ſo genau.
Freiheit um Freiheit iſt das wahre Recht der Ehe;
Ein's ſieht das Andre nicht, damit's nicht wieder
ſehe.

Hohenburg, tritt.

Pfui Teufel! — Jettchen, iſt das Ihre Meinung? Wie?
So modiſch, wie der — Menſch, ſo locker dächten Sie?

Henriette.

Wer? Ich? Sie traun mir zu — auch Sie —?
— Für ſich. — Was ſoll ich ſagen? —
Nein, Herr Baron, bei Gott! Untreue zu ertragen,
Vielleicht vermöcht' ich das; doch nie, ſie zu begehn.

Hold lacht höhniſch.

Ha, ha!

Hohenburg.

Was lachen Sie? die Denkungsart iſt ſchön.
Zu Wild.
Ein andermal laß Er die dummen Dinge bleiben.

Wild, heimlich zu Henrietten.

Sie fallen aus der Roll'.

Henriette.

Ach was! Sie übertreiben.

Hohenburg
hat den Hut vom Tiſch genommen.

Jetzt, Nichtchen, kommen Sie! Sie werden ſehn, es iſt
Kein Gartenhüttchen, was Ihr mir bewohnen müßt;
Ein nettes, neues Haus, das jeder Kenner rühmet.

Da ſoll das neue Paar, allein, wie ſich's geziemet,
Die Flitterwochen —

Mathilde.

Nein, Herr Onkel, das geht nicht.

Hohenburg ſieht ſie groß an.

Wie, Schätzchen? — Onkel? das mag ſeyn, der Titel ſpricht
Zum Herzen, wer mich liebt, der mag mich Onkel nennen;
Allein in meinem Haus bin ich gern Herr.

Henriette.

Wir trennen
So ungern uns, Herr Ohm.

Hohenburg.

Da laßt mir meinen Sinn.
Dem Werk der Ehe nützt ein ruhiger Beginn;
Kein Hofhund ſoll des Nachts, kein Wächterhorn Euch ſtören;
Ihr ſollt, wenn Ihr nicht ſchlaft, nur Nachtigallen hören. —
Herr Hauptmann, kommen Sie, begleiten Sie uns.

Hold.

Oh,
Der gnäd'gen Frau würd' ich zur Laſt dort ſeyn.

Hohenburg.

Wie ſo?

Henriette.

Wenn Herr von Hold ſich kann in meiner Näh' gefallen —

Hold.

Nein, Er haßt — Buhlerei ſelbſt an den Nachtigallen.

Hohenburg,

heimlich zu Henriette.

Da wird er wieder grob. Laß ihn, wir gehn allein.

Zu Mathilden auf das Seitenzimmer links deutend.

Hier, Thildchen, wohnen Sie, da richten Sie Sich ein.

Er geht nach der Hauptthür.

Henriette, für ſich.

Könnt' ich nur einen Wink ihm geben.

Hohenburg, an der Thür.

Nun? Sie kommen?

Henriette

hat ſich Hold genähert, und einen Handſchuh zu ſeinen Füßen fallen laſſen.

Gleich. Ich — ein Handſchuh —

Hold ſchiebt ihn mit dem Fuß weg.

Wild hebt ihn auf.

Hier.

Henriette, für ſich.

Da kann Geduld nur frommen.

Sie geht mit Hohenburg ab. Held ſteht finſter. Wild betrachtet ihn.

Mathilde

an der Thür des Seitenzimmers, bei Seite rufend.

Von Wild!

Wild, zu ihr tretend.

Mein Fräulein?

Mathilde, heimlich.

Hör', den abgelegnen Park,
Das Nachtigallenhaus, das — das verbitt' ich
ſtark.

Wild.

Ja, wenn der Onkel nun —

Mathilde.

Es wird nichts d'raus, nichts! Lieber
Verrath' ich den Betrug.

Ab.

Zehnte Scene.

Wild. Hold.

Wild.

Hold, du wirſt immer trüber,
Was iſt dir denn?

Hold will fort.

Leb' wohl.

Wild.

Wohin?

Hold.

Entſchuld'ge mich
Bei dem Baron.

Wild.

Du willſt nicht wiederkommen?

Hold.

Ich?
So lang' du hier biſt, nicht.

Wild.

Warum nicht?

Hold.

Weil — weil — Teufel!
Weil ich nicht ſehen mag —

Er ſtockt.

Wild.

Es bleibt mir faſt kein Zweifel,
Daß du betrunken biſt; ſo ungezogen war
Die Ausführung vorhin, und jetzt —

Hold.

Willſt du es klar?

Wild.

Wenn du mein Freund biſt, ja.

Hold.

Das Mädchen, das ich liebte,
Das tief mein ehrlich Herz durch Wankelmuth betrübte,
Das iſt — verflucht! — die — —

Wild.

Nun?

Hold.

Es fährt dir in den Leib,
Wenn ich es ſage.

Wild.

Sprich! Wer iſt ſie denn?

Hold.

Dein Weib.

Wild.

Mein Weib? — Das iſt ein —

Irrsinn will er ſagen, denkt aber ein.

Blitz, das iſt ein dummer Handel!

Hold.

Da haſt du's, Eiferſucht! — 's iſt wahr, mein Lebenswandel —

Wild, lachend.

Ich fürchte nichts von dir; die Thorheit legt' ich ab Am Hochzeittage.

Hold.

Du? der nimmt ſie mit ins Grab, In dem ſie einmal ſitzt.

Wild.

Ich traue meinem Weibe.

Hold.

Noch gröſ're Thorheit, das. Leb' wohl.

Wild, ſcherzend.

Ich ſag' dir, bleibe! Nichts ſetzt mich weniger in Angſt, als ein Soldat, Dem ich gewachſen bin, und der — den Abſchied hat.

Hold.

Den Abſchied? Höre, Wild, du reizeſt mich. — Ich liebe Die Wankelmüth'ge nicht, auf Ehre! doch ich übe Bisweilen mein Talent bloß Ehrenhalber.

Wild.

Thu,
Was dir beliebt; mein Wort: ich lache nur dazu.

Hold.

Nein, mit dem Freunde will ich nicht die Probe machen;
Doch bleiben will ich, ja: denn ſie — ſie ſoll nicht lachen,
Nicht glauben, daß — ich will ihr zeigen — —
Ja, ſo ſei's!
Gleichgültig will ich ſeyn, gleichgültig, — Er ſtampft wild mit den Fuße. — kalt, wie Eis.

Wild, lacht.

Sag's ihr mit dieſem Ton; ſo ſparſt du den Beweis.

Hold.

That ſoll ſie ſehen, That! — Du biſt mein Freund?

Wild.

Wie immer.

Hold.

So ſag' mir ehrlich, weißt du von dem Frauenzimmer —
Mathilde heißt ſie, nicht?

Wild.

Ja.

Hold.

Weißt du mehr von ihr,
Als wie sie heißt?

Wild.

O ja.

Hold.

Geist hat sie; wie ist's — Auf das Herz deutend. — hier?

Wild.

Gut.

Hold.

Nun, das ist mir lieb. Sie hat mich angezogen,
Und irr' ich nicht; so ist auch sie mir schon gewogen.

Wild.

Da irrst du, fürcht' ich.

Hold.

Nein, viel lag in ihrem Blick.
Ein himmlisches Gesicht! Kurz, ich versuch' mein Glück.

Wild, sich vergessend.

Mensch, bist du toll?

Hold.

Daß ich nicht wüßte. Solchen Sternen,
Wie die im Kopfe hat, zu huldigen, iſt Pflicht;
Ihr wird der Hof gemacht.

Wild.

Du kennſt ſie aber nicht.

Hold.

Dabei kann man ein Weib am beſten kennen lernen.

Wild.

Bedenke doch, mein Freund, wohin das führen kann!

Hold.

Das? Nun, im ſchlimmſten Fall werd' ich ihr Ehemann.

Wild.

Sie iſt nicht reich.

Hold.

Ich bin's.

Wild.

Sie iſt — du weißt, ich ſage
Sonſt niemand Uebles nach — ſie iſt — recht hübſch —

Hold.

Bei Tage
Sieht man das ohne Licht.

Wild.

Doch auch ein wenig leicht —

Hold.

Das ist mir vor der Hand ganz recht.

Wild.

Und, wie mich däucht,
So voller Eigensinn —

Hold.

Des Umgangs beste Würze.
Genug, es bleibt dabei. Du unterstützest mich.

Wild.

Ich? Da bewahr' mich Gott!

Hold.

Warum?

Wild.

Ich liebe dich.

Hold.

Will ich; wen geht's was an, wenn ich in's Unglück stürze?

Wild.

Es geht nicht, denn sie ist — die Freundin meiner Frau.

Hold.

Nun, um so schicklicher, daß ich mich dir vertrau'.

Wild.

Sie iſt mit uns verwandt — weitläuftig; ihre Ehre —

Hold, ungeduldig.

Ich nehme ſie zur Frau, wenn's deine Ahnfrau wäre!
Zur Ehfrau, ſag' ich dir. Nun rede, haſt du da Etwas dagegen?

Wild.

Viel — — nichts, will ich ſagen.

Hold.

Bah!
Du weißt nicht, was du ſprichſt. Am Ende muß ich denken,
Du willſt ihr ſelbſt ein Stück von deinem Herzen ſchenken.

Wild.

Nein, das iſt nicht der Fall. Indeß — — du nöthigſt mich,
Unangenehmes dir zu ſagen. —

Hold.

Mach' nur, ſprich!

Wild.

Du haſt bemerkt, daß ſie geheim mit mir geſprochen?

Die Rede war von dir. Wir wurden unterbrochen;
Doch ſo viel ging hervor —

Hold.

Nun?

Wild.

Deut' es mir nicht böſ' —

Hold.

Nein doch! Was ging hervor?

Wild.

Du willſt es? Nun, ſo höre!
Sie flüſterte mir zu, auf deiner Stirne ſäß
Ein Zug, der widerlich, der unausſtehlich wäre.

Hold,

mit der Hand auf der Stirn.

Ein Zug? Auf meiner Stirn? Was für ein Zug?

Wild.

Genug!
Du ſiehſt, ich mein' es gut; wer kann vor einen Zug.

ab.

Eilfte Scene.

Hold allein.

Ich weiß nicht, was ſie will. Ich bin doch ganz vernünftig
Von Angeſicht. — Ein Zug? Hier auf der Stirne? Künftig
Kann's einen geben da, den Schriftzug: Ehverdruß.
Indeß, kömmt Zeit, kömmt Rath; ich thu jetzt, was ich muß:
Ich muß die Eitelkeit des falſchen Weibes quälen.
Wenn auch die andre mich nicht liebt; was thut's? Erzählen —
Oh, dafür bin ich gut — erzählen wird ſie's doch,
Daß wieder Einer zieht in ihrem Siegesjoch.
Sie kommt. Wie hieß ſie gleich? Mathilde von — von Sitten.
Ich ſteure grad d'rauf los.

Zwölfte Scene.

Hold. Mathilde.

Hold.

Mein Fräulein, darf ich bitten —?

Mathilde.

Wenn ich erlauben darf, was Sie verlangen; ja.

Held.

Betrachten Sie einmal mein Angeſicht! — Ganz nah'!

Mathilde,

ſieht ihn einige Sekunden lang an, dann lächelnd.

Die Müh' iſt angenehm.

Held.

Sie ſchmeicheln mir.

Mathilde.

Ich ſage Die Wahrheit. So was ſieht man jetzt nicht alle Tage.
Mir iſt Ihr Angeſicht ein wohlgeſchriebnes Buch,
Worin man gerne lieſt, bloß weil man's gleich verſtehet.

Held.

Ja, offen mag's wohl ſeyn; doch — leider! hier, der Zug,
Der widerliche, der — der Ihnen widerſtehet?

Mathilde.

Mir widerſteht er?

Held.

Ja; er iſt ein wahrer Fluch
Für mein Geſicht, das ſonſt doch ſo mitunter gehet.

Mathilde.

Ich weiß nicht, Herr von Held, hat Ihnen wer
geſagt—?

Held.

Mein Freund, der Herr von Wild; er hat mich
ſehr beklagt.

Mathilde.

Von Wild? — Der Laue. — Oh Männer ihr!

Held.

Wenn Sie Sich Mühe gäben,
Sanft über dieſen Zug die Neigung wegzuheben—

Mathilde.

Nicht nöthig.

Held.

Lernen Sie mich kennen!

Mathilde.

Herzlich gern.
Allein Sie haſſen ja die Frauen.

Held.

Das ſei fern.
Ich haſſe Wankelmuth, und der iſt nicht in Ihnen.

Mathilde.

Ich fühle, dieſes Lob ein wenig zu verdienen.
Zwar glaub' ich nicht, daß Lieb' um Liebe ſei zu Kauf;
Sie iſt und bleibt ein Pacht: wer lau wird, kündigt auf.
Nur denk' ich, wer zuerſt ſich mußte d'rum bemühen;
Nur dem iſt es erlaubt, zuerſt zurückzuziehen.
Darum giebt ſich mein Herz nicht hin für immerdar;
Doch halt' ich feſt den Pacht, ſo lang der Pachter zahlet.

Hold, ſcherzend.

Oh, himmliſches Gemüth! Ja, Fräulein, Sie ſind wahr,
Sie, oder Keine, die das Sonnenlicht beſtrahlet.
Mein volles Herz wallt auf, ſchnell, eh' es ſollte!

Mathilde, verwundert.

Wie
Verſteh' ich das?

Hold, bei Seite.

Es muß heraus! — laut. — Ich — liebe Sie!

Mathilde, zurücktretend.

Mich, Herr von Hold? Ich——

Held, unterbrechend.

Nein, jetzt nicht — Sie ſind betroffen:
Nicht jetzt entſcheiden Sie. Ich bin frei, reich und offen;
Nur darauf Antwort jetzt: darf ich ein wenig hoffen?

Mathilde.

Mein beſter Herr von Held, fürwahr Sie ſetzen mich
In eine ſeltene Verlegenheit —

Held.

Gottlob,
Wenn Sie verlegen ſind; ſo ſind Sie's um das Ob,
Das iſt für jetzt genug, das Andre findet ſich.

Mathilde.

Mein lieber Freund, Sie ſind —

Held.

Ich bin wie neugeboren,
Ich hatte das Vertrauen auf meinen Werth verloren;
Sie geben mir's zurück. Ich hätte heut gewollt,
Daß ich im Grabe läg! Sie ſind dem armen Held,
Den man ſo tief gekränkt, nicht abhold, Sie ertragen
Sein ungeſtümes Herz, nicht wahr?

Mathilde, bei Seite.

Was ſoll ich ſagen?

Frau.

Seltſamer Menſch, Sie ſind — Sie ſcheinen werth zu ſeyn,
Daß Sie die Liebe —

Held, ſtreckt.

Dank! Held iſt nicht mehr allein!
Küßt eine ſchöne Hand, und hoffet, ſie wird ſein.

Dreizehnte Scene.

Die Vorigen. Wild.

Wild, für ſich.

Verdammt! — das überraſcht ſehr angenehm.

Held.

Ich finde
Nicht viel Vergnügen d'ran; doch will ich dir die Sünde
Vergeben, denn ich bin zu glücklich für den Groll:

Er geht ihn bei Seite.

Sag' deiner Frau, was du geſehen haſt: ſie ſoll
Ganz ruhig ſeyn um mich, ich würd' um ſie nicht toll.

Er küßt Mathilden wieder die Hand.

Noch Ein Mal, tauſend Dank für Ihre Engelmilde!

Wieder bei Seite zu Wild.

Sag's ihr, vergiß es nicht!

Ab.

Vierzehnte Scene.

Wild. Mathilde.

Wild,
nach einer Pauſe, huſtend.

Hem! Hem!

Mathilde, eben ſo.

Hem! Hem!

Wild, nach einiger Stille.

Mathilde!

Mathilde.

Was iſt zu Dienſt?

Wild.

Wie mild warſt du denn gegen ihn?

Mathilde.

Sehr mild, ich hab' ihm was Entſetzliches verziehn.

Wild.

Entſetzliches? Was war's?

Mathilde.

Die Unthat, mich zu lieben.

Wild.

Wie? und du gingſt nicht weg?

Mathilde.

Nein, ich bin da geblieben.

Wild.

Du ſagteſt ihm doch gleich —?

Mathilde.

Daß ich vermählt ſei? Nein.

Wild.

Das denk' ich, würde doch am Platz geweſen ſeyn.

Mathilde.

So ſcheint's, nur ſtand davon kein Wort in meiner Rolle.

Wild.

So? — Hum!

Mathilde, nachahmend.

So? — Hum! das heißt: Verſöhne mich, ich ſchmolle.

Wild.

War dein Betragen recht?

Mathilde.

Ja, wer's nur recht beſchaut.

Wild.

Flichn muß man die Gefahr.

Mathilde.

Du hatteſt vorgebaut.

Wild.

Womit?

Mathilde.

Du ſagteſt ihm, was ich vorhin dir ſagte.

Wild.

Du? Mir? Was ſagteſt du?

Mathilde.

Daß er mir nicht behagte.

Wild.

Das hätteſt du geſagt? Zu mir?

Mathilde.

Es muß wohl ſeyn,
Da er zu mir geſagt, daß er's von dir ver-
nommen.

Wild, für ſich.

Verwünſcht!

Mathilde.

Beſinne dich! Sagt' ich dir's niemals?

Wild, verlegen.

Nein.

Mathilde.

Fürwahr, ſo weiß ich nicht, wo er es hergenommen;
Er wußt' es Wort für Wort, als hätt' er es zu Buch:
„Es ſäß auf ſeiner Stirn ein widerlicher Zug —"

Sie hält beobachtend inne.

Wild.

Vergieb mir, liebes Weib! Ich log, weil ich dich liebe.

Mathilde, freundlich lächelnd.

Nun, ich vergebe dir, damit ich mich d'rin übe.
Doch beſſern möcht' ich dich. — Vertraun treibt Mißtraun aus. —
Mit Henrietten wohn' allein im Gartenhaus!

Wild.

Nein, nein, der Oheim hat das Ding ſchon aufgegeben;
Doch du — du biſt ſo mild!

Mathilde, zärtlich.

Bin ich?

Wild, mit inniger Umarmung.

Mein Weib! mein Leben!

Funfzehnte Scene.

Die Vorigen. Hohenburg.

Hohenburg.

Wa — Was zum Henker! He! Was ſoll das Schätze?

Wild.

Ha!

Der Onkel!

Mathilde.

Gott! wir ſind entdeckt.

Hohenburg.

Was war das da?

Pauſe. Die beiden Ertappten ſtehen mit niedergeſchlagenen Augen.

Herr Neffe, will Er wohl mir 'mal in's Auge ſehen?

Wild wendet ſich zu ihm, kann ihm aber nicht in's Geſicht ſehen.

In's Auge! grad' hinein!

Mathilde, für ſich.

Ich muß vor Scham vergehen.

Hohenburg.

Er kann nicht, ſieht Er wohl? Roth wird Er bis an's Ohr.

Wild.

Sie glauben doch wohl nicht —?

Hohenburg.

Er eiferſücht'ger Mohr!
Er hat groß Recht dazu, die Gattin zu bewachen.

Wild.

Oheim, ich ſchwöre —

Hohenburg.

Was? daß Er mich blind will machen?

Wild.

'ſ iſt meine Frau, die ich —

Er ſtockt.

Hohenburg.

Nun, ſag' Er's nur heraus:
Die Er beſchimpft; doch ſie allein nicht, auch mein Haus.

Mathilde, vorbittend.

Herr Oheim —!

Hohenburg.

Baſta, Schatz! Verbitte die Verwandſchaft;
Es mag genug ſeyn an der flüchtigen Bekanntſchaft.
Man wird Sie in der Stadt vermiſſen; auf dem Land'

Iſt's nichts für Sie.

Er will zur Thür hinaus.

He da! den Wagen angeſpannt,
Und die Verwalterin ſoll ſich zur Abfahrt rüſten!

Wild.

Was ſoll das Oheim?

Hohenburg.

Soll der Frau die Ruhe friſten. —
Das Fräulein ſehnet ſich nach ihrer Mutter Haus,
Und fährt vor Mittag noch zu meinem Thor hinaus.

Wild.

Nein, das geb' ich nicht zu.

Hohenburg.

Ihn wird man d'rum nicht fragen.
Ich will nur ſelber gleich —

Er will gehen.

Mathilde, heimlich zu Wild.

Laß uns ihm alles ſagen.

Wild.

Nein! Reiſ, ich folge dir.

Hohenburg hat es gehört.

„Ich folge dir"? Verflucht!
Iſt's ſchon auf dieſem Fuß? Das iſt 'ne ſaubre Zucht!

Fräulein, Sie gehn mit mir, und reiſen auf der Stelle.

Du, Taugenichts, du gehſt nicht über dieſe Schwelle.

Er führt Mathilden ab.

Sechzehnte Scene.

Wild allein.

Vermaledeiter Streich! — Die Klugheit ſelber ſieht
Nicht auseinander, was hier dumm iſt, oder weiſe. —
Er thut's, er ſchickt ſie fort, das iſt gewiß. —
Man ſchiebt
Den Wagen ſchon heraus. Wie hindr' ich dieſe Reiſe?

Siebzehnte Scene.

Wild. Henriette ſchnell hereintretend.

Henriette.

Gottlob, da find' ich Sie! Ich ſterbe vor Verdruß.

Wild.

Ich auch.

Henriette.

Daß ich mich auch beſchwatzen laſſen muß!
Hold iſt wie nicht geſcheidt.

Wild.

Ich auch, ich auch.

Henriette.

Ich treffe
Im leeren Saal' ihn, wo er ſo am Fenſter ſteht.

Sie macht hier die Stellung eines Menſchen, der mit angeſpreizten Beinen und übereinander geſchlagenen Armen durch die Scheiben ſieht.

Ich will behutſam ihm entdecken, daß der Neffe
Um zeitlich Hab und Gut den Onkel hintergeht.
Ich fang' vom Ei an: daß bei meines Vaters Leben
Der Alte ſchon beſchloß, Sie mir zum Mann zu geben;
Daß Sie nichts haben; daß der Onkel vielen Dank
Um Sie verdient, und daß — — Auf Ein Mal: Bank, Bink, Bank!
Schlägt er die Scheiben ein mit den geballten Händen;
Das halbe Fenſter fliegt hinunter, daß es klirrt;
Er ſieht mich an, als hätt' er Luſt, mich nachzuſenden,

Und rennt hinaus. — Wenn nicht ſogleich ein Ende wird;
So geht's bei Gott, nicht gut! Wuth funkelte ſein Aug',
Ich glaub', er wird verrückt.

Wild.

Ich auch, ich auch, ich auch!

Henriette.

Sie auch? Was haben Sie denn?

Wild.

Können Sie Sich's denken?
Hold will, daß meine Frau ihm Herz und Hand ſoll ſchenken.

Henriette.

Wer? Ihre wirkliche?

Wild.

Ja.

Henriette.

Oh, der Böſewicht!
Der Lügner!

Wild.

Lügner? Wie denn ſo?

Henriette.

Sie wiſſen nicht —?

Wild.

Ach, jetzt beſinn' ich mich: er liebte Sie.

Henriette.

Er liebte?
Verſtellungskunſt, Betrug, Verrath war's, was er übte!
Wenn er mich wahr geliebt, wie könnt' er ſo geſchwind
In eine Andre ſich — — Verflucht iſt die Geſchichte!
Sie, Wild, Sie machen mir mein Lebensglück zunichte,
Sie tödten mich!

Wild.

So ſeyn Sie doch nur ruhig, Kind!
Ich werd' ihn meine Frau doch nicht heirathen laſſen.

Henriette.

Was hilft denn das, Sie Thor? Wo wollen Sie's denn faſſen,
Zu machen, daß er ſie nicht liebt?

Wild.

Ach Gott, das iſt
Mir eben ſo konträr, wie Ihnen! Ihre Hände —
Sie ſollten das nur ſehn, wenn er die Händ' ihr küßt!

Henriette.

Ich mag's nicht ſehen! Fort! fort, machen Sie ein Ende!
Er reitet weg, er iſt vielleicht ſchon auf dem Weg.

Wild.

Auch meine Frau, auch die!

Henriette.

Was? Sie will mit ihm weg? Entfliehn?

Wild.

Warum nicht gar! der alte Herr — die Liebe —
'ne dumme Anwandlung von Zärtlichkeit —

Henriette.

Ich ſchiebe
Zur Thüre Sie hinaus, wenn Sie nicht gehn.

Wild.

Nun gut.
Was ſag' ich ihm?

Henriette.

Er ſoll bedenken, was er thut,
Was er geſchworen hat in jenen Augenblicken,
Wo wir —

Wild.

Ich weiß nun ſchon, ich eil', ihn herzuſchicken.

Achtzehnte Scene.

Henriette allein.

Ein neuer Wirrwarr, das! Er liebt Mathilden. — Nein!
Ich glaub' es nicht. Es soll — soll nicht — Sich beruhigend. — es kann nicht seyn;
Weßwegen hätt' er denn das Fenster eingeschlagen?
Und doch — wer weiß? — Für sie! Sie konnt' es doch nicht wagen,
Ihn gleich — — das ärgert ihn, er hat nicht viel Geduld.
Er kommt. Wie nehm' ich mich? Mit Kaltsinn oder Huld? —
Kalt, kalt! Liebt er mich noch; so setzt ihn das in Feuer.

Neunzehnte Scene.

Hold. Henriette.

Hold, für sich.

Da ist sie! Wunderschön ist sie, das Ungeheuer!
Doch ich bin kalt, kalt, kalt! Ich mach' mir nichts aus ihr.

Hem!

Henriette, huſtend.

Hold.

Hem! — Vergeben Sie, iſt Herr von Wild nicht hier?

Henriette.

Er ging ſo eben weg.

Hold.

So? Das iſt zu beklagen.

Henriette.

Er kommt wohl wieder.

Hold.

Ich wollt' ihm was Neues ſagen.

So?

Henriette.

Hold.

Er nimmt Theil an mir, es wird ihn freuen.

Henriette.

Das glaub' ich. Oh,

Hold.

Sollten Sie ihn früher ſehen, ſo — So ſagen Sie's ihm wohl.

Henriette.

Warum nicht? Ich erzähle Gern Neues; aber — was?

Hold.

Daß — Trotzig. — daß ich mich vermähle.

Henriette, mit verbißnem Aerger.

Er ſoll's erfahren. — Doch, wenn er mich etwa
fragt,
Wie bald? Was ſag' ich ihm?

Hold.

Wie bald? Nun, was man ſagt,
Recht bald, doch — ſpäter, als mir lieb iſt.

Henriette, freudig.

So? Die Sache
Hat alſo Zeit noch?

Hold.

Nein! Ich bin in dieſem Fache
Gern kurz. Ich meine nur, daß jeder Augenblick
Mir lang wird, der mich hemmt in meinem Lauf
zum Glück.

Henriette

ſtellt ſich kalt und zerſtreut.

Ja freilich — freilich — — Was — was wollt' ich
doch noch ſagen?
Ach ja! Warum Sie Sich vermählen?

Hold.

Hm! Sie fragen
Recht wunderbar. Warum? Aus Liebe.

Henriette.

Ja, der Haß
Thut's freilich nicht.

Hold, gereizt.

Aus Lieb'! aus ew'ger Liebe!

Henriette.

Das
Iſt ein ſehr ſchöner Grund; doch bis zur Ewigkeit
Kommt's mit der Liebe ſchwer, es iſt ein wenig weit.

Hold.

Für manche Leute, ja. Was mich betrifft, ich bitte
Um die Gefälligkeit, mich nicht nach fremder Sitte
Zu richten.

Henriette.

Gut geſagt. Gefälligkeit von mir,
Die wird es ſeyn, wenn ich es thu'.

Hold.

Sie werden ihr,
Das hoff' ich wenigſtens, nicht mit zweideut'gen Mienen
Und Worten, das Vertraun zu mir benehmen.

Hohenburg.

Ihnen
Greif' ich nicht vor darin.

Hold.

Unedel wär's, und klein,
Nachtheiliges von mir der Freundin zu berichten.

Henriette.

Das iſt ein klar Gebot, von Ihnen ſtumm zu ſeyn.

Hold.

Wie, gnäd'ge Frau?

Hohenburg.

Soll ich zu Ihrem Lobe dichten?

Hold.

Ich mag kein Lob, Madam, mag's nicht von Ihnen, nie!
Was Ihr Gewiſſen ſagt, was wahr iſt, ſagen Sie!
Daß ich unwandelbar an meiner Liebe halte,
Und für den Leichtſinn nur, der mich betrügt, erkalte.

Henriette.

Daß, wie ein mürbes Tau im Sturm, Ihr Eidſchwur hält,
Und daß Sie treu ſind, bis Ihr Aug' auf Neues fällt.

Hold, wärmer.

Daß ich mich einſt geliebt von einem Mädchen wähnte —

Henriettte, einfallend.

Daß ſich Ihr eitles Herz nur nach Erob'rung ſehnte.

Hold.

Daß Sie ein Wandelſtern —

Henriette.

Daß Sie ein Rohr im Wind —

Hold.

Daß Sie leicht —

Henriette.

Ungetreu!

Hold.

Falſch!

Henriette.

Ein Verräther ſind!

Dieß alles mit ſteigender Heftigkeit, dann kurze Stille.

Hold.

Iſt's möglich? Ueber mich beklagt ſich Henriette?
Sind Sie nicht Eduards Frau?

Henriette, für ſich.

Mein Gott, was ſag' ich nun? —
Wenn ich vielleicht — wenn Sie der Schein betrogen hätte,
Wenn ich nicht Gattin wär; was würden Sie dann thun?

Held.

Wenn Sie nicht Gattin — Oh, daß ich d'ran zweifeln könnte!

Henriette.

Ich mein', ob dann Ihr Herz auch für Mathilden brennte?

Held.

Was soll die Frage hier? — Doch ja; die Eitelkeit
Glaubt, nicht genug an dem, was sie erblickt, zu haben;
Umsonst verrieth sich ihr mein schlecht verhehltes Leid,
Sie brennt, am deutlichen Geständniß sich zu laben.
Nun denn, auch das! Wär' frei noch Henriettens Hand;
Held hoffte noch auf Glück, und — käm' nicht von Verstand.

Henriette.

Ja, so spricht nur der Schmerz! Held, sehn Sie mir in's Auge!
Sehn Sie, ob ich zum Weib für einen Andern tauge! —
Mathild' ist Eduards Frau, ich bin noch frei.

Held sieht sie zweifelnd an.

Ist's wahr?

Henriette.

So wahr, wie Eduards Noth, die dieses Spiel gebar.
Dem Onkel gilt der Trug, ihm müssen Sie's verhehlen,
Des Ding's Zusammenhang wird Ihnen Wild erzählen.

Hold.

Ist's möglich? Wieder mein?

Henriette.

Dein! Inniger als je,
Du liebst mich wahr, denn tief that mein Verlust dir weh.

Umarmung.

Zwanzigste Scene.

Die Vorigen. Hohenburg.

Hohenburg, für sich hin im Eintreten.

Hm! Hm! das ist doch toll, das ganze Fenster! He, Herr Hauptmann sagen Sie — — — Mordtausend Donnerwetter!
Noch so ein Arm in Arm?

Henriette, für sich.

Nun steht uns bei, ihr Götter!

Hold.

Baron, ich —

Hohenburg.

Erſt der Mann, und nun die Frau?
Verflucht!

Henriette.

Herr Oheim, ich —

Hohenburg.

Ich krieg' noch heut die gelbe Sucht. —
Herr Hauptmann Weiberfeind! Herr Frauendieb!
Frau Nichte!
'ne ſchöne Denkungsart! — Wird man im Angeſichte
Nicht roth? — Nicht ſcharlachroth, wie ein geſottner Krebs?

Hold.

Herr Nachbar —

Hohenburg.

Nachbar, Schatz? des Teufels Nachbar lieber!
Wenn das der Neffe ſäh', der Mohr; ein Unglück gäb's.
„Der Menſch erdroſſelt ſich!" Ei daß dich doch das Fieber!
Er thut ſo übel nicht, mit einem tücht'gen Strick
Die liebe, treue Frau an's Tiſchbein anzuſchnüren.

Was meint Ihr, wenn ich ging, und jezt —
den Augenblick —
Ihm ſagte, wie man eilt, das Stirnblatt ihm
zu zieren?

Henriette.

Thun Sie das, lieber Ohm.

Hohenburg.

Ich ſoll ihm ſagen —?

Henriette.

Ja.
's iſt keine Neuigkeit für ihn, was hier geſchah.
„Freiheit um Freiheit iſt das wahre Recht der Ehe,
Ein's ſieht das andre nicht, damit's nicht wieder
ſehe."

Hohenburg.

Verfluchte Wirthſchaft, das!

Henriette.

Die Jugend, alter Herr,
Lebt nicht, wie ehemahls, ſo ſteif und trocken mehr.

Hohenburg.

Nein, ſie lebt — liederlich!

Henriette.

Sie hat es eingeſehen,
Daß über Lieb' und Treu Kontrakte nicht
beſtehen.

Hohenburg.

Die Jugend weiß nicht mehr, was Tugend heißt.

Henriette.

Sie kennt
Die Herzen, und sie weiß, man kann im Testament
Sie nicht, Legaten gleich, der Vetterschaft verschreiben.

Hohenburg, plötzlich.

Wie war das?

Henriette.

Fällt's daher noch einem Oheim ein,
Mit der, die ihn nicht mag, den Neffen zu beweiben,
Der ihn beerben soll — sonst gab's da herbe Pein,
Die Liebe gab an Gift; jetzt aber läßt sie's bleiben.
Sie weiß, des Menschen Herz und seine Hand sind zwei,
Und so umschifft sie klug den Fels der Onkelei.

Hohenburg.

Was? Onkelei?

Henriette.

So heißt das Thun und Seyn der Oehme,
Die fordern, daß man sich nach ihrem Geld bequeme.

Sie sind im Lustspiel statt der Väter eingeführt,
Weil der Respekt den Witz zu eng zusammen-
schnürt.
Dort ist's denn üblich auch seit langer Zeit gewesen:
Wer einen Knoten schürzt, der muß ihn wieder
lösen. —
Verstanden, lieber Ohm?

Ab.

Ein und zwanzigste Scene.

Hohenburg. Hold.

Hohenburg.

Vermaledeit Geschwätz!
Ich laß Euch scheiden, wenn ich meinen Kopf
aufsetz'.

Hold.

Das wird nicht nöthig seyn.

Hohenburg.

Und Sie, Tuckmäuser, sitzen
Mir auch noch auf dem Hals? Dürft' ich mich
nur erhitzen!
Fünf Glockenstunden macht der Herr die Weiber
schwarz,

Und wie er Eine ſieht, gleich brennt ſein Herz, wie Harz.

Hold.

Erlauben Sie, Baron, die kenn' ich ſchon ſeit lange.

Hohenburg.

So?

Hold.

Ja, ſechs Monat ſind's, daß ich feſt an ihr hange.

Hohenburg.

Das heißt, ſechs Monat ſind's, daß Sie ihr nachgeſtellt.

Hold.

Heirathen wollt' ich ſie; will's noch, wenn's Gott gefällt.

Hohenburg.

Sind Sie bei Troſte, Schatz? Die Frau von meinem Neffen?

Hold, ſich beſinnend.

Ja ſo! Die nicht, Baron. Zufällig muß ſich's treffen,
Daß ich ein alter Freund von ihrer Freundin bin,
Die ſie mit hergebracht, und die hatt' ich im Sinn.

Hohenburg.

Iſt das Ihr Ernſt?

Hold,

Ja wohl.

Hohenburg.

Es hätt' mich ſollen freuen,
Wenn nicht ſo eben — — Schatz, die Heirath
wird Sie reuen.

Hold.

Warum denn?

Hohenburg.

Kennen Sie das Mädchen?

Hold.

Ganz genau.

Hohenburg.

Sie ſcheint — verliebter Art.

Hold.

D'rum will ich ſie zur Frau.

Hohenburg, mit Geberde.

Herr, wollen Sie durchaus —? Sie merken mich.

Hold.

Ich wage
Bei dieſer gar nichts.

Hohenburg.

Wenn ich Ihnen aber ſage,
Daß ich es ſelbſt geſehn, wie jemand ſie geküßt?

Hold.

Wo? Wann?

Hohenburg.

Hier, heute.

Hold.

Gut! Sie irren.

Hohenburg.

Kann ich ſehen?

Hold.

Baron, Sie wiſſen nicht, wie das Verhältniß iſt.

Hohenburg.

Das iſt Ihr Fall.

Hold.

Ei was, geſchehen iſt geſchehen!
Hab' ſie geküßt, wer will, ich nehme ſie.

Hohenburg.

Wann?

Hold.

Gleich.

Hohenburg.

Nun denn, des Menſchen Will' iſt's ird'ſche Himmelreich.
In Gottes Namen, Schatz, ich habe nichts dagegen.

Hold.

Verſprechen Sie mir nicht — nichts in den Weg zu legen?

Hohenburg.

Ich? Nichts.

Hold.

Auch dann nicht, wenn es Ihnen deutlich wird,
Daß Sie in der Perſon ein wenig ſich geirrt?

Hohenburg.

Auch nicht. Ich irr' mich nicht in der Perſon. Erweiſen
Sie nur die Ehre mir, bald mit ihr abzureiſen.

Hold.

Den Augenblick.

Hohenburg.

Und dann — ſo lang der Neffe Wild
Im Haus iſt, wär von mir ein zweiter Wunſch erfüllt,
Wenn Sie mit Ihrer Frau ſich nicht d'rin blicken ließen.

Hold.

Die Höflichkeit macht's leicht, mich dazu zu entſchließen.
Auf Wiederſehn.

Hohenburg.

Adieu.

Hold ab.

Zwei und zwanzigſte Scene.

Hohenburg allein.

Der Menſch iſt offenbar
Ein Taugnichts oder Narr. Soviel indeß iſt klar:
Dem Neffen ſchadet's nicht, wenn dieſer eine Wache
Sich auf den Hals ſetzt, die ihm Unireu ſauer mache.

Drei und zwanzigſte Scene.

Hohenburg. Wild.

Wild, dringend.

Herr Onkel, wo iſt die Mathild'?

Hohenburg.

An ihrem Ort.

Wild.

Der Wagen ſteht beſpannt.

Hohenburg.

Darinne fährt sie fort.

Wild.

Unmöglich! Ohne mich? Allein?

Hohenburg.

Sei ohne Sorgen,
Der Hauptmann fährt mit ihr.

Wild.

Da wär' sie schön geborgen.
Der Mensch mit meiner Frau?

Hohenburg.

Wer redet denn von der?

Wild.

Ich, ich! Hold liebt sie.

Hohenburg.

Hm! Wo weißt du das denn her?

Wild.

Von ihr, und von ihm selbst.

Hohenburg.

Verflucht! So ist's gegründet?
Ihr seht's Euch beide nach, wenn Ihr Euch auswärts findet?

Wild.

Den Teufel auch! Ich seh' ihr darin gar nichts nach.

Wenn er, ſeit er ſie kennt, mit ihr von Liebe
ſprach;
So brech' ich ihm den Hals.

Hohenburg.

Sei ſtill, ich hör' ihn kommen.

Vier und zwanzigſte Scene.

Die Vorigen. Hold, hinter welchen bald auch Henriette und Mathilde ſich herein ſchleichen.

Hold.

Da bin ich noch einmal, Baron. Ich hab' vernommen,
Das Fräulein ſoll zur Stadt in Ihrem Wagen.

Hohenburg.

Ja.

Hold.

Recht ſchön, Baron; allein dann bleib' ich auch
nicht da.

Hohenburg.

Darüber ſind wir eins.

Hold.

Recht ſchön; allein wir wären
Gern mit einander gleich —

Hohenburg.

Ich werd's auch nicht verwehren.

Held.

Recht ſchön; allein es ſind zwei Plätze nur darin,
Und auf dem Einen ſitzt die Frau Verwalterin;
Ein Sack von einer Frau!

Hohenburg.

Der dürfen Sie nur ſagen,
Sie ſei nicht nöthig mehr.

Held.

Ich danke Freund, mein Wagen
Steht wieder zu Befehl.

Hohenburg.

Schon gut. Die Pferde ſind
Jung, Schatz, und ſtehn nicht lang.

Held.

Ich auch nicht. Komm, mein Kind!

Er nimmt Henrietten an den Arm, und führt ſie vor Hohenburg.

Freund, Braut und Bräutigam empfehlen ſich zu Gnaden.

Hohenburg.

Ergeb'ner — — Tauſend Blitz! Was hat Ihr Kopf geladen?
Was wollen Sie mit der? Mit Henrietten?

Held.

Dies

Ich ſagt' es Ihnen ja, heirathen will ich ſie.

Hohenburg.

Sind Sie des Teufels, Schatz?

Held.

Was haben Sie dagegen?

Freund, Sie verſprachen ja, nichts in den Weg zu legen.

Mathilde.

Iſt's wahr?

Wild küßt ihn.

Dank! Tauſend Dank, mein beſter Oheim!

Henriette.

Oh,

Sie ſind der Matador der Ochſne.

Hohenburg.

Wie denn ſo?

Mathilde küßt ihm die Hand.

Dank, lieber, edler Mann! Nun bin ich wieder froh.

Hohenburg.

Sagt mir nur, wer iſt toll? Ich oder Ihr, Ihr alle?

Held ſoll des Neffen Frau heirathen? Schäz', ich falle
Wie aus den Wolken. Treibt Ihr mit dem Alten Hohn?

Mathilde.

Ach Gott! er weiß noch nicht —?

Henriette.

Ich dächt', er wüßt' es ſchon?

Wild und Held

fragen und antworten einander zugleich.

Haſt du ihm nicht geſagt —? Ich nicht. — Ich denke, du willſt —?

Hohenburg.

Was? Wer nicht? — Neffe, ſprich, gieb's von dir, wo du zu willſt.

Held, nach kurzer Stille.

Baron, ich fürcht', es wird Sie überraſchen.

Hohenburg.

Was?

Held.

Nun, daß — daß meine Braut — Für ſich. — Verdammt, wie geb' ich das? — Es wird Sie, wie ein Stein, der aus dem Mond fällt, treffen.

Hohenburg.

Nun?

Held.

Meine Braut iſt nicht die Frau von Ihrem Neffen.

Hohenburg.

Ei, das begreif' ich ſchon; ſah'n Sie nur gleichfalls ein,
Daß meines Neffen Frau nicht Ihre Braut kann ſeyn.

Held.

Ei, das begreif' ich auch; jetzt aber kömmt der Stein,
Der aus dem Monde fällt. Heißt die Mathilde?

Hohenburg.

Nein.

Held.

Die aber?

Hohenburg.

Allerdings.

Held.

Nun ſeh'n Sie: die iſt ſein,
Sie ſind bereits getraut; und dieſe da wird mein.

Hohenburg.

Was wär' das?

Henriette.

Albern Zeug, erſonnen mir zur Pein.
Ich war, im Luſtſpiel nur, die Frau von Wild zum Schein.
Das Spiel ging gut, da kommt der holde Braukopf d'rein,
Zerſchlägt die Scheiben, daß die Stück im Hofe klirren,
Und fängt die Scenen an ſo gräulich zu verwirren,
Als dichtet' er ein Stück für's große Publikum.

Hohenburg

zu Wild und Mathilde.

Wie? Und Ihr ſagt dazu kein Wort?

Henriette.

Nein, ſie ſind ſtumm.
Die Rollen ſind geſpielt; die Ihre heißt: Verzeihen.
Das iſt das ew'ge Ziel von allen Onkeleien.

Mathilde.

Ja, güt'ger alter Herr! Es war ein wenig dumm;
Dennoch, vergeben Sie's, es ſoll Sie nicht gereuen!
Lang ſchon liebt' Eduard mich, nicht wegen des Geſicht's;

Er kennt mein treues Herz, indeß — ich habe nichts;
Nichts als dieß Herz und ihn. Er lebt von Ihrer Güte,
Er fühlt des Dankes Pflicht im kindlichen Gemüthe;
Allein wir waren schon vermählt, als wir den Brief
Erhielten, der uns an Ihr Sterbelager rief.
Es freut uns herzlich, Sie noch so gesund zu sehen —

Hohenburg.

Nein, nein, Frau Nichte, nein! Gesund? Das bin ich nicht;
Die pommerische Gans, der Lachs, will nicht mehr gehen,
Ich bin einmal vorbei, wie 'n ausgeputztes Licht,
Wer weiß, wie bald?

Mathilde.

Es mag bald oder spät geschehen:
Bis dahin nehmen Sie mich an zur Pflegerin.
Ich will's verdienen, daß ich Ihre Nichte bin,
Und daß Sie, der Sie gern die Freunde Schätze nennen,
Dem armen Freund etwas von Ihren Schätzen gönnen.

Hohenburg küßt ſie.

Sie ſind ein gutes Kind. — Sind meine Nichte, ja.

Gegen die Thür rufend.

Den Wagen abgeſpannt! — Ihr bleibt mir alle da,
Nur daß Ihr mir im Ernſt nie Eure Weiber wechſelt!

Wild, dankbar.

Mein Oheim!

Henriette küßt ihn vergnügt.

Onkel!

Hohenburg, lächelnd.

Hm! Wie war das neue Wort,
Das aus dem Onkel die Frau Braut vorhin gedrechſelt?

Hold.

Die Onkelei, Baron. Sie kommt ſchon damit fort;
Der Narr im König Lear nennt ſeinen Herrn oft: Nonkel.

Hohenburg.

Ein Narr thut's? Nun ſo iſt's auch hier an ſeinem Ort:
Das Narrenſpiel verzeiht Euch allen Euer Onkel.

(Der Vorhang fällt.)

Nachſchrift.

Die Verwickelung des Stücks iſt aus dem franzöſiſchen: Une heure de mariage. genommen. Sie iſt an ſich von ſo leichter Erfindung, daß ich dieſes Darlehn leicht hätte vermeiden können; aber es war meine Abſicht, ein wenig über das Onkelweſen in dem neueren franzöſiſchen Luſtſpiel zu ſcherzen, und darum wählte ich den Stoff eines franzöſiſchen Stücks, den ich aus einer Ueberſetzung des Herrn Sonnleithner in Wien kannte. Das Original ſelbſt hab' ich bei der Ausarbeitung nicht zur Hand gehabt. Was an Einfällen, die mit der Fabel nicht nothwendig zuſammen hangen, darinnen ſeyn mag, gehört mir. Warum ich wiederum, wie in den Vertrauten, die zwei Liebhaber zu Officieren gemacht? Die Epoche, in welcher wir leben, iſt eine Soldatenzeit, und die Bühne trägt gern die Farbe des Jahrhunderts. Wie in Frankreich

der Reſpekt aus dem Väterfache eine Onkelei gemacht hat; ſo wird die allgemeine Militärpflichtigkeit der deutſchen Jugend aus dem Liebhaberfache eine Officiererei machen. Hoffentlich werden einſt glücklichere Zeiten kommen, wo man über dieſe Eigenheit der Bühne auf der Bühne ſcherzen wird, wie die Onkelei über jene ſcherzt. Nicht bis an das Ende aller Tage, denk' ich, wird es eine Art von Unwahrſcheinlichkeit bleiben, daß ein Liebhaber unter ſechs und dreißig Jahren etwas anderes ſei, als Soldat.

Verbeſſerung.

Durch ein Mißverſtändniß in der Druckerei iſt bei dem Abdrucke des Drama, der Wahn, zwiſchen S. 212. und 213. die Vorerinnerung zur erſten Auflage weggelaſſen worden, worinnen der Verfaſſer die Entſtehung einer Umgeſtaltung erzählt hat, die er ſelbſt in dramaturgiſcher Hinſicht nicht billiget. Sie folgt hier als Nachtrag, und unter der Bemerkung, daß ſie i. J. 1817. geſchrieben iſt.

Das Drama, der Wahn, iſt nichts anderes, als eine, durch Hinzufügung von ungefähr neunzig Verſen bewirkte, Umgeſtaltung meiner Tragödie, der neun und zwanzigſte Februar, *) an welcher ſich das alte Diktum bewährt hat: Habent sua fata libelli.

*) In meinen Spielen für die Bühne, Leipzig bei Breitkopf und Härtel 1813 zuerſt abgedruckt.

Als ich jenes kleine Trauerſpiel im Jahr 1812 nach Wien geſendet hatte, ſchrieb mir mein Agent: es ſei vergeblich, daſſelbe der Cenſur vorzulegen, denn dieſe Stelle habe Befehl, auf der Bühne Blutſchande und Kindesmord durchaus nicht zuzulaſſen. Ein ſolcher Befehl an die Polizeigewalt, Verbrechen, die aus dem Leben nicht ganz verbannt werden können, wenigſtens auf der Bühne zu verhindern, würde den heidniſchen Feldherrn und Theaterdichter Sophokles, welcher den König Oedip geſchrieben hat, einigermaßen befremdet haben; mir aber, der ich ſowohl Chriſt als Doktor beider Rechte bin, und alſo wohl weiß, daß Inceſt und Parricidium nirgends geduldet werden dürfen, ziemte es, dieſen Befehl (wenn er wirklich in der angegebenen Maaße exiſtirte) aus bibliſchen und kriminaliſtiſchen Urſachen für weiſe zu halten, und ſo beruhigte ich mich über die Unmöglichkeit, das Stück auf die Bühne von Wien zu bringen. Weniger geneigt zu dieſer Beruhigung waren einige Mitglieder dieſer Bühne, welche an meinen früheren Dichtungen Geſchmack gefunden hatten; und ein Freund, der mit ihnen in Verbindung ſtand, ſchrieb mir kurze Zeit darauf: man wünſche ſehr, daß ich dieſe effekt-

volle Dichtung ändern, und die beiden Anstöße daraus hinwegschaffen möchte.

Hätte mein Korrespondent nicht selbst über diesen Wunsch gespöttelt; so würde ich darüber gelacht haben; aber eben dadurch, daß er mir denselben wie das kindische Verlangen nach einer Unmöglichkeit meldete, spornte er mich zu dem Versuch, ihm zu beweisen, daß einem dramatischen Dichter, der auf die deutsche Bühne will, *) alles in der Welt, selbst die dreisteste Verleugnung der Kunstgesetze nicht ausgenommen, möglich seyn müsse. Mit Umänderung weniger Verse verwandelte ich den wahren Incest in einen putativen (vermeintlichen) und den vorsätzlichen Sohnesmord in eine kulpose (schuldhafte) Tödtung, und sendete ihm den verstümmelten Leichnam der Tragödie mit umgehender Post. Aber auch so verwarf ihn die Wiener Censurstelle, und zwar mit voller Konsequenz: denn war nun gleich der Incest vertilgt; so war doch noch ein Kindesmord, gräßlicher als der vorige, sichtbar, nemlich der, welchen der Autor selbst an seinem Trauerspiel begangen hatte.

*) Damals hatte ich diesen Willen noch, weil ich den jämmerlichen Gesammtzustand der deutschen Bühne nicht kannte.

Entschlossen, diese meine Mordthat, um welche nur noch v. Matthisson und Iffland wußten, der Welt zu verheimlichen, ließ ich nun das Stück in seiner ursprünglichen Gestalt drucken, und machte durch das Vorwort dazu selbst aufmerksam auf den Umstand, daß mein Zeitalter den gütigen Gott lieber habe, als den starken und eifrigen, und daß mithin für diese Tragödie, welche einen zürnenden Himmel über unseren sündigen Häuptern ausspanne, auf der Bühne wenig Heil zu hoffen seyn möchte. *)

Diese Aeußerung mag den k. k. Hofschauspieler, Herrn Heurteur in Wien, der in der Darstellung der Schuld sich ein ausgezeichnetes

*) Eben les' ich in der Zeitung für die elegante Welt, daß auch das Polizeiministerium von St. Petersburg die Aufführung des Neunundzwanzigsten Februar verboten hat. Da dasselbe Verbot zugleich gegen Carlos, Wallenstein, Nathan und Egmont (also gegen Lessing, Schiller und Göthe) gerichtet ist; so rechn' ich mir's zur größten Ehre, in solcher Gesellschaft verboten zu werden. Aber ich komme fast auf den Gedanken, daß die europäischen Polizeiministerien den Wunsch, gefürchtet zu werden, bis zu einer kleinen Eifersucht gegen den Himmel treiben, der seine geheime Moralpolizeigewalt im Neunundzwanzigsten Februar ausübt.

Geschrieben im Juli 1817.

Verdienſt um mich erworben hat, veranlaßt haben, vi contrariorum zu ſchließen, daß dieſes Produkt Beifall finden würde, wenn es einen tröſtlichen Ausgang hätte. Meinen kriminaliſtiſchen Einfall vom Putativinceſt benutzend, ſtrich er die letzte Scene, ſetzte an ihre Stelle eine raſche Peripetie aus Bös in Gut (péripétie de mal en bien), nannte das Stück Wahn und Drama, und erlangte die Erlaubniß, es in den Mittagsſtunden zum Beſten einer armen Familie aufzuführen. Wider alles Erwarten, welches ich von dem Unternehmen gehabt haben würde, wenn ich darum gewußt hätte, gelang es ſeinem und ſeiner Mitſpieler Talent, dem Drama Beifall zu erwerben. Es wurde noch für den nehmlichen Abend wieder gefordert, war im November 1813 bereits acht Mal aufgeführt, und nun erſt erhielt ich Nachricht von der unerwartet günſtigen Wendung, welche das traurige Schickſal der Familie Horſt genommen hatte, indem die Hoftheaterdirektion mir die Metamorphoſe in der Handſchrift mittheilte, und es mir anheimſtellte, ob das Stück in dieſer Geſtalt ferner dargeſtellt werden ſollte; eine Achtung für das urſprüngliche Autorrecht, die ich andern Bühnendirektionen zu ſorgfältiger Nachahmung empfehle.

Nach den Grundſätzen der literariſch-dramatiſchen Kunſt hätte ich die fernere Darſtellung des Stücks, als eines Drama mit tröſtlichem Ausgange, verbitten ſollen. Aber als Tragödie hatte es vor drei Jahren die Frauen und Jungfrauen zu Leipzig unziemlicher angegriffen, als ſie im Theater angegriffen zu werden gewohnt waren; als Drama hingegen war es in Wien acht Mal mit Beifall geſehen worden, und auf der Bühne gilt bekanntlich der Grundſatz der Ninon von Lenclos: Wer gefällt, hat recht. Ich würde daher, theatraliſch genommen, unrecht gehabt haben, dem literariſch-undramatiſchen Drama meine Beiſtimmung zu verſagen. Da inzwiſchen die Wiener Schlußſcene Spuren von theatraliſcher Eilfertigkeit trug, die Verſifikation derſelben mit der des Ganzen nicht völlig übereinſtimmte, die neue Peripetie zu ſchroff daſtand, die Rollen nicht ganz folgerecht fortgeführt waren, und die, durch die Verwandlung zerſchnittenen Adern der tragiſchen Anlage noch eine Unterbindung und Verbindung zu einer religiöſen Hauptidee zu fordern ſchienen, damit von dem Himmel der Anſchein einer grauſamen und planloſen Neckerei abgewendet würde; ſo ſuchte ich dieſen Mängeln möglichſt abzuhel-

ſen, und ſo entſtand das nachſtehende Kindlein zweier Väter und eines allwaltenden Bücherfatum, gegen welches alle Kunſtkritik ohnmächtig iſt.

Sollten andere Bühnen es über die Bretter führen wollen; ſo diene ich ihnen gern noch mit folgenden Vorſchlägen.

Ich habe ſchon oben an einem Beiſpiele gezeigt, daß die Cenſurſtelle verbunden iſt, gottloſe Handlungen auf der Bühne zu hindern, weil ſie es im Leben nicht vermag. Nun iſt aber die Cenſur an vielen Orten in den Händen des Clerus, welcher ſich vor Zeiten gar ſehr bemüht hat, der unverſtändigen Menge den eignen Gebrauch der heiligen Schrift zu verwehren. Da ihm das nicht recht gelingen wollen, und da die immer zahlreicher werdenden Bibelgeſellſchaften ſelbſt der Hoffnung eines künftigen Gelingens die Flügel beſchneiden; ſo thut er weiſe, wenigſtens auf der Bühne die leibliche Erſcheinung des Bibelbuches zu verbieten, und dagegen als gegen eine gottloſe Entweihung zu eifern. In dieſer Hinſicht giebt der Wahn einen Anſtoß, der ſich heben läßt, wenn man die Stelle Scene 3. ſo abändert:

Emil.

Nein,
Heut' iſt Leſeſtund' geweſen.

Walter.

Lies mir vor, was du zuletzt geleſen.

Emil holt ein Schulbuch.

O, du wirſt zufrieden ſeyn.

Aus dieſem Schulbuche kann nun Emil einige beliebige Denkſprüche leſen, worunter der bibliſche von Leucht' und Fluch der letzte ſeyn muß.

Wo es demnächſt eben an einem entweder ſehr frühreifen, oder kleingeſtalteten talentvollen Kinde fehlt, da wird man es unbequem finden, daß Emil erſt 11 Jahr alt iſt. Dieſem Uebel ſcheint wegen des Umſtandes, daß die Handlung bei der dritten Wiederkehr von Jacob Horſts Todestage ſich begiebt, nicht abgeholfen werden zu können; aber — die mathematiſche Chronologie bietet ein Mittel dar, den Knaben deſſen ungeachtet um einige Jahr älter zu machen. Die Regel nemlich, daß alle 4 Jahre ein Schaltjahr eintrete, hat eine ihrer Ausnahmen am Ende des jüngſt abgelaufenen Jahrhunderts gelitten. Die Jahre 1796 und 1804 hatten einen neunundzwanzigſten Februar, aber das Jahr 1800 nicht. Nimmt man daher an,

Jacob Horſt ſei am neunundzwanzigſten Februar 1796 geſtorben; ſo fällt die dritte Wiederkehr ſeines Sterbetages erſt in das Schaltjahr 1812, und je nachdem der Knabe als früher oder ſpäter nach dem Tode ſeines Großvaters geboren gedacht wird, kann ſein Alter im Perſonenverzeichniſſe auf 12 — 14 Jahr angegeben werden; ja, er könnte ſogar über 15 Jahr alt ſeyn, wenn ſich das mit der Kindlichkeit ſeiner Rolle vertrüge. Da nun im Jahr 1812 der neunundzwanzigſte Februar, gerade wie es hier vorgeſchrieben iſt, unter den Saturn (auf den Sonnabend) fällt; ſo braucht man nur dieſe Jahrzahl über den Wochenkalender an der Stubenthür zu ſchreiben, um jedem Theaterrecenſenten, welcher in dem angegebenen Alter Emils einen Zeitrechnungsfehler finden wollte, mathematiſch beweiſen zu können, daß er unrecht habe. Es verſteht ſich jedoch, daß in dieſem Falle da, wo von zwölf Jahren, die nach Jacob Horſts Tode verfloſſen ſeyn ſollen, die Rede iſt, ſechzehn geſetzt werden muß, z. B. Heut ſind's ſechzehn Jahr, ſtatt: Heute ſind's zwölf Jahr.

Uebrigens iſt im Drama die Rolle des Knaben durch den Wegfall der Sterbeſcene um vieles leichter geworden, und das Ganze, wie wenig es auch den klaſſiſch ausgebildeten Kunſt-

ſinn des Kenners befriedige, wird die zarte Bruſt der Frauen nicht mit Beklemmung entlaſſen. Vielleicht alſo iſt es in dieſer Geſtalt der einen oder der andern Privatbühne willkommen, deren Mitglieder ſich an der Darſtellung tragiſcher Momente vergnügen wollen.

Indem ich jedoch das Stück in dieſer veränderten Geſtalt dem Druck übergebe, kann ich mich der Beſorgniß nicht entſchlagen, daß es der theatraliſchen Milderungsſucht neue Nahrung geben könne. Daher ſei mir noch ein ernſthafter, kritiſcher Hinblick auf den Einfall erlaubt, womit man in Wien (wo man auch Oehlenſchlägers Correggio in ein Rührſpiel mit glücklichem Ausgange verwandelte) zum Beſten der Armen die Familie Horſt vom Untergange gerettet hat.

Ariſtoteles ſagt in ſeiner Poetik in Bezug auf die verbrecheriſche Handlung in der Tragödie: „Sie kann wiſſentlich geſchehen, wie die Mordthat der Medea an ihren Kindern bei Euripides. Sie kann auch — zwar geſchehen — aber dergeſtalt, daß der Thäter nicht weiß, welche Greuelthat er begeht, und es erſt ſpäter erkennt, wie Oedip bei Sophokles. Ein drittes iſt, daß jemand aus Unwiſſenheit das Ungeheure begehen will; aber vor der That zur Einſicht

davon gelangt. Außer dieſen Fällen aber iſt kein anderer ſtatthaft. Entweder thun, oder nicht thun, und entweder wiſſentlich, oder unwiſſentlich thun. Wiſſentlich thun wollen, und nicht thun, iſt das Schlimmſte: denn es iſt abſtoßend, nicht tragiſch, weil das ſchwere Uebel fehlt. Es iſt daher auch nur höchſt ſelten von jemand unternommen worden." *)

Dieſen Ausſpruch unterſchreib' ich mit einer einzigen Einſchränkung. Es ſcheint darauf anzukommen, was den Wollenden am Vollbringen hindert: ob innere Kraft, oder innere Schwäche, oder ein Widerſtand von Außen. Iſt es Kraft; ſo kann die Unterlaſſung tragiſch wirken, wie z. B. bei Poſa, welcher die Ermordung der Eboli aufgiebt, weil er die Kraft fühlt, den Freund durch ſeinen eignen Fall zu retten. Iſt es aber Schwäche; ſo fällt die tragiſche Wirkung weg, nicht ſowohl, weil es an dem ſchweren Uebel, als vielmehr weil es an der inneren Handlung, an der poſitiven Wil-

*) Das Beiſpiel, welches der Philoſoph hier anführt (aus Sophokl. Antig. Vers 731), iſt nicht einmal gültig: denn nicht ſeinen Vater will Hämon umbringen; ſondern er erwähnt nur der Abhängigkeit ſeines eignen Lebens von dem Leben der Antigonä.

lensthätigkeit gebricht. Iſt es endlich ein Widerſtand von außen; ſo kann zwar die Handlung, die Aeußerung der Willensthätigkeit, da ſeyn; aber der Erfolg mangelt, und was nun geſchieht, iſt entweder gar nicht Handlung, ſondern bloße Begebenheit, oder es iſt Handlung eines andern freien Weſens, nehmlich desjenigen, welches den Widerſtand leiſtet.

Nimmt man nun in gegenwärtigem Falle an, der Widerſtand, welcher Walters Sohnesmord hindert, ſei Zufall; ſo fehlt es dem Drama gänzlich an einer Haupthandlung. Und ſieht man ihn für ein Werk der Vorſehung an; ſo iſt es einzig dieſe überſinnliche Macht, welche die Haupthandlung vollführt, und es fällt die eigentliche dramatiſche Theilnahme weg, welche nur der Kampf zwiſchen innerer, menſchlicher Freiheit und äußerer Nothwendigkeit ſich erwirbt.

Es bleibt mithin für die dramatiſche Anſchauung hier nichts, als die Idee einer Vorſehung übrig, welche den leidenſchaftlichen Walter bis an den Abgrund taumeln läßt, um ihn im Augenblicke des Falles zu retten, und ihn dadurch von ſeiner moraliſchen Krankheit zu heilen. Dieſe Idee aber mag mehr den Glauben des Chriſten, als den Kunſtſinn des Menſchen befriedigen.

Möchten dieſe Anſichten von denen beherzi-

get werden, welche ſtatt des ſtrengen Schickſals der Alten die milde Vorſehung des Chriſtenthums in das ernſte Drama eingeführt wiſſen wollen. Auf die Gnade des Himmels baut der ſündhafte Menſch nur allzuleicht, und ſelten wird es der Kunſt bedürfen, um dieſes Vertrauen in ihm zu ſtärken. Aber an die Strenge der moraliſchen Weltherrſchaft hat er gemahnt zu werden vonnöthen, und in dieſem Geſchäft ſcheint es nicht überlei, daß die Poeſie und die Darſtellungskunſt der Religionslehre zu Hülfe komme.

Druckfehler.

S. 70. Z. 7. v. o. lies: Der Engel Schaaren ſt. der Engelſchaaren
— 74. — 10. v. o. l. geſehn ſt. geſehen
— 174. — 3. v. o. l. ſelbſt ſt. ſelber
— 191. — 8. v. o. l. geſchehen ſt. geſchehn
— 216. — 8. v. o. l. gebannt ſt. gekannt
— 218. — 7. v. o. l. teurs ſt. teurs
— 220. — 3. v. o. l. Twenty-Ninth ſt. Twenty-Nith
— 224. — 6. v. o. l. betretnen ſt. betretnem
— 224. — 11. v. o. l. Schattengrau ſt. Schattengraun
— 235. — 6. v. u. l. Emil ſt. Emi
— 256. — 9. v. o. l. Jahr' ſt. Jahr
— 258. — 1. v. u. l. ſchliefe (Conjunct.) ſt. ſchlief
— 263. — 6. v. o. l. Knab' ſt. Knab
— 283. — 10. v. o. ſetze , ſt. . nach beſtändig
— 408. — 4. v. o. ſetze , nach das

Müllneriana.

Müllneriana.

Verhandlungen über eine Rezenſion des Yngurd im dritten Stück des Hermes zwiſchen Herrn Hofrath Müllner in Weißenfels, als Verfaſſer des Yngurd, Herrn Profeſſor Krug, als Redacteur und Herrn Brockhaus, als Unternehmer des Hermes.

— — didicisse fideliter artes
Emollit mores nec sinit esse feros.

— — den Künſten emſig ſich weihen,
Schmeidigt die Sitten, erlaubt nimmer ein
Roher zu ſeyn.

Leipzig:
Buchhandlung Brockhaus.

1820.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS

Vorwort.

Die Zuſammenſtellung dieſer Verhandlungen iſt von ſo vielen Seiten gewünſcht worden, daß ich geglaubt habe, dieſem Wunſche nachkommen zu müſſen.

Die Bekanntmachung meiner Correſpondenz mit dem Herrn Hofrath Müllner iſt übrigens dadurch vollkommen motivirt, daß ſich derſelbe geweigert, ſeine öffentlich ausgeſprochenen Beſchimpfungen gegen den Unternehmer des Hermes auch nur privatim zurückzunehmen, folglich das Publikum hier das Richteramt zwiſchen ihm und dieſem ausüben muß, wozu aber die Kenntniß der Verhandlungen nöthig war; ſie iſt ferner für letzteren deshalb Pflicht, damit das Publi-

kum diejenigen künftigen Beurtheilungen ſeiner Unternehmungen, welche von Herrn Hofrath Müllner ausgehen, gehörig würdigen könne.

Das Ganze dieſer Zuſammenſtellung iſt endlich ein Beitrag zur Charakteriſtik der Großen Männer und Redeführer unſerer Zeit in Deutſchland.

Leipzig im December 1819.

Brockhaus.

Inhalt.

I. Rezenſion des Yngurd aus dem dritten Stücke des Hermes.

II. Herrn Hofr. Müllners Aufſatz in der Zeitung für die elegante Welt unter der Ueberſchrift: Aff und Schnur.

III. Anzeige des Herrn Prof. Krug, als Redacteurs des Hermes, in der Zeitung für die elegante Welt.

IV. Herrn Hofr. Müllners Aufſatz in der Zeitung für die elegante Welt unter der Ueberſchrift: Zigeuner-Freiheit.

V. Aufſatz im literariſchen Wochenblatt; (Herrn Hofr. Müllner zugeſchrieben.)

VI. An Herrn Hofr. Müllner vom Profeſſor Krug.

VII. Correſpondenz zwiſchen dem Unternehmer des Hermes: F. A. Brockhaus und Herrn Hofr. Müllner.

a) An Müllner vom 11. Novbr. 1819.

b) An Brockhaus vom 16. Novbr. 1819.

c) An Müllner vom 19. Novbr. 1819.

d) An Brockhaus vom 21. Novbr. 1819.

e) An Müllner vom 23. Novbr. 1819.

f) An Brockhaus vom 27. Novbr. 1819.

VIII. An Brockhaus von einem Freunde über vorſtehende Correſpondenz.

IX. Brief an die Hrn. Gebrüder Hoffmann in Weimar, als Unternehmer und jetzige Herausgeber des literariſchen Wochenblatts von Brockhaus.

X. An Herrn Geh. Hofr. Cotta von Cottendorf, als Unternehmer und Fr. Legationsräthin Huber, als Redactrice des Morgenblatts von demſelben.

XI. An die Redaction der halliſchen Literatur-Zeitung.

XII. An Herrn Hofr. Methuſ. Müller, als Redacteur der Zeitung für die elegante Welt.

XIII. An Herrn Leo in Hamburg, als Redacteur der Originalien und der Flora.

I.

König Yngurd. Trauerſpiel in fünf Acten von Adolph Müllner. Mit zwei Kupfern. Leipzig, bei Göſchen. 1817. 362 Seiten. 8. (Preis: 2 Thlr.)

(Rezenſion aus dem Hermes *), St. III.)

Gutmeinende, aber mit den Bedingungen dramatiſcher Kunſt ſchwerlich ganz vertraute Leute haben wohl gewünſcht, die Geſchichte unſerer Tage bereits auf der Bühne zu ſehen: den Mann von St. Helena mit ſeinen Geſellen und die Kaiſer und Könige, die ihn beſiegt, den alten Blücher, Schwarzenberg u. ſ. w., ja wohl gar den Wiener Congreß. Nun iſt zwar, was wir erlebt, unſtreitig ein höchſt bedeu-

*) Hermes oder kritiſches Jahrbuch der Literatur. (Eine Quartalſchrift.) Erſter Jahrgang für 1819. Vier Hefte. (Etwa 100 Bogen in Median.) Preis 8 Thlr. (14 Fl. 24 Kr.)

tender Moment der Weltgeſchichte: aber das große Trauerſpiel (die ganze Weltgeſchichte iſt tragiſcher Natur), deſſen erſten Act die franzöſiſche Revolution bildet, iſt noch lange nicht zu Ende, und da muß denn der ſterbliche Dichter warten, bis der große Poet droben erſt ſelber damit fertig iſt. Es iſt wohl kein Zweifel, daß auch uns dereinſt ein zweiter Shakſpeare kommt, der die Begebenheiten unſerer Tage in einem andern Buche der Könige darſtellen wird, wie jener große alte in ſeinem Buche der Könige (von Johann bis Heinrich VIII.) die Geſchichten ſeines Vaterlandes, die in ſo mancher Hinſicht das Vorſpiel der großen Tragödie ſind, die gegenwärtig für ganz Europa ſich ſpielt. Wie denn England überhaupt die Blut- und Feuertaufe eines neuen Lebens am früheſten von allen Völkern unſers Erdtheils empfangen und, in ſeiner inſulariſchen Abgeſchloſſenheit weniger von fremden Einflüſſen geſtört, in ſeiner Ausbildung dem übrigen Europa, wie der Mond der Erde, vorausgeeilt iſt. Aber noch kam' er zu früh, dieſer zweite Shakſpeare, die Gegenwart iſt für den Cothurn nicht reif. Was aber der jetzt lebende Dichter vermag, ja was ſein höchſter und wahreſter Beruf iſt, den Sinn deſſen, was vor unſern Augen geſchah und noch geſchieht,

ſoll er ausprägen in ſelbſtſtändig lebendigen Geſtalten, die großen Lehren der Gegenwart: den Fall geſetzloſen Uebermuthes, die furchtbaren Verirrungen eines von Gott abtrünnigen Geſchlechts, und den Sieg des Lichts und Rechts über die finſtern Gewalten einer verderbten Zeit.

Und was hat der Dichter des Yngurd gewollt. Aus dem Drama unſerer Tage hat er den Kampf angeborner Herrſcherkraft mit angeborner Herrſcherwürde ſich zur Aufgabe geſtellt: jenen Kampf, womit das große Drama ſich eröffnete, nachdem freilich die Bande, welche die Elemente der Welt zuſammengehalten, ſchon längſt gelöſ't und der Boden, worauf das Geſchlecht Jahrhunderte durch gewandelt, von feindſeligen Geiſtern — die vor allen Dingen an keinen Geiſt glaubten, nicht einmal an den eigenen — ausgehöhlt und bis zum Einſturz untergraben war. In Napoleon erreichte jener Kampf ſeinen Culminationspunct; noch hatte die Welt keinen Herrſcher geſehen, der aus unköniglichem Geblüte entſproſſen und hervorgegangen aus des Volkes Schooß, die Könige von Gottes Gnaden ſo ſehr zu Sclaven gemacht und der Schrecken mehr als Eines Welttheils geweſen. Aber es wurde auch zugleich in ihm gezeigt, mit welchen

Gefahren für den Frieden der Welt ein ſolcher den Thron beſitze. Man ſage nicht: Napoleon, wär' er mehr Menſch geweſen, hätte ſich auf der Höhe behauptet, zu welcher mehr das Erdbeben der Zeit als ſeine perſönliche Kraft ihn hinaufgeſchwungen. Auch, abgeſehen von dem zur Sicherung einer alſo erworbenen Krone faſt unvermeidlichen Mißbrauche der Gewalt, der zuletzt ſeinen Untergang herbeigeführt, hätte der Glaube der Welt ihn doch wohl am Ende vom dem, nach ſeinem Ausdrucke „mit Sammt überzogenen Stücke Holz" verdrängt. Denn einerſeits bleibt es in Bezug auf die Menge ewig wahr, was der Dichter ſagt: Aus Gemeinem iſt der Menſch gemacht, und er glaubt an nichts Großes in der Kraft; andererſeits iſt, nach Odars Wort im Yngurd, der „Glaube an Königsrecht im Buſen der Gerechten feſtgegründet" und es iſt nicht zu läugnen, daß, obgleich unſere Fürſten ſelbſt ihren Urſprung nicht bis zu den Elohim und den „Söhnen der Götter" hinauf werden verfolgen wollen, den gebornen König dennoch ein Schauer von Majeſtät umgiebt, gegen welchen ſich auch der entſchiedenſte Republikaner vergebens ſträubt, ein Abſtrahl jenes uralten Königthums, als die Fürſten noch in der That (was ſie freilich immer ſeyn ſollten) Organe des Gött-

lichen an die Menſchheit geweſen. Betrübt mag es freilich gewiſſermaßen ſeyn, daß das Talent der Geburt, der Geiſt dem Körper im Weltlauf ſo ſelten die Wage hält, aber das Talent iſt doch im Grunde ein eben ſo freies Geſchenk des Himmels als die Geburt, und der Menſch verdankt ſich as Eine ſo wenig wie das Andere, auch liegt es ganz im Naturgeſetze, daß das Talent eben als das Geiſtigere von dieſem kothigen Planeten weniger angezogen und begünſtigt wird.

Und hiemit glauben wir denn auch die Grundidee des Yngurd ausgeſprochen, dem man daher wohl ſehr Unrecht gethan, wenn man eine Apologie der neufranzöſiſchen Legitimität darin hat finden wollen. M. iſt doch zu ſehr Dichter und Deutſcher, um ſolchen Götzen zu huldigen. Daß aber ſein Werk recht eigentlich ein Gewächs der Zeit iſt, giebt der Augenſchein, wenn es die etwas geſchraubte Zueignung auch nicht verriethe. Zum König Yngurd hat ihm offenbar Napoleon geſeſſen oder vielmehr geſtanden, denn damals, als ſein Rieſenbild den Dichter zu ſeiner Schöpfung begeiſterte, war das Sitzen ſeine Sache eben noch nicht. Im Alf, dem „Fürſten mit dem Menſchenſinne“ (der übrigens von ſeinen Gegnern

als „Gliedermann, am Drath gezogen" nicht uneben bezeichnet wird), so wie im Lokar, dessen bloße Erscheinung erobert, nicht das sit venia verbo legitime Königthum dem gekrönten Emporkömmlinge gegenüber.

Der Kampf beider Kräfte endet, wie er immer enden wird, bis das alte ächte Königthum wiederhergestellt ist — welches Licht und Kraft zugleich — mit dem Siege des legitimen Geblüts über die legitime Kraft. Es ist ein sehr glücklicher Zug und bestätigt den oben angeführten Spruch des großen Dichters, daß eben der Bauernstand, aus welchem Ynguld entsprossen, es war, der ihm seine Stimme zur Krone versagte, wiewohl der Dichter der Sache die Deutung gegeben, als habe jene der Natur noch am nächsten stehende und deshalb aus einer Art Instinct fast immer das Rechte treffende Menschenclasse die Ahnung der schrecklichen Nothwendigkeit eines ewigen Krieges zur Bekämpfung einer so unsichern Gewalt, zu jener Weigerung bestimmt.

Aus diesen Andeutungen erhellt, daß der Dichter seine Aufgabe allerdings klar und scharf aufzufassen verstand. Desto mehr ist zu bedauern, daß ihm in der Ausbil-

dung des bedeutenden Stoffs die Schöpferkraft etwas ausgegangen ſcheint und daß die Ausführung mit der Idee nicht überall gleichen Schritt hält. Der Grund davon ſcheint bei dem Dichter in einem Uebergewicht des reflectirenden über das bildende Geiſtesvermögen zu liegen. Hr. M. zeigt ſich im Y. mehr als ein Dichter des Verſtandes als der Phantaſie, die ganze Compoſition verräth erſtaunlich viel Talent, weniger Genie. Bei allem Glanz und Glätte der Form fehlt es dem Ganzen zu ſehr an der rechten Friſche und Lebendigkeit, es ſcheint Alles mehr künſtlich getrieben als frei und fröhlich gewachſen. Die Zeichnung iſt meiſt hart und ſteif oder unbeſtimmt und nebelhaft, Colorit und Sprache zwar regelrecht, aber trocken und einförmig, die Wahrheit der Natur, der Zauber des Phantaſtiſchen ſoll nicht ſelten, wie bei einigen niederländiſchen Malern, durch dicke übertreibende Striche erreicht oder erſetzt werden. Das Vorherrſchen der Reflexion über die Handlung — ein Fehler faſt aller unſerer neueſten Dichter — das breite und viele Reden — das bisweilen allzu ſichtbare Streben nach Effect und Bedeutung — erinnert an den franzöſiſchen Cothurn, ſo daß man an einigen Stellen mehr eine Ueberſetzung aus dem Franzöſi-

schen als ein deutsches Original zu lesen glaubt. Die Fabel des Stückes scheint auch nicht gleichsam mit einem Zauberschlage aus sich selbst entsprungen, vielmehr vom Verstande nicht ohne Mühe zusammengebaut, und der Dichter hat bei einzelnen Partien — wir wollen nicht glauben, im Gefühle eigner Ohnmacht — sogar fremde Hülfe nicht verschmäht und Geister aus Shakspeare citirt. Aber nur ihre Gespenster erschienen. So ist Brunhilde blos die vergröberte Constanze aus dem König Johann, mit etwas Isabeau aus Schillers Jungfrau versetzt, Oskar kann seine Verwandtschaft mit Arthur und Marduff mit Hubert nicht verläugnen, und zum Goldenbrog hat Polonius redlich beigesteuert. Im Ynguard selbst ist so viel König Johann und Macbeth als möglich, bisweilen erscheint er jedoch mehr als der potenzirte Hugo. Die Catastrophe erinnert fast zu stark an Hamlet, nur daß hier der Däne fällt, der Normann den Thron besteigt, im Ynguard umgekehrt. Das giebt dem Stücke nun freilich ein etwas geflicktes Ansehn und fällt desto unleidlicher auf, je weiter, wie Erd' und Himmel, die Copien von den Originalien abstehn. Besser vielleicht hätte der Dichter gethan, einen gegebenen geschichtlichen Stoff selbstständig auszubilden, als

einen auf eigne Hand zu erdichten und bei Fremden zu borgen. Denn daß, wie er sagt, „die Wirklichkeit selten zum Gedichte taugt,“ will uns nicht recht einleuchten, und Shakspeare ist wohl die beste Widerlegung dieser parador klingenden Halbheit. Aber Hr. M. borgt nicht nur Charactere, auch in einzelnen Stellen verrathen sich Reminiscenzen, z. B. der Tod, der ungestraft in der Könige Leiber bricht, und die Stelle von der natürlichen Königswürde Act. 3, Sc. 3. gefiele, wenn man sie nicht, freilich weit schöner und poetischer, in Calderons standhaftem Prinzen gelesen. All' dieß bewirkt nun, daß das Ganze keinen rechten Totaleindruck macht, wozu noch kommt, daß das Verhältniß Oskars und Asla's das Interesse allzusehr von der Haupthandlung und deren Mittel- und Brennpunct — Ynguro — abzieht, weil der Dichter diese Partie fast zu sehr hervorgehoben. — Schon die Eingangsscene — dieser Probierstein dramatischer Kunst — ermangelt der recht anschaulichen Vergegenwärtigung. Eine peinlichere, langweiligere Exposition hat wohl selten ein Dichter geschrieben. Statt mit ein Paar dreisten Zügen gleich in medias res zu versetzen, wird viel überflüssig räsonnirt vom Wetter und dessen Bedeutung, vom Doppelsinne des mauvais tems im Französischen u. dergl., und

eine Maſſe Detail aufgehäuft, die mehr verwirrt und zerſtreut als belehrt. Dazu kommt eine verfängliche Genealogie der Hauptperſonen, aus der bei allem Streben des Dichters, ſie klar zu machen, doch wohl nur wenige Zuſchauer ſogleich klug werden möchten. Endlich kommt wie gerufen ein tüchtiger Donnerſchlag, und wir ſehen die Königin Irma mit ihrer Tochter, zwar im Negligé, aber mit einer deſto geputzteren dialogiſirten Abhandlung über das Erwachen des Geſchlechtstriebes im Weibe und die Polarität des Herzens auftreten; wobei die Tochter inſonderheit bemüht iſt, den Zuſtand ihres Herzens in den koſtbarſten Gleichnißreden und in geſpreitzter Rhetorik an den Tag zu legen, und einen Traum declamirt, der mehr das Umſtändliche eines Schlachtberichtes hat. Kann aber etwas anſtößiger ſeyn als die plumpe Art, wie dieſe Irma ihrer Tochter die Myſterien der Jungfräulichkeit entſchleiert? Es iſt unbegreiflich, wie ein Dichter, der das Wort Geſchmack beſtändig im Munde führt, die Grazien ſo gar grob beleidigen konnte. Aber dieſe Tochter iſt einer ſolchen Mutter auch vollkommen werth. Sie erklärt ihr rund heraus: ſie ſey ihr Kind nicht mehr, ein drittes Weſen lebe in ihrer Bruſt (wobei wir anfangs gar auf beſondere Gedanke

geriethen); ja sie wird ordentlich zur Furie, fühlt sich getrieben, ihre „Eltern zu hassen, ihnen zu fluchen, ja sie im Tode zu verlassen.“ Nun sagt zwar die Schrift: daß ein Weib um des Mannes willen Vater und Mutter verlasse, aber so kannibalische Aeußerungen des Verliebtseyns waren doch bisher noch nicht erhört. Bemerkenswerth ist doch, daß Oskar, der Geliebte dieses zarten himmlischen Wesens (so möchte der Dichter sie gern darstellen), in ihrer Nähe (Act 4, Sc. 1.) auch von der Sucht, seine Mutter zu hassen, als von einer Art Hundswuth befallen wird, woraus allerdings auf eine ansteckende Natur des Uebels zu schließen. Zu solchen Tollheiten kann die Sucht, originell zu seyn, verführen! Erbaulich ist es auch zu lesen, wie in besagter Scene das unschuldige Wesen dem, wie es scheint, noch unschuldigeren Knaben über seine Neigung zu ihr mit recht jungfräulichem Entgegenkommen aus dem Traume und auf die Sprünge hilft und ihm seine Liebe so zu sagen ordentlich vorkaut:

Du liebst mich, Oskar, liebst mich mit dem Sinn,
Der um die Braut (unterstrichen) den Arm begehrt zu schlingen.

Das muß der junge Mensch ja doch wohl

verſtehn! Uebrigens mag dieſe Asla, da ſie, wie es ſcheint, mit cataleptiſchen Zufällen behaftet, öfters lange in Einer Stellung zu verweilen hat, keine leichte Aufgabe für die Bühne ſeyn. — Endlich — endlich — wie in jenen nördlichen Gegenden die Sonne nach langer Dämmerung — geht im Yngurd — Yngurd ſelber auf, nachdem bisher viel Redens ergangen von ſeinem erſtaunlichen Heldenmuthe und großem Ruhme, der blos zwiſchen den beiden Polen Raum haben ſoll. Leider rechtfertigt ſein erſtes Auftreten die hohe Meinung nicht ganz, die der Dichter von ihm zu erregen geſucht. Es ſind wieder nur Worte — Worte — Worte, die der Gefeierte mitbringt, ſtat: durch einen kecken Zug lebendiger Handlung die hochgeſpannte Erwartung zu befriedigen. Er kommt und räth den Reichsherren, ſich dem Oskar, als rechtmäßigem Könige, zu unterwerfen, und wir ſind ſchon im Begriff, ſeine Reſignation zu bewundern, als der weinerliche Zuſatz:

Und lacht zu Irma's, lacht zu Asla's Thränen,

uns verräth, daß es ihm mit dieſem Vorſchlage wohl eben ſo wenig Ernſt geweſen, als vielleicht dem Dichter, wenn er in der Nachſchrift den Bühnen die Aufführung ſei-

nes Stückes widerräth. Auch bestätigt dieß Yngurds nachherige Erklärung im Lager: daß er nur als König sterben könne, daß ein Gott die Stufen zum Throne hinter ihm abgebrochen u. dergl. Es war also wieder nur eine artige Redensart. Ueberhaupt scheint der ganze Mann häufiger mit Reden als mit Handlung ausgestattet. Im ganzen, ungeheuer langen, ersten Act erscheint er nur Einmal, und zwar blos um zu reden, und geht bald wieder ab, um mit den Reichsherren weiter zu reden, und im zweiten tritt er auch nur Einmal auf, und zwar im feindlichen Lager mit Friedensvorschlägen; aber auch in dieser sonst wirkungsvollen Scene redet er wieder fast zu viel, und die Aeußerung: „Man solle machen, daß er Norwegs Krone nie getragen," klingt fast allzuspitzig im Munde eines nordischen Heldenkönigs. Erst gegen die Mitte des Stücks kommt der gekrönte Rhetor etwas mehr in Thätigkeit. Dabei macht er sich überall mit seinem Heldenthume gewaltig breit, wie ein ächtfranzösischer Theaterheld und wahrer Bramarbas, der's mit Sporenklirren und Schlagen an den Säbel zu zwingen meint. Ja selbst bei der unerwarteten Nachricht von dem Tode seiner Tochter und Gemahlin ist es sein erster Gedanke, daß er ein „Heldenherz" im

Leibe hat. Leider zeigt er dadurch, daß er ſich ſelber einen Helden nennt, wie wenig er eben einer iſt. Und in der That ſieht man auch wenig Heroiſches von ihm, wenn man nicht den Entſchluß, ſich dem Teufel zu ergeben, dafür will gelten laſſen. Aber er hat wohl Recht: wenn Gott und Teufel eine Seele ſpalten, ſo hat keiner von beiden Etwas, das der Mühe werth iſt, und es ſcheint ihm entweder mit dem Gebete oder mit der gleich darauf folgenden Teufelsbeſchwörung wenig Ernſt zu ſeyn. Doch der Teufelsdreck gehört wie bekannt nun einmal zum neupoetiſchen haut-gout, und ſo glaubte ſich der Dichter, der im 29ſten Februar den 24ſten und in der Schuld die Schickſalsmode mitgemacht, auch dieſe Anforderung des herrſchenden Zeitgeſchmacks nicht wohl verſagen zu können. Ob nun der Böſe den Contract angenommen, bleibt unentſchieden. Genug, Ynguro glaubt es, und die plötzliche Wendung der Schlacht giebt ihm darüber Brief und Siegel. Aber die Einmiſchung der Hölle beſchleunigt ſeinen Fall, ſtatt ihn zu retten; nachdem er einmal ſich ſelbſt aufgegeben und den Gott in ſeiner Bruſt um äußerlichen Zweck verrathen, bricht auch das Gebäude ſeines Glücks über ſeinem Haupte zuſammen. Die Gaben der

Hölle sind Blendwerk, todte Kohlen statt Gold, Schein für Seyn, „der Name für die Sache.“ Sein Sieg über Oskar besiegt ihn selber, und der Gefangene zieht triumphirend in Aller Herzen ein und wendet das Gemüth des Volks von dem bis jetzt glücklichen Herrscher. Das quälende Bewußtseyn jenes dunklen Bündnisses mit den schlimmen Mächten raubt ihm das freudige Vertrauen zu sich selbst, er gleitet ganz aus seiner Bahn, die er bisher wie ein mächtiges Gestirn unverrückt gewandelt, und fühlt sich zuletzt von schrecklicher Nothwendigkeit gedrungen, für seine Sache, die er bisher mit dem Schwerte in ehrlich offenem Kampfe vertheidigt, den Dolch des Meuchelmords zu dingen. So ist die Catastrophe des gewaltigen Menschen mit großer Kunst und psychologischer Einsicht eingeleitet und herbeigeführt. Zweideutige Orakel vollenden die unselige Täuschung des Opfers finsterer Mächte und führen es nur rascher dem Abgrunde zu. Denn wenn einmal das reine Licht des Hauptes erloschen und die Unschuld des Willens verscherzt ist, gewinnen die betrüglichen Stimmen der Unterwelt Gewalt über den Menschen, und die Irrwische erscheinen, nachdem die Sonne untergegangen. Nur scheint es, als ob Ynguld, ungefähr wie der sterbende Hugo in der

Schuld, ſeinen Fall etwas leicht nähme und allzuviel davon auf Rechnung der Hölle ſchriebe. Eben in jenem Zuſtande des Hellſehens, worin ihn der Dichter nahe vor dem Tode erſcheinen läßt, ſollt' es ihm vielmehr klar geworden ſeyn, daß der Teufel, der ihn zum Falle gebracht, eigentlich Niemand geweſen als Er ſelber und daß auf der Wage des ewigen Gerichts die beſchloſſene und die vollbrachte Unthat gleich ſchwer wiegt. Die Tragödie ſoll den Menſchen erheben, nicht niederdrücken. Der Glaube an einen übermächtigen Einfluß böſer Geiſter hat aber gewiß nichts Erhebendes und vernichtet, mit der Zurechnungsfähigkeit unſerer Handlungen, die Freiheit und Würde menſchlicher Natur. Die Bühne will den Menſchen, nicht einen Spielball dämoniſcher Kräfte. Zwar darf der Dichter ſeine Perſonen in dergleichen Irrthümer verſtrickt zeigen, aber die Compoſition des Ganzen muß beweiſen, daß er dieſe Irrthümer nicht theilt. Wir wollen nicht lauter Grandiſons und Clariſſen auf den Bretern, wollen nicht die Bühne in ein Kloſter verwandelt, wie Hr. M. ſeine Gegner mißverſtehen möchte. Aber der Dichter ſoll ſich hüten, durch ſchlaffe Behandlung der Sünde, durch falſche Beſchönigung mit der Macht des Schickſals, böſer Geiſter oder unglück-

licher Gestirne, sich gleichsam selbst zum Mitschuldigen seiner Verbrecher zu machen, er soll nicht, wie in der Schuld geschehen, den Selbstmord eines gemeinen Sünders als einen Gottesdienst behandeln und als eine Verklärung und Himmelfahrt feiern. Die Poesie hat keine andere Moral als das Leben, und dem Dichter und Künstler ist kein anderes Gesetz ins Herz geschrieben als den übrigen Menschen. Wer das nicht begreift und mit verworrenem Sinne und unreinen Händen dem Heiligthume naht, dem werden die rechten Tiefen der Natur und Menschenbrust immer verborgen bleiben, glänzende Einzelheiten mögen ihm gelingen, aber kein tüchtiges Ganze, und statt lebendiger, ewig gültiger Charactere wird er meist nur Schatten oder Fratzen zur Welt fördern. An dergleichen mangelt es auch im Yngurd nicht. Der Hauptcharacter selbst, wie wir gezeigt, entspricht der hohen Idee nicht ganz, die dem Dichter wohl vorgeschwebt. Alf und Oskar könnten ebenfalls strenger gezeichnet seyn, doch leuchten in beiden einzelne Strahlen angebornen Königthums. Sicher seiner Würde gesteht jener seine Ohnmacht, sein Volk allein zu lenken „wie Gott die Welt," und keine falsche Scham hält ihn ab, die geistige Ueberlegenheit seines Gegners anzuerkennen, so wie Yngurd nie

gröſſer erſcheint als in der Scene, wo er neben Alf klein ſich fühlt. Oskars kühnes Auftreten vor Ynguld und Alf und ſeine Berufung auf die Entſcheidung des Reichs über ſein Recht zum Throne hat etwas wahrhaft Erhabenes, und das Gebet des todesnahenden Jünglings für ſeinen Mörder, damit Menſchengröſſe nicht ein Spott der Ohnmacht werde, verräth einen mehr als königlichen Sinn. Dergleichen Züge gewinnen wirkſamer für ihn, als ſeine zierlichen Reden über ſeinen Dichterberuf, und vom „Greifen und Schönen," wo man mehr einen jungen Profeſſor der Aeſthetik zu hören glaubt. Von Asla iſt ſchon geredet. Es iſt ein unleidliches, verſchrobenes Ding. Den beiden Königinnen fehlt es auch zu ſehr an ächttragiſcher Würde, wobei wir nicht jene Reifrocks würde des franzöſiſchen Cothurns meinen. Aber wen widert es nicht, wenn dieſe Irma ſelbſt geſteht, daß ſie durch eine ſchmutzige Lüge ihres Vaters Bett befleckt? oder wenn Brunhilde die däniſchen Soldaten von ihrer Liebſchaft mit Egloff unterhält, die noch dazu auf's Ganze nicht den geringſten Bezug hat? Wen nicht ihr forcirter Wahnſinn, den ſie ſogar ordentlich zu demonſtriren ſucht? Und im Ausbruch ihrer Sinnlichkeit im Irrſinn, wie tief ſteht ſie unter Ophelia, die hier of-

ſenbar hat nachgeahmt werden ſollen! Von den Nebenperſonen verdient Gyldenbrog, ein Nachbild des Polonius, bemerkt zu werden. Zwar ſpielt er in ſeinem ſchwarzen Rocke im Ganzen eine etwas traurige Figur und geberdet ſich anfangs ein wenig marionettenmäßig. Aber in der bedeutenden Scene, wo Oskar ſeinen Anſpruch auf Norwegs Krone geltend zu machen ſucht, erſcheint er als würdiges Organ, als unerſchrockener Vertreter des ewigen Rechts. Ziemlich unbedeutend iſt dagegen der ſogenannte Humoriſt Jarl; denn dafür erklärt ihn der Dichter ſelber, und er thut wohl daran, wie unter ſchlechte Jahrmarktsbilder zu ſchreiben, was der Mann eigentlich vorſtellen ſoll; kein Menſch würde in dem nüchternen Schwätzer mit ſeinen ſchielenden Gemeinplätzen, z. B. vom Schickſale, das ſeine eignen Saaten frißt, einen Humoriſten erkennen. Welche Begriffe muß Hr. M. von Humor haben! Erichſon iſt nicht ohne Liebe gezeichnet. Die Reichsherren heben ſich wenig hervor, nur Biörneland erſcheint in derſelben Scene, wo Gyldenbrog Oskars Recht ſo muthig vertritt, aus demſelben Grunde lobenswerth. Marduff iſt faſt der compacteſte Menſch im ganzen Stücke, an dem man doch ordentlich Fleiſch und Blut fühlt. Er wird, ſeines

Volks ein Schotte, einmal wortſpielend Yngurds Schatte genannt, in künſtleriſcher Hinſicht iſt's faſt umgekehrt. Auch die beiden Küſtenfiſcher ſind nicht ohne Characteriſtiſches und ihr „Fiſchfang bleibt doch immer" iſt recht das Schiboleth des großen Haufens; in andern Zügen, wie in der rohen Bemerkung der Aehnlichkeit Oskars mit Ottfried, iſt der Dichter über dem Beſtreben, volksmäßig zu ſeyn, ins Uebertriebene und Carikirte gefallen. Ueberhaupt vermißt man häufig jene Treue gegen die Natur, die bei aller Freiheit des Schaffens den wahren Dichter bezeichnet. Der Ausdruck der Leidenſchaft erſcheint oft froſtig oder abgeſchmackt, und leere Wortparade erſetzt nicht ſelten das wahre Pathos. Wie dem Yngurd der Tod ſeiner Gemahlin und Tochter gemeldet wird, bricht er in die Worte aus:

— — Freilich! ſolche Mähr
Trifft, wie das Roß die Stirn trifft mit dem Hufe —

wobei in Parentheſe geſagt wird, daß dieß „mit dem Ausdruck gänzlicher (!) Abſtumpfung für den Schmerz" zu ſprechen ſey, mit welcher Abſtumpfung es allerdings ſeine Richtigkeit hat, aber eben nicht zum Lobe

des Dichters. — Der Sprache fehlt im Ganzen das rechte Leben, die schöpferische Kraft und Fülle. Die Gleichnisse sind bisweilen gesucht und mit unnützer Zuthat überladen; so z. B. der Baum, der „mit müßigem Gehirn (!) nicht über seinen Ursprung grübelt — Blüthen, die zum erstenmal (?) dem Baum entsprießen u. dgl. An gedehnten Stellen ist kein Mangel, und die dichterischen Längen sind nicht immer dichterische Stellen, als wofür sie der Verf. in der Nachrede gern ausgeben möchte. Oft ist der Ausdruck allzu kostbar und geziert, z. B. wenn Irma sagt: „Ihr seht die Würde in eurer Fürstin nassem Blick sich spiegeln" oder wenn Ingurd „die Blüthentage seiner Liebe an der Erinnerung Himmel heraufziehen" läßt. Für Substantive, die ein Bild gaben, stehen oft Adjective, bei denen man sich nichts Bestimmtes denkt, z. B. das Große, Herrliche, Schöne u. dergl. Irma's: „mein Gemüth gehorchte süßen Trieben" schmeckt etwas nach Gottsched, und Brunhilde spricht von ihrem Egloff wie eine Todesanzeige: „Er ging hinüber nach dem bessern Lande" (wo er, auch ein Selbstmörder, wahrscheinlich mit dem seligen Hugo aus der Schuld zusammentreffen wird). Im Ganzen zu viel Declamation, rhetorischer

Schwulst und Reflexion. Jarl kann bei einem Gewitter nicht umhin, zu verstehen zu geben: „es gehe dem Wetter wie dem Menschen," was nun lang und breit auseinander gesetzt wird, und Oskar kann an einem schauerlichen Orte die Bemerkung nicht unterdrücken: „daß Lust und Graus verwandt sey." Die Pforte, wodurch er den tödtlichen Sprung macht, muß schon im Voraus „Todespforte" getauft seyn, wobei man, mit Göthe zu reden, gar zu handgreiflich Absicht merkt und verstimmt wird. Die Sucht, immer bedeutend zu seyn, giebt dem Styl häufig ein gedrechseltes, geschnitztes und gespitztes Ansehn. Daher auch der häufige gesperrte Druck einzelner Worte, auf die ein besonderes Gewicht gelegt wird; daher die häufigen Noten für den Schauspieler, mit welchem Gefühl dieß oder jenes vorgetragen werden soll. Mißlich bleibt es immer, wenn der Dichter dem lebendigen Worte, das allein sein Element seyn soll, durch solche Mittel nachhelfen zu müssen glaubt. Wir führen ein Beispiel an. S. 314 u. 15: „Ynguro fährt heftig zusammen, schlagt, von Duval sich abwendend, beide Hände vor die Stirn, die Ballen auf die Augen gedrückt, läßt sie dann langsam wieder sinken, und bleibt starr und unbeweglich in

Vordergrunde ſtehen. Brunhilde lehnt ihm gegenüber an einer der vorderſten Säulen. Sie zeigt keine Spur von Ueberraſchung, ſondern blos das Lächeln des Wahnwitzes, der ſich klüger als die Vernünftigen dünkt. Aſla wankt einige Schritte zurück, deckt die Augen mit den Händen, wendet letztere dann niederwärts und ſieht ſtarr auf den Boden, als ob Oskar vor ihr läge." (Woran der Zuſchauer Letzteres erkennen ſoll, iſt nicht angegeben.) Auf dieſe Weiſe könnte man ein Trauerſpiel ohne alle Worte ſchreiben. S. 332 werden die Reichsräthe angewieſen, beträchtlich zu weinen. Wozu dieß Gaukelweſen? Trifft der Dichter nur das rechte Wort, ſo trifft der Schauſpieler von Talent auch gewiß die rechte Geberde, der ungeſchickte aber wird durch ſolches Abrichten vollends zur Holzpuppe. Auch die ängſtlich genaue Bezeichnung des Sceniſchen und der Gruppirung iſt zu rügen. Sollten Bühnendirectionen, die ſich an einen Yngurd wagen, nicht ſelbſt ſo viel Verſtand haben zu beſtimmen, ob der oder jener Schauſpieler durch die Thüre rechter oder linker Hand einzutreten oder abzugehen hat u. dergl. Dinge mehr. Wir geſtehen, daß die gar zu große Sorgfalt, womit der Dichter ſeine dramatiſchen Kinder beleckt, faſt ein wenig wie Affenliebe aus-

ſieht. So erklären ſich auch die Vor- und Nachreden, womit er ſeine Werke vor jedem Lüftchen eines Mißverſtändniſſes oder möglichen Tadels zu verwahren ſucht, die Berichte von den Schickſalen ſeiner Stücke auf verſchiedenen Bühnen, was doch eigentlich Niemanden ſonderlich intereſſirt als den Dichter. Alles — auch die Sprache in ihrer grammatiſch-regelrechten Starrheit, verräth die Geburtswehen nur allzudeutlich, die dem Dichter das Werk gekoſtet. Demohngeachtet iſt es ihm begegnet, das Wort Schnur falſch zu brauchen und Schwiegertochter, was es bedeutet, mit Stieftochter zu verwechſeln. Auch die Verſe, die oft recht ſchwerfällig ſich hinſchleppen, ſind nicht frei von falſchen Reimen, wie Bruſt — thuſt; Knecht — ſchlägt; Mann — Kahn; gefällt — quält; malt — alt u. dergl. Entſchluß wird einmal — richtig — als Jambus, ein andermal als Spondäus gebraucht. Verwerflich ſind auch Verſe, die auf einſylbige Partikeln reimen, wie und, wenn, denn ꝛc.

Vergleichen wir den König Yngurd mit der Schuld, ſo ergiebt ſich, daß die Grundidee jenes Werkes ungleich größer und poetiſcher iſt, als in dieſem, dem es bei allen trefflichen Einzelheiten doch an zwei Haupt-

erforderniſſen eines guten Drama fehlt: an einer ächtpoetiſchen Fabel und an Handlung. Sieht man aber auf Form, auf Glanz und Nerv der Diction, ſo verdient die Schuld den Vorzug. Yngurd iſt wirklich zu breit und mitunter langweilig. Daher auch das geringe Glück auf der Bühne. Als Denkmal von dem Verfalle wahrer dramatiſcher Poeſie wird dieſes Werk übrigens immer hiſtoriſche Merkwürdigkeit behalten. Von dieſem Verfalle zeugt bei unſern Dichtern das eitle Haſchen nach Theatereffect, die Ohnmacht in der Charakteriſtik, das Ueberwiegen todter Reflexion vor lebendiger Handlung. Dieſes Unweſen iſt deſto gefahrlicher, wenn es ſich mit glatter geſchliffener Form verbindet, was mechaniſche Köpfe fälſchlich Claſſicität nennen. Doch auch die alexandriniſche Periode ging ja vorüber und aus dem trüben Chaos poetiſch unfruchtbarer Jahrhunderte erhob ſich die herrliche Schöpfung der romantiſchen Poeſie. Einer gleichen Hoffnung leben auch wir für die Dichtkunſt, namentlich für die dramatiſche, unſers geliebten Vaterlandes.

II.

Eingemachte Lesefrüchte.

Fünf und zwanzigster Aufsatz.

Aff und Schnur.

(Aus der Zeit. f. d. el. Welt. Nr. 203. v. 15. Oct. 1819.)

Besinnen sich die Leser wohl noch auf den eingemachten König Claudius, den ich ihnen um die Obstzeit des vorigen Jahres (im eilften Aufsatze, besonders unter b, c und d) vorgesetzt habe, und der Niemand anders war, als der unbenannte Leipziger Rezensent des König Yngurd? Diese Frucht ist heuer wiederum recht saftig gewachsen, das heißt: der nämliche Rezensent hat in einem andern Leipziger Journale den König Yngurd (von welchem leider Herr Göschen eben eine ekelhafte Wiederkäuung oder neue Auflage an's Licht gebracht hat) noch einmal rezensirt.

Woher ich das weiß? Ob ich bin vor meiner jetzigen Anstellung bei der Eleganten unter vielen andern Dingen auch Rezensent,

ja sogar Leipziger Rezensent gewesen, und kenne die dortige Practik. Den König Claudius habe ich unter andern daran erkannt, daß er bei der gedachten neuen Auflage seiner Rezension einer Ermahnung nachgekommen ist, die ich selbst durch die Elegante an ihn hatte gelangen lassen. Ich hatt' ihm nämlich in dem angezeigten Aufsatz 11. Schüsselchen b. ermahnt, seine fromme Lammesnatur abzulegen, und giftiger zu kritisiren. Die Ermahnung war damals nöthig, denn er hatte kaum die alltäglichen Griffe des Handwerks weg. Jetzt aber, in dieser verbesserten Yngurdsrezension hat er mich durch einen Meisterstreich überrascht. Er sieht die Art an, wie der Verfasser seine Anweisungen für die Schauspieler (in der Theatersprache Anmerkungen genannt) abgefaßt hat, und allegirt als Beispiel: „Seite 332 werden die Reichsräthe angewiesen, beträchtlich zu weinen." Wer das lies't, und den Yngurd nicht bei der Hand hat, der muß nothwendig glauben, daß die hier spatiös gedruckten Worte wirklich darin stehen, und daß mithin der Verfasser s. v. ein alberner Pinsel ist. Ich aber, als Mann vom Fache, ahndete hier einen von den Geniezügen, die zwar im gemeinen Leben von den Moralitätskrämern mit einer Art von Galgennamen belegt zu

werden pflegen, gleichwohl aber an einem Rezensenten von Profession nicht genug gepriesen werden können. Ich schlug also nach, und richtig! es stand kein Wort vom beträchtlichen Weinen da; die Anmerkung lautete: „Die Reichsherren werfen sich auf seine Hände, und küssen sie in Thränen.“ Ich war so entzückt, daß ich dem Kritikus hätt' um den Hals fallen können. Einen Autor dadurch lächerlich machen, daß man aus dem Buch' eine Stelle anführt, die nicht drin steht — welch ein Gedanke! Darauf bin ich während meines Rezensentenlebens nie gefallen, das muß ich mit Beschämung gestehen. Ja, wenn ich auch darauf gefallen wäre, ich glaube, daß ich zu feig gewesen wäre, ihn auszuführen, weil es denn doch nicht unmöglich wäre, daß man von einem Autor, der die Zigeunerfreiheit der literarischen Universalrepublik nicht anerkennte, dafür leiblicher Weise genasenstübert würde.

An dieser kühnen Genialität nun habe ich den König Claudius erkannt, als meinen Schüler, der seinen Meister übertroffen hat.

In Hinsicht eines andern Grundsatzes der practischen Kritik ist er aber noch nicht

im Klaren. Es gehört wesentlich zu einer guten Rezension, daß man dem Autor Unwissenheit vorrücke. Dabei kann nun zwar der Rezensent so viel eigne Unwissenheit an den Tag legen, als ihm beliebt: nur darf es nicht gerade durch die Rüge der fremden Unwissenheit selbst geschehen, weil dadurch die Rüge null und nichtig, und der Rezensent lächerlich wird, indem nun hervorgeht, daß der Autor mehr von der Sache quaestionis wußte, als der Kriticus. In diesen Fehler ist König Claudius gefallen. Er sagt: „Alles — auch die Sprache in ihrer grammatikalisch-regelrechten Starrheit, verräth die Geburtswehen nur allzudeutlich, die dem Dichter das Werk gekostet (hat). Demohn (un) geachtet ist es ihm begegnet, das Wort Schnur falsch zu brauchen, und Schwiegertochter, was es bedeutet, mit Stieftochter zu verwechseln.“ Der erste Satz, der Vorwurf der grammatikalischen Regelrichtigkeit, im Gegensatze der genialischen Sprachräderung, ist brav; aber in der Schnur hat der K. Claudius sich gefangen, wie sein Namensahnherr im Hamlet in der Schlinge des Schauspiels. Schnur kommt her vom lateinischen Wort nurus, heißt im Tatian Snur, und bedeutet nicht blos (wie 3. Mos. 18, 15.) das Weib des Sohnes, sondern auch die Tochter des Gat-

ten, oder der Gattin, gleichwie im Französischen die Wörter bru und belleſille (und im Altfranzösischen nuore) ebenfalls beide Verhältnisse bezeichnen, die im Grunde nur Eines sind, nämlich: Kindschaft in der Affinität, Zubringung einer Tochter durch Heirath, gleichviel, ob das Affinitäts- (Verschwägerungs-) Band oben oder unten angeknüpft ist. Schnur ist Tochter durch Verschwägerung. Irma wurde der Brunhilde Schnur, als diese ihren Vater heirathete; als aber Irma den Yngurd heirathete, wurde sie auch die Schnur von Yngurds Vater und von Yngurds Mutter, falls diese damals noch am Leben waren. Und gesetzt sogar, die oben angeführte Stelle aus Luthers Bibelübersetzung: Du sollt deiner Schnur nicht — denn sie ist deines Sohnes Weib, drückte die ursprüngliche Bedeutung des Wortes aus, so würde doch schon die Aehnlichkeit dieses Verwandtschaftverhältnisses mit jenem den Poeten berechtigen, sie auch auf letzteres auszudehnen. Das lateinische Stammwort nurus brauchen Virgil und Ovid in einer noch viel weiteren Bedeutung, wie man in jedem guten Lexicon finden wird. Es steht unter anderu auch in dem lateinisch-französischen von Noël. Paris 1809.

Mit der Schnur ist's also nichts

Aber wie ist es, hör' ich die Leser fragen, wie ist es mit dem eingemachten Affen, der in der Ueberschrift steht? Die Red' ist nicht von einem Affen, welcher hier eine gar verfängliche Ideenverbindung abgeben würde, sondern von dem ebräischen Worte Aff. Wir besitzen nämlich ein Buch Von Gott, welches jedoch nicht von Gott, sondern blos von einem vorzüglichen Menschen, vom Herrn Professor Clodius in Leipzig, verfaßt worden ist. Darin befindet sich eine sehr genievolle Conjectur über die Entstehung des Wortes Vater. Als der schlafende Adam zum erstenmal erwachte, und die Herrlichkeit der Schöpfung wahrnahm, bewunderte er Gott mit einem A, und schloß den geöffneten Mund wieder betend mit einem B. So entstanden die ersten Buchstaben des Alphabets und das ebräische Wort Aba, welches im Indischen, Griechischen und Lateinischen ähnlich lautet, und durch alle Dialecte hindurch sich zu dem deutschen Worte Vater ausgebildet hat. So wenigstens meint Herr Clodius. Das Todtenbuch, welches seine Mucken selbst nach dem Tode des Herausgebers nicht lassen kann, und in welchem er als Universalrezensent gleichsam spuken geht, hat kürzlich auch das Buch Von Gott rezensirt, und zwar ordentlich teufelmäßig. Der Rezensent

hat inzwiſchen doch meinen oben ausgeſprochenen Grundſatz vom Vorrücken der Unwiſſenheit gekannt und angewendet. Er beruft ſich nämlich gegen die erwähnte geiſtreiche Ableitung des Wortes Vater von Aba auf die Orientaliſten, welche wiſſen und lehren, daß Aba der verdorbene, ſpätere, chaldäiſche (oder auch aramäiſche) Dialect iſt, und daß das ebräiſche Wort, welches Vater bedeutet, wie Aph oder Aff lautet; woraus denn freilich zu folgen ſchiene, daß Herr Prof. Clodius kein vielwiſſender Orientaliſt ſey. Hat es mit dieſer Einwendung ſeine Richtigkeit, was natürlich ein ungelehrter Kunſt- und Gewürzkoch nicht wiſſen kann, ſo muß ich meinem König Claudius dieſes Vorrücken von Unwiſſenheit als Muſter empfehlen. Es hat ſchon im Laute des Schlußwortes Aff ein Gift bei ſich, wie es nur der Teufel oder die alte Schlange verſpritzen kann.

Indem ich mein Eingemachtes koſte, bemerk' ich, daß ich etwas Wichtiges daran habe fehlen laſſen: den Namen des Leipziger Journals, aus welchem ich die Schnur genommen habe. Es heißt Hermes. Eben ſo heißt bekanntlich der Gott der Handelsſpeculation. Gut dünkt mich die Speculation eines kritiſchen Inſtituts, welches die

Rezenſionen der Bücher ſo oft als möglich von den erklärten Widerſachern der Autoren einhandelt: denn die liefern ſie am wohlfeilſten. Aber freilich der Krug geht ſo lange zu Waſſer, bis er den Henkel verliert.

III.

Berichtigung.

(Aus der Zeit. f. d. el. Welt. Nr. 206. v. 19. Oct. 1819.)

Daß die in No. 203 der Zeitung für die eleg. Welt geäußerte Vermuthung, Hr. Prof. Clodius sey Verfasser der Beurtheilung von Müllners Yngurd im 3. St. des Hermes, falsch sey, und jener Gelehrte auch nicht den entferntesten Antheil an dieser Beurtheilung habe, wird hierdurch der Wahrheit gemäß versichert.

Leipzig, den 18. October 1819.

Red. des Hermes.

IV.

Eingemachte Lesefrüchte.

Sechs und zwanzigster Aufsatz.

Zigeunerfreiheit.

(Aus der Zeit. f. d. el. Welt. Nr. 217. v. 4. Novbr. 1819.)

Der Redacteur des Hermes hat in No. 206 der Eleganten eine „Berichtigung"

meines Aufſatzes Aff und Schnur (in No. 203) aufgeſetzt, worin verſichert wird, daß die von mir geäußerte Vermuthung, Herr Prof. Clodius ſey Verfaſſer der Beurtheilung von Müllners Yngurd im Hermes, falſch ſey.

Hat man jemals ſolch einen Redactionsſtreich geſehen? Wo iſt den in meinem Aufſatze dieſe Vermuthung zu leſen? Die Red' iſt ja vom König Claudius, und der Herr Profeſſor Clodius iſt lediglich als Verfaſſer des Buches Von Gott genannt, welches im Todtenbuche (ja man könnte wohl ſagen Teufelsbuche) mit kritiſchem Gifte begoſſen worden iſt. Wo ſteht denn aber geſchrieben — von mir, dem Kunſt- und Gewürzkoch der Eleganten geſchrieben, daß der Herr Profeſſor Clodius und der König Claudius eine und dieſelbe phyſiſche Perſon ſey? Man leſe nur meinen eilften Aufſatz nach. König Claudius iſt nichts, als ein Name, welchen ich dort einer literariſchen Maske gegeben habe, um ſie nennen zu können. Ich bin ſelbſt eine literariſche Maske, wenn ſchon keine ſo vornehme. Wie ſollt' ich denn gegen alle Grundſätze der Maskenfreiheit das allgemeine Vergnügen der großen kritiſchen Redoute dadurch ſtören wollen, daß ich einer andern Maske die

Larve vom Geſichte riſſe, oder laut den wahren Namen desjenigen ausriefe, der ſie trägt? Gott bewahre mich! Gleichwie ich hier nichts bin, als was meine Jacke, Schürze und Mütze beſagen, ſo auch folgr' ich aus dem rothen Mantel und aus der darunter verborgenen Giftflaſche weiter nichts, als daß die Maske, mit der ich meinen Redouſtenſpaß treibe, einen König Claudius vorſtellen ſoll, und kümmere mich nicht darum, ob ein König oder nur ein Profeſſor darin ſteckt.

Aber geſetzt einmal, es ſtäk' ein Profeſſor darin; geſetzt, es wäre zufällig der Herr Profeſſor Clodius (in Leipzig); geſetzt, ich hätte darüber eine Vermuthung geäußert; ja geſetzt ſogar, ich hätt' es als eine Gewißheit ausgeſprochen: was könnte bei alledem wohl die obige Berichtigung gelten? Sie iſt entweder falſch, oder wahr. Iſt ſie falſch, ſo iſt ihr Werth null; und iſt ſie wahr, ſo enthält ſie zu wenig, um dasjenige zu berichtigen, was hier eigentlich zu berichtigen ſeyn würde. Der erſte Satz iſt für ſich klar, den zweiten will ich jetzt beweiſen.

Wenn es überhaupt möglich iſt, daß ein Rezenſent, als ſolcher, ein literariſches

Verbrechen begehe; so begeht er es alsdann, wenn er den Autor eines Buches dem Spottgelächter des Publicums um einer Stelle willen zu überliefern trachtet, welche gar nicht im Buche steht, sondern demselben von dem Rezensenten selbst angelogen wird. Das ist hier geschehen: denn im Yngurd steht für die Reichsherrn die Anweisung, die Hände ihres sterbenden Königs in Thränen zu küssen; der Rezensent aber lügt dem Autor statt derselben die lächerliche Abgeschmacktheit an: „Die Reichsräthe werden sogar angewiesen, beträchtlich zu weinen.“ Das ist eine literarische Ehrlosigkeit, und folglich ist der Rezensent ein (dito literarischer) Verbrecher. Welches das Erste war.

Kein ehrlicher Literator aber hält Gemeinschaft mit einem solchen Ehrlosen, keiner dient ihm zum Hehler, keiner ist ihm behüflich dazu, daß er unter der Maske der Anonymität der einzigen Strafe literarischer Ehrlosigkeit, der öffentlichen Verachtung entschlüpfe. Nun ist aber voraussetzlicher Weise der Redacteur des Hermes ein ehrlicher Literator, und als solcher ist er daher in vorliegendem Falle sich selbst schuldig, nicht blos den Herrn Professor Clodius gegen die Vermuthung in Schutz zu nehmen, daß er dieser literarische Verbrecher sey, sondern

auch öffentlich anzuzeigen, wer es ist, da
er, der Redacteur, es nothwendig wissen
muß. Welches das Andere war.

„Aber die Redacteurpflicht der Verschwie
genheit?" Die fällt weg, wenn dem Re
zensenten eine solche Ehrlosigkeit öffentlich nach
gewiesen worden ist: denn wäre dem anders,
so enthielte sie zugleich die Pflicht, fremder
Ehrlosigkeit zum Deckmantel zu dienen, und
würde sonach das Geschäft der Redaction
eines kritischen Blattes überhaupt literarisch
ehrlos machen. Welches das Dritte war.

„Doch wo bliebe dann die Maskenfreiheit
der großen kritischen Redoute?" Da, wo sie
bleibt, wenn auf einer Redoute im bürger
lichen Leben einer Maske nachgewiesen wird,
daß sie einer andern die Uhr oder den Geld
beutel gestohlen oder auch nur zu stehlen ver
sucht hat. Ich hab' in meinem vorigen Auf
satze der literarischen Republik nicht blos Mas
kenfreiheit, sondern sogar Zigeunerfrei
heit zugeschrieben. Aber auch diese hat ihre
Gränzen. Die Zigeuner nehmen es wenig
stens mit Einem Verbrechen genau: mit
dem, sich ertappen, sich überführen
zu lassen. Der ungenannte Yngurdsrezen
sent ist ertappt und überführt; folglich würde
er selbst alsdann der öffentlichen Schmach

nicht zu entziehen seyn, wenn der Redacteur des Hermes für sein Institut die volle literarische Zigeunerfreiheit proclamirt hätte. Welches das Vierte war.

Da nun also im vorliegenden Falle, und selbst unter der irrigen Annahme, daß ich den Hrn. Prof. Clodius für den Verfasser jener Rezension ausgegeben hätte, nicht blos dieser Irrthum eines Kunst- und Gewürzkochs, sondern auch zugleich die unausbleibliche Vermuthung des Publicums über den literarischen Character des Hermes und den persönlichen seines Redacteurs zu berichtigen gewesen wäre, dafern' einmal berichtiget werden sollte; dieses letztgedachte aber anders, als durch Nennung jenes Rezensenten nicht füglich geschehen konnte: so enthält die angeführte und hier als Lesefrucht trocken eingemachte Berichtigung, falls sie wahr ist, zu wenig. Welches das Letzte und hier eben zu erweisen war.

Der Redacteur des Hermes, ein allgemein anerkannter Philosoph, wird zu diesem Beweise lachen. Er wird fragen: „Was kann mir denn gethan werden, wenn ich nicht thue, was der spitzfindige Leckerkoch verlangt?" Gethan, was man so eigentlich gethan nennt, kann ihm nichts werden:

denn die Thätlichkeiten sind in der literarischen Menschengesellschaft, als etwas der reinen geistigen Natur Fremdes und Unwürdiges, dergestalt verrufen, daß ihr Gebrauch zur Abwehrung literarischer Unbill der Handlung eines Tollhäuslers gleichgesetzt wird. Aber gedacht und selbst gesagt möcht' ihm Mancherlei werden, das seh' ich im Geiste voraus, und zwar so klar, daß es mir auch sogar im Voraus leid thut. Da wacht denn nun der alte Juriespracticus in mir wieder auf, und ich möcht' ihm gern einen guten Rath geben, da ich gewiß bin, anständig dafür honorirt zu werden, nämlich zeilenweise, von dem Verleger der Eleganten. Wie wär' es nämlich, wenn er aus der ganzen Sache einen Spaß zu machen suchte. Schwer kann das nicht halten; denn was war sie denn, als ich ich sie auf die Tafel meines Prinzipals brachte? Ein eingemachter Spaß, weiter nichts. Er selbst nur hat mit seiner Berichtigung ihr einen Beigeschmack von Ernst gegeben, und obschon ich alle Mühe angewandt habe, diesen Beigeschmack dadurch zu unterdrücken, daß ich auch jene Berichtigung en confiture setzte, so zweiß' ich doch sehr, daß es mir völlig gelungen sey. Ihm wird es nicht fehlschlagen, wenn er die Berichtigung, deren Mangelhaftigkeit ich oben erwiesen habe, verbes-

ſert auf die elegante Tafel ſchickt. Die beſſte Verbeſſerung wird ſeyn, wenn er ſie ſo zubereitet, daß ſie die Gäſte ergötzt. Mit dem Inhalte wird es alsdann ſo genau nicht genommen. Ein luſtiges Anekdötchen, wie jene Lüge in die Rezenſion und die Rezenſion in den Hermes gekommen, und der Kier iſt gedeckt. Selbſt der Yngurdmacher ſieht um dieſen Preis darüber weg. Der Menſch hat die Marotte, daß ihm ſeine eignen Trauerſpiele nicht mehr gefallen, ſobald ſie ein Paar Jahre lang gedruckt ſind. Zur Dankbarkeit dafür, daß ich zu ſeinem Beſten die Leſefrucht Aff und Schnur eingemacht, hat er mir ein Prachtexemplar des Yngurd geſchenkt, in Atlas gebunden, und auf dem Atlas ein Löwe vorn und ein Löwe hinten in Kupfer geſtochen, wie Herr Göſchen das Ding zu verkaufen pflegt. Aber was hat er hinein geſchrieben? Folgenden Pentameter:

„Vorn und hinten ein Leu, zwiſchen den Leuen ein Schöps.“

Ich will doch den Rezenſenten ſehen, der ihn beſſer abfertiget! Der Heidelbergiſche, der Apoldaiſche, der Packpapierne und ſelbſt der wüthende Schinken ſind wahre Lämmer dagegegen, und neben dieſer Antikritik

könnte man in Versuchung kommen, die Kritik im Hermes für eine Arbeit Böttigers zu halten; weshalb es jedoch durchaus keiner Berichtigung bedarf, weil schon der Schnur wegen der Fall undenkbar ist.

V.

(Aus dem literariſchen Wochenblatt, 4. Bd. Nr. 41.)

Hermes,

der Götterbote (deſſen Namen die Krugiſche kritiſirende Zeitſchrift ſich beigelegt hat) ſcheint dießmal, mit ſeinem 3ten Hefte, nicht aus dem Olymp zu kommen, ſondern aus der Heimath des moraliſchen Unraths, aus der Hölle. Nachdem nämlich Kotzebue unter Mörderhand gefallen, hat der Herr Prof. Krug in Leipzig den hohen Muth gehabt, über den Character des Todten, und zwar nicht blos über den literariſchen, ſondern über den moraliſchen, wie ein hungriger Wolf herzufallen, und (wir dürfen es dreiſt ſagen) ihn verleumderiſch in Stücken zu zerreißen. Es hat dem Herrn Profeſſor nicht gefallen, daß Kotzebue im lit. W. Bl. freimüthig und ohne Scheu vor burſchikoſer Fenſtermuſik wider

die Zügellosigkeiten des Universitätslebens sich erklärte, und darüber Wahrheiten sagte, von denen jetzt, nachdem er gleichsam mit seinem Blute sie besiegelt hat, alle deutschen Regierungen überzeugt zu seyn scheinen. Kaum war daher seine Leiche kalt; so machte sich der aus leicht begreiflichen Semestergründen (wir verstehen darunter Gründe, die alle halbe Jahre regelmäßig wieder kommen) sehr studentenfreundlich gesinnte Herr Professor darüber, von dem literarischen W. Bl. eine soi disant Rezension zu schreiben; sie erst besonders als Broschüre in das Publikum zu bringen, damit er den Augenblick der allgemeinen Theilnahme an dem unglücklichen Herausgeber zur Verbreitung seiner Schmähungen benutze; und nun endlich auch noch anderthalb Bogen seines Hermes damit anzufüllen, wobei jedoch ein circa 4 Seiten langer Ab- (eigentlich Nach-) druck aus Villers Schrift sur les Universités et le mode d'Instruction publique de l'Allemagne helfen muß.

Er schildert darin Kotzebue als einen Menschen, der ganz unfähig war, eine Ueberzeugung zu besitzen, sondern der nur Meinungen aussprach, wo er nichts davon zu besorgen hatte. Ein haarfeiner

Unterſchied! Alſo Herr Prof. Krug beſitzt Ueberzeugungen von Dingen, wovon der erfahrenſte Weltmann, Menſchen- und Staatskenner Gott dankt, wenn er es bis zu einer leidlich feſtſtehenden Meinung gebracht hat! Und weil die Meinung eines Andern über das Univerſitätsweſen mit ſeiner Ueberzeugung nicht übereinſtimmt, ſo verunglimpft er den Character dieſes Andern und ſpricht ſeine, in causa quasi propria allezeit verdächtige Ueberzeugung aus, weil er — nichts mehr davon beſorgen zu dürfen glaubt, da Kotzebue, der ihm an Geiſt und Weltkenntniß, wie an Witz und Celebrität zehnfach überlegen war, nicht mehr lebt, um dafür ſeine Blöße zu geißeln, wie ſie es verdient. Wir finden es mit ſeiner Erlaubniß unedel bis zum moraliſchen Ekel, auf dieſe Weiſe an einem berühmten Todten zum Ritter werden zu wollen, und würden uns ſchämen, zu einer Moralphiloſophie uns zu bekennen, welche erlaubt, etwas ſo Unwürdiges mit dem gemißbrauchten Gemeinplatze zu beſchönigen, ‚daß der Grundſatz: De mortuis nil nisi bene, auf dem Gebiete der Kritik nicht gelte.‘

Der Satz iſt freilich inſofern wahr, daß die Kritik ein ſchlechtes Buch auch nach des Autors Tode ſchlecht zu nennen hat; aber den

Character des Autors schwarz hinzustellen, während sein Leichnam fast noch auf der Bahre liegt, seine Gattin und seine Kinder um ihn weinen, und alle seine Freunde noch leben — wenn die Kritik das sich erlauben darf; so wird sie ein wahrhaft schmähliches Handwerk, und der Name Rezensent verdient den Gebrauch, den man oft davon gemacht hat: den Gebrauch als Scheltwort. Nur die Geschichte darf Charactere der Todten öffentlich vor Gericht ziehen, und nur wo sie es mit historischen Schriften zu thun hat, darf es die Kritik; aber Clio ist zu ekel, als daß sie einen der Geschichte angehörigen Verstorbenen gleichzeitig mit den Würmern auffressen sollte, und es kommt besonders der Animosität nicht zu, unter dem Vorwande der Kritik der ernst und unbefangen forschenden Muse vorzugreifen mit ungewaschener Hand. Freilich, die Literaturzeitungen erlauben sich heut zu Tage dergleichen Unbill selbst an lebenden Schriftstellern, und saugen, zumal aus dramatischen Werken, gern Gift, um die beneideten Dichter damit moralisch zu tödten; um ihren Glauben, ihre Moralität und die Rechtlichkeit ihrer staatsbürgerlichen Gesinnungen bei denjenigen Lesern zu verschreien, welche wohl die literarischen Allerleis, aber in der Regel keine Schauspiele

leſen. Ihre Rezenſenten nennen das literariſche Freiheit, wer ein Buch ſchreibt, den achten ſie für vogelfrei mit Haut und Haar, und um 10 Thaler pro Bogen engen Drucks treten ſie, verlarvt verſteht ſich, Anſtand, conventionelle Achtung, Discretion, Freundſchaft, Moralität, kurz alle Tugenden des geſelligen Menſchenlebens mit Füßen. Aber das ſoll doch ein Profeſſor der Weltweisheit nicht nachmachen, nicht noch weiter treiben an Jüngſtverſchiednen?

Herr Krug beſchuldigt Kotzebue des Betrugs, weil er im L. W. Bl. fremde Rezenſionen ausgeſchrieben, ſogar — aus dem Hermes! Er beruft ſich dabei auf Müllner, der ihm auch ſolch ein Plagiat in der Zeitung für die elegante Welt nachgewieſen haben ſoll. Verhehlen wir nicht was wahr iſt. Kotzebue wollte keine kritiſche Gelehrtenzeitung ſchreiben; er wollte auch hier, im W. Bl., Kenntniß der Literatur verbreiten, indem er unterhielt, weil er wußte, daß die gelehrte Weitläuftigkeit und Trockenheit der Literaturzeitungen ſo Viele abſchreckt, und bewirkt, daß ſie weit mehr gehalten als geleſen werden. Traf ſich's nun, daß ein Buch und eine breite Kritik davon gleichzeitig in ſeine Hände kam, fand

er die Rezenſion in der Hauptſache richtig, und entdeckte er in dem langen, ſpaltenfüllenden Demonſtrationsfluſſe einigen Witz; ſo gab er wohl ſtatt einen Extract des Buchs einen aus der Kritik. Das war wenigſtens nicht ſchlimmer, als wenn Herr Krug ſeinen Kritiken ganze Seiten aus fremden Werken über denſelben Gegenſtand als Anhang beifügt, und das Plagiat mit einigen anwendenden Noten zudeckt, oder ſeine einzeln im Buchhandel zu habenden, ſich kritiſch nennenden Flugſchriften im Hermes anderweit auftiſcht, wie hier mit zweien der Fall iſt. Müllner hat darüber geſcherzt, wie er ziemlich über alles ſcherzt, ja er hat es mehr als einmal über den ganzen Kotzebue gethan. Aber er hat damit nicht bis nach deſſen Begräbniß gewartet; Kotzebue, der Dichtertalent und Witz achtete, hat über das Eingemachte gelacht, wenn es auch bisweilen ziemlich ſchaal und blos in Waſſer eingemacht war; man wird im ganzen L. W. Bl. keine Spur finden, daß er je ohne warmes Anerkenntniß, ohne wahre Achtung von dieſem jüngeren Theaterdichter geſprochen hätte, und nur die Thorheit kann glauben, daß er deſſen Waffen als überlegene gefürchtet habe. Hatt' er es aber erlebt, daß eine kritiſche Pedanterei ſeine Benutzung fremder Rezen-

ſenteneinfälle als Betrug angeſprochen; ſo würd' er zwar eben ſo dazu geſchwiegen haben, wie zum Totabu u. d. m., aber aus Mitleid, nicht aus natürlicher Dankbarkeit für genoſſene Unterhaltung, die ein Weltmann ſelbſt auf ſeine Koſten gern mitnimmt, ſobald er hinter dem Witz nur keine Bosheit, und in dem Ausfall gegen ſeine Meinung keinen Anfall auf ſeinen ehrlichen Namen merkt.

Die Dialectik Herrn Krugs balgt ſich nach vorausgeſchickter Anſchwärzung des perſönlichen Characters hauptſächlich mit Kotzebues Aeußerungen über die Gebrechen des Univerſitätsweſens herum. Wir wollen hier nicht in's Detail gehen; obſchon die Frage an die Eltern S 305: „Wer hindert Euch, Euern Sohn der Aufſicht und Pflege eines rechtlichen Mannes, ſey er Profeſſor oder nicht, zu empfehlen?" mit den Gegenfragen ſich abfertigen ließe: Kennt man die rechtlichen Männer in Univerſitätsſtädten an den Naſen? Und wenn das, wie finden weit entfernte Eltern, die niemand dort kennen, dieſe rechtlichen Männer heraus? Wie gerade den, der Zeit, Geſchick und Gemüth genug hat, einen jungen Menſchen zu leiten und zu zügeln? Und wenn die Eltern wenig Mit-

tel haben, wie dann? Wird so ein rechtlicher Mann, er sey Professor oder nicht, die „Aufsicht und Pflege" umsonst übernehmen? Nur eine Stelle noch müssen wir wegen ihrer Abgeschmacktheit ausheben. S. 310 zeigt Herr Prof. Krug sein Talent, er macht Witz: „Ach! die verzweifelten Universitäten! Da saßen Männer, welche Literaturzeitungen herausgaben, und diese verwünschten Zeitungen zerlegten zuweilen mit einem sehr scharfen kritischen Messer gewisse Werke, welche dem Herausgeber des Wochenblattes sehr an's Herz gewachsen waren; und darob empfand sein empfindsames Herz einen so empfindlichen Schmerz, daß der herzliche Dank gegen die Universitäten nicht zum Durchbruche kommen konnte, und daß er seinen herzlichen Dank den Regierungen anbot, im Fall sie ihm beistehen wollten gegen die verzweifelten Universitäten mit den verwünschten Literaturzeitungen! — Aber wo bleibt nun das gute Herz?"

Wir fragen in Kotzebues abgeschiedene Seele hinein: Wo bleibt da der gesunde Menschenverstand? Kotzebue wußte sehr gut, wie wenig die Kritik seinen Werken schaden konnte, und wie die Literaturzeitungen gemacht werden auf den Univer-

sitäten. Er würd' es etwa so beschrieben haben: „Ein Professor, der gern Bücher und aus Büchern Geld macht, wohnt neben einem Buchhändler, der gern alle Tage einen Verlagsartikel anzeigt. Der Buchhändler will auch einen Fuß in dem Gebiete der Kritik haben, will auch eine Literaturzeitung verlegen. Da geht's denn gleich los. Pomphafte Ankündigung! Es soll ein Oberjournal werden, nur das Neueste und Wichtigste, und das gründlich, anzeigen. Das Wichtigste sind die Werke des Herausgebers, die tadelt – ein guter Freund. Dann folgen die Werke der guten Freunde, die kritisirt der Herausgeber. Endlich kommen die Werke der Fremden, die werden von ihren Feinden zerzaust, die darüber recht viel für wenig Honorar oder gar umsonst schreiben. Das alles geschieht, mit Ausnahme des Herausgebers, der auf seine Unparteilichkeit und philosophische Ruhe pocht, mit der Maske vor dem Gesicht. Reclamirt ein Autor gegen eine Rezension hübsch submiß und höflich; so drucken wir seine Reclamation ohne Honorar, und der Rezensent widerlegt sie eben so breit und langweilig, als er die Rezension geschrieben hat. Das füllt! Und reicht alles nicht, nun so übersetzen wir Rezensionen aus ausländischen

berühmten Journalen, besonders aus den Reviews, die wir ja in Deutschland nachahmen, oder gar mit ihnen rivalisiren zu wollen angekündigt haben. Kann man ein fremdes Journal besser erreichen im Werthe des Inhalts, als wenn man es übersetzt? Also — alle Vierteljahre ein Band, sauber gedruckt und in netten Pappumschlag gebunden. Es kann nicht fehlen!"

Der Hermes hat diesen Ansichten einer möglichen Entstehungsgeschichte bisher ziemlich treu entsprochen. Das L. W. Bl. dankt ihm, daß er es, obwohl es selbst rezensirt, unter die zu rezensirenden wichtigsten Werke gerechnet hat, und verspricht, aus Dankbarkeit, ihn zu loben, — sobald er besser wird.

VI.

An

Herrn Hofrath Müllner in Weißenfels.

(Aus dem vierten Stück des Hermes abgedruckt.)

Sie haben ſich bei meiner ſo ruhigen, auch nicht Ein beleidigendes Wort enthaltenden, Erklärung in Nr. 206 der Zeitung für die elegante Welt — „daß Hr. Prof. Clodius an der Beurtheilung Ihres Yngurd im 3. St. des Hermes auch nicht den entfernteſten Antheil habe“ — nicht beruhigt, ſondern mich in Nr. 217 derſ. Zeit. aufgefordert, den Verfaſſer jener Rezenſion „öffentlich anzuzeigen,“ weil derſelbe ein „Ehrloſer,“ ein „literariſcher Verbrecher“ ſey, und ich, als bisheriger Redact. des Hermes „kein ehrlicher Literator“

seyn würde, wenn ich „mit einem solchen Ehrlosen Gemeinschaft halten, ihm zum Hehler dienen" wollte.

Das ist hart, sehr hart, und kaum einem bloßen Dichter — genus irritabile vatum — zu verzeihen. Allein da Sie auch, wie Sie selbst sagen, ein „alter Juriśpracticus" sind, so sollten Sie doch wissen, daß man Beschuldigungen der Art streng beweisen muß, wenn man nicht selbst für einen Calumnianten und Injurianten gelten will. Was führen Sie denn aber zum Beweise an? — Der Rezensent hatte gesagt, Sie wiesen in Ihrem Trauerspiele die Reichsräthe an, beträchtlich zu weinen. Dieß nennen Sie „angelogen." Denn — man höre! — im Ingurd stehe blos die Anweisung für die Reichsherren, „die Hände ihres sterbenden Königs in Thränen zu küssen."

Das nenn' ich mir doch einen Beweis, wo man selbst das Abgeläugnete zugiebt! — Wer die Hände eines Sterbenden in Thränen küßt, der ist unstreitig tief gerührt und weint gewiß beträchtlich, wenn nicht etwa der Schmerz alles Weinen erstickt, was aber hier bei Ihrer Anweisung, in Thränen zu küssen," nicht vorausgesetzt wer-

den kann. Und wenn nun gar die ganze Versammlung der Zuschauer im Schauspielhause dieses Küssen in Thränen sehen soll — was Sie doch wollen mußten, weil sonst Ihre Anweisung überflüssig wäre — so müssen die Schauspieler ja fast in Thränen zerfließen, also sehr beträchtlich weinen. Dieser Schluß ist um so richtiger, da jeder Sprachkenner weiß, daß die Redensart „in Thränen küssen" elliptisch ist, indem sie bedeutet: gleichsam in Thränen aufgelöst küssen, also in der That so beträchtlich weinend küssen, als wollte man in Thränen zerfließen. So hat Rez. Sie verstanden; so hat er geschlossen — wenigstens bin ich davon, ohne ihn selbst befragt zu haben, mit aller in solchen Dingen nur möglichen Gewißheit überzeugt — also hat er Ihnen nichts „angelogen;" also ist er auch kein „Ehrloser," kein „Verbrecher;" und also bin auch ich kein „Hehler" eines ehrlosen Verbrechers.

Doch gesetzt, Sie hätten das „in Thränen küssen" ganz anders (Gott mag wissen, wie) gemeint; gesetzt also, Rez. (und ich mit ihm) hätte, aus Ihrem „in Thränen küssen" das beträchtliche Weinen folgerud oder beides für einerlei haltend, fehlgeschlossen oder geschossen: ist denn ein Fehl-

Schluß oder Schuß ein ehrloſes Verbrechen? Hilf Himmel! Da wären Sie ja ſelbſt der ehrloſeſte Verbrecher. Denn wie viel Fehl-Schlüſſe oder Schüſſe haben Sie nicht ſchon gemacht! — Selbſt Ihre frühere Vermuthung, daß Hr. Prof. Clodius Rez. Ihres Yngurd im Hermes ſey, war ein gewaltiger Fehl-Schluß, indem Sie aus der (wirklichen oder auch nur eingebildeten) Aehnlichkeit dieſer Rezenſion Ihres Yngurd und einer andern in der Leipz. Lit. Zeit. durch einen Salto mortale gleich auf Einerleiheit des Urſprungs ſchloſſen. Daß Sie aber dieſe Vermuthung jetzt abläugnen und dem Publikum weiß machen wollen, Sie hätten unter „König Claudius" nicht jenen Gelehrten, ſondern blos eine „literariſche Maske" verſtanden, und jener Gelehrte ſey in Ihrem frühern Aufſatze nur ſo nebenbei als Verfaſſer einer andern Schrift genannt — das, mein Herr Hofrath, iſt gar ein arger Fehl-Schuß; denn er geht ins Blaue. Das Publikum iſt nicht ſo einfältig, wie Sie glauben, und läßt ſich nicht ſo leicht Naſen drehn.

Indeß ſcheinen Sie Ihrem Beweiſe ſelbſt keine Beweiskraft zuzutrauen. Denn Sie fügen zur Verſtärkung noch eine Drohung bei, die mich zwingen ſoll, Ihrem

Rez. (ſo nenn' ich ihn der Kürze wegen) öffentlich anzuzeigen. Sie ſagen nämlich, wiewohl Sie ſich keine „Thätlichkeiten" gegen mich erlauben wollten — was ſehr klug iſt — ſo würd' es mir doch ſchlimm ergehn, wenn ich Ihren Rez. nicht nennen wollte. „Gedacht und ſelbſt geſagt" möchte mir „Mancherlei" werden; und Sie ſähen dieß im Geiſte „ſo klar" voraus — vermuthlich weil Sie ſchon im Anſchlage liegen oder gar ſchon abgedrückt haben — daß es Ihnen — o der mitleidigen Seele! — „auch ſchon im Voraus leid thue." Mir thut es ebenfalls leid, aber wahrlich nicht um meiner, ſondern um Ihrer willen. Denn was Sie auch von mir denken und ſagen mögen, Sie haben dem Publikum nun ſelbſt die Quelle Ihrer Gedanken und Worte verrathen; es wird darum weder Sie höher noch mich geringer achten, als es uns bisher geachtet. Eher könnte das Umgekehrte geſchehen, wie in Betreff des Hrn. Clodius, dem Sie auch ſchon ſo viel Schlimmes nachgedacht und nachgeſagt haben, daß er an öffentlicher Achtung mehr noch gewonnen als Sie verloren.

Aber Sie verderben ſich Ihr Spiel durch Ihre unbeſonnene Drohung noch mehr. Hät-

ten Sie nicht gedroht, ſo konnt' ich Ihre Neugierde allenfalls befriedigen. Denn es iſt mir gerade nicht verboten, Ihren Rez. zu nennen. Auch iſt es kein ſchlechter Name, und der Mann ſelbſt gehört weder zu den Profeſſoren, die man jetzt ſo chriſtlich von oben verfolgt, noch zu den Juden, die man jetzt eben ſo chriſtlich von unten verfolgt, ſo daß es etwa für ihn gefährlich wäre, ſeinen Namen öffentlich zu nennen; ja er iſt überhaupt ſo weit von Ihnen, daß Sie ihm ſchwerlich etwas anhaben könnten, wenn Sie auch ſo lange Arme, wie die Könige, hätten. Da Sie aber gedroht haben, bin ich gleichſam ein hermetiſch verſchloſſener Krug geworden und gebe Ihnen daher die heiligſte Verſicherung, daß Sie von mir nimmermehr (es wäre denn im künftigen Leben, wo Sie hoffentlich die Müllnerei werden abgelegt und ein ziemlicheres Weſen angenommen haben) den Namen Ihres Rez. erfahren ſollen. Nie hab' ich mir etwas abdrohen laſſen. Das Publikum und Sie ſelbſt müßten mich verachten, wenn ich mir jetzt von Ihnen etwas abdrohen ließe. Sie ſehen offenbar, ich darf Ihren Wunſch nicht befriedigen, wenn ich auch wollte. Seyen Sie alſo barmherzig und thun Sie mir nicht gar zu viel zu Leide, damit es Ihnen nicht hin-

terher noch mehr leid thue, als es Ihnen ſchon im Voraus leid thut!

Doch Sie geben mir als ein „alter Jurispracticus“ noch einen „guten Rath,“ und zwar gratis, wofür ich ſchönſtens danke, nämlich den, „aus der ganzen Sache einen Spaß zu machen.“ Nun lieb' ich zwar diejenigen Practiken nicht, wodurch man aus Ehrloſigkeiten und Verbrechen einen Spaß, oder aus alten Büchern neue macht *). Da aber hier nur von einer Ihnen mißfälligen Rezenſion die Rede, ſo mag es drum ſeyn, damit Sie wieder eine „Leſefrucht“ haben, die Sie nach Gefallen trocken oder wäßrig, bitter oder ſauer, für

*) S. Müllners Elementarlehre der richterlichen Entſcheidungskunde. Zweite Ausgabe, in der, laut der neuen Vorrede, keine einzige Zeile verändert, weggelaſſen oder zugeſetzt worden; die daher überhaupt nur eine Wiederausbietung eines alten Buches zu ſeyn ſcheint, weshalb auch dieſe Schrift, ungeachtet der Bitte des Verfaſſers, im Hermes nicht rezenſirt wurde, indem man ſolche Practik lieber verſchweigen wollte. Dafür ſteht nun im Morgenblatt eine Rezenſion derſelben — und von wem? — Rathe, wer kann!

die Elegante „einmachen“ können. Sie beliebten nämlich Ihren ersten Aufsatz über jene Rezenſion mit dem nagelneuen Witze zu enden: „Der Krug geht ſo lange zu Waſſer, bis er bricht“ — was wohl heißen ſoll: „bis ich (Müllner) ihn mit meiner ſpitzigen Feder zerſtoßen habe.“ Nun kann ich (Krug) auf dieſen ſpaßhaften Witz oder witzigen Spaß leider nicht erwiedern, was vor langer Zeit jemand einem ebenfalls ſehr beißigen Schriftſteller erwiederte; als dieſer jenes Witzwort auch auf mich bezog, nämlich: „Dieſer Krug geht nicht zu Waſſer; er lieſ't nichts von Ihnen.“ Denn ich habe wirklich etwas von Ihnen geleſen. Da aber der ſel. Kotzebue in ſeinem literariſchen Wochenblatte (deſſen Fortſetzung ſchon jetzt ein köſtliches Pröbchen von dem enthält, was Sie mir künftig nachdenken und nachſagen werden) von ebendemſelben Krug verſicherte, er gehe nie zu Waſſer, ſondern nur zu Weine, „ohne ſich jedoch zu berauſchen:“ ſo muß der Wein, den Sie mir in Ihren Schriften vorgeſetzt haben, wohl eine Sorte Weißenfelſer, deſſen Unſchuld ſo ſehr gerühmt wird, geweſen ſeyn. Denn auf Ehre, berauſcht hab ich' mich noch nicht in Ihren Schriften, und ich möchte faſt wetten, daß wenn ſich etwa ſonſt je-

mand darin berauſcht hat, die Schuld von dieſer Sünde nicht in Ihnen lag. Ich ſage das aber nur ſo zum Spaße, und halte Sie vielmehr für das größte Genie in der Welt, für den eleganteſten Fruchteinmacher und für den König aller Schriftſteller, deſſen Legitimität kein rebelliſcher Rezenſent mehr bezweifeln ſoll, und vor deſſen Majeſtät ich mich zeitlebens in den Staub beugen werde, erſterbend in tiefſter Demuth und höchſter Bewunderung als

der unwürdigſte Ihrer Anbeter

Leipzig, den 12. Nov. 1819.

Krug,
bisheriger Red. des Hermes.

Erklärung und Bitte.

Da ich mit Herrn Hofrath Müllner in Weißenfels in offne Fehde gerathen bin, ſo erklär' ich hierdurch auf meine Ehre, daß ich nie, weder unmittelbar noch mittelbar, irgend ein Urtheil von mir über

denſelben oder ſeine Schriften in ein öffentliches Blatt ohne meines Namens Unterſchrift einrücken laſſen werde. Dagegen bitt' ich aber auch alle ehrliche und redliche Redactoren öffentlicher Blätter, von dem Herrn Hofr. M., weder unmittelbar, noch (ſo weit ſie davon Kenntniß haben) mittelbar, irgend ein Urtheil über mich oder meine Schriften in ihre Blätter ohne ſeines Namens Unterſchrift aufzunehmen. Hr. Hofr. M. ſollte ſich dieß zwar von nun an ſelbſt zum Geſetze machen. Denn es iſt unedel, im Dunkeln anzugreifen. Da er aber ſchon öfter — beſonders wenn er es mit Gegnern zu thun hatte — ſich erlaubt hat, ein meiſtens ganz perſönliches Urtheil, verſchiedentlich eingekleidet, in verſchiedene Blätter anonym einrücken zu laſſen und ſo als eine Art von Stimmenmehrheit geltend zu machen: ſo iſt es Pflicht der Herren Redactoren, dieſen in der Gelehrtenrepublik ganz unſtatthaften Mißbrauch der Anonymität nicht ferner zu dulden, weil dadurch das Publikum irre geführt wird.

Leipzig, den 12. Nov. 1819.

Krug.

VII.

Correſpondenz zwiſchen dem Unternehmer und Verleger des Hermes und Herrn Hofrath Müllner.

(Aus dem Hermes V. abgedruckt.)

a)

An Herrn Hofrath Müllner
in Weißenfels.

Leipzig den 11. Novbr. 1819.

Wir geben Ihnen umſtehend einen Auszug Ihrer Rechnung, auf welchen Ihre Beiträge zum (Hermes und zum) 6ten bis 8ten Bande des Converſations-Lexicons verrechnet ſind. Sollte die Redaction dieſe etwa nicht vollſtändig angegeben haben, ſo erſuchen wir Sie um die Angabe der fehlenden, um ſolche nachtragen zu können.

Buchhandlung, Brockhaus.

(Eigenhändige Nachſchrift.)

Ich konnte meinen Wunſch, Ew. ꝛc. bei meiner Zurückkunft aus Paris meine perſönliche Aufwartung zu machen, zu meinem Bedauern nicht erfüllen, da ich zu einer Ihnen gewöhnlich nicht gelegenen Zeit durch Weißenfels kam und ſehr preſſirt war.

(Hier folgen nicht hierher gehörige Urtheile über Paris, das franz. Theater und franz. Schauſpieler.)

Bei meiner Zurückkunft habe ich von Ihren Debatten über den Rezenſenten des Yngurd im Hermes Kenntniß erhalten, und ich bedaure, daß Sie ſich dabei ſo übereilt haben, Hrn. Prof. Clodius für den Verfaſſer derſelben öffentlich auszugeben — und die Redaction des Hermes, auch mich endlich als Unternehmer deshalb, ſo feindlich anzulaſſen. — Ich bemerke Ew. ꝛc. zunächſt über letztern Punct, daß der Unternehmer eines ſolchen Inſtituts auch immer die Honorare bezahlt, und wenn Sie alſo ſagen, wir hätten wohl die Beiträge wohlfeil einzuhandeln geſucht, ſo beſchimpfen Sie die Unternehmung. — Die Redaction des Hermes und, ich darf nicht minder ſagen, Herr Prof. Clodius denken übrigens viel zu honett und rechtlich, jene um einem Rezenſenten eine Rezenſion zu übertragen, von dem ihr bekannt iſt, daß er ſchon einmal öffentlich ein nachtheiliges Urtheil über daſſelbe Werk ausgeſprochen hat, dieſer, um Sie aus rancune zu beurtheilen, oder überhaupt eine zweite Rezenſion gegen Sie über einen und denſelben Gegenſtand zu liefern, da er ſich in der von ihm gern eingeſtandenen der L. L. Z. einmal über

Sie ausgesprochen. Für die Beschimpfung aber, die in der Anführung des Einhandelns liegt, giebt es gar keine Erwiederung oder nur eine Einzige, wenn sie nicht zurückgenommen wird.

Herr Prof. Krug hat übrigens Ihre letzte Apostrophirung beantwortet, und Sie werden solche im 4ten Stücke des Hermes kennen lernen. — Malsburg wird ebenfalls Ihre Kritik seiner Uebersetzung des Calderon im Morgenblatte erwiedern *). — Sie sehen, man ist glücklicher im Errathen Ihrer Rezensionen, als Sie es sind, und ich weiß nicht, ob man nicht auch Recht hat, Sie ebenfalls für den Rezensenten des Hermes in dem ehemals Kotzebue'schen literarischen Wochenblatt zu halten. Ich selbst habe diesen in Rede stehenden Artikel noch nicht gelesen. Vielleicht gelingt es mir, der glücklich genug war, Sie als den Verfasser der beiden Rezensionen über Blümner **) und vielfach anderweitig zu erken-

*) Ist nicht geschehen.

**) Der Verf. der Geschichte des Theaters der Stadt Leipzig (Herr Oberhofgerichtsrath Blümner) hatte diese Herrn Hofr. Müllner (— Meinem Freunde (!) Müllner)

nen, auch hier einen richtigen physiognomischen Tact zu haben. In so fern hämische persönliche Insinuationen vermieden sind, — Ihr Aufsatz in der eleganten Zeitung ist, wie oben erwähnt, davon nicht frei — und der im lit. Wochenblatt soll es auch nicht seyn, — machen mir Beurtheilungen meiner Unternehmungen, auch die nachtheiligen, immer Vergnügen, wenn sie nur geistreich sind, und ich kann auch den Spaß wohl dabei leiden.

Wer übrigens den Hermes für eine kaufmannische Speculation hält (wofür Sie solche erklärt haben), kennt die Geschichte unserer kritischen Institute wenig. Fast keins existirt ohne Unterstützung vom Staat und die Wiener Jahrbücher, welchen

---

dedicirt. — Diese Aufmerksamkeit erwiederte der Hr. Hofr. Müllner dadurch, daß er anonym zwei hämische Rezensionen über dieß ihm selbst dedicirte Buch in die Hallische Allg. Lit. Zeitung und in die literarische Beilage zum Morgenblatt einrücken ließ. — Diese loyale Handlung des Herrn Hofrath M. wurde aber bekannt, und es haben darüber Verhandlungen zwischen dem Verf. und dem Doppel-Rezensenten Statt gefunden, deren Bekanntmachung für's Publikum viel Interesse haben würde.

dieſelbe Idee wie dem Hermes zum Grunde liegt, mußten (angeblich) um zu entſtehen, und müſſen nun, um fortzudauern, zur Hälfte aus der kaiſerlichen Privatcaſſe bezahlt werden. So erhält die Leipziger Lit. Zeit. auch einen Zuſchuß vom König, und die Jenaiſche und Halliſche Lit. Zeit. ſind wenigſtens in ihrem Beginnen vom Staat bedeutend unterſtützt worden.

Das war mir alles bekannt, und ich konnte deshalb auch nicht erwarten, beim Hermes zu gewinnen, das ich auch im erſten Jahre gewiß nicht gethan, ſondern dabei ſehr bedeutend zugeſetzt habe, welches mich übrigens nicht abhält, das Inſtitut fortzuſetzen, da ich es für nützlich halte und es mit der Zeit mich wenigſtens ſchadlos halten dürfte, und dieß alles iſt, was ich wünſche.

Sehr in Eile, aber mit der vollkommenſten Ergebenheit

Brockhaus.

b)

An Herrn Brockhaus in Leipzig.

Weißenfels am 16. Novb. 1819.

Wenn hier irgend eine Uebereilung vorhanden iſt; ſo liegt ſie in der Indiscretion und in dem unſchicklichen Tone Ihres ſonſt verehrlichen Privatbriefes. Wenn von irgend einer Beſchimpfung die Frage ſeyn könnte; ſo würde ſie in der Verhehlung eines der Ehrloſigkeit öffentlich überwieſenen, lügneriſchen Rezenſenten zu ſuchen ſeyn. Dieß meine Erwiederung Iſt ſie der einzigen, womit Sie drohen, nicht homogen, ſo belieben Sie ſich deutlicher zu erklären, wie es einem Manne von Ehre gebührt. Auf fernere Privatzumuthungen wegen öffentlicher Beurtheilungen Ihrer Verlagsartikel werd' ich künftig keine Sylbe mehr entgegnen, legen Sie dieſes Schweigen nicht als Mangel an Achtung Ihrer Perſönlichkeit aus, es iſt unumgänglich, weil ich wahrſcheinlich mit N. J. namentlich als Vorſteher einer kritiſchen Anſtalt *) auftreten werde, für die ich bis jetzt aus guten Gründen nur

*) Des literariſchen Wochenblatts.

anonym (etwas ganz anders als verhehlt) wirken konnte.

Den Hermes bitt' ich ergebenst mir nicht mehr zu senden, ich les' ihn nicht weiter, bis er sich rein gewaschen hat, durch Nennung des schamlosen Lügenkriticus: denn ein anderes Mittel, einen solchen Schmutzfleck zu tilgen, will mir nicht einleuchten. Glaubt Herr P. K., dergleichen zu sehen; so soll es mir lieb seyn, wenn er es mir mittheilt. Ueberzeugt er mich von der Rechtlichkeit seiner Ansicht privatim; so geb' ich ihm öffentlich gewonnen, ohne daß es ihm einen Tropfen Dinte kostet. Kann er es nicht, so thut es mir leid, die Achtung vermindert zu sehen, die ich für ihn empfunden habe.

Nicht weniger schmerzlich wird es mir seyn, wenn Sie auf einer Ansicht der Dinge beharren, welche mir es verbieten würde, mit einem Manne von so viel Geist in fernerem Briefwechsel zu stehen.

In der Berechnung bemerk' ich, daß noch die jenseits des Sch. liegenden Artikel mangeln, die vermuthlich noch nicht abgedruckt sind. Aus dieser Ursache unterlaß ich, die tacite begehrten 1 Thlr. 18 Gr. baar einzusenden.

Hochachtungsvoll

Müllner.

c)

An Herrn Hofrath Müllner in Weißenfels.

Leipzig den 19. Novb. 1819.

Da ich ſeit einer gewiſſen Zeit, wo Ew. ꝛc. ohne meine Erlaubniß eine angebliche Stelle eines Briefs von mir drucken ließen, an deren diplomatiſch genauer Aufführung ich ſeiner Zeit zweifelte *), meine Briefe an Ew. ꝛc. immer copiren laſſe, ſo habe ich alſo meinen letzten Brief auch nachleſen können, um zu unterſuchen, ob ich mich darin einer Uebereilung oder Indiscretion, wie Sie behaupten, ſchuldig gemacht habe.

Ich kann beides nicht finden. In Ihre Fehde mit Herrn Prof. Krug bin ich nicht eingegangen, da dieſer ſchon ſelbſt antworten wird. Ich habe Sie nur gebeten, dasjenige, was den Unternehmer und Verleger des Hermes in Ihren Aufſätzen betrifft, gegen mich privatim zurückzunehmen. Deſ-

*) Betraf die Wetzelſche Beurtheilung der Schuld in der Jenaer Allg. Literatur-Zeitung, und deſſen Trauerſpiel Jeanne d'Arc, das Herr Hofrath Müllner dagegen in 3 oder gar 4 Rezenſionen in den Koth gezogen hat.

fentliche Zurücknahme erheischte ich deshalb nicht, weil ich der Meinung war, daß diese Ihre Aufsätze zwar allerdings diesen oder jenen amüsiren, ihr Character aber so gewürdigt sey, daß dadurch niemand mehr könne beschimpft werden. Eine Privatzurücknahme muß ich aber von jedem, der mich angegriffen hat, fordern, wenn meine Privatverbindung mit ihm fortdauern soll. Ew. ꝛc. wollen sich nun nicht dazu verstehen, Ihre Beleidigung gegen mich, der auf keinen Fall weder die Sünde des Rezensenten, noch die des Redacteurs zu vertreten hat, zurückzunehmen, und so muß — zu meinem eigenen Bedauern — die oben erwähnte Folge eintreten, welche als eine Drohung zu betrachten ich aber (ich darf das wohl sagen) zu bescheiden bin.

Ew. ꝛc. kommen mir übrigens mit einem gleichen Entschlusse entgegen und wir sind also darüber, wenn auch aus verschiedenen Motiven und Ansichten, einverstanden.

Allerdings sind Ihre Beiträge zum 9ten und 10ten Bande noch nicht verrechnet, weil sie noch nicht alle abgedruckt sind. Es geschieht dieß bei der Erscheinung der beiden Bände. Die Mittheilung des Rechnungsauszuges hat keine stillschweigende Mah-

nung ſeyn ſollen, ſondern war blos die Beobachtung der bei mir eingeführten Ordnung, nach dem Erſcheinen eines Werks dem oder den Verfaſſern die Berechnung Ihrer Beiträge mitzutheilen.

Den Hermes werde ich Ew. ꝛc. ferner nicht mittheilen. Die bisherige Zuſendung werden Sie als eine Aufmerkſamkeit von meiner Seite würdigen, die Ihrer Seits auch, wenn Sie von einem einzigen Rezenſenten oder dem verantwortlichen Redacteur gekränkt zu ſeyn glaubten, nach den Geſetzen der Lebensſitte immer Anerkennung und Dank verdient hätte.

Genehmigen Sie die Verſicherung meiner Ergebenheit.

Brockhaus.

d)

An Herrn Brockhaus in Leipzig.

Weißenfels am 21. Novbr. 1819.

Da ich, ohne die mindeſte Berührung mit Herrn Prof. Krug, während meiner kurzen activen Theilnahme am Hermes blos mit Ihnen in Berührung war, von Ih-

wen Einladung, Vorſchläge wegen der zu beurtheilenden Schriften, Buch und Auftrag erhielt, ſo mußt' ich Sie auf's wenigſte für den Mitredacteur halten, und läugne nicht, daß ich Sie für ſchuldiger gehalten habe, als Herrn Krug.

Die von meinen Aufſätzen handelnde Stelle Ihres Briefes: „Ihr Character aber ſo gewürdigt iſt, daß dadurch niemand kann beſchimpft werden," gebe ich vor der Hand Ihnen ſelbſt genau in demjenigen Sinne zurück, in welchem Sie dieſelbe gedacht haben mögen. Befriedigende Erklärung über dieſen Sinn werd' ich mir perſönlich, Aug' in Auge, erbitten, wenn Sie es nicht vorziehen, ſie brieflich zu geben.

Ihre Aufmerkſamkeiten hab' ich ſtets dankbar gewürdigt; aber die entſchuldigungsloſe Zuſendung des jüngſten Heftes vom Hermes mußt' ich für herausfordernden Hohn nehmen, da eben dasjenige literariſche Schelmſtück darin enthalten war, welches die Redaction durch Verhehlung des überführten Schelmes zu ihrem eigenen machen zu wollen ſcheint. Das iſt der Streitpunct, welchen Sie in Ihrem Letzten mühſam umgehen. Wie kann ein Mann

von Ihrem Kopfe damit fortzukommen ſich getrauen?

Als ſolchen werd' ich ſtets Sie achten, was ſich auch zwiſchen uns begeben möge.

Müllner.

c)

An Herrn Hofrath Müllner
in Weißenfels.

Leipzig den 23. Novbr. 1819.

Blos um den Standpunct der Verhältniſſe beim Schluß unſers Briefwechſels richtig zu bezeichnen, erlaube ich mir auf Ew. ꝛc. Verehrtes vom 21ſten d. zu bemerken:

1) Daß ich allerdings, zwar mit einzelnen Mitarbeitern am Hermes, mit denen ich bereits in ſonſtigen literariſchen Verhältniſſen war, correſpondirt habe, daß aber Herr Prof. Krug ſich allenthalben als verantwortlichen Redacteur genannt hat, wie er es beim erſten Jahrgang auch reell war. (Beim zweiten bin ich's dagegen, und nenne mich auch als ſolchen.) Hieraus folgt: daß Ew. ꝛc. den Unternehmer und den Redacteur nicht vermengen,

und Einen für die etwanigen Sünden des Andern in Anſpruch nehmen können: denn ſo wie ich den Herrn Prof. Krug nirgends als Redacteur vertrete, ſo vertritt Herr Prof. Krug mich eben ſo wenig als Unternehmer. Wegen der Beleidigungen, die Ew. ꝛc ſich gegen Herrn Prof. Krug erlaubt haben, forderte ich daher nach dieſen Grundſätzen auch keine Genugthuung, ſondern blos Zurücknahme Ihrer Beleidigungen gegen mich, den Unternehmer, welche Sie mir aber nun final verweigert haben.

2) Aufſätze, wie die doppelten über das Ihnen dedicirte Buch Ihres Freundes Blümner, Selbſtrezenſionen, wie die in der literariſchen Beilage zum Morgenblatte, leidenſchaftliche Beſchuldigungen und Verfolgungen Ihrer literariſchen Beurtheiler, wie die gegen Clodius ꝛc. Doppel-, Tripel-, ja gar Quadrupel-Rezenſionen, wie über Wetzel u. ſ. w. haben in meinen eigenen Augen und nach dem, was ich darüber im Publikum gehört habe, allerdings diejenige Würdigung von Ew. ꝛc polemiſchen Aufſätzen hervorgebracht, welche ich in meinem vorigen Briefe ausgeſprochen habe, und ich werde immer bereit ſeyn, dieſe meine Erklärung zu vertreten.

3) Wenn Ew. ꝛc. meine Zuſendung des 3ten Stücks vom Hermes für herausfordernden Hohn hielten, ſo vergaßen Sie wohl den Augenblick des Empfangs, oder Sie haben jetzt nicht daran gedacht, daß ich um die Zeit 250 Stunden von hier entfernt war und ich mich in Paris wohl mit angenehmern Gegenſtänden beſchäftigen konnte als Sie und vollends mit Hohn herauszufordern!

Ich kann dieſem noch hinzufügen, daß faſt das ganze 3te Stück des Hermes auch in meiner Abweſenheit iſt gedruckt worden, wie es auch in meiner Abweſenheit ausgegeben iſt, und daß ich vom Inhalt nicht eher als bei meiner Zurückkunft nähere Kenntniß erhalten habe. Wäre ich übrigens hier geweſen, ſo hätte dieß gewiß auf die Rezenſion keinen Einfluß gehabt und ſie würde abgedruckt ſeyn, wie ſie es iſt. Die Zuſendung des Hermes wäre auch nicht unterblieben, allein ich würde ihn allerdings mit einem angemeſſenen Privatſchreiben begleitet haben, da ich dieß, da ich die Ehre hatte, mit Ihnen in einem freundlichen Verkehr zu ſtehen, der Courtoisie gemäß gehalten haben würde.

4) Ich glaube daher, daß ich den Streitpunct zwiſchen uns immer ſehr richtig gefaßt habe und keineswegs mühſam darum herumgehe, wie Ew. ꝛc. ſich auszudrücken belieben. Was das groſſe an Ihnen begangen ſeyn ſollende „Schelmenſtück“ und den überführten „Schelmen,“ wie Sie den ſehr ehrenwerthen Verfaſſer jener Rezenſion nennen, betrifft, ſo wird die Redaction Ew. ꝛc. hierauf dienen. Meine Privatmeinung darüber iſt, daß Ew. ꝛc. ſich auch hier ſehr übereilen und daß Sie dieſe Bezeichnung weit weniger rechtfertigen können, als der Rezenſent ſeine erzählende Anführung, die auch keineswegs in der Rezenſion geſperrt gedruckt iſt, wie Sie durch die Ihrige faſt glauben machen und ſich noch weniger mit“ „zur Bezeichnung des wörtlichen Abdrucks verſehen befindet. Auch was Sie über Schnur gegen den Rezenſenten geſagt haben, ſcheint mir, nach Campe's, Adelungs und Mozins Wörterbüchern, wenigſtens dem Sprachgebrauch entgegen und das Urtheil des Rezenſenten das richtigere zu ſeyn. Mir ſcheint endlich, daß dieſe und ähnliche Wortklaubereien wenig oder nichts zur Sache ſelbſt thun, die der Rezenſent, dünkt mir, mit Anſtand, Kenntniß und Geiſt behandelt hat, und ſo wie Gegen-

ſtände der Literatur und der Kunſt bei der Kritik immer behandelt werden ſollten.

So weit meine Erklärung zur Feſtſetzung des Standpunctes über unſere Verhältniſſe. Sollten Ew. ꝛc. fortdauernd noch immer andere haben wollen, ſo bin ich entſchloſſen, das Publicum darüber durch Vorlegung unſerer Correſpondenz richten zu laſſen.

Mit der vollkommenſten Ergebenheit und Hochachtung.

Brockhaus.

f)

An Herrn Brockhaus in Leipzig.

Weißenfels am 27. Novbr. 1819.

Ew. ꝛc. haben eine ſo gediegene eiſerne Stirn, um theils falſche, theils alberne Anſinnungen und Beſchuldigungen zu debitiren, daß ich mich ſchäme, nicht gleich bei dem erſten Verſuche, den Sie mir in Leipzig machten*), Sie für dasjenige erkannt zu

*) Die kurze Geſchichte meiner perſönlichen Verbindung mit Herrn Hofrath Müllner iſt, ſo weit ſich die Daten in meinem Gedächtniß erhalten haben, folgende. In dem Jahre 1811 oder 1812 trug er mir direct oder durch einen gemeinſchaftlichen Bekannten (Hrn. Prof. Meſſerſchmidt) den Verlag der ſpäter bei Breitkopf und Härtel erſchienenen dramatiſchen Spiele an. Die Unterhandlung darüber hatte keinen Erfolg. — Auf

ben, was Sie ſind. Drucken Sie Libelle ge-

meine Einladung zu Beiträgen für das von mir herausgegebene Taſchenbuch Urania fand. Es er mir 1812 oder 1813 oder auch 1814 die Fabel ſeines Trauerſpiels die Schuld als Erzählung bearbeitet. Ich glaubte davon für die Urania keinen Gebrauch machen zu können und ſchickte ihm dieſe Erzählung zurück. (Sie wurde nachher anderwärts gedruckt.) Jetzt, um welche Zeit weiß ich nicht mehr genau, bot er mir die Uebernahme ſeines juriſtiſchen Werks über gerichtliche Entſcheidungsgründe an, das er auf eigene Koſten hatte drucken laſſen. Ich konnte auch von dieſer Anerbietung keinen Gebrauch machen und lehnte ſie ab. (Der Ueberreſt der Auflage von dieſem Werke iſt ſpäterhin mit einem neuen Titel bei Herrn Göſchen erſchienen.) Im Winter 1817—1818 hatte ich endlich die Ehre, Hrn. Hofrath Müllner in Leipzig in einer Geſellſchaft in einem der erſten Häuſer, deren Vorſteherin den Grazien wie den Muſen gleich befreundet iſt, vorgeſtellt zu werden. Der Abend war pikant, denn die gaſtfreundliche Aufnahme, die er in dieſem Augenblicke genoß und früher immer genoſſen hatte, bildete einen ſchneidenden Contraſt gegen einen — unglücklicher Weiſe gerade denſelben Abend mit der Poſt eingelaufenen, von ihm herrührenden Aufſatz im Morgenblatt über das Leipziger Theater und die Geſellſchaft in Leipzig (nicht die Theatergeſellſchaft, ſondern diejenige, in deren Mitte ſich Herr Hofrath Müllner gerade befand.) Am nächſten und den folgenden Tagen wurden gegenſeitige Beſuche zwiſchen uns gewechſelt und von dieſer Zeit an hat ein Verhältniß der gegenſeitigen perſönlichen Courtoiſie zwiſchen

gen mich nach Belieben, aber verſchonen Sie mich mit Ihren Zuſchriften. Müllner.

---

uns beſtanden. Herr Hofrath Müllner erzeigte mir bei jeder Anweſenheit in Leipzig die Ehre ſeines Beſuchs, den ich ebenfalls jedesmal erwiederte. Außerdem beſtand ein fortwährender Briefwechſel über literariſche Arbeiten und Gegenſtände der Literatur zwiſchen uns, wie ſich ſchon aus dem hier abgedruckten Briefwechſel zur Genüge ergiebt, der auch bis zu dem Augenblick, wo der letzte Brief vom 27. Novbr. geſchrieben iſt, den Standpunct ſeines Urtheils über mich aufſtellt. Der letzte perſönliche Beſuch des Hrn. Hofrath Müllner hatte Anfang Auguſt Statt. Herr Hofr. Müllner befand ſich um dieſe Zeit in Leipzig, um die Gaſtvorſtellungen der Frau Schröder zu ſehen. Er wünſchte zwar die genauere Bekanntſchaft dieſer großen Künſtlerin zu machen, konnte ſich aber nicht entſchließen (!) ſie, unſere deutſche Clairon-Siddons, perſönlich zu beſuchen! Irgendwo gegebene Winke veranlaßten endlich Herrn Hofrath Küſtner (den Unternehmer des Leipziger Theaters), mich als beiderſeitigen Bekannten, ſowohl der Mad. Schröder als des Hrn. Hofrath Müllner, zu erſuchen, beide zu einem Thee zu bitten, und dadurch ihre perſönliche Bekanntſchaft zu bewirken, was auch gern von mir geſchah. Herr Hofrath Müllner reiſ'te am nächſten Morgen von hier wieder ab und ich trat eine größere Reiſe an, auf deren Rückwege ich Hrn. Hofr. Müllner auf ſeine Einladung gelobt hatte, ihm einen Beſuch abzuſtatten. Hieran ſchließt ſich Nr. 1 dieſer Correſpondenz. Man verzeihe dieſe Details, die aber zur Würdigung des Briefes Nr. VI. nicht überflüſſig ſind.

VIII.

Ich theilte die vorstehende Correspondenz im Original einem meiner bewährtesten Freunde mit, dessen Name in ganz Deutschland mit Achtung genannt wird. Hier seine Antwort, zu deren Bekanntmachung ich Erlaubniß erhalten habe.

An Herrn Brockhaus.

Der Genuß des Weihrauchs hat, wie die Ueberfüllung mit geistigen Getränken, gewöhnlich einen Rausch zur Folge, welcher die gefeierten Günstlinge der Musen zu seltsamen Ausschweifungen hinreißt. Besonders dem Egoisten steigt der süße Duft schnell in den Kopf, und macht ihn so wirblich, daß er, der seine erste bescheidne Gabe auf den Altar legte, seine weitern Opfer mit hoffärtigem Anlauf verrichtet und über die geringste Ausstellung an seinen Geschenken so ungeberdig wird, daß sich mit ihm kein vernünftiges kritisches Wort reden läßt. Mit wahrer Berserker-

wuth fällt er jeden an, der nur den leichteſten Tadel über ſeine Opfergabe ausſpricht oder den Weihrauch der Menge zu ſtark findet, ſtöret die Ordnung des Tempels und verſcherzet die erworbene Gunſt der Götter, — ja, wer den erſten Gang zum Altar ſah und dem Genius huldigte, erkennt ihn nicht wieder, wenn er jetzt mit gebieteriſchem Dünkel ſich herzudrängt und ſich mit vollen Händen den Weihrauch ſelbſt ſtreuet.

Dieſe Gedanken, Freund! erweckte mir Ihre, zuſammt den bezüglichen Beilagen mitgetheilte, Correſpondenz mit Herrn Hofrath Müllner, worin dieſer von ſeiner Mitwelt ſehr geehrte Schauſpieldichter alles gethan hat, um das Ovidianum

— — didicisse fideliter artes
Emollit mores, nec sinit esse feros*)

Lügen zu ſtrafen.

Ich will den Yngurd ganz in ſeinen Würden laſſen, weil das Urtheil der Mitwelt nie allein den claſſiſchen Werth beſtimmt, will alſo die Meinung des anonymen Rezenſenten im Hermes weder beſtreiten, noch verfechten, aber, daß Hr. Hofrath Müllner

*) Treulich den Künſten obliegen, mildert die Sitten, duldet nicht rohe Geſinnung.

eine ſolche Kritik wie ein Majeſtätsverbrechen behandelt und ſich dabei das unverſchämteſte Selbſtlob, und gegen Sie und Hrn. Profeſſor Krug die impertinenteſten Ausdrücke verzeiht, das — empört. Auch bewährt er in dieſem Schriftwechſel eine eigne rabuliſtiſche Manier — ſeine Gegner bei ein Paar — wie er meint — ſchwachen Stellen zu faſſen, und dieſe gefaßten Puncte nicht loszulaſſen, ſo aber durch Hervorhebung des Einzelnen den richtigen Geſichtspunct des Ganzen zu ſeinem Vortheile zu verrücken. Da hat ers nun lediglich mit

dem beträchtlich weinen
und
der Schnur

und auf etwas anders geht er nicht ein; ſo ausführlich auch der Rezenſent ſich über das ganze Werk verbreitet. Er mag doch zeigen, daß in der ganzen Rezenſion ihm Unrecht geſchehen, und wo es ihm geſchehen! — aber er ſoll nicht auf dieſen an ſich unweſentlichen Stellen ſich herumdrehen. Er mag aufrichtig geſtehen, daß er, wie in allen ſeinen Theaterſtücken, auch im Yngurd ſeinem Trieb, die Schauſpieler pedantiſch zu hofmeiſtern, zu Liebe, die widerlich ausführlichſten Anweiſungen zur begleitenden Handlung hat beidrucken laſſen und daß er die Leſewelt und die Schauſpieler wie ein von ihm dirigirtes

Liebhabertheater behandelt. Was macht er ferner für unnützes Aufhebens mit der Schnur? Warum gesteht er auch hier nicht, daß er in seiner poetischen Licenz zu weit gegangen, und vom willkommenen Reimbande sich verleiten lassen, diese gewagte Bedeutung unterzuschieben — oder auch gar zu irren? Es ist weder einem lateinischen noch deutschen Scribenten eingefallen, nurus für privigna und Schnur für Stieftochter zu gebrauchen, und Herr Hofrath Müllner macht sich gar kein Verdienst um seine Muttersprache, wenn er die Doppelsinnigkeit anderer Zungen ihr einzuverleiben sucht — ein Beginnen, wozu auch mehr Ansehn gehört, als er zur Zeit in unserer literarischen Welt besitzt. Wenn man Unrecht hat, muß man's gestehen, und darf höchstens entschuldigen, aber die poetische Licenz so weit zu treiben, daß man Stieftochter und Schwiegertochter für ähnliche Verwandtschaftsverhältnisse erklärt und ganz andere Nebenbedeutungen des Worts nurus aus den lateinischen Dichtern zur Beschönigung seines Mißbrauchs anführen zu wollen, — das heißt wahrlich über die Schnur hauen.

Noch mehr über die Schnur aber haut Hr. Hofrath Müllner, wenn er den vom Rezensenten gebrachten Ausdruck

„werden die Reichsherren angewiesen,
„beträchtlich zu weinen“

deßwegen für ein Schelmstück erklärt, weil in seiner Instruction die Worte stehen

„die Reichsherren werfen sich auf
„seine Hände und küssen sie in
„Thränen“

und den Rezensenten für einen überführten Schelm erklärt. Er sollte bedenken, was dieses kräftige Wort bedeutet und vergißt, daß eine solche Rezension seines Products gar die Sache nicht darnach ist, zum Schelm zu werden. Wer sich so auszudrücken beliebt, gehört — bei allen Musen! dem Pöbel an und verdient darin die Verachtung jedes Gebildeten; wer ferner, wie Herr Hofrath Müllner, eine Sprache wie in seinen Schlußbriefen, sich gegen Personen erlaubt, welche ihn zuvorkommend und mit Achtung behandelt, ja, mit ihm in freundlichem Verkehr gestanden haben, der ist unwürdig, je die Segnung der Musen genossen zu haben. Dieß ist alles so klar und ernstlich wahr, daß ich die humoristische Manier, mit welcher Hr. Professor Krug die Sache behandelt, hier nicht an ihrem Orte finde; denn hier kann niemand daran liegen, die Lacher auf der Seite zu haben, sondern darzuthun, daß man alle ehrliche Menschen auf der

Seite haben müsse. Hr. Hofrath Müllner hat böse und ungerechte Sache, und wird sein unverantwortliches Betragen nie rechtfertigen können, weßhalb ich Ihnen auch rathe, durchgehends bei den Thatsachen stehen zu bleiben, und dem Publikum das Urtheil ohne alle Erörterungen zu überlassen.

Uebrigens billige ich den Abdruck dieser Correspondenz sehr, weil sie einen belehrenden Beitrag zur Characteristik des jetzigen literarischen Verkehrs, und jeden denkenden Leser den Beweis in die Hände liefert, wie schädlich es sey, die neu aufgehenden Lichter der Musenwelt mit zu vollem Beifall zu begrüßen. Hätte man es mit dem Applause bei der Schuld, den Vertrauten, den großen Kindern (welche letzteren vollends nicht vielmehr als Uebersetzungen sind) ꝛc. nicht so übertrieben, so wäre der Yngurd nicht mit solcher Prätension aufgetreten, und hätten namentlich die Leipziger nicht anfangs zu viel Wesens mit dem Hrn. Hofrath gemacht, so würde er nicht zum böswilligen Zensor des Theaters an der Pleiße sich aufgeworfen, und vielleicht manche geheime und offene Unbill nicht begangen haben, welche ihm den gerechten Vorwurf des Uebermuths, der Hoffart und des schneidendsten Egoismus zuziehen mußte.

Auch iſt mir es lieb, daß ſich in dieſem
chriftwechſel Ihre Abſicht bei der Unter-
hmung des Hermes beiläufig in voller
larheit entwickelt, und Sie dem Publikum
ch hier wieder als ein Verleger erſcheinen,
elcher höhere als die gewöhnlichen pecuniären
udenzen mit ſeinen Unternehmungen ver-
det.

Den 3. Decb. 1819.

L. A. T.

* * *

Da Herr Hofrath Müllner die Gewohnheit hat, wenn er einmal feindselig gegen Personen oder Institute gesinnt ist, seine Urtheile, mannichfaltig eingekleidet, in verschiedene literarische Blätter einrücken zu lassen (wie Hr. Prof. Krug dieß in dem unter VI. mitgetheilten Aufsatz schon erwähnt hat); so hielt der Herausgeber des Hermes es für seine Pflicht, die Redactionen des literarischen Wochenblatts, — des Morgenblatts, — der Hallischen allgemeinen Literatur-Zeitung, — der Zeitung für die elegante Welt und der Originalien, deren der Herr Hofrath sich in neuerer Zeit insbesondere bedienet hat, um in ihnen seine Bolzen zu verschießen, auf die obschwebenden Verhältnisse aufmerksam zu machen,

und er erließ daher an die verſchiedenen Redactionen dieſer Zeitſchriften ein Schreiben in der Art, wie das hier folgende.

IX.

An die Herren Gebrüder Hoffmann in Weimar, als Herausgeber des literariſchen Wochenblatts.

Leipzig, d. 2. Dec. 1819.

Ich theile Ihnen einliegend Herrn Prof. Krugs Antwort auf die Anfälle des Hrn. Hofrath Müllner in Weißenfels mit und erſuche Sie, beſonders von der Schlußbitte Notiz zu nehmen, was um ſo nöthiger ſeyn wird, wenn derſelbe, wie er ſelbſt zu verſtehen gegeben hat, die Haupt-Redaction Ihres literariſchen Wochenblatts vom Januar an übernehmen ſollte.

Da ich ebenfalls dieſer Geſchichte wegen mit Herrn Hofrath Müllner in offne

Fehde gerathen bin, ſo darf ich nicht minder erwarten, daß er, wie einſt der erbärmliche Merkel, auf jeden meiner Verlagsartikel Jagd machen und ſuchen werde, ſolche ſtets in den Koth zu ziehen.

Ich halte es daher für meine Pflicht, Sie hierauf aufmerkſam zu machen, da ich von Ihrer Rechtlichkeit und Collegialität erwarten darf, daß ſie einem ſolchen gehäſſigen und unwürdigen Betragen nicht die Hände bieten, noch ſolches in einem in Ihrem Verlage erſcheinenden Inſtitute dulden werden *).

---

*) Nachdem der Meiſter Karlieb in dem zu einem neuen ſchwachen Leben wieder erſtandenen „Alten Freimüthigen“ lange genug, aus perſönlichem Haſſe gegen mich, ſein Unweſen gegen jeden meiner Verlagsartikel getrieben hatte, glaubte ich es mir endlich ſchuldig zu ſeyn, die damaligen Verleger dieſes Blatts, die Herren Haude und Spener in Berlin, auf ein ſolches, die deutſche Gelehrten-Republik ſchändendes Betragen aufmerkſam zu machen, und ich muß ſowohl dieſen Herren als dem ihnen bald folgenden neuen Verleger, Hrn. Enslin in Berlin, das Zeugniß geben, daß ſie meine Reclamation ſogleich billig und gerecht fanden, und es nicht weiter duldeten, daß jede meiner Unternehmungen von dem elenden Menſchen mit ſeinem Geifer

beſpritzt wurde. — Doch hörte bald nachher das ſchlechte Blatt aus Mangel an Theilnahme auf. Im gegenwärtigen Falle iſt es freilich ſchlimmer, da der Verf. der Schuld, ein anderer Proteus ſich in zehn Geſtalten wirft, und ſein Urtheil eben ſo oft vervielfältigt, vermummt ins Publikum einzuſchwärzen ſucht. Dieſes Verfahren muß alſo wenigſtens zur möglichſten öffentlichen Kunde kommen.

B.

X. — XIII.

An Herrn Geh. Hofrath Cotta von Cottendorf, als Unternehmer und Eigenthümer, und an Frau Legationsräthin Huber, als Redactrice des Morgenblatts.

An die Redaction der (halliſchen) allgemeinen Literatur-Zeitung.

An Herrn Hofrath Methuſalem Müller, als Redacteur der Zeitung für die elegante Welt.

An Herrn Lotz in Hamburg, als Redacteur der Originalien und der Flora.

Die Schreiben an dieſe verſchiedenen Individuen oder Redactionen hatten ähnlichen Inhalt wie Nr. IX.

Berichtigung zu S. 76. und S. 97.

Herr Hofrath Müllner übernimmt nicht, wie hier irrig angegeben iſt, die Redaktion des Weimariſchen literariſchen Wochenblatts, ſondern die der literariſchen Beilagen zu dem Stuttgarder Morgenblatte.

B.

Müllneriana.

Nro. II.

Zur Erklärung des Umſchlage

Von des Parnaſſus ſchroffen Felſenhöhen
Stürzt ſich herab voll Wuth mit ſeiner Krücke
Der Leukopeter; ach, was muß ich ſehen!
Die Urne ſchlägt er dort in tauſend Stücke.
Doch hilf, o Himmel! Was iſt hier geſchehen?
Da liegt der große Held! des Schickſals Tücke
Ließ ſtolpern ihn; er kann nicht auferſtehen,
Und ſelbſt der Kranz entpurzet der Perücke!

Die Muſe weinet nun darob beträchtlich,
Und zählet alle Zyränen gar bedächtlich
Ins Fläſchchen, das ſie ewig ſoll bewahren,
Damit die Nachwelt einſt es mög' erfahren,
Wie theuer ihr geweſen Leukopeter,
Den ſie erkohr zu ihrem — Hoftrompeter.

Müllneriana

Nro. II.

Ueber den Ausdruck

„dem Pöbel angehören"

ein Sendschreiben

von

L. A. T. an Brockhaus.

Qui mépriſe Cotin, n'eſtime point ſon roi
Et n'a, ſelon Cotin, ni Dieu, ni foi, ni loi.
Boileau.

Leipzig:
in der Buchhandlung Brockhaus,
und gedruckt
in der Hofbuchdruckerei in Altenburg.

1820.

Vorwort.

Der unterzeichnete Herausgeber und Verleger hat ſich mit mehreren ſeiner „gelehrten" und ungelehrten Freunde verbunden, dieſe Müllneriana ſo lange fortzuſetzen, als der Gegenſtand derſelben, deſſen Talente und Leiſtungen als Schriftſteller, Dichter, Dramaturg und Critiker ſie übrigens nie und nirgends verkennen, ſondern nach, nur nicht über Verdienſt würdigen, ſeine Müllnereien, die in einer ehrlichen Gelehrten-Republik

einmal nicht zuläſſig ſind, zu treiben fortfährt.

Unter dieſen Müllnereien verſtehen ſie:

1. Das Handwerk der literariſchen Bauchrednerei, wie der Dr. Müllner es nun ſeit Jahren zur Ungebühr in Deutſchland getrieben hat. — Mit ſeiner natürlichen Stimme kann er dagegen immerhin fortfahren, über die Verlagswerke der Verleger, mit denen er zerfallen, — über die Dichter, welche mit und neben ihm nach dem Lorbeer gerungen, — über die Schauſpieler, die auf einer Bühne ſpielen, nach deren Leitung er ſich vergeblich geſehnt, —

über alle Perſonen, die nicht in ſeine Plane und Projekte eingegangen oder gar den Verlag eines ſeiner Opera abgelehnt haben — aus Gift und Galle zuſammengequirlte Rezenſionen und Berichte zu ſchreiben; — auch wollen ſie es dulden, daß er dieſe in ſeinen immer heitern Scherzen — humoriſtiſche und critiſche Darſtellungen nenne und ſich darüber von ſeinen Verbündeten in den Originalien und auch in gewiſſen literariſchen Ueberſichten loben laſſe.

2. Das Nackenſchlagen, welches der Herr Doctor nicht bloß an ſeinen imaginairen Feinden, ſondern auch an Freunden, je nach dem es ihm gefällt, nach dem hier nicht zu-

läſſigen Grundſatze car tel est notre plaisir, nach Irokeſen-Manier zu exerciren pflegt.

3. Die Speichelleckereien, mit welchen er, wenn die Heimtücke zur Kunde gekommen, den verletzten Perſonen (z. B. B—rn) den Hof macht und — ein anderer Reincke — thut, als ob gar nichts vorgefallen wäre.

4. Die Gemeinheit, Grobheit, und den Uebermuth, mit welchen er ſeine literariſchen Streitigkeiten zu führen pflegt. Die Freunde wollen die Foderungen dabei nicht zu weit treiben, indem ſie wohl einſehen, daß ein Mann, der bis zu ſeinem vierzigſten Jahre nichts als Prozeſſe geführt, ewig im Aktenſtaub geath-

met, und nie das Weichbild ſeines Geburtsorts, eines kleinen Landſtädtchens, verlaſſen hat, ſich in Verlegenheit fühlen muß, wie er in guter Geſellſchaft, wo die Streitigkeiten nicht wie Prozeſſe geführt werden, zu betragen habe. Indeſſen hat jede Nachſicht ihr Ziel und die vereinten Freunde werden dem Hrn. Doctor ſo lange auf der Ferſe ſitzen, bis er wenigſtens einige Bekanntſchaft mit dem Blümlein Wunderhold ſeines Oheims Bürger gemacht zu haben ſcheint.

5. Die lobenden Selbſt-Rezenſionen, die unſer Doctor über ſeine werthe Perſon, ſeine Opera und in ſo fern dies Stücke für die

Bühne ſind, auch über die Darſtellungen derſelben in alle deutſche Blätter einſchwärzt und nachher noch in der Form von Vor- und Nachreden zu ſeinen Werken als fremde Stimmen drucken läßt, und dadurch wenigſtens die Dummen inducirt. Wir hatten uns in der That geſchmeichelt, daß unſer Doctor hierin ſchon einige Spuren von Beſſerung gezeigt habe, allein aus den Berichten in der Eleganten und im Morgenblatt über die Aufführung der Albaneſerin in Weimar, die, wie wir ſicher in Erfahrung gebracht, vom Verf. derſelben herrühren (!), ſehen wir, daß er noch immer der Alte iſt.

6. Den Bettelſtolz, womit der Hr. Doctor auf uns Gewerbsleute herabſieht und der ſo gewaltig iſt, daß er uns in vernünftiger Rede gar nicht mehr ſtehen will, uns gleich den Rücken zukehrt und ausruft: wir ſeyen nur Ignoranten und Heloten, und nicht gelehrt genug mit ihm ſprechen zu können. Der Herr Doctor bedenke dabei a. den alten Satz, daß Hochmuth vor den Fall komme; b. daß es beſonders unbillig ſei, wenn er ſo vornehm gegen die Buchhändler thue, da er ja noch vor kurzem ihr College geweſen und auch mit einem Buche gehandelt habe, es auch keinen Unterſchied mache, daß dieſes Buch Maculatur geworden, ſondern er dies mit ſich

ſelbſt als Autor ausmachen möge, und daß er jetzt, da er bloß ein Bücher- und Notizen-Schreiber (écrivailleur, écrivassier, ſehr verſchieden vom ſelbſtſtändigen auteur oder écrivain) geworden, er als ſolcher die Buchhändler als ſeine Brodherren zu betrachten habe, und folglich mit Reſpekt von ihnen ſprechen müſſe; endlich c., daß es ſogenannte Gelehrte gebe, welche ihr Geſchäft als ein Handwerk und auch Gewerbsleute, welche das ihrige als wirkliche Gelehrte treiben.

7. Den Ariſtokratismus, welchen man auch wohl den Bettel-Ariſtokratismus nennen könnte, mit welchem er, der Doctor der Rechte u. ſ. w., er, der Verfaſſer des 29ſten Februars u. ſ. w.,

er, der Verfaſſer des unſterblichen Werks „Elementarlehre der „gerichtlichen Entſcheidungskunde“ genannt, u. ſ. w., er, der Verfaſſer der berühmten Vierundzwanzig-Pfünder, der Leſefrüchte u. ſ. w., andere Leute behandelt, die keine Doctoren der Rechte ſind, die keinen 29ſten Februar, keine Elementarlehre, keine Vierundzwanzig-Pfünder geſchrieben haben, und dieſen nirgends eine Stimme gönnen will, was um ſo poßierlicher erſcheint, da alles, was der Hr. Doctor ſchreibt (mit Ausnahme der berühmten Elementarlehre) an das Welt-Publicum und nicht an die gelehrte Welt gerichtet iſt, dies alſo doch auch wohl darüber

urtheilen ſoll. Wenn der Hr
Doctor einmal über das Weichbil
ſeines Landſtädtchens hinauskomm
und ſich in der Welt etwas umſieht
ſo wird er zu ſeinem Erſchrecken fin
den, daß — den Göttern ſey da
für gedankt! — mit Hülfe des vo
dem Unterzeichneten herausgegebe
nen Converſations Lexicons, a
welchem er ſelbſt ja auch ſo flei
ßig mitgearbeitet, daß er ſoga
ſeinen ihn ſelbſt betreffenden Ar
tikel (den im 6ten Bande, nich
den im Anhang zum 10ten Band
befindlichen) dazu weſentlich ge
liefert, jetzt jedermann ganz ordentlich
über Poeſie, Sprache, Theater, de
Ynguro und ihn ſelbſt ſprechen
und urtheilen kann, kurz, daß da

durch die ganze Welt, denn das Buch geht bis nach Batavia und Rio Janeiro, aufgeklärt worden und daß nur zu bedauern iſt, daß manche Weltleute und ſelbſt Weiber wie, um nur Eine zu nennen, die Verf. der Corinna, die ohne Doctoren der Rechte und „gelehrt“ zu ſeyn, leidlich über Poeſie, Sprache, Kunſt u. dergl. geurtheilt und ſogar geſchrieben haben, nicht noch von dieſem Converſations-Lexicon und den von dem Hrn. Doctor ſelbſt darin verfaßten vortrefflichen Art. haben profitiren können, wodurch ſie noch ganz anders darüber zu ſprechen und ſchreiben, würden gelernt haben. Hieraus wird der Hr. Doctor ſich denn am Ende con-

ſtruiren, daß es jetzt viele Welt
leute gibt, die leidlich über Poeſie
Sprache, Kunſt u. dgl. denken und
urtheilen und auch mitunter ſchreiben
können, und daß man dazu kom
men kann, ohne bis zum 40ſten
Jahr Advocat in Weißenfels
geweſen zu ſeyn.

So weit die Definition deſſen,
was die vereinten Freunde unter den
Müllnereien in Ernſt und „in Spas"
verſtehen und verſtanden wiſſen wollen.

Sobald ſie, die ſich übrigens
ſämmtlich mit „gediegenen eiſer-
nen Stirnen" verſehen haben, und
unter welchen es auch Leute gibt, die
der Herr Doctor ſelbſt, wie aus dem
erſten Heft der Müllneriana zu

erſehen, Leute „von Kopf“ ja „von ganz ausgezeichnetem Geiſt“ genannt hat, und er ſeine eigne Autorität doch nicht verwerfen wird, — ſobald, ſagen wir, die vereinten Freunde bemerken, daß der Herr Doctor in ſich geht, und ſich beträgt, wie es die Geſetze der Freiheit und Gleichheit in der Gelehrten-Republik erheiſchen und wie es die Humanität und Lebensſitte, deren die Poeten ſich vor allen zu befleißigen haben, fodern, werden ſie dieſe Sammlung der „Müllneriana“ gern ſchlieſſen, auch alles Vorgefallene „als einen Spaß“ vergeſſen und vergeben, denn ſie ſind alle nicht zankſüchtiger, ſondern friedfertiger

Natur und lieben zum Theil ſe
gar das dolce far niente.

Geſchrieben am 24. März 1820.

J. A. B.

Sendschreiben an Brockhaus von K. A. T. über die Frage: „wer gehört dem Pöbel an?“ *)

Es thut mir sehr leid, bester Freund! daß mein von Ihnen den Müllnerianis S. 89. sqq. einverleibter Brief die Erbitterung Ihres Gegners bis zur Erhebung einer Injurienklage gesteigert hat — denn es ist doch immer ein unangenehmer Handel, mit einem so galligen Widersacher in einer Prozeßart fechten zu müssen, von welcher die Juristen selbst sagen: vindictam spirat (sie athmet Rache). Hr. Hofrath M. wird, da kein Sollicitiren bei himmlischen Behörden ihm etwas helfen

*) Für die Leserinnen dieser Blätter sind die eingestreuten lateinischen Ausdrücke, so weit es hier thunlich war, in Beisätzen erklärt worden.

mag, gewiß alle Höllenflüsse aufrühren, um Ihnen und dem unbekannten L. A. I. etwas anzuhängen — und wird sich dabei als ächten Kothfassen in der Gelehrten-Republik bewähren, — ja Sie werden Ihre beträchtliche Dosis Lebensphilosophie und Bonhommie nöthig haben, um bei den giftigen Expectorationen des critischen Cerberus nicht Ihre gesunde Tramontane zu verlieren.

Ich, wie Sie wissen, ein Landes-Administrations-I... (ach bald hätte ich den L. A. I. verrathen! —) bin nicht Jurist genug, um Ihnen bei diesem Prozesse selbst mit Rath und That an die Hand zu gehen, allein ich habe es für meine Pflicht gehalten, sogleich den berühmtesten Rechtsgelehrten unsrer Stadt, den Herrn Justizrath Eisenhardt, zu consuliren, habe auch wie weiland Horaz (lesen Sie die 1ste Satyre des 2ten Buches nach!) Trost gefunden und eile, Ihnen das Gespräch zu berichten, welches, nachdem der Hr. Justizrath von mir die einleitende mündliche Relation des Falls vernommen und die Müllneriana von I. bis XIII. aufmerksam und zum öftern lächelnd durchgelesen hatte, zwischen uns gehalten wurde — und — der Hr. Justizrath war eben bei

Laune — zwar ziemlich lange dauerte, doch mir und Ihnen, wie Sie am Ende erfahren werden, nicht hoch zu ſtehn kommen wird.

Der Hr. Juſtizrath hub alſo an:

„Hr. Hofrath M. hat drei Stellen Ihres „Briefs als injuriös angeſprochen, welche „alle uno contentu (in Einem Zuſam„menhang) S. 93 der Müllnerianorum zu „leſen ſind," nämlich

a. Wer ſich ſo auszudrücken beliebt — bei allen Muſen! — der gehört dem Pöbel an

und

b. verdient darum die Verachtung jedes Gebildeten.

c. Wer ferner eine Sprache, wie Hr. Hofrath M. in ſeinem Schlußbriefe, ſich gegen Perſonen erlaubt, welche ihn zuvorkommend und mit Achtung behandelt, ja mit ihm in freundlichem Verkehr geſtanden haben, der iſt unwürdig, je die Segnungen der Muſen genoſſen zu haben.

Wir wollen alle drei Stellen einzeln vornehmen!

Adl a. Welche Ausdrücke haben Sie da gemeint?

Ich. „Dieſe will ich Ihnen wörtlich angeben.

Im Mſchn Aufſatze „Äff und Schnur" Nr. II. S. 36 heißt es:

„Weil es denn doch nicht unmöglich „wäre, daß man von einem Autor, „der die Zigeunerfreiheit der li„terariſchen Univerſal-Republik nicht „anerkennte, dafür leiblicher Weiſe „genaſenſtübert würde."

In dem „Zigeunerfreiheit" überſchriebenen Aufſatze Nr. IV. S. 45. gibt M. dem Recenſenten ſeines Yngurds „literariſches Verbrechen und li„terariſche Ehrloſigkeit wiederholt „Schuld und nennt ihn einen Ehrlo„ſen, mit welchem kein ehrlicher „Literator Gemeinſchaft hält;"

in ſeinem Briefe an Brockhaus Nr. VII. S. 76. fg. ſpricht er

„von Verhehlung eines der Ehrlo-

„figkeit öffentlich überwieſenen
„lügneriſchen Recenſenten, von
„Nennung des ſchamloſen Lügen-
„kritikus, von Schmutzflecken;"

S. 81. gebraucht er gar die Ausdrücke:

„literariſches Schelmſtück, —
„überführter Schelm;"

und das alles thut er wegen der Stelle der Recenſion S. 31.

„werden die Reichsräthe ange-
„wieſen, beträchtlich zu wei-
„nen,"

welche eine infamirende Verfälſchung der Original-Worte,

„die Reichsräthe werfen ſich auf
„ſeine Hände und küſſen ſie in
„Thränen,"

ſeyn ſoll.

Nun ſagen Sie ſelbſt, Hr. Juſtizrath, finden Sie in dieſer unweſentlichen Abweichung eine verbrecheriſch-ehrlos machende Handlung — ein Schelmſtück — ein Falſum?

Wenn nun aber ein von ſeiner Mitwelt ſo gefeierter Dichter wie M., ein könig-

licher Hofrath, ein alter Juris Practicus, der ſeine Worte zu wählen verſtehen muß, über ſo etwas in öffentlichen Blättern und Privatbriefen ſo grob ausfällt — erniedrigt er ſich dadurch nicht zum Pöbel?

E. Sie haben Recht und desfalls die exceptionem veritatis (Einrede der Wahrheit) zur Seite. Auch iſt der Ausdruck „gehört dem Pöbel an" nicht geradezu injuriös, am allerwenigſten im vorliegenden Falle.

Denn

vor allen fragt ſich, „ob Sie unter „Pöbel den literariſchen Pöbel, als da „ſind die Zeitungs- und Tagblattſchreiber zu X. Y. Z., die Farcen-Schmide „zu W., die Skribler und Jüdler, deren Zahl Legion iſt — oder den gemeinen Janhagel, die Populazza — „verſtanden haben."

Falls Sie, wie Sie wohl befugt wären, in dem Müllner-Brockhauſiſchen Prozeſſe principaliter interveniren wollten, ſo würden Sie nach dem Rechtsſatze „Verborum ſuorum quilibet optimus est interpres"*)

*) Jeder iſt der beſte Ausleger ſeiner Worte.

durch die Erklärung, daß Sie allerdings den literariſchen Pöbel gemeint hätten, ein triftiges momentum exceptionis aufſtellen. Denn man kann nicht einmal ſagen, daß auf der Plebs literaria (dem literariſchen Pöbel) levissimae notae macula (Anrüchtigkeit) im juridiſchen Sinn haſte.

Ich. Bewahre! interveniren mag ich nicht. B. hat meinen Brief gedruckt, der mags ausfechten, — und mit dem M. einen Injucienprozeß; — ich könnte keine Stunde ruhig ſchlafen.

E. Ich rathe auch nicht dazu. — Weiter könnten Sie ſagen: „Sie hätten Pöbel im Sinne des lateiniſchen Plebs verſtanden." Plebs romana (das römiſche Volk im Gegenſatze der Ritter und Patrizier) war gar nichts Schlechtes und wir haben große Plebejer. Ferner könnten Sie ſich auch hinter den Linné verſtecken, welcher unter den Tagſchmetterlingen eine Abtheilung die Plebejer nennt, welche zwar nicht durch Größe, aber durch glänzende Farben ſich auszeichnet und auf den Heuwieſen und Triften, wie unſre dramatiſchen Genies am Fuße des Parnaſſus, herumflattert.

Auch wir Juriſten verſtehen unter Pöbel bloß die niedrige ungebildete Volksklaſſe, — doch keineswegs die ehrloſe, weshalb es denn an und für ſich wohl unhöflich, aber nicht ehrenrührig iſt, von jemanden zu ſagen:

„er gehört dem Pöbel an.“

Ferner haben Sie Ihre Worte nicht an M. perſönlich gerichtet, ſondern nur brieflich gegen einen Dritten geurtheilt,

„daß wer ſolcher Urſachen halber der „Ausdrücke: Verbrecher, Ehrlos, Schelm, „Schelmſtücke, ſich bediene — dem „Pöbel angehöre,“

und darin haben Sie vollkommen Recht, zumal wenn man den Ausdruck „Schelm“ in ſeinem vollen, ernſten, rechtlichen Sinn erwägt.

Schelm iſt gar ein hartes Wort!

Bei vielen Handwerkern gilt es für eine ſo ſchwere Schimpfrede, daß wer den Schelm auf ſich ſitzen läßt, dadurch völlig ehr- und arbeitslos wird, bis er ſich bei offner Lade wiederum ehrlich machen läßt.

Ja! wo ich nicht irre — ſagt der be-

rühmte Thuanus vom Ravaillac, — um ihn als einen Erzböſewicht zu bezeichnen „Ce Schelme" und bemerkt, daß dieſes deutſche Kernwort, für welches die franzöſiſche Sprache keinen Ausdruck habe, von ihm abſichtlich gewählt worden.

Was wollen Sie mehr, um die Ausdrücke Schelm — Schelmſtück — als höchſt niedrig und pöbelhaft zu charakteriſiren!

Zwar ſprechen die Dichter vom kleinen Schelm Amor und von Schelmenaugen eines Mädchens, — aber das iſt erotiſche Converſationsſprache und in dieſer wollte Hr. Hofrath M. gewiß nicht die Verſchelmung des Rex Claudius ausſprechen.

Ich. Gewiß nicht! Zwar der Rex Claudius iſt klein von Statur (— doch Major in exiguo dominatur corpore virtus *) —) allein der Hr. Hofrath M. hat bei dieſer Verſchelmung nicht liebäugeln wollen, ſondern als Canis anticriticus (anticritiſcher Hund) ein paar gewaltige Cerberus-Glotzen aufgeriſſen.

---

*) Größere Tugend führt im winzigen Körper die Herrſchaft.

E. Hiernächſt liegt die Pöbelhaftigkeit nicht bloß in den Worten, ſondern auch in den concurrirenden Perſonen.

Der Juris Practicus, Dichter, Hofrath und Kritikus — dem Profeſſor, Dichter und Kritikus, überhaupt dem Gelehrten gegenüber, — erniedrigt ſich ſeinerſeits zum Pöbel, wenn er ſolcher unerheblichen Urſachen halber ſeinen Gegner vor aller Welt einen ehrloſen Verbrecher, einen Schelm ſchilt.

Weiter iſt Ihnen auch im vorliegenden Falle ſchwerlich ein animus injuriandi (Abſicht zu beleidigen) beizumeſſen.

Haben Sie in irgend einer Beziehung je etwas mit oder gegen den Hrn. Hofrath M. gehabt?

Ich. Daß ich nicht wüßte! — Sie müßten denn dahin rechnen wollen, daß ich bei Erſcheinung der Schuld in den voreiligen Applaus des Publicums nicht einſtimmen, noch weniger den Yngurd à la Böttiger bewundern konnte — und daß, als der Vorhang über die mordverbrannte Schlußſcene des 29ſten Februars fiel, ich — innerlich ſchaudernd, halb laut (denn neben mir applau-

dirte eine Gruppe Fataliſten) in den Bart murmelte,

Ne pueros coram populo Medea trucidet *),

und an das

servum pecus imitatorum **)

dachte.

Vielmehr bekenne ich gern, daß mehrere — freilich nur überſetzte — Luſtſpiele des Hrn. Hofraths mich ſehr ergötzt haben und daß ich ihn für einen unſrer beſten Alexandriner halte, der in unſerem aus dem Silber ins Erz übergehenden Zeitalter ſo wenig zu verachten iſt, als ... es Grob-Courant, welches doch bekanntlich ſtark mit Kupfer legirt iſt.

E. Wie meinen Sie das?

Ich. Je nun! — was unſre Dichter — zumal die dramatiſchen betrifft, ſo denke ich mit Horaz:

„Aetas parentum pejor avis tulit
Nos nequiores, mox daturos
Progeniem vitiosiorem †).“

M. iſt auf jeden Fall nequior parenti-

*) Nicht vor dem Volk ſei Medea die Mörderin eigener Kinder.

**) Die knechtiſche Brut der Nachahmer.

†) Der Väter Stamm, ausartend von Ahnen, trug
Uns laſterhaftern, bald erwächſt uns
Aftergeſchlecht in verſchlimmrer Bosheit.

bus (ſchlechter als ſeine Vorältern), zumal wenn man ihn gegen einen Mann ſtellt, mit dem er in respectu parentelae (in ſolchem Verhältniß, daß er ihn gleich ſeinen Aeltern zu verehren hat) ſteht, gegen ſeinen Oheim Bürger.

E. Ei! Sie verſchelmen ja den ganzen deutſchen Parnaß. Wir haben doch noch avos (Ahnherrn), als Göthe, Voß, Göckingk, Gerſtenberg (— nämlich den Senior der Poeten, nicht den Cyanen-(Gerſtenberg) — ferner recht wackere Parentes (Väter), als Tiedge, die Schlegel, Uhland, Tieck, Haug ꝛc., und wollen Sie denn Kind, Grillparzer, Theodor Hell, Rückert, Raupach, Conteſſa ꝛc., und die ganze Unzahl unſerer Almanachs-Sänger unter die nequiores zählen? Es iſt gut, daß Sie kein Versifex ſind, ſonſt müßten Sie vor die Lade!

Ich. Gemach! unter nequam verſtehe ich nach ächt lateiniſcher Ableitung — qui nequit, folglich unter nequiores parentibus ſolche, die weniger können als ihre Vorgänger, welche wiederum nicht ſo gut waren, als die avi. Doch — wenn's

Ihnen gefällig iſt, Hr. Juſtizrath! ſo ſetzen wir unſre Conferenz fort.

E. Ganz wohl! Alſo vom Ausdrucke

„gehört dem Pöbel an"

haben Sie und Ihr Freund B. nichts zu fürchten, zumal da Sie ſich dabei Ihrer natürlichen literariſchen Freiheit (wir ſtatuiren auch licentiam prosaicam) und zwar sine animo injuriandi bedient haben, und da aus der von Ihnen beigefügten manierlichen Betheurung „bei allen Muſen!" auch ohne Ihre beſondere deßfalſige Erklärung hervorgeht, — daß Sie bloß den literariſchen Pöbel im Sinne gehabt haben.

Weiter

ad b., zum Ausdrucke

„und verdient die Verachtung „jedes Gebildeten."

Das iſt allerdings ſtark — bringt aber doch unter den vorliegenden Umſtänden keine Gefahr.

Unter Bildung verſteht man bei einem ſolchen literariſchen Handel zunächſt die intellectuelle Cultur und denkt dabei nicht an die Moralität. Solche höchſte

Bildung und der niedrigſte Charakter können beiſammen ſeyn, wie Todte und Lebende — exempla sunt odiosa — beweiſen, dagegen kann der tugendhafteſte Grobian durch Rohheit ſich die Verachtung jedes Gebildeten zuziehn und dabei ein ehrlicher Mann bleiben: — wiewohl ſich intellectuelle und moraliſche Cultur wechſelſeitig fördern und ſolches in dem gut gewählten Motto der Müllnerianorum

— didicisse fideliter artes
Emollit mores nec sinet esse feros. *)

ſich ſchön ausſpricht.

Sie haben ſagen wollen,

„daß der Juris Practicus, Dichter, „Hofrath und Critikus, folglich der „secundum praesumtionem hominis „intellectuell-gebildete Mann, gegen „ſeinen Recenſenten, ebenfalls einen prä„ſumtiv intellectuell-gebildeten Mann, „ſolcher pöbelhaften Ausdrücke ſich „nicht hätte bedienen ſollen — und daß, „weil er es gethan, darum die Ver„achtung eines jeden Gebildeten ver-

*) Treulich den Künſten obliegen, mildert die Sitten, duldet nicht rohe Geſinnung.

„biene, weil unter Gebildeten dergleichen „Betragen verachtet werde."

Dabei blieb alſo M.s moraliſcher Charakter und bürgerliche Ehre völlig aus dem Spiele und folglich kann von Injurien nicht die Rede ſeyn, wonächſt Ihnen aber auch aus den vorhin angeführten Gründen die exceptio veritatis ſchützend zur Seite ſteht.

Ad c.

Mit dieſem Ausdrucke hat es die wenigſte Gefahr.

Denn iſt der Vorderſatz wahr, daß M. von Ihrem Freund B. zuvorkommend und mit Achtung, ja ſogar gaſtfreundlich behandelt worden, — ſo iſt der M...ſche Schlußbrief Nr. VII. S. 86. fg. eine wahre s. v. v. Fl—ei.

Jemanden ſagen — „er habe eine eiſerne Stirn und noch dazu eine gediegene" — iſt höchſt grob, und das Weitere des Briefes iſt eben ſo unhöflich; daß aber, wer ſich ſo ungeſittet ausdrückt, unwürdig iſt, je die Segnungen der Muſen genoſſen zu haben, — dieſer Satz bedarf keines Beweiſes.

Ich weiß nicht, ob Hr. B. den M. oft und vielleicht vor kurzem zu Tiſche gehabt, ſonſt würde ich auch aus dem Almanach des Gourmands anführen, daß nach Pariſer Uſanz der Gaſt eines Diner verbunden iſt, geraume Zeit von ſeinem Wirth nichts Uebels zu reden.

Auch iſt nicht außer Acht zu laſſen, daß der M. testantibus actis die Ehre gehabt, mit am berühmten Converſations-Lexicon zu arbeiten und dafür Lohn empfangen, mithin der B. als deſſen quasi-Brodherr zu betrachten, welchem der Arbeiter specialem reverentiam zu erweiſen ſchuldig iſt.

Uebrigens iſts auch an ſich keine Injurie, jemanden zu ſagen,

„Er ſey unwürdig je die Segnungen
„der Muſen genoſſen zu haben,"

es wäre denn einem Profeſſor der ſchönen Künſte oder Wiſſenſchaften, oder einem Magiſter, oder einem rite gekrönten Poeten. Nun iſt aber der M. weder das Eine noch das Andere, ſondern lediglich ein zur belletriſtiſchen Schriftſtellerei von der Praxis ohne officielle Berufung übergegangener Juriſt, und wenn er daher die Segnungen der Mu-

ſen genoſſen hat oder ferner genießt, ſo begeht doch derjenige, welcher von ihm ſagt:

„er ſei unwürdig, je die Segnungen
„der Muſen genoſſen zu haben,"

ſo wenig eine Injurie, als wenn er ſagt:

„Hr. Hofrath Müllner iſt unwürdig,
„je eine Auſter gegeſſen zu haben."

Selbſt der Hofrathstitel, ob ihn M. gleich wegen literariſcher Verdienſte bekommen haben mag, ändert hier ſo wenig, als die Folie einen Glasfluß zum Edelſtein macht, und alle Huldigungen des Theaterpublicums, alle Remiſſen der Verleger, Redactionen und Theaterdirectionen, alles eigne und fremde Lob reicht nicht hin, die Würde eines poetae laureati zu ertheilen.

Aus alle dieſem geht hervor, daß ſämmtliche drei quäſtionirte Ausdrücke Ihres Briefs, wenn er auch mit Ihrem Wiſſen und Willen dem Druck übergeben worden, dem M. kein Klagrecht, weder gegen Sie, noch den B. geben; q. e. d.

Beiläufig glaube ich auch, daß M. als ein bekannt pfiffiger Advocat ſolches recht gut weiß und dieſen Prozeß nur darum

angefangen hat, um Ihrem Freunde in den Acten unangenehme Dinge zu ſagen. Darum rathen Sie dem B. ja, daß er ſeinem Sachwalter eine mäßige und ruhige Schreibart zur Pflicht mache, denn dies iſt der ſicherſte Weg den Richter zu gewinnen.

Ich. Hr. Juſtizrath! ich bin Ihnen für Ihr Conſilium unendlich verbunden, ja Ihr großer Schuldner. —

E. Laſſen wir das! Ich bedinge mir bloß ein freies Exemplar ſämmtlicher erſchienenen und noch erſcheinenden Müllnerianorum; — denn da ich eben durch die Okenſchen Händel veranlaßt ein Traktätchen

„de injuriis in republica literaria „plane non statuendis“ *)

unter der Feder habe, ſo werde ich dieſe Sächelchen trefflich zur Illuſtration brauchen können.

Nochmals verſichre ich Ihnen — Sie brauchen weder für Sich noch für Ihren

---

*) Daß Injurien in der Gelehrtenrepublik durchaus nicht Statt finden.

Freund B. Sorge zu tragen. Ich ſchließe, denn Sie könnten wie Horaz fragen:

— — — Si quis
Opprobriis dignum latraverit, integer ipse? *)

mit dem Beſcheide des Trebatius

Solventur risu tabulae, tu missus abibis! **)

Hiermit endete unſer Geſpräch, welches ich Ihnen gern in Form einer Horaziſchen Satyre gegeben hätte, wenn ich mich beſſer auf die Poeſie verſtände und nicht befürchten müßte, als Poeta nequissimus et vitiosissimus der guten Sache durch ſchlechte Verſe zu ſchaden. Indeſſen mögen die Muſen immer irgend einen Lucian oder Swift unter Ihren Freunden erwecken, um dieſen Kampf als Denkmal des lächerlichſten Autordünkels und nebenbei des ſchändlichſten Recenſen-

*) — — — Doch wenn wer
Einen, der Schande verdient, anbellete, ſelber unſträflich?

**) Dann wird mit Lachen gelöſ't das Geſetz; frei wandelſt du heimwärts.

tenunfugs unſrer Zeit (— denn ich hoffe, daß bei dieſer Gelegenheit die infamen Umtriebe der critiſchen Hunde ans Licht kommen werden —), der Nachwelt aufzubewahren, in der Mitwelt aber der Vollſtändigkeit des Triumphes halber auch die Lacher auf die Seite der wahren, guten und gerechten Sache zu bringen.

Um fernere Mittheilung der Müllnerianorum, namentlich auch der vollſtändigen Prozeßacten, bitte ich ſo ernſtlich, als ich feſt überzeugt bin, daß unſer für dieſen Rechtshandel ſo warm intereſſirter Trebatius mich unaufhörlich an ſein Honorar erinnern wird.

Leben Sie wohl, und laſſen über keine Streitſchrift Ihres Gegners Ihre Suppe kalt werden, noch weniger über meine Epiſtel. Stets

Ihr

L. A. Tz.....

NB. Ich habe einen Buchſtaben mehr von meinem Namen verrathen, — werde aber dießmal zur Oſtermeſſe nicht bei Ihnen diniren, ſondern nur mit Ihnen billetiren, weil ich fürchte, daß eine

Controle über Ihre Gäſte gehalten wird. Geben Sie Obacht auf Ihre Copiſten und Commis, denn alte Juris practici verſtehen alle Canzleikunſtſtückchen.

Zur bevorſtehenden Jubilate-Meſſe erſcheint

Müllneriana

Nro. III.

Inhalt.

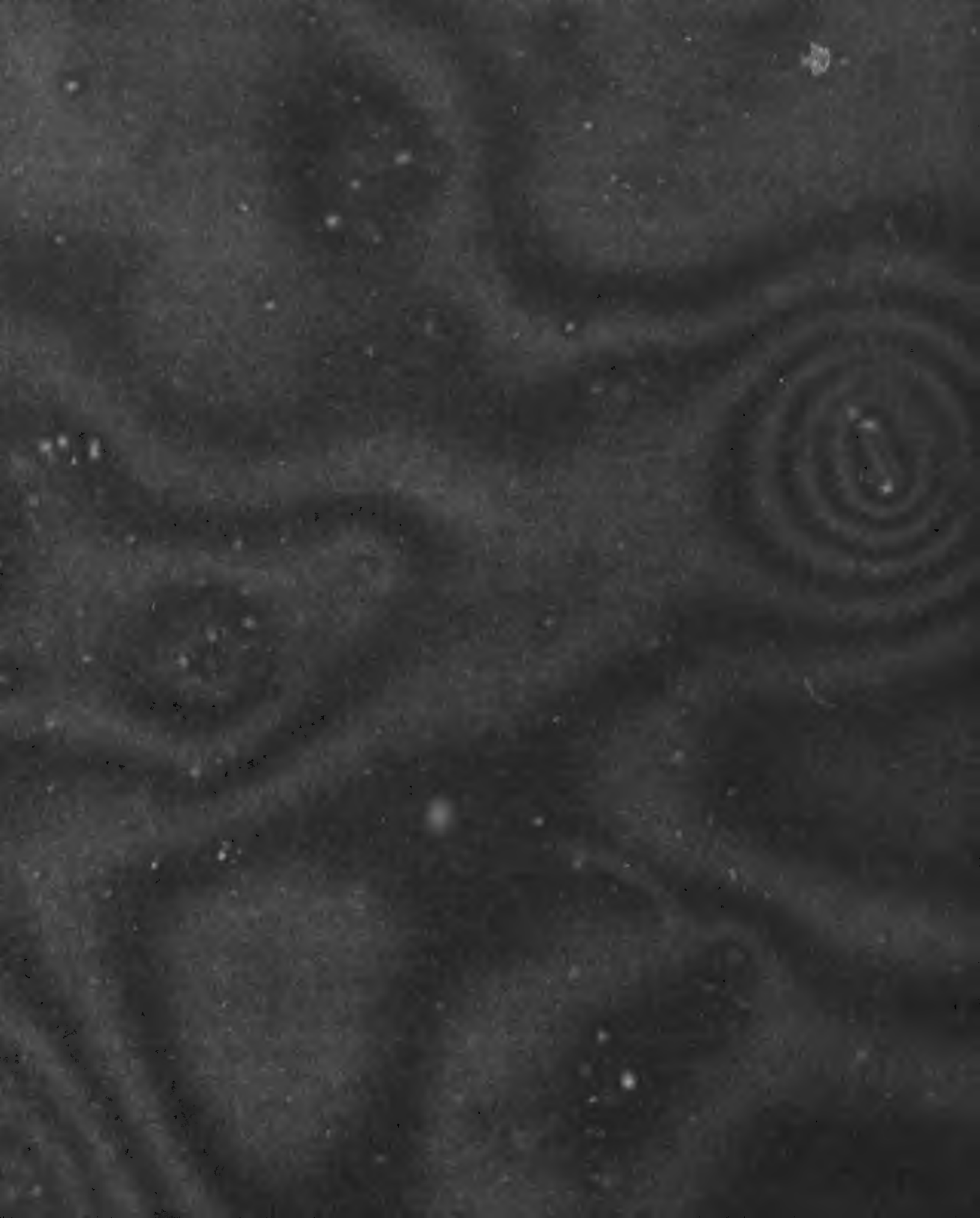
I. Die tournirte Poſition in Weimar. Eine Tragi-Comödie in zwei Akten.

II. Neueſtes Göttergeſpräch aus dem Griechiſchen des Lucian. Ueberſetzt von Ulrich von Hutten.

Von den Müllnerianis Nro. I., und von Apollo der Leukopeträer ſind zweite Ausgaben nöthig und fertig geworden und folglich ſowohl in meinem „Buchladen" als in allen andern „Buchläden" wieder zu finden. Die Ausgabe des Erſteren iſt wie die zweite Ausgabe der Elementarlehre des Hrn. Hofrath Müllner ganz unverändert geblieben, weil der Verf., wie er, nichts daran zu ändern, zu verbeſſern oder zuzuſetzen fand.

Leipzig, den 28. März 1820.

Brockhaus.



Die Albaneſerin.

Trauerſpiel in fünf Akten

von

Stuttgart und Tübingen,
in der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung.
1820.

BIBLIOTECA
REGIA
MONACENSIS

Seiner Majeſtät

dem

Könige von Preußen,

Friedrich Wilhelm

dem Dritten.

Mein König und Herr!

Nicht ohne Zaghaftigkeit leg' ich dieſe Dichtung als ein Opfer des Dankes für die wiederholten Zeichen Ihrer königlichen Huld zu den Füßen Ihres Thrones nieder. Doch iſt es nicht die Scheu des Unterthans vor dem Gebieter, welche mich beklemmt: denn wie fände dieſes drückende Gefühl, welches Ew. Königl. Majeſtät den Herzen Ihrer Unterthanen überhaupt fremd gemacht haben, in der Bruſt des Sängers Raum, der das Glück hatte, perſönlich vor Ihrem Antlitz zu ſtehen, und Worte der Theilnahm' an ſeinem Streben aus Ihrem Munde

zu vernehmen? Was ich in dieſem Augenblick' empfinde, es iſt — es kann nichts Anderes ſeyn, als die Schüchternheit des Dichters vor dem Richter: vor einem Richter ſeines Werks, der unwillkührlich vielleicht einen gröſſeren Maaßſtab, als der Geſchmack der Nation zu führen pflegt, an den ſittlichen Gehalt der Dichtung anlegen könnte, weil er ihn in ſeinem eignen Buſen findet.

Der ſchwerſte Theil von der Aufgabe des Tragöden iſt wohl die Darſtellung derjenigen

moraliſchen Kraft, die im Gemüthe des glücklichen Menſchen ruhig wie ein Kind in der Wiege ſchlummert; doch bei dem Eintritte des Unglücks erwacht, und gleich einem Rieſen ſich empor richtet, ſei es nun, um die Streiche der feindſeeligen Gewalt abzuwehren, oder die ungewohnte Laſt des Mißgeſchickes auf ungebeugter Schulter zu tragen. Hat es der Dichter bloß mit der Phantaſie des Leſers zu thun: des Leſers, welchem ſelbſt noch niemals Tragiſches begegnete; ſo mag er im Vertraun auf ſeine Phantaſie wohl hoffen, dem An-

ſpruche des Geſchmackes zu genügen. Wie aber, wenn er mit der Schöpfung ſeiner Einbildungskraft vor einen Beſchauer treten will, in deſſen Bruſt die eigene, lebendige Erfahrung jene moraliſche Kraft geweckt und geſtärkt hat?

Die Bahn Ihres Lebens, mein König und Herr, iſt mitten durch die tragiſche Region der irdiſchen Wirklichkeit gegangen. Sie ſahen im Kampfe mit der Uebermacht Ihre perſönliche Tapferkeit um den Lohn des Sieges betrogen;

den Glanz Ihrer Krone durch fremde Eroberungssucht verdunkelt; die blühende Glückseeligkeit Ihres liebenden Herzens durch die kalte Hand des Todes zerstört; die Liebe zu Ihrem unterdrückten Volk' und das Wohlwollen für Ihre Nation von den Netzen einer usurpatorischen Staatskunst umstrickt: Sie waren unglücklich — unglücklich auf einem Thron! und ihr königlicher Sinn ertrug Jahre lang die ungewohnte Last des Geschickes in frei beschlossenen, die Herzen Ihres Volkes tief verwundenden Entbehrungen, und mit dem Muthe des

Vertrauens auf die verhüllte, ewige, weltgeſchichtliche Gerechtigkeit. Denk' ich mir das Gefühl, welches zurückbleiben muß in einer Seele, deren Stärke ſolch ein Verhängniß überwunden und verſöhnt hat; ſo ſteh' ich mit niedergeſchlagnem Blicke neben dem dichteriſchen Gebilde, das jetzt um Ihren Beifall werben ſoll. Kann die Darſtellung jener metaliſchen Kraft, wie ſie in leidenſchaftlichen, vom Sturme des Augenblicks bewegten Gemüthern zerſtörend ſich äußert, dem innern Aug' eines Königs gefallen, der in eigner Bruſt dieſe

nemliche Kraft in ſtiller, ſittlicher Reinheit empfunden, und an der ſtarren Nothwendigkeit des irdiſchen Lebens ſiegreich und heilbringend bewährt hat?

Doch wie mangelhaft ich auch dieſelbe mag gezeichnet haben; daß ich liebend ſie in meinem königlichen Herrn verehre — das öffentlich ausſprechen zu dürfen iſt ein rein ſittlicher Genuß, den ich Ihrer Huld verdanke, und welchen die Gewißheit erhöht, daß ich mit meinem Gefühl zugleich dem eines ganzen

Volkes Worte geliehen habe. In tiefſter Ehrfurcht

Ew. Königl. Majeſtät

Weißenfels
am 3ten Auguſt 1820.

unterthäniaſter,
Mütlner.

Die Albaneserin.

Trauerspiel in fünf Akten.

Ὅμοιος γὰρ ἐν τούτῳ τά τε πράγματα καὶ τὰ ὀνόματα πεποίηται.

Arist. Poet. IX. 3.

Perſonen.

Baſil, König von Sicilien.

Enrico, ſein Sohn zweiter Ehe.

Ein ſicilianiſcher Ritter, Anfangs unbekannt.

Eleonora Albana, Tochter des Fürſten Savelli, Herrn zu Albalonga, vermeintliche Wittwe des Infanten Fernando.

Manuel, Herzog von Camaſtro.

Cuophrius, Cardinal und Miniſter des Königs.

Benvolio, Leibarzt des Fürſten Savelli, Eleonorens Erzieher.

Leontio, Enrico's Page.

Eine Dienerin Eleonorens.

Hiſpaniſche Ritter im Gefolge des Herzogs von Camaſtro.

Trabanten und Diener des Königs.

Ort: Der königliche Pallaſt zu Syrakus.

Erſter Akt.

Erſte Scene.

Enges Gemach. Leontio führt Benvolio durch den Haupteingang ein, und ſchließt ihn hinter ſich.

Leontio.

Hier mög' es euch gefallen zu verweilen,
Nicht weilen wird der König, euch zu ſehn.

Benvolio.

Der König? Ob wir uns nicht mißverſtehn?
Zu ihm nicht lautet mein Beruf.

Leontio.

Zu heilen

Iſt der Beruf des Arztes; aber — wen?
Wenn ihr ein Weiſer ſeid, im ſchwarzen Kleide,
So mein' ich Thor im bunten, daß wir beide
Uns über dieſe Frage leicht verſtehn.
Ihr heilt, wenn euch ein Haus verlanget, den,
Der krank drin iſt, nicht wahr? — Es wäre denn,
ihr wäret
Der Arzt gerade, den der Tod begehret.

Benvolio.

Wenn Witz an dieſem Hof eu'r Handwerk iſt;
So ſparet ihn, bis ihr ihn liefern müßt.
Zu der Infantin Wittwe führet mich,
Zu ihr bin ich geſandt; im Hafen lieget
Das Schiff, das mich nach Syrakus geführt,
Und harrt auf Botſchaft für den Vater.

Leontio.

folget

Getroſt zu wiſſen ihm. ſie ſei kurirt.

Benvolio.

Wie? Iſt's Albana nicht, die leidet?

Leontio.

Ich,

Ich bin der Kranke, ich hab' euch vonnöthen.

Benvolio unwillig.

Ihr ſeid — ihr ſpracht es ſelbſt das Wort — ein Thor,
Ich kam nicht her, mit euch die Zeit zu tödten.

Leontio.

Bleibt, Herr, ich bitt' euch! Leiht mir euer Ohr.
Ich bin Enrico's Diener; werd' am Hof
Zierlich genannt der luſt'ge Philoſoph,
Der Page, der nie trauert; wie ihr ſehet
An meiner Tracht: denn ganz Sicilien gehet
Um Don Fernando noch in ſchwarzem Flor.
Mein Amt iſt Narrheit, Herr. — Nun ſtellt euch vor,
Wie krank ein Narr iſt, wenn er muß bekennen,
Er ſei ein Weiſer neben ſeinem Herrn;

Wenn ſeine Narrheit, die der Wahrheit Stern
Am Hof ſoll ſeyn, ſich Lügnerin muß nennen;
Wenn ihm, den man zur Luſtigkeit gedungen,
Ein fremder Schmerz tief in die Bruſt gedrungen;
Wenn er den Geiſt, den er erheitern will,
Langſam zerſtört, vernichtet ſieht — — Oh ſtill —
Leonz, elender Narr! ſei ſtill! das Salz wird feucht
In deinem Hirn, und löſt ſich auf, und beißet
Die Wimper, ſtatt der Rede Mahl zu würzen.

Benvolio mit Theilnahme.

Es ſcheint ein wahres Leid, das euch erweicht,
Doch ſagt ihr, eure Narrheit lüge? Reitzet
Ihr nur die Neugier, um die Zeit zu kürzen;
So ſchießt ihr fehl, da ich kein Frager bin.

Leontio.

Nein, eitler Ruhm der Schalkheit, fahre hin!
Zu lang hab' ich verlarvten Schmerz getragen.
Jetzt endlich darf ich reden, weil ich ſoll,
Der Weg iſt frei für Wahrheit und für Klagen.

Laßt mich euch jene ſonder Schminke ſagen:
Des Reiches Erbe, der Infant — iſt toll.

Benvolio.

Wie ſagtet ihr? Enrico —

Leontio.

Iſt von Sinnen.
Des Bruders Haupt fiel unter'm Streich des Mohren,
Und jubelnd führte Tunis es von hinnen:
Dadurch hat der Infant — den Kopf verloren.

Benvolio.

Man ſprach, er wär' nur fieberkrank geweſen —

Leontio.

Dank ſei dem Leibarzt, daß ſein Leib geneſen!
Euch hat zum Geiſtesarzt Baſil erkoren.
O bietet alle Kunſt auf, lieber Herr!
Ihr könnt nichts Edleres damit vollbringen.
Wer ſtets ihn ſieht ſo mit ſich ſelber ringen,
Der leidet mehr, unendlich mehr, als er.
Fernando war ſein Abgott. Solche Liebe

Hat, seit die Welt steht, Brüder nicht vereint.
Wenn er in lichten Stunden um ihn weint —
Der wär' ein Fels, der ohne Thränen bliebe!
Und wenn er, kraftlos, seinen Schmerz zu tragen,
Sich überredet, daß der Todte lebt;
Dann kommt der Wahnsinn, seine Lippe bebt,
Er fordert Waffen, sich mit ihm zu schlagen.
Es ist, als ob die Tollheit selbst sein Leiden
Nicht anders mildern könnt', als durch die List,
Die Liebe, die des Leidens Ursach ist,
In die Gestalt des Hasses zu verkleiden.

Benvolio.

Seltsamer Zustand! Wahnwitz wohl zu nennen,
Wenn so der Witz dem Wahne sich vermählt.
Fast sorg' ich —

Leontio.

Werdet ihr ihn heilen können?

Benvolio.

Vielleicht; zumal wenn man mir nichts verhehlt,
Was mir den Weg in sein Gemüth kann zeigen.

Leontio.

Man wird es nicht; doch strenges, tiefes Schweigen —
Das ist mein Auftrag — wird von euch begehrt.
Das Volk sieht den Infanten, den es ehrt,
Nie anders, als an seines Thoren Seite,
Und glaubt ihn heiter, weil ich ihn begleite.
Nicht dem Camastro, dem Tunefer nicht,
Darf Ahndung kommen, daß des Geistes Licht
Dem Helden mangelt, der den Thron soll schützen,
Und, wenn Basil zur Gruft geht, ihn besitzen.

Benvolio.

Zur Hälfte nur ist eure Rede zwar,
Doch ganz des Schweigens Wichtigkeit mir klar.
Weiß nur Basil und ihr —?

Leontio.

Albana kennet

Enrico's Zuſtand; daß ſie krank ſich nennet,
Dient, zu verdecken eures Hierſeyns Zweck,
Den ſelbſt der Prinz, an dem kein kranker Fleck
Nach ſeiner Meinung iſt, von fern nicht ahnden muß.

Benvolio.

Betrachtet euren Auftrag als vollzogen,
Ich weiß genug.

Leontio.

Für euch und Syrakus
Kann's nützlich ſeyn, daß ihr noch Eins vernehmt.

Benvolio.

So laßt es hören.

Leontio.

Herr, ich hab' gelogen.

Benvolio beleidigt.

Wie, Page?

Leontio.

Nein gelogen.

Benvolio.

Unverſchämt!

Leontio.

Ein Pagenſtreich.

Benvolio ſich bezwingend.

Er ſei dem Narrn vergeben.

Leontio plötzlich verändert.

So glaubt ihr, daß ich log? — Bei eurem Leben!
Obſchon ich Wahrheit ſprach: vergeſſet nie,
Daß ſie euch Lüge ſchien, bloß weil ihr ſie
Von einem Narrn vernommen! Macht den Schluß:
Was ihr geglaubt, der kluge, hochgelahrte,
Berühmte Mann, das glaubt auch Syrakus,
Wenn das Geheimniß euer Mund nicht wahrte,
Und dann der Narr ſpricht, daß er euch belog.
Dann würdet ihr des Narren Narr geheißen,
Und eh' ihr Zeit gewönnet zu beweiſen,
Daß er Sicilien und nicht euch belog.

Könnt' es — bedenkt das wohl! — es könnte kommen,
Der Tod hatt' euch die Luft dazu benommen.

(ab zur Seite.)

Zweite Scene.

Benvolio.

Vergebne Mühe, luſt'ger Philoſoph!
Doch ſchlau, fürwahr! Du biſt kein Geiſteskranker;
Du ſchmiedeſt dein Geheimniß wie den Anker,
Der ſelbſt ſich feſt hält auf dem Grund'. — Am Ho
Mag das am Platz ſeyn; bei Benvolio nicht.
Sein Name zeichnet ſeines Lebens Bahn:
Er will, was gut iſt. — — Wär's damit gethan
Wäre der Zeitlauf wie der Blutlauf, der
Mit dieſem Daumen ſich ergründen läßt;
Hätte die Zukunft Angeſicht und Farbe,
Und Ausdunſtung, daß an Symptomen vor
Dem Ausbruch man ihr Uebel möcht' erkennen;
Ließ die Arznei für kranke Staaten, Höfe,

Und Fürſtenſtämme ſich auf Gran und Scrupel
Abwägen, miſchen, und dem ekeln Gaum
Durch honigſüße Zuthat ſchmackhaft machen;
Gäb's für des Willens Sch'affheit und Verhärtung,
Der Leidenſchaften fieberiſche Glut,
Und des Gewiſſens Krämpfe Tränke, Pillen,
Latwerg' und Pulver in der Offizin:
Wie leicht alsdann wär's für den guten Willen,
Zur guten That zu werden, und die Welt,
Die oft mit Müh' ſich auf den Beinen hält,
Mit ſtrotzender Geſundheit zu erfüllen.

Dritte Scene.

Benvolio. Leontie.

Leontio im Vorübergehen.

Der König naht. Mit ſtrotzender Geſundheit,
Wenn ihr uns helft, erfüllt er euch den Beutel.
(Er geht ab und ſchließt wiederum den Haupteingang.)

Vierte Scene.

Benvolio. Basil.

Benvolio vor dem König sich auf ein Knie niederlassend.

Herr —!

Basil.

Stehet auf! Grüßt so mich nicht! Das Unglück
Liegt so gehäuft auf dem gebleichten Scheitel
Des Vaters, daß der Fürst es ungern sieht,
Wenn Ehrfurcht vor dem Tiefgebeugten kniet.
Ihr kennt die Krankheit? —

Benvolio.

Ja. Mit rauhem Namen
Hat sie der Page mir genannt; die Spur
Zu ihrem Quell wird mir der Vater zeigen.

Basil.

Ihr Quell liegt fern, liegt außer der Natur.

Benvolio befremdet.

Wie? — Glaubt Basil, der Weise — darf ich's nennen
Vor ihm, das Wort des Wahns? — an Zauberei?

Basil.

Wer sagt dem Menschen, wo die Gränze sei,
An der Natur und Geisterwelt sich trennen?
Nennt's Zauberei, Beschwörung, Fluch, Verhängniß,
Das Wort gilt gleich. Es gibt im Erdenleben
Furchtbare Augenblicke der Bedrängniß,
Die wunderbar des Menschen Kraft erheben,
Und an sein Wort die Unsichtbaren binden.

Benvolio abgewandt vor sich.

Wie? Ist der König selbst der Kranke?

Basil.

Zeiget
Ein Volk mir, wo, bewahrt durch alte Kunden,
Gefeiert und geheiligt im Gesang,
Der schauerliche Glaube nicht zu finden,
Daß solchen Zauberspruches dunklem Zwang
Der Sterbliche sich nimmer mag entwinden.

Benvolio.

Herr, wenn das Volk zu einem Wahn ſich neiget,
Wird von den Sängern leicht Gewähr erfunden.

Baſil mit forſchendem Blick.

Wie? Ihr verſtellt euch. Dichtung und Geſchichte,
Gericht, Erfahrung, ſind ja Schatten nur
Von Einem Ding bei mannigfachem Lichte.
Wahrheit iſt Einheit. In der Bruſt empfunden,
Nicht (auf die Stirn deutend) hier erkannt wird höhere
Natur.

Benvolio vor ſich.

Seltſamer Irrweg der Vernunft! Doch ziemet
Dem Arzte hier, zu ſchweigen und zu hören.

Baſil.

Ihr ſeid ein Weiſer, ſagt man; war't im Land
Der Pyramiden, hört' ich, und man rühmet,
Ihr machtet dort im Stillen euch bekannt
Mit der Magie geheimnißvollen Lehren.

Benvolio.

Wohl war ich in Egypten, hoher Herr;
Doch keinesweges —

Basil.

Still! Es braucht nicht mehr.
Ich weiß, solch Wissen heischt Verleugnung: wer
Es ausspricht, hat auch seine Kraft zerstöret.
Genug ihr seid der Mann, dem ich vertraue. Höret!
Mathilde von Neapolis gebar
In erster Ehe mir Fernando. Nicht ein Jahr
Nach der Geburt schied sie von meiner Seite.
Ich sah die Tochter meines Lehenmanns,
Blanka Sanperi; meine Brust
Ward einer neuen, heißern Flamme Beute.
Des Reiches Grundgesetz — Ist's euch bewußt?

Benvolio.

Nein, Herr.

Basil.

Gesetz? Es ist ein Kind des Wahns,

Das meines Stammes Heimath hat geboren,
Das kalte Norweg, dessen Volk den Mohren
Sicilien abgewann; so thörig ausgebrütet,
Daß nur die Thorheit sprechen kann: Es hütet
Des Erbrechts Ordnung. „Nie soll der Regent,
„Wenn ihm ein Sohn lebt aus gelöster Ehe,"
So lautet es, „zu neuem Bündniß schreiten,
„Daß nimmerdar um künftig Regiment,
„Wie zwischen Dan und Nor einst, Fehd' entstehe,
„Die zweier Mütter Erstgeborne streiten.
„Geschieht's; so ist das Reich sofort dem Sohn,
„Und fehlt das Alter ihm, die Vormundschaft
„Dem Herzog von Camastro zugehörig." —
Begreift ihr?

Venvolio.

Ja.

Vasil.

Weil dies Gesetz nun thörig,
Wie ihr gesiehst; so — hab' ich's abgeschafft.

Und Blanka theilte mit Basil den Thron.
Aus dieser Eh' entsprang Enrico. Er
War kaum der Brust entwöhnt; so griffen schon
Camastro und sein Anhang zu den Waffen,
Mathildens Sohne Recht zu schaffen,
Als ob ich je es ihm zu rauben dächte.
Die Königin, besorgt, daß nicht das Meer
Uns neue Feinde von Neapel brächte,
Floh Syrakus, mit mir im Zelt zu wohnen.
Mein Lager stand im Thale der Dämonen,
Dem grausen Sitz der unterird'schen Mächte.
In dunkler Nacht — des Aetna dicker Rauch
Verhüllte jeden Stern; der Erde Felsenbauch
Erdröhnte dumpf von donnerndem Getöse,
Und zitterte ob der gewalt'gen Stöße —
In solchem Unheilbrüten der Natur
Ward ich vom Herzog überfallen. Nur
Ein Wunder rettete mich selbst; mein Weib —
Als es begann am Horizont zu tagen —

Oh Tag des Graun's! — ihr Hufzertretner Leib
Ward auf entflohner Roſſe Bahn gefunden.

Benvolio.

Entſetzlich!

Baſil.

Wie? Der Krieg kennt kein Entſetzen.
Auf Lanzen ließ ich in's Gedräng ſie tragen;
Die Zagenden ſahn in der Schönheit Wunden,
Zur Fahne ward des Mantels blut'ger Fetzen,
Und Muthbegeiſtert ſtürzt' ich auf den Feind. —
Die Rach' iſt ſtark: er ward auf's Haupt geſchlagen,
Und dann erſt — dann — ja, (mit halberſtickter Stimme) dann hab' ich geweint.

Benvolio.

So vor dem Menſchen tritt der Held zurück:
Die Tapferkeit gehört dem Augenblick,
Doch Menſch, mein König, iſt man für das Leben.

Baſil.

Meint ihr? Doch auch der Fürſt hat ſeine Rechte.

Camaſtro war gefangen; ich ſein Richter.
Nicht von der Art gemeiner Böſewichter
War er: er nannt' es Pflicht; doch war's die echte?
Sagt ſelbſt, Benvolio, durft' ich ihm vergeben?

Benvolio.

Ich wage nicht, Herr —

Baſil.

Nein, ich durft' es nicht.
War Blanka nicht durch ſeine That zertreten?
Ihr Leichnam nicht vor meinem Angeſicht?
Das Schlachtfeld ward zum Richtplatz!

Benvolio.

Wie? So ſchnell?
Im erſten Zorn?

Baſil.

Ich gab ihm Zeit, zu beten!
Enthauptet, feierlich, ward der Rebell. —

(Benvolio wendet ſich abwärts.)

Ihr ſchweigt? Was denkt ihr? That ich unrecht?

Benvolio.

Herr,

Ihr thatet, fühl' ich, was ihr mußtet.

Basil.

Schwer

Wurd' ihm der Tod: er — hatte Kinder. Er
Bot alles auf, das Heer zu überzeugen,
Daß es ihm Ernst, den irrgegangnen Sinn
Dem heut'gen Spruch des Waffenglücks zu beugen.
Viel Ritter wurden weich; ich nicht! Ich schwor,
Eh' mich zu tödten, als ihn zu verschonen.
Da heischt' er zum Gebet nur Frist. Er warf sich hin,
Streckt' über's Haupt hoch seine Lint' empor,
Und rief das Schicksal auf und die Dämonen.
„Wie er mich richtet," rief er, „richtet ihn!
„Reiht an sein Unrecht alle Folgen, die
„Mein Recht bewähren! Fahl und blutig, wie
„Zur Erd' er schleudert mein gehaßtes Haupt;
„Hoch in der Luft, auf einem Pfahl der Schmach,

„Zeigt ihm ein Haupt einſt, das er liebte! Raubt,
„Wie das Geſetz er durch zwei Weiber brach,
„Raubt ihm durch Ein Weib beider Mütter Söhne,
„Und laßt ſein Grabmahl ohne Kindesthräne!“

Benvolio.

Furchtbarer Fluch, mit der Verzweiflung Wuth
Gewürzt, daß er die Einbildung erhitze!

Baſil.

Den Zorn erhitzt' er mir. Mein Wink befahl. —
Er ſtarb. — War's Einbildung? Ein rother Strahl
Schien, wie ſein Haupt fiel, hoch empor zu ſchießen.
So ſteigt nicht Blut; — die blutigen Gedanken
Des Sterbenden — — Die Erde ſchien zu wanken,
Und pochend unter mir die Hölle mich zu grüßen.

Benvolio.

Nicht weiter, Herr! Der fieberhafte Wahn
Darf nicht den Arzt, der heilen ſoll, ergreifen.
Schon Furcht vor Unheil —

Baſil.

Furcht? Es war gethan,
Und galt den Kampf nun mit den dunklen Mächten.
Nicht wie der Labdakid, noch wie mein Ahn,
Der polniſche Baſil *), wollt' ich ihn fechten.
Sollt' ich gewaltſam in das Schickſal greifen
Der beiden Knaben, und es ſo vielleicht
Zu Blutiaem mit eigner Hand verflechten?
Was ohnedies auch Pflicht mir war, nur das,
Und das allein, beſchloß ich. Bruderhaß
Schien klar in der Beſchwörung angezeigt;
Zur Bruderlieb' erzog ich ſie. Die Wage
Theilt gleicher nicht das Gold, als meine Liebe
Sich zwiſchen beiden Knaben theilte. Selbſt

---

*) Dieſen kennen die Leſerinnen aus Calderons Tragödie, das Leben ein Traum. Der Labdakid iſt König Lajus, der ſeinen Sohn Oedip zu tödten befahl, um einem Götterſpruch' auszuweichen.

Die Ungleichheit der jugendlichen Triebe
Lenkt' ich, vielleicht nur zu geſchickt, zum Zweck.
Fernando, einer milden Neigung Kind,
War mild wie ſie, begehrte nichts mit Eifer,
War froh nur im Beſitz, im Geben ſeelig;
Er war — oh daß ich ſagen muß, er war! —
Ihr nennt den Demant rein, die Quelle klar,
Friedlich den Schwan; ihr rühmt die Kraft des Aar,
Des Leuen Großmuth: jede Tugend findet
Ihr Bild im Reich der irdiſchen Natur.
Hier war die Welt zu arm, um dieſen Werth
Auch nur mit Bild und Gleichniß zu bezahlen.
Auf dieſem Boden war die Bruderliebe
Nicht erſt zu pflanzen, ſie ſchoß auf von ſelbſt,
Wie auf fruchtbarer Au' die Blume. — Anders war's
Mit Blanka's Sohn. Er war gezeugt, empfangen
Von mächt'ger Glut; ein feuriges Verlangen
Sein ganzes Weſen.' An dem Vater nur,
Dem Quell der Gaben, hing ſein Herz. Ein Opfer,

Ein ſchweres, galt es hier; denn die Natur
Zog mich allmächtig zu der Frucht der Liebe.

Benvolio.

Ein Opfer? Wie verſteh' ich euch?

Baſil.

Ich wagte
Ein künſtlich Spiel mit dem Geſchick; verſagte
Mir ſeine Liebe, um ſie liſtig für
Fernando zu gewinnen. Was ſein Auge,
Das flammende, nur anſah mit dem Trieb,
Es zu beſitzen — ihm nicht gab' ich's eigen:
Fernando ward damit beſchenkt. Sobald
Enrico's Unluſt ſich begann zu zeigen,
Verrieth ich jenem heimlich ihren Grund,
Und er, der Selige im Geben, brachte
Unwiderſtehlich es dem Bruder dar.

Benvolio.

Man nennt den Weiſen euch; ihr ſeid's, fürwahr!
So menſchlich weiſe —

Vaſil.

Meinet ihr? Ich fachte
Ein unnatürlich Feuer an: ihr hört,
Daß es das Herz ihm, das Gehirn verzehrt,
Und nennt mich weiſe?

Venvolie.

Der Erfolg, mein König,
Iſt nur der That Gepräge, nicht ihr Werth.
Auch iſt es ſchwer zu glauben, daß die Quelle
Des Uebels hier allein —

Vaſil raſch.

Wie das? Nicht hier?
Was meint ihr? Sprecht.

Venvolio.

Ein offenes Geſchwür
Friſt ſelten unter ſich. Des Geiſtes Licht

Brennt hoch im Haupt'; es reicht der Thränen Welle,
Wenn frei sie abfließt, nicht zu ihm empor.

Basil.

Ihr kanntet nicht das Herz, das er verlor.
Als beide Söhne Waffenfähig waren,
Durchlief das Reich ein heimliches Gerücht,
Fernando sey bedrohet von Gefahren;
Weil ich gemeint, an des Infanten Stelle
Dem afterbürt'gen Sohne der Sanperi
Das Anrecht auf Sicilien zu verleihn.
Das Haus Camastro, das mir ewig grollt,
Ersann's, mein Haus im Innern zu entzweien.
Fernande hört's. Das war, was man gewollt.
Man suchet, Mistraun in sein Herz zu streun,
Und ladet listichen ihn zu stillem Bunde.
Er, daß des Vaters Stirn kein Wölkchen trübe,
Stellt sich geneigt; gibt dem Enrico Kunde
Und tritt mit ihm in den geheimen Kreis.
Die Ritter fahren auf vor Schreck. „Ich weiß."

Nimmt er das Wort, „wozu ihr euch verbündet;
„Und eure Sorge — weil Vaſil ein Greis,
„Und ſchwach das Alter — ſcheint nicht ungegründet.
„Doch friedlich komm' ich, euren Bund zu löſen.
„Schaut in Enrico's Augen! iſt darin
„Ein leiſer Wunſch nach meinem Thron zu leſen?
„Ich find' ihn nicht. Schlief er in ihm — ich bin
„Mathildens Sohn, und ſtolz auf meine Rechte;
„Doch ſo verwerfe mich der Allgerechte,
„Der jetzt durchſchauet meinen tiefſten Sinn!
„So ſtoß' er ſchmachvoll mich zu ſeiner Linken,
„Als ich verletze dieſen heil'gen Eid:
„Stirbt einſt Vaſil — Enrico darf nur winken;
„So legt Fernando ſelbſt, mit eigner Hand,
„Um ſeine Stirn Siciliens Fürſtenband,
„Und kniet zuerſt, als König ihn zu grüßen!“

Benvolio feurig.

Ha! welch ein Menſch! — Laßt eure Thränen fließen
Um ihn, ſie ſind gerecht!

Basil

die Rührung bekämpfend, den Thränenschweren Blick gen Himmel.

Ich bin nicht weit
Vom Wiedersehn. (Nach kurzer Stille.) Habt ihr
es nun begriffen,
Daß er der Mann war, in des Bruders Herzen
So schwärmerische Liebe zu entzünden?
Enrico, außer sich, Ein Feuer, stürzte
In mein Gemach, berichtete die That,
Warf sich, der Sitte quitt, an meinen Hals,
Und rief: „Erst jetzt dank' ich dir für mein Leben!
„Nicht ohne Makel ward es mir gegeben;
„Jetzt bin ich rein, bin eins mit mir, kein Trieb
„Nach Herrschermacht regt sich in meiner Seele;
„Denn ich bin frei, bin König, ich bin mehr:
„Ich herrsch' allmächtig in Fernando's Brust!"
Sehr, da vergoß ich Thränen inniger Lust,
Und die Dämonen wähnt' ich überwunden.

Ben

Benvolio.

Sie ſind es, König; ſolcher Tugend Macht
Iſt ſtärker, als die Hölle.

Baſil.

Ich war glücklich. —
Doch ſcheut' ich noch die Prüfung: Frauenliebe.
Ich zitterte, als auf der Ritterfahrt,
Die beide Brüder nach Italien machten,
In Albalonga ſie verweilten. Viel
Hatt' ich vernommen von Savelli's Tochter,
Die, ob ſie gleich Eleonora hieß,
Seit Jahren jeder Mund Albana nannte,
Als lebt' in ihres Vaters alter Hauptſtadt
Nur dieſe Eine Albaneſerin.

Benvolio.

Mit dieſem Namen hat das eitle Volk,
Das älter iſt, als Rom, des Erdballs Hauptſtadt —
Das ſtolze Volk, zu dem auch ich gehöre,
Sich ſelber nur, der Fürſtin nicht geſchmeichelt.

Ich ſtand ihr nah' einſt, Herr, ich kenne ſie;
Auch ohne Fluch war hier die Furcht gerecht.

Baſil.

Sie war verächtlich; denn Enrico kehrte
Zurück, für des beglückten Bruders Wahl
Selbſt mich zu bitten um den Vaterſegen,
Und Syrakus ſah ſeines Königs Erben
Sich mit der Jungfraun Treflichſter vermählen.
Jetzt zubelt' ich. Des Fluches ſchlimmſter Theil,
Der ſich am tiefſten in mein Herz gedrückt,
Schien unerfüllbar, eines Thoren Rede.
Und dennoch — dennoch —!

Benvelio.

Wie? Wär's möglich? Was geſchah?

Baſil

mit ſichtbar ſteigender Bewegung.

Enrico's rege Kraft begehrte Thaten.
Die Flotte, die des Reiches Schiffarth ſchirmt

Vor ihren ew'gen Feinden, vor den Mohren,
War ſeine erſte Bitte. Konnt' ich weigern?
Der üppige Almanſor, Herr in Tunis,
Hielt Ruh. Enrico, ungeduldig, reißte
Den trägen Häuptling; er erſchien im Meer.
Die Schlacht beginnt. Enrico's tapfrer Arm
Berührt den Lorbeer ſchon — da wendet ſich
Das wandelbare Element, die Luft;
Almanſor ſiegt, der Reſt der Schiffe wird
Zerſtreut, und bei Tomiſo überſchwemmt
Der Mohren Schwarm die unbeſchützten Küſten.
Der Schrecken fliegt nach Syrakus. Ein Haufe
Von Räubern, heißt es, plündere die Dörfer;
Denn unbekannt noch war die Schlacht zur See.
Fernando eilt, an meiner Wachen Spitze,
Ihn zu vertreiben. Ahndung räth mir Vorſicht.
Mit einem ſtärkern Heer folg' ich ihm nach.
Ich ſtoß' auf flücht'ge Reiter ſeiner Schaar:
Er focht — die Uebermacht — ein dumpf Gerücht

Durchlauft mein Heer — geſungen ſoll der Feind
Ein Siegslied haben von erlegtem Wild —
Von Königswild. Die Red' erreicht mein Ohr —
Ich ſtürme vorwärts! Rettung oder Rache! — —
Oh! träger Greis! Zu ſpät! — der feige Mohr
Flieht auf die Flott', und ich — hoch in der Luft —
Auf ſeines Hauptſchiffs Maſtbaum — —

(Er wankt, und ſchlägt beide Hände vor die Augen.)

Benvolio ihn unterſtützend.

Endet nicht!
Der Schmerz, Herr, wird zu eurem Herrn.

Baſil

mit heftiger Kraftanſtrengung.

Der Schmerz?
Ich bin ein Mann; die Bruſt dreifaches Erz
Im Krieg. Weib oder Sohn! Ich weiß zu tragen.
Doch das Entſetzen, das ſich wiederhohlt,
So oft dies Bild vor meine Seele tritt,
Das macht die Knie des greiſen Vaters wanken. —

Sein blutig Haupt, mit Helm und Federzier,
Hoch in der Luft, auf einem Pfahl der Schmach!
Der Leichnam — nah' am Strande, Panzerlos,
Halbnackt, am Blutgetränkten Rocke nur,
Den ihm der Raub zur Decke ließ, erkennbar,
Und rings um mich dämoniſches Gelächter!

Benvolio vor ſich.

Grauvolles Spiel der Aehnlichkeit! der wilde
Gebrauch des Mohren macht dem Leibesauge
Den alten Traum zum weſenhaften Bilde.

Baſil.

Ihr zweifelt noch? Ihr redet von Gebrauche?
Er war ein Königsſohn! Almanſor ſelbſt,
Ob Heide gleich, iſt König; auch die Leichen
Der Könige ſind heilig: nimmermehr,
Wenn nicht die Höll' ihn trieb, hätt' er am Gleichen
Sich ſolchen Frevels unterwunden. — Klar
Iſt Urſach hier und Wirkung. Auszuweichen

Gelang nur halb dem, was ihr Weisheit nennt;
Zu heilen, was im Hirn Enrico's brennt,
Kann eure Kunst nur, die geheime, reichen.

Daß ihr geheim sie üben möget, sind
Die Mittel vorbereitet; wo und wie
Es euch gefällt, könnt ihr den Kranken sehn,
Der lust'ge Pag' ist Meister seines Willens.

(ruft.)

Leonz!

Benvolio vor sich.

Darf ich den Wahn, den tröstenden, zerstören?

Fünfte Scene.

Leontio tritt ein. Basil. Benvolio.

Basil.

Der Arzt Benvolio wohnt im Schloß. Was er
Zertan die heißen wird, ist mein Begehren.

Leontio.

Nun, ſo begehrt drauf los, gelehrte Majeſtät! —
Doch, Herr, ein dringender Begehren ſteht
Vor eurer Pforte.

Baſil.

Wer?

Leontio.

Des Pabſtes Küſter,
Die Angel, um die euer Staat ſich dreht
Wie eine Thür, der Cardinal Miniſter.

Baſil.

Oeffn' ihm.

(Nach dem Eintritt des Cardinals zu Benvolio.)

Beſucht die Fürſtin! Nicht Gefahr
Soll's haben, hoff' ich; dem erlauchten Vater,
Des Unruh' euch geſendet, werdet ihr
Beruhigendes nur zu melden haben.

(Benvolio mit dem Pagen ab.)

Sechste Scene.

Vaſil. Onophrius.

Vaſil.

Was bringt ihr mir zur ungewohnten Stunde?

Onophrius.

Aus Tunis, hoher Herr, geheime Kunde:
Almanſor rüſtet.

Vaſil.

Gilt es gegen mich;
So findet er, ihn zu empfahn, mich fertig.

Onophrius.

Wär's das allein! Bedenklich, widerwärtig,
Bezeigt Don Manuel von Camaſtro ſich.

Vaſil.

Don Manuel? den man aus dem Reich geflüchtet
Als Kind? und der, wie man mich hat berichtet,
An Spaniens Hof als Edelknabe dient?

Onophrius.

Nicht ferner, Herr; er ist zurückgekommen,
Hat, sonder Lehenseid, Besitz genommen,
Und mancher dreisten Rede sich erkühnt.

Basil.

Des Herzogs Haß ist väterliches Erbe,
Und darin, will ich, bleib' er ungestört.

Onophrius.

Es ist Verdacht da, der sich stündlich mehrt,
Daß er geheim für seine Sache werbe.

Basil.

Wie? Welche Sache nennet ihr noch sein?

Onophrius.

Ich? Keine. — Ein Geflecht von trügerischen Schlüssen
Ist keine Sache. Die Baronen wissen
Nur nicht das Recht zu sondern von dem Schein.
Es liegt am Tag, daß, wär er noch am Leben,
Fernando, der hochseelige Infant,

Bei Vaters Leben Herr nicht wär' im Land;
Doch will — und darin liegt der Irrthum eben —
Man will die alte Satzung also drehn,
Daß es den Schein gewinnen könnt', als wäre
Der Satz: „Auf immer quitt der Königsehre,"
Vom Wegfall eines Rückfalls zu verstehn,
Im Todesfall, und solchenfalls —

Basil.

Genug!
Die Fälle, die es setzte, sind gefallen
Mit dem Gesetz, durch königlichen Spruch;
Ihm sich zu fügen, ziemet den Vasallen,
Und spitzig Deuten ist kein schneidend Schwert.

Duephrius.

In keine Wege; doch ich ward belehrt,
Der Herzog sucht' ein Bündniß mit dem Mohren.
Vor einem Monat hat er sich auf's neu
Entfernt, und schier war seine Spur verloren.
Jetzt — daß er selber bey Almansor sey,

Sind dringende Vermuthungen vorhanden.
Dort, fürcht' ich, wird —

Basil.

Sey's! Sey er einverſtanden
Mit Tunis; lebt Enrico nicht? Das Heer
Liebt ihn —

Onophrius.

Vergöttert ihn; doch lang nicht mehr
Hat's ihn geſehn, ſeit ſeiner Krankheit nicht,
Und manche Ritter glauben das Gerücht,
Daß —

Basil.

Welch Gerücht?

Onophrius.

Als ob — was Gott nicht wolle —
Seit jenem Fieber der Verſtand — der volle,
Umfaſſende, durchdringende Verſtand,
Bisweilen in — verwickelte Ideen —

Basil auffahrend.

Wie? Ladet sie zu Hof! Sie mögen sehen,
Wer ungesund im Kopf ist!

Onophrius.

Weit verbannt
Von mir, Herr, ist die Meinung — doch — indessen —
Sie ruht bei'm Volk auf scheinbar wicht'gem Grund.
Laut spricht es: Wär des Prinzen Geist gesund;
Wie käm's, daß er des Reiches Schmach vergessen?

Basil.

Schmach? Wessen Mund wagt dieses Wort?

Onophrius.

Vermessen
Nennt's Volk und Heer. Haupt, Waffen seines Helden
Sind in des Feindes Hand; der Ritter, den
Zuletzt man neben ihm hat fechten sehn,
Dient, wie glaubwürdge Berichte melden,
Als Sclav dem Heiden: Rache heischt das Heer,
Und Don Enrico, meint man, sollte —

Basil.

Wer?

Des Königs ist die Rach' und ihre Zeit.
Das Heer, die Flotte halte sich bereit
Auf meinen Wink. Euch, wie den Ungestümen,
Wird, so mein' ich, ein folgsam Schweigen ziemen.

(Er geht schnell ab.)

Onophrius.

So heftig? Für mein Wachen keinen Dank? —
Bedenklich Zeichen! Sonderlich Verhalten!
Der Hof schier wie ein fest verschloßner Schrank! —
Ob Don Enrico für gesund zu halten,
Ob nicht? das muß wohl endlich sich entfalten;
Sicilien ist, im Haupt, unfehlbar krank.

Zweiter Akt.

Erste Scene.

Saal mit Bildsäulen im antiken Geschmack. **Albana**, einen Brief lesend. **Benvolio.**

Albana.

Besorgt, sagt ihr? Besorgt nur? Hier ist mehr,
Aus diesen Zügen spricht ein quälend Bangen.
Fast reut es mich, daß ich ihn hintergangen;
Doch anders, wußt' ich, sandt' er euch nicht her.
Die Tochter mußte seinen Arzt verlangen,
Sollt' er den Freund entlassen über Meer.

Benvolio.

Der Name, Hoheit, ziemt mir nicht; doch wendet
Er gleich zum rechten Ziele das Geſpräch.
Zu doppeltem Geſchäft bin ich geſendet:
Das Eine fällt bei eurem Anblick weg;
Zum zweiten werd' ich tauglicher und kühner,
Wenn ihr des Hauſes Freund erkennt im Diener.

Albana.

Ein Auftrag, mündlich anvertraut dem Ohr?
Sprecht!

Benvolio.

Als Sicilien euch zur Braut erkor,
Erfüllte meines Fürſten Herz die Freude.
Er ſah ſein einzig Kind im Purpurkleide,
Im Schoos des Glücks, an des Geliebten Hand;
Dies Bild gab Kraft dem Vater, euch zu miſſen.
Es iſt verſchwunden. Was eu'r Herz zerriſſen,
Traf ſchmerzlich auch das ſeinige; doch fand —
Wer tadelt ihn? — er fand in eurem Leiden

Die frohe Hoffnung wieder, aus der Welt
Im Arm der Tochter, ſanft beweint, zu ſcheiden.
Zwölf Monden lang, genährt und ſtets getäuſcht,
Hat ſie dem Greis den Weg zum Grab erhellt,
Und in ſanft bittend Wort ſoll ich es kleiden,
Daß ſie gebieteriſch Erfüllung heiſcht;
Denn ſichtbar naht er ſich der Menſchheit Ziele.

Albana
durch die letzten Worte aus der Zerſtreuung geweckt.

Ihr ſaht ihn ſchon? Sprecht ihn? Ihr ſeht Gefahr

Benvolio befremdet.

Wie, Hoheit? Ob ich ihn —?

Albana betroffen vor ſich.

Ah!

Benvolio bei Seite.

Sonderbar

Albana nach kurzer Stille.

Ein Irrthum, den ich tief als Vorwurf fühle,
Ihr wiederholtet, was ich nur zu oft —
In jedem Brief — geleſen; ich — ich dachte
An den Unglücklichen, der, was mein Vater hofft,
Mit ſoviel Recht hofft, mir unmöglich machte.

Benvolio.

Von Don Enrico ſprecht ihr, hohe Frau?
Er hat in Syrakus euch feſtgehalten?
Auf ihn — bei'm Himmel! — hätt' ich nicht gerathen:
Denn er nicht ſchien in Albalonga mir
Der Mann zu ſeyn, der, ſelbſt mit einer Krone,
Nach Syrakus euch hätte locken können.
Ihr — wenn ich's frei bekennen darf — ihr ſchient
Selbſt das, was ihm gebührte, zu verweigern;
Die Sitte kaum verbarg die Abneigung,
Und euer Vater trug geheime Sorge,
Daß in den friedlichen Pallaſt Baſils,

Den Sitz der seltensten Verwandtenliebe,
Als Brautschatz ihr den Keim des Hasses brächtet.

Albana

mit steigender Bewegung.

Ihn haßt' ich nicht! Der Stolz, die rauhe Sitte,
Die Lust am Kriege, dem verderbenden,
Das wilde Treiben, selbst in Frauenmitte,
Der kalte Witz, womit Empfindungen
Des weicheren Geschlechtes er verhöhnte —
Das war es, was der Neigung mich entwöhnte,
Die ich gefaßt, eh' in Fernando's Brust
Den Himmel ich erkannte, der zur Lust
Der Seeligen das Weib lud, das er liebte.
Die Ladung trog nicht. Eine Wolke nur —
Nur Eine gab's, die meinen Himmel trübte:
Enrico!

Benvolio.

Er? Wodurch?

Albana.

Nennt's Unnatur,
Nennt es Verwirrung des Geſchlechts, der Triebe;
Nennt Unſinn, Wahnwiz es der Frauenliebe —
Es war. Ich kann es mir nicht leugnen.

(Ihn ſcharf in's Auge faſſend.)

Mann! —
Ja, ihr ſeid Mann; ſcheu ſollte ſich vor euch
Der Frauenbruſt geheime Schwachheit bergen.
Doch ſoll ſie nicht! Fremd iſt mir mein Geſchlecht;
Mein Leben war Vermächtniß einer Todten,
Von euch, dem Arzt, mit Mühe mir erhalten:
Ich kannte keine Mutter! Euch, dem Mann,
Ward das Geſchäft vertrauet, den Gebrauch
Des mir geborgnen Erbes mich zu lehren.
Von Jugend auf ſah ich mit euren Augen
Die Welt, den Menſchen, mich. Mein Geiſt ward
Mann:

Ich lernt' erwägen, wählen, mich bezwingen,
Und treu hab' ich geübt die treue Lehre.

Benvolio.

Des Lehrers schönster Lohn.

Albana.

Des Zöglings Quaal,
Des weiblichen; denn Weib blieb sein Gemüth.
Der Geist bezwingt die That, bezwingt das Wort;
Doch welcher Wille tödtet das Gefühl?
Das mächtigste, das riesenhafte Kind
Von Lieb' und Haß, die Eifersucht?

Benvolio.

Versteh' ich
Euch, Hoheit? Eifersucht? Auf Bruderliebe?

Albana.

So ist's, so war es, ja! — Fernando's Seele
War meine Liebe! Ihr Alleinbesitz
War meines Busens glühendes Begehren;
Und um Enrico mußt' ich ihn entbehren.

Benvolio.

Ich ſtaune vor dem trügeriſchen Witz
Der Leidenſchaft im weiblichen Gemüthe.

Albana.

Wenn Feuer auf Fernando's Lippen glühte,
Und durch die Pulſe meiner Adern drang;
Was war es, als ein Taumelſpiel der Sinne?
Der Körperwelt geheimnißvoller Zwang?
Nur mit dem Bruder eint' ihn freie Minne;
Der Menſch, doch nicht der Gott in ihm, war mein,
Und von dem Gott brannt' ich, geliebt zu ſeyn!

Benvolio lächelnd.

Der Gott im Menſchen kann nicht menſchlich lieben,
Nicht Einem Weſen ſich ausſchließlich weihn.

Albana.

Ich hab' euch meine Leidenſchaft beſchrieben,
Recht oder nicht; ſie wurde mir zur Pein:
Tief mußt' ich dem Geliebten ſie verhehlen,
Und haſſen den, der da war, mich zu quälen!

Benvolio.

Schwer ſieht der Menſch im eignen Buſen hell;
Ich fürcht', ihr täuſcht euch, Hoheit, in dem Quell
Der Abneigung —

Albana.

Ich habe ſie empfunden,
Das gnügt — gnügt um ſo mehr, als andre Wunden
Mein Herz zerreißen, und mein eignes Bild
Im Spiegel inn'rer Anſchauung entſtellen.
Des Prinzen Zuſtand, der für Wahnſinn gilt —
Benvolio, eilt, den Zuſtand aufzuhellen,
Der, wie Charybdis ſchaumbedeckte Wellen,
Aus unerforſchtem, finſtern Grunde quillt!
Fernando's Fall? — Hätt' ich ihn überlebt,
Wenn ſolcher Schmerz den Geiſt zerſtören könnte?
Enrico's Schuld? ſo klein! Der Vorwurf gräbt
So tief nicht in der Menſchheit Elemente.
Was alſo ſonſt?

Benvolio.

Vielleicht der Ehrgeiz; er
Verlor die erste Schlacht im offnen Meer,
Verlor durch sie den Bruder —

Albana.

Nein, unmöglich!
Oh, er ist stark, sein Wille riesenhaft;
Zur Rache längst hätt' er sich aufgerafft,
Wär' ihm der Ruhm des Mohren unerträglich.
Und Heldenschaam — die müßte Männer scheuen;
Er meidet Frauen, flieht vor allen mich!

Benvolio.

Euch, sagt ihr? Euch? — Bei Gott, da zeiget sich
Ein Schimmer, der —

(Er bricht ab. Kurze Stille.)

Albana.

Wie wird es mich gereuen,
Daß ich den Fieberkranken selbst gepflegt,
Sein glühend Haupt in meinen Arm gelegt,

Und üppig wild verworr'nen Phantaſieen
Des Weibes leicht verletztes Ohr geliehen.
Sein Leben hieng an einem Haar! Er ließ
Sich niemand nahn, als mich. Halb raſend ſtieß
Er von ſich, was nicht meine Hand ihm reichte.
Sein Aug' erkannte nicht die Pflegerin,
Nur meine Stimme war es, die den Sinn,
Den Todesſtarren, wunderſam erweichte.
Durch mich genaß er, und — — Vermögt ihr
vertreten
Den Undank, der ihn nun entflammt zum Haß?

Benvolio.

Spricht er ihn aus?

Albana.

Ich kann, ſeit er genaß,
Ihm nicht mehr nahn. Er drohet, den zu tödten,
Der meinen Namen nennt vor ſeinem Ohr.

Benvolio raſch.

Er muß euch ſehn!

Albana erſchreckt.

Wie?

Benvolio.

Heut, vor meinen Augen.

Albana.

Zu welchem Zweck?

Benvolio.

Im Sturm des Meeres tauchen
Oft aus dem Grund verſunkne Schätz' empor;
Und klar iſt: wenn der Prinz den Kopf verlor,
So ſank er in dem See des Buſens unter.

Zweite Scene.

Die Vorigen. Eine Dienerin. Gleich darauf Vaſil.

Die Dienerin.

Der König, Hoheit!

Albana.

Jetzt?

Die Dienerin.

Den Augenblick.

Vasil.

Ich bitt', Infantin, ziehet euch zurück!
Enrico weiß des Arztes Ankunft; munter,
Wie ich ihn nie gesehn, macht' ihn die Mähr,
Er hat in Hast sich eben angekleidet,
Und, ungeduldig, folgt er mir hieher,
So sorgsam sonst er diesen Flügel meidet.

Benvolio lebhaft.

Das ist erwünscht! Bleibt, Hoheit!

Albana.

Nimmermehr!

Benvolio dringend.

Erscheint, wenn laut mein Mund Fernando nenne

Albana

nach kurzem Bedenken.

Wenn ihr mich sicher vor Gefahr erkennet,

So nennt ihn, und ich ſchreite durch den Saal;
Denn enden — endlich! — muß des Zweifels Qual!

(Zur Seite ab. Die Dienerin folgt ihr.)

Dritte Scene.

Baſil. Benvolio.

Baſil.

Was ſoll geſchehen?

Benvolio.

Herr, laßt mich gewähren;
Mich dünkt, ich bin dem Quell des Uebels nah'.

Baſil.

Er kommt.

Benvolio.

Laßt uns erſt unbemerkt ihn hören.

(Beide ſtellen ſich in den Hintergrund, ſo daß das hohe Fußgeſtell einer Bildſäule ſie dem Blicke der Eintretenden deckt.)

Vierte Scene.

Die Vorigen. Enrico, mit Spuren der Eil gekleidet, ohne Reyſebedeutung. Leontio.

Enrico

die Wände betrachtend.

's iſt richtig — richtig — richtig! Wir ſind da!
Du Narr! Du haſt mich wieder ſchön belogen.
Ich fühlt' es wohl, mich ſchaukelten die Wogen:
Wir ſind in Albalonga!

Leontio lachend.

Was? Wir wären —?
Das ſind ja die Gemächer, nachgemacht
Den Albaneſiſchen.

Enrico.

Recht! Sie gehören
Dem alten Fürſten. — Gut, Narr! wohlbedacht.
Sein Leibarzt — ſchön! Den brauchen wir zur Nacht.

(Vertraulich.)

Wir wollen es dem alten Fürſten ſagen,

Daß wir ein Kindlein unter'm Herzen tragen,
Und wollen's hier — geliebt' es Gott — gebähren.

Benvolio

der halb vorgetreten, vor ſich.

Ha! Welch ein Blick in ſeine Seele!

Baſil verwundert.

Wie?

Leontio launig.

Gebähren woll't ihr? Nun, ein kluges Kind
Wird's werden, wenn's nach euch geräth.

Enrico.

Wir ſind
Klug, Narr, Gottlob! — Der kluge Leibarzt zieh'
Es groß — groß — groß!

(Mit lüſternem Blick in's Leere.)

Wie ſchön! Wie hochgeſtaltet!
Wie lebenskräftig! — — Wenn ihr Hochzeit haltet —
Hochzeit mit — mit — —

(Er ſteht unbeweglich. Die Miene nimmt den Ausdruck der

Feindseeligkeit an. Bald darauf sichtbares Zucken der Glieder. Beide Hände greifen rasch nach dem Haupt.)

Oh Gott! Die Stirn! Die Stirn!
Die Schläfe bluten! — Oh! Ström' aus, Gehirn!
Schmilz, glühendes Metall im Schädel! Leere
Die Schaale! Mich erdrücket ihre Schwere.

(Er sinkt in einen Sessel und deckt das Gesicht.)

Leontio.

Aha, steht's so?

(Zu Benvolio, der mit dem König sich behutsam genähert, halblaut.)

Herr Arzt, jetzt kommt die Zeit,
Wo ihr ihn sprechen könnt. Sobald er fühlet,
Daß er verrückt ist, wird er auch gescheidt.
Die Tollheit blitzt so lang die Kreuz und Queere,
Bis sich im Kopf das Wetter hat gekühlet.

Benvolio.

Sorgt, daß uns niemand nahe.

(Leontio geht durch den Haupteingang.)

Sprecht ihn an,
Mein König, zeiget, nennt mich ihm, und dann
Laßt, wenn ich wink', allein uns.

Basil.

Wie ihr denket.
Thut ungestört nach stiller Weisheit Plan,
Und löset, was der Dämon hat verschränket.

(Er nähert sich dem Prinzen.)

Enrico! — Sohn!

Enrico

(fährt auf wie aus einem Traum.

Mein Vater!

Basil.

Du begehrtest
Den fremden Arzt zu sehn; erkennst du ihn?

Enrico

sieht ihn mit weit offnen Augen an.

Ja wohl! — ja, ja! — (Frohl.) Benvolio ist's!

Benvolio mit gebognem Knie.

Infant,

Ihr hieltet mich in Albalonga würdig,
Euch oft zu nahn —

Enrico

mit Haß, doch mit scharfem Abbrechen der einzelnen Sätze.

Auch hier, auch hier! — Ihr waret
Der Liebste mir am ganzen Hof. Ihr wußtet
Gedanken mit Gedanken aufzuwägen,
Der Dinge recht Gewicht zu nennen. Ihr
Nennt, wie den Leib, die Seel' auch, die nichts ist,
Als ein Gedank' im Leib. — Ihr sollt Gedanken —
Gedanken, die ich hab', mir durchempfinden —
Nein, nicht doch! umgekehrt: was ich empfinde,
Sollt ihr durchdenken. Ja, ich habe manches
Für euch in mir —

(Mit einem unruhigen und mißtrauischen Blick auf Basil.)

Doch das hat Zeit. — Wie aber —

Wie kommt's, mein Vater, daß der Mann gekommen?
Und eben jetzt? Ich hoffe doch, bei Gott!
Er wurde nicht zu mir — es wär zum Lachen —
Zu mir berufen?

Vasil.

Nein, mein Sohn; du bist
Gesund, Gottlob! (Abgewandt, mit schmerzerstickter Stimme.) Gesund! Oh ew'ge Mächte!

Benvolio.

Seit Monden, Prinz, weiß man in Albalonga,
Daß ihr genesen —

Enrico.

Ja, ein Fieber war's,
Sonst nichts.

Benvolio

fortfahrend, mit scharf beobachtendem Blick.

Doch — wie ihr wißt — ist die Infantin
Nicht wohl.

Enrico erſchüttert.

Wer? — Krank?

Benvolio.

So hieß es; doch ich finde

Zum Glück, der Leibarzt hat vergebich ſich

Nach Syrakus bemüht. Die Kranke wandelt,

Wie ihr, geſunden Schritt's auf dieſem Boden.

Enrico

haſtig hin und her ſchreitend, mit ſichtbarer Anſtrengung ſich zu bezwingen.

So, ſo! — Viel Glück! Ich bin ihr nicht begegnet.

Wir waren niemals zärtliche Verwandte.

(Kurze Stille. Mit ſteigender Wärme.)

Ich lieb' es nicht, dies wandelnde Geſchlecht!

Ein Irrlicht, tritt es in der Männer Bahnen —

Trennt, ſinnverwirrend, was der Geiſt verband —

Und ſie!

(Er bleib't ſtehen, den Blick niederwärts, die Hand

Fauſt geballt, die ganze Geberde Ausdruck des Haſſe

Vasil.

Enrico, du bist ungerecht;
Albana —

Enrico heftig.

Still! — Woran wollt ihr mich mahnen?
Sie hat ihn mir — hat mir sein Herz entwandt! —
Er war mir alles — alles! Oh! mein Frieden
Ist hin! Sie ist sein Weib; wir sind geschieden!
Im Wirbel dreht sie seinen trunknen Sinn —
Mich sieht er nicht mehr — nie! seit Jahren nicht!
Ich bin
Nicht auf der Welt für ihn!

Vasil vor sich.

Unseel'ger Wahn!
Unseligere Wahrheit, wenn er weichet!

Benvolio bei Seite.

Ein Wahn, der seltsam dem der Fürstin gleichet.

Enrico

in ſteigendem Ausdruck des Wahnſinnes.

Fort! Fort! Ich will mich mit Gewalt ihm nahn!
Er muß mir Rede ſtehn! — Ich will ihn zwingen —
Auf Tod und Leben es zum Ausgang bringen! —
Gebt mir mein Schwert! — Gut! — Weg —
weg! weg den Schild!
Der nützt nicht — wollen Haupt und Bruſt nicht
decken;
Das ſind ja juſt an uns die ſchlecht'ſten Flecken,
Die mag er uns verwunden, das — das gilt
Für nichts. — Nun friſch!

(Er wendet ſich, wie zum Abgehen, ſein Blick bleibt an
den Mittelſäulen haften.)

Freut euch, ihr ſchmucken Frauen
Auf dem Balkon! Jetzt einmal ſollt ihr ſchauen,

(Mit beiden geballten Händen gegen die Bruſt ſchlagend.)

Wie Männer kämpfen — raſen! — und — (mit Selbſt-
verhöhnung) um nichts!

Jetzt gilt's! Halbpart des Windes und des Lichts!
Wild blaſet! Sprengt der Hörner ehrnen Bauch! —

(Stutzend, als ob ihn jemand befragte.)

Was? — Ebenbürtig? — Ob wir —? Ha! Der Teufel
Fahr' euch auf's Haupt bei dem geringſten Zweifel!
Gar Brüder ſind wir! Meine Mutter auch
War eine Königin! — Was kann's euch kümmern,
Um wen wir hier die Schädel uns zertrümmern?
Auf! Blank das Schwert! — Wer fällt, der hat gewonnen!

(Er hat das Schwert aus der Scheide geriſſen, und dringt hitzig auf den König ein.)

Baſil zurückweichend.

Enrico!

Benvolio.

Prinz!

Leontio

der schon eintrat, als Enrico laut wurde, unterläuft seinen aufgehobenen Arm, und wendet ihm rasch und geschickt das Schwert aus der Faust.

Plagt euch der Satanas?

Enrico

scheint nicht gefühlt zu haben, was mit ihm vorgieng; er starrt befremdet die leere Hand des ausgestreckten Armes an; scheint dann dem Schwert, als ob es ihm aus der Faust entflohen wäre, nachzufolgen, und bleibt besinnungslos an der nächsten Bildsäule zur Rechten stehen, indem er erst ihren Fuß mit beiden Händen anfaßt, und dann die Stirn an den kalten Marmor lehnt.

Leontio zum König.

Verzeihet, Majestät! 's war unbesonnen,
Daß in der Eil ich ihm ein Schwert gab, das
Sich ausziehn läßt.

Basil.

Den Leib nicht hat's berührt;

Doch ſchneidend durch das Herz iſt es gegangen,
Und Todesfroſt durchſchauert meine Glieder.

Benvolio.

Entzieht der Qual euch, Herr.

Baſil.

Der Hölle Bauch gebiert,
Vom Fluch geſchwängert, ewig neu die Schlangen,
Die Haupt und Bruſt des Raſenden umfangen;
Zerreißet ſie, und gebt den Sohn mir wieder!

(Er geht ab.)

Benvolio

zu dem Pagen, der mittlerweile dem Prinzen die Scheide aus dem Wehrgehänge genommen, ohne daß dieſer es zu bemerken geſchienen.

Folgt ihm.

Leontio.

Ihr wollt allein mit ihm —?

Benvolio.

Ich wage

Nichts mit dem Unbewaffneten.

(Enrico geht ab.)

Fünfte Scene.

Benvolio. Enrico. Später Albana.

Benvolio.

Infant! —

Ihr träumtet ſchwer.

Enrico

mit der Hand über die Stirn ſtreichend.

Nicht wahr? Ich träumte nur.

Traum! Traum! Das iſt's ja, was ich immer ſage;

Der Narr nur denkt, ich ſei — mit ihm verwandt.

Es iſt ein ſeltſam Ding um die Natur,

Um meine nemlich. Viele Menſchen ſchlafen;

Ich ſchlafe niemals. Doch ich träume viel —

Was eine Wohlthat iſt', ein Ruh'n im Hafen,
Ein Wogentanz, ein freundlich Waffenſpiel
Der Kräfte, die im Leben feindlich ringen,
Und — (Seufzend.) ſich zerſtören, eh' ſie ſich bezwingen.
Ein einzig Ding macht in dem Spiel mir Noth.
Ihr kennet meinen Bruder! Nicht?

Benvolio mit ernſtem Nachdruck.

Infant,
Seltſam ſprecht ihr vom Traum im Traum. Ge-
kannt
Hab' ich Mathildens Sohn; doch er iſt todt.

Enrico
ſchnell, mit halber Stimme und mit einer abwehrenden Bewegung der Hand.

Ich weiß, ich weiß! Er fiel am Meeresſtrand —
Im Schlachtgewühl. — — (Lebhafter.) Das iſt vorbei!
Er lebt —
Lebt, ſag' ich, ob man neun Mal ihn begräbt!
Er kann nicht ſterben — kann nicht! denn ſein Leben

Iſt mein — ich hab's gekauft! Mein eigen Seyn,
Mich ſelbſt hab' ich als Preis dafür gegeben,
Und feſt verſchloſſen hab' ich's, wie im Schrein
Ein Kleinod man verſchließt, in meinem Weſen.

(Geheimnißvoll.)

So auch verwahret er den Preis, und doch
Weiß er es nicht — vermag's nicht einzulöſen.

Benvolio ihn ſcharf beobachtend.

Hoheit, ein Reſt von Fieber blieb euch noch,
Und — ſeltſam wär' es, wenn ich mich betröge —
Ich glaube, das iſt Fehler eurer Pflege.

Enrico ſieht ihn groß an.

Wie? — (Abgewandt.) Nein!

Benvolio.

Doch, doch! Mich dunkt, die Pflegerin
Hat euch zu früh aus ihrer Huth entlaſſen.

Enrico heftig.

Nein! Sie iſt ſchuld, daß ich geneſen bin,
Und dafür muß — will ich ſie tödtlich haſſen.

Benvolio.

Dem iſt nicht alſo, Hoheit; das iſt Traum,
Theil eines Traumes, der zuſammenhänget.
Der Undank hat in eurer Bruſt nicht Raum,
Nur vom entzweiten Trieb' iſt ſie bedränget.

Enrico höhniſch.

Saht ihr hinein, Herr Ueberklug?

Benvolio ſehr ernſt.

Vielleicht.

Es iſt ein Fenſter drin.

Enrico.

In meiner Bruſt? —

(Bei Seite.) O Thor voll Weisheit!

Benvolio.

Hoheit, unbewußt
Hat mir das Fenſter euer Narr gezeigt.
Er ſprach, es ſey, als ob ſelbſt Wahn eu'r Leiden
Nicht anders mildern könnt', als durch die Liſt,

Die Liebe, die des Leidens Urſach iſt,
In die Geſtalt des Haſſes zu verkleiden.

Enrico tod fragend.

Was? Liebe? — Poſſen! — Meine ganze Plage
Iſt, daß ich mich bisweilen — manche Tage —
Wie doppelt ſeh' und höre, doppelt fühle.

Benvolio.

Erdichteter Phantaſie unſäte Spiele!
Den Willen, der den Urſprung nimmt im Haupt,
Verhöhnet der verſchloſſnen Bruſt Begehren,
Und ein getheiltes Selbſtbewußtſeyn glaubt,
Zwei müſſ' es geben, den ſie angehören.

Enrico.

Ich ſagt euch ja, daß es mich zwei Mal gibt:
Fernande und Enrico — Ein's in mir!
Nur — ſeht ihr? — das iſt übel — iſt betrübt,
Daß ich der Wille bin, er die Begier;
Und daß er lieben muß, wie ich nicht mag,

Und daß ich fühl': er liebt, und auch: ich haſſe,

(Beide Hände krampfhaft greifend auf der Bruſt.)

Und daß ich beides hier zuſammenfaſſe.

Benvolio bei Seite.

Jetzt iſt es Zeit. — Prinz, was Enrico ſprach —
Hört zu, ob ich es wohl verſtand: Fernando
Liebt die Infantin —

Enrico.

Recht! Ich haſſe ſie.

Benvolio.

Ihr, Don Enrico, ja; allein Fernando,
Der Ein's mit ihm — Fernando — ihr verſteht?
Kann ſie nicht haſſen; denn — ſie glüht für ihn.

(Albana tritt ein, ohne von dem Prinzen bemerkt zu werden.)

Enrico mit ſteigender Erbitterung.

Für ihn? Ihr lügt! Ihr ſchmeichleriſches Auge
Lügt Liebe, das — das iſt's, was mich empört.
Sie liebt ihn? Ha! Es koſtet mich ein Leben,

Daß sie sein Weib ward, und — an meiner Stirn —
An meiner — faßt ihr das? lag ihre Wange;
Mich — mich umfieng ihr Arm; den fieberkranken,
Verstörten Sinn beredete ihr Blick,
Ihr Mund, ihr Athem, ihrer Stimme Laut,
Die Zärtlichkeit, die Huld des ganzen Wesens,
Ich sey, ich selbst, Fernando, ihr Gemahl —
Ich — ich sey er, den sie betrog, wie mich!

Benvolio.

Das war nicht recht; doch irrte sie wohl selbst:
Denn da in euch Fernando's Leben wohnt,
Ein's mit euch ist, untrennbar —

Enrico.

Nein, nein, nein!
Eben als wir zwei noch waren, er und ich —
Ihr wißt darum, ihr wohntet in dem Haus,
Wo es geschah, ihr müßt's gesehen haben —

(Er hält inne und scheint ganz seinen Erinnerungen hin gegeben.)

Benvolio.

Was, Hoheit?

Enrico.

Was? — Wie ſie mich angeblickt!
Wie, wenn ich ſie an meine Bruſt gedrückt
Im Wirbelreihn, wenn Herz an Herz geſchlagen,
Sie Liebe — Liebe — Liebe war! für mich,
Enrico, Liebe war! Und wie ſie ſich,
Bald drauf, ſo kalt, ſo feindlich ſtreng betragen;
Den Andern nur geſehn, nur ihn gehört,
Mit ihrem Aug' an ſeinem Mund gehangen,
Mit ihrem Geiſt den ſeinigen gefangen,
Und, wie die Sonne zwingend zu ſich kehrt
Das Antlitz ihrer Blume, ſeinen Sinn
Gebunden und entzündet zum Verlangen.
Oh, ſie iſt falſch! Des Ufers wankend Rohr
Iſt neben ihr ein feſtgeſtähltes Schwert,
Ein treues Roß die Well', auf faulem Moor

Steht euer Haus, gabt ihr dem Weib euch hin!
Oh Schlange! gleißend — giftig! Buhlerin!

Albana ihrer nicht mehr mächtig.

Das iſt zuviel! — Enrico!

Enrico heftig erſchüttert.

Ha!

(Er ſieht wie verſteinert, das Auge ſtarr auf ſie gerichtet.

Albana.

Enrico! — —
Leih' meinen Worten deiner Donner Kraft,
Du Feuerſchwangrer Himmel! Laß mit Strahlen,
Wie ſie im Schoos der Wolken ſich entzünden,
Mich ſeine Wahngelähmten Nerven rühren,
Und nur für jetzt — für Augenblicke nur,
Die Taubheit ſeines innern Ohres heilen!

(Weich.)

Enrico! Mich, Unſeel'ger, klagt ihr an?
Mich nennt ihr falſch? Mich wankelmüthig? —
Ihr ſeid's geweſen. Euer Auge log,

Als es der Jungfrau, die noch frey sich fühlte,
Den Widerschein verborgner Flammen zeigte.
Eh' sich Fernando meinem Herzen nahte,
Und zur Bewund'rung es, zur Liebe zwang;
Eh' ich geahnt, daß unsrer Seelen Drang,
Sich in einander wechselnd zu ergießen,
Noch eines innigern Vereins begehrte;
Besinnet euch! eh' dies geschehen, kehrte
Sich euer Sinn kalt, feindlich gegen mich.
So klar, so schneidend scharf ist der Beweis,
Daß er den Wahnsinn selbst muß überführen:
Ihr warbt, Enrico, ihr, um meine Liebe —
Für euren Bruder!

Enrico.

Ja, ja, ja! Ich that's!
Ich — rasend! damals rasend — that's! Es steiget
Wie Nebel vor mir auf, gestaltet sich,
Und zeigt mir mich — mich, wie ich bin gewesen.

Albana.

Unglücklicher, du bist's nicht mehr! Sey groß,
Sey Götterstark; sey damals klein gewesen,
Und wandelbar, wie Wolken in der Luft:
Es ist vorbei! Du bist dem Tadel, bist
Dem Haß, der Lieb' entrückt; und dennoch schmer
Mich selbst der Abscheu deiner blinden Triebe. —
Vernimm, was du zu fassen nicht verma
Die Wittwe, die so bitter du verklagst —
Enrico! du warst ihre erste Liebe.

(Sie wendet sich zum Abgang.)

Enrico

der bisher zitternd zugehört, ergreift heftig ihre Hand.

Albana! (Sie reißt sich los und eilt nach dem Hauptein
Er folgt ihr mit den Augen.)

Oh, Albana! — — (Im höchsten Schmerz.)

Oh! Fernan

(Er sinkt ohnmächtig nieder, das Gesicht gegen den T
die Stirn auf dem untergelegten Arm.)

Benvolio nach kurzer Stille.

Jetzt rette dich, du kräftige Natur!
Die Crisis ist entscheidend. Nie hienieden
Kehrt Licht zurück in deines Hauptes Nacht;
Hat dieser Wetterstrahl es nicht entzündet.

(Indem er sich zu ihm niederläßt, um ihn aufzurichten, fällt der Vorhang.)

Dritter Akt.

Erste Scene.

Saal des vorigen Akts. Albana tritt in heftiger Bewegu
durch einen Seiteneingang auf. Benvolio folgt ihr

Albana.

Unmöglich! Laßt mich! Dieses Hauses Boden
Glüht unter meinen Füßen; Syrakus
Schlägt flammend über meinem Haupt zusammen

Benvolio.

Der König, Hoheit, wird nicht willigen,
Euch so von seinem Hofe zu entlassen.

Albana.

Bin ich nicht frei? Rieft ihr nicht selber mich
In meines Vaters Arm zurück? Das Schiff,
Das euch gebracht, wird mich von dannen führen.

Benvolio.

Es wär in See schon, Fürstin, wenn der Wind
Ihm günstig wär zu solcher Fahrt.

Albana.

So mögen
Gedungne Sclaven es mit Ruderschlägen
Vom Ufer peitschen — weit! in's wüste Meer!
Nur weg von hier! Vom Grabe meines Glückes
Hinweg, ob es zum eignen Grabe wär'!
Ich will's! Ich muß!

Benvolio.

Hör' ich Eleonoren?
Führt sie das Steuer ihres Schiffs nicht mehr,
Um Fahrt zu halten, wo es Strömung gibt,
Und Ebb' und Flut, und Drang des Augenblickes?

Albana.

Oh, daß ihr's faßtet, was ich hier verloren!
Daß ihr empfändet, wie ich ward geliebt!
Fernando! Mein Fernando! — Oh, es trennet
Ein Schwert den Busen, wenn die Lipp' ihn nennet!
Kein irdisch Wesen kennt ihr, das ihm glich.
So klar sein Geist, so lindlich sein Gemüth,
So rein, so fest sein Wille; sein Empfinden
So stark und zart! Wie Saitenklang und Lied,
Vereinten sich in ihm, durchdrangen sich
Hoheit und Anmuth; inniger verbinden
Sich Geist und Sinn, Natur und Himmel, nicht
In einem Gott, wie ihn der Meisel bildet,
Wie ihn die Phantasie des Dichters malet,
Und durch das Zaubersiegel der Vollendung
In eurer Phantasie unsterblich macht.
Des Wahnsinn's Glaube, daß der Todte lebt,
Ist wahr: er lebt, ein Götterbild, in mir.
Erblinden laßt mein Auge, sich verschließen

Mein Ohr dem Schalle, das Gefühl der Nerven
Erſterben für das Bad der Frühlingslüfte;
Zum Marmorbild laßt mich erſtarren, bannt
In eine dieſer Säulen meine Seele,
Daß von der lebenswarmen Außenwelt
Der unerregbar kalte Leib ſie trenne:
Nur laßt ihr die lebendige Erinn'rung,
Und ſie wird reich ſich ohne Sinne fühlen!
Ich ſah' ihn, hört' ihn, ſeines Athems Wehn
Hat meine Wang' umſpielt, an ſeiner Bruſt
Hab' ich geruht — Oh, für die Ewigkeit
Iſt Stoff in mir, und Gegenſtand und Bild,
Zu lieben, zu bewundern, anzubeten!
Das will ich retten, darum muß ich fort,
Und der iſt Feind mir, der es wagt zu hindern.

Benvolio.

Ich hör' ergreifender Begeiſtrung Wort,
Und mag ſo edle, reine Glut nicht mindern;
Doch ſeh' ich die Gefahr nicht, wenn ihr bliebet.

Albana.

Wie? Nicht? — Ihr wart zugegen, ihr vernahmt,
Was ich, gedrängt, bestürmt vom Ungestüm
Des Augenblicks gestand, ihm — mir gestand —
Erst jetzt mir selbst gestand; denn früher nicht,
Als in dem eignen, niegedachten Worte,
Trat unverhüllt mein Herz vor meinen Geist;
Und einer Schuld, die nicht mehr abzubüßen,
Sah plötzlich, wie ein Wolkenschleier reißt,
Wenn senkrecht auf ihn Phöbos Strahlen schießen,
Sich die Vernunft vom Irrwahn überwiesen.
Falsch nannt' er mich? Ich war's, war's unbewußt.
Der erste Funk', in jungfräuliche Brust
Von Leichtsinn oder Uebermuth geworfen,
Hat in Fernande's Gattin fortgeglüht.
Betrogne Leidenschaft hat mit der Larve
Des Hasses ihr unwürdig Angesicht
Betrügerisch mir selbst und ihm verborgen;

Ihm, der mein Herz zu schwesterlicher Neigung
Für seinen Freund so sanft zu leiten suchte.
Das Mitleid selbst, das ich dem Kranken
weihte,
Von Leid und Lust ein wunderbar Gemisch —
War's jene Neigung nicht, in neuer Hülle,
Von seines Geistes Falle nur erdrückt?
War es Verrath nicht an dem heil'gen Schmerz
Um jenen Todten? — Oh, der Schrecken füllt —
Der Schrecken vor mir selber meine Seele!
Die Niedrigste der Frauen Hindostans
Stürzt in die Flammen zu des Gatten Leiche;
Und ich? — — Den Ort, wo ich umgeben bin
Von Zeugen meiner Schmach — ich muß ihn fliehn,
Den Wahnsinn fliehen, dem ich selber gleiche! —
Das Nöthigste sandt' ich zum Strande nieder,
Ich seh' ihn nie, die Sonne hier nicht wieder.

Benvolio verstellt.

So bald schon? — Ihr seid die Gebieterin;

Wollt ihr durchaus, so muß der Diener eilen,
Auch sich zur Reise' —

Albana.

Nein! Ihr bleibt. Sucht ihn zu heilen
Es ist eur Amt; ich hab' euch nicht vonnöthen.

Benvolio tritt.

Ich spare meiner Kunst gern das Erröthen
Vor der Natur. Er ist verloren.

Albana.

Wie?
Ihr sprachet von Hoffnung doch —?

Benvolio.

Von Hoffnung, ja
Doch meine Hoffnung heilt die Krankheit nicht.
Der Arzt, wenn es am Mittel ihm gebricht,
Ist überlei.

Albana.

Am Mittel? Wie?

Benvolio.

Der Brand
Des menſchlichen Gemüthes, die Verzweiflung,
Zerſtöret unaufhaltſam, Glied vor Glied,
Den innern Menſchen, Gottes ſterblich Bild,
Und mit dem Kern der Frucht verdorrt die Schaale.
Ein einz'ger Trank nur heilet dieſen Brand. —

Albana zerſtreut.

Trank? Welcher?

Benvolio.

Ihr habt eben ihn genannt.

Albana ahnend.

Benvolio!

Benvolio.

Hoffnung nur kann den Verlauf
Der Krankheit wenden, die Verzweiflung heißt;
Wie Nahrung nur dem Hungertod entreißt.
Mithin geb' ich, als Arzt, den Kranken auf,
Wenn ihr nicht bleibt, ihm dieſen Trank zu reichen.

Albana.

Wer? Ich?

Benvolio.

Er liebt euch, Fürstin, euch: die Miene
Der Blick, der Ton, der Schrei, womit er sank —
Nie, seit der Schlangentränkerin *) ich diene,
Erkannt' ich Krankheit an so sichern Zeichen. —
Doch wie? — Ihr zittert? Ihr seid selber krank?

Albana.

Benvelio! Mensch! Wohin wollt ihr mich drängen?
Mit einem Bund, von dem die Kirche, wie
Des Volkes Meinung sich mit Ungunst wendet,
Soll ich dem Wahnwitz schmeicheln? Ich, Albana,
Von euch erzogen, der Vernunft zu dienen,
Die aller Tugend Mutter ist auf Erden,
Soll einem Mann, der kaum noch Mensch zu nennen,

---

*) Daß so die Göttin der Gesundheit abgebildet wurde, ist ja wohl den Leserinnen bekannt.

Der Gottes Siegel von der Stirn verlor,
Zu lieben ſcheinen?

Benvolio.

Würd' ich das von euch
Nur ſcheinen wollen zu erflehn? Der Prinz
Iſt zwar gefährlich krank noch; doch er iſt
Nicht Thor mehr.

Albana.

Wie?

Benvolio.

Sein Irrſinn iſt geheilt.

Albana.

Prahlt eure Kunſt? Geheilt? In wenig Stunden?
Undenkbar!

Benvolio.

Einzig iſt der Fall. Der König
Glaubt Zaubermacht durch Zauber überwunden;
Er irrt nur halb: Ein Zauber traf ihn. Wie
Den Himmel ihr beſchwort, ſo iſt's geſchehen.

Den Nebel, der um seine Seele lag,
Hat eurer Augen Feuerstrahl getheilt.
„Ich sehe mich — mich, wie ich bin gewesen!“
Dies Wort, das er vor euren Ohren sprach,
Erklärt euch kürzer, als die Kunst vermag,
Des Selbstbewußtseyns plötzliches Genesen.
Wie er gewesen — klar nicht spricht er's aus;
Doch ahnd' ich — (Er hält inne.)

Albana.

Was?

Benvolio.

Die wunderbarsten Werke
Der sittlichen Natur erschafft das Herz
Im heißen Kampf der Schwachheit mit der Stärke.
Dem Feuer gleicht der Trieb, der Will' ist Erz;
Fest eingeschlossen beide feindlich ringen:
Das Feuer wird des Erzes Mark durchdringen,
Wird es zerschmelzen, und der glüh'nde Fluß
Wird zischend in das Feuer strömen; doch

Nicht löschen wird er's, nur die Glut vermehren,
Und dieser Zwist von Feuer und Metall
Wird das Gefäß, in dem er glüht, zerstören.
Das, irr' ich nicht, ist Don Enrico's Fall,
Das die Gefahr, in der sein Leben schwebt.
Es ist vom Wahn zu tiefrer Qual nur frei;
Bald muß sie enden, oder es erhebt —
Ein Rückfall pflegt das Uebel stets zu mehren —
Ihr scheußlich Haupt in ihm die Raserei.

Albana.

Entsetzlich!

Benvolio.

Wollt ihr jetzt euch von ihm kehren?
Um einen Todten tödten den, der lebt? —
Wie tief eu'r Herz vor der Minute bebt,
Und ob ihr Leben oder Tod ihm gebt;
Infantin, es ist Pflicht, ihr müßt ihn hören.

(Er geht schnell ab.)

Zweite Scene.

Albana.

Ihn hören? Ihn? Mit mildem Aug' ihn sehn?
Mit schonend sanftem Worte zu ihm reden?
Zu ihm, der mich —
Im Wahnwitz sprach er's aus,
Daß er der Jungfrau Neigung hat verstanden;
Und — er hat sie verschmäht! Verschmäht! und doch
Lebt Mitleid noch in mir?
Oh, Glut der Schaam,
Verzehre meine Wangen! Frauenstolz,
Mit flammendem Geschoß bewaffne dich,
Und tödt' in mir, was dich verwundet! Schatten
Fernando's, steige zürnend vor mir auf,
Und wirf das Eis der menschlichen Empfindung,
Den starren, kalten Schreck in meine Brust,
Daß in der Asche selbst der frühern Flamme,
Die schaamroth vor dem reinern Licht erlosch,
Er die verrätherische Wärme tilge!

Ich ihn geliebt? Den überraſchten Sinn
Bethörte ſeiner Jugend reges Leben,
Des Blickes Feuer, und die Kraft der Sehnen,
Das wilde Roß zu bänd'gen und den Speer
Im Kampfſpiel auf des Gegners Bruſt zu brechen.
Welch anderes Verdienſt hat er bewährt?
Was hat er Liebenswürdiges entfaltet?
In welcher Eigenſchaft, in welcher Tugend
Des Geiſtes und Gemüthes durft' er ſich
Mit dem Geliebten meiner Seele meſſen?

Und ſeine Liebe! — Liebe? Darf ſich ſo
Der Schwindel Traumberauſchter Phantaſie,
Die Wuth der niedrigen Begierde nennen,
Die Neid auf fremdes Sinnenglück entflammte?
Wahnſinn und Liebe? Das iſt Unſinn! Nimmer
Kann ſich Uraniens göttliche Geſtalt
Im Spiegel einer unbefleckten Seele
Verwandeln in der Furie ſcheußlich Bild.

Nur vor dem Thier in uns entflieht der Gott;
Nur Sinnentrieb kann den Verſtand zerrütten.

Weg Schwachheit! die ſich letzet an der Schmach,
Begehrt zu werden von der Raſerei.
Weg Mitleid! dem die Würde ſchier erlag.
Ich bin entſchloſſen! was die Folge ſei;
Zu Niedrigem nicht ſteigt Albana nieder,
Das Herz, das er verwarf, verwirft ihn wieder!

Dritte Scene.

Albana. Eine Dienerin.

Die Dienerin.

Der König naht ſich durch den Säulengang.
Des Prinzen Hoheit iſt an ſeiner Seite.

Albana.

Wie? Mit dem Vater?

Die Dienerin.

Don Enrico mit
Des Königs Majeſtät.

Albana.

Geh! — Was ſoll das?
Was kann er ſagen, was kann ich erwiedern?
Das vor die Ohren dieſes Zeugen taugte?

Vierte Scene.

Albana. Baſil. Enrico, der ihm langſam folgt, und Anfangs von den Sprechenden entfernt bleibt.

Baſil.

Infantin, iſt es wirklich ſo? Ihr wollt
Schnell, wie im Zorne, Syrakus verlaſſen?

Albana.

Der Wille meines Vaters, Herr.

Basil.

Ein Vater

Hat so untheilbar heil'ge Rechte, daß
Ihm Kind wird, was dem Kind sich liebend einte;
Und Schnur und Eidam, Sohn und Tochter, sind
Verschiedne Namen nur für gleiche Pflichten.
So seid ihr Tochter auch Basils geworden,
Eurico's Schwester! Kindlich theilet ihr
Des Vaters Schmerz um den begrabnen Sohn,
Und um den kranken, den lebendigtodten,
Der feindlich doch, die um ihn weinte, mied.
Ein Wunder heilt ihn; alles läßt mich glauben,
Daß es durch euch der Fremde hat vollbracht:
Und kaum ist es geschehn, so wollt ihr fliehn?
Eurice hört es, schweigt, kämpft mit dem Schmerz,
Bricht aus in Thränen! und doch kann ihn kaum
Mein ernstlicher Befehl bewegen, mir
Zu euch, um deren Flucht er weint, zu folgen.
Was ist geschehn?

Albana ohne aufzublicken.

Des Prinzen Weigerung
Erkennet, was ihn ſchmerzet, für gerecht.

Baſil.

Gerecht nicht, menſchlich nicht iſt der Entſchluß.
Der Arzt, der in die Zukunft weiß zu blicken,
Sprach räthſelhaft, vor wenig Augenblicken:
„Nur wenn ſie heimiſch bleibt in Syrakus,
Leiſt' ich Gewähr für den Beſtand der Kur.
Nur Leonoren beugt ſich die Natur,
Wenn ſie die Pflicht übt, der Natur zu weichen.“
Wie deutet ihr —

Albana.

Oh, dringet nicht in mich!
Enrico iſt geneſen, kennet ſich —
Natur und Pflicht ſind hier nicht auszugleichen.

Enrico vortretend.

So iſt's, mein Vater. Laßt die Fürſtin ziehn!
Die Pflicht hat die Natur zum Tod verletzt.

Es gibt für mich kein Künftig mehr, kein Jetzt;
Vergangnes nur, in dem ich muß verglühn. —
Lenore! —

(Albana wendet sich ab, und entfernt sich von ihm. Er wirft sich an Basils Brust.)

Vater! (aekämpft.) Fort aus ihrer Nähe,
Daß ich nicht höre, was das Hirn verrückt!
Daß ich die tödtliche Gestalt nicht sehe,
Die meinen Geist in ihrem Arm erdrückt!

Albana.

Unsinniger!

Basil.

Enrico! Sohn! Erwachet
Des Irrsinns blinder Haß in dir?

Enrico.

Der Haß?
In mir? — Wenn Feuer Frost gebiert, das Eis
In Flammen lodert, wenn die Elemente,
Die feindlichen, Natur und Namen tauschen;

Wenn ihren Ort der Menſchheit Pole wechſeln,
Und ſich mit ſeinem Gegenſtand der Abſcheu
In des Beſitzes Wonnetraum verſöhnt:
Dann nennet Haß, was meine Bruſt verzehrt,
Was ich empfinde, ſeit ich ſie geſehen.

Baſil.

Ha! Was iſt das?

Albana.

Was ich verachte, Herr!
Was mich erröthen macht vor ihm und mir,
Und der Natur vergänglichen Geſchenken.

Baſil.

Wie? Liebe? Liebe! Damals ſchon! Die Braut
Des Bruders, Menſch! und Liebe?

Albana.

Wagt er ſelbſt.
Des Sinnes unſtät Fieber ſo zu nennen?

Vaſil

tief erſchüttert, vor ſich.

„Raubt ihm durch Ein Weib beider Mütter Söhne.“

Ha! fürchterlicher Vater, wie ſo nah
War meinem Haupte deines Fluches Schwert!
Wie nahe noch! wie hing vielleicht der Tod
Des Einen ſchon an unkennbarer Kette
Von Grund und Folge mit dem Fluch zuſammen!

Curico.

Des Bruders Braut! — Weib! Wittwe! — Oh, ihr raubt,
Furchtbare Namen, einem Königsſohn
Des Menſchen Heiligſtes, des Herzens Ehre!
Verachten muß ſie mich; thu ich's nicht ſelbſt?
Mich haſſen muß ſie; haß' ich ſelbſt mich nicht?
Sie muß mich fliehn, verſtoßen; ich verrieth
Der Jungfrau Herz, gab Hohn für Huld — Sie muß!
Ich fühl' es, weiß es, ſeh' es ſonnenklar;
Und dennoch liegt das meinige gefeſſelt! —

Oh Schwachheit! Laster! Scheußlicher, als alle!
Quell aller Laster! Fall der Engel! Fluch
Der Menschheit! sei verflucht in allen Keimen!
Verflucht das Ohr, das Auge, das Gefühl!
Verflucht der Nerven unsichtbare Röhren,
Durch die zum Geist das Gift der Sinne fließt!
Verflucht des Gift's Behälter, das Gedächtniß,
Und Phantasie, die es zu Farben mischt,
Den Reiz der Welt dem Traume vorzuspiegeln!
Verflucht der Pulsschlag, der die Adern wärmt!
Des Busens Höhle, wo der rohe Trieb
Die Waffen schmiedet, die Vernunft zu stürzen —
Verflucht selbst die Vernunft, die widerstrebend
Die Wuth nur der gereizten Feinde mehrt!

Albana bewegt.

Enrico, faßt euch! Ihr seid außer euch.

Enrico.

Ha, daß ich's wär! nicht in mir — mir entronnen.
Mein eigner Orkus nicht für Tantalus

Und Siſiphus ſinnreich vereinte Strafen:
Nicht, was ich will, noch was ich ſoll, zu können,
Weil ich einſt mehr gewollt hab', als ich konnte!

Albana abgewandt.

Ha! Meine Ahndung!

Baſil.

Laß mich alles wiſſen!
Gib Sinn den Worten, dem Vergangnen Licht!
Warſt du nicht von Fernando's Glück der Bote?
Der feurige Lobredner ſeiner Wahl?
Der dringende Beſtürmer meines Willens?
Nicht, wie Fernando dankbar rühmte, ſelbſt
Bei der Geliebten ſeines Buſens Stimme?

Albana.

Er war es, Herr.

Baſil.

Ha, Menſch! wenn ich dich faſſe!

(Zu Albana gewandt.)

Das Wort „Verachtung“ faſſe, das ihr ſpracht! —

(Mit ſtrengem Blick auf Enrico, nach kurzer Stille.)

Fluch über dich und mich! Enrico! Fluch
Der Glut, die dich gezeugt, die dich empfangen!
Wenn jenes Trachten nach Beſitz, wenn jene
Wildflammende Begier, am Knaben —
Am Kind ſchon mir verhaßt, im Jüngling
Zu laſterhaftem, Liſtbewehrten Willen
Empor geſchoſſen — wenn ein ſchlauverſteckter,
Blutſchänderiſcher Plan —

Albana.

Herr, haltet ein
Es iſt nicht! iſt unmöglich!

Enrico

kaum der Stimme mächtig.

Worte! Worte!
Gib Worte mir, gepeinigt Selbſtgefühl!
Herab, Fernando! Leih vom Ewigen
Die Herzdurchdringende Allwiſſenheit,

Und zeug' für mich, den du geliebt haſt! — Vater!
Oh, ihr entreißt dem Schwimmenden im Schiffbruch
Den ſchwachen Balken, der ſein Daſein trägt!
Nichts iſt auf Erden mein mehr, nichts
Iſt übrig vom Bewußtſeyn meiner Würde,
Nichts von der Tugend Kraft iſt mir geblieben,
Als das Geheimniß, daß ſie da geweſen.
Im Kampf, es zu bewahren, fiel mein Geiſt;
Ihr ſeid grauſamer, als der Wahnwitz, ihr
Preßt mir es ab! Die Leiche meiner Stärke
Entblößet ihr dem Auge meiner Schaam!
Das letzte, ärmliche Verdienſt, zu ſchweigen,
Muß untergehn, indem ich damit prahle.

Albana.

Enrico! Was —

Baſil.

Was kargſt du? Rede! Rede!

Enrico gegen Baſil gewandt.

Ich liebt' Albana, eh' ich ahnden konnte,

Was in Fernando's Buſen für ſie glomm.
Sie — ob die Lippe ſchwieg — ihr Auge glänzte,
Der Hoffnung Stern, an meinem Firmament.
Doch nicht zu ihren Füßen durft' ich ſinken,
Bevor Fernando, meine früh're Liebe,
Vorhin der einz'ge, allgewalt'g. Trieb
Der Seele, die er tauſchend ſich erworben,
In meines Lebens Theilung eingewilligt.
Ich will mich ihm entdecken; ich beginne
Der Jungfrau Lob — da bricht er feurig aus,
Und mein Geſtändniß tönt von ſeinen Lippen.

Baſil.

Gott!

Enrico.

Furchtbar war der Augenblick: es galt
Den Sieg, wo keine Zeit war für den Kampf.
Doch er ſtand vor mir; ſie war fern dem Auge:
Er hatt' als Kind, als Knab', als Jüngling mir
Der Opfer tauſende gebracht — das höchſte Gut,

Nach dem die Freiheit trachten kann auf Erden,
Der Krone Glanz, das Recht der Majeſtät,
Ihm von dem Vorrang der Geburt beſchieden,
In feierlichem Schwure mir geboten!
Vergilt! rief's in mir. Ich entſagte.

Baſil.

Wie?
Er hätte das gefordert? angenommen?

Enrico.

Oh, nimmer — nimmer hätt' er! Hab't ihr ihn
So ſchlecht gekannt? Nur ahnden hätt' er dürfen,
Was ich ihm gab; ſo war er ſchon beraubt —
Beraubt durch mich, der Minne Seeligkeit,
Durch mich verbannt aus meines Freundes Leben.

Baſil.

Du ſchwiegſt, Enrico? ſchwiegſt!

Enrico.

War dies Geſchenk
Des Dankes werth noch, wenn es Dank begehrte?

Was war die Jungfrau mir, da er ſie liebte?
Was ihm, ſobald er meine Sehnſucht kannte?
Was unſrer Seelen heilige Vermählung,
Wenn Einer glücklich konnte ſeyn, und wiſſen,
Was ihn entzückte, ſei des Andern Qual?
Er hätte ſich, das war gewiß, verleugnet,
Wenn ich zuerſt ſprach: durft' ich kleiner ſeyn?
Durch ſein Vertraun war ich verdammt zum Schweigen;
Schnell, wie das Auge fühlt des Blitzes Strahl,
Empfand ich das, empfand die Kraft in mir,
Ihm treu zu ſeyn, und treu blieb mir die Kraft,
So lang er mein war: er iſt unbekannt
Mit dem Geheimniß aus der Welt geſchieden.

Albana.

Enrico! iſt es möglich?

Enrico.

Mehr noch — mehr,
Als möglich war, geſchah — mehr als der Tugend,
Wenn das Vergehn nicht Hülfe leiſtet, möglich.

Basil.

Vergehn? An wem? Wie, wann, von wem begangen?

Enrico.

Vom Selbſtbetrug, der Lüge, der Verſtellung,
Von ungeheuren Stolz, zu übertreffen,
Was er, an meinem Platz gedacht, vermöchte.
Elender Uebermuth der Schwachheit! Der
Betrunkenheit belachenswerthe Stärke!
Er hätt' entſagt, und ſtill ſich überwunden;
Ich mußte wild die Leidenſchaft betäuben
Mit Leidenſchaft, und daß die Liebe ſchwiege,
Die Eigenliebe bis zum Wahnſinn reitzen.
Hätt' ich im Augenblick, wo ich beſchloß,
Ihr zu entſagen, mich geliebt gewähnt;
Unmöglich wär mir der Entſchluß geweſen.
Nun ſtand er da. Worauf hatt' ich verzichtet,
Wenn ſie für ihn ſchon, nicht für mich empfand?
So leg — daß mir mein Opfer größer ſchiene —
Die Einbildung mir vor, ſie liebe mich,

Und dieſe Lieb' im Keime zu erſticken,
Daß frei ihr Herz ſich zu Fernando wende,
Nahm ich den Schein von allem, was ſie haßte.
Um ihre Feindſchaft buhlte meine Liebe,
Daß Haß ihr Bild aus meinem Buſen triebe.

Albana.

Das war es? Das! — Enrico! — Sprecht ihr wahr?

Enrico in ihrem Anblick verloren.

Nein — nein! Ich lüge! Ich verleumde mich!
So einzig nicht war's Eitelkeit, ſo ganz
Betrug nicht war, womit ich vor mir prahlte!
Ich liebt' euch **mehr**, als mich, euch beide.
Der weiße Diamant, in dem der Strahl
Des Aethers nicht zur ird'ſchen Farbe wird,
Der rein das Licht des Himmels wiederſpiegelt,
War **würdiger**, an eurer Bruſt zu leuchten,
Als ich, der dunkelflammende Rubin,
Der jenem weicht an Dauer wie an Klarheit.

Er war mein Freund! Die Wonn', ihn zu beglücken,
Der Wärme gleich, die still im Schoos der Erde
Gemeinen Stoff zum Edelsteine läutert,
Verklärte den Rubin zum Diamanten.
Nicht heuchlerisch war meiner Rede Feuer,
Als ich für ihn um eure Liebe warb;
Und anverwandt der Gottheit fühlt' ich mich,
Als mich eu'r schaamerröthend Ja entzückte,
Und nun mein Kuß auf seine Lipp' es drückte.
In der Sekunde war ich eurer werth,
Da hatt' er nichts mehr, nichts, mich zu beschämen,
Und wie er damals — damals mir gehört;
So sonnt' ihn selbst Albana mir nicht nehmen.

Albana.

Oh, haltet ein! Die Schaam vernichtet mich.

Basil.

Sohn! Meiner Blanka Sohn! An meine Brust!
Laß mich den Schlag des großen Herzens fühlen,

Mich das gelungne Werk der Vatersorge
Stolz in die Arme schließen! — Oh! daß ich,
Um zu erfahren, welch' ein Sohn mir blieb,
Verlieren mußte, den ich nie verkannte!

Enrico.

Ihr irrt — irrt doppelt, dreifach! Bin ich denn
Noch, der ich war? Mit ihm verlort ihr mich,
Wie ihn, und schlimmer, müßt ihr mich verlieren.

Basil ihn fester an sich drückend.

Nein! Nein! — (Bittend.) Eleonore!

(Nachdem er sie einige Secunden lang beobachtet, leiser zu Enrico.)

Fasse Muth,
Muth! Dauern wird das Wunder der Genesung.

Enrico.

Genesung? Oh, so fürchterlich verwirren
Sind meines Lebens Fäden, daß Gesundheit
Zur Krankheit wird, und daß die Heilung tödtet.
Als ich, um ihn, sie von mir stieß auf ewig,

Da ward mein innres Leben Eins mit ihm;
Ohn' ihn nicht kann's bestehen. Saht ihr nicht,
Wie die Natur, damit der Leib nur lebe,
Den Geist verwirren mußte, mit dem Traum,
Er lebe noch, mitleidig mich zu täuschen?
Oh! dieser Traum! — Noch — jetzt noch regt
er die
Gelähmten Fittige, die mich umwehten;
Noch dünkt es mich, er müsse leben, weil
Ich noch den Tod in meiner Brust nicht fühle.
Was diesen Nebel niederschlug, heut, hier —
Ich weiß es nicht. Lebhafter war, als je,
Der Traum von ihm: ich sah' ihn, hört' ihn, bald
Focht ich mit ihm, bald schien mir's wieder, ich
Wär er, und hätte mit mir selbst gestritten.
Da stand Albana vor mir — auch ein Traum,
Des Fiebers glühenden Phantasieen ähnlich;
Die Einbildung, sie habe mich geliebt,
Ward wach, ward Leben, lieh' ihr Worte! wie

In Wolkenſchichten Blitze zucken, ſpielte
Licht mit der Nacht; des Buſens Wechſelregung
Trat vor die Augen: wogende Bewegung,
Wie See im Sturm! Ich hielt's nicht aus, die Sehnen
Entſtrickten ſich — ich muß gefallen ſeyn,
Ohnmächtig weggetragen; denn ich fand
Mich auf dem Lager, von dem Arzt bewacht,
Und wach in mir, wach der Erinn'rung Qualen.
Oh, Vater! ruft Benvolio! Laßt ihm zahlen,
Was euer Schatz vermag! Er gebe Nacht —
Er gebe mir das Licht des Wahnſinns wieder!

(Er verbirgt das Geſicht an Baſils Bruſt.)

Baſil Mitleid flehend.

Eleonore!

Albana überwältigt, außer Faſſung.

Oh! was mahnſt du, Greis?
Sieh ſelbſt — ſieh, was ich nicht zu ſagen weiß!
Vor dir — vor ihm — wirft mein Gefühl mich nieder.

Enrico bestürzt zurücktretend.

Albana!

Vasil will sie aufheben.

Fürstin!

Albana.

Lasset mich! Ich muß!
Sich beugen, wie die Seele, muß der Leib.
Auf meinen Nacken stellt er seinen Fuß!
Das eitle, stolze, ungerechte Weib,
Das, eh' er bat, sich schwur, ihn zu verschmähen,
Muß, vor ihm kniend, seine Gunst erflehen.

Enrico bei an sich.

Lenore! Gott! was ist mit mir? Ich bin —
Bin wirklich wieder — träume, wie vorhin?

Vasil leiser, indem er sie aufrichtet.

Steht auf, ich bitt' euch! Schonend führet ihn,
Den Schwachen, von Verzweiflung zum Entzücken.

Albana mühsam gefaßt.

Ihr träumtet nicht, Enrico; wachet jetzt: ihr seht

Der Jungfrau Liebe, die ihr groß verſchmäht,
Erwacht, geſteigert, in der Wittwe Blicken.
Sie darf euch lieben, ihr ſeid tugendhaft.
Prüft euer Herz, ergründet ſeine Kraft,
Sich rein zu der, die euch verkannt, zu wenden!
Mein Schickſal liegt in eures Vaters Händen.

Fünfte Scene.

Enrico. Vaſil. Später Leontio.

Enrico will der Abgehenden folgen.

Eleonore!

(Indem er den Arm um eine der vorderſten Bildſäulen ſchlingt.)

Haltet — haltet, Nerven!
Sei Stütze mir, Empfindungsloſer Stein!
Laß den, der männlich trug die Laſt der Pein,
Nicht von der Qual der Luſt zu Boden werfen!

Basil vor sich.

Ja, die Gefahr erklärt mein inn'res Grauen.
Sohn! Sammle deine Sinnen.

Enrico.

Sohn? Von wem?
Von euch, Ihr seid ein König zwar, doch nur
Ein irdischer; wir sind nicht Eines Stammes.
Sie liebt mich — sie! Sie hat gekniet vor mir!
Fallt nieder, Thürme! Brechet eure Stämme,
Ihr stolzen Cedern! Eure Häupter neiget,
Ihr Waldgekrönten Berge! Wolken, schmieget
Euch huldigend zu meinen Füßen! Mir
Gehörst du, widerspenstige Natur,
Trag meines Willens Farb', ich bin dein Herr,
Ich bin unsterblich, ewig — bin ein Gott!
Wie sonst vermöcht' ich: sie und mein! zu denken?

Basil halblaut vor sich.

Er raset.

Enrico.

Muß ich nicht? Muß nicht das Herz,
Seit Jahren nur den Schmerz gewohnt zu bergen,
Der Wonne sich entladen in die Luft?
Nicht, unbekümmert um der Worte Sinn,
Den Einen — Einen seeligen Gedanken
Ausströmen in das weite Reich des Schalles,
Und ein ihn wieder saugen durch das Ohr,
Der Lunge gleich, die mit dem Odem spielt,
Weil sie ihn nicht kann fassen und nicht missen?

Nehmt mir die Sprache jetzt, so springt die Brust;
Macht taub mich für mein eigen Wort, so tödtet
Der Zweifel mich, ob's Wahrheit ist, ob Traum,
Was ich gehört, gesehn — was ich empfinde,
Und außer mir nur an dem flammenden
Gewand der eignen Rede wieder kenne.

Fernando — ist es, Vater? ist es wirklich?
Er lebt nicht mehr? bedarf zur Seeligkeit

Nicht meiner Qual mehr? Was ich ihm gegeben,
Iſt wieder mein? mein — mein!

Baſil.

Es iſt, Enrico!
Des Vaters Thrän' um ihn iſt Bürgin für
Des Vaters Freud' an deinem Glücke. Dein —
Du darfſt es hoffen von der Kirche Gunſt,
Und von Savelli's Liebe für die Tochter —
Dein wird ſie ſeyn, die er, dein Freund, gleich würdig
Befeſſen hat. Doch iſt es ſchicklich, daß
Du deine Hoffnung niemand noch vertraueſt.

Enrico.

Wie? Niemand? Sprecht ihr irr'? Das Wohlgefühl
Sucht ſich Gefährten für des Tanzes Wirbel;
Die Freude ſingt, und weckt des Echo's Stimme;
Gemeine Luſt ſelbſt an der Traube Blut
Läßt an einander die Pokale klingen:
Soll, was mir naht, nicht mein Entzücken theilen?
Gebt Flügel mir, in ungeſehner Höh'

Mich fröhlich mit dem Adler auszutummeln;
Gebt mir den Ton der Nachtigallenliebe,
Die ſich nur ſingt, nicht die Geliebte nennt;
Gebt meinem Rauſch die Sterne zu Gefährten,
Die Licht im ew'gen Born des Lichtes ſchöpfen,
Und einer von des andern Strahlen trinken,
Wie Freunde, die gefüllte Becher wechſeln:
Dann will ich ſtumm ſeyn — ſtumm vor Menſchen, niemand
Soll ahnden, daß ich Herr der Welt geworden,
Und daß ich in der Bruſt den Himmel trage!

Leontio tritt ein, zu Baſil.

Die Eminenz, Herr, ſucht —

Enrico raſch auf ihn zu.

Leonz! Ah recht!
Du biſt mein Mann! Der luſt'ge Philoſoph,
Der bunte Page, bunt in Farb' und Rede —
Das ſagt mir zu! Baſil iſt Greis, er hat

Nur nüchterne Vernunft für meine Wonne;
Doch du biſt jung, du liebſt — nicht wahr, du liebſt?

Leontio.

Ich, Hoheit, Lieben? Ich lieb' euch vor allen;
Doch ihr meint Frauen?

Enrico.

Eine — Eine nur!
Das nur heißt Liebe, Narr, die Eine liebt —
Es giebt nur Einen Gott und Eine Liebe.

Leontio.

So lieb' ich nicht, Prinz, was die Frau'n betrift.
Mit Eines Tages Zehrung eingeſchifft,
Sieht ſchlechte Fahrt; ich halt' auf Verrath; übe
Mich in der Wahl gern unter den Gerichten,
Und mag für gut auf beſſer nicht verzichten.

Enrico lachend.

Ha, das iſt luſtig! Das beſchreibe mir —
Lebendig, feurig, lächerlich!

Leontio.

Nach Kräften;

Doch ich vergeſſe — laſſet mich erſt hier —

(Zu Baſil gewendet.)

Die Eminenz, Herr, ſucht, mit Staatsgeſchäften

Auf dem Geſicht, die Majeſtät.

Baſil, der in ſich verſunken ſtand.

Er komme!

Gleich! Hieher!

(Leontio geht an die Hauptthür und giebt einen Wink nach außen.)

Enrico.

Fort dann, fort! Der fromme,

Bedächt'ge Mann iſt mein Gericht nicht. Führe

Die wildeſten Araber aus dem Stall,

Für mich und dich! Ihr ſtolzer Hufſchlag lehre

Die Stein' in Syrakus mit mir empfinden,

Und Feuer meinem Blick zur Antwort geben!

Wie ſie ihn ſah bey Albalonga's Feſten,

Herr ſeines Roſſes, Meiſter ſeiner Glieder,
So ſeh' Albana ihren Jüngling wieder!
Und wenn dem Ohr die Luſt ſich bergen muß;
So mache ſie die Blick' in Syrakus
Zu ihres Mahles mitentzückten Gäſten!

(Er ſa hebt den Pagen in die Arme, und zieht ihn, raſch abgehend, mit ſich fort.)

Sechste Scene.

Baſil. Onophrius durch den Haupteingang.

Onophrius.

Ich bringe, Herr, euch ſeltſam dunkle Mähr:
So eben —

Baſil unterbrechend.

Führt ſie euch gelegen her,
Vom König eine klare zu empfangen.
Nach Rom berichtet eures Herrn Verlangen,

Daß die Infantin von Sicilien ſich
Zum zweiten Mal mit ſeinem Stamm vermähle.

Onophrius erſtaunt.

Mit Don Enrico, Herr? — Wie ſonderlich!
Wie unverhofft — bedenklich ſchier!

Baſil.

Ich zähle
Auf euch bei'm röm'ſchen Stuhle, Kardinal.

Onophrius.

Die Kirch' iſt ſtreng — ſehr ſtreng bei ſolcher Wahl.
Vom göttlichen Verbote zu entbinden,
Erlaubt ſie dann ſich nur, wenn ausgemacht,
Daß nicht vielleicht — der Neigung ſtille Sünden
Das früh're Band entweiht.

Baſil.

Oh, ew'ge Macht,
Lehr' Ehrfurcht hier die Kirche vor der Tugend!
Wohl liebt' er früher als Fernando ſie,
Mehr liebt' er ihn! Die erſte Glut der Jugend

Hat er ihm ſchweigend aufgeopfert; nie
Verrieth ein Laut, was ich ihm ſelbſt ſo eben,
Um ſeinen Kopf in Sorg' und um ſein Leben,
Vom Herzen riß.

Onophrius mit Innigkeit.

Schön! edel! groß, fürwahr!
Von Königswert verbürgt, iſt ſonnenklar,
Daß ſolch Verdienſt der heil'ge Stuhl muß lohnen.

Baſil.

Setzt es in's Licht.

Onophrius.

Das werd' ich, Majeſtät.
Was in Geſchäften pflegt mir beizuwohnen,
Gemeſſenheit und Kält' in Red' und Schrift,
Von jungen Leuten Steifheit oft geſchmäht,
Weicht, wenn mein Herz auf Seelengröße trift;
Da, Herr, da wird Onophrius beredt.

Baſil.

Ich kenn' euch.

Onophrius.

Dennoch — könnt' ich euch verſchonen
Mit der Erinn'rung! — bleibt ein Hinderniß,
Ein wichtiges, im Weg noch.

Baſil.

Welches? — Sprecht!

Onophrius.

Der Tod Fernando's iſt nicht nach dem Recht
Erweislich, nicht canonice gewiß.

Baſil.

Wie? — — Welcher Zweifel! Seine Leiche liegt,
Erkannt von allen, unter dieſem Boden.

Onophrius.

Wohl, wohl! Doch leider fehlt dem ſieben Todten
Der Selbſtheit ſichrer Stempel, das Geſicht.

Baſil.

Ha, ſah der Vater — ſah Sicilien nicht
Hoch auf dem Pfahl —

Onophrius.

Entsetzliches Ereigniß!

Doch das Entsetzen ist kein gültig Zeugniß.
Am Helm nur ward das Haupt erkannt, so fern
Malt sich ein Antlitz nicht im Augenstern;
Hier braucht es Zeugen. Den Tunesern glaubt,
Hätt' einer auch erkannt des Prinzen Haupt,
Die Kirche nicht; sie sind nicht Christen. Fallen,
So viel man weiß, sah keiner ihn von allen,
Die mit ihm waren im Gefecht. — Und doch!
Vielleicht der Ritter!

Basil.

Welcher?

Onophrius.

Den gefangen
Almanser wegeführt; durch ihn wär noch
Genügliche Gewißheit zu erlangen.

Basil.

Zuwider ist mir jeder Anstand.

Onophrius.

Nah',
Vielleicht! iſt dieſer Zeuge, Herr.

Baſil.

Wie das?

Onophrius.

Ah, ich vergeſſe, daß ihr noch nicht hörtet,
Was ich, eintretend, euch verkünden wollte.
Mein Glaube, daß Don Manuel von Camaſtro
In Tunis war, iſt durch ihn ſelbſt beſtätigt.
Sicilliens Wimpel auf tuneſiſcher
Galiote, lief er in den Hafen ein,
Er iſt in Syrakus.

Baſil.

Camaſtro?

Onophrius.

Er
Begehrt Vergunſt, vor euch das Knie zu beugen.

Und des verewigten Infanten Waffen
Zu Füßen euch zu legen.

Basil.

Er? Wie kam
An ihn des Mohren Beute.

Quophrius.

Das ist dunkel;
Doch daß es wirklich diese Waffen sind,
Ist sonder Zweifel: denn vor seiner Botschaft
Trug das Gerücht mir schon die Kunde zu.
Mit Rittern, die geschloßnen Helms ihm folgen
Zieht in die Stadt er ein. Das Volk erkennt
Fernando's Schild und Speer, die Einer trägt;
Es glaubt, des Todten Geist zu sehn. Die Furcht
Ergreift die Flucht; die Neugier strömt herbei,
Ganz Syrakus ist plötzlich in Bewegung;
Die Straße sperrt sich vor dem Hause, das
Ihn eingenommen; vom Altan herab
Erklärt dem Volk er seiner Ankunft Zweck,

Und brauſend, wie der Aufruhr, trägt es mir
Den Boten zu, den er an mich geſendet.

Baſil.

Seltſam, bei Gott! Er, meines Hauſes Feind,
Bringt mir, was ich nicht ohne Leid vermißte!

Onophrius.

Bringt euch vielleicht den Zeugen, den ihr braucht.
Der Calabreſ' Orlando, wie ihr wißt,
Ward auf dem Platz des Kampfes nicht gefunden.
Man glaubt' ihn unter denen, deren Leichen
Die Räuber, um bequemer ſie zu plündern,
Bei eurer Ankunft in ein Boot, und dann
Im Angeſicht des Heers in See geworfen.
Es ſcheinet nicht; er wohl war der Gefangne,
Der Sclav, von dem man ſprach. Man will erkannt
An Helm und Schild ihn haben im Gefolge
Des Herzogs. — Dieſer Ritter hat vielleicht
Den Prinzen fallen ſehn, vielleicht das Haupt
Erkannt im Schiffe.

Vaſil.

Wie dem ſei; ich will
Den Herzog ſehn! Auf Ehrenvolle Weiſe
Werd' er geladen an den Hof. Ich bin
Ihm einen Vater ſchuldig — nehm er denn
Statt dieſer untilgbaren Schuld vorlieb
Mit einem gnäd'gen König.

(Onophrius verbeugt ſich und geht ab. Vaſil ſteht einig
Sekunden in Erinnerungen verſunken, dann m
dem Ausdrucke des Schmerzes und der Reue.)

Oh Camaſtro!

Vierter Akt.

Erſte Scene.

Großer Saal. Benvolio tritt zur Seite auf, und kommt langſam, im Nachdenken verloren, in den Vorgrund.

Seltſam, bei Gott! Sehr ſeltſam! Dies Erſcheinen
Des Herzogs, heut — jetzt eben —! Was er bringt,
Taugt eben jetzt nicht ſonderlich hieher.
Und wie er's bringt! Iſt's Spiel des Ungefähr,
Daß heut ſo laut des Todten Nam' erklingt?
Heut eben, wo die Herzen ſich vereinen,
Die er im Leben unbewußt getrennt!

Das Feuer zwar, das ausgebrochen brennt,
Läßt minder, als verſchloßne Glut, beſorgen;
Doch hätt' ich gern es vor dem Sturm geborgen,
Den die Erinn'rung ihm erregen muß.

(Er wird den Eintretenden gewahr.)

Zweite Scene.

Venvolio. Leontio durch den Haupteingang.

Venvolio.

Sieh da, Leonz! Habt ihr bereits gehört —?

Leontio.

Gehört, geſehn! Die Welt iſt umgekehrt.
Ihr ſeid ein Arzt! Das muß der Feind euch laſſen.
Ihr habt's kurirt, das kranke Syrakus;
Es fühlt ſich wohl vom Wirbel bis zum Fuß,
Sein Blut, das Volk, ſtreut froh durch alle Gaſſen,
Die, ſo zu ſagen, ſeine Adern ſind.

Benvolio.

Wie? Weiß das Volk ſchon, was am Hof geſchehen?

Leontio lachend.

Ihr mögt mir viel von Poeſie verſtehen!
Weiß denn das Blut, warum, wenn's luſtig rinnt?
Sie haben ihren Herrn vergnügt geſehen,
Und Geld gehagelt hat's aus ſeiner Hand;
Das iſt Warum's genug für Volksverſtand.
Zum Ueberfluß ſind Don Fernando's Waffen
Aus Tunis wieder da; wir brauchen nicht
Krieg mit dem ſchwarzen Beelzebubsgeſicht
Zu führen, um das Zeug zurück zu ſchaffen.
Die Ehre, die unpäßlich war, genas
Von ſelbſt, Sicilien ſpart den Aderlaß,
Und all ſein Blut hat Urſach ſich zu freuen.

Benvolio.

Vernahmt ihr das unſinnige Gerücht —?

Leontio.

„Fernando lebe!“ hörten wir ſie ſchreien,

Die Narrenkehlen: denn, todt oder nicht,
Sie wiſſen, ſind ſie guter Dinge, doch
Nichts Klüg'res, als ihr altes Lebehoch.
Curico ſtutzt, wir reiten in's Getümmel,
Er fragt, vernimmt, kehrt das Geſicht gen Himmel,
Küßt mit: „Er leb'!“ und in den feuchten Blicken —
Ja, wenn's nur Worte gäb, das auszudrücken,
Wenn ſich's nur mit den Ohren ließ verſtehn!
Ein froher Schmerz, ein weinendes Entzücken —
Er war in dieſem Augenblick ſo ſchön,
So himmliſch ſchön! Wenn ich ein Maler wäre;
Der Fürſtin malt' ich ihn mit dieſer Zähre,
Mehr ihrer werth hat ſie ihn nie geſehn.

Benvolie.

Er iſt es, ja! Habt Dank für den Bericht.
Rasch war ich im Beruf der Kunſt, ich ſetzte
Ihr Heil an ſeine Heilung, dachte nicht,
Wie leicht ich hier die ältre Pflicht verletzte.
Doch fühlt er ſo, dann bin ich ruhig: rein

Iſt ſeine Lieb', und ſie wird glücklich ſeyn,
An der mein Herz mit Vaterliebe hanget.

Leontio.

Er kommt.

Dritte Scene.

Benvolio. Leontio. Enrico durch den Haupteingang.

Enrico.

Benvolio! Mann von Gott geſandt!
In meinen Arm! — Nach dir hat mich verlanget.
Des Dankes Laſt hat meinen Schritt beflügelt,
Von ihr zu dir! Die Herrliche geſtand,
Daß du es warſt, der ihr das Herz entſiegelt.
Wie lohn' ich dich?

(Er zieht einen Ring vom Finger.)

Nimm! Trag' an deiner Hand
Den Edelſtein zu dieſes Tags Gedenken.

Benvolio.

Zu kostbar für den schlichten Bürger, Herr,
Ist solch ein Ring.

Curico.

Wenn er es neunfach wär;
Ich wüßte nichts dir schicklicher zu schenken.
Tod ist der Feind, den du bekämpfest: sieh,
Der große Stein hier deckt des Todes Grab,
In dieser Höhle liegt dein Feind gefangen.
Doch machst du aus der engen Haft ihn frei;
So wird er zu der köstlichsten Arznei,
Wodurch selbst die Unheilbarkeit genesen.

Benvolio.

Wie meint ihr, Hoheit —?

Curico.

Gift verschließt der Ring,
Schnell tödtendes, wie es Siciliens Fürsten
Zu führen pflegen in den Mohrenkriegen,
Wo Schmach der Sclaverei zu fürchten ist;

Und — wie es gern der Wille nahe hat,
Der, ungewiß, wie weit die Kraft wird reichen,
Den ſchweren Kampf muß mit dem Elend kämpfen.
Nimm hin den Feind, den du bezwungen! Trage
Am Finger ſeinen diamantnen Sarg;
Nicht beſſer weiß ich meinen Arzt zu ehren,
Und nichts iſt jetzt mir leichter zu entbehren.

Benvolio.

Infant, ihr ſeid ein großer Menſch! Dies Gift,
Weil ſolcher Qual ihr es verſagtet, macht
Des Geiſtes Fall zum Siege der Vernunft,
Den Wahnwitz zu der Tugend Rieſenwerke.
Ihr habt, im innern Kampf, den Tod geſchlagen,
Er ſich voll Schaam, verſchmäht von eurer Stärke;
Zu eurem Ruhm will ich dies Kleinod tragen.

Leontio

vom Haupteingange zurückkommend.

Hört ihr den Lärm? Das toſt, wie ein Orkan!
Der Herzog Manuel und die Ritter nah'n,

Und hinterdrein ein Schwanz von Neubegierde.
Soll ich dem Herrn —?

Enrico.

Sag' ihm, ich sei gegangen —
Weil er befahl, daß ihm begegnet würde,
Als ob sein Stamm sich nie am Thron vergangen —
Den Kommenden am Eingang zu empfangen.

(Er geht durch die Hauptpforte. Leontio zur Seite ab.
Benvolio steht einen Augenblick nachdenkend, dann wendet er sich entschlossen zum Abgang auf der andern Seite.)

Vierte Scene.

Benvolio. Basil mit Leontio eintretend.

Basil.

Wohin, Benvolio?

Benvolio.

Mich entfernen, Herr,
Wo meine Gegenwart nicht ziemlich wär.

Vaſil.

Nicht alſo! Ihr ſeid ein willkommner Zeuge.
Ihr wißt, wie ſtreng ich war. Ihr habt es nicht
Gebilliget. Was euer Mund verſchwieg —
Ich hab' es klar auf eurer Stirn geleſen,
Und wem ich Uebles von mir ſelbſt erzählt,
Wer dem gern mag ich Beſſeres vollbringen.

Volksſtimmen außerhalb.

Enrico Heil! — Es lebe der Infant!

Fünfte Scene.

Vaſil. Venvelio. Leontio. Enrico. Don Manuel in vollem Waffenſchmuck, mit offnem Helm. Ihm folgt eine Schaar von Rittern mit geſchloſſenem Viſier, unter ihnen, einer der letzten, der Sicilianer.

Vaſil

geht dem Herzog, welchen Enrico einführt, einige Schritte entgegen, tritt aber, ſo wie er ihn in's Auge faßt, bestürzt zurück.

Ha! Was iſt das?

(Don Manuel neigt ſich ohne Niederbeugung vor dem König. Enrico tritt düſter und zerſtreut in den Vorgrund.)

Seid ihr der Herzog?

Manuel.

Nein;

Ich denk' es erſt zu werden durch das Wort
Des Königs, dem mein Erbe geht zu Lehn.

Vaſil.

Was ſoll das? Den Fernando's Waffen mir

Zu überreichen heischtet ihr Vergunst;
Warum erscheint ihr angethan damit,
Bewehrt, behelmt, als wären sie eu'r eigen?

Manuel.

Ein Haupt, Herr, aus dem Stamm Camastro braucht
So guten Stahl, wie dieser Helm, zum Schirme,
Sich vor das Angesicht Basils zu wagen.

Basil.

Viel Jahre liegen zwischen jetzt und damals.
Unangefochten ließ ich eure Mutter
Und eure Schwestern im Besitz des Lehns.
Das, denk' ich, hätt' euch Bürge sollen seyn,
Daß ihr nichts wagtet, vor Basil zu treten,
Und daß ihr in der Art nur fehlen konntet,
Wie ihr erscheint. — Wer sind die Ritter, die
Geschlossnen Helmes, wie zum Kampf, euch folgen?

Manuel.

Gesenkt Visier ist ihrer Heimath Sitte,

Fremd, wie die Helme, ſind euch die Geſichter;
Doch, Freunde, zeigt ſie eures Freundes Herrn!

(Es geſchieht von den vorn ſtehenden Rittern auf der Stelle, mit ehrfurchtsvoller Neigung gegen den König. Die hinterſten thun es langſamer, der Engländer gar nicht. Einige neben dem ſtehende heben bald darauf die Visiere wieder herab. Man muß ſprechen hören, ehe man die vorn ſtehenden die Helme eröffnet haben.)

Es ſind Hiſpanier, junge Waffenbrüder,
Mit mir von Tunis kommend, wo ſie Zeugen
Der Dinge waren, die ihr hören werdet.

Baſil.

Iſt unter ihnen nicht der Calabreſ'
Orlando?

Manuel.

Nein.

Baſil.

Sahn ihr in Tunis ihn?

Manuel.

Ich glaubt' es, ihn zu ſehn; doch war er's nicht,
Ich ſah nur einen Zeugen ſeines Todes.

Baſil.

Man will erkannt ihn haben an dem Wappen
In euerem Geleit.

Manuel.

Man hat geirrt.
Des Menſchen Wappen iſt ſein Angeſicht;
Schild, Waffen, Kleider ſind unſichre Zeichen.
Die Wahrheit hat der Irrthum mich gelehrt,
Und Syrakus den gleichen Dienſt zu leiſten,
Erſchien ich ſo bewehrt in ſeinen Mauern,
So ſelbſt vor euch.

Baſil.

Wer ſagt' euch, daß Baſil
In ſolcher Weisheit Unterricht bedurfte? —
Wie kamt ihr zu den Waffen?

Manuel.

Durch Verrath.

Basil.

Almanſor hat ſie durch das Schwert gewonnen;
Verrath an ihm, obwohl er unſer Feind,
Kann würdig nicht dem Reich ſie wiedergeben.

Manuel.

An ihm nicht, Herr, es war Verrath an euch.

Basil.

An mir? Wie das?

Manuel.

Ich werb' um eure Gunſt,
Nur eures Hauſes Freunde kommt ſie zu,
Und daß ich's bin geworden, ich, der Sohn
Camoire's — ſoll ich davor nicht erröthen,
Soll euer Glaube meinem Wort begegnen;
So müſſet ihr zuvor von mir vernehmen,
Wie heiß der Freund iſt euer Feind geweſen.
Ich lag noch in der Wieg', als euer Zorn,

Nicht euer Recht, des Vaters mich beraubte.
Haß gegen euch hat mich geſäugt, die Furcht,
Die mütterliche, für des Einz'gen Leben,
Verbannte mich vom Boden der Geburt,
Und ob die Welt euch auch den Weiſen nannte,
Den Vater ſeines Volkes, und die Mutter,
Die zärtlich liebende, der beiden Söhne;
Der Rache Durſt wuchs mit mir auf, entzückt
Vernahm ich eures Erſtgebornen Fall,
Und weil nach dem Geſetz, das ihr gebrochen,
Als eure Hand ihr der Sanperi reichtet,
Nun eure Krone meinem Stamm gebührte;
Verband ich mich, ſie euch vom Haupt zu reißen,
Mit dieſem Kern von Spaniens Tapferkeit,
Und wandte mich um Beiſtand an den Mohren.
Er bot ein Heer für meine Rechnung an.
Die Freunde zogen hin, den Räuberſchwarm
Zu ernſtem Ritterkrieg geſchickt zu machen;
Indes ich ſelbſt mich nach Sicilien wagte,

Die meinem Haus befreundeten Baronen
Für meine Sache zu gewinnen, daß der Aufruhr
Gleichzeitig mit dem Angriff sich erhübe.

Das Volk empfand als Schmach den Mangel dieser
Geweihten Waffen. Nicht vergessen war
Die Sage, daß zu Don Enrico's Gunsten
Ihr einst des Erbrechts Ordnung ändern wollen.
Wahr oder nicht; sie reichte hin, den Schein
Auf euch zu werfen, daß ihr Don Fernando
Geflissentlich dem sichern Tod geweiht;
Und wer von Tunis kam mit diesem Schmuck,
Der konnt' auf Glauben rechnen, wenn er Dinge,
Die jenen Schein bekräftigten, erzählte.
Ja selbst der Aberglaube, der den Sieg
Gebunden wähnt an ein geweihtes Schwert,
Ward wankend, wenn Camastro dieses führte.
Darum begab' ich selbst mich hin, die Waffen,

Dem König, wie dem Vater, gleich gefährlich,
Von der Tuneſer Häuptling zu erlangen.

Baſil.

Sataniſches Geſpinnſt! Doch die Verläumdung
Des Vaters wär ſo leicht euch nicht geworden;
Sicilien weiß, wie ich Fernando liebte.

Manuel.

Fernando ſelbſt, Herr, wär vom Tod erſtanden,
Bei'm Volk euch des Verrathes anzuklagen.

Baſil.

Wie? —

Manuel.

Kennet ihr die Art, wie er gefallen?

Baſil.

Ihr wißt darum? Laßt jeden Umſtand — jeden,
Den kleinſten mich von ſeinem Tod vernehmen.

Manuel.

Sein Tod, Herr, klang in des Tuneſers Munde

So seltsam, daß, Sicilien zu verwirren,
Die Lüge sich draus machen ließ, er lebe.

Basil.

Wie sagt ihr? Lebe?

Enrico mit sichtbarer Unruhe.

Don Fernando?

Manuel.

Ja.

Nichts leichter glaubt das Volk, als Wunderdinge.
Ließ ich die Möglichkeit, daß er noch lebe,
Durch die Verbundnen als Gerücht verbreiten;
Erschien ich selbst — ich, oder einer der
Hispanier hier mit diesen Königswaffen
In den entfernten Flecken, wo man noch
Das Angesicht Fernando's nie gesehn;
Und ließ ich dort durch des Betrugs Genossen
Den kommenden Infant Siciliens grüßen:
So ward die Lüge stark durch Augenzeugen.

Die darauf ſtarben, daß ſie ihn geſehn,
Und ſein Geſchick aus ſeinem Mund vernommen.
So wär er in dem Wahn des Volks erſtanden,
Ein Mitleidswerther Sohn, vom eignen Vater
Verrathen an des Bruders Herrſchbegier,
Vom Tod auf wunderbare Weiſ' errettet,
Vom ſchlauen Hof als falſcher Prinz verfolgt;
Und Herzog Manuel hätt' als ſein Beſchützer
In der Verwirrung ſich des Throns bemächtigt;
Des Throns, der ihm gebührte, wenn ſich fand,
Daß Don Fernando wirklich nicht mehr lebte.
So war mein Plan, ſo des Tuneſers Rath,
Als er die Waffen zum Geſchenk mir machte.
So denkt er, daß ſich's hier begeben wird,
Und was ihr heut des Todten Nachgeſtalt
Selbſt in der Hauptſtadt ſaht bewirken, zeiget,
Daß leicht ſich alles ſo begeben konnte.

Baſil.

In jugendlicher Einbildung allein.

Manuel.

Wie, Herr? Könnt' es nicht jetzt noch sich begeben?
Halb Syrakus umringet den Pallast,
Vor Unerhörtem glüht es zu erstaunen,
Unglaubliches brennt jeder zu erzählen.
Bewaffnet zwischen euch und euren Waffen
Steht, mir gehorchend, diese kühne Schaar —

Enrico nach dem Schwert greifend.

Ha! was wird das?

Manuel.

Nichts, Prinz, als eine Lehre
Für Könige, die mit dem Richtschwert sich
Bahn brechen durch die Wacht der Grundgesetze.

(Zum König sich wendend.)

Wie einst eu'r Gegner nach verlorner Schlacht,
So seid ihr vor der Schlacht in meinen Händen,
Und für den Vater, den ihr mir erschlugt,
Eh den Verlust ich noch empfinden konnte,
Könnt' ich den Sohn euch lassen sterben-sehn

Auf dieſer Stelle; dann ihm nach euch ſenden,
Und mich dem Volk Fernando's Rächer nennen:
Fernando's, den ich aus der Sclaverei,
Wo ihr ihn ſchmachten laſſen, ſchlau befreit;
Doch der, erſchöpft von niedrer Arbeit Strenge,
An Krankheit vor der Abfahrt noch geſtorben,
Und ſeinen Thron als Erbſchaft mir gelaſſen.
So könnte ſich den Quell für ihren Durſt
An euren Leibern meine Feindſchaft öffnen,
Und des vergoßnen Blutes Flecke, die
Schwarz werden an der Luft der Zeit, bedecken
Und überſtrahlen mit des Purpurs Pracht.

(Mit einem flüchtigen Blick' auf den Sicilianer, und mit erhobener Stimme.)

Statt deſſen — weil ein Feind ſich mir vertraut,
Und Freundſchaft mir in ſolchem Reitz gezeigt,
Daß ich fortan der Feindſchaft Feind nur ſeyn,
Und nichts auf Erden haſſen mag, als Haß —
Leg' ich den Schild, den Helm, das Schwert, und mich,

Für Ungeſchehnes ſelbſt Vergebung flehend,
Als meinem Herrn und König euch zu Füßen.

(Er legt mit dieſen Worten die Waffen auf den Boden und läßt ſich auf ein Knie nieder, des Königs Antwort erwartend.)

Enrico nah' zu ihm tretend.

Nicht ihr; der Geiſt Fernando's thut's durch euch.
Er ſieht von oben, daß Enrico ihn
Hat überwunden, und er ſtreckt die Waffen.

(Der Sicilianer nähert ſich dem Vorgrunde, und ſcheint Enrico mit ſteigender Aufmerkſamkeit zu beobachten.)

Manuel

verwundert, doch ohne die Stellung zu verändern.

Wie, Hoheit?

Vaſil.

Laſſet das! — Steht auf, Don Manuel

(Auf einen winkenden Blick des Königs hebt Leonti die Waffen auf.)

Ohn' Urſach nicht verwirret ihr den Geiſt
Mit Reden, die, weil ſie die Bruſt beklemmen,

Der Leerheit einen Schein von Inhalt leihen.
Ihr malet euch als Feind mir so gefährlich,
Damit der Preiß von eurer Freundschaft steige;
Doch in des nützlichen Geschäftes Eifer
Habt ihr den Kreis des Möglichen verlassen.
Daß ich den Sohn, die Hälfte meines Lebens,
Verrätherisch dem sichern Tod geweiht,
Hätt' allenfalls das niedre Volk geglaubt,
In den entfernten Flecken meines Reichs.
Doch Pyrakus, das ihn begraben sah,
Bereden, daß er sei dem Tod entgangen,
Um aus der Sclaverei befreit von euch
Zu werden und zum zweiten Mal zu sterben,
Damit ihr seines Thrones Erbe würdet —
Versucht es, Herzog, sinnt ein Mährchen aus,
Das mehr als Spott euch hier zum Lohne bringt;
Dann will ich, da's euch nun am Schwerte fehlt,
Mich vor dem gift'gen Dolch der Zunge fürchten,
Und meine Gunst soll klug um eure werben.

Manuel.

Es gelte, Herr! Sein Haupt verlor mein Vater
An euren Zorn; ich setze meines ein
Um eure Gunst, die ihr zur Wette bietet,
Und schwerer noch, als ihr, will ich sie stellen.
Nicht Syrakus; euch selbst will ich verwirren.
Ihr und Enrico sollt die Mähr, aus wahr
Und falsch gewoben, und im Wichtigsten
Euch im voraus als falsch von mir verkündigt —
Ihr sollt sie hören, und bekennen müssen,
Daß Lüg' und Wahrheit ihr nicht wißt zu scheiden.

Basil.

Wohlan! Ich bin begierig.

Benvolio hastig, mit Unruhe.

Herr, vergönnt
Entfernung dem Infanten.

Enrico.

Wie?

Basil.

Warum?

Benvolio.

Ich fürchte, daß — als Arzt wag' ich zu rathen,
Des Prinzen kaum genes'ne Phantasie
Nicht durch Erdichtungen —

Enrico.

Oh nicht doch! nicht doch!
Ich will sie hören.

Manuel.

Ihr thut wohl daran.
Wer das Gemüth zu Leid und Freude sich
Durch Dichtung läßt bewegen, der gewinnt
An Kräften für Begegnisse des Lebens,
Und hält so Freud' als Schrecken leichter aus,
Weil ihn das Spiel der Phantasie drin übte.
Der Tod des Bruders, hört' ich, warf euch nieder
In eine Krankheit, die dem Irrsinn glich.
Ihr liebtet ihn, ausschweifend, sagt man; ihr

Wart durch Gefahr nicht auf den Schreck bereite
Ihr hattet ihn nicht todt gedacht, bevor
Ihr todt ihn sahtt: darum erlagt ihr. Setzt
Nun umgekehrt den Fall, er wär lebendig
Statt meiner heut entgegen euch getreten:
Fragt euren Arzt, ob Schreck der Freude nicht
Derselben Wirkung fähig wär gewesen.

Enrico mit Bestimmenheit.

Undenkbar!

Manuel.

Meint ihr? Waret ihr statt meiner
In Tunis, Prinz; so wurd' undenkbar wahr:
Ihr hättet lebend ihn, wie ich, gesehen.

Enrico bestürzt.

Wie?

Basil.

Herzog! ihr —

Enrico schnell gefaßt.

Er lügt. Laßt ihn gewähren

Manuel.

Er fiel nicht im Gefecht; er ward gefangen.
Als bei Tomiſo ſeine ſchwache Schaar
Geſpalten ward vom Keil des Mohren, drängte
Die Uebermacht ihn nach der rechten Seite,
Wo Wald die Ufer des Dorillo deckt.
Almanſor, der ihn dort nicht glaubte, ließ
Nur einen Haufen, wenig ſtärker, als
Der ſeinige, ihm folgen. Auf den Tod
Focht ſeine Schaar. Er und Orlando hieben,
Die letzten ſelbſt, die letzten Feinde nieder,
Und ſah'n ſich Sieger in der Mohren Rücken,
Den Weg zu euch durch ihren Schwarm geſperrt,
Der gen Viſcari und gen Chiaramonte
Die Reſte des geſprengten Heers verfolgte.
Der Roſſe ledig, eilten ſie zum Wald,
Um über den Dorillo zu entkommen.
Ein Fiſcherkahn, zu leck, ſie ſelbſt zu tragen,
Nahm ihre Waffen, ihre Kleider auf,

Und mit ihm, neben ihm, verſuchten ſie,
Das ſichre Jenſeits ſchwimmend zu erreichen.
Umſonſt! Stets abwärts wurden ſie gezogen.
Schon ſahen ſie das Meer, des Feindes Seegel!
Der Wald gieng aus, ſie mußten diſſeits landen;
Und kaum gelang's, ſo ſah'n ſie deutlich, daß
Der Mohren Wacht am Meere ſie gewahrte.
Gewiß war die Gefangenſchaft. Fernando
War außer ſich. „Sicilien," rief er, „fordert
Almanſor, und Sicilien gibt Baſil
Für meine Freiheit! Laß den Tod mich wählen,
Daß ich die Urſach ſolcher Schmach nicht heiße!"

Baſil.

Wahr! Wahr, bei Gott! Das iſt nicht Lüge, Herzog!
Ihr müßtet er ſeyn, hättet ihr's erſonnen.
Ich ſeh' ihn greifen nach dem Schwert! Er iſt
Für mich geſtorben!

Manuel.

Nein. Der Calabreſ'

Verhindert' ihn. Er rieth zur Liſt. Der Feind
War durch den Wechſel der Perſon zu täuſchen,
Und ſo vielleicht die wahre des Infanten,
Statt der verfälſchten, leichten Kaufs zu löſen.
Die Nackten, ſchnell die Blöße deckend, tauſchen
Die Kleider —

Baſil und Enrico zugleich, beſtig ergriffen.

Ha!

(Benvolio und Leontio bezeichnen den Eindruck der Ueberraſchung durch Mien' und Geberde. Kurze Stille.)

Manuel.

Indeſſen naht behutſam
Die Strandwacht ſich. Orlando, ſchneller fertig,
Deckt ſchon das Haupt mit Don Fernando's Helm,
Der ſpiegelnd in des Feindes Augen blitzt.
Da ſchwirrt ein Pfeil, von Feigheit abgeſandt,
Und tödtlich in den Hals getroffen ſtürzt
Der Calabreſ' zu des Infanten Füßen.

Er ſtirbt in ſeinem Arm; die Leich' und er
Sind ohne Schwerdtſtreich der Tuneſer Beute.

Curico.

Es iſt! Er lebt! Menſch, redet Wahrheit! Lebt er

Manuel mit prüfendem, zweifelnden Blicke.

Er lebte, Prinz, als euch ſein Tod erſchreckte;
Seid, wenn ſein Tod kommt, eures Geiſtes Meiſte

Vaſil mit gepreßter Stimme.

Lügt weiter — weiter!

Manuel.

In dem Augenblick'
Erſchallt der Ruf: „Zu Schiff!" Almanſor, der
Auf euch geſtoßen, eilt dem Meere zu.
Er kommt vorbei, erkennt die Königswaffen,
Befiehlt, das Haupt dem Leichnam abzuhaun,
Daß als Trophä' es auf dem Maſte prange,
Und in den blut'gen Kleidern euch den Leib
Am Platze, wo er fiel, zurückzulaſſen.
Fernando, unerkannt, wird als Gefangner

An Bord gebracht; vom Hauptſchiff der Tuneſer
Erblickt er euer Heer, euch ſelbſt, am Ufer,
Und fühlt den Schmerz, womit ſein Tod euch triſt,
Ein Lebender, im eignen Buſen wühlen.

Baſil.

Und ſchweigt? Entdeckt ſich nicht? Falſch! Schlecht erdacht!
Jetzt hätt' er ſich entdeckt.

Manuel.

Was konnt' es frommen
In dieſem Augenblick? Vergebens war,
Gab er ſich kund, der Calabreſ' gefallen;
Er mußte ſchweigen, leichter frei zu werden.
Und doch vermocht er's nicht; er war errathen,
Traf ſein Bekenntniß nicht ein taubes Ohr.

Baſil.

Wie meint ihr?

Manuel.

Vor Almanſor mußt' er kommen.

Er ward befragt, ob niemand außer ihm
Bei'm Prinzen war, als ihn der Pfeil durchbohrte.
Als er's bejaht; gebeut der Mohr, die Wache,
Die ihn gefangen hatte, hinzurichten.
Der Blutbefehl bestürzt ihn; nach dem Grunde
Waat er zu forschen, und der Mohr erwiedert:
„Wart ihr nur zwei; so hat der Schuß, der Einem
Den Tod gab, Tod verdient. Die Feigen konnten,
Wie dich, mir lebend den Infanten bringen,
Und mit dem Reich, aus dem sein Stamm den meinen
Vertrieben hat, mußt' ihn der Vater lösen."
Mit Eifer spricht er gegen den Beschluß.
Umsonst; man bringt die Opfer schon gebunden.
Da überwältigt ihn das Mitleid. „Laß
Sie leben!" ruft er. „ich bin der Infant —"

Vasil einfallend.

Ha, Manuel! Lügner! Da ist Wahrheit wieder!
Das ist sein Herz! Ihr seid ein Meister! Hier
Hätt' er die Wahrheit nicht verhehlen können.

Manuel.

Almanſor nicht erkannte ſie dafür;
Denn wie dem Ritter des Infanten Kleider,
So mangelt' ihr der Glaublichkeit Gewand.
„Gutmüth'ger Thor!" ſprach der Tuneſer, winkte,
Die Häupter fielen, und die Wahrheit ſchlich,
Da ſie der Tugend nicht mehr dienen konnte,
Still in der Klugheit Obhut ſich zurück.
Geahndet hatte Don Fernando, was
Der Mohr für ſeine Freiheit fordern würde;
Jetzt wußt' er es aus ſeinem eignen Munde,
Und feſt ward der Entſchluß, die Sclavenkette
Zu tragen als Orlando, bis ein günſtig
Geſchick die Hand ihm böte, ſie zu löſen.

Baſil.

Undenkbar! Nicht dem trägen Ungefähr
Konnt' er mein Herz zur Heilung überlaſſen;
Sein Weib, den Bruder nicht — falſch! nicht zu
glauben!

Manuel.

Doch glaubtet ihr verhin, daß am Dorillo
Er Willens war aus gleichem Grunde,
Dem Tod zu weihn?

Basil.

Dort drebt' ihm Schmach, dort konnte
Dem innern Blick des Vaters Schmerz entgehn;
Hier nicht. Ihr widerſprecht euch. Saget ihr
Nicht ſelbſt, daß er im Schiff' ihn mit empfunden?
Was konnt' ihn jetzt Almanſors Forderung kümmern,
Die ihr ihn ließt vergeſſen um die Mohren?

Manuel.

Dort ſprach im Drang des Augenblicks der Menſch;
Hier, wo die Ueberlegung Raum gewonnen —
Hier ſchwieg der Chriſt. Der Portugieſ' Fernando
Starb Hungers lieber, eh' er dulden mochte,
Daß eine Stadt, wo man das Kreuz verehrte,
Der Bruder einem Heiden übergäbe.
Denkt ihr geringer von dem Sicilianer

Fernando? Hätt' es dieser tragen können,
Daß Vaterliebe seine Freiheit mit
Dem Sturz des Glaubens in Sicilien kaufte?

Basil.

Nein, wahrlich nein! — Und doch hätt' ich's gethan —
Hätt' es gemußt! Sein Leben in der Hand
Almanfors hielt das Schwert mir in der Scheide.
Ihr seid unanfechtbar. Fahrt fort! Beschreibet
Das Elend mir, das er als Sclav erduldet.
Laßt auf dem Markt' ihn schnöd verhandelt werden,
Laßt unterm Peitschenschwung des Treibers ihn
Den Pflug ziehn durch die Felder seines Herrn;
Je härter nun, je lieber werd' ich's hören:
Denn weil erdichtet ist, was ihr erzählt,
Und nichts dran wahr, als er, wie ich ihn kannte;
So wird sein Leiden meinem Leid Genuß.
Ich seh' ihn wieder handeln, wieder leben;
Von seiner Tugend ein begeistert Lied

Wähn' ich zu hören; ihn, der ewig schied,
Muß so das Grab zurück dem Geiste geben.

Manuel bei Seite.

Es führt zum Zweck. (Laut.) Wohl hart war sein
Geschick;
Doch das nicht litt' er, was ihr eben nanntet.
Der Ritter, der im Schiff mit soviel Feuer
Gefochten hatte für die Mohren, die
Ihn zum Gefangenen gemacht, erregte
Des Heiden Neugier. Er behielt ihn selbst
Als Sclaven für den leichten Dienst der Gärten,
Dort sucht' er oft ihn bei der Arbeit auf.
Wer konnt' ihn sehn, ihn hören und nicht lieben?
Almansors Neigung stieg zu solcher Höhe,
Daß er empfindlich wurde, wenn der Sclav
Ein Sehnen nach der Heimath blicken ließ.
Gezwungen sah er sich, von Tag zu Tag
Die Bitt' um seine Freiheit zu verschieben.
In dieser Zeit kam ich nach Tunis.

Enrico.

Ah!
Ihr naht dem Ziel. Nun wird er frei durch euch,
Nun macht ihr euch zum Helden des Gedichts.
Matt, Herzog, matt! Das Volk will Wunder; die
Befreiung mußtet ihr euch schwerer machen.

Manuel.

Dünkt das euch leicht, was schwer zu wollen ist?
Vergesset ihr den Zweck, um den ich kam?
Ich kannte den Infanten nicht. Orlando
Nannt' ihn Almansor mir. Als unzufrieden
Mit diesem Hof beschrieb er mir den Ritter,
Der klug sich also gegen ihn gestellt,
Daß sein Geheimniß sichrer sey. Mit ihm
Hieß mich der Mohr von den Entwürfen sprechen,
Die ich gemacht zu eures Hauses Fall.
Es galt vor allen, ein wahrscheinlich Mährchen
Von des Infanten Leben zu ersinnen,
Das, wenn's genützt, leicht Lügen wär zu strafen.

Wer taugte dazu beſſer, als der Ritter,
Der bei der Leiche war gefangen worden?
Allein mit ihm in unbelauſchter Grotte
Forſcht' ich ihn aus, entdeckt ihm mein Begehren.
Er ſchien verwundert über mein Vertraun.
Ich gab ihm zu bedenken, daß er Sclav
Des mir verbündeten Almanſor ſey,
Beſtimmt, ſo lang' in Tunis zu verharren,
Bis in Sicilien mir der Plan gelungen,
Den ſeine Lüge ſollte fördern helfen.
Nachdenkend ſchwieg er lang; dann rief er aus:
„Vernehmt die Mähr, Herr Herzog!“ — Er erzählte.
Es war dieſelbe Mähr, die ihr gehört;
Nur feuriger erzählt. Die Wahrheit machte
Lebendig, was er mir für Dichtung gab.
Ich ſah Fernando handeln, leiden, leben;
Bewund'rung, Liebe füllte meine Bruſt.
So tief ergriff er mein Gemüth, daß Thränen

Dem Aug' entquollen. Der Erzähler, der
Nicht leben konnte, nicht Orlando ſeyn,
Wenn er nicht log, war über der Erzählung
Vergeſſen, ſchien ein Dritter mir, ich frug:
„Wo iſt er? wo? Laß mich ihn ſehn, ihn ſprechen!
Frei muß er werden, glücklich, König einſt,
Er muß mich Freund, er muß mich Bruder nennen!“
Lang ſah er feuchten Blicks mich an: „Camaſtro!
Feind meines Vaters!“ rief er, „deinen Thränen
Vertrau' ich mich. Ich bin der Sohn Vaſils;
Nimm Rach' an ihm, der dir den Vater nahm,
Gib ihm den Sohn, den todtgeglaubten, wieder!“

Baſil in großer Bewegung.

Hört auf! Kein Wort mehr!

Manuel.

Herr, was iſt euch?

Baſil.

Rache!
Nimm Rach' an ihm?

Manuel.

So waren ſeine Worte.

Baſil ſich abwendend.

Der Sinn der Hölle ſchläft darin. — Sie wär
Dämoniſch, dieſe Rache! Qual, Entzücken,
So gleich, ſo eins in Einer — Einer Vorſtellung —!

Enrico

mit ſtarrem Blick und gepreßtem Odem.

Sie ſpaltet mir die Bruſt! Sie treibt, ein Keil,
Die Fugen der Gedanken auseinander. —

(Heftig.)

Zu Ende, Herzog! Wahrheit! Seinen Tod
Berichtet — Tod!

Manuel vor ſich.

Das Ziel entflieht, er iſt
Nicht ſtark genug, die Wahrheit auszuhalten.

(Raſch gegen ſeine Begleiter gewandt.)

Entfernt euch, Ritter!

(Es geſchieht. Der Sicilianer ſcheint bleiben, und die ihm nächſtſtehenden zurückhalten zu wollen. Manuel bemerkt es.)

Alle — alle!

(Auch dieſe gehen; doch während das Geſpräch im Vordgrunde fortgeſetzt wird, wendet ſich der Sicilianer, immer noch geſchloßnen Helms, wieder um, und bleibt unter dem Eingange ſtehen; neben ihm zwei Ritter mit offnem Helm, jeder hat eine Hand von ihm gefaßt, ſie ſcheinen ihm leiſe zuzureden, daß er ſich entfernen möge. Manuel, mit Enrico im Geſpräch, bemerkt ſeine Rückkehr nicht.)

Enrico

ungeduldig, ohne den Abgang der Ritter abzuwarten.

Laßt! —

Laßt gehen, bleiben, wie ſie wollen! Redet!
Er hat gelebt — er hat! Den Tod erzählt!

Manuel

anfangs unruhig und mit Verwirrung.

That ich's nicht ſchon? — Der Feind, der mir vertraute—

Der Feind, Prinz, ſtarb in meinem Arm,
Im Arm des Freundes, den er ſich gewonnen.
Almanſor, den die klug erdachte Mähr
Ergötzte, machte den Erfinder mir,
Gleich jenen Waffen, zum Geſchenk. „Er könne
Die Mähr am beſten wieder Lügen ſtrafen,
Nachdem ſie in Sicilien mir genützt" —
Das war die Urſach des Geſchenks. Das Schiff
War ſegelfertig ſchon; da überfiel
Den Prinzen eine Krankheit —

Enrico dringend.

Und er ſtarb?

Manuel.

So ſagt' ich. Er —

Enrico.

Es iſt genug! Nichts weiter!

(Die Hand auf der Stirn.)

Mein Kopf iſt wüſt.

Manuel mit Theilnahme.

Eu'r Arzt ſprach Wahrheit, Prinz.
Ihr wart erſchüttert; eure Phantaſie
Iſt allzu reizbar noch. Vergeſſet nicht,
Daß es ein Mährchen war, was ihr vernommen.
Es galt die Wette, Lüg' und Wahrheit ſo
Zu miſchen, daß ihr ſie nicht könntet ſcheiden.
Bei euch gewann ich.

Vaſil

der bis jetzt in ſich ſelbſt verſunken ſtand.

Auch bei mir! Ihr habt
Auch mich verwirrt, erſchüttert. Wahrlich, ihr
Habt ſeinen Fall, wie ihn Sicilien glaubte,
So zweifelhaft gemacht durch eure Lüge,
Daß ich nun fordern muß von euch, die Wahrheit,
Als ob ihr ſtündet vor Gericht, zu künden.

Manuel

leiſer, mit Beſorgniß um Enrico.

Ich will's; es wird gelegne Zeit ſich finden.

Vaſil.

Nein, dringend iſt's; der Fall will Sonnenklarheit.
Ihr legt, der Feind hab' euch vertraut; das ſoll
Wahr werden: ich will euch vertraun. Der Groll,
Den ihr mir hegt, wird ſo am ſchnellſten weichen.
Es gilt, in Rom Beweis zu überreichen,
In Form des Rechts, von ſeinem Tod.

Manuel erſtaunt.

In Rom?

Vaſil.

Fernande's Wittwe, Fürſtin von Savelli,
Und der Infant Enrico ſind beſtimmt —
Beſtimmt durch ihre Herzen, Syrakus
Und Alkalenga nochmals zu vermählen.

Manuel heftig zuſammenfahrend.

Ha!

Der Sicilianer laut.

Wie?

Enrico.

Wer ſprach?

Manuel erblickt den Ritter.

Allmächt'ger Gott!

Der Sicilianer

mit den Rittern ringend, die ihn halten wollen.

Weg! Laßt mich! (Mit dem Schrei des Schmerzes.)

Leonore!

Vaſil.

Spricht das Grab?

Manuel vor ſich.

Vergeblich — alles! (Zu Enrico eilend.) Faßt euch,

Prinz! Eu'r Bruder —

Furchtbarer Augenblick! — eu'r Bruder lebt,

Er iſt euch nah!

Fernando

der ſich los gemacht und den Helm rückwärts vom Haupt geriſſen.

Da! da — da! Aug' in Auge!

Enrico, Vaſil, Benvolio und Leontio gleichzeitig.

Fernando!

Fernando kaum des Athems mächtig.

Schlange!

Vaſil zurückwankend.

Gott! was that ich?

Enrico.

Lebend?

Leb' ich? ich — ich? (Er ſtürzt an ſeinen Hals.) Mein Bruder! —

Fernando entreißt ſich der Umarmung.

Weg, Verführer!

War das dein Schmerz um mich? War das der Irrſinn,

Den ſcheuend wir zur Wahrheit führen wollten?

Erhalte mir das Licht im Haupt, Natur!

Laß mich den Raſenden nur ſchuldig finden!

(Zu Basil gewandt.)

Durch ihre Herzen, saget ihr?

Basil sinkt zitternd in seinen Arm.

Fernando!

Fernando.

Auch ihr Herz, Vater? — Vater! — (Im höchsten Schmerz.)

Oh Lenore!

Enrico vor sich niederstarrend.

Wer bin ich? Licht — Licht! Licht! — Oh meine Sinne!

Benvolio vor sich.

Er ist verloren; fort zu ihr!

(Er eilt nach der rechten Seite.)

Sechste Scene.

Die Vorigen. Albana.

Albana noch außerhalb.

Fernando!

Benvolio.

Zu ſpät!

Albana im Auftreten.

Wo? Wo? Ich hörte ſeine Stimme —
Mein Name war's! „Er lebt" tönt's im Palaſt!

Fernando ihr entgegen.

Eleonore!

Albana ſinkt entkräftet in ſeine Arme.

Mein Fernando! — Tödte —
Oh! wenn du lebſt; ſo tödte mich!

Fernando ſie an ſich preſſend.

Mein Weib!

Enrico

der Fernando auf die Stirne küßte, fährt erwachend zuſammen.

Wie? Sein? Sein Weib?

Vaſil zu ſich ſelbſt.

Ein Weib! — Oh! meine Söhne!

Enrico.

Wer? Söhne? Löwen — Löwen, alter Leu!

Nur Menſchen nennt man Söhne — hier iſt nichts
Von Menſchheit mehr — zertrümmert ihre Schranke —
Frei die Natur von jedem Band! Es gibt
Hier Söhne, Brüder, Weiber nicht — ich liebe!
Leib, Glieder, Sehnen fühl' ich! — Weg von ihr!
Mein oder dein! Das Schwert — Blut! Blut entſcheide!

(Fernando läßt Albana aus den Armen, und betrachtet Enrico, der das Schwert gezogen hat, mit dem Ausdruck des Zweifels über ſeinen Zuſtand.)

Baſil.

Er raſ't, entwaffnet ihn!

(Manuel und die Ritter nahen dem Prinzen, der das Schwert gegen ſie ſchwingt.)

Enrico.

Verſucht's! — Habt keine Furcht!
Ich raſe nicht, ich ſehe hell, wie ihr —

Sie ſeh' ich, ihn! Ich fühl's: er oder ich!
Zum Kampf gebt Raum! Kampf will ich, Kampf!
nicht Mord.

Baſil.

Entwaffnet ihn! ſey's mit gezognen Schwertern!

Enrico.

Ha! Schwerter? Meine Zunge feſſelt ſie.
Seid ihr nur Vater? ſeid ihr König nicht?
Sind die nicht Ritter? — Schlange hat er mich —
Verführer hat er mich geſcholten; vor dem Herzog,
Vor dieſen Fremden hat er mich entehrt,
Hat ſie entehrt, die mir ſein Tod verlobte.
Schimpf dem Infanten! Schmach Sicilens Krone!
Die Welt ach' ihr den Namen: Sclavenmütze,
Wenn nicht der Sclav im Herzen Ritter blieb,
Und nicht den Muth, mit Blut zu ſühnen, wahrte.

Baſil ohne Faſſung.

Allmächt'ger Gott!

Fernando

der ihn ſcharf prüfend angeſehen, zieht.

Gebt Raum! Er iſt bei Sinnen.

Albana.

Fernando!

Fernando.

Weg! Es gilt Siciliens Ehre!
Ich war ihr Sclav, als ich Almanſor diente;
Gott richte zwiſchen mir und ihm!

Albana bittend.

Enrico! —
Enrico! Bruder! Held im Kampf der Liebe!
Freund der Geliebten —

Enrico tief ergriffen.

Oh, Albana!

(Das Schwert entfällt ihm in Albana's Rechte, er ſinkt auf ein Knie vor ihr nieder und drückt ihre linke Hand an die Stirn.)

Albana.

Weine,
Unglücklicher! Mit Thränen, nicht mit Blut,
Wasch' ab den Flecken meiner Ehre! Zeige,
Daß du verdientest, was ich gab. Versöhne
Mit ihrem Gatten seines Bruders Braut.

Fernando.

Lenore! Göttergleiches Weib! Er ist
Entschuldiget, er liebte dich! den Himmel!

(abgewandt.)

Oh, muß ich leben, so ihn zu vernichten?

Basil vor sich.

Jetzt sind sie nah' — jetzt erst — des Fluches Geister,
Und zeigen höhnend mir den Schlangenknoten. —
Kein Ausweg — keiner sonst, als der verschmähte:
Ein Kampf des Lazus mit den Göttern!

(Gegen den Haupteingang rufend.)

Wache!
In meine Hand, Infantin, gebt sein Schwert.

(Er nimmt es Albana ohne Zwang aus der Hand. Trabanten treten ein.)

Er ſchwang es freveind vor der Majeſtät,
Auf ſeines Bruders Haupt: er harr' in ſeinen
Gemächern, ſtreng bewacht, des Richterſpruches!

Fernando beſtürzt.

Mein Vater!

Vaſil.

Auch der ſeinige.

Fernando zu ſeinen Füßen.

Ich theile
Die Schuld; ich zog vor euch das Schwert, wie er,
Zückt' es im Zorn auf ihn, wie er auf mich.

Vaſil ſchmerzlich bewegt.

Oh, ſei gewiß, du theilſt auch ſeine Strafe!

Fünfter Akt.

Erſte Scene.

Der vordre Saal. Nacht. Halbdunkle Ampelbeleuchtung.
Vaſil und Onophrius zur Seite auftretend.
Bald darauf Don Manuel.

Vaſil
einen verſchloſſenen Brief in der Hand.

Nichts will ich hören, nichts! Kein Wort dagegen!
Noch dieſe Nacht an Bord! Des Tages Auge
Darf auf Sicilien ſie vereint nicht finden.
Don Manuels harr' ich, ſein bedarf ich, That,
Nicht Rath iſt nöthig. — Ah, da iſt er!

Manuel ſich verbeugend.

Herr —

Baſil.

Eurico, deſſen Unbill ihr geſehen,
Iſt aus dem Reich auf Lebenszeit verwieſen.
Euch, Herzog, als ein Zeichen meiner Gunſt,
So wohlverdient! vertrau' ich das Geſchwader.
Führt ihn gen Norweg, ſeines Stammes Wiege;
Dem König, meinem Vetter, dieſes Schreiben.

Manuel.

Herr, ihr gebietet, was ich gern vollziehe;
Doch dieſe Eil — ich fürchte —

Baſil.

Was?

Manuel.

Der Prinz
Iſt kaum geneſen —

Baſil.

Mit ihm reiſt der Arzt,

Der ihn geheilt mit allzugroßer Eile;
Er hat sich selbst bereit dazu erklärt,
Und was die schnelle Kur hat schlimm gemacht,
Das kann nur schnelle Einschiffung verbessern.
Verkündet beiden meinen Willen.

(Manuel geht ab. Kurze Stille. Basil thut unruhig einige Schritte durch den Saal.)

Ihr
Seid andern Sinnes, wollet Klag' und Ausflucht,
Und feierlich Gericht, ihn zu verbannen;
Ist's nicht so, Cardinal?

Onophrius.

Nicht allerdings.
Die Herzen, nicht die Rechte, sind im Streite,
Und, wie mich dünkt, viel minder miteinander,
Als jegliches mit sich. Und weil hiernächst
Bekannt ist, daß ihr Den Enrico liebet
Wie euer Auge, folglich anzunehmen,
Daß die Verbannung leid euch thut; so seid

Ihr jeglicher unbilligen Vermuthung
Zornmüth'gen Spruches und dergleichen ledig.
Da endlich auch Entfernung und Zerstreuung,
Sammt Zeitverlauf, Empfehlungswerthe Mittel
Im Fall verirrter Neigungen; so dürfte,
Was ihr verfügt habt, an sich selbst betrachtet,
So weis' als recht seyn. Gleichwohl — ob es gleich
Sonst meine Art nicht ist, den Ahnungen
Und Mahnungen des fühlenden Gemüths,
Das sonder Denkkraft ist, viel Raum zu geben;
So dünkt mich doch, daß eurer Weisheit Schluß,
Mit minder Hast vollzogen, weiser wäre.

Basil.

Hast nennt ihr es? Ist nicht der Mord auch hastig?
Der Brudermord? Die blut'ge Erstgeburt
Der Menschheit aus des Satanas Umarmung,
Der alte Dämon des Normannenstammes,
Vom Fluch aus tausendjähr'gem Schlaf geweckt?
Kann ich zu hastig seyn, ihn abzuwehren?

Onophrius.

Fluch? — Ich entsinne mich: Camastro's Fluch.
Volksmeinung legt den Flüchen Sterbender
Gar wundersame Kraft bei. Doch der Glaube,
Den wir bekennen, Majestät, verkündigt,
Daß Fluch, selbst der gereizte, wohlverdiente,
Der Macht der Tugend weicht und des Gebetes —
Und habt ihr in dem Glauben nicht gehandelt,
Als ihr die Söhn' erzogt zur Bruderliebe?

Basil.

Weh, daß ich's that! Die schwärmerische Glut
Enrico's für den Bruder, angefacht
Von mir, gebar das Unheil; 's ist mein Werk,
Mein eignes, das mich und sich selbst zerstöret.

Onophrius.

Vertrauet eurem Werk. Des Zufalls Spiel,
Auch Blendwerk wohl dämonischer Versuchung,
Das halberfüllt euch die Verwünschung zeigte,
Liegt nichtig vor den Augen. Laßt gewähren!

Laßt sie sich fassen, die entzweiten Brüder,
Und gönnt drei edlen Herzen Frist und Freiheit,
Die Göttlichkeit der menschlichen Vernunft,
Die Macht der Pflicht, der Tugend Kraft zu zeigen.

Basil.

Oh, daß ich dürfte! Daß die Hölle nicht
Die Kraft des Einen schon gebrochen hätte!
Enrico war wahnwitzig, Cardinal.

Onophrius.

Doch also? doch?

Basil.

War's um des Bruders Weib.

Onophrius.

Und ist's nicht noch? nicht zwiefach nun?

Basil.

Er weiß
Geliebt sich von der Albaneserin.
Dies Wissen, dessen Mangel ihn verwirrte,
Gab wieder, und erhält ihm das Bewußtseyn.

Straft es die Fürstin Lügen, wie sie muß,
Und wie sie wird bei ihres Herzens Stärke;
Wird gleiche Ursach nicht die gleiche Wirkung,
Nicht neuer Wahnwitz blut'ge That gebären?

Onophrius.

Gefahr; Gefahr in alle Wege; doch Gefahr —
Gefahr soll Muth gebären, Herr, nicht Furcht,
Immaaßen Furcht auf Wegen der Gefahr
Ein trunkner Schiffer ist am Steuerruder,
Wie solches kurz Virgilius ausgedrückt:
incidit in Scyllam, qui vult vitare Charybdin.
Zum Muthe rath' ich, zum Vertraun, zu
Glauben.
Und ob er trög', ob der Enthauptete
Noch euer Feind wär in der andern Welt,
Und in der Faust des Schicksals Richtschwert führ
Nur um so mehr wär Muth an seinem Platz,
Der Muth, um Dort das Hier gering zu achten
Und stärker'm Feind freiwillig sich zu fügen.

Basil.

Wem? Stärker'm Feind? Ha! macht der Tod so stark,
So muß das Leben mit dem Tod sich waffnen,
Dem todten Feinde tapfer Stand zu halten,
Fluch gegen Fluch! Zum Abgrund nachgeschleudert
Dem Mörder Blanka's! Auf sein Haupt die Schmach,
Selbst in und mit der Hölle nicht zu siegen!
Unthat begehrt sie für des Zorns Verirrung;
Die sie begehrt, die klar der Fluch bezeichnet,
Die mindestens — nicht diese soll sie haben!
Kein Sohn Basils, mit Bruderblut befleckt,
Soll ihre Beute seyn! Eh' soll der Vater
Sich selbst für ihn dem ew'gen Tode weihen!

Onophrius.

Herr —! Welch ein Wort!

Basil.

Es macht euch beben? Denket
An König Lajus!

Onophrius abgewandt.

Faß' ich ſeine Rede?

Baſil.

Auf ſeinem Hauſe lag ein Fluch des Zevs,
Und er gebot, ſein eigen Kind zu tödten,
Damit unmöglich die Erfüllung würde.
Muth hatt' er wohl; den Muth, verdammt zu ſeyn!
An Weisheit nur, an Vorſicht ließ er's fehlen,
Die eigne, ſichre Hand nicht legt' er an —
Hier wär der Labdakid zu übertreffen.

Onophrius nach kurzer Stille.

Enrico muß an Bord, noch dieſe Nacht!
Ich fühl' es, Majeſtät, ich ſeh' es deutlich —
Es muß ſo ſeyn — Ich eil', es zu betreiben.

Zweite Scene.

Vaſil.

Wann war ich ruhig vor der Wiederholung
Der alten Schmach vom Stamm des Nerus? Wann?
Als ich den Einen Sohn als todt beweinte.
Dämoniſcher Verſuchung Blendwerk nannt'er's —
Wie, wenn's ein Fingerzeig geweſen wär,
Das einz'ge, ſichre Mittel anzudeuten?
Des Lajus Mittel — Sohnesmord! — —
Oh Blindheit
Des Staubes, Menſch! unheilbar, angeboren —
Du Maulwurf, Geiſt genannt! Gemüth, du Pflanze,
Sinnpflanze, den Berührungen erbebend,
Doch nimmer klar, was dich berührt, erkennend!
Du ahneſt ein Geſetz, vor dem du zagſt,
Weil nichts, als es zu ahnen, du vermagſt;
Und um die Furcht, die ihm das Schwert kann ſchleifen,
Muß dich die Furcht — Furcht vor dir ſelbſt —
ergreifen.

Wär es gewiß — gewiß, daß solch ein Fluch
Des Abgrunds Macht bewaffnet zur Vollstreckung;
Dann müßt' ich — müßte, was ich nicht vermag —
Nicht mehr vermag — was ich versäumt, zu thun,
Als er noch Kind war, Mutterlose Waise,
Dem Zufall fremder Wartung übergeben,
Und mir durch nichts als seinen Ursprung werth.
Da war sie möglich, damals, Lajus That;
Am Jüngling nicht — an ihm nicht, den mein Geist,
Mein Herz genährt, der an des Vaters Brust
Der Heldenstärke Löwenmilch getrunken. —
Und dennoch — — diesen Leu'n im steten Kampf
Mit solcher Liebe Riesenschlange wissen —
Unglücklich Blanka's Sohn, und fern von mir!
Fern — fern — und lebend doch! — Wer löst mir das?
Wer — diese Last — wer trägt sie mir? — Fernando?
Der Glückliche? Wer liebt die Glücklichen,
Die der Geliebten Unglück sind? — Was kann
Er seyn dem Vater? — Kindesliebe? Pflicht,

Grundſatz, Vernunft; nicht warmer Schlag des Herzens.

Oh dieſe reinen, ſchönen Seelen ſind
So kalt! entfernte Stern' am Firmament:
Ihr Glanz macht ſich nur ſichtbar, keine Blüthen
Entlockt er, keine Frucht dem Lebensbaume.
So war Mathilde; ſo — — Wie leer das Leben,
Denk ich Enrico weg! matt, unbewegt,
Kein Feuer — kein Baſil! — — Oh! welch ein Opfer,
Das ich dir bringe — dir, Fernando!

Dritte Scene.

Baſil. Fernando raſch eintretend.

Fernando.

Vater!

Baſil.

Ha! — Du? Jetzt?

Fernando.

Iſt es, wie Don Manuel ſag
Verbannt? nach Norweg? nah' dem rauhen Pol?

Baſil.

Es iſt.

Fernando.

Oh nimmermehr!

Baſil.

Es muß geſchehen,
Muß deinetwegen, fühlſt du es nicht ſelbſt?

Fernando.

Ich fühle, was geſchehn muß, tief, lebendig!
(Die Hand auf der Stirn.)
Doch hier — — (Halblaut.) So nah' — ſo furchtb
nah' die Stunde!

Baſil.

Das ſchwer Beſchloßne fordert ſchnell Vollbringen.

Fernando.

Da habt ihr recht, ganz recht. Der beſte Wille

Kann wanken, wenn man aufſchiebt. — —

Ihr ſeid weiſe —
Ein liebevoller Vater, doch voll Weisheit,
Voll Seelenſtärke. Iſt es nicht ſo? ihr
Wißt euch zu faſſen — faßt es, will ich ſagen,
Daß Einen Sohn ihr mißt entbehren lernen?

Vaſil.

Wer fragt das? Du, der mich zwölf Monden lang
Gefliſſentlich in der Entbehrung übte?

Fernando.

Gefliſſentlich? Ihr ſeid nicht billig — bitter!

Vaſil.

Soll ich dein Frevein mit dem Schickſal loben?
Aus dem gemeinen Mißgeſchick des Kriegs
Erſchuf dein Stolz ein glänzend Abentheuer.
Du wollteſt leiden für Siciliens Glauben,
Und, weil den Lorbeer dir das Schwert verſagte,
Dich fromm mit einer Dornenkrone ſchmücken.

Fernando.

Oh! ihr ſeid hart, unendlich hart!

Baſil.

Mich blendet

Der Mantel nicht, den die Beredtſamkeit
Den Manuels über deine That gebreitet.
Um eitlen Ruhm haſt du die Deinigen
Vergeſſen —

Fernando.

Niemals! Niemals!

Baſil.

Sie verrathen,

Der Macht der Zeit, des Irrthums preiß gegeben.
O Thor, der wähnen konnte, daß ein Todter,
Der wieder aufſtünt bei Gelegenheit,
Noch alles, was und wie er es verließ,
In ſeinem Hauſe wiederfinden würde!

Fernando.

Klag' ich um das, was ich verlor?

Baſil.

Du zogſt

Das Schwert darum.

Fernando.

Ja, da hab' ich gefehlt,

Schwer mich vergangen an mir ſelbſt; die Macht

Der Ueberraſchung nur kann mich vertreten.

Ich wußte nicht — — Jetzt weiß ich alles, alles!

Ich ſprach Benvolio, kenn' Enrico's That,

Die göttliche, der Bruderliebe Wunder.

Oh, daß ich nicht zu arm wär, dieſe Schuld

Dem reichen Manne Schuldlos abzutragen!

Baſil.

Arm nennſt du dich? reich den um dich verarmten?

Fernando.

Reich iſt er durch Eleonorens Liebe,

Arm bin ich, weil ſie meine Gattin iſt:

Denn heißt nicht arm der, der nicht geben kann?

Und iſt er's doppelt nicht, wenn er beſitzt,

Was einen andern seelig machen würde,
Und doch nicht geben kann — ohn' ein Vergehen?

Basil.

Wie? Du vermöchtest —? Liebst du sie nicht mehr?

Fernando.

Wen nicht? Leneren nicht? Nennt ihr die Liebe?
Sahst ihr sie je am Mitleid sterben, je
Sich in der Glut des Dankgefühles mindern?
Den ersten Wunsch der jungfräulichen Brust —
Mir hat sie ihn geopfert. Einen Jüngling,
So reich begabt mit allem, was das Herz
Der Frauen mag bewegen und entzücken —
Um mich, der so tief unter ihm in allem,
Nur in der Liebe nicht, gab sie ihn auf!
War mein mit voller reiner Seele — ließ,
Was ihr mein Glück gekostet, nie mich fühlen!
Wie, und ihr fragt, ob ich dies Weib noch liebe?
Mehr als mein Leben, wahrlich! beide mehr!

Mehr als die Ehre Makelfreien Todes,
Mehr als die Sicherheit der ew'gen Gnade!

Basil.

Fernando! — Nein, bei Gott! du biſt kein Menſch!
Es war kein Weib, das dich gebar; ein Engel,
Der nach vollbrachtem Werke wieder ſchied.
Der Erde nicht gehörſt du an, es iſt
Nicht ihre Luſt, ihr Schmerz nicht, die du fühleſt.
Du kennſt kein eignes Glück, kein eignes Leiden,
Das fremde nur iſt dein; du biſt kein Selbſt,
Kein ſich empfindend Weſen, dein Gemüth
Iſt nur in Andern, die es liebt, vorhanden.
Gelästert hab' ich es. Vergiß, was ich
Im Unmuth ſprach! Mein widerſpenſtig Herz
Hangt an dem Jüngling, der mir ähnlicher
An Schwachheit und an Glut geboren iſt;
Es hangt an ihm mit all der Leidenſchaft,
Die einſt an ſeine Mutter mich gebunden.

Verzeih! Ich bin ein Greis, ein Kind an Kraft —
Doch du bist mein — (Den Sohn fest an sich drückend.) mein! —
(Gedämpft.) Ich hab' überwunden.
(Schnell ab.)

Vierte Scene.

Fernando.

Er geht — Verstand er mich? Ich fürchte, nein.
Was hab' ich je gethan, gewollt, gedacht,
Das neben dieses Menschen That nicht klein
Und nichtig wäre? nichtig, wie das Leben?
Gold, Waffen, Rosse hab' ich ihm gegeben,
Geschenke, die der Vater mir gemacht;
Doch wann hab' ich ein Opfer ihm gebracht? —
„Der Erde nicht gehörst du an!" Er hat
Mich nicht verstanden — sprach's in anderm Sinne,
In einem Sinne, der mich tief beschämt —
Doch wenn der Sinn nun falsch war; darf er zürnen,
Wenn ich dem Wort den rechten unterlege?

„Der Erbe nicht gehörst du an!“ Gedanke,
Klar wie der Tag! Der Pulsschlag meiner Adern
Ist ein Betrug, begangen am Verhängniß:
Mir galt der Pfeil des Arabers, ich habe
Dem Tod' im fremden Kleid mich unterschlagen,
Und mit dem Leib des Freundes ihn belogen.
Wie? dürft' ich nicht zurück die Lüge nehmen,
Die rings um mich Verwirrung angerichtet?
Gibt es ein andres Mittel, sie zu lösen,
Als wahr den Irrthum machen, der sie schuf?
Doch dort — wie dort, Fernando? —

Fünfte Scene.

Fernando. Onophrius.

Onophrius vor sich.

Der Infant.
Red' ich ihn an? vertrau' ich ihm —

Fernando.

Ah, recht!

Onophrius, euch hab' ich nöthig.

Onophrius.

Herr,

Gebietet.

Fernando.

Zweifel engen mir die Bruſt —

Gewiſſenszweifel.

Onophrius.

Nennt ſie mir.

Fernando.

Ich achte

Mich unſtatthaft vermählt.

Onophrius.

Aus welcher Urſach?

Fernando.

Weil damals, als die Albaneſerin —

Ein ſeltner Irrthum — Mißverſtändniß hat
Uns wider unerkannte Pflicht verbunden.

Onophrius.

Ein Mißverſtändniß, ſagt ihr? Laßt mich wiſſen,
Von welcher Art.

Fernando.

Das thut zur Sache nichts;
Genug, ich halte dieſe Eh' für Sünde.

Onophrius.

Ich ſehe nicht —

Fernando.

Man hat mich todt geglaubt,
Die Wittwe — hat von neuem ſich verlobt,
Als eines andern Braut find' ich ſie wieder.

Onophrius.

Nicht eure Schuld, falls überhaupt dergleichen.

Fernando.

Mein Recht iſt todt, erloſchen!

Onophrius.

Keineswegs.

Selbſt wenn vollzogen ihr das Sacrament
Geſunden hättet, wär's euch ſonder Schaden
An euren Rechten, obwohl ſolchenfalls
Das unwillkührliche Verbrechen —

Fernando.

Das

Führt uns zu weit. — Mit Einem Wort, ich wünſche
Die Eh' getrennt, und jenen Bund geſchloſſen.

Onophrius

nachdem er ihn einige Secunden mit Rührung angeſehen.

Infant! — Mein König einſt! falls ich's erlebe;
Siciliens Herr! werth, Herr zu ſeyn auf Erden,
So weit ein Knie ſich vor dem Kreuze beugt —
Laßt eure Hand an meine Bruſt mich drücken!
Ich weiß um das Geſchehne.

Fernando.

Das iſt nicht

In Frage mehr. Ob das geſchehen kann,
Was nöthig iſt in ſolcher Lage, was
Den Liebenden, was mir, uns allen nöthig,
Das laßt mich wiſſen, ſonder Vorbehalt!
Ob es geſchehn kann nach dem Recht der Kirche.

Onophrius.

Durch euren Tod allein.

(Fernando wendet ſich von ihm.)

Der Ehe Band,
Das Anfangs gültig, das zu Recht beſtändig
Nur Einen Augenblick —

Fernando ohn' ihn anzuſehen.

Genug! genug!

Onophrius.

Erlaubet, Hoheit, daß ich euch die Gründe —

Fernando.

Ihr ſpracht vom Tod; Tod iſt das Ende! Wer
Den Tod genannt, hat nichts mehr — nichts zu ſagen.

Onophrius.

Verzeiht das rasche Wort. Es sollte nicht
Die Jugend an das Loos des Alters mahnen;
Blos weil ihr sonder Vorbehalt den Ausspruch—

Fernando.

Geht! geht zum König! Sagt ihm — sagt ihm nichts;
Doch geht! verlaßt mich. —

Onophrius.

Königlicher Herr!
Ihr habt ein königlich Gemüth entfaltet,
Ein wahrhaft königliches, das dem schwersten
Gebot des Heilands unterthänig ist.
Wie tief der Bruder euer Herz verletzt;
Ihr liebt ihn noch.

Fernando vor sich, innig.

Oh, Gott!

Onophrius.

Ich bin in Sorge,
In Angst um ihn.

Fernando.

Wie?

Onophrius.

Laßt mich's euch vertrauen.
Des Königs Majeſtät — voll hoher Weisheit —
Hegt dennoch — ihr verzeiht — hegt Aberglauben.
Ihr kennet von Camaſtro die Geſchichte,
Wem Vater Herzog Manuels, der —

Fernando.

Ja, ja!

Onophrius.

Auch die Verwünſchung, die, in Todesnoth —

Fernando.

Ich weiß das alles, weiter, weiter nur!

Onophrius.

Des Königs Majeſtät geruht zu glauben,
Zu wähnen, daß des Prinzen Hoheit ſich
Zu blut'ger That an euch —

Fernando.

Wie? Darum — darum
Verbannt er ihn? — Ha, ſchmählich! ungerecht!
Darum die Eil?

Onophrius.

Die ging ich, zu befördern,
Weil Schlimmeres mir ſchien zu fürchten.

Fernando.

Was
Iſt ſchlimmer, als ſo kränkende Beſorgniß?
Enrico, und — ein Mord!

Onophrius.

Der Aberglaube,
Krankheit des Geiſtes und Gemüths zugleich,
Kann weit — kann bis zu Unerhörtem führen.
Ein Wort vorhin entfiel des Königs Munde,
Ein furchtbar Wort! Er ſprach von Laius; er
Vermaß ſich, eh' dem Fluch er unterläge,
Mit eigner Hand Enrico —

Fernando

das Geſicht mit den Händen bedeckend.

Oh entſetzlich!

Um mich — um mich!

Onophrius.

Ich war beſtürzt, ich ging
Die Einſchiffung des Prinzen zu betreiben.
Doch fiel mir bei, daß ein verſchloßner Brief
Dem Herzog Manuel übergeben wurde,
Gerichtet an den König der Normannen.
Was, dacht' ich, kann in ſolchem Brief nicht alles
Enthalten ſeyn? Ein Auftrag, oder Wunſch,
Von dem Empfänger als Geheiß zu deuten —
Die Rede ſeiner Majeſtät war dunkel;
Des Umſtands doch entſinn' ich mich: es habe
Der König Lajus ebenfalls des Muths
Ermangelt, ſelbſt am Sohn es zu vollbringen.

Fernando.

Halt ein, du Mund des Grauls! Nicht Worte gib

Gedanken, die den Bau der Welt zerſtören,
Der innern Welt, der menſchlichen Natur!

Onophrius.

Nur Möglichkeit, Infant; doch möcht' ich rathen,
Daß ihr geheim mit Herzog Manuel ſprächet,
Der euer Freund iſt, wie ſein Thun beweiſt.
Was auch der Brief enthalte, den der König
In ſolchem Drang und Fieber des Gemüths
Geſchrieben hat; der Herzog kann verhindern,
Daß er in Norweg mißverſtanden werde.
Zwar kann's unnöthig ſeyn —

Fernando.

Das iſt es, ja!
Das ſoll es ſeyn! Der Aberglaube ſoll,
Der raſende, zu klarem Unſinn werden,
Die kranke Lieb' in jeder Bruſt geneſen!

(Er geht ſchnell ab.)

Sechste Scene.

Onophrius. Dann Leontio.

Onophrius.

Was will er thun? Wie ſah' ich ſo gewaltſam
Bewegt noch die ſich immer klare Seele.
Doch was es ſei; der Blick, die Stimme war
Entſchloſſenheit, Begeiſtrung. — Solch ein Herz!
Bei'm Unerforſchlichen, der es geſchaffen!
Wenn ſolch ein Herz für eine Sünd' entglühte;
Es würde ſeyn, wie wenn der Sonne Strahl
Sich in dem Schoos der finſtern Wolke bricht:
Die Sünde würde leuchten, wie die Tugend,
Und mit des Urlichts ſieben Farben ſpielen.

(Er will gehn.)

Leontio tritt auf.

Herr Cardinal! — Der Prinz iſt ungeduldig;
Hat Majeſtät gewilligt, ihn zu ſehn?

Onuphrius.

Noch weiß ich nicht — Ich habe noch zur Zeit
Gelegenheit nicht finden können —

Leontio.

Was!
Gelegenheit? Darauf habt ihr gewartet?
Hört, Eminenz, wer auf sein eigen Fleisch
Den Tod zu Tische bitten lassen wollte,
Dem wäret ihr als Bote zu empfehlen.
Der Herzog drängt die Einschiffung, Gepäck
Wird alles im Gemach; als wär's lebendig,
Fliegt's auf die Schultern, und wird fortgetragen,
Als wäre Feu'r im Haus.

Onuphrius.

So eilig ist
Die Abfahrt nicht.

Leontio.

Doch, doch; Enrico selbst
Brennt, fortzukommen aus dem Brand. Den Vater

Nur will er ſehn noch, kann man das ihm weigern?
Man nimmt doch Abſchied. Eilet! Wenn ich bald
Nicht wiederkehre mit Vergünſtigung,
So kommt er ſelbſt und holt ſie.

Onophrius.

Bittet ihn,
Hier zu verziehn, ich zweiſl' in keine Wege,
Der König werde kommen, ſeine Hoheit
Mit väterlichem Seegen zu entlaſſen.

(Er geht ab.)

Leontio.

Ein ſchöner Seegen das ſtatt des gehofften!
Oh, armer Herr! So nah' dem Brautgemach,
Und plötzlich — — Daß er toll nicht wieder wird,
Beweiſt, daß man es iſt ſchon, wenn man liebet.

(Er will gehn.)

Siebente Scene.

Leontio. Albana mit allen Spuren heftiger Gemüthsbewegung eintretend.

Albana.

Leontio!

Leontio.

Ha, die Infantin.

Albana vor ſich.

Gott! was thu' ich!

Leontio.

Ihr zittert, königliche Hoheit?

Albana.

Sag' Enrico — —

(Sie ſteht unentſchloſſen; dann zerreißt ſie plötzlich ihre Garnirette, und reicht ſie dem Pagen.)

Gib dieſe Kett' ihm! Sag' ihm: ewig — ewig —
Dort — dort — dort oben —!

(Abgewandt, im heftigſten Schmerz.)

Oh du Herr der Herzen!
Warum iſt Liebe — Lieb' und Tod nicht Eins?

Leontio vor ſich.

Sie iſt nicht bei ſich. — Hohe Frau, die Kette —
Mein Herr will fliehn, die Kette zu zerreißen,
Die tödtlich wund ihn —

Albana.

Nein, er muß es wiſſen!
Er kann nicht leben, wenn er zweifeln muß;
Ich will nicht ſterben — will es nicht — in ihm!
Er muß mich lieben, ewig! Muß im Schmerz
Vergehn um mich, wie ich um ihn! — Leont,
Beſchreib' ihm — ihm! du biſt des Todes, wenn
Ein fremdes Ohr — — (Sie wendet ſich ab.)

Oh Thränen brechet aus!
Löſcht meiner Wangen Glut! Verbirg mich, Erde!

Leontio vor ſich.

Was iſt ſie göttlich ſchön! Wenn er ſie ſähe,

So, jetzt; weh' ihm! — (Horchend.) Wie? — Gott,
er iſt's! — Infantin,
Flieht oder faßt euch, ſeines Kopfs zu ſchonen,
Ich hör' ihn kommen.

Albana erſchrocken.

Wen? Enrico? jetzt?
Iſt er denn frei?

Leontio.

Der Herzog hat die Wachen
Entfernt, weil er geſehn, daß ſeine Wünſche
Eins waren mit des Königs Willen.

Albana den Kommenden erblickend.

Ha!

Achte Scene.

Albana. Enrico. Leontio, welcher ſich zurück zieht, und bald darauf ganz entfernt. Später Fernando.

Enrico

tritt auf, er hat den Pagen im Auge; als er Albana erblickt, fährt er heftig zuſammen.

Oh all' ihr Geiſter, die den Sinn verblenden!
Zerbloſet die Geſtalt dort, oder machet
Ihr gleich mich: Schein, Empfindungsloſe Luft!

Albana.

Enrico!

Enrico.

Wie? Du ſprichſt? Du biſt? Ich ſehe,
Die ich nicht wiederſehen ſoll auf Erden? —
Ja, wahrlich ja! Die Hand iſt Körper, Leben;
Der Buſen athmet; dieſe Wange glüht! —
Jetzt — jetzt begreif' ich! — Ja, du mußteſt geben,
Was meine Bruſt ſcheu zu begehren mied.

Wohl fühlt' ich's dunkel — du bist Weib, du mußtest
Noch einmal sehen, den du elend wußtest,
Weil er dich liebt, und deinen Anblick flieht.
Du mußtest für den Wahn der Gegenliebe,
Die Mitleid war mit seiner irren Glut,
Ihm Mitleid bieten zum Ersatz, daß Muth —
Muth, statt der Lust, zu leben — ihm noch bliebe.

Ich danke dir. — Ich weine nicht, es sind
Nicht Thränen, was auf deiner Hand du fühlest.
Die Unheilschwangre Wolke löset lind
In Thau sich auf — — —
Oh, daß du niederfielest,
Ganz aufgelöst in solchen Thau, mein Herz!
Daß auf dem Schnee von diesem Lilienblatte
Das Herz, Albana, das dein Mitleid hatte,
Zur Perle würde, zum kristallnen Schmerz,
Zum Tropfen, den — oh Lust, es nur zu denken! —
Mit Lust die Strahlen deiner Augen tränken!

Albana vor ſich.

Oh ſeel'ge Qual! — Jüngling, du Sonnenflamme,
Die mild zergeht in Abendroth! Du Sturm,
Der ſäuſelnd ſeine matten Flügel ſenkt!
Du Adler, der mit Schwanenſange ſcheidet!
Du ſchmelzeſt mir das Herz in tiefſter Bruſt,
Daß glühend in dein Ohr es ſich ergieße.
Mitleid? Nur Mitleid? Lieb', Enrico, Liebe,
Vom erſten Blick an Liebe! Ich geſtand
Es deinem Wahnwitz, er begriff es nicht:
Du warſt der erſte Seufzer meiner Bruſt,
Du biſt der letzte; jeder Athemzug
Dein! klar empfind' ich's, ſeit du mein geweſen.
Der erſte, letzte, einzige!

Enrico im innern Kampfe.

Lenore!

Albana.

Fernando lieb' ich, wie wir Götter lieben,
Anbetend, kindlich; dir allein, Enrico,

Dir ſchlagen menſchlich meine Pulſe, dir!
Auf deiner Hand auch fühle meine Zähren!
Dich nur, nicht deine Lieb' entziehe mir,
Denn ſie nur giebt mir Kraft, dich zu entbehren.
Du zitterſt? Du bedeckſt dein Auge?

Enrico.

Wellen,
Unbänd'ge Wellen meiner Seele, ſchwellet!
Schwemmt mich hinweg! Laß deine Stürme los,
Des Aetna Schlund! Blaſ' mich von dieſer Stelle! —
Sie liebt mich — liebt mich noch, und iſt die Seine?
Du lügſt, wahnſinnig Hirn! Sie lügt!

Albana.

Oh Wahnſinn!
Kind ſeines Zweifels, willſt du ſo verkehren
Die Ordnung aller Dinge, daß du nun
Als Vater zeugeſt, was dich hat geboren?
Enrico, haſſe mich! wie damals haſſe,

Als ich mich selbst, und dich um mich betrog;
Den Haß ertrug ich, Haß empört und stärket,
Dem Feinde gleich, der den Besiegten höhnt.
Nur Zweifel trag' ich nicht, verzweifeln muß
Die Liebe, die dem Glauben nicht begegnet.

Enrico.

Der Glaube — Gift, Gift wär er mir, wär Tod,
Im Abschiedskelch mir dargereicht.

Albana.

Er sei's!
Sey unser Tod! Tod sprengt das Band der Pflicht.
Unglücklicher! verlobt mir, und verloren!
Gieb ihn, und nimm — trink' ihn von meinen Lippen!
(Sie wirft sich an seine Brust.)

Enrico außer sich.

Albana! — Ha, Albana! — Brich zusammen,
Verarmter Himmel! Deine Seeligkeit
Entfiel dir, ich — ich halte sie umfangen.

(Kurze Stille. **Fernando** tritt ein. Sein bleiches Geſicht behält während des Folgenden den Ausdruck der vollkommenſten Ruhe.)

Albana mit gedämpfter Stimme.

Genug! — Des Schmerzes Kelch iſt ausgeleert
Bis auf die Hefe ſelbſt, lichtſcheue Luſt. —
Mein biſt du Jüngling, mein auf ewig! Stirb
Mit dem Gefühl — dort finden wir uns wieder!

(Sie will ſich der Umarmung entziehen.)

Enrico ſie feſt haltend.

Nein, nein! Es iſt nicht — kann nicht ſeyn! Du liebſt,
Liebſt mich, dein Trieb iſt menſchlich, wie der meine,
Du wirfſt mir irdiſch Feuer in die Bruſt,
Du kannſt — du darfſt mich dorthin nicht verweiſen.
Fernando liebſt du, wie man Götter liebt —
Iſt er ein Gott, was will er auf der Erde?
Den Mund berühren? Dieſen Leib umfangen?
Nie — nie mehr! Du biſt mein! Er ſterbe!

Albana entſetzt.

Ha!

Enrico.

Gieb Gift ihm! Dieſer Ring —

Albana.

Du raſeſt, Menſch!

Enrico, da er den Ring vermißt.

Ha! raſend war ich, als ich ihn verſchenkte!
Und du — du nahmſt mein Schwert mir — eile! fliege!
Dich zu befrein, Albana, ſchaff' ein Schwert!

Albana.

Abſcheulicher!

Fernando zwiſchen ſie tretend.

Hier iſt mein Schwert, Enrico.

Enrico.

Ha!

(Er bedeckt das Geſicht mit beiden Händen.)

Albana.

Streich des Todes! Blitz des Himmels, mich
Vernichte!

Fernando.

Wie? Du willst es nicht? Du wankest?
Der Riesenwille, der solch Opfer brachte,
Ist er so schwach geworden, daß er es
Zurück nicht nehmen kann?

Curico stürzt zu seinen Füßen.

Oh Bruder! Bruder!

Fernando

läßt das Schwert achtlos neben sich niederfallen, und richtet ihn auf.

Mein guter Heinrich! — Nein, ich habe dich
Nicht einen Augenblick verkannt. Du warst
Von Kindheit auf ein kraftlos Kind im Bösen.
Wie heiß auch die Begier war; du gebarst
Sie als Gedanken, und sie war gewesen.
Doch seh' ich, mich nicht hast du ganz gekannt;

Auch du nicht, Leonore. Unſer Band —
Du zweifelteſt, ob es ſich würde löſen?
Es iſt gelöst.

Albana mit Ahndung.

Fernando!

Fernando zu Enrico.

Dieſen Ring,
Den zum Geſchenk dein Arzt von dir empfieng,
Vorſichtig gab er mir ihn aufzuheben.
An ſeiner Hand ſelbſt ſchien er für dein Leben
Gefährlich; nicht zu öffnen wußt' er ihn,
Und eng zuſammen drängt der Raum des Schiffes.
„Bedarf es", ſprach er, „mehr als eines Griffes,
Den Tod im Schlaf vom Finger mir zu ziehn?"
Er — gab ihn mir.

(Er reicht ihn Enrico.)

Den Ring gieb ihm zurück.

Enrico

ergreift ihn haſtig, beſieht ihn, und fährt heftig zuſammen.

Ha! was iſt das? Der Stein iſt nicht mehr grün!

Fernando.

Weiß, wie der Tag. — Der Mann hat ſoviel Glück
In ſeiner Kunſt, daß da ſelbſt, wo er irrte
Im Sitz des Uebels, das den freien Gang
Der Lebensuhr und ihren Schlag verwirrte,
Sein Mittel doch zur rechten Stelle drang. —
Schnell — wahrlich ſchnell — ich fühl' es —

Enrico wie vernichtet.

Du, Fernando?

Oh ew'ger Himmel!

Albana außer ſich.

Gift? — Benvolio! Hülfe!
Baſil! Leonz! Oh Rettung! Rettung! Rettung!

(Leontio eilt herbei.)

Den Arzt! den Arzt! Fernando iſt vergiftet!

(Der Page ſtürzt fort. Sie fliegt zu Fernando zurück und umſchlingt ihn.)

Oh mein Gemahl!

Fernando.

Was thuſt du? Braucht's der Zeugen
Zu dieſer Scheidung? — Seelig mach' ihn, wie
Du mich gemacht — — Sein Glück, für das ich ſterbe,
Verſöhne den, deß Wort ich übertrat;
Daß die von Liebe mir gebotne That
Die Seele, die er ſo ſchuf, nicht verderbe.

Neunte Scene.

Die Vorigen. Baſil. Onophrius. Diener und Trabanten.

Baſil noch außerhalb.

Fernando? Wo — wo — wo? (Hereinſtürzend.) Fernando! Sohn!

Fernando

auf Albana geſtützt, ſtreckt ihm den Arm entgegen.

Mein Vater!

Baſil.

Welch ein Anblick! Leiche ſchon! —
Nach Rettung ſiegt! Seid Winde, Pfeile! Blitze!

(Er erblickt den in Erſtarrung ſtehenden Enrico.)

Ha! Du da? Du? — Heraus, du Richtſchwert, triff,
Der Rache Blitz, des Brudermörders Scheitel!

Albana.

Halt ein! um Gotteswillen!

Fernando faßt ſeinen aufgehobenen Arm.

Ich — ich ſelbſt! —
Gottlob, noch hab' ich Kraft, den Arm zu feſſeln.
Ich nahm das Gift — aus ſeinem Ring —

(Er erblickt den eintretenden Arzt.

Venvelio!
Bezeuget, daß ihr ihn mir anvertrautet.

Benvolio.

Den Ring? Weh! Dann iſt keine Rettung.

Fernando

auf das in ſeiner Hand gebliebene Schwert des Königs ſich ſtützend.

Keine? —
Kurzſicht'ger Arzt! Mein Leben war — die Krankheit
Vom Haus Baſils — (Niederſinkend.) Lebt wohl! —
Ihr ſeid geneſen!

Albana.

Oh mein Fernande!

Enrico ſtürzt ſich über die Leiche.

Bruder! Bruder! Bruder!

Baſil nach kurzer Stille.

Bringt ihn hinweg! er kommt von Sinnen.

Enrico halb aufgerichtet.

Meint ihr?
Noch hab' ich ſie, und eh' ſie mir entſchwinden,

Eh' ſie der Schmerz aus ſeiner Fauſt entläßt —
Ein Schwert — ein Schwert!

(Er will ſich deſſelben bemächtigen, mit welchem Fernando niederſank.)

Ha! Todt noch hält er's feſt,
Es iſt dem Rieſenkrampf nicht zu entwinden.

(Er ſpringt auf, und ergreift das am Boden liegende Fernando's.)

Thor, der du biſt! Hier liegt ein beß'res, deines!
Mein Gift, dein Schwert! So ſind wir wett.

Baſil, Benvolio, Leontio zugleich.

Enrico!

(Die Letztgenannten faſſen ſeine Arme, er ſchleudert ſie von ſich.)

Enrico.

Weg, Lämmer ihr! ſonſt packet euch der Aar,
Und nimmt euch mit ſich in die Wolken. — Was,
Ihr Lämmer an Geduld, was wollt ihr? Soll ich,
Indeß er fliegt, mit euch die Triſt begraſen?

Wahnwitz'ge Thoren, wißt ihr nicht, daß ich
Wahnwitzig war, und ihn ermorden wollte,
Als schon der Tod an seinem Herzen fraß?
Der Tod für mich! — Ha, ihr Blutscheuen Helden!
Ihr fühlt: ich muß; nur sehn nicht wollt ihr's —
Bleibt!
Wohin der inn're Sturm das Wetter treibt,
Und wo die Wolke bricht — man wird's euch melden.

(Er stürzt fort, Benvolio, Leontio und einige aus dem Gefolge des Königs eilen ihm nach.)

Basil will ihm ebenfalls nach.

Mein Sohn! Mein einz'ger! (Er fällt erschöpft in den Arm des Cardinals.) Gott! (Sich wieder ermannend.)
Ihm nach! auf Flügeln!
Entwaffnet, bindet ihn! — — Onophrius!
So schwach die Glieder, und das Herz so stark,
So felsig, daß es dieser Schlag nicht spaltet!

Onophrius.

Hofft, Majestät! man wird ihn hindern.

Basil.

Nein!
Es ist, wie er gesagt: er kann's nicht tragen.

(Den Blick auf Fernando gerichtet.)

Dies Opfer — dieses! übermenschlich! Flamme
Der Gottheit selbst auf irdischem Altar —
Sie lodert ihm, muß ihn verzehren, wie
Ehroniens Liebe Semele verzehrte.
Die Herrlichkeit der That ist tödtlich, das,
Entflehner Thäter, hast du übersehen!

Onophrius.

Der Page!

Albana sich verhüllend.

Weh — weh mir!

Leontio mit Thränen.

Es ist geschehen —
In's Schwert gestürzt! — Sein letztes Wort: „Zu
ihm!"

Vaſil ſich bezwingend.

Erfüllt es!

(Leontio winkt. Zwei Diener bringen Enrico's Leichnam, und legen ihn neben Fernando nieder. Ben-volio folgt ihnen, und tritt mit dem Ausdruck der Beſorgniß neben Aibana, die unbeweglich ſteht. Tiefe Stille.)

Zehnte Scene.

Die Vorigen. Don Manuel tritt ein. Seine Ritter bleiben am Eingang.

Manuel die Todten erblickend.

Ha! Der Schrecken des Pallaſtes
Hat nicht gelogen. — Unglückſeel'ger König!

Vaſil mit unterdrückten Thränen.

Der Tod iſt König in dem Reich des Lebens.

(Er nimmt den Purpur ab und wirft ihn von ſich.)

Bedeckt die Leichen mit dem Königsmantel!
Denn königlich sind sie gestorben.

(Es geschieht durch Leontio.)

Wie!
Müßt ihr es nicht gestehn, Sohn des Camastre,
Der sterbend wider mich den Abgrund reißte!

Manuel.

Mein theurer Herr! Vom Unergründlichen
Entfernt jetzt die Gedanken; sie entmannen.

Basil.

Nicht mich. Ich frage nicht mehr nach, von wannen
Die Streiche kamen, die zermalmenden.
Die Ohnmacht, unserm Blick verhüllt zu bleiben,
Weiß so geschickt ihr dunkles Werk zu treiben,
Daß, ist's vollbracht, wir stets in Zweifel stehn,
Ob es durch sie, ob durch uns selbst geschehn.
Doch war es eures Vaters Todeswert,
Das ihm der Rache Geister dienstbar machte;
So haben sie's wie Diener, welche mildre

Geſinnung hegen, als ihr Herr, vollzogen.
Wohl um ein Weib ſind beide Söhne hin;
Doch nicht durch Haß: ſie liegen, Lieb' um Liebe,
Glorreiche Sieger irdiſch niedrer Triebe,
Vor der verſchmähten Albaneſerin.

Albana.

Oh, daß ich in dies Haus getreten bin!
Benvolio! rette mich vor mir! ich übe
Mit ſchwacher Kraft die ſchwerſte deiner Lehren.
Ich fühl' ein Nichts mich in der Männer Werke,
Und dennoch athm' ich noch?

Benvolio.

Der Frauen Stärke
Iſt: Kind ſich fühlen, und als Mann bewähren.

Baſil tritt.

Zu Mumien, Arzt, verſtein're dieſe Leiber!
Sie ſollen mit mir über Meer.

Manuel.

Wie?

Onophrius.

Herr!
Ihr wolltet jetzt, wie kurze Zeit auch immer,
Das Reich verlaſſen?

Baſil.

Ich bin arm geworden
In dieſem Reich. Wer nichts mehr von der Welt
Zu hoffen hat als Menſch, taugt nicht zum König.
Fremd iſt dem Volk mein nordiſches Geſchlecht;
Unheimiſch fühlt's den fieberiſchen Puls
In dieſer Inſel Feueradern ſchlagen.
Ihr Boden nicht, mit der Zerſtörung Keim
Im glüh'nden Schooß, ſoll unſer Grabmal tragen;
Nach Norweg führ' ich meine Kinder heim,
Der Brudermörder Norus war ihr Ahn,
In ihrem Ruhm verſchwinde ſeine Schande!

Albana.

Mit ihnen, die mich liebten — weit hinaus
Zum kalten Pol, zum Eisbedeckten Lande,
Mit euch, Vaſil, laßt, arm wie ihr, mich ziehn!

Vaſil.

Eu'r Vater, Fürſtin, hat noch eine Tochter —
Der reiche Mann! — Thut nicht an ihm, wie dieſe
An mir gethan.

(Albana wirft ſich weinend an Benvolio's Bruſt. Vaſil ſpricht laut gegen den Eingang.)

Verkündigt Syrakus:
Der Herzog Manuel iſt Siciliens König.

(Er geht ab. Bewegung unter den Anweſenden im Vorgemach.)

Manuel.

Oh, welch ein Tag! Welch herzzerreißend Glück!

Onophrius.

Herr, eure That hält Maaß mit ihrem Lohne.

Manuel.

Ihr irrt. Karg iſt der Lohn. Dorthin den Blick!
Ein Freund, ein ſolcher Freund! und — eine Krone?

Fata libelli.

Beilage für Bühnenvorsteher.

Die Albaneserin ſollte nach meinem Willen ihren Weg in die Welt nicht über die Bretter nehmen; doch das Büchersatum (denn das werden mir die antikatalliſtiſchen Theaterprieſter doch nicht wegleugnen?) wollte nun einmal, daß ſie das Loos ihrer älteren Geſchwiſter theilen, und das Tageslicht der Oeffentlichkeit in dem Prokruſtesbette der deutſchen Bühnenkunſt anbrechen ſehen ſollte.

An demſelben Tage, wo ich die letzte Scene niedergeſchrieben hatte, wurde mir ein Geſchenk Sr. Majeſtät des Königs von Preußen, meines Herrn, durch den Herrn Fürſten Staatskanzler zugeſendet. Se. Durchlaucht bezeichnete mir daſſelbe als einen Beweis des Anerkenntniſſes meiner literariſchen Beſtrebungen, und ließ dabei den mir ſo ſchmeichelhaften Wunſch blicken, daß ich meine künftigen dramatiſchen Arbeiten der Berliner Bühne zuerſt anbieten möchte. Da die dramatiſche Arbeit, welche ich eben geendiget hatte, nicht unter die ſchlechthin unbarſtellbaren gehörte; ſo hielt

ich es für Schuldigkeit, meinen früheren Vorſatz aufs zufaſſen, um dem Winke dieſes erlauchten Kunſtfreundes Folge zu leiſten. Ich theilte die Handſchrift zu Anfange des März 1819 der Bühne von Berlin zur Aufführung mit, und durfte ſie nun natürlich auch den anderen deutſchen Theatern nicht vorenthalten, welche bei der Darſtellung meiner früheren Dramen theils durch auszeichnende Aufnahme, theils durch unverzögerte und ſorgfältige Darſtellung mich zur Aufmerkſamkeit verpflichtet hatten. *) So geſchah es denn, daß dieſes Trauerſpiel, welches ich der Bühne von Berlin zuerſt angeboten hatte, in Braunſchweig (unter A. Klingemann) zuerſt aufgeführt wurde. Später erfolgte dies in Hamburg, Karlsruhe, Stuttgart, Kaſſel, Weimar und Nürnberg; dann auf dem Burgtheater in Wien, und zuletzt (im Mai 1820) auch in Berlin, nachdem ich die von dem Herrn Generalintendanten mir zugedachte Ehre, damit die tragiſchen Darſtellungen in dem neuerbauten Schauſpielhauſe eröffnet zu ſehen, abgelehnt hatte.

---

*) In Hinſicht des Theaters zu Dresden muſs' ich davon eine Ausnahme machen, weil es, allein unter allen, die Schuld proſcribirt hat. Ich mochte nicht gern neuen Anlaſs geben

„Man kommt zu ſehn, man will am liebſten ſehn!“

Dieſe Worte des Directors im Prolog zu Göthe's Fauſt ſind bei Einweihung neuer Häuſer doppelt und dreifach wahr; und zu ſehen — was man ſo ſehen nennt — giebt dieſer Verſuch ſo wenig!

Deſto mehr hat deſſen Erſcheinung auf den obengenannten Bühnen den Notizenſchreibern zu ſchreiben gegeben. Was dieſe Herren, nondum inspectis tabulis, von dem Inhalte Falſches berichtet haben mögen, wird am beſten vorſtehender Abdruck berichtigen. Eigentliche Theaterkritiken, die bei offener Handſchrift gearbeitet worden, ſind mir bis jetzt nur zwei vorgekommen. Eine in den Hamburgiſchen Originalien, vom Herrn Prof. Zimmermann; eine zweite in der Wiener Zeitſchrift für Kunſt, Literatur, Theater und Mode, von Herrn Friedrich Wähner. Beide Kunſtrichter haben, fürcht' ich, ihren Gegenſtand überſchätzt, oder doch die Würdigung desjenigen, was daran Gutes gefunden werden mag, mit einer Wärme ausgedrückt, die mich hoffarthig machen könnte, wenn ich nicht glauben müßte, daß dieſe Richter weniger durch mein Werk, als durch die Abſurdität der Schlüſſe meiner Ankläger warm gemacht worden ſeyn könnten. Inzwiſchen darf ich immer darauf ein wenig ſtolz ſeyn, daß ich dieſe kritiſchen Arbeiten ver-

entlaßt habe: denn ſie ſind, unabhängig von meinem Stück, ein Gewinn für die Kunſtphiloſophie. Herr Wäbner beſonders hat über die Schickſalsidee vielſeitige, intereſſante Betrachtungen angeſtellt; und da die genannte Wiener Zeitſchrift außer Oeſterreich wenig bekannt iſt, ſo widerſteh' ich der Verſuchung nicht, die populärſte davon hier mitzutheilen.

„Endlich läßt ſich der Schickſalstragödie ſelbſt für diejenigen Leſer eine Bedeutung geben, die eine ausſchließende Liebe für praktiſche Anſichten haben. Jede That zerfällt in zwey Beſtandtheile, in ſo fern dabey die freye Kraft des Menſchen von der Kraft äußerer Beſtimmungsgründe unterſchieden werden muß, die in unendlicher Menge, verſtärkt durch die Zeit, hemmend oder treibend einwirken. Die Tragödie kann für ihre Helden nur die hemmenden Momente, die Hinderniſſe, brauchen, dieſe muß ſie von allen Seiten wie eine eherne Mauer aufführen, daß es tüchtige Funken gibt, wenn der Stahl des Willens dagegen andringt. Der Menſch hat von Natur eine Neigung, jedem Gegenſtande, der ſich ihm widerſetzt, einen Willen zu leihen, ſich mit ihm in Analogie zu ſtellen, er führt ſeine Sache gegen ihn gern als eine Art von Zweykampf. Bey Kindern und leidenſchaftlichen Menſchen bricht dieſe Neigung noch täglich und oft lächerlich genug aus.

Man denke ſich nun alle die einzelnen Kräfte, welche den tragiſchen Helden beſtürmen, in einem Bündniſſe, man leihe dieſem Bündniſſe, in Gemäßheit des eben nachgewieſenen Dranges nach Perſonifikation, eine Seele, nenne dieſe Seele Schickſal, und wir haben einen Begriff, der die Kernſchüſſe der ſtärkſten Logik aushält. Was bey dieſer Anſicht als Geiſt von außen entgegen tritt, das iſt eigentlich nur der Geiſt der Menſchheit, der ſich poetiſch verkleidet hat. Zuletzt kommt es alſo bey der Schickſalstragödie doch immer darauf an, daß derjenige, der ſie genießen oder vollends beurtheilen will, einigen poetiſchen Sinn mitbringt. Wenn jemand ſagen wollte, dieſe ganze Anſicht laufe ja auf Selbſttäuſchung hinaus, ſo läugnen wir das keineswegs, behaupten jedoch, daß eine Täuſchung, der man ſich freywillig hingibt, keine mehr iſt. Wer übrigens von poetiſchem Sinn entblößt iſt, der handelt nach ſeiner Natur ganz folgerecht, wenn er im vermeinten Fatalismus eine Art Teufel erblickt und gegen dieſen als Beelzebub zu Felde zieht." *)

---

*) S. Mai 1820. S. 486. Der ganze Aufſatz geht durch die Nummern 58 bis 63 hindurch, und macht ein liebes Buch aus.

Was die Beſchaffenheit der Aufführungen betrifft; ſo kann ich nur nach fremden Berichten urtheilen, und da ſcheint das Theater in Weimar in der Löſung der (allerdings nicht leichten) Geſammtaufgabe am glücklichſten geweſen zu ſeyn, das zu Kaſſel hingegen am unglücklichſten. Der Umſtand, daß in Weimar der Regiſſeur, Herr Deis, die Rolle des Camaſtro ſelbſt übernommen hat, anſtatt ſie einem Acteur des zweiten oder dritten Ranges anzuvertrauen, mag nebſt dem Style des Tragödienſpiels, welchen Göthe dort einheimiſch gemacht hat, zu dieſem Gelingen viel beigetragen haben. Möchte dieſer Styl, deſſen Eigenthümlichkeit beſonders in der engen Verbindung des Individualſpiels zu einem kunſtgeregelten Ganzen ſich offenbart, auf der deutſchen Bühne doch allgemein werden!

Einige Theater beſitzen abkürzende Varianten aus meiner Feder. Sie wurden auf Erſuchen zweier Directionen geſchrieben, welche mir die Stellen oder Scenen, wo ſie Abkürzung wünſchten, angezeigt hatten. Den allgemeinen Gebrauch derſelben muß ich daher widerrathen: denn ſoll einmal für die Bühne gekürzt werden, ſo muß es für jede einzelne nach ihrem individuellen Bedürfniſſe geſchehen. Beſonders widerrathe ich den Gebrauch derjenigen (von der Regie des Wiener Burgtheaters begehrten, und leider in Berlin adoptir-

ten) Aenderung, nach welcher Curio auf der Bühne sich in das Schwert stürzt.

Dagegen füg' ich hier zwei spätere bei, mit der Bemerkung, daß die erste derselben nicht von mir, sondern von dem Director des Theaters in Leipzig (Hofrath D. Küstner) erfunden und ausgeführt worden ist.

Akt IV. Sc. V.

Manuel.

— — — — — — — —

Fernando, unerkannt, wird als Gefangner
An Bord gebracht; vom Hauptschiff der Tunesier
Erblickt er euer Heer, euch selbst, am Ufer,
Und fühlt den Schmerz, womit sein Tod euch trifft.
Ein Lebender, im eignen Busen wühlen.
Doch blieb er eingedenk der Absendung, was
Der Mohr für seine Freiheit fordern würde;
Und fest ward sein Entschluß, die Sclavenkette
Zu tragen als Orlando, bis ein günstig
Geschick die Hand ihm böte, sie zu lösen.
In Tunis fiel ihm mildes Loos: Almansor
Bestimmt' ihn für den leichten Dienst der Gärten.
Dort sucht' er oft ihn bei der Arbeit auf. U. s. f.

So fallen die eilf Wechselreden zwischen Manuel und Basil, deren Inhalt der Zuschauer leichter als der Leser entbehren kann, hinweg.

Akt V. Scene IX.

Vasil.

— — — — — — — —
— — — — — — — Wie?
Wißt' ihr es nicht gestehn, Sohn des Camastro,
Der Nerwend wider mich den Abgrund reizte?
Wohl um ein Weib sind beide Söhne hin;
Doch nicht durch Haß: sie liegen, Lieb' um Liebe,
Gierreiche Sieger irdisch niedrer Triebe.
Vor der verschmähten Albaneserin.

Albana.

Ob, daß ich in dies Haus getreten bin.

Vasil.

Ju Mumien, Arzt, versteinre diese Leiber:
Nach Nerweg führ' ich meine Kinder heim;
Der Brudermörder Nerus war ihr Ahn,
In ihrem Ruhm verschwinde seine Schande!

Manuel.

Wie, Herr, ihr wollt —?

Vasil laut gegen den Eingang.

Verkündigt Syrakus:
Der Herzog Manuel ist Siciliens König.

(Der Vorhang fällt.)

Auch zu dieſer Zuſammenziehung hat Herr Hofrath D. Käſtner weſentlich mitgewirkt, indem er, in mündlich-freundlichem Verkehr, ſeine Erfahrungen von der theatraliſchen Wirkſamkeit ſcharf abſchneidender Abſchlüſſe gegen meine Poetenlaune geltend machte.

In Berlin hat man, wie ich höre, Abkürzungen auf eigne Hand vorgenommen. Da der Regiſſeur, Herr Wolff, ſelbſt dramatiſcher Dichter iſt; ſo ſind ſie wahrſcheinlich ſo beſchaffen, daß ich ſie zum Gebrauch anderer Bühnen gleichfalls beidrucken laſſen würde, wenn ſie mir mitgetheilt worden wären.

Druckfehler.

S. 46. Vers 2. lies: Zeilen, st. Zielen.
— 45. Z. 1. v. u. setze ! nach: Sonderbar.

Druckfehler.

S.	46.	Z.	5.	v. u. lies Zellen statt Zielen.
—	48.	—	1.	— setze ! nach: Sonderbar.
—	70.	—	3.	v. o. l. winket st. wendet.
—	76.	—	7.	v. u. l. muß' es st. muß es.
—	95.	—	6.	— l. Er st. Es.
—	110.	—	7.	— ist nach Seeligkeit das Comma zu streichen.
—	145.	—	11.	v. o. l. Lehnt st. Lehnt.
—	154.	—	6.	— l. Wachen st. Waffen.
—	165.	—	6.	v. u. l. verrathen st. errathen.
—	169.	—	9.	— l. schnöd st. schned.
—	193.	—	4.	v. o. setze ! nach: halten.
—	198.	—	9.	v. u. l. Löwenmilch st. Löwenmich.
—	204.	—	4.	— setze , nach: voller.
—	227.	—	6.	— l. Sieh ihn st. Sieh ihr.
—	251.	—	6.	v. o. l. Kernschüsse st. Kernschüsse.
—	251.	—	11.	v. u. l. ja st. ist.

Vers und Reim

auf

der Bühne.

Ein Taschenbüchlein

für

Schauspielerinnen

von

Müllner.

Stuttgart und Tübingen,
in der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
1822.

Vorwort.

Die folgende Abhandlung wurde für Dilettanten geschrieben, welche die Leitung eines Privattheaters in meinem Wohnorte mir anvertraut hatten, und mich neun Jahre lang (so lange erhielt sich das kleine Institut gegen die Macht der Krähwinkelei) weniger als ihren Spielgenossen, denn als ihren Kunstlehrer betrachteten. Dies wird den Ton erklären, worin sie geschrieben ist. Ihre Herausgabe mag der Umstand in Schutz

nehmen, daß ſie denen, für welche ſie beſtimmt war, in kurzer Zeit Früchte trug, woran ich den Markt der öffentlichen Bühne Mangel leiden ſehe.

M.

I.

Vom Scandiren.

„Soll man auf dem Theater die Verse und die Reime hören lassen, oder nicht?“ So fragte mich ein junger Schauspieler. Natürlich, war meine Antwort: Man soll, denn wofür wären sie sonst da? „Ja, dann heißt es in den Zeitungen, man scandire,“ erwiederte er, „und scandirt man nicht; so heißt es wieder, man rädere die Verse, und werfe die Reime weg. Wie soll man es nun machen?“ Statt der Antwort erlaubte ich mir die Frage: Wissen Sie, was eigentlich scandiren heißt? Es fand sich, daß er es eigentlich nicht wußte. Sollte nicht manche von den schönen Frauen und Jungfrauen, welche die Privatbühne betreten haben, oder zu betreten geneigt sind, in demselben Falle sich befinden?

Einen Vers ſcandiren heißt, ihn ſo ſprechen, daß man mit dem Gehör genau wahrnehmen kann, wie derſelbe aus ſeinen Füßen oder Tacten, und jeder Fuß oder Tact aus ſeinen Sylben oder Noten zuſammengeſetzt iſt. Es iſt nemlich jeder Vers für das Verſtändniß der Frauen und Jungfrauen gar füglich mit der ſogenannten Clauſe einer Tanzmuſik zu vergleichen. Was dort Note genannt wird, heißt hier Sylbe, und was dort ein Tact iſt, heißt hier ein Fuß. Jeder Fuß hat, wenigſtens nach derjenigen Verskunſt, welche in unſerer Theaterliteratur herrſchend iſt, entweder zwey Sylben (Jambus ∪ -, Trochäus - ∪, Spondäus - -) oder drey (Dactylus - ∪∪); andere Füße kommen dort in der Regel nicht vor, und da lange Sylben zu kurzen in dem Zeitmaße ihrer Ausſprache ungefähr eben ſo ſich gegen einander verhalten, wie Viertheilnoten zu Achttheilnoten , mithin der Jambus ſo: , der Trochäus ſo: , der Spondäus ſo: , und der Dactylus ſo: geſprochen wird; ſo haben die Jamben und Trochäen mit dem Dreyachttheiltacte, die Spondäen und Dactylen hingegen mit dem Zweyviertheiltact eine ſo unverkennbare Aehnlichkeit, daß meine ſchönen Leſe-

rinnen nach dem jambiſchen Versmaße der Jungfrau von Orleans, und nach dem trochäiſchen des ſtandhaften Prinzen eine Allemande, nach dem ſpondäiſch-dactyliſchen des Meſſias aber eine Ecoſſaiſe tanzen können. Will eine von ihnen die Probe machen; ſo ſinge ſie ſich ganz einfach und ohne irgend eine Sylbe über ihr natürliches Zeitmaß hinaus zu dehnen, einige trochäiſche Verſe:

Wie der letzte Laut verklinget,
Der ſich unter leiſer Hand
Aus der Harfe Saiten ſchwinget —

oder einige jambiſche:

Das iſt, Gott ſteh mir bey, des Teufels Wetter,
Mich wundert, daß der Dachſtuhl widerhält —

im Tempo eines raſchen Tanzes vor, und ſie wird augenblicklich fühlen, daß, wenn dazu getanzt werden ſoll, es im Allemandenpas geſchehen muß. Thut ſie es mit dactyliſchen Verſen:

Sieh, von der Roſe geküßt, erröthet die Wimme der Unſchuld;
Wenn ſich die Liebe dir naht, wirſt du erröthen, wie ſie!

ſo wird, ſie mag wollen oder nicht, aus dem Allemandenpas der ſchottiſche Tanzſchritt oder der franzöſiſche werden. Nimmt ſie das Tempo langſamer; ſo kann ſie nach den Jamben und Tro-

chäen ländern, nach den Spondäen und Dactylen hingegen Quadrille tanzen.

Nicht viel anders geht man mit einem Verſe um, wenn man ihn ſcandirt. Man kümmert ſich gar nicht um den Sinn ſeiner Worte. Man ſpricht die Sylben nach ihrer muſicaliſchen Quantität (Länge oder Kürze) wie Viertheile und Achttheile; man verbindet ſie nicht zu Wörtern, ſondern zu Versfüßen; und man macht je zwiſchen zwey Füßen eine kleine Pauſe, ungefähr wie es ein Muſiker machen würde, wenn er die Clauſe eines Tanzes in der Abſicht trällerte, um die Tacte derſelben ſich oder dem Hörer vorzuzählen, und ihm dabey zugleich die Art des Tactes recht bemerklich zu machen. Dieſe Operation iſt daher im Grunde zu nichts tauglich, als zu einer Art von Probe für das Gehör, welche mit einem Verſe in der Abſicht vorgenommen wird, um zu ſehen, unter welche Gattung er gehöre, und ob er proſodiſch richtig gebaut ſey oder nicht. Sie verhält ſich zum ſinngemäßen und ſchönen Sprechen eines Verſes ziemlich wie das Tactſchlagen oder Tacttrommeln zu dem muſicaliſchen Vortrage einer Melodie, und es iſt mithin klar, daß auf dem Theater das eigentliche Scandiren eines Verſes nur dann zweckmäßig iſt, wenn eine Perſon vorgeſtellt werden ſoll, welche ſo eben ſcandirt.

Sollte wider Verhoffen unter meinen Leserinnen eine seyn, die weder tanzen noch Guitarre spielen könnte, und welcher mithin die Gleichnisse, die ich Euterpen und Terpsichoren abgeborgt habe, die Sache nicht deutlich machten; so will ich zu ihrem Nutzen noch die Nachricht beyfügen, daß scandiren ursprünglich ein lateinisches Zeitwort ist, welches soviel als steigen bedeutet. Wenn sie sich einen Menschen vorstellt, der in gleich gemessenem Schritte eine Treppe oder Leiter hinaufsteigt, und dabey die Stufen oder Sprossen zählt; so hat sie für das Auge ein ziemlich entsprechendes Bild von dem, was das Scandiren für das Ohr ist.

II.

Vom Scandiren der Cäsur.

Das eigentliche Scandiren, wie ich es eben beschrieb, hab' ich, Gott sey Dank, auf der deutschen Bühne noch niemals vernommen. Aber die Kritik hat den Sinn des Worts erweitert, um damit einige andere Fehler des Vortrags zu rügen, in welche man viel leichter verfallen kann. Um diese erweiterte Bedeutung des Wortes klar

zu machen, muß ich zuvor von dem Versende und von der Cäſur reden.

Was ein Versende iſt, brauche ich den Leſerinnen nicht zu erklären. Sie ſehen es in jedem metriſchen Stück auf dem Papier. Aber die Cäſur, d. h. das Ende des Halbverſes, ſehen ſie in der Regel nicht, und ich kann mithin die Frage erwarten, welche Bewandtniß es mit dieſer Abtheilung der Verſe in Halbverſe habe. Leider hat es damit, ſoviel die deutſche Verskunſt betrifft, eine noch ziemlich bunte und unaccentuirte Bewandtniß, von welcher ich den wißbegierigen Frauen und Jungfrauen hier nur dasjenige offenbaren kann, was ihnen zum Behuf des Sprechens auf der Bühne am allernöthigſten ſeyn möchte zu wiſſen.

Ich habe oben den Vers mit der Clauſe eines Tanzes verglichen. Alle Gleichniſſe hinken. Die Clauſen der gewöhnlichen Tänze haben acht Tacte, in der Regel nicht mehr und nicht weniger. Die Verſe hingegen, welche auf der deutſchen Bühne gehört zu werden pflegen, haben (einige wenige Fälle, z. B. in Werners Dichtungen ausgenommen) immer nur ſechs, fünf, oder weniger Füße. Nun hat der Menſch die Eigenheit an ſich, jedes Ganze, welches ihm ein wenig lang vorkommt, zur Bequemlichkeit ſeines Auffaſſungsvermögens,

durch Abtheilungen zu zerlegen. Sechs Versfacte sind ihm für die Gesammtauffassung derselben schon zu viel, daher theilt er jeden Sechsfüßler gleichsam zur Bequemlichkeit des Genusses, den ihm der Rhythmus gewährt, gern in zwey Dreyfüßler ab, und die deutschen Versknnstler nennen das Ende des ersten Dreyfüßlers die Cäsur, auf deutsch, den Einschnitt. Ich rede jedoch hier blos von den deutschen, auf der Bühne gewöhnlichen Sechsfüßlern, welche Alexandriner heißen, und in der Regel jambische Füße haben. Die Besten davon, die Goethe'schen zum Beyspiel, sind meistentheils so eingerichtet, daß man den Ort der Cäsur ganz deutlich wahrnimmt, und kaum umhin kann, sie wie Dreyfüßler zu lesen, wovon die ungeraden Zahlen reimlos, die geraden gereimt sind. Z. B.

Schon wieder auf den Ball?
Im Ernst, Herr Schwiegersohn,
Ich hab' sein Nasen satt,
Und dächt', er blieb davon, u. s. f.

Aber so machen auch die besten Dichter ihre Alexandriner nicht immer. In diesen, zum Beyspiel:

Zwey Menschen, beyde gut und treu ihr Lebelang
Verklagen sich — Mir wird um meine Sinne bang,

iſt die Cäſur ſchon weit weniger bemerklich, und im folgenden:

Wohl löblich iſt der Eifer, den ihr Bruder zeigt,
Allein die Vortheil fordert mehr, und Er — — ſchweigt.

iſt gar keine anzutreffen, da der dritte Tact mitten in einem Worte zu Ende geht, und man ſie alſo nicht als Trevfüßler ſprechen kann, ohne nach der erſten Sylbe von Cifer und fordert einen Halt zu machen, aber auf dieſe Sylben einen hervorſtechenden Ton zu legen, welcher das Auffaſſen des Sinnes erſchweren würde.

Thut dieß nun in ſolchen Fällen der Sprechende; bezeichnet er da, wo der Dichter es an der Cäſur ganz hat fehlen laſſen, den Ort im Verſe, wo ſie ſeyn ſollte: oder läßt er eine wenig bemerkliche zu ſanft hören, ſo werfen ihm die Kritiker vor, daß er ſkandire.

Dieſe declamatoriſche Sünde kann nicht nur an den Sechsfüßlern der Bühne, ſondern auch an den Fünffüßlern begangen werden. Man ſollte glauben, die Fünffüßler könnten nie Cäſur haben, weil ſie ohne Zerſchneidung Eines Tactes nicht in zwey gleiche Hälften getheilt werden können. Aber dem iſt nicht alſo. Es giebt bisweilen auf der Bühne einen Fünffüßler, welcher dem Pentameter der Alten nachgebildet iſt, und deſſen Cäſur eben darum recht deutlich hervortritt, weil

Ein Tact getrennt wird, ſo, daß die Eine Note davon den Schluß des erſten, und die andere den des zweyten Halbverſes, mithin das Versende bildet. Z. B.

In dem de | ſcheidenen | Strauß || ihrer Be | dew-
rung und | Sinn.

Ja, auch die auf der Bühne gewöhnlichen Fünffüßler, die man Vorzugsweiſe Jamben nennt, ſchließen nicht unbedingt den Begriff der Cäſur aus, wiewohl ſie hier nie in die Mitte des Verſes fallen kann, ſondern entweder zwiſchen den zweyten und dritten, oder den dritten und vierten Fuß. Z. B.

Ein anderes Geſtirn, ein anders Licht
Erheitert mich. Und, wie in dunklen Grüften,
Das Mährchen ſagt's, Carfunkelſteine leuchten,
Mit herrlich mildem Schein der öden Nacht
Geheimnißvolle Schauer hold beleben;
So — u. ſ. f.

Der erſte dieſer Verſe hat ſeine Cäſur nach dem dritten Tacte, und wer ſie nach dem zweyten hören läßt, ſcandirt nicht nur, ſondern noch obendrein falſch.

Der zweyte und dritte hat ſie nach dem zweyten Fuße, der vierte wieder nach dem dritten Tacte, und der fünfte nirgends.

Den Verſen von weniger als fünf Füßen iſt in der Regel von Cäſur gar nicht die Rede, und wer z. B. im Vortrag der Vierfüßler die Versmitte durch Anhalten der Stimme bezeichnet, wenn nicht zufällig eine Interpunction ſich daſelbſt befindet, der ſcandirt.

Hier ſind einige ſolche vierfüßige Thiere aus meiner eignen Arche:

Erkoren für die Ewigkeit,
Malt er im Lauf, den er vollbringet,
Ihr Bild gern auf das Blatt der Zeit:
Die Schlange, die zum Kreis ſich ringet.

Den zweyten Vers theilt das Comma für das Ohr wie für das Auge in zwey gleiche Hälften; wer aber die übrigen eben ſo ſprechen wollte, der würde ſcandiren, und der Fehler würde bey dem vierten am bemerkbarſten ſeyn, weil hier ein Comma in die Mitte des zweyten Fußes fällt.

Hoch auf Felſen, wo der Aar
Um beeiſte Spitzen kreiſet,
Kämpfet in der Nacht der Föhren,
Trauend ſeinen Stahlgewehren,
Wild, der Jäger mit dem Bären.

Hier würde derſelbe Fehler begangen werden, wenn man alle dieſe Verſe wie den erſten ſprechen wollte. Den letzten hab' ich in der That ein-

mal so vortragen hören, daß er lautete, als ob ich geschrieben hätte:

Wilder Jäger, mit dem Bären.

Uebrigens gilt alles, was ich hier in Bezug auf Jamben über diesen Fehler gesagt habe, auch von Trochäen und spondäisch-dactylischen Versen. Sechsfüßige Trochäen kommen zwar in der Regel nicht vor auf der Bühne; aber sie könnten doch vorkommen. Wer hätte mir es z. B. wehren wollen, die Worte Elvirens in der Schuld:

Ausgeklungen waren meiner
Harfe Lieder, Grabgedanken
Zogen schwarz in mir vorüber u. s. w.

so abzutheilen:

Ausgeklungen waren meiner Harfe Lieder,
Grabgedanken zogen schwarz in mir vorüber?

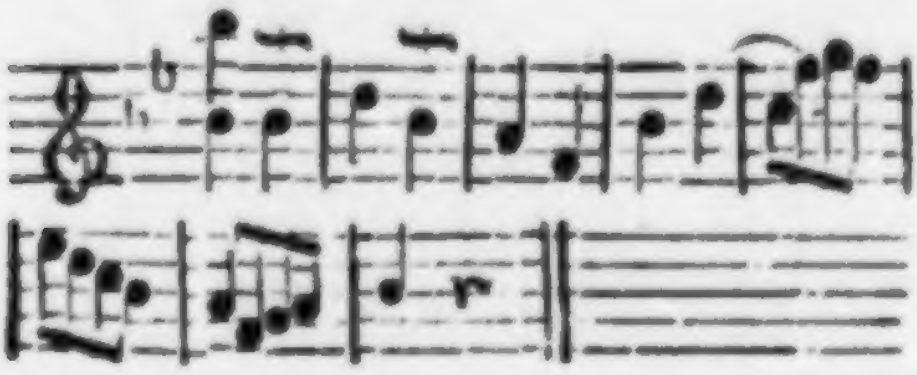
Dann würden sie (nach den Worten waren und zogen) eine Cäsur haben, und einen ganz andern Tonfall fordern.

Endlich kann die Cäsur nicht blos durch ein Aushalten der Stimme, sondern auch durch die Modulation, durch Wechsel des Tempo, und überhaupt durch den Tonfall bezeichnet werden. Das Letztgenannte fordert eine Erläuterung.

Meine Leserinnen, wenn sie Noten lesen können, mögen die Güte haben, sich einmal sol-

gende Ecossaisenclause vorzuträllern oder vorzuklimpern:

und sie werden sofort bemerken, daß der Tonsetzer hier die beyden Halbclausen deutlich von einander geschieden hat, nicht blos durch das kurze Trillerchen auf der letzten Note des vierten Tactes, sondern auch dadurch, daß der fünfte Tact Tonverhältnisse enthält, welche denen des ersten ähnlich sind, so daß man gar deutlich empfindet, es sey hier ein Satz geendiget, und gehe ein neuer, dem vorigen ähnlicher an. Belieben dieselben aber diese Clause zu trillern:



ſo werden ſie wahrnehmen, daß hier die ſehr merkliche Unähnlichkeit gerade dieſelbe Wirkung, wie dort die Aehnlichkeit hervorbringt, indem der Uebergang aus den Viertheilnoten in die Achttheile den Abſchnitt beyder Halbclauſen bezeichnet.

Etwas im Weſentlichen ganz Gleichartiges findet auch bey Verſen ſtatt. Nicht nur der Dichter kann durch Uebergänge dieſer Art:

Der Morgen graut, im Hain erwachen die Chöre der Vögel,

oder durch Wiederkehr des erſten Fußes nach dem dritten:

Er zahlt verdrießlich, doch er zahlt; was will ſie mehr?

und noch auf manche andere Art, für das Ohr die Halbverſe ſcheiden. Auch der Sprecher kann es auf eine ähnliche Weiſe; er darf zum Beyſpiel nur die Töne im zweyten Halbverſe in eben dem Verhältniſſe auf einander folgen laſſen, wie ſie in dem erſten auf einander folgten, oder auch in einem gerade umgekehrten; er darf beym Anfange des zweyten das Tempo ändern, oder auch nur die letzte Sylbe des erſten durch den Ton herausheben; ſo hört man die Cäſur auch ohne daß er die Stimme dabey anhält, und wenn er das ſo macht, daß man wahrnimmt, er wolle weiter

nichts damit, als die Cäſur hören laſſen; ſo werden die Kunſtrichter von ſeinem Gehör ſagen, er ſcandire dieſelbe, oder auch wohl gar, er ſinge, ſtatt zu reden.

III.

Vom Scandiren des Verſes.

Ich hoffe, im vorigen Kapitel deutlich gemacht zu haben, daß es Verſe mit und ohne Cäſur giebt. Ein Ende hingegen muß jeder Vers haben; aber was für eins? Das iſt die Frage bey jedem Verſe, wie bey jedem Menſchen. Zuvörderſt iſt es auf dem deutſchen Theater Regel (und es wird gut ſeyn, es bey dieſer Regel zu laſſen), daß das Ende eines Verſes allezeit auch das Ende ſeines Endwortes ſey. Die Griechen zwar ſchloſſen bisweilen einen Vers mitten in ſeinem letzten Worte, und fiengen den folgenden mit dem Reſte dieſes Wortes an. Dieß machen wir ihnen aber nicht nach, es wäre denn etwa in den metriſchen Ueberſetzungen ihrer Werke. Ja, wir laſſen es nicht einmal gern dabey bewenden, daß ein Vers-

ende auch zugleich Ende eines Wortes ſey. Leute von zartem Gehör lieben an dieſer Stelle vorzüglich ein ſolches Wort, bey welchem die Stimme entweder ein wenig anhalten, oder ſich heben, oder merklich ſinken kann, ohne daß dadurch dem Hören das Geſchäft erſchwert werde, den Sinn der Worte zu faſſen, aus welchen der Vers nebſt ſeinen Vorgängern und Nachfolgern zuſammengeſetzt iſt. Daher behaupten den erſten Rang diejenigen Endwörter, welche ein Interpunctionszeichen, als da ſind: Punct, Doppelpunkt, Semicolon, Comma, Fragzeichen, Ausrufungszeichen, Einſchaltungsklammer und Unterbrechungszeichen (Gedankenſtrich), unmittelbar hinter ſich haben; indem hier die Stimme unfehlbar ein wenig anhalten darf, weil ſie anhalten muß. Wer Kunſtwörter liebt, der kann, da die Interpunctionslehre in die Sprachlehre gehört, dieſe Art von Versende füglich das grammatikaliſche nennen. Eine zweyte Gattung iſt das recitatoriſche. Im Sprechen pflegt man bisweilen auch da, wo kein Interpunctionszeichen ſich befindet, einen kleinen Halt mit der Stimme zu machen, entweder um einem eben ausgeſprochenen Worte deſto mehr Nachdruck, und gleichſam Zeit zu geben, vor dem folgenden in das Faſſungsvermögen des Hörers einzudringen, oder auch um

dem nächstfolgenden Worte oder Satze dessen besondere Aufmerksamkeit zu verschaffen. Z. B.

Die Flucht ergreif' ich vor der ungeheuren Schlange,
Doch wehe mir, ein Bär
Schleicht brummend näher in dem schmalen Gange:
Vorbey zu kommen fehlt's an Raume,
Am Raum, zu bleiben; Schlang und Bär sind nah,
Die Rachen öffnen sich, mich anzubeißen, da
Erwach' ich schwitzend aus dem bangen Traume.

Das Ende des zweyten und des sechsten Verses ist recitatorisch. Ein geschickter Sprecher wird bey dem Worte Bär eine Achttheilnote pausiren, um die Vorstellung von dem Unthier in dem Hörer recht lebendig werden zu lassen, und bey dem Worte da wird er vielleicht noch länger anhalten, um die Erwartung zu spannen, die er täuschen will. Die übrigen fünf Verse haben grammatikalische Enden, und wer diese Beschreibung so spricht, daß für den Hörer die Verse durch Pausen sich deutlich von einander scheiden, dem kann der Vorwurf des Scandirens nur dann gemacht werden, wenn er mit der Stimme länger pausirt, als es zu diesem Behuf nöthig ist.

Weit leichter kann man in diesen Fehler verfallen, wo der Dichter die Verse nicht auf diese Art getrennt, sondern sie vielmehr durch den sogenannten Ueberschritt (Enjambement) mit

einander verbunden hat. Jeder Vers, der weder ein grammatikalisches, noch ein recitatorisches Ende hat, endiget mit einem Ueberschritt, indem der Redesatz, welchen er auszudrücken anfängt oder fortfährt, ohne alle Stimmpause in den nächstfolgenden Vers herüber greift. Z. B.

O Graf, Prinz, von diesen kindischen
Geschichten, die mich jetzt noch schamroth machen. —
Verreißen könntest du mein Herz, doch nie
Von dir entfernen. Dreymal wiesest du
Den Fürsten von dir, dreymal kam er wieder.

Hier ist der erste, dritte und vierte Vers offenbar so beschaffen, daß die Stimmpause das Versende auf Kosten der Leichtigkeit und Annehmlichkeit der Auffassung bezeichnen würde. Nicht ganz derselbe Fall ist es hier:

Damals trat kein gräßliches Gerippe
Mit dem Pfeil des Sterbenden; ein Kuß
Nahm das letzte Leben von der Lippe u. s. f.

wo die Schlußwörter ein kleines Anhalten der Stimme (ein Appuyiren) zur Verstärkung des Nachdrucks erlauben, wenn gleich die Betonung allein dazu hinreichen könnte.

Wer nun einen überschreitenden Vers so spricht, als ob er ein grammatikalisches oder ein recitatorisches Versende hätte, der scandirt ihn, wenn er gleich weder die Cäsur, noch

die Versfüße auf eine unangenehme Weise hören läßt.

Wie die Cäsur, so kann auch das Versende ohne Stimmpause, durch Tongebung, im Sprechen herausgehoben, und auf diese Weise des Ueberschritts ungeachtet der Vers dem Gehör bemerklich gemacht werden. Geschieht dieß auf eine zu grelle oder Sinnstörende Art, so ist wiederum der Fehler des Scandirens da. Die oben angeführten Verse aus Schillers Karlos:

Zerreißen konntest du mein Herz, doch nie
Von dir entfernen. Dreymal wiesest du
Den Fürsten von dir u. s. f.

mögen als erläuterndes Beyspiel dienen. Das Ende des ersten kann sehr schicklich dadurch bezeichnet werden, daß der Sprecher das Wort nie etwas gehalten, ungefähr wie ♩. ausspricht, gleichsam als ob er in diese Eine Sylbe die ganze Tonkraft zusammendrängen wollte, welche das Wort niemals oder nimmermehr erfordern würde. Bey dem zweyten Verse geht das nicht. Ein gehaltener Ton auf Du würde von diesem Worte eine Wichtigkeit ahnen lassen, die es hier nach dem Sinne des ganzen Redesatzes nicht hat. In solchen Fällen muß es der Sprecher dem Hörer überlassen, das Versende von selbst wahrzuneh-

men, das heißt, zu fühlen, daß gerade hier die Anzahl der Tacte, die zu diesem Verse gehören, vollendet ist, ungefähr wie ein Mensch, der im Dunkeln die oft betretenen Thürstufen eines Hauses herabsteigt, und, auch ohne sie zu zählen, recht gut weiß, wenn er von der Letzten auf das Pflaster der Straße herunter schreitet.

So viel vom Scandiren. Zu viel, werden meine Leserinnen sagen; wenn wir nicht scandiren sollen, was brauchen wir zu wissen, wie man scandirt? Aber wer die Sünde genau kennt, der vermeidet sie am sichersten. Von dieser Regel sind nur die angenehmen Sünden ausgenommen, unter welche das Scandiren nicht gehört.

IV.

Vom Rädern der Verse.

Es ist eine bekannte Sache, daß im gemeinen Leben die Menschen nicht in Versen mit einander zu reden pflegen. Daraus haben ehedem die Theaterpractiker gefolgert, daß auf der Bühne, die eine Nachahmung des Lebens seyn soll, Verse etwas Unnatürliches wären. Da gleichwohl die Poeten nicht davon abzubringen gewesen sind, Schau-

ſpiele in Verſen zu ſchreiben; ſo hat man von Seiten der Theaterleute mancherley Mittel angewendet, die unnatürlichen Geſchöpfe umzubringen. Das ſinnreichſte, und am meiſten durchgreifende davon war folgendes: Die Bühnenvorſteher ließen die Rollen metriſcher Stücke ſo ausſchreiben, daß ſie auf dem Papier wie Proſa ausſahen, und man weder Anfang noch Ende der Verſe mit dem Auge unterſcheiden konnte. Die Schauſpieler lernten ſie nun wie Proſa, und ſprachen ſie auch wie Proſa. Das nun iſt es, was heut zu Tage die Kritiker Verſe **tödten**, und, wenn ſie recht böſe werden, ſogar Verſe **rädern** zu nennen pflegen. Es iſt der dem Scandiren gerade entgegengeſetzte Fehler, und die verſchiedenen Arten deſſelben laſſen ſich am bequemſten überſehen, wenn man die Gegenſtände, an denen jenes Verbrechen verübt werden kann, in umgekehrter Ordnung betrachtet. Man kann rädern die Verſenden, die Cäſur, und die Füße.

Das erſte geſchieht, wenn man überſchreitende Verſe, die ſich durch Tongebung für das Gehör ſcheiden laſſen, ohne dieſe Scheidung verträgt, und wenn man Verſe, welche grammatikaliſche oder recitatoriſche Enden haben, wie überſchreitende ſpricht. An überſchreitenden, welche ihrem Sinne und ihrer Bauart nach die Sonderung durch

Tongebung nicht zulaſſen, kann dieſer Todtſchlag eigentlich gar nicht verübt werden. Sie haben gleichſam todtgeborne Enden, und wer ſie lebendig machen wollte, würde den Sinn tödten, oder wenigſtens krank machen: er würde ſcandiren.

Die Cäſur wird getödtet, wenn man Verſe, welche Cäſur haben, ſo ſpricht, als ob ſie keine, oder auch, als ob ſie dieſelbe an einem Orte hätten, wo ſie nicht iſt.

Endlich werden den Verſen die Füße gerädert, wenn man ſie wider den, ihnen zukommenden Tact, oder auch ohne allen Tact ſpricht.

In allen dieſen Mitteln, Verſe umzubringen, iſt inzwiſchen noch eine gewiſſe Methode, wie in den Heilungsarten mancher gelehrten Aerzte; und es giebt Verſe von einer ſo geſunden Natur, daß es oft kaum möglich iſt, ihnen damit an's Leben zu kommen. In ſolchen Fällen helfen die Verſfeindlichen Theaterleute ſich ohne Methode. Können ſie die Verſe nicht ſo ſprechen, als ob ſie Proſa wären; ſo machen ſie Proſa daraus, indem ſie Sylben und Wörter verſchlucken, weglaſſen, hinzuſetzen, mit andern, nicht in den Tact paſſenden, vertauſchen, die Wortfügung verändern, und ſo mit unfehlbaren Gewaltſtreichen Verſende, Cäſur und Tact auf einmal zerſtören.

Für dieſe Sünden haben die Kritiker noch keine Kunſtnamen erfunden, es wäre denn etwa für das Verſchlucken der Sylben und Wörter. Das nennen die Unhöflichen unter ihnen: die Verſe freſſen.

V.

Von den Reimen.

Es kann ſeyn, daß meine Leſerinnen die Lehre vom Scandiren und Rädern der Verſe ein wenig langweilig gefunden haben. Ich hoffe aber, daß die Lehre von den Reimen ſie dafür entſchädigen ſoll: denn hier wird von dem Unterſchiede des weiblichen und männlichen Geſchlechts, ja ſogar von Vermählungen und Umarmungen die Rede ſeyn.

Reime ſind bekanntlich Verſendungen, welche ähnlich lauten. Aber nicht alle ähnlich lautenden Verſendungen ſind Reime, ſondern nur diejenigen, welche eine gewiſſe, beſtimmte Aehnlichkeit des Lautes mit einander haben. Eine Aehnlichkeit des Lautes muß natürlich ihren Hauptſitz in den lauten Buchſtaben, oder ſogenannten Selbſtlautern haben. Und da Reime in

der Regel den Zweck haben, daß sie hellklingend in's Ohr fallen sollen; so sind es die langen, nicht die kurzen Sylben, deren Aehnlichkeit der Reim des Reimes ist. Zwey lange Sylben nun reimen sich auf einander, wenn ihre Selbstlauter, und, im Fall Mitlauter darauf folgen, auch diese Mitlauter, ähnlich oder gleich lauten, wenn schon diejenigen Mitlauter, welche dem Selbstlauter vorangehen, einander ganz unähnlich klingen. So reimen sich Last und Hast; Last und Land aber reimen sich nicht. Geben die Selbstlauter mit ihrem Gefolge von Mitlautern einen gleichen Gesammtlaut; so nennen wir den Reim einen reinen; ist dieser Gesammtlaut blos ähnlich; so heißt der Reim ein unreiner. So reimen sich Band und Wand rein; bunt und kund, Tag und nach, Hoch und doch, Näh', Höh' und seh', liebt und übt u. s. f. unrein auf einander. Sylben, die bey verschiedenem Sinne völlig gleichen Laut geben, z. B. Stand (der Staud) und stand (ich stand) kann man überreine Reime nennen; ist aber auch der Sinn wieder derselbe z. B. Land und Land (Vaterland); so sind es genau genommen gar keine Reime, weil es bey allen Reimen ungefähr eben so, wie nach manchen Kunstlehrern bey allem Witz, eigentlich darauf abgesehen ist, durch das

Hervorheben zufälliger Aehnlichkeiten zu ergötzen, welche an wesentlich verschiedenen Dingen sich finden.

Versendungen nun, welche in einer langen Sylbe bestehen, nennt man männliche, und wenn sie auf einander sich reimen; so heißen sie männliche Reime, gleichsam als ob eine Nachdrucksvolle Einsylbigkeit ein unterscheidendes Merkmahl des sogenannten stärkern Geschlechts wäre.

Daß die Kürze nicht Vorzugsweise eine Tugend des schönen Geschlechts ist, behaupten die Menschenkenner nicht ohne Grund. Nichtsdestoweniger werden die kurzsylbigen Versendungen weibliche genannt, und wenn die vorhergehenden langen Sylben sich auf einander reimen, die folgenden kurzen aber vollkommen gleichlautend sind, wie z. B. Ränder und Bänder, Nüsse und Küsse, Busen und Musen; so nennt man sie weibliche Reime. Da sich Namen am besten merken, wenn man sich irgend einen Grund ersinnt, aus welchem sie der Sache gegeben worden seyn könnten; so habe ich mir für diese Benennungen den Grund ausgedacht, daß Frauen, wenn sie die Hauptsache ausgesprochen haben, immer gern noch etwas Nebensächliches nachbringen, und im Nebensächlichen oft ganz vorzüglich eigen-

sinnig sind. Etwas Aehnliches thun die weiblichen Reime: sie lassen der langen Haupt- und Reimsylbe noch eine Nebensylbe folgen, auf die man kaum hört, und während sie in der Hauptsache mit der bloßen Aehnlichkeit sich begnügen, bringen sie in Betreff der Nebensache auf eine so vollkommene Gleichheit, daß man es kaum magen kann, die Verwandlungen streiten und leiden, Thaten und baden u. s. w. Reime zu nennen, blos weil t ein wenig anders als d lautet. Inzwischen lassen die eben angeführten zur Noth als unreine mitunter, so gut wie Ende und Hände, kehren und stören, und nur Lippen und Ribben sind etwas Unerträgliches, wenn man nicht Wippen schreiben und sprechen will.

Unter die weiblichen Reime rechne ich auch diejenigen, wo der Reimsylbe zwey kurze Sylben folgen, z. B. eilige und heilige, singende und klingende und dergleichen mehr. Ja, ich nenne sie auch wohl bisweilen geschwänzte Reime, obwohl sie eigentlich dactylische heißen sollten. Von den spondäischen Verbindungen hab' ich in Bezug auf den Reim wenig zu sagen. Reine Spondäen (— —) giebt es im Deutschen nicht viel. Wahrheit und Klarheit, Sehn sieht und Gehn sieht sind mehr Trochäen (— ⏑).

Und kommt ja ein wirklicher Spondäus vor, wie z. B. Windsbraut; so bringen die reimenden Poeten ihn nicht leicht an die Enden der Verse, weil die Reime darauf selten sind. Inzwischen ließe sich allenfalls auf Windsbraut der doppelt männliche Rindshaut, oder der hartlautende Kindsbraut (Braut eines Kindes, eines fürstlichen z. B.) denken, welcher ein spondäisch-weiblicher genannt werden könnte. Vorhaupt, einschraubt, todt glaubt wären allenfalls spondäische in einfach männlicher Reimform, im Grunde aber ein Zwittergeschlecht: nicht aecht männlich, weil die Reimsylbe ihrer Vorgängerin an Gewicht nicht merklich überlegen ist; und nicht weiblich, weil sie den Schluß macht.

Meine Leserinnen haben gesehen, daß der Unterschied der Geschlechter nicht blos bey den Reimen, sondern auch bey reimlosen Versendungen vorkommt. Wenn Posa erzählt:

> Er kommt! Er sieht! Er liebt! Die neue Regung
> Erstickt die leis're Stimme der Natur,
> Der Oheim wirbt um seines Neffen Braut,
> Und heiligt seinen Raub vor dem Altare;

so endiget er den ersten und letzten Vers weiblich, und die beyden mittleren männlich. Derselbe Unterschied findet sich aber auch bey der Cäsur

und bey dem Verstacte wieder. Ein Halbvers, der mit einer langen Sylbe schließt:

Ich laufe hin und her, die Treppen auf und nieder,

bildet eine männliche Cäsur, wenn gleich die Versendung weiblich ist. Dagegen hat dieser Vers:

Rings herum im Kreise steht der Ritter Schaar,

bey männlichem Ausgang einen weiblichen Einschnitt und der folgende:

Sieh des Himmels erhabenes, Sternebesätes Gefild,

sogar eine geschwätzige (dactylische) Cäsur. Der Jambus (Gĕnūß) ist ein männlicher, der Trochäus (Lī̄ĕ̄) so wie der Dactylus (zā̄rtlĭ̆ĕ̆) ein weiblicher, und der Spondäus (Nō̄rdwē̄st) ein zwitterhafter Tact.

Ich hoffe, diese Bemerkungen werden den Frauen und vor allen den öffentlichen Schauspielerinnen, die trockne Lehre von den Verstacten, Einschnitten und Ausgängen anziehender machen; und ich ersuche daher die Kunstrichter, es mit denselben nicht genauer zu nehmen, als mit der modernen Eintheilung der Erde in die männliche und weibliche Hemisphäre. Eine Eintheilung, welche

erfunden zu seyn scheint, um die Primaner zum Studium der Geographie anzureizen. Doch kehren wir zu den Reimen zurück.

Ueberall, wo es ein männliches und ein weibliches Geschlecht giebt, da ladet die Natur der Sache zu Vermählungen ein. Die regelmäßigste Vermählung, man könnte sagen, die Anstandsehe der männlichen und weiblichen Reime, finden wir in den Alexandrinern der französischen Tragödie, wo in der Regel die ganzen fünf Akte hindurch neben jedem weiblichen Reime ein männlicher steht. Nach diesem Musterbilde ist z. B. das Trauerspiel Cobrus (von Chronegk) gereimt:

So wird dein zärtlich Herz der Thränen niemals mühe?
Quält dich ein ew'ger Gram, betrübte Philaide?
Ich ehre deinen Schmerz; doch folg' ihm nicht zu sehr:
Die Klagen sind umsonst; und Neben ist nicht mehr.
Die Götter wollen nicht der Schwermuth Wunsch verstatten,
Kein Geist entreißet sich dem blassen Reich der Schatten.
Dein Herz ist allzugroß, zu zärtlich, zu getreu!
Der Tugend Uebermaaß ist nie von Fehlern frey u. s. f.

Des Anblicks einer solchen langen Reihe von Eheleuten, die Hand in Hand anständig spazieren gehen,

wird man leicht ein wenig früher müde, als Philaide ihrer Thränen um Weben. Man sieht zwar die Pflicht, nemlich die Wohlstandspflicht, welche Tänzer und Tänzerin in der Polonaise zusammenfügt; aber nicht die Liebe, welche die Arme der Walzenden umschlingt. Den letztgenannten Anblick gewähren uns die männlichen und weiblichen Reime, wenn sie sich kreuzen:

Freude, schöner Götterfunken,
Tochter aus Elysium,
Wir betreten Feuertrunken,
Himmlische, dein Heiligthum;

oder wenn das eine Geschlecht das andere umarmt:

Seyd umschlungen Millionen,
Diesen Kuß der ganzen Welt.
Brüder, überm Sternenzelt
Muß ein guter Vater wohnen.

Doch auch Männer mit Männern, Frauen mit Frauen, obschon sie sich nicht vermählen können, gehen bisweilen neben oder hintereinander spazieren, walzen mit einander und umarmen sich. Eben so ist es mit den Reimen, und unabhängig vom Geschlechtsunterschiede ist daher die Eintheilung der zweyarmigen Reime in platte, gekreuzte und umarmende begründet.

Diese Eintheilung ist erschöpfend, so lange nur von zweyarmigen Reimen, und höchstens von

den vier Armen Eines Reimpaares die Rede iſt. Wo Ein Reim mit ſeinen beyden Armen allein ſteht, da iſt er allezeit platt; man müßte ihm denn etwa dieſen Namen für den Fall ſtreitig machen wollen, wo reimloſe Verſendungen zwiſchen ſeinen beyden Armen liegen. Unter einem Paare zweyarmiger Reime iſt keine andere Zuſammenſtellung möglich, als entweder das ſchlichte Aufeinanderfolgen beyder Reime, oder die eben bemerkte doppelte Verſchränkung ihrer vier Arme. Sobald hingegen entweder mehr als zwey Reime, oder Reime, die mehr als zwey Arme haben, z. B. Haube, Glaube, Schraube, Taube u. ſ. f. zu einem Ganzen verbunden werden ſollen; ſo werden andere, und ſo mannichfaltige Verſchlingungen möglich, daß es nur das Gedächtniß unbloſer Weiſe überladen würde, wenn man jeder Möglichkeit einen beſonderen Namen geben wollte. *) Man nennt die mehrarmigen

*) D. Nürnberger hat ausgerechnet, daß 8 Reimzeilen, von denen je 2 und 2 reimen ſollen, (alſo 4 zweyarmige Reime) 105 verſchiedene Reimformen möglich machen. (S. das Tübing. Lit. Bl. 1820. Nro. 108. S. 430.) Mathematiker, welche wiſſen, daß 8 Dinge, und alſo auch 8 Wörter, in 40.320 verſchiedene Ordnungen geſtellt werden können, dürfen verſucht werden zu glauben, er habe ſich zu ſei-

Reime, wenn sie ohne Verschränkung ihrer Arme auf einander folgen, ebenfalls platte, und die

---

nem Schaden verrechnet — habe zu wenig Reimverbindungen gefunden. Den Poeten hingegen wird es zu viel scheinen, und diesen geschieht vielleicht ein Dienst damit, wenn ich sie überzeuge, daß der Mann vollkommen recht hat.

Zwey zweyarmige Reime geben, wie wir gesehen haben, drey verschiedene Reimformen: die platte, die gekreuzte, und die Umarmung. Wie viel geben drey dergleichen Reime?

Da dieser Fall sechs Zeilen voraussetzt; so leuchtet ein, daß die erste Zeile entweder mit der zweyten, oder mit der dritten, oder mit der vierten, oder mit der fünften, oder mit der sechsten reimen kann. Die veränderte Entfernung zweyer Reimarme von einander verändert auch die Reimform, und folglich sind fünf verschiedene Reimformen bereits außer allem Zweifel. In jedem der eben gedachten fünf Fälle bleiben aber vier Zeilen übrig, von denen je zwey und zwey reimen. Dieß giebt denn, für jeden Fall, drey verschiedene Reimformen, indem diese vier Zeilen, unter sich, platt oder gekreuzt oder umarmend reimen können, und folglich sind der möglichen Reimformen für drey zweyarmige Reime drey Mal fünf = 15.

Setzen wir nun, es seyen der Reime vier gegeben; so haben wir acht Zeilen, und es entstehen schon daraus, daß Zeile 1 mit 2, 3, 4, 5, 6, 7 oder 8 reimen kann, sieben verschiedene Reim-

übrigen verſchlungene Reime, gleichviel ob die Verſchlingung unter mehr als zwey Armen, oder unter mehr als zwey Reimpaaren ſtatt findet. Iſt in der Verſchlingung Symmetrie wahrzunehmen; ſo wird ſie immer auf eine oder die andere Art als eine Zuſammenſetzung oder Abart

---

formen. In jedem dieſer ſieben Fälle bleiben ſechs Zeilen (mit drey zweyarmigen Reimen) übrig. Dieſe laſſen denn, in jedem der ſieben Hauptfälle, eben gezeigter Maaßen funfzehn Veränderungen zu, und folglich ſind der möglichen Reimformen für vier zweyarmige Reime ſiebenmal funfzehn = 105.

Meinen Leſerinnen wird das kaum klar genug ſeyn, den Mathematikern aber zu klar; für dieſe will ich es denn ein wenig dunkler geben.

Weil die Anzahl der möglichen Reimformen für eine gegebene Anzahl zweyarmiger Reime gefunden wird, indem man die Anzahl der gegebenen Reimzeilen weniger Eins in die Anzahl der, bey Einem Reime weniger, möglichen Reimformen multiplizirt; ſo ſey die gegebene Anzahl der Reime = n, folglich die Anzahl der gegebenen Zeilen = 2n, und es iſt die geſuchte Anzahl der Reimformen x = (2n − 1). (2n − 3). (2n − 5). (2n − 7)..... 1. Q. e. d. Das heißt auf deutſch: Multiplicire alle ungeraden Zahlen von 1 an bis zur Anzahl der gegebenen Zeilen in einander; ſo findeſt du, was du ſuchſt.

der obigen drey Gattungen anzusehen seyn. Die ersten acht Verse eines Sonnets z. B.

Kraft der Laute, die ich rühmlich schlug,
Kraft der Zweige, die mein Haupt umwinden,
Darf ich dir ein hohes Wort verkünden,
Das ich längst in meinem Busen trug.
Junger Aar, dein königlicher Flug
Wird den Druck der Wolken überwinden,
Wird den Weg zum Sonnenfeuer finden,
Oder Phöbus Wort in mir ist Lug. —

zeigen uns Ein Paar vierarmiger Reime, von denen je zwey männliche Arme einen platten weiblichen Reim umschließen. In Bürgers hohem Liede:

Schweig, o Chor der Nachtigallen,
Mir nur lausche jedes Ohr!
Murmelbach, hör' auf zu wallen,
Winde, laßt die Flügel fallen,
Rasselt nicht durch Laub und Rohr,

ist ein zweyarmiger männlicher mit einem dreyarmigen weiblichen vermählt. Der männliche umarmt zwey Glieder des weiblichen, und betrachtet man die letztgenannten als Ein Glied; so erscheint die Form der gekreuzten Reime. In der folgenden Halbstrophe:

Hast in jedem Elemente,
Hast in Garten, Hain und Flur

Jeden Laut, der irgend nur
Meine Feyer ſtören könnte,
Halt den Odem an, Natur!

wiederholt ſich dieſe Verflechtung mit dem einzigen Unterſchiede, daß hier der männliche Reim dreyarmig, und der weibliche zweyarmig iſt. In den bekannten achtzeiligen Stanzen kreuzen ſich zwey dreyarmige Reime und ein platter ſchließt den Reigen. Die Terzinen, welche am Anfang und am Ende einen zweyarmigen, in der Mitte aber dreyarmige Reime haben, verſchlingen ihre dreyzeiligen Strophen durch Kreuzung der Reime zu einer fortlaufend zuſammenhängenden Kette, weshalb ich mich der Kürze halber auf die Zueignung der Schuld an die Leſer beziehe. In dieſen Verſen:

Wenn ſein Auge Kuſſe heiſchet,
Blitzt's oft furchtbar drin empor,
Es durchzuckt mich, wie ein Strahl,
Und der Gatte meiner Wahl
Kommt mir wie ein Raubthier vor,
Das mich liebt, und mich zerfleiſchet,

wird der platte männliche Reim (Strahl und Wahl) von einem männlichen umarmt, und beyde werden wieder von einem weiblichen umſchlungen. Stunden ſie in dieſer Ordnung: heiſchet, empor: Strahl, vor, Wahl, zerfleiſchet; ſo würde der weibliche zwey gekreuzte männliche umarmen.

Zwey platte männliche umarmt er, wenn die mittleren vier Versendungen so stehen: empor, vor, Strahl, Wahl. Und ordnet man endlich alle sechs Arme so: zerfleischet, empor, Strahl, heischet, vor, Wahl; so entsteht eine symmetrische Verflechtung, die mit der Kreuzung den Umstand gemein hat, daß die beyden Arme jeden Reimes durch gleiche Entfernungen von einander geschieden sind.

Wären hingegen diese sechs Wörter an den Ausgängen der Verse so geordnet: Strahl, zerfleischet, Wahl, empor, heischet, vor; so wäre die Verflechtung unsymmetrisch zu nennen. Dergleichen regellose Verschlingungen, die bey mehr als drey Reimen bis zur Verwirrung getrieben werden können, stehen den symmetrischen an musikalischer Wirkung zwar nach; werden aber nicht selten dazu gebraucht, die wiederkehrende Symmetrie der Reimstellung desto angenehmer zu machen. Man kann sie in dieser Hinsicht mit denjenigen Dissonanzen in der Musik vergleichen, welche da sind, um in Harmonie sich aufzulösen.

Inzwischen kann eine bedeutende Anzahl von Reimen, selbst wenn sie an sich unsymmetrisch geordnet sind, dennoch zu einem leicht faßlichen Ganzen verbunden werden, wenn ein vielarmiger darunter ist, der, wie der Grundton in

der Musik, in mäßigen Zwischenräumen wiederkehrt, und so in der ganzen Reihe vorherrscht, wie z. B. in dieser: Fluthen, Dunkel, Gluthen, Augen, Glanz, Gefunkel, Tanz, hinken, langen, Gemunkel, knieen, Brust, Lust, blühen, Karfunkel, Kranz, Ruhme, Blume, Kanunkel. *)

Steht hingegen ein solcher vielarmiger Reim in platter Form da; so kann man ihn füglich Schlagreim nennen: denn es ist damit gewöhnlich auf eine Wirkung abgesehen, wie sie das oft und unmittelbar wiederholte Schlagen auf einen Fleck hervorzubringen pflegt. Ich will diejenigen, welche die Vertrauten kennen, Beyspielsweise an die Stelle erinnern, wo Saar seine Fertigkeiten mit dem brevarmigen Reime — achen, und mit dem zehnarmigen — agen rühmt. Auch in dem Lustspiel, Ritter Hans, von Hensel, verwünscht der Ritter Hans die Reime mit einem zwölfarmigen Schlagreim auf — eime und — äume. **)

---

*) M. s. Wilhelm Hensels Ritter Hans in meinem Almanach für Privatbühnen 1818. S. 28 u. 29.

**) In meinem Almanach für Privatbühnen 1818. S. 41. Die ganze Stelle lautet so:

Ich habe bis jetzt von den Reimen in der Voraussetzung gesprochen, daß sie zugleich Versendungen sind. Wär es mir darum zu thun gewesen, dieses Kapitel mit einer schulgerechten

---

Adelheid von Lichtried.

Aber sagt mir, was ihr wollt?
Der kommt heulend vorgetrollt,
Die kommt schimpfend angerollt;
Habt ihr Recht denn, daß ihr schmollt,
Wenn man Lieb' um Liebe zollt?

Hans.

Oh! verflucht sind alle Reime,
Meines ganzen Unglücks Keime!
Rose, Zephyr, Nacht und Bäume
Bringen mich um meine Träume.
Die da wähnte' ich mir daheime,
In die reichgefüllten Räume;
Will's ihr zierlich sagen — säume —
Putz' am Musenpferd', und zäume —
Bleibe sitzen, wie auf Leime —
Und des Singsangs bunte Schäume,
Süß gemacht mit Honigseime —
(unwillig sich corrigirend)
Nein! mit schalem Zuckerschleime —
Trügen diesen Wicht vom Lied
Leicht indeß in's lichte Ried,
Wo — ich möchte mich ersäufen! —
Wo er nun, trotz meinem Keifen,
Sitzt im Rohr und schneidet Pfeifen.

Erklärung ſeines Hauptgegenſtandes anzufangen; ſo hätt' ich ſehr unrecht daran gethan: denn dieſe Reime heißen, wenn man genau unterſcheidet, Endreime, und es giebt auſſer ihnen auch noch Mittelreime (Binnenreime) und ſogar Anfangsreime. Ja der Begriff des Reimes, welcher auf dem der Aehnlichkeit des Lautes ruht, iſt ſelbſt von dem Begriffe eines Verſes unabhängig, und es können auch in der Proſa Reime vorkommen. Z. B.

„Vielgeliebte Zuhörer! Schändliches Geſindel ſeyd ihr, weil es die ganze Menſchheit iſt. In jeder Ader Hader, erregt ihr rings ein Keifen und Kneifen, Knuffen und Puffen, daß ſelbſt Todesſchlaf nicht vor dem Erwachen ſchützt. Ich glaubte, meine Zunge, der Dreſchflegel für die Geiſteskörner, ſollte durch eurer

---

Adelheid von Lichtried (an den Fingern zählend)

Reime, Reime, Bäume, Träume,
Keime, Zäume, ſäume, zäume,
Leime, Schäume, Honigſeime,
Zwölfereimt mit Zuckerſchleime —,
Das heißt doch poetiſch beifern!
Schaft von den Gedankenbeifern —
Oh aſſt ihm wer noch einen mehr?
Seht, da ſteht das Reimfaß leer,
Denn geſprungen ſind die Reifen.

Herzen Zermalmen euch führen zu den ewigen Palmen, aber wie ist alles verhagelt und vernagelt."

Eben so können Reime am Anfange der Verse:

Sorgen heute,
Morgen Noth,
Noth am Abend,
Tod am Morgen —

und in der Mitte derselben stehen:

Ich nun, mild wie Zephyr, kose
Nur um Eine Rose, treu;
Doch mir bangt, ob meine Rose
Eine treue Seele sey.

Dergleichen Reime kommen inzwischen auf der Bühne zu selten vor, als daß ich hier viel darüber sagen möchte.

Schließlich will ich noch mit einigen Worten der sogenannten Anklänge erwähnen, die man füglich als eine Art unvollkommener Reime betrachten kann. Lande, Ende, Binde, Wende, und Kunde unterschriben sich von vollkommenen Reimen einzig durch die Verschiedenheit ihrer Selbstlauter in der Hauptsylbe. Eben so Nacht, schlecht, Licht, Docht und Flucht; heißen, büßen und Blößen. Hingegen Schoos, soll, und roth, Kunden und Wunder, alle und wallen, Leiden,

und Seite, weichen vom Begriffe der Reime blos durch die Ungleichheit ihrer Mitlauter ab. Man nennt nach den Orten ihrer Abstammung jene nordländische, diese südländische Anklänge, auch wohl jene Alliterationen, und diese Assonanzen. Ihr Reiz scheint größtentheils in ihrer Vielarmigkeit zu liegen. Die spanischen Dichter führen oft Eine und dieselbe durch ganze lange Scenen hindurch. Zwei- drei- und vierarmige sind ohne merkliche musikalische Wirkung. Die sogenannten unreinen Reime, sündlich und kindlich, Feind und Freund, Seite und Neide, Nacht und Jagd, bilden gleichsam den Uebergang vom Reime zum Anklange, und verdanken vielleicht das bestreitbare Recht, für Reime zu gelten, blos dem Umstande, daß in der Nachlässigkeit der Aussprache ü und i, ei und eu, t und d, ch und g u. s. f. häufig verwechselt werden. Bey den Franzosen machen bonheur und air, carte und garde keinen Reim, wohl aber fils und bâtis, nœuds und feux, (weil hier die ungleichen Mitlauter gar nicht gehört werden) Grèce und maitresse, grace und embrasse, weil sie hier in der Aussprache gleich lauten.

Mehr von den Anklängen zu sagen, halte ich noch zur Zeit für überflüssig, weil es noch zweifelhaft scheint, ob sie mit den Uebertragungen der

spanischen Schauspieldichter, und mit den Nachahmungen der altdeutschen Versformen auf der Bühne festen Fuß gewinnen werden.

VI.

Vom Klingeln mit den Reimen.

Reime, worunter ich künftig überall, wo ich das Wort ohne Beysatz gebrauche, Endreime verstehe, haben unter mehreren Wirkungen auch die, daß sie dem Ohre die Versendungen noch bemerklicher machen, als sie es außerdem seyn würden. Sie können daher leicht den Sprecher verleiten, die Versendungen zu scandiren; und er kann durch das Gefühl, daß sie eigentlich da sind, um zu klingen, noch zu dem zweyten Fehler verführt werden, sie durch eine verstärkte, vielleicht gar singende Betonung als ähnliche Klänge herauszuheben. Dies nenn' ich mit den Reimen klingeln.

Es wirkt am unangenehmsten, wenn der Reim ein überschreitendes Versende ist. Z. B.

Die Arme über ihre Brust
Gefaltet, steht sie glühend neben
Dem Jüngling da, dem sie ihr Herz gegeben;

oder auch:

Faßt dankbarlich dem Alten um den Hals.
— ⏑ — — — — — —
Und Hahn ſchläft, als wär es Traum. Und als
Der Tag erwacht u. ſ. f.

Ein Schauſpieler, welcher in der Schuld den Valeros ſprach, hat mich wirklich einmal bey der Stelle:

Wehmuth nicht, ein ſeltſam Grauen
Faßte mich, als ich den blauen
Nebel ſich geſtalten ſah,

zum Lachen gereizt; denn er legte auf das Wort blau eine ſolche Tonkraft, als ob er den Zuhörern lediglich den Erfahrungsſatz ans Herz legen wollte, daß entfernte Berge nicht grün, ſondern blau ausſehen.

Iſt die überſchreitende Versendung ſo beſchaffen, daß ſie durch Tonangebung bezeichnet werden kann, (M. ſ. III.) ſo iſt die Gefahr des Klingelns weniger nah; aber dennoch kann der Sprecher darinne umkommen, wenn er ſich gewöhnt hat, die verſchiedenen Arme eines Reimes immer in gleicher Höhe oder Tiefe zu betonen. In den Verſen z. B.

Ein lauter Schrey des Schreckens und der Luſt
Entfährt der Perſerin: ein unfreywillig Grauen

Bekämpft in ihr das ſchüchterne Vertrauen.
Die Arme über ihre Bruſt
Gefaltet, ſteht ſie u. ſ. f.

fordert die Luſt (die Miturſache des lauten Schrey's) einen hohen Ton. Aber es würde wie ein Sinnſtörender Geſang klingen, wenn man das Wort Bruſt mit der nämlichen Note ſprechen wollte. Die Stimme muß ſchon von den Worten an: ein unfreywillig Grauen, auf der Tonleiter abwärts gehen, weil ſie das Zurückkehren der ausgebrochenen Empfindung in das Gemüth zu malen hat, und der letzte, überſchreitende Endreim läßt keine hohe Note, ſondern blos an ſeinem tieferen Tone dasjenige Forte (diejenige Tonverſtärkung) zu, womit wir im Sprechen die Hauptwörter von den Nebenwörtern zu unterſcheiden pflegen.

Auf eben dieſe Weiſe läßt ſich auch mit ſolchen Reimen klingeln, welche recitatoriſche oder grammatikaliſche Verſenkungen ſind. Das Anhalten der Stimme, welches hier an ſeinem Platz iſt, macht ohnehin dem Klange des Reims eine freye Bahn in's Ohr, und das Beſtreben, den ähnlichen Laut durch gleiche Noten noch beſonders bemerklich zu machen, wird hier meiſt auf das Gefühl des Hörers wie eine unzweckmäßige Abſichtlichkeit wirken.

Ueberhaupt entsteht das Klingeln mit den Reimen meistentheils aus einer gewissen musicalischen Behaglichkeit, welche die sprechende Person vorzugsweise bey dem Klange der Reime empfindet, und der Fehler ist eigentlich schon begangen, sobald der Hörer diese Behaglichkeit wahrnimmt. Es ist damit, wie mit dem Tanzschritt. Wie zierlich er auch sey; er erscheint uns geziert, sobald wir merken, daß der Tänzer sich etwas darauf zu Gute thut.

Im übrigen hat es mit der Regel, daß man mit den Reimen nicht klingeln soll, dieselbe Bewandtniß, wie mit der Vorschrift, Verse nicht zu scandiren: es gibt Einen Fall, wo jene Klingeley am Platz ist, weil sie eben auf der Bühne dargestellt werden soll. Dieß kann nicht nur bey den oben angeführten Schlagreimen, welche meistens grammatikalische oder recitatorische Versendungen sind, sondern auch bey überschreitenden Reimen vorkommen. In Ritter Hans z. B. sagt der Dichter Wilibald:

In den Liebevollsten Tönen
Sang' ich meiner Adelheide,
Ihr, die ewig meine Krone,
Der ich treu bin, als ein Fels u. s. f.

und der Ritter Hans, welcher sich darüber ar-

gert, daß er nicht auch Dichter iſt, antwortet darauf:

Wär ich nur nicht gänzlich ohne
Platz am Rand des Muſenquells;
Gern auch u. ſ. f.

Hier kann es ſchwerlich fehlerhaft genannt werden, wenn der Schauſpieler mit dem Reimwort ohne (auf Krone) klingelt, gleichſam als ob er den Dichter Wilibald parodiren, oder ihm zeigen wollte, daß er, wo nicht dichten, doch wenigſtens reimen kann.

VII.

Vom Wegwerfen der Reime.

Wie dem Scandiren der Verſe das Rädern derſelben, ſo ſteht dem Klingeln mit den Reimen das Wegwerfen als zweytes fehlerhaftes Extrem gegenüber. Es heißt im Allgemeinen, Reime ſo ſprechen, daß ſie gar nicht, oder weniger in's Ohr fallen, als ſie ihrem Zwecke nach ſollen.

Dieſe Worterklärung gab ich dem jungen Schauſpieler, deſſen ich im erſten Abſchnitte gedacht habe, im Fortgange unſeres Geſpräches, und er erwiederte darauf: „Gut; aber wie ſtark ſoll

man denn die Reime in das Ohr fallen lassen?" Die Frage war ein wenig verfänglich, und ich wußte auf der Stelle keine andere Antwort darauf zu geben, als die ziemlich orakelhafte: Genau so stark, als der Dichter sie in die Wahrnehmung des Kunstsinnes hat fallen lassen.

Um für die Leserinnen einiges Licht in dieses Orakel zu bringen, muß ich vor allen Dingen von der Stärke und Schwäche der Reime (von dem Maaße ihrer wirkenden Kraft) sprechen. Sie ist entweder eine eigenthümliche, oder eine zufällige. Jene bekommt ein Reim durch die Beschaffenheit der Laute, aus denen er besteht; diese durch die Beschaffenheit der Stelle, wo er sich befindet. Der Hauptquell der eigenthümlichen Kraft ist der Selbstlauter der Reimsylbe. Ein Selbstlauter ist um so lauter, das heißt, er kann um so lauter ausgesprochen werden, je weiter man, um ihn hervorzubringen, die Kehle und den Mund öffnen darf. Der lauteste von ihnen ist unstreitig das a. Die Hervorbringung dieses Lautes verträgt eine so weite Eröffnung dieser Sprachwerkzeuge, daß man ihn selbst noch in der höchsten Ausspannung des Gähnens deutlich von sich geben kann. Auf ihn folgt das á, und diesem, wenn ich nicht irre, das e i, e und i (y) wobey der Mund gleich weit offen bleibt, und

nur der Kehlenpaß mehr und mehr verenget wird. Die folgenden e u, o und ö, werden durch eine Zusammenziehung des Mundes hervorgebracht, welche ihre Schallkraft mindert, daher sie nicht r e i n bleiben, wenn man sie als die höchsten N o t e n singen will. Noch mehr zieht sich der Mund bey u, und am meisten bey ü zusammen. Ein hoher Triller in ü wird kaum möglich seyn.

Eine ähnliche Krafterdnung findet unter den Mitlautern statt. Die stärksten dürften f (ß, c, x) und r seyn, weil sie mit dem scharfen und schnarrenden Laut noch den Vortheil verbinden, daß man sie lange h a l t e n kann. *) Die letztgedachte Eigenschaft haben auch sch, f, v, ch, g (j) w und h, aber die erstgenannte Lautkraft nimmt bey ihnen Stufenweis ab. Die übrigen können gar nicht

*) Aristoteles Poet. XX, 8. (nach Hermann) nennt aus einem v e r w a n d t e n Grunde s und r (σ u. ρ) H a l b v o k a l e, nämlich weil sie ohne Selbstlauter, blos mittelst des Wechselspiels der Sprachwerkzeuge (προσβολὴν, allisus) einen S c h a l l geben. Wie er die nämliche Eigenschaft am γ, χ, ξ u. a. übersehen konnte, weiß ich kaum anders zu erklären, als durch den Umstand, daß sie dieselbe in viel geringerem Grade besitzen, es wäre denn, daß wir von der damaligen Aussprache derselben unrichtige Begriffe hätten.

gehalten werden, in dem Augenblicke, da man sie hört, hört man auch auf, sie zu hören, und nur die Stärke dieser augenblicklichen Wirkung bestimmt ihren Rang etwan in dieser Ordnung: f, (v) f, (g) und t; b, d, l, n und m.

Je nachdem nun ein schwächerer oder stärkerer Selbstlauter der Reimsilbe von stärkeren oder schwächeren Mitlautern begränzt wird, um so stärker oder schwächer ist sein Laut. Daher hat denn Trapp mehr eigenthümliche Schallkraft, als Damm, Aar mehr als ach; groß mehr als log; ey mehr als du; dick mehr als dünn u. s. f. Und darum sind die wirklichen Reime, Rosa und Tortosa, Cora und Aurora stärker, volltönender, als Bube und Stube; Hölle und Fülle u. dergl. mehr.

Von dieser eigenthümlichen Kraft kann der Dichter einem Reime nichts geben und nichts nehmen, und selbst der Sprecher kann ihr nur durch schlechte oder falsche Aussprache schaden. Dies ist ein Fehler; aber es ist nicht der, welcher das Wegwerfen der Reime genannt wird.

Die zufällige Kraft hingegen verleiht der Dichter dem Reime mit dem Orte, wohin er ihn stellt. Sie hängt theils von der Beschaffenheit der Versendungen, welche den Reim enthalten, theils

theils von der Entfernung ab, in welcher die Arme von einander stehen.

Schwach fällt der Reim in's Ohr bey überschreitenden Versendungen; stark bey grammatikalischen und recitatorischen. Jene Schwäche hat wiederum ihre Grade, je nachdem der Ueberschritt entweder durch Tongebung herausgehoben werden kann, oder nicht; und je nachdem entweder alle Arme des Reims, oder nicht alle, überschreitende Ausgänge sind. Die Stärke hat ebenfalls ihre Stufen, je nachdem die grammatikalischen und recitatorischen Ausgänge neben der Stimmpause noch eine Tonverstärkung zulassen oder nicht; und je nachdem alle oder nicht alle Arme des Reimes diese Tonverstärkung dulden oder ausschließen.

Eine andere Art von Stärke und Schwäche verleiht die Entfernung der Arme eines Reimes von einander, welche theils von der Länge oder Kürze der Verse, theils von der Verschränkung der Reime abhängt. In solchen Versen:

Ich lebe mir
Mein Dörfchen hier,

fällt der platte Reim stärker in das Ohr, als in den Alexandrinern. Schwächer durch seine Stellung ist der umarmende Reim, als der umarmte; und bei gleichen Entfernungen der Arme wird

der Reim am meiſten durch diejenige geſchwächt, welche eine Folge unſymmetriſcher Verſchränkung iſt.

Es hat mithin der Reimklang ſo gut, wie die Muſik, ſein Piano und Forte, ſein Fortissimo und Pianissimo, wenn ſchon der Poët ſeinen Willen deshalb nicht über die Reime ſchreibt, ſondern ihn durch den Bau ſeiner Verſe und durch die Reihenfolge der Reime andeutet. Dieſe Andeutung muß der Sprecher verſtehen lernen, und befolgen. Das iſt der Sinn der obigen Regel: Laß die Reime genau ſo ſtark in's Ohr fallen, als der Dichter ſie hat in die Wahrnehmung des Kunſtſinnes fallen laſſen.

In ſoferne nun der Poët das Forte oder Piano des Reimklanges durch die Annäherung, Entfernung und Verſchränkung der Reimarme hervorgebracht hat, kann der Sprecher, ohne die Ordnung der Verſe abzuändern, nicht von ihm abweichen. Deſto leichter aber geſchieht dieſes, wo der Dichter die Stärke oder Schwäche des Reimklangs durch die Beſchaffenheit der Verſenendungen beſtimmt hat. Sobald der Sprecher dieſe ſchwächer bezeichnet, als er ſie ihrer Natur nach bezeichnen ſollte; ſo wirft er die Reime weg, und der Zuhörer büßt ſie entweder ein, oder er hat die unangenehme Mühe, ſie wieder aufzuleſen.

Will man diese Erklärung vom Wegwerfen der Reime mit derjenigen vergleichen, die ich oben (IV.) vom Rädern der Versendungen gegeben habe; so wird man finden, daß beyde ziemlich auf Eine hinauslaufen. Wer die Ausgänge gereimter Verse rädert, wirft die Reime weg, und umgekehrt. Der Unterschied ist nur der, daß man, um einen zweyarmigen Reim wegzuwerfen, nur Eine von beyden Versendungen zu rädern braucht.

Schließlich will ich noch versuchen, die Sache durch ein Beyspiel aus meiner Erfahrung zu erläutern, wo der platte Reim in Schillers Glocke:

Thiere wimmern
Unter Trümmern,

obwohl er unter den zweyarmigen Reimen ein wahrer Riese ist, dennoch weggeworfen wurde. Der Sprecher legte auf das Wort Thiere eine Tonkraft, als ob er sagen wollte: Thiere (nicht wohlerzogne Menschen) fressen ohne Messer und Gabel; er hielt bey diesem Worte sogar ein wenig an, und schlang das wimmern so leicht betont an den zweyten Vers an, daß mein Ohr es durchaus nicht als einen Versausgang empfand. Die ganze Stelle klang ungefähr, als ob Schiller geschrieben hätte:

Kochend, wie aus Ofens Rachen, glühn die Lüfte,
Balken krachen, Pfosten stürzen,
Fenster klirren, Kinder jammern,
Mutter irren, Thiere —
Wimmern unter Trümmern.

Dieser Mann schien mir im Wegwerfen der Reime ein solcher Tausendkünstler zu seyn, daß ich ihm hätte die Aufgabe machen mögen, mir einmal folgende Reime aus meiner eignen Fabrik wegzuwerfen:

Ein Traum ist nichts, bedeutet nichts, fürwahr!
Bewegtes Blut wirft seinen Schaum auf, wie
Bewegtes Wasser; darin ist kein Sinn,
Ob er sich so gestaltet oder so. — Ich bin
Ergriffen, ja; wie sollt' ich nicht? noch nie
Hast du so stark geschildert und so klar,
Was du gefühlt.

In dieser Stelle (sie steht im Yngurd Act. 1. Sc. 3.) hab' ich ein Pianissimo des Reimklangs versucht, welches der Sprecherin kaum noch die Möglichkeit übrig läßt, ihn schwächer hören zu lassen, als recht ist. Die beyden mittleren Räume dämpft der Ueberschritt, und den äußersten, umarmenden, die weite Entfernung seiner Arme. Warum ich das so gemacht habe, gehört nicht hieher. *) Genug, wenn meine Leserinnen

*) Aber der Beweis, daß ich es anders hätte machen können, mag in einer Note wohl Platz greifen. Hier ist er:

an dieſem Beiſpiele ſehen, daß der Vortrag der Reime auf der Bühne von der Art des Gebrauches bedingt wird, welchen der Poet davon gemacht hat.

VIII.

Von dem richtigen Vortrage der Verſe.

Verſe richtig vortragen, heißt, ſie ſo ſprechen, daß man ſie weder ſcandirt noch rädert, und, wenn es gereimte ſind, mit den Reimen weder klingelt noch ſie wegwirft; ſondern Tact, Cäſur, Versende und Reim genau ſo ſtark oder ſo ſchwach

---

Ein Traum bedeutet nichts. Bewegtes Blut
Wirft ſeinen Schaum auf, wie das Waſſer thut;
Doch wie er ſich geſtalt', iſt ohne Sinn.
Ich läugn' es nicht, daß ich ergriffen bin.
Wie ſollt' ich nicht? Du haß noch nie, fürwahr,
Noch nie ſo ſtark geſchildert, und ſo klar,
Was du gefühlt u. ſ. f.

Würd' es meinen Leſerinnen beſſer gefallen, wenn die bekommene Irma hier ſo reimte? Meinem Gefühl ſchien ihre Stimmung in dieſem Augenblicke mit ſo lautem Glockenklang' unverträglich.

ſu das äußere Ohr fallen läßt, als der Dichter ſie in das innere Organ des Kunſtſinnes hat fallen laſſen.

Das iſt wieder ſo eine verwünſchte Wort-erklärung, welche der Erklärung bedarf, um die Sache zu erklären. Woran erkennt man, werden die Leſerinnen fragen, den Grad der Stärke oder Schwäche, womit der Poët durch den Rhythmus ſeiner Verſe auf den Kunſtſinn hat wirken wollen? Meine Antwort iſt: Am Sinne der in den Verſen enthaltenen Rede. Daß dieſer dem Zuhörer deutlich, vollkommen und leicht aufgefaßt werde, iſt die Hauptſache. Daß er zugleich den Versfuß, die Einſchnitte, die Ausgänge und die Reime auf eine angenehme Weiſe vernehme, iſt ein untergeordneter Nebenzweck. Beyde Zwecke können in Colliſion kommen, weil, wie wir eben geſehen haben, die Verskunſt die Rede anders zuſammen gliedert, als die Redekunſt. Wir verſtehen mit Leichtigkeit den Sinn einer Rede, wenn wir mit dem Ohre ihre Wörter und ihre Sätze ohne Schwierigkeit unterſcheiden können. Wir hören hingegen den Vers um ſo ſtärker, je mehr der Sprecher für das Ohr Tact, Einſchnitt und Versende ſondert. Will man die Sache recht anſchaulich haben; ſo ſetze man für Sprecher Seher, und für Ohr Auge.

Wir sehen den Sinn der Rede, wenn der Setzer so setzt:

Sind das die Reizungen, die den Olint entzünden?

Setzt er hingegen so:

Sind das die rei zungen i die den Olint entzün den?

so sehen wir nur den Versbau, und müssen den Sinn mühsam heraus suchen. Im ersten Falle zeigt er dem Auge von dem Versbaue nichts, als den Einschnitt und den Ausgang; im zweyten zeigt er ihm vom Sinne der Rede nichts, als den Namen Olint. Setzt er uns hingegen diesen Vers:

Alle Zweifel, alle Kämpfe schweigen;

so sehen wir mit gleicher Leichtigkeit den Sinn und den Vers: denn zufällig ist hier jedes Wort ein Tact, und Einschnitt sowohl als Versende schließen einen Redesatz. Wenden wir diese zwey Beyspiele auf den Sprecher und auf das Ohr an; so ist die obengedachte Möglichkeit einer Collision, in welche Sinn und Rhythmus gerathen können, einleuchtend. Wer uns den Sinn der Rede: Alle Zweifel u. s. f. vollkommen, deutlich und leichtfaßlich vorträgt; der läßt uns auch zugleich den Versbau eben so hören. Hier ist keine Collision. Dort hingegen erlaubt der Sinn dies starke

Tönen des Versbaues nicht, und wir sehen aus dem Inhalte der Rede, wie stark er gehört werden darf, damit er dem Sinne keinen Abbruch thue.

Auf diese Nothwendigkeit, im Vortrage der Verse die Faßlichkeit des Sinnes ungeschmälert zu erhalten, habe ich oben, wie man bey wiederholter Ansicht der vorigen Kapitel leicht finden wird, die beyden Verbote: Du sollst nicht scandiren, und nicht mit den Reimen klingeln, in allen ihren Beziehungen gegründet. Man scandire Tact, Einschnitt oder Versende; man klingle mit dieser oder jener Art von Reimen: überall schadet man der Faßlichkeit der Rede, wäre es auch nur dadurch, daß man die Aufmerksamkeit des Zuhörers zu sehr auf den Versbau und seine einzelnen Theile lenkt. Bey den Reimen, Versenden, Einschnitten und Tacten ist es immer der Sinn, welcher das Piano und Forte bestimmen muß, und nur dadurch, daß es der Faßlichkeit schadet, wird dieses ein Scandiren oder Klingeln; nur da, wo es der Sinn nicht gebietet, artet jenes in den Fehler des Näderns oder Wegwerfens aus.

Inzwischen lehrt die Erfahrung, daß auf der Bühne weit öfter das Piano als das Forte des Vortrages übertrieben wird. Die Ursache ist

ſehr begreiflich. Es iſt die Gewohnheit des täglichen Lebens, welche die Sprecher zur ungebundenen Rede hinzieht, und ſie verleitet, den Versklang zu vernachläſſigen. Sie beſorgen, geziert zu erſcheinen, der Eintönigkeit beſchuldigt, oder nicht verſtanden zu werden, wenn ſie im Vortrage dem Versbau das Recht widerfahren laſſen, welches ihm neben dem Vorrechte des Sinnes zukommt; und ich werde daher dieſe Beſorgniß zu entfernen oder wenigſtens zu vermindern ſuchen.

Meine Leſerinnen ſind es ſchon an mir gewohnt, daß meine Gleichniſſe ziemlich ſichtbar hinken. Nicht viel mehr, als ſolch ein hinkendes Gleichniß, iſt es denn auch, wenn ich oben die Versfüße Tacte, und die langen und kurzen Sylben Viertheilnoten und Achttheilnoten genannt habe.

Die Noten in der Muſik haben ein weit beſtimmteres Zeitverhältniß gegen einander, als die langen und kurzen Sylben in der Rede. Keine Sylbe unſerer Sprache iſt in dem Sinne lang oder kurz, daß ihre Ausſprache gerade halb oder doppelt ſoviel Zeit füllen müßte, als ihr Gegenſatz. Vielmehr iſt eine Sylbe ſchon dann lang oder kurz, wenn ſie nur mehr oder weniger Zeit füllt, als ihr Gegentheil. Verſtänden Frauen

ſich auf Arithmetik; ſo würde ich ſagen: Achttheilnoten und Viertheilnoten ſtehen gegen einander in dem geometriſchen Verhältniß von 2 zu 4. (a : 2a.) kurze und lange Sylben aber in dem unbeſtimmten arithmetiſchen von 1 zu 1 + x, d. h. — : ⏑ = a: a — x. In dem Worte Dreyfuß iſt die letzte Sylbe ihrer Ausſprache nach unfehlbar länger, als in dem Worte Dreyer. Aber dort iſt fuß kurz, weil es weniger lang iſt als Drey, und in dem Worte Erlen iſt Er lang, weil es minder kurz iſt als len. In dem Worte Nordweſt ſind beyde Sylben urſprünglich gleich lang. Setzen wir es dem Südweſt entgegen; ſo wird weſt kurz, weil die Betonung des Gegenſatzes die Sylbe Nord länger macht. Setzen wir es dem Nordoſt entgegen; ſo kehrt ſich das Verhältniß um. Aber nicht immer iſt es die Bedeutung einer Sylbe, welche ſie lang oder kurz macht. Es gibt deren, welche das Eine oder das Andere durch die Stelle werden, wo ſie im Verſe ſtehen. Die Worte: In der Tiefe meiner Seele, können in der ungebundenen Rede des gemeinen Lebens gar füglich ſo geſprochen werden: ⏑ ⏑ — ⏑ — ⏑ — ⏑. Stehen ſie in dem Verſe da:

Dunkle Ahnungen regten ſich
In der Tiefe meiner Seele;

so wird in lang, ohne daß sich dafür ein anderer Grund angeben läßt, als der Versbau, und die Wandelnatur dieser Sylbe, die vor einer entschieden längeren, z. B.

In Worten und in Werken,

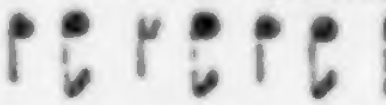
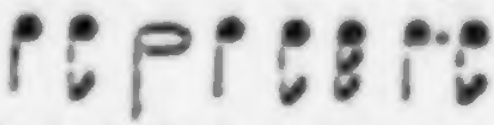
kurz werden würde. Eben so ist das Wort furchtbare eigentlich ein Dactylus (— ∪ ∪). Im gemeinen Leben hören wir es oft so sprechen, daß die mittlere Sylbe die längste wird (ungefähr wie furchtbaare), weil der Sprecher es stark betonen will, und der Bequemlichkeit halber die Betonung auf den lautesten Selbstlauter (a) und auf diejenige Sylbe legt, die er am längsten halten kann. Dagegen sagen in Schillers Kranichen des Ibykus die Furien:

Wir hetzen auf an seine Sohlen,
Das furchtbare Geschlecht der Nacht.

Hier ist furcht lang, ba kurz, und re wieder lang gebraucht, welches einzig der Umstand entschuldiget, daß auf re eine Sylbe folgt, die allenfalls noch ein wenig kürzer, als dieses re, ausgesprochen werden kann; obschon dasselbe nicht füglich länger gehalten werden mag, als die vorhergehende Sylbe ba, wenn nicht aus dem Worte das unverständliche furchtbarech werden soll.

Dieſes unbeſtimmte und ſchwankende Zeitverhältniß der Sylben macht auch den Versfuß viel beweglicher und mannigfaltiger, als es der Tact in der Muſik iſt. Der oben angeführte Vers z. B.

Alle Zweifel, alle Kämpfe ſchweigen,

der in muſikaliſchem Tacte ſich einförmig wie die Notenreihe:  fortbewegen würde, fällt, ſinngemäß betont, ungefähr ſo in das Ohr:  oder ſo: indem die Nennwörter, vermöge ihrer Betonung in der Ausſprache etwas mehr Zeit, als die Beiwörter und das Zeitwort erfüllen.

Eine zweyte Hülfe gegen die Einförmigkeit des Tactmaßes gewähret der Wechſel des Tempo, und der Gebrauch der Pauſen. Zwar iſt weder der eine noch der andere am Platz, wo ihn der Sinn nicht rechtfertiget; aber dieſer rechtfertiget ihn weit öfter, als die Muſik ihn zu geſtatten pflegt. Schon jede Interpunction fordert eine Pauſe, die nicht nothwendig als Note in das Zeitmaß eingerechnet wird; und bisweilen iſt

in Einem Verſe der Uebergang vom langſamen zum geſchwindeſten Tempo ſtatthaft, oder umgekehrt. So wird z. B. in den Mitſchuldigen, wenn Söller bey dem Stehlen die Verſe:

Verflucht! Ihr feigen Glieder,
Was zittert ihr? — Noch eins! — Nun gut.
Schon wieder?
Es geht was auf dem Gang. Es geht doch sonst
nicht um.
Der Teufel hat vielleicht sein Spiel? Das Spiel
wär' dumm.
Ist's eine Katze? — Nein, das war' ein schwerer
Kater.
Geschwind, es dreht am Schloß.

sinngemäß ſpricht, die Eintönigkeit des muſikaliſchen Tactes in den Pauſen und in dem Tempowechſel gänzlich ſich verlieren, während das Versmaß immer hörbar bleibt.

Dieſe Freyheit der Rede von der mathematiſch ſtrengen Regel der muſikaliſchen Zeitverhältniſſe, beſonders der Noten als Zeitgrößen betrachtet, nimmt dem Verſtocte den Anſchein des Gezwungenen, und der geſchickte Sprecher von Geſchmack hat einen weiten Spielraum für ſein Talent, wo er nicht leicht verlegen ſeyn wird, den Versklang vor dem Untergang' in der Nachläſſigkeit alltäglicher Rede, und den Sinn vor der Erdrückung durch muſikaliſche Gemeſſenheit zu retten.

Zu dem einen wie zu dem andern Behuf kommt ihm bey dem Vortrage der Cäſur, des Versendes und des Reimes überdies noch das oben beſchriebene Forte und Piano, die Verſchiedenheit der Arten, Cäſur und Versende zu bezeichnen (Stimmhalt, Tonfall, Tongebung), und der Wechſel des Ortes in Anſehung der Cäſur der fünffüßigen Verſe (auch des antiken Sechsfüßlers, der ſie bald in der Mitte, bald am Ende des dritten Fußes hat) zu ſtatten.

Auch der Umſtand, daß im metriſchen Drama Ein Vers oft aus den Reden mehrerer Perſonen, bald ſymmetriſch, bald unſymmetriſch, zuſammengeſetzt iſt, mindert auf der einen Seite die Gefahr der Einförmigkeit des Rhythmus, und wird auf der andern Seite ein Verbindungsmittel des Geſprächs zu einem halbmuſikaliſchen Ganzen, ja ſelbſt des Spiels zu einem, nach ſtillen, ertönenden Geſetzen ſich bewegenden Geſammtbilde.

IX.

Von der Betonung.

Wenn ich es recht genau nehmen wollte; ſo dürft' ich davon in dieſem Büchlein gar nicht

handeln: denn falſche Betonung iſt ein Fehler der Rede überhaupt, der nicht blos im Vortrage der Verſe und Reime, ſondern auch in dem der Proſa begangen werden kann. Weil er aber jenen weit mehr als dieſen entſtellt (ungefähr wie ein Fleck dem Feſtkleide mehr als dem Alltagrocke ſchadet), und weil überdies Verſe weit mehr Verſuchungen zu dieſer Sünde zu enthalten pflegen, als Proſa; ſo will ich doch in der Kürze anzudeuten ſuchen, wo dieſe Verſuchungen etwa ihren Sitz und ihren Grund haben möchten, mäßt' ich auch dabey gleichſam vom Ei anfangen.

Laſſen Sie ſich irgend eine Stelle aus einem Gedichte von einem Schulknaben verleſen, welcher ſie nicht verſteht; ſo werden Sie finden, daß er ſie mit einer Eintönigkeit lieſt, welche es Ihnen ſelbſt ſchwierig machen wird, die Stelle zu verſtehen, daferne Sie dieſelbe nicht ſchon im Gedächtniſſe haben. Aus dieſem Erfahrungsſatze läßt ſich zweyerley abnehmen: einmal, daß die Faßlichkeit der Rede (durch den Sinn des Gehörs) einen gewiſſen Tonwechſel erfordert; (denn ſonſt würde es nicht jene Eintönigkeit, jenen Mangel an Tonwechſel ſeyn, welcher das Verſtehen erſchwerte) und ſodann daß dieſer Tonwechſel von dem Sinne der Rede bedingt wird: denn ſonſt würde es nicht das Ver-

ſieben ſeyn, welches durch jene Eintönigkeit erſchwert würde. Derjenige Tonwechſel nun, welcher von dem Sinne der Rede bedingt wird, iſt die richtige Betonung, welche ſich ſowohl von der deutlichen Ausſprache aller Buchſtaben, die auch ohne Tonwechſel beſtehen kann, als von der angenehmen Modulation der Stimme unterſcheidet, welche die Rede der Muſik annähert, ohne daß ſie unmittelbar die Auffaſſung vom Sinne der Rede erleichtere. Dieſe drey Dinge verhalten ſich ungefähr wie in der Malerei Umriß (Contour), Licht und Schatten, und Colorit. Die Ausſprache giebt gleichſam die Figur (auf der Ebene), die Betonung macht ſie zur ſcheinbar körperlichen Geſtalt, und die Modulation leiht ihr den Reiz der Farbe. Die Vergleichung hinkt freilich wiederum, wie alle vorigen; aber die letztangezogene Parallele — Farbe und Modulation — paßt beſſer als mir lieb iſt: denn wirklich kommen auf der Bühne Reden vor, deren Modulation, wie muſikaliſch ſie auch immer ſeyn möge, nicht viel anders wirken kann, als das Ausmalen einer antiken Statue; und Modulationen, die der Rede keinen beſſeren Dienſt leiſten, als den guten Kupferſtichen das Illuminiren zu leiſten pflegt.

In der That ſcheinen auch manche Ausdrücke, die

die man zu brauchen gewohnt iſt, wenn man von der Betonung ſpricht, auf jenes Gleichniß hinzudeuten, vor allen der: durch Betonung hervorheben (nämlich ein Wort, einen Begriff, einen Gedanken u. ſ. f.) wie der Zeichner oder Maler Gegenſtände hervorhebt durch Vertheilung von Licht und Schatten. Aber leider ſind die Schauſpielerinnen oft ſo ſchlechte Malerinnen, daß ſie darauf los malen mit lauter Licht, gleich als ob es Licht (gemaltes nämlich) geben könne ohne Schatten. Nur darauf bedacht, ſich in's Licht zu ſtellen, ſtellen ſie gern alles in's Licht, was ſie zu ſagen haben, heben alles hervor, und bringen eben dadurch auch alles wiederum auf eine und die nämliche Fläche, welche ſie dem Beſchauer ſo dicht vor die Augen halten, daß er wenig mehr darauf zu erkennen im Stande iſt, als gar nichts. In Proſa thun ſie das ſeltener: denn ſie wiſſen aus der Erfahrung des Lebens, daß man ſelten gefällt, wenn man alles und jedes mit Prätenſion ſpricht. Aber in Verſen — da haben ſie gehört, daß Verſe eine gehaltene, getragene Recitation erfordern, und tragen und halten ſie nun häufig ſo ſchief, daß ſie den Inhalt der Gefäße verſchütten, und mit dem Sinne ſo hart an den Unſinn anſtoßen, daß jener dabey Sprünge bekommt und zerbricht.

Es iſt nicht wohl möglich alle Fehler zu claſſificiren, welche in Hinſicht der Betonung vorzukommen pflegen. Aber keiner kommt öfter vor, als die falſche Betonung der poetiſchen Beywörter (Epitheten), ihre Hervorhebung über (oder neben) die Hauptwörter. Die Epitheten (Eigenſchaftswörter) werden von den Poeten häufig zum Schmucke der Rede, zur Drapirung der Geſtalt, zur Colorirung des Bildes, zur Füllung des Gemäldes gebraucht, und proſaiſche Hiſtrionen wiſſen nicht, was ſie damit anfangen ſollen. Sie ſuchen darin einen proſaiſchen Sinn, und heben dieſen hervor. Wenn z. B. der Dichter ſagt: Der braune Hirſch, der goldgelbe Leu, der gefleckte Tiger u. ſ. f.; ſo ſprechen ſie das ſo, als ob von einem braunen Rocke die Rede wäre, der dem blauen Platz machen ſoll; als ob es auch graune Löwen gäbe, und als ob der Dichter erſt die Flecken, und dann den Tiger für die Einbildungskraft des Zuhörers hätte malen wollen. Gleichwohl iſt ein braunes Pferd von einem braunen Pferde eben ſo gewiß verſchieden, als die Wörter: durchgehen (einen Garten) und durchgehen (eine Abſchrift), umfahren (ein Gränzzollamt) und umfahren (ein Kind). Wo der Unterſchied liegt? Das iſt leider nicht ſo leicht zu ſagen, als ſich's fühlt. Wenn meine Le-

ſerinnen ſagen: „ein ſchöner Mann"; ſo denken ſie gewiß etwas anderes dabey, als wenn ſie ausrufen: „ein ſchöner Mann!" Aber im Allgemeinen läßt ſich über dieſe Verſchiedenheit nicht viel mehr ſagen, als daß ſie in jenem Falle von einem Manne reden, der ſchön iſt, in dieſem aber von der Schönheit eines Mannes, geſetzt auch, daß es nur ironiſch (ſpottweiſe) wäre. Dennoch ließe ſich vielleicht darauf eine Regel bauen, und ungefähr ſo ausdrücken: Wenn zwiſchen dem Nennworte (Subſtantiv) und dem Eigenſchaftswerte (Adjectiv) die Betonung zweifelhaft ſcheinet; ſo erwage, ob die Rede mehr von einem Gegenſtande mit einer gewiſſen Eigenſchaft, oder von der Eigenſchaft dieſes Gegenſtandes ſey, und betone in jenem Falle das Nennwort, in dieſem das Eigenſchaftswort. Am leichteſten iſt die Entſcheidung, wo es klar iſt, daß die Eigenſchaft erwähnt iſt, um ein Ding, als Einzelnes, von andern Dingen derſelben Art und deſſelben Namens abzuſondern. „Bring' mir den weißen Hut," ſagt die Dame zur Zofe, die ihr eben eine weiße Haube aufſetzen will. „Bring' mir den weißen Hut," wird ſie ſagen, wenn ſie eben vor dem Spiegel gefunden hat, daß der ſchwarze heute nicht zu ihrer Farbe paßt. In dieſem Beyſpiele iſt die Betonung des Epitheton

ſo richtig, als nothwendig, und man kann ſie füglich antitheſiſch (gegenſätzlich) nennen. Antitheſiſch iſt aber auch die Betonung des Hutes in jenem Beyſpiele, wo der Hut der Haube entgegengeſetzt wird.

Eh' ich von anderen Betonungsarten ſpreche, will ich vor einem Ueberfluſſe warnen, der häufig bey der antitheſiſchen vorkommt, ich meyne die gleich ſcharfe Betonung beyder Gegenſätze. Wenn ſie in einem und demſelben Redeſatze vorkommen; ſo iſt es in den meiſten Fällen genug, Einen zu betonen, weil dieſes den andern ſchon von ſelbſt bemerklich macht, und es muß dies nicht immer der erſte ſeyn. Ja, es giebt Fälle, wo es der erſte nicht ſeyn darf, z. B., wenn der Dichter mit dem Antitheſenſpiele am Schluſſe des Redeſatzes überraſchen will.

Es hat vielleicht ſeinen Hauptgrund in der dramatiſchen Wirkſamkeit des Antitheſenſpieles, daß die Schauſpieler überall Antitheſen ſuchen, und wo keine ſind, ſie gern hineintragen. Daraus entſteht ſowohl die widerſinnige Stärke der Betonung von Nennwörtern, denen eben nur die Betonung ihres grammatikaliſchen Ranges gebührt hätte, als die fehlerhafte Adjectival-Betonung, von welcher die Pronominal-Be-

tonung eine, meiſt noch fehlerhaftere, Zwillingsſchweſter iſt.

Die Leſerinnen wiſſen entweder, oder erfahren es jetzt, daß ein Pronomen ein Lieutenant iſt, nemlich ein grammatikaliſcher, ein Stellvertreter für ſolche Nennwörter oder Eigenſchaftswörter, welche entweder ſchon vorgekommen ſind, oder ſich von ſelbſt verſtehen, z. B. Er, du, ich, ſie, mein, dein, dieſes, jenes u. ſ. f. Dieſen Stellvertretern gebührt weit ſeltener eine hervorhebende Betonung, als denen, welche von ihnen vertreten werden, weil dieſe in den meiſten Fällen kurz zuvor ſelbſt in Reih' und Glied gefochten, und ihren verdienten Lohn an Betonung ſchon weg haben; es wäre denn, daß ſie eben erſt gegen eine neue Antitheſe anrückten, wie z. B. in den Worten:

Kann ich es thun, da er es nicht gewagt?

oder daß ſie ſonſt einen guten Grund hätten, ſich beſonders wichtig zu machen. Ich hab' eine berühmte Schauſpielerin geſehen, welche auf die Pronominal-Betonung ſo erpicht war, daß man hätte glauben können, ſie ſähe die grammatikaliſchen Lieutenants für wirkliche an, und zwar für junge und rüſtige. Ihr Spiel blieb dabey zwar immer ſehr brav; aber allemal, ſo oft ſie ſolch'

einen Lieutenant den höheren Offizieren vorzog, gieng doch die Haltung einer ganzen Redecompanie, oder wenigstens eines Gliedes derselben verloren, und man verstand besser, was sie *that* (spielte), als was der Dichter *sagen* wollte.

Die antithetische Betonung kann begreiflicher Weise auch auf andere Redetheile, als auf Nennwörter, Eigenschaftswörter und Pronomina fallen, z. B. in den Worten:

Er handelt *wider* sie, indem er für sie *spricht*.

(Beyläufig ein Fall, wo es sehr gerathen ist, daß man von beyden Antitheſengliedern nur Eines betone, weil der Antitheſen zwey vorhanden sind.) Die grammatikalische *standesmäßige* Betonung gebührt eigentlich *jedem* Redetheile nach Maßgabe des Ranges, welchen der Sinn der Rede bestimmt. Und der weiset nicht selten dem *Zeitworte* (dem Worte des Handelns oder Leidens) den Rang vor dem Nennworte an. Z. B.

Den Fehler eingestehn, *verbessert* schon den Fehler.

Außer den eben genannten zwey Betonungsarten giebt es noch eine Menge anderer, die sich hier nicht füglich aufzählen lassen, ohne daß die Leſerinnen Gefahr liefen, in einem Labyrinthe

von Namen und Erklärungen ſich zu verirren. Aber von zweyen will ich es doch noch wagen, zu handeln: von der gemüthlichen oder empfindſamen, und von der correctoriſchen; von jener, weil ſie zu oft, und von dieſer, weil ſie zu ſelten angewendet wird.

Die Gemüthlichkeit (oder auch die Empfindſamkeit, wovon jene eigentlich nur der Modename iſt) hat, wenn ſie ſpricht, zwey Eigenheiten an ſich: ſie dehnt gern, und macht ſich gern recht bemerklich. Daher ſpricht ſie gern halb ſingend, und hebt gern aus dem Fluſſe des Quaſigeſanges einzelne Wörter, die zum Sinne der Rede eben nicht viel thun, durch eine gewiſſe innige und liebesweiche Betonung hervor, welche Betonung denn eben die gemüthliche oder empfindſame iſt. Ich hab' im Allgemeinen nichts auf der Welt gegen ſie einzuwenden, ſie iſt in unzähligen Stellen der gangbarſten Schauſpiele ganz an ihrem Platze; aber wo ſie an ihrem Platze iſt, da möcht' ich ſie lieber die Betonung der Empfindung nennen, welche mit der des Geiſtes recht gut zuſammen, ſelbſt auf einem und demſelben Worte, beſtehen kann. Aber die gemüthliche, eben weil ſie ſich gern recht bemerklich macht, wählt zu ihrem Sitze oft Wörter, wo die Betonung des Geiſtes nicht

ſchen kann, und dadurch entſtellt ſie den Sinn der Rede, welchen ſie doch eigentlich ganz und unverſchoben dem Gemüthe näher bringen ſoll. Beſonders ſind es die wohllautenden Eigenſchaftswörter, auf welchen ſie ſich gerne dehnt, und gleichſam in die Breite zerfließt. So hab' ich u. a. einmal eine Schauſpielerin gehört, die eine zärtliche Tochter zu ſpielen hatte, und ſo gemüthlich war, daß ſie nicht ein einziges Mal ſagte: Mein Vater! ſondern allezeit: Mein Vater! Und dabey legte ſie jedes Mal in das gedehnte „mein" den Ausdruck einer Liebe, die ihr geliebteſter Liebhaber nicht zärtlicher hätte wünſchen können. Ja, ſie ſprach auch, als von einem Bettler die Rede war, wofür der Poet geſagt hatte: „ein armer Mann," das Adjectiv arm ſo kläglich und beweglich aus, daß es gewiß nicht an ihrer gemüthlichen Betonung lag, wenn die gerührten Zuſchauer nicht ſämmtlich in in die Taſche griffen, um dem armen Manne aus der Noth zu helfen.

Nahe verwandt mit dieſer Armſeligkeit, und eigentlich nur eine weitere Ausführung derſelben, iſt die ſogenannte Tonmalerei, die bey jedem einzelnen Worte auch zugleich eine Empfindung ausdrücken will, welche der Begriff dieſes Wortes zu erregen geeignet iſt, geſetzt auch, daß er ſie

jetzt eben nicht, oder wohl gar deren Gegentheil erregen sollte. Die schlechten, sinnwidrigen Betonungen, welche daraus entstehen, sind unzählig.

Was die korrectorische Betonung betrifft, so will ich versuchen, durch ein Beyspiel zur Erklärung zu gelangen. Ich habe noch niemals eine Maria Stuart gehört, welche die Anfangsworte der schönen Rede außerhalb des Gefängnisses anders, als so betont hätte:

Eilende Wolken, Segler der Lüfte,
Wer mit euch wandelte, wer mit euch schiffte!

Gleichwohl wollt' ich viel darauf wetten, daß Schiller sie so gedacht hat:

Eilende Wolken, Segler der Lüfte,
Wer mit euch wandelte, wer mit euch schiffte.

Warum das? Ei nun, Maria hat die Wolken Segler genannt; dazu paßt das wandeln nicht, welches ihr blos herausfährt, weil sie, die endlich einmal herausgelassene, lustwandelnde Gefangene, sich selbst als Gegensatz der freien Wolken denkt, und eben darum den Wolken-Lieutenant (das Pronomen euch) antithetisch betont. Sobald aber das „wandelte" heraus ist, merkt sie, daß es nur auf sie paßt, also nur auf den unerwähnten Gegensatz, nicht auf die Wolken, welche sie anredet. Daher corrigirt sie

den Verstoß, den sie im Drange des Selbstgefühls gegen die Haltung des Bildes begangen hat, und betont nun correctorisch das schiffen. Ich schließe aus dem Umstande, daß ich unter 20 Marien noch nicht Eine gefunden habe, welche die Stelle so gesprochen hätte, auf eine gewisse Unbekanntschaft der Schauspielerinnen mit dieser Art von Betonung; und will sie daher ihrer Aufmerksamkeit bestens empfohlen haben.

Da ich in der Anzahl meiner Kapitel einmal die Zahl der sieben Bitten überschritten habe; so will ich nun die der zehn Gebote voll machen, und dann schließen.

X.

Von den Mitteln, sich den richtigen Vortrag der Verse und Reime anzueignen.

Diese Ueberschrift enthält mehr, als das Kapitel enthalten wird: denn ich schreib' es, um nur Ein Mittel zu empfehlen. Wer Verse und Reime richtig sprechen lernen will, der thut am besten, er übt sich darinn, selbst welche zu machen.

Wenn meine Leserinnen sich alles dasjenige

in das Gedächtniß zurückrufen wollen, was sie eben gelesen haben; so werden sie bald wahrnehmen, daß dieses ganze Tractätchen darauf berechnet ist, ihnen die Anwendung dieses Mittels zu erleichtern: denn indem ich für die Liebhaberinnen des metrischen Bühnenspiels eine Vers-Recitations-Theorie lieferte, schrieb ich zugleich eine kleine Taschenmetrik für Frauen. Ich wünsche guten Gebrauch, unbeschadet der Häuslichkeit.

Anhang.

Da mein letztes Kapitel so unverhältnißmäßig kurz gerathen ist; so will ich ihm noch zwey Artikel aus meinem Theaterwörterbuche anhängen, welches ich noch nicht herausgegeben habe.

Deklamiren.

Ein junger Schauspieler, der zu eines gewissen Dichters Einsichten in dramaturgische Dinge ein gewaltiges Vertrauen hatte, kam außer sich aus der Probe zu ihm, und sprach: „Ich bitte Sie um aller Götter willen, was soll ich anfangen? Seit vier Wochen sagt mir unser alter Inspicient täglich in's Ohr: Sie müssen spielen, Sie müssen nicht deklamiren. Heute kommen Sr. Excellenz (der Oberdirektor) selbst in die Probe,

und ſagen mir am Ende: Sie ſpielen recht brav, aber Sie müſſen auch deklamiren. Wie ſoll ich es nun machen, um zu gleicher Zeit zu deklamiren und nicht zu deklamiren?“ Da hieß der Dichter ihn ſitzen, und hub alſo an:

Es war einmal eine Schauſpielergeſellſchaft, die war auf Reiſen, und kam an ein fürſtlich Schloß, und zog hinein, auf daß ſie Nahrung ſöge aus den Brüſten der Majeſtät. Als es nun in dem Schloßtheater ſollte zur Probe gehen, da erſchien ein Herr, der nannte ſich Profeſſor der Zeichenkunſt, auch Geſchwindſchreiber Sr. Durchlaucht, des Herzogs, und ſagte dem Direktor: „Serenissimus machen ſich wenig oder gar nichts aus der Schönrednerei auf der Bühne; Höchſtdieſelben fordern blos lebhafte Aktion, ausdrucksvolle Geberden und ſprechende Mienen. Darnach ſich zu achten.“ Deß freuten ſich die Schauſpieler ſehr, denn das war gerade ihre Sache, und ſie ſchnitten ſchon im voraus gräßliche Geſichter, peitſchten die Luft wie die Windmühlen, und fühlten ſich wohlgemuth, wie die Knaben am Feſttag, wo der Schulmeiſter ihnen keine Sprachfehler nachrechnet. Nun kam aber ein zweyter Herr, der nannte ſich Profeſſor der Redekunſt, auch Vorleſer Ihrer Durchlaucht, der Herzogin, und ſagte zum Direktor: „Serenissima machen ſich

wenig oder nichts aus der Mimik und Aktion auf der Bühne; Höchstsie fordern blos, daß man die Worte des Dichters deutlich, ergreifend und wohltönend spreche. Wornach sich zu achten." Da ließen die Schauspieler plötzlich die Flügel hängen, zogen ihre Rollen aus den Taschen, und sahen hinein, wie viel sie etwa davon wissen möchten. Dem Direktor wurde ziemlich bang bey der Sache, und er unterfing sich, zu fragen, ob nicht durch einen Mittelweg beyden Durchlauchten beyzukommen sey? Beyde Herren zuckten die Achseln, und der Professor der Redekunst sprach: „Ihro Durchlaucht, die Herzogin, wollen es zwar nicht wissen lassen; aber ich muß Ihnen im Vertrauen sagen, Höchstdieselben sind — blind." „Nun," sagte hierauf der Professor der Zeichenkunst, „da Sie einmal dieses Geheimniß wissen; so will ich Ihnen auch das zweyte nicht verhehlen. Sr. Durchlaucht, der Herzog, räumen es zwar nicht gern ein, aber Höchstdieselben sind — taub."

Der junge Künstler lachte laut auf, und meynte, da hätte der Teufel es beyden Theilen mögen recht machen. Wir wollen sehen, sagte der Dichter, und fuhr fort:

Die Damen der besagten Schauspieler-Gesellschaft warfen bey der Vorstellung natürlich ihre Netze nach

dem tauben Serenissimus aus, kümmerten sich um die Worte so viel wie nichts, brauchten aber die Augen und Busen, Arme und Beine, als ob Serenissimus blind wäre. Die Herren hingegen legten es auf die blinde Serenissima an, richteten die Mäuler immer wie die Trompeten nach Höchstihrer Loge, und sprachen so laut, als ob Serenissima taub wäre. Nur der Direktor machte es anders. Der Mann war ein Genie, welches die Möglichkeit ahnete, auf der Bühne die Blinden und die Tauben zugleich zu befriedigen.

Er merkte sehr bald, daß Serenissimus ein Buch vor sich hatte, wo er fleißig hinein sah; und daß hinter der Serenissima der Professor der Redekunst stand, welcher ununterbrochen redete, und ihr alles Sichtbare auf der Bühne zu beschreiben schien. Hier, dachte er, hilft weiter nichts, als wahr und natürlich seyn; er sprach die Worte der Rolle, wie er sie fühlte, agirte, wie es nach seinem Gefühle dazu paßte, und der Herzog wie die Herzogin applaudirten mit dem ganzen Hofe. Auch ward er gleich nach dem Stück beschieden, vor den Durchlauchten zu erscheinen. Der Herzog kam sofort auf ihn zu, und sagte: „Sie sind ein vortrefflicher Redner, Ihre Aktion paßt so vollkommen zu den Worten, daß man

Sie mit den Augen zu hören glaubt.“ Die Herzogin aber, der er von dem Professor der Redekunst vorgestellt wurde, sagte zu ihm: „Sie sind ein ausgezeichneter Akteur, Ihre Reden sind so eins mit Ihrem Spiel, daß man Sie so zu sagen mit den Ohren sieht.“ Dagegen stimmten aber beyde Herrschaften völlig darin überein, daß es mit den Uebrigen nicht viel gewesen sey. Der taube Herzog meynte, die Damen hätten gelispelt und die Herren gebrüllt; und die blinde Herzogin behauptete, die Herren hätten wie die Meilenzeiger gestanden, und die Damen wären wie die Schwärmer umhergefahren. Der Herzog behauptete jenes ganz bestimmt, denn er mochte den Leuten auf die Mäuler gesehen haben; die Herzogin hingegen, die hier ein wenig mit dem Kalbe des Professors der Redekunst pflügte, setzte hinzu, es sey ihr wenigstens so vorgekommen, indem sie eben nicht sonderlich in die Ferne sehe.

Mit diesen Worten der blinden Dame kam das volle Licht der Erkenntniß in des Direktors Seele. Es hatte ihm überhaupt weniger an Einsicht in die Fehler der Schauspieler, als an glimpflichen Zurechtweisungs-Mitteln gefehlt. Jetzt hatte er auf einmal eins gefunden, welches souverain und ganz unbeleidigend war. Wenn in der Probe irgend wer die Verse räderte, wider den

Sinn accentuirte, Sylben verſchluckte oder die Schlußworte ſchwinden ließ; ſo ſagte er höflich erinnernd: „Die Herzogin iſt blind.“ Und ſo oft jemand Mimik und Aktion vernachläſſigte; ſo ſagte er auf gleiche Weiſe: „Der Herzog iſt taub.“ Dieſe Methode behielt er bey, als er das Schloß ſchon lange wieder verlaſſen hatte, und ſeine Geſellſchaft galt immer für die beſte im Lande.

Der junge Künſtler ſaß eine Weile nachdenkend ſtill. „Bey Gott, es iſt wahr,“ fuhr er endlich heraus, „man muß ſpielen, als ob die eine Hälfte des Publikums taub, die andere blind wäre.“ Sie haben mich nur halb verſtanden, erwiederte der Dichter. Die Anekdote, die ich Ihnen eben zum Beſten gab, ſollte blos dazu dienen, das Mimiſch-plaſtiſche Ihrer Kunſt von dem Redneriſchen anſchaulich im Bearifſe zu unterſcheiden. In der Ausübung muß beydes neben einander gehen, wie zwey Freunde, die ſich bald faſſen, bald trennen, je nachdem die Enge oder Breite ihres Weges zum gemeinſchaftlichen Ziele es fordert oder geſtattet. Wollten Sie wirklich ſo ſpielen, als ob das Publikum halb aus Tauben, halb aus Blinden beſtünde, ſo würden Sie ſich bemühen müſſen, die ganze Rolle mit der Rede und mit der Geſtalt in jedem Augenblick

gleich

gleich deutlich und wirksam vorzutragen. Wäre das vollkommen möglich; so würden Sie stets eine und die nämliche Sache auf doppelte Weise zu vernehmen geben. Dem Herzog und der Herzdain würde damit gedient seyn: jener würde das Buch, diese den Professor der Redekunst entbehren können. Aber der Zuschauer, der Augen und Ohren mitbrachte, würde eine Ueberladung fühlen. Er will beyde Sinne vergnügen an der Uebereinstimmung der Rede und der Gestalt; aber beyde müssen auf ihn wirken, ungefähr wie erste und zweyte Flöte in der Musik, die einander nicht immer Ton für Ton, und Note für Note begleiten, sondern sich nur unterstützen und gleichsam ergänzen. Der Unterschied besteht blos darin, daß bald die Gestalt, bald die Rede die erste Flöte zu spielen hat. Die Gestalt zur volltönenden Rede unzeitiger Weise schweigen oder unharmonisch mitsprechen lassen, das nennt Ihr alter Inspicient, der an das Konversationsstück gewöhnt ist, deklamiren. Ihr Oberdirektor, der das poetische Drama liebt, versteht unter dem Nichtdeklamiren diejenige Vernachlässigung der Rede, welche entsteht, wenn der Schauspieler nicht bedenkt, daß die Worte des Dichters den Zweck haben, in dem Zuhörer, wie in dem Leser, Be-

danken und Bilder aufzuregen, die durch die Sprache der Gestalt so deutlich nicht erregt werden können.

„Ach, nun begreif' ich," sagte der junge Künstler, „es läuft alles auf den Unterschied zwischen Konversationsstück und Versdrama hinaus." Mit nichten, versetzte der Poet. Die Rede will allenthalben ihr Recht, und es giebt nur einen einzigen Fall, wo sie auf der Bühne vernachlässiget werden darf, weil sie vernachlässiget werden muß. „Welcher ist das?" Wenn die Vernachlässigung der Rede selbst eine Handlung ist, die für den darzustellenden Moment eine Bedeutung hat. Dieser Fall kommt in dem Konversationsstück allerdings öfter vor, als im poetischen Drama: denn dort ist es häufig darauf abgesehen, die menschliche Natur bis auf die herkömmlichen Nachlässigkeiten des Betragens im Umgange zu kopiren; hier aber erscheint sie meistens in Lagen und Beziehungen, die, dem gewöhnlichen Umgange fremd, auch eine Sprache und einen Redeausdruck fordern, welche beyde durch Anschaulichkeit, Sinnestiefe, Nachdruck, Würde, Schmuck und buchstäbliche Verständlichkeit von dem Umgangstone sich unterscheiden. Aber dort wie hier müssen Sie in allen Fällen, wo nicht gerade durch Unverständlichkeit und Ungenießbar-

keit der Worte die Sache verständlicher und genießbarer wird, stets den Gedanken in sich wach erhalten, daß — die Herzogin blind ist; Sie müssen deklamiren, das heißt nach der Erklärung, die oben der Professor der Redekunst auch Vorleser der Serenissima davon gegeben hat: Sie müssen, so viel als möglich ist, die Worte des Autors deutlich, ergreifend und wohltönend sprechen. Ueber die Rangordnung und das Wechselverhältniß dieser drey Dinge sprechen wir ein andermal.

Styl.

Zwey junge Schauspielerinnen saßen während der Probe in der Kulisse. Sie waren eben aus dem Hörsale eines Professors der Aesthetik gekommen, der für das jüngere Theaterpersonal (das ältere wußte schon alles) dramaturgische Vorlesungen halten mußte.

„Haben Sie denn heute alles verstanden, was er sagte?“ fragte die Eine.

„O ja, alle Worte.“

„Auch das vom Styl? Ich weiß noch immer nicht recht, was das sagen will: Der Styl der Darstellung.“

Die, welche alles verstanden hatte, lächelte. „Ja, Liebe, Sie waren noch nicht bey uns, als er von den tropischen Figuren handelte.

Das Wort iſt eine tropiſche Figur. das heißt, ein bildlicher Ausdruck. Der Stiel iſt das, wobey man ein Ding anfaßt, und der Stiel einer Darſtellung will weiter nichts ſagen, als wie man es angreifen muß, daß es dem Publikum gefällt.“

Ich will den Kunſtphiloſophen ſehen, der mir die Bedeutung jenes Wortes beſſer und handgreiflicher erklärt, als dieſes junge Frauenzimmer. Beſonders für das ſchöne Geſchlecht, welches im häuslichen Leben recht eigentlich daran gewöhnt wird, alle Dinge, die Stiele haben, bey dem Stiele anzufaſſen, wird der abgezogene Begriff des Styles um Hundert vom Hundert faßlicher, wenn man ihn durch den Stiel erläutert, der doch am Ende in ſeiner urſprünglichen Bedeutung ſo gut wie der Styl eine Art von Griffel, das heißt, ein Gegenſtand für den Griff der Hand iſt. Machen wir damit einen kleinen Verſuch an einer Redensart, welche die Theaterkritiker häufig zu gebrauchen pflegen.

Es trägt ſich bisweilen zu, daß Göthe's köſtliches Schäferſpiel: Ueble Laune des Verliebten, auf dem Theater durchfällt, obſchon Amine und Criden von denſelben Perſonen dargeſtellt werden, die in Kotzebue's Roſen des Herrn von Malesherbes als Suſette und Peter unaetheilten Beyfall erhalten haben. „Ganz natürlich, — ſagen

dann die Kenner — sie spielten in einem viel zu unedlen Style.“ Wenn Peter und Suse das wieder erfahren, so glauben sie nicht selten, sie hätten nach der Meynung jener Kunstrichter in die Art ihres Spieles das Gemessene, Feyerliche, Vollönende der Tragödie legen sollen, welches oft mit dem Ausdrucke: edler Styl, bezeichnet wird. Wie macht man ihnen nun am besten deutlich, was die Kenner wollen? Antwort: Durch den Stiel.

Jedermann begreift den Unterschied zwischen dem Stiel einer Lilie und dem Stiel eines Rührlöffels, und es wird nicht leicht Jemand auf den Einfall kommen, jenen, wenn er die Blumen dem Blumenfreunde darbietet, so derb angreifen zu wollen, als er diesen angreifen muß, wenn er eine tüchtige Wirkung im Topfe hervorbringen will. Nun sind zwar die Rosen des Herrn von Malesherbes kein Rührlöffel, wie man ihn in der Küche braucht. Sie sind vielmehr ein zierlich gearbeiteter Punschlöffel, womit ein angenehmer Wirth, welcher Leuten von Geschmack ein geistreiches Getränke zu kosten geben will, zuvor mit anständiger Bewegung die am Boden des Punschnapfes träg liegenden Süßigkeiten aufregt, welche dem Getränke den eigentlichen Wohlgeschmack geben. Dieser Wohlgeschmack, auf wel-

den es unſer Kotzebue hier abgeſehen hat, iſt nichts anderes, als das Wohlgefallen des menſchlichen Gemüthes an dem anſpruchloſen Zartgefühl der ſogenannten gemeinen Leute. Es ſoll uns rühren, und rührt uns, gut dargeſtellt, wirklich, daß gewöhnliche Bauern, aus uneigennütziger Liebe zu dem wohlthätigen Herrn ihres Dorfs, eine Roſenhecke, die er zu lieben ſcheint, ohne ſein Wiſſen mit der zarteſten Sorgfalt pflegen, und als unantaſtbares Kleinod betrachten. Dieſes Zweckes halber mußte der Dichter uns in Peter und Suſchen gutgeartete, aber natürliche Bauernkinder von unverfeinerter Empfindungsweiſe verführen, und er machte daher in ſein Liebespaar einen zwar glatt geſchnittenen, aber haltbaren Stiel, der, wenn gleich nicht tölpelhaft, doch feſt, mit der ganzen Hand, und ſonder abſonderliche Zierlichkeit angegriffen werden muß. Wenn Peter und Suſette das thun, ſo thun ſie des Dichters Willen, und es kann nicht fehlen, daß das freundliche, ſanft bewegende Gemälde allen Zuſchauern gefalle, mit Ausnahme derjenigen, welche im Luſtſpiel durchaus vor Lachen zu platzen begehren.

Anders iſt es mit der Laune des Verliebten. Es mag vor vielen Jahren einmal ein Körnchen eigner Liebeslaune in Göthe's Gemüth gefallen

ſeyn; darauf iſt vielleicht ein wenig Thau aus einem Paar ſchöner, betrübter Augen geträufelt; dann hat die Sonne einer jugendlichen Phantaſie darauf geſchienen, und ſo iſt das ganze Schäferſpiel wie eine zarte Blume aufgeblüht, welche auch einen gar zarten Stiel hat, wie alle Blumen zu haben pflegen, die in den Gefilden Arkadiens wachſen. Wird nun Peter und Suschen Eridon und Amine, ſo ſollen ſie nicht mehr Peter und Suschen ſeyn, ſondern anmuthige Weſen einer Welt, die nie exiſtirt hat, als in den Köpfen der Dichter. Suschen kann ein wenig ſchluchzen, wenn ſie weint; Amine bey Leibe nicht. Peter kann ſeine Bosheit bisweilen an ſeinem runden Hute auslaſſen; Eridon würde daran ſehr übel thun. Suschen kann meinetwegen die Roſe, um welche Peter ihr zürnt, ihm vor die Füße werfen, um ihrem Unwillen über den falſchen Verdacht kund zu geben; aber wenn Amine, von Eridons eiferſüchtiger Laune gequält, auf das Tanzfeſt verzichtet, und ihren Blumenſchmuck mit den Worten von ſich legt:

„Du willſt auch dieſe Luſt, nun denn, da haſt du ſie!“

ſo muß der aus dem Haar genommene Kranz ihrer herabſinkenden Hand entgleiten; und was denn der Unterſchiede noch mehr ſeyn mögen.

Was den sogenannten Tragödienstyl betrifft, so giebt es auch da eine Menge Unterschiede, die sich durch das Gleichniß vom Stiel anschaulich machen lassen. Der Styl der meisten Shakespearischen Tragödien ist der Schaft einer Lanze oder gar eines Streitkolben. Wer nicht, bey allem ritterlichen Anstande, recht kräftig dran greift, bringt das gewaltige Werkzeug nicht vom Flecke. Anders ist es mit Calderons Tragödien. Hier ist bey aller Stärke des Gemüths und der Phantasie der Stiel (oder das Griffbret) einer Zither (oder Guitarre) fein musikalisch zu handhaben, obwohl ich deßhalb nicht rathen will, diese Stücke mit Operisten zu besetzen. Doch etwas andres will ich rathen: Wenn man keine Schauspieler hat, die sich auf die Notenlose Musik der Rede verstehen; so gebe man Calderons Tragödien nicht nach Schlegel, und nicht nach Grieß. Man schicke einen deutschen Theaterdichter darüber, der die Saiten abspannt von der spanischen Zither; es wird alsdann viel leidlicher anzusehen seyn, wenn die Darstellenden damit handthieren, wie mit einer Wurfschaufel.

Sey jedoch ein Stiel stark oder zart, dick oder dünn, lang oder kurz; jeder Schauspieler muß bedenken, daß er es nicht allein ist, welcher ihn anzugreifen hat. Was das sagen will, könnt'

ich Schulgerecht aus dem Unterſchiede erklären, der zwiſchen dem Style einer Rolle und dem Style des ganzen Stückes Statt findet. Aber ich will lieber zu Kotzebue's artigen Rosen zurückkehren, und ſie mit Anton Walls Stück: Die beyden Billets vergleichen. Man ſollte meynen, Peter und Suſette wären nicht mehr noch minder, als Görge und Röſe, und könnten das Spiel hier wie dort, bey einem und demſelben Stiele anfaſſen. Das geht aber nicht an: denn obwohl darauf, daß jene franzöſiſche, dieſe deutſche Bauernkinder ſind, eben nicht viel ankommen möchte, ſo muß man doch bedenken, daß Herr Lamoignon von Malesherbes kein Dorfbarbier Schnaps iſt, und daß Peter und Suſette in ihr Spiel keinen ſolchen Stiel ſtecken müſſen, den dieſer ſeine Mann nicht auch anſtändiger Weiſe mit angreifen könnte. Wenn daher in den Rosen Suschen ſchluchzet, daß ſie der Bock ſtößt, ſo ſchießt ſie einen. Thut es Röſe, ſo iſt eben nichts dagegen zu ſagen.

Summa Summarum: Der Styl iſt der Stiel, und die Verwechſelung beyder Wörter kann nicht für einen Sinnentſtellenden Schreib- oder Druckfehler gehalten werden.

Soweit die beyden Wörterbuchsartikel. Ihre Verwandtschaft mit dem Gegenstande verstehender als anklang liegt auf der Hand. Der Versvortrag gehört zur Deklamirkunst, und ist in seinen feineren Schattirungen von dem Style abhängig, welchen eine Bühnendarstellung erfordert. Zwar darf Suisette so wenig als Amine die Verse skandiren oder rädern, die Reime wegwerfen oder damit klingeln; aber während diese den Vortrag tragen darf, kann (oder soll vielmehr) jene ihn laufen lassen. Kotzebue hat seinen Suisetten dies durch die Versart sehr erleichtert; aber wenn er auch das Stück in den correctesten Alexandrinern geschrieben hätte; der niedrigere Styl der Diktung würde immer auch den Styl ihres Vortrags niedriger bestimmen.

Druckfehler.

S. 9. Z. 13. v. u. lies: andres Licht, statt: anders Licht.
— 12. — 1. v. u. l. trällern s. trillern.
— 14. — 7. v. u. l. schiessen s. schleßen.
— 15. — 6. v. o. l. Hörer s. Hören.
— 34. — 3. v. u. l. Stünden s. Stunden.
— 48. — 4. v. o. l. y. s. i.
— 52. — 7. v. u. Reime s. Räume.
— 72. — 13. v. u. setze ein Comma zwischen war und wofür.

Man bittet, besonders den Druckfehler S. 48. zu verbessern, weil er eine Unrichtigkeit ausdrückt, die sich leichter einsehen, als der richtige Buchstabe errathen läßt.

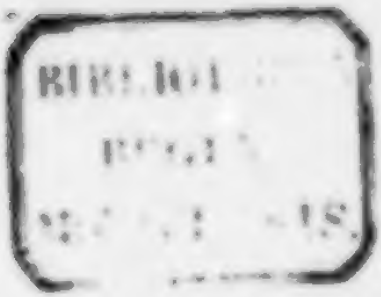
Vermiſchte Schriften

von

Müllner.

Erſter Band.

Stuttgart und Tübingen
in der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung.
1824.



Inhalt.

Gedichte.

	Seite
Die Patrioten am Parnaß.	5
Luther.	9
Luthers Vorspiel.	12
Der Reichstag der Geharnischten.	13
Die Wüste.	16
Das Kantische Moralprincip.	18
Werner's Vier- und zwanzigster Februar.	21
Das Kind an die Zuschauer.	26
Der Mann an die Zuschauerinnen.	28
Der Abgang.	30
Der Skald' und der Held.	31
Der Dichter an die Gründlinge des Schauspiels hausen.	39
Das Verstehende — Das Feste.	40
Die Lampe.	41
Wir.	43
Die deutschen Amir's.	44

	Seite
Stolz — Bescheidenheit.	45
[illegible].	46
Zahme Xenie.	48
[illegible].	49
Die Muse.	50
Gleiches und Gleichem.	53
Schlittschuhläuferlied.	54
Le patineur.	56
Lied einer freiwilligen Bürgergarde.	59
Ernste Trinksprüche.	61
[illegible].	63
Das Gewitter.	64
Der Reuter.	65

Theater-Lexikon.

Abbitte.	78
Abgänge.	82
[illegible].	83
[illegible].	85
Arbeit.	86
[illegible].	88
Backenbart.	91
Bellen.	91
Bei Seite.	93

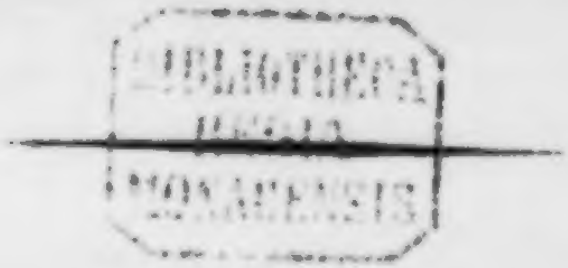
	Seite
Bock.	95
Box.	99
Brawe.	102
Bürsten.	106
Cavaletto.	107
Comparsen.	113
Conversationsstücke.	113
Deklamiren.	115
Dichter.	123
Direktor.	126
Exposition.	136
Geistererscheinung.	137
Handlung.	139
Honorar.	145
Kostüm.	149
Lump.	163
Narr.	168
Nationaltheater.	176
Oper.	183
Peripetie.	194
Reim.	195
Repertoire.	203
Rettungskomödie.	204
Scandiren.	205
Schauspiel.	211
Schauspielkunst.	213

	Seite
Schicksal.	225
Styl.	231
Tragödie.	238
Komödie.	244
Vorleser.	245

Früchte der Laune.

Die Menschheit und der Staat.	257
Der Jubeltod.	266
Die Mondsfinsterniß bei Tage.	276

Gedichte.



Autors Schutzbrief.

Stirbt ein Mann, der ein'gen Namen
In der Preßwelt sich erschrieb;
Auf der Stelle fällt ein Sammler
Ueber seinen Nachlaß her,
Jure primi occupantis
Nimmt er animo Besitz
Von dem weit zerstreuten Schatze,
Kündiget ihn prahlend an,
Und das Gute wie das Fade,
Sei's gedruckt, sei's Manuscript,
Ohne Gnade wird's gesammelt:
Denn der Todten Omnia
Liebet korpulent der Handel,
Und es läßt die Republik
Sich kein Jota unterschlagen.

Da wir nun, so Gott will, auch
Etwas Ruf erworben haben,
Und auf das papierne Feld
Manches hier und dort gepflanzet:
Wollen wir, im voraus todt,
Selber es zusammenfahren
Auf den großen Büchermarkt:
Wollen ängstlich nicht zu Rathe

Mit uns gehen, ob uns noch,
Was einſt gut uns ſchien, gefalle,
Sondern wie ein lachender
Erbe mit der eignen Habe,
Mit den Halmen unſrer Saat —
Ob ſie voll, ob taub ſind — ſchalten.

Liebe Mitwelt, folg' auch du
In dem Traum' uns, daß wir ſtarben!
Träume dich zur Nachwelt um,
Als Verlaſſenſchaft betrachte,
Was wir lebend aufgehäuft.
Sei ſo gut, es einzufahren
In die Scheune deiner Gunſt,
Wo der Flegel nicht erſchallet,
Der den Sämann kritiſch driſcht,
Statt der eingefahrnen Garben.
Richte recht, Kritik, doch frei
Von der Mitwelt Leidenſchaften,
Grad' und ſonder Hudelei,
Und, wo wir geſündigt haben,
Nicht', als wären wir begraben.

Die Patrioten am Parnaß.

1816.

„Mit Werken ſollen wir das heilige Vaterland erheben; aber es ziemt uns nicht, ſeinen hohen Sinn im eitlen Tone auszubreiten.“

Iſidorus orientalis.

„Welch infernaliſches Geheul
„Erhebt ſich von des Berges Fuße?
„Merkur, bei'm Haupte der Meduſe!
„Woher das kommt, erfind' in Eil.“

So ſprach Apoll. Merkur im Nu
Schießt von des Berges Gipfel nieder,
Und ſteigt im Nu zur Höhe wieder,
Und hält noch beide Ohren zu.

Und rapportirt: Ein Sängerſchwarm
Kleb' auf des Berges unterm Rande,
Und kreiſche: Sieg und Feindes Schande,
Und Noth und Tod, und Schwert und Arm!

„In welcher Mundart?“ fragt Apoll.
Vernahm ich recht, in deutſcher Zunge.
„O weh, das hat des Windgott's Lunge,
„Sag, daß man ſich entfernen ſoll!“

Gehorſam dem Befehle ſenkt
Der Bot' Olymps die leichten Flügel.
Doch lauter nur wird's um den Hügel
Des Gottes, der die Sonne lenkt.

Ein wild verworrenes Getös
Von Sang und Zank durchdrohnt die Lüfte,
Der Wiederhall belebt die Klüfte.
Der Bote säumt. — Apoll wird bös.

Er legt die goldne Leyer hin,
Und sieht sich um nach Pfeil und Bogen.
Da — endlich! — kommt Merkur geflogen,
Kaum athmend, mit verstörtem Sinn.

Was gibt es? fragt Apoll. „Gewalt
„In Deines Raumes heil'gem Banne!
„Den Köcher nimm, die Sehne spanne" —
Schöpf' Odem, und erzähle kalt.

„Sie weichen nicht! Sie wären frei,
„Und hätten Macht, sich zu besingen,
„Zum Himmel müß' ihr Jubel dringen
„Ob dem, was nun geschehen sey;

„Geschehn von deutschem Heldenmuth',
„Auf vaterländisch deutscher Erde,
„Mit deutscher Treu, zu Fuß, zu Pferde,
„Mit deutschem Geld und deutschem Blut!

„Ich stelle kurz und höflich vor:
„Du liebtest nicht, die Zeit zu hören,
„Man mochte singen, doch nicht stören,
„Der Zeitsang wollt' ein zeitlich Ohr.

„Doch alle, mit der linken Hand
„Am Säbel, machten Kriegsgeklirre,
„Und murmelten, wenn ich nicht irre,
„Von Kritikus und Unverstand.“

Indeß der Flügelbote sprach,
Erschien die Reih' der neun Gestalten,
Die, ewig lebend, nie veralten:
Klio voran, die andern nach.

Apollo winkt. Vom Meeresstrand
Sieht man die Sonnenrosse jagen;
Zu seinen Füßen hält der Wagen,
Er faßt der Zügel Strahlenband.

Und Klio, die ihn schnell begriff,
Weil sie der Unfug, den man hörte,
Am meisten unter allen störte,
Besteigt der Muschel goldnes Schiff.

Im Schneckenkreis lenkt Helios
Hinabwärts um des Berges Kegel.
Die Lungen dehnen sich wie Segel
Im Wind, und jubelnd folgt der Troß!

Denn jeder kennt an Roll' und Stift,
Und griechisch ernstem Angesichte,
Die Malerin der Weltgeschichte,
Die nimmer schmeichelt, immer trifft.

Und jeder ruft: „In meinen Sang
Mußt du den heil'gen Griffel tauchen!
Nur meine Farben kannſt du brauchen!
Mein Lied nur iſt der rechte Klang!“

Der Wagen hält. Die Muſe ſpricht:
„Ich ſchreibe, was geſchieht auf Erden,
„Wann, mein't ihr, würd' ich fertig werden,
„Sucht' ich die Thaten im Gedicht?

„Der Nachwelt iſt mein Stift geweiht,
„Der Nachwelt, die Gleichnes richtet,
„Die von der Spreu die Körner ſichtet,
„Und die den wahren Ruhm verleiht.

„Wollt ihr, wie ſie euch ehret, ſehn?
„Ihr braucht dazu nur kurze Weile,
„Denn kräftig ſteht's — in Einer Zeile.“
Die Roll' entrauſcht: ſie ſehn und — gehn.

Was in der Einen Zeile ſtand?
Es hat mir's keiner wollen ſagen.
Die Nachwelt geh' ich d'rum zu fragen,
Erfahr' ich es, ſo wird's bekannt.

Luther.

Eine Verherrlichung.

1817.*)

Hörſt Du vom Thurm der Glocken ehrne Zungen?
Wach' auf, dreihundertjähr'ger Schläfer, Dich —
Dich rufen ſie, einſtimmig, feierlich,
Dich, der die Welt dem Teufel abgerungen!

Denn ſie war ſein, wenn Du ſie nicht geſpalten;
Nicht ohne Scheidung konnten Nacht und Licht,
Glaub' und Vernunft, in reinem Gleichgewicht
Auf leis bewegter Wage ſich erhalten.

Wach auf! Jetzt trennt ein andrer Riß die Meinung,
Der Glaube hadert um ein irdiſch Recht,
Die Welt zerfällt in Herrſcher und in Knecht,
Weisheit und Hochmuth weigern die Vereinung.

---

*) Am Vorabende des Reformationsfeſtes, welches mit dem Untergange der Sonne gleichzeitig von allen Thürmen der Cyborie eingeläutet wurde.

Jetzt iſt der Erd' ein Mann der Kraft von-
nöthen,
Wie Du Dich einſt der Chriſtenheit bewährt:
Die Bruſt von Erz, die Zung' ein feurig Schwert,
Die Ferſ' ein Fels, die Lüge zu zertreten.

Erwache, Starker, von dem Schlaf der Todten,
Steig' aus der Gruft zu Deinem Volk empor!
Dein mächtig Wort ſchall' in der Mächt'gen Ohr,
Wie Du es Papſt und Kaiſer einſt geboten.

Zerbrich den Herrſcherſtolz! In Banden ſchlage
Der Völker wüſten, nimmer ſatten Trieb!
Poch' auf das Buch, das Gottes Finger ſchrieb,
Und ſtifte Frieden zwiſchen Raub und Klage.

Doch lebend nicht tritt unter die Lebend'gen;
Ein Todter komm, mit Leichenangeſicht,
Der Kunde bringt vom ewigen Gericht,
Und Schreck verbreitet, rohe Luſt zu bänd'gen!

Denn ſo verworren nun ſind Recht' und Pflichten,
So wild geworden iſt das Blut der Zeit,
So dreiſt verletzt die Ohnmacht Wort und Eid,
So ſtrafbar iſt betrogner Hoffnung Dichten;

So durcheinander in verfallnen Schranken
Treibt Meinung ſich und Will' und halbe That,
So wuchernd durch die kaum entpreßte Saat
Zieht, Schlangen gleich, das Unkraut ſeine Ranken;

So kühn ward Furcht vor freier Geiſter Streben,
So furchtſam und miſstrauiſch das Vertrau'n,
So grundzerſtörend das geſchäft'ge Bau'n,
So todt in allen Adern iſt das Leben:

Daß, diesmal Sinn und Unſinn zu verſöhnen,
Lebendig Wort umſonſt die Luft bewegt.
Komm, kühner Mönch, wie man Dich hingelegt —
Als Leiche komm, und red' in Geiſtertönen!

Luther's Beispiel.

1817.

(Die Redaktion einer Zeitschrift hatte vorstehender Beschwörung Luthers eine Art von Abfertigung ertheilt, indem sie derselben als Motto die Worte aus Goethe's Prometheus voransetzte:

„Was zu wünschen ist, ihr unten fühlt es;
Was zu geben sei, die wissen's droben.
Groß beginnet ihr Titanen; aber leiten
Zu dem ewig Guten, ewig Schönen
Ist der Götter Werk. Die laßt gewähren."

Dies veranlaßte folgende Replik.)

Gern an den Himmel hängt die Welt der Schwache,
Er wünscht ein Haus, doch selbst nicht will er's bau'n.
Zu eigner Kraft erwerbet euch Vertraun,
Eu'r ist die That, die Hülf' ist Gottes Sache.

So dachte Luther und die Lüge fiel,
Nicht hoffen, handeln sollt ihr von ihm lernen;
Trost allenfalls, nicht Heil, träuft aus den Sternen,
Des Lebens Bahn hat auch ein irdisch Ziel.

Den Himmel stürmend sanken die Titanen,
Sie ahmt nicht nach; doch des Prometheus Hand
Hat kühn für euch dem Zevs das Feu'r entwandt,
Und daran will euch Luthers Beispiel mahnen.

Der Reichstag der Geldsorten.

Eine Fabel.

1818.

In eines Herrschers weiten Staaten
Gab's eine Revolution.
Das Volk, die Priester, die Soldaten
Erschienen vor dem goldnen Thron,
Und forderten, der König sollte
Nicht alles dürfen, was er wollte.

Wer läßt sich gern sein Recht beschneiden,
Zumal ein Recht aus Mutterleib?
Nicht dürfen thun, das ist schon leiden,
Und Willkühr ist ein Zeitvertreib.
D'rum sprach der König: Treue Degen,
Geduld! Wir werden's überlegen.

Da nun Soldat und Volk und Priester
Die stärksten Mächte sind im Staat;
So rief der König den Minister,
Und heischte von ihm guten Rath,
Wo eine vierte Macht zu finden,
Um jene drei zu überwinden.

Nach langem Hin- und Widerſprechen
Fand ſich nur eine noch: das Geld.
Dies für die Krone zu beſtechen,
Ward der Miniſter angeſtellt,
Und er entbot des Geldes Stände
In ſeine vier geheimen Wände.

Da kamen die Repräſentanten:
Gold, Silber, Kupfer und Papier.
Er grüßte freundlich die Bekannten,
Und ſprach: Eu'r Wohl betrifft es hier,
Denn an der Macht des Königs hanget,
Das Anſehn, das ihr ſelbſt verlanget.

Durch ihn nur ſeyd ihr Geld geworden.
Ihr geltet, weil er es befahl,
Traat ſeinen Namen, ſeinen Orden! —
Was, ohn' ihn, wär't ihr allzumal?
D'rum ſeyt — es iſt blos euertwegen —
Dem Volksbegehren euch entgegen.

Was mich betrifft, ſprach der Dukaten,
So trag ich zwar des Königs Bild;
Doch kann ich deſſen auch entrathen,
Da's mein Gewicht iſt, welches gilt.
Wie man den Staat conſtituire;
Ich bleibe Geld, und — ich regiere.

Ich, sprach der Silberthaler, gelte
Wohl etwas über meinen Werth;
Doch würde der, wenn man's bestellte,
Durch einen Kunstschmidt leicht vermehrt.
Die Staatsumschmelzung kann mir frommen,
Durch Bildsamkeit emporzukommen.

Uns, sprach der schmutz'ge Kupferdreier,
Uns achtet nur der Bettelmann.
Wird unsre Staatsverfassung freier,
So stellt man nützlicher uns an;
Wir werden auf dem Küchenbrete
Ein blank gescheuertes Geräthe.

Nein! unumschränkt bleib' unser König!
Rief laut der Tausendthalerschein;
Ich bin Papier, das ist nicht wenig,
Auf Gründe laß ich mich nicht ein,
Zerreißt mich, eh' ich mich ergebe,
Ich bleibe treu: Der Sultan lebe!

Der Staatsmann ging vergnügt von hinnen,
Und gab dem Herrscher den Bericht.
Der hört' ihn still, schien nachzusinnen,
Und sprach: Papier? das ehrt uns nicht;
Man thue, was das Geld begehrte,
Wir halten's mit dem innern Werthe.

Die Wäſche.

1821.

Einem luſtigen Studenten
Wurde Wäſche jüngſt geſtohlen,
Die er eben, weiß gewaſchen,
Von der Wäſcherinn bekommen.

Er nicht wußte, was für Stücke
Der gelernte Korb enthalten,
Doch der Dieb hatt' unvorſichtig
Das Verzeichniß da gelaſſen,
Und ſo fandt' er das Verzeichniß,
Nett von Hannchens Hand geſchrieben,
Unter der Rubrik: Geſtohlen,
In den Zeitungen zu prangen.

Plötzlich ward er abgeholet
Zu dem Landrath Perobtuſius,
Der die Zeitungen cenſirte,
Und der ſchalt ihn dermaßenlich.

Er, ſich keiner Schuld bewußt,
Durfte frei die Stirn erheben,
Und verachten den Verdacht;
Doch der Landrath hatte Macht,
Den Studenten nicht zu trauen,
Die gern Staats-Luftſchlöſſer bauen.
Darum ſprach er: Sind Sie nicht

Ordensglied geheimen Bundes?
„Nein.“ Weswegen tragen Sie
Symbola und Ordenszeichen.
„Wo?“ Auf ihrem nackten Leibe.
„Außer ein Paar Schlägernarben,
„Für die Landsmannſchaft erworben,
„Iſt da nichts von Ordenszeichen.“
Doch Sie haben eins getragen;
Denn wir haben den Beweis,
Daß man's Ihnen jüngſt geſtohlen,
Hier in dieſem Manuſcripte,
Das zur Zeitung Sie geſendet.

Der Student ſieht das Verzeichniß,
Nett von Hannchens Hand geſchrieben,
Und der Landrath deutet ernſt
Auf die Zeil': „Ein Bundeshemde.“

Sieh, da platzt der Muſenjünger,
Ob den Landrath es befremde,
Schier vor Lachen. „Bundeshemde?
„Hannchen hat geſchickte Finger,
„Doch ſie ſind nicht orthographiſch,
„Ich, obwohl nicht eben ſclaviſch,
„Denke doch nicht demagogiſch,
„Und erkläre philologiſch:
„Das geſchriebne Bundeshemde
„Will ein buntes Hemd' bedeuten.

Das Kantische Moralprincip.

Epistel. *)

Im Narrenhaus der Welt, mein Lieber,
Bist Du, bin ich erzogen, wie geboren.
Was sind wir also? Narren und nichts drüber!
Der Weise lächelt ob des Thoren,
Und brüstet sich im Kranz des Licht's,
Er ist ein consequenter Thor, und weiter nichts.

Was dieser Eingang soll? Es ist ein Fehdebrief,
Den mein erzürnter Genius Dir sendet.
Die Laune, die er jüngst für Dich verschwendet,
Die sorglos aus der Feder lief,
Und sich nicht träumen ließ, sobald ein Them
Zu einer Predigt seyn zu müssen,
Zieh' heute gegen Dein hochbeiniges System
In's Feld mit einem Heer von Schlüssen.

Das hochgepriesene, moralische Princip:
Thu' nicht, was du nicht willst, daß man dir wie
der thue —

*) Sie ist um die Zeit 1796 — 1800 an einen Freund geschrieben, der meinen jugendlichen Hang zur Verspottung fremder Thorheiten moralphilosophisch bekriegt hatte. In den Einfällen, womit ich damals meine fehlerhafte Neigung vertheidigte, wird hoffentlich niemand mein Glaubensbekenntniß suchen.

Bei meiner rechten Hand! und traun die iſt mir lieb,
Iſt der bequemſte Polſterſitz zur Ruhe
Für jede Sünde, die die Welt beſuchet.

Ein Dieb erſteigt bei Sternenſchein
Dein Haus, und öffnet ſtill die feſt verſchloß'ne Truhe.
Dein Nachbar geht vorbei; verräth er ihn? O nein:
Thu' nicht, was du nicht willſt, daß man dir wieder thue.
Um Deinen Torus ſchleicht ein Freund mit leiſem Schuhe;
Die ganze Stadt bemerkt's, nur Du erfährſt es nicht;
Warum? Der Tugend heil'ge Regel ſpricht:
Thu' nicht, wovon du willſt, daß man es dir nicht thue.

Du träumſt, es ſey Moral, was Dir gebeut,
Der fremden Thorheit ſäuberlich zu ſchonen?
Glaub' mir, es iſt die Aengſtlichkeit,
Man werde Dich mit gleicher Münze lohnen.
Du willſt die Richter um Dich her
Mit ſtummer Höflichkeit beſtechen,
Du lobſt in Andern Deine Schwächen,
Und präſentirſt vor Dir Dein eigenes Gewehr.

Heißt das befolgt, was uns Terenz empfahl:
Des Nächſten Leben ſich zum Spiegel machen?
Sind Flecken drauf, ſo reibt man ihn einmal,

Bloß, um ſich ſelbſt darinnen anzulachen.
Es wär' um die Gerechtigkeit geſchehn,
Ließ Satyr ruhig fremde Narrheit ſchlafen;
Weil wir ſie uns ſo willig überſehn,
Befiehlt ſie, daß wir uns in andern ſtrafen.

Wie viel führt mit dem Egoismus eu'r Syſtem,
Ihr Moraliſten, ſchon verlorne Kriege?
Papierne Lorber'n rühmen eure Siege,
Und ach, der Magen ſchlägt eu'r ſtärkſtes Theorem.
Ich bin ein Menſch — ein Narr! Mehr iſt hienieden
Vom Himmel mir nun einmal nicht beſchieden.
Seit ich das weiß, leb' ich in tiefem Frieden
Mit Kant und der Moral.
Gern wär' ich wohl auf ihrer Höh';
Doch gern bekenn' ich auch, mir thut's zu weh,
Mit eurer Scheere Doppelſtahl
Mich nach papiernem Muſter zuzuſchneiden.

Die Eigenlieb' iſt Herrſcherinn der Seelen,
Und die Vernunft muß ſich beſcheiden,
Mit Höflichkeit, nicht durch ein: Wir befehlen!
Die mächtige Monarchin zu belehren.
Sie läßt ihr nur das Lied von fremder Tho
heit hören,
Und weiß, wenn ſie vor ihr dieſelbe mißt und wä
Schlau in der Königin den Zweifel zu entfalten,
Man könnte wohl die Krone, die ſie trägt.

Von weitem auch für eine Kappe halten.
Die Herrſcherinn erſchrickt, und legt
Die Krone weg, und ſieht nach Monden klar,
Daß, was ſie trug, ein Schellenmützchen war.

So mit dem Sohne ſeines Herrn
Verfährt der kluge Mentor gern.
Er macht ihn über and're lachen;
Doch daß ſie, wie er ſelbſt, es machen,
Das übergeht er mit Bedacht.
Der Witz, ein Freund von Aehnlichkeiten,
Wird ihn ſchon ſelbſt zu der Erkenntniß leiten,
Es ſey ſein Bild, das er belacht.

Werner's Vierundzwanzigster Februar.

I.

Anklage, nach Ansicht der Darstellung des St
des auf der Privatbühne zu Weißenfels, a
24. Februar 1812.

Wie dort in blutig purpurrothen Gluthen
Erscheint des Schweifsterns graufe Himme
Wacht,
Und irren Lauf durch freude Bahnen macht,
Daß aller Welt es bange will gemuthen,
Al[illegible] nahten sich der Wasser finstre Fluthen,
Der Seuchen Heer, der Kriegeshorden Macht
So malt Sanct Werner frevelnd, Nacht in Na
Dreifachen Fluches Schreckensbild, Kuruthen.
Dank Euch, die Ihr in kraftig kühnem Spiel
Das finstre, tragische Gespenst bezwungen.
Doch (ob Euch schon die seltne That gelungen
Daß wunderlam die Hölle selbst gefiel)
Mag künftig Gott vor solchen Februaren
Die Bühne und die Christenheit bewahren.

Lange.

II.

Apologie.

Der Blumen Farbenpracht, der Sterne Flimmern,
Und was die Erde, was der Himmel beut,
Mag auf der Bühne wie im Leben schimmern,
Es mag den Sinn, der Kraterblitze scheut,
Ergötzen, und das weiche Herz bekümmern,
Das sich der Thränen süßen Schmerzes freut:
Doch um die Macht der Hölle dir zu zeigen,
Muß ihrem Schlund die Hölle selbst entsteigen.

Als spottend Kunz ein Schelmenlied gepfiffen,
Daß Vaters Wuth an blauen Lippen brach,
Als er des Todes Sense frech geschliffen:
Hat ihn des Abgrunds Fürst, der ewig wach
Des Raubes harrt, bei Einem Haar ergriffen.
Sein ist er nun, und über ihm die Rach',
Auf daß er in dem trägen Lauf der Jahre
Des Vaterfluches finstre Macht erfahre.

Vergebens ringet mit den stärkern Schlangen
Des starken Mannes angespannte Sehn';
Ihn haben sie, und Weib und Kind, umfangen,
In ihren Knoten muß er untergehn,
Weil sie dem Haupt der Furien entsprangen:
Laokoon läßt dich der Dichter sehn,
Bis sich von Sohnes Blut das Messer rötet,
Das Vater einst und Tochter hat getödtet.

Die Senf' iſt nun, die gräuliche zerbrochen,
Der Unheilsklinge gelbe Schale ſprang;
„Verachtung!“ hat der letzte Hauch geſprochen,
Der aus der Bruſt des Schweſtermörders drang;
Die Schlangen ſind zum Orcus heimgekrochen,
Erfüllung hat gelöſt der Flüche Zwang:
Die Gnade ſtreut herab des Troſtes Saamen,
Und betend ſpricht des Mörders Lippe: Amen!

Nicht frevelnd malt die Kunſt des Abgrunds
Grauen;
Sie ruft dich her, auf ihres Spiegels Plan
Das Wort der Schrift lebendig anzuſchauen
In dem, was Kunz am Schalttag*) hat gethan

---

*) Nicht, wie Manche glauben, der 29ſte, ſondern d
24ſte Februar iſt der eigentliche Schalttag, wie auch
dem Schaltjahrs-Kalender (1812. 1816. 1820. 182
u. ſ.) zu erſehen iſt. Mit großer chronologiſcher G
nauigkeit beſtimmt der Dichter das Schaltjahr 17
für den Vaterfluch, welcher den Kunz Kurnd traf, u
das Schaltjahr 1804 für das Ende der Wirkung die
Fluches. Zwiſchen beiden liegt ein voller Sonnencykl
von 28 Jahren, und auch die Hauptunglücksfälle,
Tochter Ermordung, des Sohnes Entweichung und
Schneeſturz, fallen, wenn man genau nachrechnet
die Schaltjahre 1780. 1784 und 1792. Ueberd
iſt für die beiden Jahre, welche den Verlauf der K
begränzen, die Sonnenzirkelzahl 21, d. h. ein Prod
der Zahlen 7 und der heiligen 3. Warum das alles?
das iſt ein Räthſel, welches die Myſtiker, falls ſie
thematiſche Chronologie verſtehen, leicht auflöſen

Nicht das Gemeine will ſie dir vertrauen;
Das Tiefſte nur und Höchſte zeigt ſie an,
Und läßt im Spiel dich vor dem Satan beben,
Auf daß dein Herz zu Gott ſich wend' im Leben.

---

den, ohne daß ſie nöthig haben, meine Kritik hierüber zu meinen Werken in der Leipziger Lit. Zeit. von 1815 nachzulesen.

Das Kind an die Zuschauer.

Eröffnungsrede für Privatbühnen.

Es sieht der ganze Saal ist voll.
Viel Jungfraun seh' ich hier, und Frauen,
Und Herr'n, die alle hieher schauen,
Und warten, was da kommen soll.

Ich komme, ich, vor allen Dingen.
Ihr sprecht: „Ein Kind! Was kann das bringen?"
Nun nur ein Kind kann euch erklären,
Was ihr hier sehen sollt, und hören.

Man will hier spielen. Was das ist —
Ich wette d'rauf, daß ihr's nicht wißt.

Zwar habt ihr manches auch erfunden,
Zu tödten eure müß'gen Stunden;
Doch eh' man's denkt, wird Ernst daraus:
Ihr sitzt, als wär't ihr angebunden,
Der Blick wird trüb', die Stirne kraus,
Ihr flucht auf König, Dam' und Daus,
Und von des Teufels Garn umwunden,
Verspielt ihr Geld und Feld und Haus.

Wir Kinder scherzen, wenn wir spielen;
Wir denken blos in unsrem Sinn
Die Dinge, die wir brauchen, hin:
Wir fahren, reiten, laden, zielen

Und ſchießen ohne Flint' und Pferd;
Wir handeln ohne Geld und Waare,
Wir kochen ohne Feu'r und Herd,
Und liegen lachend auf der Bahre.

So kindlich iſt das Spiel gemeint
Auf dieſer Höh'. Nichts iſt hier, was es ſcheint;
Doch alles ſcheint mehr, als es iſt im Leben.
Dies Kunſtſtück nennt man Schauſpiel geben.

Wohl Beifall will der Schein erwerben;
Doch höflich bitt' ich: Klatſchet nicht!
Es kann gar leicht den Spaß verderben,
Wenn man zu Ernſt vom Spaße ſpricht,
Den Nutzen und den Schaden wäget,
Ein Halsgericht der Sitten hegt,
Und — wie man ſo zu reden pflegt —
Am Baume ſäget, bis er bricht.

Befremdet's euch, daß ſolch ein Kind
So gut ſchon weiß, wie Menſchen ſind?
Nun es iſt keine Wundergabe.
Auswendig weiß ich's; bin erfreut,
Wenn ihr inwendig anders ſeid,
Und machet, daß ich unrecht habe.

Der Mann an die Zuſchauerinnen.

Eine Abſchiedsrede.

Die Tempel, die der Menſch der Kunſt errichtet,
Sie fallen, wie der Götter Tempel, hin,
Und aus den traurigen Ruinen flüchtet
Ihr Prieſter mit verſtörtem Sinn.

Doch ſie, die nicht von niedrer Erde ſtammet,
Fällt mit den Säulen ihrer Tempel nicht;
Auf unvergänglichem Altare flammet,
Gleich unvergänglich, ihres Opfers Licht.

Sie wohnt nicht da, wo ſie das Auge ſchauet;
Sie wandelt nur, wo ſie der Laie ſieht.
Ein beſſrer Tempel iſt ihr aufgebauet
Von Götterhand: das menſchliche Gemüth.

Ob auch ihr bretternes Gerüſte ſinket;
Sie waltet in der Menſchen Buſen fort,
Und wenn die Gunſt des Augenblickes winket,
Tritt ſie heraus in Zeit und Ort.

Soll ich den Wink, dem ſie gehorchet, nennen?
Wollt ihr den Ruf, des Augenblickes Gunſt,
Der ſie aus ihrer Freiſtatt locket, kennen? —
Der Friede bringt, der Krieg verſcheucht die Kunſt.

Doch nicht der Krieg, der durch die Länder
wüthet;
Den blut'gen Krieg der Schwerdter mein' ich nicht,
Und nicht den Frieden, den der Zwang gebietet,
Und kaum geſchloſſen, der Bezwungne bricht.

Der kleine Krieg der Blicke und der Launen,
Die Tadelſucht, die Schein und Seyn vermengt,
Das Vorurtheil, das, ewig unbezwungen,
Der Wahrheit ſchwankende Gewalt bedrängt:

Der Krieg verſcheucht die Kunſt. Die Uranide
Enthüllt ſich nur dem unbefangnen Freund.
Der Leidenſchaften, der Gemüther Friede,
Das iſt der Wink, der Ruf, dem ſie erſcheint. *)

*) Siehe vorſtehende Auflöſungsform des Räthſels.

Der Abgang.

An meine Spielgenossen auf der Privatbühne zu Weibenfels.

1819.

Dreimal drei Jahr hat mich das Spiel erfreut,
Das auf den Brettern ich mit Euch getrieben,
Nicht alle seid Ihr nahe mir geblieben,
Doch noch an alle mahnt mich Dankbarkeit.

Das Leben ist so eng, und doch so leer!
Was wir erdenken, will sich nicht begeben,
Was sich begiebt, ist nicht, wonach wir streben,
Das Wirkliche ist unser Werk nicht mehr.

Es ist's nicht mehr, ob wir's auch selbst vollbracht;
Es hat von unserm Wesen sich geschieden,
Oft stört sein Anblick unsern innern Frieden,
Wir möchten's unvollführet, ungedacht.

Des Bühnenspieles leichtgewob'ner Schein
Geht unter im Genusse des Vollbrachten,
Die Lust liegt in der Hoffnung des Gelingens,
Eh' er uns mißfällt, hört er auf, zu seyn.

Und was sich in der Brettenwelt begiebt,
Es muß sich, weil es uns gefällt, begeben,
Gefällt uns, weil wir's schaffen, nicht erleben,
Und wie die Lust, wird hier der Schmerz geliebt.

Mit mir gewechselt habt Ihr solche Lust,
Mit Euch hab' ich geliebten Schmerz empfunden;
So sind wir durch ein magisch Band verbunden,
Nah oder fern, Ihr lebt in meiner Brust.

Ihr alle — alle! auch die Zwei im Grab!
Sind sie denn todt? Nein, sie sind abgegangen,
Die Rollen aus — die Farbe von den Wangen —
Des Menschen Loos! Er spielt und gehet ab.

Der Scald' und der Held.

Vorspiel zum dritten Akte des Trauerspiels König Yngurd.

(Es ist vorausgesetzt, daß der erste und zweite Akt den Abend vorher dargestellt worden sind. Gebirgsgegend, wie im zweiten Akte. Ein Greis in Scaldentracht, der bei'm Aufziehen des Vorhanges im Hintergrund sinnend über seiner Harfe lehnte, tritt vor, und spricht — oder spielt vielmehr — *) folgende monodramatische Scene.)

Wohl

---

*) „Spielt? Wie soll man das wohl spielen?" So würde der Schauspieler vom Handwerk fragen, wenn ihm diese Rolle aufgetragen würde, und nur der Schauspieler von der Kunst würde fühlen, daß sie eigentlich die schwerste im Stücke ist.

Der Scalde muß auftreten mit der Vorstellung, daß er nicht als Schauspieler dasteht, sondern eine Person des Stücks ist, so gut, wie der Chorsphee in der Braut von Messina, obschon während der ersten beiden Stanzen der Zuschauer über den Character des Sprechers zweifelhaft bleiben muß: denn er spricht hier von der Bühne, vom Spiel, von der Theilung der Vorstellung, mit einem Worte, von wirklichen Dingen, wobei von keiner künstlerischen Täuschung des Hörers die Rede seyn kann, und die seiner Tracht nicht zu entsprechen scheinen. Hier muß der Vortrag kräftig austönend, aber die Ruhe, die Affektlosigkeit selbst seyn. Erst mit den Worten:

Dem Künftigen den Weg in's Herz zu bahnen,
Muß euch der Scald u. s. f.

tritt er aus dem wirklichen Leben auf das Gebiet der Phantasie, ich möchte sagen, er fängt an, den Autor des

Wohl iſt es Brauch, daß, wie der Vorhang ſteigt,
Der euren Blick vom Raum der Bühne ſcheidet,
Sich Wort und That im Wechſelſpiele zeiget,
Und raſch im Bild lebendig wird das Lied.
Doch was der Dichter innig hat verzweiget,
Daß es vereint bewege das Gemüth,
Die Zeit, die ihr der Bühne pflegt zu gönnen,
Gebot der Kunſt, es in der Zeit zu trennen.

Wär es auch ſchon dem Bühnenſpiel gelungen,
Euch zu gewinnen für das Heldenſpiel;

---

des Stücks zu repräſentiren, der den Inhalt der erſten zwei Akte in Strophen wiederholt. Hier geht die Rezitation in Declamation über, nämlich in diejenige, womit Balladen oder Romanzen vorgetragen werden. Hier muß Miene und Stimme Antheil (Theil) nehmen; aber nicht den eines Mithandelnden, ſondern den eines ſeinen Stoff lebendig mit empfindenden Erzählers. Aus dieſem zweiten Character geht er mit der letzten Strophe in den dritten über; hier wird er völlig mitſpielende Perſon. Er ſteht auf Normans Grund und Boden, er hört den Schall der Kriegestrommeln, er nimmt lebendigen Antheil an der gegenwärtigen Situation des Augenblicks, und verläßt den Schauplatz, als ob er gienge, deſſen Schickſal zu theilen. Nur auf dieſer Bahn iſt der Zweck erreichbar, den Zuſchauer unvermerkt aus dem wirklichen Leben wieder in die Stimmung des Stücks zu verſetzen, ungefähr als hätt' er eben die erſten Akte geſehen. Aber dies erfordert, daß der Schauſpieler ſich vollkommen hinein verſetze, und das lehrt das Handwerk nicht — Zum Glück bleibt der König Ungnad auf der deutſchen Bühne um ſo höherer Unbekannt; als er an den meiſten Orten ungeſpielt bleibt.

Zerstreuend ist das Leben eingedrungen,
Seit auf das Bild die Hülle niederfiel.
Verbleicht in euch sind die Erinnerungen,
Fern fühlt die Kunst sich wiederum vom Ziel.
(Mit vermehrter Würde der Stellung, einen Schritt weiter hervortretend)
Dem Künftigen den Weg in's Herz zu bahnen,
Muß euch der Scald' an das Vergangne mahnen.

Yngurd von Lesso, für den Pflug geboren,
Focht ritterlich in König Ottfrieds Heer,
Und ward von ihm zum Eidam auserkohren.
Den Scepter einst zu führen, wie den Speer,
Hat er dem König, wie dem Reich, geschworen.
Drob zürnt der Fürst der Dänen über'm Meer,
Der Norwegs Thron von Ottfried denkt zu erben:
Er zieht das Schwert, ihn fechtend zu erwerben.

Ottfried und Yngurd siegen. Doch die Schöne
Brunhildens rührt des grauen Helden Sinn;
Und für den Frieden giebt der schlaue Däne
Der Tochter Hand dem Norderkönig hin.
Was kümmert ihn geheimer Liebe Thräne? —
Graf Egloff sieht das Schiff vom Strande fliehn,
Das die Geliebte trägt: — im treuen Herzen
Kühlt ihm sein Schwert die wilde Glut der Schmerzen.

Unglückliche! Wirſt du im Kampf beſtehen?
Kannſt du in Ottfrieds Feldburg, ſonder Qual,
Die Glücklichen, Irma und Yngurd, ſehen,
Die Vaters Wunſch vermählt, und eigne Wahl?
Weh dir, Verwaiſte, auf des Thrones Höhen!
Des Greiſes Lieb' iſt ein erloſchner Strahl. —
Doch faſſe Muth! Du trägſt zu beſſerm Looſe,
Zu Mutterluſt, den Keim im jungen Schooſe.

Auch Irma fühlt ſo ſüße Laſt. — Von beiden,
Wer giebt den Erben dem Normannenthron'? —
Eh ſich's enthüllet, iſt dem Erbenleiden
Des Königs Ottfried Heldengeiſt entflohn.
Yngurd ergreift, bis es ſich mag entſcheiden,
Des Reiches Zügel, hoffend einen Sohn. —
Ein Mägdlein wird ihm. Braunhild, heimgeflüchtet,
Gebiert den Sohn, der Yngurds Recht vernichtet.

„Baſtard" ſchilt ihn des Nordervolkes Stimme;
Für Ottfrieds Nachkind ſtammt des Dänen Schwert:
Und ſechzehn Jahr, mit ſelten rub'ndem Grimme,
Hat ſchon der Krieg um Oſcars Recht gewährt.
Ihn läſtet's nicht, daß er den Thron erklimme,
Ihn, der nur Lieb' und Skaldenruhm begehrt.
Doch gegen Schmach ſich blutig Recht zu ſchaffen,
Greift Ottfrieds Wittwe nochmals zu den Waffen.

Ihr Bruder, Alf, der jetzt in Dänland waltet,
Mit seinem Kanzler, hat ein Netz gewebt,
Das eng und enger sich um Ingurd faltet,
Der starken Arm's es zu zerreißen strebt. —
Ihr kennt den Volkssinn, der so leicht sich spaltet,
Wie hoch der Ruhm auch seinen Helden hebt;
Und wie die Dänen an das Ufer klatschen,
Macht Ingar's Nam' ihm tausend Herzen eigen.

(Kurze Pause.)

Ich's nöthig, daß ich Asla's Traum euch male,
Der von dem Kind die Jungfrau feindlich schied? —
Ein junger Ritter, in dem Kleid von Stahle,
Der, wider Ingurd, auf den Wahlplatz zieht!
Sie ficht: „Dem Fremden Sieg!“ — Mit Einem Male
Liegt er zerschmettert, und — der König steht! —
So steht, das Haar vom Sturme wild gehoben,
Ein Mörder, dem die Rache folgt von oben.

Muß ich euch mahnen an die Nacht voll Schrecken,
Wo Ottfrieds Sarg der Strahl des Blitzes brach,
Als galt es, einen Zeugen zu erwecken
Dem Arrenrecht, das lang in Zweifel lag? —

(Mit immer lebendiger werdender Theilnahme an der erzählten Handlung.)

Zum Strande führt Held Ygurd seine Recken;
Ein rother Himmel kündet blut'gen Tag.
Doch, redlich mit dem Feind sich zu versöhnen,
Erscheint er selbst im Lager Alfs, des Dänen.

Das Erbrecht bietet er Brunhildens Sohne;
Dem König Alf — der zarten Asla Hand.
Der Däne wankt. Für Oscar's künft'ge Krone
Scheint Ygurd's Tochter sichres Unterpfand.
Der Kanzler räth, daß man des Blutes schone,
Norweg vermählend mit dem Dänenland. —
Doch Braunhild will — mit Scham nur kann
sie's nennen —
Von Irma soll sich König Ygurd trennen!

Da färben Lieb' und Zorn des Helden Wangen:
Um diesen Preis kauft er den Frieden nicht.
Vor welchem Feind hat seine Brust zu bangen,
So lang' er nicht mit sich den Frieden bricht? —
Alf steht bestürzt, nachdem er weggegangen:
Es dringt in's Herz, wenn König Ygurd spricht.
Doch Braunhild ruft, mit wuthentflammtem Sinne:
„Stoßt in die Hörner, daß der Kampf beginne!"

(Man hört aus der Ferne den Schall der Schlachthörner. Der Scalde fährt leicht zusammen und horcht.)

Hört ihr sie fern von Felsen wiedertönen? —
Weit überlegen ist des Dänen Heer:

Doch seinen Geist leiht Ynguro Norwegs Söhnen,
Wer mit ihm ist, der scheut den Tod nicht mehr.

(Begeistert.)

Fort in die Schlacht! Mir spannen sich die Sehnen,
Als hätt' ich Kraft zu schwingen Schwert und Speer.
Recht oder nicht; der Ausgang mag es melden,
Den Scalden zieht es ewig hin zum Helden!

(Er geht ab. Der Vorhang fällt rasch. Im Orchester hebt die kriegerische Musik an, wie sie am Schlusse des zweiten Aktes vorgekommen ist.)

Der Dichter an die Gründlinge des Schauspielhauſes.

Ich weiß wohl, was ihr wollt, und wollt' euch leicht entzücken,
Wenn nur, was ich nicht mag, mir einmal wollte glücken.
Ich leider muß zuerſt mein Schauſpiel ſchaun, im Geiſt,
Und dieſen ekelt an, was ihr mit Wonne ſpeiſt.
Drum fragt hinfort nicht mehr nach meiner Muſe Gaben;
Was nützt euch ein Poet? Preiſloche müſ't ihr haben.

Das Bestehende.

Für das Bestehende wollt ihr ewig im Kampfe vereint stehn?
Ritter, da muß ich gestehn, daß ich nur halb euch versteh'.
Weil ihr, wie stättische Pferd', auf dem, was bestehet, bestehet,
Darum, je fester ihr steht, tiefer nur sinket der Stand.

Das Beste.

Die Herren.

Glücklich machet, o Volk, dich nur das Bestehende, welches
Wir zu erhalten uns müh'n; göttlich verehre das Wort!

Das Volk.

Herren, mir gnügt von dem Worte die vordere Hälfte: das Beste,
Sinnlos dünkt mich der Rest, laßt ihn verfallen, ihr Herr'n.

Die Lumpe.

Kritikus.

Geſtehen zwar muß Recenſent,
Der junge Dichter hat Talent;
Allein es zeigt der Vorbericht,
Beſcheiden — leider! — iſt er nicht.

Meiſter.

Jeder möge ſo verkünden,
Was ihm heute recht gelang!
Das iſt erſt das rechte Zünden,
Daß entbrenne der Geſang.
Keinen Druckfer hier zu leiden,
Sey ein ewiges Mandat!
Nur die Lumpe ſind beſcheiden,
Brave freuen ſich der That.

Leſer.

Mich dünkt, der Recenſent hat Recht.
Das: „Ich bin Ihr ergebner Knecht,“
Iſt mir das Liebſt' an jedem Brief;
Wer jung zumal, der bück' ſich tief.

Beleſener.

Nein, recht iſt, was der Meiſter ſpricht,
('s iſt Meiſter Göth', im Trinkgedicht) *)

*) S. Werke B. I. S. 145.

Doch sagt er noch nicht alles dort;
Wer's kann und Lust hat, seh' ihn fort!

Derber.

Nur die Lumpe sind bescheiden,
Brave freuen sich der That.
Ihr Gefühl nicht zu beneiden,
Ist des Selbstgefühls Mandat.
„Rückt euch vor mir, stolze Kegel!"
Welch' Verlaufen! dumm und plump.
Solch' ein Kritiker — ist's kein Flegel,
Nun, so ist's gewiß ein Lump.

Wir.

Leſer.

Du ſprichſt, als wärſt du ihrer Viele,
Sag' an, was iſt's, das dich vermehrt?
Bei'm griech'ſchen Chor war's umgekehrt,
Ich, ſprach die Meng' im Kraftgefühle.

Recenſent.

Mein Leſer, wenn ich recenſire,
Was bin ich, biſt du nicht dabei?
Und du und ich, macht mehr als zwei,
Dafern' ich richtig calculire.

Leſer.

Sprichſt du für uns mit, gut; doch wie
Iſt's Wir zu nehmen bei Gezänken,
Und wenn wir eben anders denken?

Recenſent.

Als Wir? Ei was, das fällt' ihr nie!

Die kritiſchen Genie'6.

„'s iſt kein Genie, kein wahrer Dichter,
Zuviel Verſtand! 's iſt kein Genie."
So, Dichter, — denkſt du mehr, als ſie —
So ſchrei'n die hochſtudierten Richter.
Oh dichtet ihr! ihr habt Genie.

Stolz.

„Bescheidenheit!“ so schrei't ihr gleich
Ihn an bey jedem neuen Werke.
Ihr merkt, der Aar schweb' über euch,
Und fürchtet, daß er's endlich merke.

Bescheidenheit.

Schwellet der Stolz dich auf, daß dir Beifall die Menge gejauchzet;
Ob, dann schau dich nur um, siehe mit wem du ihn theilst!

Journaliſtikum.

Colporteur.

Kaufet Blätter! Da ſind wilde,
Oder wenn ihr wollt, auch zahme;
Jene beißen, die ſind milde,
Taugt das Blatt nicht, gilt der Name.

Pedant.

Gieb, was gründlich iſt und nützlich,
Ob ich auch darüber ſchlieſe,
Mag das Licht nicht ſtechend, blitzlich,
Drum gieb zahme, breite, tiefe.

Weltmann.

Wildpret iſt mir auf dem Tiſche
Lieber als die zahmen Thiere;
Alſo gieb! man lieſt der Miſche
Jede Stunde zwei, drei, viere.

Schadenfroh.

Richtig! Witz her! bitter, giftig,
Seitenhiebe, Rückenſtöße!
Ob die Gründe ſchal, ob triftig,
Einerlei! gieb malitiöſe.

Plebs.

Ich bin gern, wo's Püffe regnet,
Wo ſie wie Beſoffne toben,
Und der Krug dem Kopf begegnet;
Gieb mir von den wilden, groben.

Poet.

Mir gieb milde, guter Träger!
Fünf iſt doch *beinah* gerade.
Bin gemüthlich, bin kein Schläger,
Und hoff' *auch* auf Gottes Gnade.

Schauſpieler.

Alles Plunder! nichts zu leſen,
Außer den Beurtheilungen:
Wie ich göttlich bin geweſen,
Und die andern dumme Jungen.

Zahme Xenien.

Unſeeliges Autoren-Loos!
Ein kritiſcher Schlagbaum ſperrt jeglichen Steg.
Aber ſei du nur an Ruhm' erſt recht groß,
So läufſt du bequem darunter hinweg.

Höflich.

Autoren.

Für den allerstärksten Magen
Stößt der Koch den Pfeffer klein;
Tadel können wir vertragen,
Aber höflich muß er seyn.

Nachtwächter.

Hört, ihr Herren, laßt euch sagen:
Eure Wage wägt zu fein,
Keiner gilt hier für geschlagen,
Der so klug ist, nicht zu schrein.

Die Muſik.

Vor der Sprache ſteht die Kunſt,
Die das Herz durch Töne rühret,
Ohne daß der Kopf es ſpüret,
Billig bei der Welt in Gunſt:

Denn am Kopfweh der Gedanken
Fühlet ſich die Menſchheit kranken,
Von dem Denken kommt das Schwanken,
Kommt das Schweifen aus den Schranken,
Und die Sprache führt zum Zanken.

Im Gefühl nur lebt das Schöne,
Unartikulirte Töne
(Ob ſie der Verſtand verhöhne)
Machen, daß der Menſch ſich ſehne,
Ohne daß er weiß, nach was;
Und ſich doch, die Wimper naß
Von der ſüßſalzigen Thräne,
Freudig und zufrieden wähne.

Girret, wie die Tauben girren;
Solche Liebe kann nicht irren.
Singet, wie die Finken ſingen,
Schlagt, wie Nachtigallen ſchlagen;
Das wird nimmer Haß euch bringen,

Niemand wird euch drob verklagen;
Wenn nur kein Gedanke drin,
So verſchwinden alle Plagen,
Und der Geiſt verſinkt im Sinn.

Doch dem Sinn wächſt nun Gefieder,
Und dem Thier' unmittelbar
Wird die Gottheit offenbar.
Zu dem Menſchen nicht hernieder
Sinkt der Himmel; doch durch Lieder,
Wenn nur kein Gedanke drin,
Wird der Ahndungsſchwangre Sinn
Halb und halb zum Geiſte wieder,
Und die Kindlein, die nur fühlen,
Dürfen in dem Himmel ſpielen.

Drum mit Recht preiſ't Ludwig Tieck
Deine Zauberei, Muſik! *)

---

*) Im zweiten Theile ſeiner Gedichte. Dresden 1821, Gedichte über Muſik. Obige Verſe wurden beſonders durch die Stelle veranlaßt, wo Tieck zum Lobe der Muſik ſingt:

Wenn die Unterſtricke brechen,
Denen du ſo ſehr vertraut,
Oft kein Stern ſo ſicher ſchaut,
Zornig nun der Wogen ſprechen, —
O ſo laß das Schiff den Wogen,
Maſt und Segel untergehn,
Laß die Winde zornig wehn,
Vertraue dir nur ſelbſt gewogen,
Von den Tönen fortgezogen,
Wirſt du ſchön're Lande ſehn!

Sprache hat dich nur betrogen,
Der Gedanke dich belogen,
Bleibe hier am Ufer stehn.

Die beschwichtigende Kraft, welche die Musik bewährt in den Stürmen des Lebens, der menschlichen Leidenschaften, stell' ich nicht in Abrede; aber der vorherrschende Geschmack des Zeitalters für diese schöne Kunst, welche mehr den Sinnen schmeichelt, als den Geist veredelt, scheint mir eines von den Zeichen der geistlosen und ermattenderen Kunstepoche zu seyn, in welcher wir jetzt sind.

Göthiſch und Göthlich.

1821.

Zwei Schulen hangen Einem Meiſter an,
Und folgen ihm in allem, was äſthetiſch.
Die eine iſt brav, und werth des Titels: göthiſch,
Ihr Sinnbild iſt ein ſilberweißer Schwan;
Nicht alles zwar iſt gut, was ſie gethan,
Doch ihr Beſtreben dünkt uns nicht befehdlich.

Allein die andre langeweilt uns tödtlich;
Sie ſtolpert auf des Meiſters ebner Bahn,
Hängt an ſein Schiff den waſſerlecken Kahn,
Und dieſe, billig, nennt der Satyr: göthlich.

Den Unterſchied erklärt die Farbenlehre:
Denn grünlich nennen wir, was grün gern wäre,
Und was in's Rothe ſpielt, das heißet röthlich.

Schlittſchuhläuferlied.

Laßt auf dem Eis uns gleiten durch das Leben,
Stets heiter, ſtets vergnügt!
Geliebte, komm, ich will Beweis dir geben,
Wer gleitet, fällt nicht, nein, er ſiegt.
Das Morgenroth erwart' ich auf dem Eiſe,
Du, Froſt, du würzeſt mir das Mahl,
Die Nacht trifft oft mich noch im luſt'gen Kreiſe —
Im luſt'gen Kreiſ' auf Schuh'n von Stahl.

Der Eine dringt ſich unter's Gras durch Sauſen,
Der Andre liebt ſich früh zum Greis.
Ich zieh' es vor, auf ebner Bahn zu laufen,
Und liebend ſtreichl' ich dich, mein Eis!
Mein Himmel du, und ich der Blitz, der falbe,
Der durch dich hinſchnellt, gleich dem Aal.
Hier lach' ich höhniſch dein, windſchnelle Schwalbe —
Windſchnelle Schwalb' auf Schuh'n von Stahl.

Ich bin nicht im gelobten Land geboren,
Mag auch nicht hin, ich bin kein Jud!
Lappländer möcht' ich ſeyn! Ringsum gefroren
Zu Glas die Welt, das wärmt mein Blut.
Was kümmert's mich, ob dort die Frucht der Rebe
Gigantiſch wachſ' und koloſſal,
So lang' ich auf dem Eis hier leb' und ſchwebe —
Hier leb' und ſchweb' auf Schuh'n von Stahl?

Wohl möcht' ich machen eine weite Reiſe,
Und Städte, Sitten, Menſchen ſchaun;
Allein zu Land gibt's Stöß' im harten Gleiſe,
Und Sturm erfüllt die See mit Graun.
Warum gefrierſt du nicht von Strand zu Strande,
Beweglich Meer? Ich lief einmal
Nach Washington und dem Goltonderlande —
Goltonderland' auf Schuh'n von Stahl.

Wär ich nur Zevs! vor meinem Hauch erſtarrte,
Was Waſſer heißt; im Mutterleib
Wüchs' an den Sohlen ſchon der Stahl, der harte,
Zum Eislauf euch, Kind, Mann und Weib!
Das rettete des feſten Landes Sache,
Und endete des Handels Qual:
Denn fallen dann ſäh' ich Brittanniens Flagge —
Brittanniens Flagg' auf Schuh'n von Stahl.

Le patineur.*)

En patinant passons la vie,
Toujours joyeux, toujours contens!
A moi, ma bonne et belle amie,
Je vous plairai en patinant.
Sur les patins j'attends l'aurore,
Du froid tel est le don divin;
Souvent la nuit me trouve encore —
Me trouve encore à mes patins.

---

*) Nicht Uebersetzung des voranstehenden deutschen Liedes, sondern vielmehr dessen Original. Es entstand im Winter 1807, wo ich auf der Eisbahn fast täglich in der Gesellschaft französischen Militärs mich befand, welche zum Theil meine Schüler in der nordischen Kunst des Eislaufs waren. Daher am Schlusse die Anspielung auf den damaligen Streit über Englands Blokade-system. Ich bildete das kleine Liedchen einem alt [illegible] Trinkliede nach, von welchem mir nur Anfang und Schluß der ersten Strophe im Gedächtniß geblieben sind:

A boire je passe ma vie,
Toujours joyeux, toujours content,
— — — — — —
— — — — — —
Souvent la nuit me trouve encore —
Me trouve encore au cabaret.

Wie viel auch immer die eigensinnige französische Kritik daran auszusetzen haben würde; so mag es doch die deutsche wohl passiren lassen, da ich es hier bloß zur Vergleichung des ersten und zweiten Gusses einer und derselben Gedankenreihe darbiete.

Tel se perd à force de boire,
Tel s'abyme à force d'aimer;
Je n'aime que toi ma glissoire,
Je me plais à te caresser.
Là, en volant à tire — d'aile
Je me ris de l'amour, du vin,
Je me moque de l'hirondelle —
De l'hirondelle à mes patins.

Dieu ne m'a pas fait regnicole
Du pays de promission.
N'étant pas Juif, je m'en console,
J'aimerais mieux être Lapon.
Qu'importe que du ciel la grace
Mûrisse là de gros raisins,
Tant que j'effleure ici la glace —
Ici la glace à mes patins?

Je voudrais faire un long voyage
Pour voir des lieux, des moeurs, des gens.
Par terre c'est le cabotage
Que je crains, et par mer le vent.
Que ne se gèle toute l'onde?
J'irais voir les Américains
Et les peuples de la Golconde —
De la Golconde à mes patins.

Du monde si j'étais le maître,
Mon souffle gèlerait les mers;
Et homme, femme, enfant à naître,
Auraient les pieds garnis de fers.
Il ne serait donc plus de guerre,
Des blocus je verrais la fin
Et le trépas de l'Angleterre —
De l'Angleterre à mes patins.

Lied einer freiwilligen Bürgergarde.

1809.

Alle.

Hört ihr die Trommel wirbelnd schallen?
Hört ihr den kriegerischen Tanz?
Seht ihr die Fahn' im Winde wallen?
Seht ihr der Bayonnette Glanz?
Gleichfarbig schreitet unsre Reihe,
Ein Bild der Eintracht, ruhig fort;
Verbunden durch die Fahnenweihe,
Verbrüdert durch ein deutsches Wort.

Kein Spiel ruft uns in Reih' und Glieder,
Kein Spiel führt uns dem Lager zu:
Den Feind bekämpfen unsre Brüder;
Wir machen für der Heimath Ruh.
Dem unbewaffneten Gesetze
Leihn wir den Arm im Sturm der Zeit,
Daß es der Frevel nicht verletze,
Der Frevel, der nur Waffen scheut.

Die Unteroffiziere und Schützen.

Hoch leben die, die uns befehlen!
Die, einig, uns mit Einem Geist

Zu Eines Willens Kraft beſeelen!
Auch dem, der dieſen Bund zerreißt!
Ihn, Bürger, ſchloſſen unſre Ahnen,
Unſterblich in der Schützen Feſt':
Umgebet eurer Väter Fahnen,
Verderben dem, der ſie verläßt!

Die Offiziere.

Hoch leben, die der Recht Bande
Sich ſelbſt freiwillig angelegt!
Die eins im Sinn, wie im Gewande —
Ihr Geiſt durch unſer Wort bewegt!
Der Sclave mag die Feſſel ſcheuen;
Der freie Mann liebt Maaß und Plan.
Wir ſind umgeben von Getreuen,
Wir führen unſre Brüder an.

Alle.

Hoch lebe, wer auf deutſchem Grunde
Im Gleichgewicht der Ordnung ſteht!
Wer auf dem weiten Erdenrunde,
Treu dem Geſetz, durchs Leben geht!
Er lebe bis zu jenem Tage,
Wo allen Völkern Friede lacht,
Und Krieg zur fabelhaften Sage,
Zum Spiele Waffenübung macht.

Ernſte Trinkſprüche.

1809.

1. Nach der Schlacht.

Preiſt den Siegestag, ihr Brüder,
Kränzt mit Lorbeer den Pokal;
Lebend ſehen wir uns wieder,
Lebend, nach des Todes Mahl.
Trinkt! Dem Vaterlande gebe
Ew'gen Frieden unſer Sieg!
Wer dem Tod getrotzt, der lebe,
Selbſt im Heere, das uns wich!

Wie? Von euren Augenliedern
Fallen Thränen in den Wein?
Gelten ſie den todten Brüdern?
Trocknet ſie, und ſchenket ein!
Todt? Ihr irret euch, ſie leben,
Sie wie wir, und wir durch ſie:
Denn ihr Tod hat Sieg gegeben,
Und die Sieger ſterben nie.

2. Beim Abgange eines Mitglieds aus einem Unterhaltungs-Club.

Die Zirkel der Geſelligkeit ſind nicht
Ein leeres Spiel des ſchlaffen Müſſiggangs,

Der nur die Zeit zu tödten ſucht: ſie ſind
Das Miniaturgemälde einer Welt,
Wie ſie die Phantaſie des Weiſen träumet.
Vergebens ſtrebt Moralgebot und Recht,
Zum Lauf nach einem Ziel die Menſchheit zu vereinen.
Was beid' im Großen nicht vermögen, ſchafft
Der Zauberſtab der Luſt im Kleinen. In
Des bürgerlichen Lebens Wirbel wird
Der Menſchen Thun oft eitel Krieg und Lügen;
Stets wahr und einig ſind ſie im Vergnügen.
Der iſt kein guter Menſch, der, wo die Luſt
Im Taumelkreiſe ſeine Brüder dreht,
Nicht beſſer iſt, als auf dem Markt des Lebens.
Drum iſt der Freude Kreis die beſſre Welt,
Wo Friede herrſchet in Gemüth und That;
Und muß ſich einer trennen von dem Bunde,
So dürfen Thränen an den Wimpern hangen,
Als wär ein Beſſrer aus der Welt gegangen.
Den Becher faßt, ihn auf ſein Wohl zu leeren!
Es perlt der Wein, und Perlen ſind ja Zähren.

Vergleichungsſtufen.

Schön iſt der Lenz, wenn er das Blatt entfaltet,
Und die belaubten Aeſte breiter ſtreckt,
Wenn er mit Blüthen Baum und Gras bedeckt,
Und Wieſ' und Feld zum Garten umgeſtaltet.

Doch ſchöner iſt er, wenn er Roſen ſpaltet,
Worin des Lebens rege Flamme leckt,
Wenn er der Jungfrau ſüße Sehnſucht weckt,
Und purpurroth auf ihren Wangen waltet.

Den dritten Grad, den ſchönſten Lenz zu finden,
Wo Schön und Schöner liebend ſich verbinden,
Mußt du mit mir leis durch den Zaun dich winden,
Wenn Hannchen Vaters Lieblingsblumen pfleget,
Ermüdet dann ſich auf den Raſen leget,
Und Maienglöckchen ſanft ihr Hauch beweget.

Das Gewitter.

„Krauß rollet ſich der Horizont zuſammen,
Die Sonn' erliſcht, der Wind empört den Staub,
Und ängſtlich flüchten unter ſchützend Laub
Die Sänger, die in blauen Lüften ſchwammen;
Gleich Pfeilen, wirft der öffne Himmel Flammen,
Es zürnt der Donner, für den Peter taub.
Die Welle ſtreift — Weh uns! Der Fluten Raub
Sind alle, die aus Noah's Arche ſtammen!"
Was iſt dir Neſa? Blick' auf Wald und Flur,
Es ſchmücket ſich zum Brautfeſt die Natur:
Die Donnerwolken ſind der Erde Locken,
Worin der Blitze Demantfeuer flammt,
Die junge Saat ihr Kleid von weichem Sammt,
Ihr Beben Luſt: und du biſt ſo erſchrocken?

Der Reiter.

Aus einem unvollendeten Luſtſpiele.

1817.

Erſte Scene.

(Vorzimmer in einem Gaſthofe. Herr v. Schwarz. Jack.)

Schwarz.

Recht! das iſt Nummer acht; ich wohn' in Nummer ſieben,
Hier kann ich mich bequem in die Perſon verkleiden.
Jack!

Jack.

Herr von Schwarz?

Schwarz.

Du biſt ein Eſel.

Jack (ſich verbeugend).

Herr von Weiß.

Schwarz.

Wie lange lernſt du dran, daß ich hier anders heiß',
Als ich getauft bin?

Jack.

Thu's mich ſtündlich überhören!
Wenn nur die Namen ſich nicht gar zu ähnlich wären!

Schwarz.

Narr! Aehnlich? Schwarz und Weiß? Was iſt ver-
ſchiedner?

Jack.

Ei

Wenn man im Dunkeln ſieht, iſt beides einerlei.
Sie heißen Herr von Schwarz, hier ſoll ich Weiß
Sie nennen;
Wenn ich das merken ſoll, muß ich die Urſach
kennen.

Schwarz.

Do meinſt du's? Du haſt recht, du ſollſt ſie wiſſen.

Jack.

Nun?

Schwarz.

Ich bin hierher gereiſt, und hab' hier nichts zu thun.

Jack.

Die Urſach paßt recht gut, jedoch bloß zu der Reiſe,
Ich ſeh' noch nicht, warum —

Schwarz.

Warum ich Weiß hier heiße?
So heißt mein Oheim.

Jack.

Iſt er es vom Vater her;
So reicht die Urſach aus, dann heißen Sie, wie er.

Schwarz.

Nein, von der Mutter, doch das thut hier nichts zur Sache;
Es kommt bloß darauf an, daß ich ihm Ehre mache.

Jack.

Das werden Sie. Doch wie?

Schwarz.

Ich will vermählt hier ſeyn,
Will ſeines Reichthums mich, und ſeines Anſehn's freu'n.

Jack.

Der Plan iſt wohl erdacht, und wird gewiß gelingen,
Wenn Sie ſo gleich ſich ſehn, als Ihre Namen klingen.

Schwarz.

Sein Nam' iſt hier bekannt, ihn ſah die Hauptſtadt nie.

Jack.

Ich weiß genug: Sie ſind von Weiß, wir borgen.

Schwarz.

Wie?
Was denkſt du von mir, Schuft? Ich fremdes Geld vermiſchen?
Mein Beutel iſt gefüllt mit ſelbſt verdienten Thalern,
Die will ich hier verthun auf ſeinen Namen.

Jack.

Schön!
Doch ſetzte das nicht auch auf Ihren eignen gehn?

Schwarz.

Nein, das macht Aufsehn, das wird meiner Frau geschrieben.

Jack.

Sie haben eine Frau?

Schwarz.

Versteht sich.

Jack.

Sie verlieren,
Seitdem Sie mich in Köln vom Miethbüreau verführten,
Sich ja von Ort zu Ort in jedem Nachtquartier.

Schwarz.

Was thut das? Ich bin auch darum hauptsächlich hier.

Jack.

Ha! Sie decken Schwarz mit Weiß; ich bin im Klaren.
Sie sind nun, Frau von Schwarz vermuthlich schon bei Jahren —

Schwarz.

Schuft, das verstehst du nicht. Jung, schön ist meine Frau;
Allein der Himmel selbst, wär' er beständig blau,
Ermüdete zuletzt. Will einmal frei mich fühlen;
Die Liebe ist dort mein Ernst, hier will ich damit spielen.

Ja

Auf fremden Namen, das iſt klug, bei meiner Treu;
Man ſetzt ſich ſelber und verliert doch nie dabei
en Einſatz. Aber wenn man's nun dem Oheim
ſchriebe?

Schwarz.

Narr, was denn? daß er ſelbſt die oder jene liebe?
Er iſt ja hier in mir.

Jack.

Ja; doch wer weiß? vielleicht
Kennt jemand ſeine Frau, und der wird's angezeigt.

Schwarz.

Bah! Er iſt ledig.

Jack.

Schön! Da läßt ſich von ihm erben,
Er kann nichts Beſſ'res thun, der alte Herr, als
ſterben.

Schwarz.

Alt? Narr, was red'ſt du? Er iſt jünger noch,
als ich.

Jack.

Der Teufel?

Schwarz.

Ja, zwei Jahr.

Jack.

Das iſt doch wunderlich.

Schwark.

Warum? Mein Großvater von mütterlicher Seite
Hatt' eine erſte Frau; ſie ſtarb, er nahm die zweite,
Und zeugte meinen Ohm, als meine Mutter mich
Bereits zur Welt gebracht.

Jack.

So? Nun begreift es ſich.
Allein wenn jemand fragt, wo Sie zu Hauſe ſind?

Schwark.

Merke:
In Braunſchweig wohnt der Ohm, beſitzet Hüttenwerke
Im Harz, und Güter, drei bis vier.

Jack.

Das macht er flug.
Sein Taufnam'?

Schwark.

Leopold. Weißt du nun bald genug?

Jack.

Ja, und nun kennen Sie auf mein Gedächtniß bauen.
Denn um ſo treuer iſt's, je mehr Sie ihm vertrauen.

Schwark.

Jetzt fort', es knittert hier wie Weibertritt.

Jack.

Ich will —?

Schwark.

Du ſollſt dich packen, Schalk, ich hab' den Kopf jetzt voll.
(Geht ab.)

Gewiß die Zofe!

Zweite Scene.

(Florette kommt aus dem Seitenzimmer, und geht nach der Hauptthür.)

Schwarz.

He! Wohin des Wegs, Kindchen?

Florette.

Spazieren, Männchen.

Schwarz (frappirt).

Hm! Du haſt ein ſpitzig Mündchen.

Florette.

Du haſt ein breites, das mir mißfällt.

Schwarz (bei Seite).

Ei verflucht! —

Du biſt — Sie ſind — naiv, Mamſell.

Florette.

Ja, man verſucht

Bald dies, bald das, mein Herr, die Dreiſtigkeit zu zähmen.

Schwarz.

Sie werden hoffentlich den Scherz nicht übel nehmen.

Ich hielt Sie für — (er ſtockt).

Florette.

Für wen?

Schwarz.

Für eine Dienerin.

Florette.

Ich bin die Ihrige.

Schwarz.

Ich glaubte, daß da d'rinn'
Die gnäd'ge Frau von — ja wie heißt ſie doch?

Florette.

Der Name
Iſt das Unwichtigſte an einer ſchönen Dame.

Schwarz.

Sie haben recht, darum auch fragt' ich nicht darnach,
Als ich ſie geſtern in der großen Loge ſprach.
Sie kam doch wohl nach Haus?

Florette.

O ja.

Schwarz.

Der Zufall wollte,
Daß ich im weißen Schwan ihr Nachbar werden ſollte.

Florette.

Da wohnt ſie nicht, mein Herr, ſie wohnt im ſchwar-
zen Bär.

Schwarz (auf die Thür deutend).

Nicht hier?

Florette.

Hier allerdings.

Schwarz.

Iſt das der Schwan nicht?

Florette (auf die entgegengeſetzte Thür deutend).

Der

Iſt dort.

Schwarz.

Wie das?

Florette.

Der Wirth, dem es im Herzen grollte,
Daß er den Wirth zum Schwan zum Nachbar haben ſollte,
Kauft' ihm den Gaſthof ab, und ſchlug zum Bär den Schwan.
Ein Thier nur ſollt' es ſeyn, drum ließ er jene Thüren
Dort durch die Scheidewand vom Bär zum Schwane führen.
Die Namen hätt' er gern, die Schilder auch vereint,
Doch die Juſtiz ließ ihn das Ding ſo weit nicht treiben.
Wenn ſie's nicht ſelbſt vermengt, ſo will ſie, wie es ſcheint,
Daß überall ſchwarz ſchwarz und weiß ſtets weiß ſoll bleiben.

Schwarz.

Schwarz oder weiß, all' eins! wir ſind doch Nachbarn ſo.

Florette.

Viel Ehre für — (ſie verbeugt ſich).

Schwarz.

Für wen?

Florette.

Für meine Herrſchaft.

Schwarz.

O,

Für mich, für mich, mein Kind. Iſt ſie vermählt?

Florette.

Ja.

Schwarz.

So?

Der Herr Gemahl mit hier?

Florette.

Natürlich.

Schwarz.

Möcht' ihn kennen.

Florette.

Ich glaube nicht, daß Sie dabei an Muth gewönnen.

Schwarz.

Warum nicht?

Florette.

Er iſt jung.

Schwarz.

In meinen Jahren?

Florette.

Nein

Viel jünger.

Schwarz.

Sehn Sie doch!

Florette.

Und hübſcher obendrein.

Schwarz.

Ei ſehn Sie — ſehn Sie doch! (auf die Stirn deutend)

Und hier?

Florette.

Verſtand wie einer:

Er dichtet, tanzet, ſingt und beſſer zeichnet Keiner.

Schwarz.

Auch guter Reiter wohl?

Florette.

Ich ſah' ihn nie zu Pferd.

Schwarz.

Schad', wenn er das nicht kann, ſo iſt er wenig werth.
Nur Muth und Stärke rührt die zarte Bruſt der Frauen,
Und wie der Epheu ſich empor am Felſen rankt,
So ſchlingt ihr weicher Arm ſich gern um Rieſenleiber —
Inzwiſchen ſeyn Sie ſchön für die Notiz bedankt.

(Er geht ab in ſein Zimmer.)

Theater-Lexikon.

Vorerinnerung.

Daß es mit dem Titel „Lexikon“ nicht ernstlich gemeint sei, wird der Leser schon dem ersten Artikel ansehen. Die beiden lexikographischen Cardinaltugenden, Gedrängtheit und Vollständigkeit, sind hier nicht zu suchen, und zum Nachschlagen empfehl' ich das Wörterbuch keineswegs.

Abbitte.

Wenn ein Schauſpieler das Publikum beleidiget hat, ſo ſchafft ſich dieſes gewöhnlich ſelbſt Recht, indem es ihn, mag er auch noch ſo trefflich ſpielen, auspocht und auspfeift, oder gleich bei ſeinem Erſcheinen einen ſolchen Lärm erhebt, daß er nicht zum Worte kommen kann. Hierauf erſcheint der verlegene Director, und fragt nach drei tiefen Verbeugungen, was das hochzuverehrende Publikum begehre? „Abbitte!“ brüllen die Vierbiſſe des Parterre; „Abbitte!“ kreiſchen die Diskantſtimmen des Stadtgymnaſiums nach, und wenn der Beleidiger ſie geleiſtet hat, ſo wird er dieſen Abend applaudirt, mag er auch noch ſo jämmerlich ſpielen. Nicht immer iſt es das Publikum, welches in dieſem Intermezzo die glänzende Rolle ſpielt.

Ein Theater-Unternehmer hatte das Unglück, einen halben Winter hindurch faſt immer bei leerem Hauſe zu ſpielen. Gaſtrollen, muſikaliſche Quodlibets, Damen in Beinkleidern, Turniere, Vehmgerichte, Schlachten, Carolus Magnus, Pachter Feldkümmel, Rochus Pumpernickel und Schill in Krähwinkel — alles wurde vergebens aufgeboten,

den lauen Kunſtſinn der ſpekulirenden Gewürzkrä-
mer und der trinkluſtigen Studenten zu erwärmen.
Wechſelgläubiger drohten dem Direktor, er war
der Verzweiflung nahe, als ihn ein reiſender Freund
beſuchte, den er gut und ſicher engagirt glaubte,
und der ihm erzählte, daß er ſeine Anſtellung habe
verlaſſen müſſen, weil das Publikum einige ſatyri-
ſche Impromtu's übel genommen, und auf Abbitte
gedrungen habe. „Abbitte," rief der Direktor, in-
dem er vom Stuhl aufſuhr, und raſch durch die
Stube ſchritt, „Abbitte? das hat mir mein guter
Geiſt zugeflüſtert; ich bin gerettet, ich will Abbitte
thun." Haben Sie, frug der Angekommene, haben
Sie denn das Publikum auch beleidiget? „Nein,
aber ich will es beleidigen, ſie ſollen kommen,
daß die Bänke brechen, daß das Haus wie ein
überfüllte Blaſe zerſprinat!" — Die Rechnung
trog nicht. Er fing an, auf das Publikum von der
Bühne herab zu ſticheln, einer erzählte es dem an-
dern, das Schauſpiel wurde täglich mehr beſucht,
man ereiferte ſich, man ziſchte, trommelte und
pfiff, wenn er auftrat. Er ließ etwas von Kaba
in die Zeitungen ſetzen, und der Zettel kündigte
die Mitſchuldigen an, worin er den Wirth
zum ſchwarzen Bären ſpielte. Abends gab es ein
volles Haus; aber er war krank, es wurde ein a
der Stück gegeben. Die Ungeduld, der Durſt n

Rache wuchs dadurch in der Stadt. Endlich trat er auf, man pfiff; er spielte ärgerlich, erbost; als er in der vierten Scene des dritten Akts den Stock ergriffen hatte, womit er den Sessel ausklopfen muß, rannte er bis an die Lampen und schrie:

Tret einer mir zu nah, ich schlag ihn liederweich!

Die ganze Wuth des Wirths über Alcests Gevatterbrief sprudelte er über die Zuschauer her, die sich nicht gleich fassen konnten, riß dann den Sessel in die Mitte, kreischte:

Ha, kaubig Publikum, an dir will ich mich laben,

und prügelte die hohen Anwesenden in effigie aus. Natürlich machte ein rasender Lärm dem Stück' ein Ende, die Polizei forderte den Direktor vor sich, er mußte geloben, Abbitte zu thun, und leistete sie — bei überfülltem Hause. An demselben Abend aber fing der angekommene Freund, den er inzwischen engagirt hatte, das einträgliche Spiel von vorn an, nach ihm ein dritter und vierter; ehe zwei Monat vergingen, waren alle Gläubiger bezahlt, und nach einigen Jahren setzte sich der Exdirektor mit einem hübschen Kapitälchen zur Ruhe.

Der Mann lebt noch in derselben Stadt. Der Sessel aus dem schwarzen Bären, den er bei dem Verkauf des Inventarium sich reservirt hatte, steht in seiner Stube. Das Publikum hat Kunstsinn

und Geschmack, und er behauptet, daß er ihm beides eingeprägelt habe.

Abgänge.

Schauspieler und Schauspielerinnen geben sehr viel auf Rollen, welche viele Abgänge haben, zumal brillante Abgänge, denen eine wirksame Rede oder eine frappirende Handlung unmittelbar vorhergeht, und eben darum ein lauter Beifall nachschallt. Bisweilen treiben sie diese Vorliebe so weit, daß sie Abgänge finairen; nach einer wirksamen Rede z. B., mit welcher der Dichter sie hätte können abgehen lassen, wenn er sie nicht weiter brauchte, thun sie, als wollten sie fort, und wenn geklatscht worden ist, kehren sie um. Mit süßem Genuß spielen sie gewisse kleine Stücke, welche eigends dazu gemacht, und so zu sagen aus lauter Abgängen zusammengesetzt sind.

„Ohne Schmeichelei," sagte ein Kenner zu einem herkulisch gebauten Schauspieler, „Sie haben eine Gestalt, um den Prometheus nach Vater Aeschylos darzustellen." Oh, zu gütig! — Sagen Sie mir doch, um Vergebung, hat man das Stück nicht in Uebersetzung? „O ja, sehr gut, von Stoll

berg, und mit Kupfern nach Flarmann.“ Sehn Sie doch an! Hat die Rolle gute Abgänge? Der Kenner lächelte: „Weder gute noch ſchlechte.“ Hm, ſie laſſen ſich vielleicht anbringen? „Schwerlich, denn Prometheus wird, wie Sie wiſſen, im Anfange des Stücks an einen Felſen geſchmiedet, und muß da ausbalten bis zum Ende.“ Der Schauſpieler hatte nach dieſer Scene einen ſehr ſchlechten Abgang.

Achtung.

Mein Theaterwörterbuch wäre nicht einen Kreuzer werth, wenn die Schauſpieler gerade dasjenige nicht darin fänden, was ſie am längſten und vergeblichſten ſuchen: die Achtung. Zwar ſcheint es, als ob ein Wörterbuch nicht im Stande ſey, ihnen die Sache zu verſchaffen; aber ſo viel getraue ich mir zu behaupten, daß der Mangel an Achtung des Schauſpielerſtandes ſeinen Grund in einem Gebrechen der deutſchen Sprache hat, und daß es ganz anders um die Sache ſtehen würde, wenn wir für die Bühnenleute zwei Wörter hätten, welche Handwerk und Kunſt ſo richtig unterſchieden, als z. B. die Wörter: Muſiker und Muſikant. Zwar nennt man die herumziehenden

Theatergesellschaften häufig Komödianten, um sie von den Schauspielern stehender Bühnen zu unterscheiden; aber damit ist wenig gethan, so lange nicht der Staat die Komödianten eben so, wie die Musikanten, zünftig, macht. Wenn ich in Deutschland Gesetze zu geben hätte; so würde ich herumziehende Theater nur unter der Bedingung zulassen, daß der Direktor Meister, und die übrigen Glieder Gesellen oder Lehrlinge wären, aufgedungen, losgesprochen, gewandert und zum Meister gemacht, wie es bei andern Zünften üblich und Rechtens ist. Alle stehenden Bühnen hingegen, gleichviel, ob ein Privatmann oder eine Gemeinheit oder der Staat selbst sie unterhielte, würde ich für zunftfrei, dagegen aber für kunstpflichtig erklären, dergestalt und also, daß die Staatsgewalt befugt seyn müßte, sie zünftig zu machen, sobald sich offenbarte, daß sie die Kunst nicht mehr kunstmäßig, sondern handwerksmäßig betrieben. Wenn unter der Herrschaft dieses Gesetzes noch zunftfreie Bühnen übrig blieben; so bin ich gewiß, daß ihre Mitglieder über Mangel an Achtung ihres Standes nicht zu klagen haben würden. Das Beste bei der Sache würde aber seyn, daß damit auch zugleich den zünftigen Bühnenleuten geholfen wäre; denn wer es nicht bis zum Künstler zu bringen vermöchte, der

könnte doch wenigſtens Meiſter werden, und hätte dann ſeinen Titel und ſeinen Rang im Staate, ſo gut wie der Miniſter. Wo einmal Meiſterrecht iſt, da pflegt der Haufe nach Meiſterſchaft weiter nicht zu fragen.

Kann ich inzwiſchen keine Geſetze geben; ſo kann ich doch mit einigen Rathſchlägen dienen.

Der erſte geht die Direktionen an: Bringt keine Schoſelwaare, ſondern Kunſtwerke zur Aufführung. Der zweite betrifft die Schauſpieler: Tragt den Trieb nach Bewunderung, den ihr auf der Bühne braucht, nicht auf das Leben in der bürgerlichen Geſellſchaft über. Den dritten ſag' ich den Schauſpielerinnen ins Ohr: Wollt' ihr Achtung; ſo angelt nicht nach — Liebe. Ein Mehreres ſ. unter: Kaſſenſtück, Orthographie und Ankleidezimmer.

Agnition.

Erkennungs- oder Entdeckungsſcene, Auftritt, in welchem die handelnden Perſonen von den, ihnen bis dahin verborgenen Umſtänden, welche ihr Glück oder Unglück beſtimmen, Kenntniß erlangen. Die Agnition iſt nach Ariſtoteles in der Tragödie ein ſo wichtiger Theil, daß die Poetik deſſelben ein eignes Kapitel (XVI. nach Hermanns Abtheilung)

enthält, welches von den verſchiedenen Mitteln han-
delt, ſie herbeizuführen. Sie iſt jedoch nicht unbe-
dingt nothwendig. Ariſtoteles nennt die Fabel ei-
ner Tragödie einfach, wenn die Veränderung des
Glückszuſtandes ohne unerwarteten Zufall und ohne
Agnition erfolgt; verwebt aber, wenn ſie durch ei-
nes von beiden oder durch beides zugleich bewirkt
wird. (X. 2. 3.) Die Wirkung dieſes tragiſchen
Hebels beruht auf der Ueberraſchung, doch nicht ſo-
wohl auf Ueberraſchung des Zuſchauers, als viel-
mehr auf dem Antheil, welchen er vermöge des
Mitgefühls an dem Zuſtande der überraſchten Per-
ſonen des Stückes nimmt. Dieſer Antheil mindert
ſich oder verſchwindet, wenn er ſelbſt in den Zu-
ſtand eines ganz unvorbereiteten Ueberraſchten ver-
ſetzt wird, und eine ſolche Behandlung der Agni-
tion macht ſie daher in den meiſten Fällen zum
falſchen Theatercoup.

Aubri de Montdidier.

Ein franzöſiſcher Ritter zur Zeit König Carls V.,
welcher der Sage nach im J. 1371 von einem Kriegs-
gefährten, Richard de Macaire, meuchlings getödtet
und der Mord dadurch entdeckt wurde, daß der
Hund des Erſchlagenen ſich ſtets feindſeelig gegen

den Mörder betrug. Der König zwang Macaire, mit dem anklägerischen Hunde seine Sache ordaliemäßig auszufechten, und der Mörder unterlag. Diese Anecdote ist neuerlich für die Bühne zu einem Drama verarbeitet worden, welches unter dem Titel: der Hund des Aubri, oder der Wald bei Bondy, durch Anlockung des Pöbels die Kassen gefüllt, und das deutsche Theater den beißendsten Satyren bloß gestellt hat. Der Grund von dem einen wie von dem andern liegt darinnen, daß der Hund, meist ein dressirter Pudel, als Acteur auftrat, beklatscht, herausgerufen und überhaupt als Schauspieler behandelt wurde. Er erschien, soviel Deutschland betrifft, zuerst in Wien auf den Nebentheatern, indem die Hoftheater ihn ausschlossen von der Theilnahme am Künstlerruhme. Aber im September 1806 betrat er die königl. Bühne zu Berlin, deren Beispiele bald auch die großherzogliche zu Weimar folgte. Letztgedachter Umstand hatte die für die deutsche Theatergeschichte merkwürdige Folge, daß Goethe die Leitung dieser Bühne niederlegte, noch ehe der Hund zur Action kam, worauf die Tagesblätter die Verse aus Schillers Gedicht' an Goethe:

„Der Schein soll nie die Wirklichkeit erreichen,
Und liegt Natur, so muß die Kunst entweichen,"

in dieser Parodie anwendeten:

Dem Hundeſtall ſoll nie die Bühne gleichen.
Und kommt der Pudel; muß der Dichter weichen.

Seit dieſer Zeit hat, ſoviel wir wiſſen, kein Hoftheater weiter ihn zugelaſſen, und nur Privatunternehmer haben ſich eine unwürdige Spekulation erlaubt, von welcher die Satyre laut behauptete, daß ſie den Anfang einer æra canina für die Zeitrechnung unſrer Bühne begründen würde. (S. Nationaltheater.)

Ausſprache.

In einer franzöſiſchen Mittelſtadt ſah ich ein Trauerſpiel aufführen — welches kann ich in der That nicht ſagen, da ſie einander alle ſo ähnlich ſehen — und hörte von dem Helden des Stücks den Vers:

Il m'a fallu servir de héraut à sa gloire,

vollkommen richtig und ſo ſprechen, daß von héraut das t mit dem folgenden Selbſtlauter deutlich vernommen wurde (de héraut à sa gloire). Kaum war dieſes t-à heraus, ſo ſchnitt eine durchdringende Pfeife durch das Haus. Qu'est-ce que c'est? fragte der Schauſpieler kurzab, und hielt inne. Parlez, ſagte der Nachbar zu dem Pfeifer; dieſer trat vor an das Orcheſter und behauptete, es hätte

geſprochen werden müſſen: de hero-à en gloire (héros). Monsieur se trompe, erwiederte der Held, und nahm dem Einbläſer das Buch, il n'est pas question du héros qui acquiért la gloire, mais de celui qui la propage. C'est cela! ſagten einige Umſtehende, und der Pfeifer trat zurück. Als der Schauſpieler von der Zurückgabe des Buches ſich aufrichtete, ſandte er ſeinem Tadler das Argument noch nach: Il y alloit de la gloire de l'auteur qu'un „asa" dans le vers auroit ternie. Cela ſuffit, ſagte jener, continues! und die Sache ging ihren Gang.

So wunderlich dieſe Epiſode in einem Trauerſpiel ſich ausnahm; ſo kann ich doch nicht läugnen, daß mir der doppelte Beweis von Achtung für die Mutterſprache ſehr wohl gefiel, und ich nahm mir vor, meinen Landsleuten die Sache zur Nachahmung zu empfehlen, ſobald ich wieder über den Rhein zurück ſeyn würde.

Ich muß jedoch das deutſche Parterre bitten, die Nachahmung mutatis mutandis zu beginnen. Es geht in Deutſchland durchaus nicht an, daß bei jedem einzelnen Sprachſchnitzer, der über die Bühne geht, gepfiffen werde. Man würde ſodann oft vor Pfeifen das ganze Stück nicht hören. Aber im Ganzen und im Großen kann recht füglich unſrer lieben Mutterſprache Juſtiz adminiſtrirt

werden, sowohl gegen den Schauspieler, als gegen den Dichter.

Was die Aussprache insbesondere anbetrifft; so sollten eigene Buchstabirschulen errichtet werden, in welchen die Schauspieler sich abgewöhnen müßten, der Packer und einbacken, der Tegen und der Deller, Jott und Kott, Kelt und Wald, heren, steren und öhren, ippig, Wistling, Kiche, ibermorgen, vül Gefihl und dergleichen Dinge mehr zu sagen. Daraus könnte freylich im Anfang eine gewisse Affectation, ein gewisses hyperhochdeutsch entstehen; aber nicht zu gedenken, daß dieses sich bald wiederum verlieren würde, weil es den Mund in unbequeme Falten legt; so muß ich doch auch bekennen, daß mir eine deütsche Treüe lieber ist, als eine deitsche Treie, und Mäüse lieber als Meise (Mänie); ja ich will lieber einen die Treppe hinunter fallen, als die Töppe zerschlagen hören.

Wenn ich mich übrigens noch entschließen sollte, diesen Wörterbuchsartikel den Dresdner Mittheilungen *) mitzutheilen; so werde ich schließlich an die Worte erinnern, die in Schillers Flüssen die Elbe spricht:

---

*) Eine längst eingegangene, theaterkritische Zeitschrift.

Ihr andern, ihr sprecht nur ein Kauderwelsch — Unter den Füssen
Deutschlands rede nur ich, und auch in Meissen nur deutsch.

Backenbart.

Die Mode, Backenbärte zu tragen, hat der Kunst eine empfindliche Wunde geschlagen. Die Schauspieler trennen sich lieber von jeder Hoffnung zu täuschen, als von dieser bärenhaften Zierde der menschlichen Wange, und wo ein Mann von altem Schrot und Korn zu spielen ist, stellen sie einen Sapeur dar, welcher eine Beutelperücke aufgesetzt hat. Selbst Apoll tritt in der mythologischen Oper mit haarumsäumten Unterliefern auf. Dem Publikum ist zu rathen, daß es in solchen Fällen die Backenbärte ausspeife, und den Direktionen, daß sie in die Contracte setzen lassen: Herr N. N. verspricht, auf jedesmaliges Erfordern sich den Backenbart abscheeren zu lassen.

Bellen.

Man benennt mit diesem Kunstausdrucke eine Art der Deklamation, welche die Worte im Flusse der Rede nicht wohltönend und künstlich mit ein-

ander verbindet, ſondern ſie einzeln ausſtößt, meiſt mit gleicher Betonung, und dadurch ganz die ſchöne Harmonie aufhebt, welche aus dem rhythmiſchen Zerttönen der Rede entſteht. Der vergleichende Name iſt nicht ganz übel gewählt. Wie wenig erfreulich, wie ermüdend, wie kunſttödtend eine ſolche Monotonie ſey, liegt in der Natur der Sache. Es kann zwar Momente geben, wo einzeln herausgeſtoßene, gleichgehaltene Worte von hoher Bedeutung ſeyn müſſen, aber nur Momente ſind es; ein ganzes Spiel auf dieſe Art zu zerſtückeln, iſt beſtimmt fehlerhaft. Und doch iſt es jungen Künſtlern, beſonders Darſtellern von Heldenſtaaten, leicht, in eine ſolche üble Angewohnheit zu verfallen, und oft iſt ein gutes Streben der Grund zu einem ſolchen Verderben. Der junge Künſtler wünſcht nämlich jedem ſeiner Worte eine eindringende Betonung zu geben, ſie lieber der Verſtändlichkeit halber herauszuheben, als fallen zu laſſen, zu zeigen, daß er jedes wäge und bedenke, und keins ſchuldig bleiben wolle. Er kennt die weiſe, aber freilich, wie alle Haushaltungskunſt, von jungen Leuten ſchwer zu erwerbende Oekonomie noch nicht, welche mit der Betonung, wenn ſie zweckmäßig und künſtlerisch ſeyn ſoll, getrieben werden muß, und indem er gleichen Werth auf alle Worte legt, und folglich im Tone nur unbedeutend abwechſeln kann,

verfällt er, ohne es ſelbſt zu wiſſen, in jenen Fehler, der ſeine Deklamation zu einem fortgeſetzten Staccato macht.

Die beſte Kur dagegen iſt das ſorgſamfleißige Auftreten in dem leichten gereimten Luſtſpiel, das von mehrern Dichtern mit Glück bearbeitet worden iſt. Hier, wo der Cothurn durchaus abgelegt werden muß, wenn nicht die höchſte Karrikatur erſcheinen ſoll, dennoch aber der Rhythmus gewiſſe Schranken giebt, jedes Gemeine verbannt, und dieſe Gattung dadurch wieder dem höhern Drama nähert, muß der Künſtler nothwendig aus jenen ſchroffen Betonungen heraustreten, die Natur tritt ihm näher, und wenn er Sinn für Kunſt hat, wird ihm von ſelbſt die Wahrheit einleuchten, daß man recht viel Ausdruck in eine Rede legen kann, ohne jedes einzelne Wort mit Heftigkeit hervorzuſtoßen.

Bei Seite.

Die dramatiſchen Schriftſteller nehmen es nicht immer genau mit dem wichtigen Unterſchiede zwiſchen bei Seite und vor ſich. Jenes bezeichnet eine Art Vertraulichkeit des Spielers mit dem Zuſchauer hinter dem Rücken des Mitſpielenden;

dieſes hingegen ein Selbſtgeſpräch ohne Alleinſeyn, wobei der Sprechende das Daſeyn der Zuſchauer ignorirt. Ein ähnlicher Unterſchied findet in Hinſicht der Monologen ſtatt. Der berühmte im Hamlet iſt ein Selbſtgeſpräch; die erſte Scene in den Phönizierinnen des Euripides iſt eine Rede an die Zuſchauer, denn unmöglich kann Jokaſta zu ſich ſelbſt ſagen:

Jokaſta heiß' ich — alle nannte mich
Mein Vater — und mein Ehgemahl war Laios.

Der Schauſpieler kann ſehr leicht wiſſen, welche von beiden Arten des Vortrags er zu wählen hat. Das bei Seite hebt gewöhnlich die Täuſchung auf, indem es den Zuſchauer daran erinnert, daß er im Theater iſt. Wo der Dichter das nicht gewollt haben kann, da iſt auch jene Art nicht anwendbar.

Das vor ſich iſt übrigens das Schwerere, zumal in Fällen, wo dem Zuſchauer das volle Geſicht zugekehrt und das Profil gewieſen werden muß. Es gelingt in dieſem Falle ſelten, wenn der Künſtler nicht ganz in der Rolle, wenn er nicht im Zuſtande der Selbſttäuſchung iſt; denn nur da, wo wir ganz und ausſchließlich mit unſeren eignen Vorſtellungen beſchäftiget ſind, erhält das Auge denjenigen Ausdruck von Unempfänglichkeit, welcher nöthig iſt, wenn der Zuſchauer nicht glauben ſoll.

daß er angesehen werde. Viele helfen sich dabei mit dem Aufschlagen der Augen gen Himmel; andere ziehen mit einem seltsamen Blinzeln die unteren Augenlieder herauf, als ob die Lampen sie blendeten. Beides ist — Nothbehelf.

Bock.

Der Bock heißt im Griechischen τράγος (sprich Tragos) und dieser griechische Bock hat alle griechisch-deutschen Lexikographen, die mir bis jetzt zu Gesichte gekommen sind, zu dem Bocke verleitet, das Wort Tragédie vom Bock abzuleiten. Nach ihnen soll es zusammengesetzt seyn aus τράγος und ᾠδή, und soll soviel heißen, als Bocksgesang: denn — sagen die Lexikographen — ursprünglich waren die Tragödien lyrische Gedichte, die zur Ehre des Bachus bei'm Feste der Weinlese abgesungen wurden, und weil man bei dieser Gelegenheit dem Bachus einen Bock opferte, oder auch, weil der beste Sänger einen Bock zum Lohne erhielt, wurden diese Gedichte Bocksgesänge genannt. Die Bocksnatur dieser Ableitung ist klar; die Griechen hätten eitel Böotier seyn müssen, wenn sie diesen lächerlichen Namen, gesetzt sogar, daß er auf die eben bemerkte Weise aufgekommen wäre, dem Trauer-

ſpiel' auch dann noch hätten beilegen wollen, als es bereits durch Aeſchylus, Sophokles und Euripides ausgebildet, von Ariſtoteles zum Hauptgegenſtande einer philoſophiſchen Schrift gemacht, und überhaupt als die höchſte Gattung der Dichtwerke anerkannt worden war. Auch hat ſchon längſt Adelung in ſeinem grammatikaliſch-kritiſchen Wörterbuche den lexikographiſchen Beck erlegt, und — mit dem Tübingiſchen Literatur-Blatte (1823. No. 58. S. 232.) zu reden — ihm das Fell abgezogen, indem er nachgewieſen, daß τραγος im Griechiſchen auch traurig hieß, und daß der ſchwediſche Gram (Träge) ſowohl als die deutſche Trägheit (im Niederſächſiſchen urſprünglich Traurigkeit) damit verwandt ſind. Als ich inzwiſchen im Jahre 1819 für die fünfte Ausgabe des Leipziger Converſations-Lexikons den Artikel Tragödie ſchreiben wollte, um weiland Herrn Friedrich Arnold Brockhaus, ruhmredigen Andenkens, gefällig zu ſeyn (wofür er mich bald darauf durch ein Paſquill — noch im Anhange zu der nämlichen Ausgabe — belohnte); las ich zuvor den langen Artikel Schauſpiel in der vierten Auflage durch, den ein Herr N. P. verfaßt hatte, und ſiehe, da fand ich den von Adelung erlegten Beck aufgeſtöpſt wieder, und für ein lebendiges Thier ausgegeben. Was war nun da zu thun? Ohne

Be

Berührung der Etymologie konnte mein Converſationsartikel nicht bleiben, das war eben ſo klar, als der fragliche Bock. Sollt' ich aber die richtige, die von Adelung, berühren; ſo gerieth meine Tragödie mit des Herrn N. P. Schauſpiel' in Conflict, und damals hatten die beiden Artikel „Müllner" mich noch nicht belehrt, daß das leipziger Converſations-Lexikon kein Bedenken tragen dürfte, ſich ſelbſt zu widerſprechen. Ueberdies war die Adelung'ſche Ableitung gründlich, aber trocken; die gemeine (der Bock) war zwar — wie Adelung ausdrücklich geſagt — albern, aber ſpaßhaft für den Wortwitz günſtig, für die Converſation wie gemacht. Da entſchloß ich mich denn, nicht nur den Bock beizubehalten, ſondern auch ihn an die Spitze meines Artikels zu ſtellen (hier in meinem Wörterbuche hab' ich ihn wieder weggelaſſen) und ſogar ihn zu dem Scherze zu benutzen, daß mancher dramatiſche Schriftſteller, indem er das Traurige mit dem Tragiſchen verwechſelte, ſtatt eines Trauerſpiels einen Bock gemacht habe.

Aber wehe dem Lexikographen, der um des literariſchen Converſations-Tons willen vom Pfade der gelehrten Gründlichkeit abweicht! Man höre, wie es mir erging!

Im Jahre 1823 fällt es einem Mitarbeiter an der Wiener Moden-Zeitſchrift ein, über die Satyre

zu ſchreiben, und beyläufig copirt er den alten, ausgeklopften und von mir gleichſam friſch angeſtrichenen Beck aus dem Converſations-Lexikon. Dieſer Beck ſtößt einen gelehrten Leſer der gedachten Modenzeitung, welcher beiläufig Mitarbeiter an dem von mir redigirten Tübingiſchen Literaturblatt' iſt; und der acht (am oben angez. Orte des Lit. Blattes) dem Becke gleichſam mit dem Stocke zu Leibe, indem er ſagt: „Dieſer Beck iſt ein Converſationsbeck, das heißt, einer von den unzähligen Böcken der Unwiſſenheit, welchen das weibliche Converſations-Lexikon, dieſes Magazin der populären, deutſchen Halb- und After-Weisheit, ſelbſt unter den Gelehrten fortgepflanzt hat." Er wiederholt wörtlich, er unterſtützt Adelungs Meinung, und ich — ich, der ich den ausgeklopften Beck ſelbſt friſch angeſtrichen habe — muß ſeine Diatribe ſelb ſelber im Literaturblatte drucken laſſen.

Was war nun zu thun? Hätt' ich die ganze Beckgeſchichte in einer Anmerkung erzählen wollen; Herr Brockhaus ſeeliger, der damals noch lebte und prozeßirte, hätte mich criminaliter verklagt, als Paſquillanten ſeines Lexikons. Ich bemerkte daher nur kürzlich, der Beck ſei opinio communis geweſen, und ein Converſations-Lexikon könne, in der Etymologie zumal, auf die gelehrten Abweichungen von der gemeinen Meinung ſich nicht ein-

laſſen. Damit zog ich mich übel und bös aus der Schlinge. Jetzt aber, wo ich von dem ſeligen Buchhändler weder Paſquillklagen, noch Paſquille mehr zu fürchten habe — jetzt will ich mein Unrecht eingeſtehen in dieſem eigenen Artikel meines eigenen Wörterbuches, und feierlich erklären, daß ich das löbliche Converſations-Publikum, wenn nicht belogen, doch in der Unwahrheit gefliſſentlich beſtärkt, und bei'm Friſch-Anſtreichen des ausgeſtopften Bockes mich überdies höchſt ungeſchickt benommen habe.

Ich hätte nämlich das alte, unterwaſchene Fundament der Etymologie meiner lexikographiſchen Vorgänger, welches von dem Bachusopfer und von dem Rhapſodenhonorare hergenommen war, durch einen neuen Fund und Grund erſetzen, ich hätte die Meinung in Converſation ſetzen ſollen, daß die Griechen darum die Tragödien Bocksgedichte genannt, weil ſie bei deren Anhörung zu weinen pflegen, daß ſie der Bock ſtieß.

Bos.

Alle Deutſche, welche Latein verſtehen, wiſſen, daß bos auf Deutſch der Ochſe heißt. Von Pferden und Eſeln iſt es zur Genüge bekannt, daß ſie auf dem Theater Zutritt haben. Ja, was den Eſel betrifft, ſo iſt er unter allen Thieren wahrſcheinlich

eines der ersten, welche die Bühne der modernen Welt betreten haben, da er bei dem Einzug unsers Herrn in Jerusalem eine Rolle hat, und da es bekanntlich die Darstellung der heiligen Geschichte war, aus welcher unser ganzes, jetzt zuweilen etwas unheiliges Theaterwesen sich entwickelte, auch der Hund hat neuerlich, wie aus dem Morgenblatte 1815. No. 261. S. 1034 zu ersehen ist, zu Wien im Hund des Aubri de Mont Didier es bis zu einer Hauptrolle gebracht. Aber der Ochse ist auf den Brettern nicht gelitten, wie also kömmt er, und zwar mit seinem lateinischen Namen, in mein Theaterwörterbuch? Virgil, Maria Stuart und ein Kunstrichter bringen ihn hinein. Die Geschichte ist die:

Schillers Maria wurde aufgeführt, der Kunstrichter N.. mein guter Freund, war im Theater, und ich wartete seiner am Ausgange, um einen Abendspaziergang mit ihm zu machen. Nach langem Harren erscholl das vielstimmige Bravo! in dem Hause, und N. war der erste, der heraustrat. Wer nun weiß, wie die erwähnte Tragödie bei Schiller schließt, der wird es begreiflich finden, warum ich ihn mit der Frage empfing: Nun, ist Lord Leicester endlich fort zu Schiff nach Frankreich? Daneben werden viele die Antwort unverständlich finden, die er mir gab: „den Henker auch! Nichts

zu Schiff; procumbit humi bos!“ Er hatte vorher gar bös ausgesehen; aber so wie er den berühmten Halbvers Virgils citirt hatte, fing er an zu lachen, und setzte hinzu: „Bos, bos, bos!“ das ist das rechte Wort, es soll Kunstwort werden, ich gebe Ihnen mein Wort darauf.“ Ich fürchtete Argos für den Akteur, der den Lesser gespielt hatte, und suchte ihn durch die Bemerkung zu entschuldigen, daß der gewandteste Künstler es nicht immer vermeiden könne, am Schluße der zehnten Scene ein wenig derb zu Boden zu fallen, da er es, der folgenden Verwandlung wegen, im Hintergrunde thun müße, wo er keinen Stuhl zur Hand habe, um daran nieder zu sinken. „Wie?“ sagte er, „haben Sie den Gräuel hier noch nicht gesehen? Man verwandelt gar nicht — procumbit humi bos, damit ist hier das ganze Stück aus. Elisabeth kommt gar nicht wieder zum Vorschein, und wüßte man's nicht aus der Geschichte, hier erführe man nicht einmal gewiß, ob Maria wirklich enthauptet ist.“ Man hat also, erwiederte ich gelassen, die letzten vier Scenen gestrichen? Nun, sie sind allerdings von keinem sonderlichen Effekt weiter, da Mariens Tod poetisch ausgemacht ist, sobald Lesser niedersinkt. Ey du mein Himmel, wie kam ich mit dieser Erwiederung an! Ich mußte über den Theatereffekt und über das

Streichen eine Strafpredigt hören, die ich seinem Menschen wieder erzählen mag. Es wurde mir sonnenklar bewiesen, daß Katastrophe und Schluß eines Trauerspiels ganz verschiedne Dinge wären, und daß die Wirkung von Mariens Tod' auf den innern und äußern Zustand der Elisabeth eben so wesentlich zu Schr.'s Dichtung gehörte, als Fortinbras zum Hamlet, und die Blindheit des blinden Oedipus zu dem Meisterwerke des Sophokles. Nachdem ich die Katastrophe dieser Strafpredigt, welche sehr heftig war, überstanden hatte, kam der Redner zu dem Schluß, daß jeder Ausgang eines Trauerspiels, welcher mit der Katastrophe nicht bloß in der Zeit, sondern auch im Begriffe, völlig zusammen falle, hinfuhro nicht ein Schluß, sondern ein Loos genannt werden sollte.

Da nun dies Wort unsermein kurz ist, und zugleich etwas von derjenigen göttlichen Grobheit enthält, welche den Theater-Recensenten gar nicht genug empfohlen werden kann; so hab' ich es zu deren Nutz und Frommen gern in mein Wörterbuch aufgenommen.

Brawo.

Jeder Schauspieler weiß, was es zu bedeuten hat, wenn die Zuschauer Bravo rufen. Es gibt

aber verſchiedene Fälle, wo ich wünſchte, daß ſie nicht Brave, ſondern Brawe (ſpricht Brawoh) ruften, und nehme daher dieſes Wort in mein Lexikon auf. Brawe nämlich iſt der Name eines Mannes, der mit ſeinem ganzen Namen Joachim Wilhelm von Brawe heißt. Leute, welche dieſen Namen nur vom Blatte weg kennen, werden glauben, er müſſe nach den Regeln der deutſchen Pronunciation eben ſo, wie Löwe, mit dunkelem und kurzem e geſprochen werden, in welchem Falle er zu dem obgedachten Zwecke nicht ſonderlich taugen würde. Ich kann aber mit Gewißheit behaupten, daß er wie Brawoh ausgeſprochen werden muß: denn der Mann, dem er gehört, iſt mein Landsmann und mein Kollege, er iſt ein Weißenfelſer und ein Tragödienſchreiber, und da ich von dem neunten Tage meiner Geburt an zu Weißenfels an der Saale heimiſch geweſen bin, ſo gibt es in dem ganzen kleinen Städtchen nicht leicht irgend einen Schuhmacher, geſchweige denn einen Tragödienmacher, von dem ich nicht genau wüßte, wie er ausgeſprochen wird. Dieſer Brawe nun hat ſich zwar von gedachtem Orte ungefähr ſechszehn Jahre früher hinweg begeben, als ich daſelbſt angekommen bin, ohne daß man geographiſch genau beſtimmen kann, wohin: denn er iſt, wie man gemeiniglich zu reden pflegt, im Jahre 1758 geſtorben. Allein die-

ser zufällige Umſtand hindert nicht, daß er noch lebe: denn ein Trauerſpieldichter kann bekanntlich mit Hülfe der Druckerpreſſe unſterblich gemacht werden nach Belieben.

Nun ſtarb zwar dieſer unabgedruckt in ſeinem achtzehnten Jahre; aber zehn Jahre darauf machte ihn ein Buchhändler in Berlin, Namens George Ludwig Winter, unſterblich, indem er ſeine beiden Trauerſpiele druckte, wovon eines der Freigeiſt und das andere Perutus heißt. Von dem Perutus will ich ſchweigen; denn er iſt ein Jambenſtück, und noch dazu in franzöſiſcher Manier. Der Freigeiſt aber iſt in Proſa, und im engliſchen Geſchmacke geſchrieben, von dem kann ich getroſt mit den deutſchen Theaterliebhabern reden, und er iſt es auch, durch den ich beſſe, meinem genannten Landsmann und Nebengen eine große Theater-Celebrität zu verſchaffen, deren er bis jetzt entbehrt hat. Ja ich brauche dazu nicht einmal die Tragödie ſelbſt, ſondern nur ein Stück von ihrer Vorrede. Es heißt nämlich in derſelben: „Der Freigeiſt machte kein geringes Aufſehen unter den wenigen guten Stücken, die wir damals (im J. 1756) auf der deutſchen Bühne zählten; — doch fand man, daß es ſich, ſeines mehr als ernſthaften Inhalts wegen, noch beſſer im Kabinette leſen, als von unſern Komödianten vorſtellen ließe, unter de-

nen es zum Theil noch an Personen fehlt, die ihre natürlichen Gaben durch Studiren der Bücher und der feineren Welt erhöht, und sich tüchtig armirt haben, dem Dichter in allen seinen Empfindungen zu folgen und zu Hülfe zu kommen." Ob nun wohl seit jener Zeit mehr als ein halbes Seculum verflossen ist, während dessen alle unsere Komödianten sich in Künstler verwandelt haben, so kommt doch der damalige Fall auch jetzt noch zuweilen vor. Was soll alsdann das Publikum thun? Pfuy rufen kann es nicht, denn das würden die Künstler in jener Weise auf sich ziehen. Pochen kann es auch nicht, denn das würden sie auf den Dichter schieben. Und geht es ganz still nach Hause, so schreibt der Theaterrecensent, der es des Freibillets wegen gern mit der Theaterdirektion hält, in die Tageblätter: „Das Stück des Herrn Pyllen hat hier nicht gefallen." Wäre es daher nicht gut, wenn das Publikum in solchem Falle weder still bliebe, noch pochte, noch Pfuy riefe, sondern mit möglichster Dehnung der letzten Sylbe ein lautes und vernehmliches „Brawch!" hören ließe, um anzuzeigen, daß das neue Stück gut gedichtet, aber schlecht dargestellt sey, und daß es dasselbe lieber im Kabinette lesen, als hier wieder sehen wolle? Dieser Ruf ließe sich denn auch bei einzelnen Stellen anwenden, und wenn man meinen Vorschlag ausführ-

ſo hab' ich mir dadurch das große Verdienſt erworben, den Namen meines Landsmannes und Kollegen in der deutſchen Theaterwelt unvergeßlich zu machen, und bei dem Publikum auch ohne Aufführung ſeiner Werke in ewig friſchem Andenken zu erhalten. Zugleich erhalten auf dieſe Art die Zuſchauer, welche zu unterſcheiden wiſſen, ein ganz artiges Mittel, mit Einem Worte dem Dichter Beifall und dem Schauſpieler Miſſallen zu bezeigen, und ich werde darauf bedacht ſeyn, für den umgekehrten Fall ein ähnliches *auspindia* zu machen, wenn ich jedoch, da es zum Vortheil der Schauſpieler ausfallen wird, nur von den ſämmtlichen Pudeln ein anſtändiges Honorar ausbedingen werde, ehe ich die Erfindung drucken laſſe.

Bürſten.

Das Wort heißt in der Sprache der Theaterrecenſenten: das Stück, den Autor oder den Schauſpieler abfällig und unſanft beurtheilen. Obwohl das Anſprechen dem Bürſten in der Regel vorangeht, ſo pflegt es doch bisweilen darauf zu folgen, wie das berüchtigte Beiſpiel von Talma und Geoffroi beweiſet. Beſonders iſt in dieſem Punkte

mit den Tyrannenſpielern nicht zu ſpaßen, welche gewöhnlich ſtärker ſind als die Kritiker.

Ein ſolcher Recenſent äußerte gegen einen Dichter, den er anonym gebürſtet hatte: Ich habe Ihr Stück mit antheilvoller Freude geſehen. Ich weiß es, antwortete jener. Sie haben es beklatſcht, daß man es in ganz Deutſchland gehört hat. Dieſer Ausdruck iſt ſehr bezeichnend. Die Theaterkritik iſt häufig eine gedruckte Klatſcherey, und wenn darinne verſichert iſt, daß der Referent ehrlich und unbefangen ſey, ſo mochte man zu ihm ſprechen, wie Hieſo zum Mohr: „Häng' immer dieſen Schild vor dein Geſicht hinaus, das wird nicht überflüſſig ſeyn."

Cabalette.

Dieſes italieniſche Wort, welches im Nothfalle von den Sprachreinigern durch das Wort Pferdchen verdeutſcht werden kann, iſt der Name einer neuerfundenen Maſchine, welche dazu dient, den Schauſpielern die Achtung des Publikums zu verſchaffen.

„Wo iſt die zu bekommen?" hör' ich tauſend theaterkünſtleriſche Zungen fragen, und ich ſchätze mich glücklich, wenigſtens die Frage beantworten

zu können: „Wo iſt ſie zu ſehen?“ In Rom, meine Herren, Frauen und Jungfrauen in Rom, auf Piazza Navona, bei Tag und bei Nacht. Wenigſtens war ſie daſelbſt am 4. Januar 1817 zu ſehen, wie Sie allerſeits wiſſen würden, wenn Ihnen Ihre Reflen Zeit übrig gelaſſen hätten, die 2oſte Nummer derjenigen Frankfurter Zeitung zu leſen, welche jetzt, Dank ſey es dem Erfolge des heiligen Kriegs, wiederum die Frankfurter Oberpoſtamtszeitung heißt. In dieſer Nummer befindet ſich nämlich folgender Artikel:

Rom, den 2. Jan. 1817.

„Seit dem zweiten Weihnachtstage ſind hier die ſämmtlichen Schauſpiele eröffnet. Zu gleicher Zeit iſt auf Piazza Navona das Cavaletto — eine Maſchine, in welche man die Leute ſchraubt, um ihnen Stockprügel zu geben — errichtet, und ſelbſt Nachts bei Fackelſchein permanent erklärt worden, wie zur Schreckenszeit die Guillotine in Paris, um auf der Stelle diejenigen abzuſtrafen, die ſich erlauben, die elenden Schauſpieler mit einigem Geräuſche auszupfeifen.“

Nennen Sie ſich eine herrlichere Maſchine denken, als dieſe? Hat die Schwierigkeit, die Sie bisweilen antreffen, wenn Sie die Achtung des Publikums erwerben wollen, nicht ihren Haupt-

grund darin, daß das Publikum Sie auspfeifen darf? Und fällt dieser Grund nicht weg, wenn die Pfeifer auf der Stelle eingeschraubt und ausgeprügelt werden? Gleichwie Cornwall im König Lear ausruft: Fetch forth the stocks! womit er bekanntlich nicht die steigenden und fallenden Blackstocks, sondern die Fußblöcke meint, in welche man dazumal vorlaute Narren einzuklemmen pflegte; also auch darf der Theaterintendant, sobald ein Mund zum Pfeifen sich spitzt, nur aus seiner Loge herabrufen: „Bringt das Cavaletto herbei!“ und — denken Sie an mich — das ganze Haus wird nur ein einziger Mund seyn, der Bravo! ruft, nur ein einziges paar Hände, welches Beifall klatscht.

Der Verfasser jenes Zeitungsartikels scheint freilich wider die Einführung des Cavaletto ein wenig eingenommen zu seyn, denn er fahrt fort:

„Mit Unmuth bemerkt man das Umsichgreifen einer Polizei, die es für nöthig erachten kann, sich in Alles zu mischen, und die neben traurigen Zeiten die Gemüther nur desto trauriger machen muß. Die Stockprügel, kein geringes Vorzeichen der Barbarei, scheinen im Norden, wie im Süden Europa's, gleichzeitig einbrechen zu wollen.“

Aber dieser Mann ist aller Wahrscheinlichkeit nach ein Römer. Das hat noch so von den Zeiten her, wo Junius Brutus den König Tarqui-

nius vertrieb, ſeine alten Vorurtheile von Freiheit im Kopfe, worauf Gottlob bei uns nicht viel gegeben wird. Während des Franzoſenthums beſtand das gröſte Uebel darin, daß die fremden Soldaten keine Prügel bekamen. Ganz Deutſchland iſt entzückt darüber geweſen, daß ſeine Befreier vom Ural und aus der Mongolei ausgeprügelt wurden, wenn ſie die Quartierträger plagten. Ganz Deutſchland kann folglich nichts dagegen haben, daß ihm Gleiches widerfahre, wenn es ſeine Schauſpieler plagt.

Ich werde mir daher Mühe geben, ein Modell jener Prügelmaſchine aus Rom zu erhalten, welches ich bei der künftigen Prachtausgabe meines Wörterbuchs dieſem Artikel im Holzſchnitte beizufügen denke.

Die Einführung des Cavaletto bei dem Theater wird, da das Theater eine Schule für die ganze Lebenspraxis iſt, gewiß auch von groſſem Nutzen für die peinliche Geſetzgebung ſeyn, die jetzt kaum noch den Namen der peinlichen verdient, da ſie keinen Menſchen mehr peinigen will. Das Bischen Schläge, welches in einigen deutſchen Ländern gemeinen Verbrechern zugeurtheilt zu werden pflegt, iſt nicht der Rede werth: und dennoch hat es da, wo es in der neuern Zeit eingeführt worden iſt, ſeine Widerſacher gefunden, welche behaup-

ten, es erniedrige die Menſchheit. Dem Gefühl ſcheint es allerdings ſo; aber das kommt bloß daher, weil, wenn die Menſchheit gepрügelt wird, es auch immer die Menſchheit iſt, welche prügelt. Daß dies die wahre Urſache iſt, welche die Leute gegen das Prügeln aufbringt, ergiebt ſich unter andern aus der Leipziger Zeitung No. 34. vom Jahr 1817, wo darüber geklagt wird, daß man in Gent einige Soldaten wiederum mit Stockſchlägen abgeſtraft hat, wobei die Genter Zeitung bemerkt haben ſoll, daß dieſe Strafe den Vollſtrecker, wie den Empfänger, entehre. Dieſen Anſtoß nun kann das Cavaletto heben. Die Römer ſind in der Mechanik eben nicht ſehr berühmt, und es wird gewiß uns Deutſchen vorbehalten ſeyn, ihre Maſchine zu vervollkommnen. Es müßte wunderlich zugehen, wenn ſich nicht eine Vorrichtung dabei anbringen ließe, vermöge deren ſie die einmal eingeſchraubten Leute rein mechaniſch, ohne Menſchenhände, ausprügelte, ungefähr wie die Dreſchmaſchine das Getreide ohne Menſchenhände ausdrischt. Alsdann iſt es bloß eine Maſchine, welche durch das Prügeln ſich entehrt, und die Zeitung von Gent wird nichts dagegen einwenden können, wenn man Leute hineinſchraubt, die man eben nicht ehren will. Welchen Vortheil aber wird alsdann dieſes Werkzeug dem Staate gewähren gegen

die Oppoſitionsmänner, Freiheitsapoſtel, konſtitutionellen Volksredner, Taxen- und Stempel-Feinde und alle anderen Regierungsanfechter, deren Zahl leider ſo groß geworden iſt, daß ohne Maſchine ihnen die Schläge gar nicht mehr zugemeſſen werden können, die ſie verdienen! Auch wird ein ſolches Strafwerkzeug der deutſchen Genauigkeit ſehr zuſagen, und den Begriff der gleichmeſſenden Gerechtigkeit verſinnlichen. Man wird das Gewicht eines jeden Schlages bis auf Gran und Scrupel, ja bis auf ein Sonnenſtäubchen beſtimmen können, und, einmal richtig nach Vorſchrift des Strafurtheils geſtellt, wird die Maſchine ohne Erbitterung und ohne Schonung jedem, der in dieſelbe eingeſchraubt wird, mit gleichem Maaße meſſen.

Kurz, ich werde mir ein großes Verdienſt um die Nation erwerben, wenn ich durch dieſen Artikel die Einführung des Cavalletto bei dem deutſchen Theater veranlaſſe: und ich bedinge mir weiter nichts dafür, als die Befreiung davon. Bin ich nur davor ſicher, ſo werde meinetwegen die ganze civiliſirte Welt eingeſchraubt und ausgeprügelt, wenn ſie es denn einmal nicht beſſer haben will.

Man vergleiche übrigens die künftigen Artikel, Lichtwagen und Verdunkelung.

Cem-

Comparſen.

Das franzöſiſche Wort le comparse, bedeutet bei demjenigen Ritterſpiele, welches carroussel genannt wird, den Aufmarſch der Quadrillen (Abtheilung der Ritter) in den Schranken. Es kommt her von dem ungebräuchlich gewordenen comparir, d. i. mehrere Figuren ſymmetriſch aufſtellen. Daher heißt in der Kunſtſprache der Bühne Comparſerie die Anordnung der Aufzüge von Statiſten, d. i. ſtummen, nicht eigentlich mit agirenden Perſonen, oder auch Thieren, welche bloß zur Schau auf das Theater kommen. Auch dieſe Aufzüge ſelbſt werden ſo genannt, desgleichen die Darſtellungen von Volksmaſſen, Aufläufen, Schlachten u. ſ. f. und die Sorge dafür macht einen Theil der ſogenannten Regie aus. Die Statiſten, welche auf dieſe Art zur Schau auf die Bühne gebracht werden, heißen Comparſen, und man pflegt, in der Mehrzahl, alle ſtummen Perſonen ſo zu nennen.

Converſationsſtücke.

Ein großer Dichter dirigirte die Bühne eines kleinen Fürſten. Man rühmte, in ſeinem Beiſeyn

die Darſtellungen, welche die Geſellſchaft von poetiſchen Stücken gab, tadelte aber die Aufführung der ſogenannten Converſationsſtücke. Jene, ſagte man, werden immer ein wohlgefälliges Ganzes; dieſe nie, denn die Hofräthe und Secretairs treten im Heldenſchritt auf, und wenn ſie einander wohl zu ſchlafen wünſchen, thun ſie es mit eben dem Pathos, mit welchem Macbeth am Schluſſe des dritten Aktes zu ſeiner Gemahlin ſagt: Ja, komm, wir wollen nun auch ſchlafen! Der Direktor äußerte, das könne nicht anders ſeyn, denn das, was zu guter Darſtellung der Converſationsſtücke gehöre, ſey der Fürſt nicht reich genug zu bezahlen. Als man über dieſe Anſicht ſich wunderte, gab er ungefähr folgende Erklärung.

„In eigentlich poetiſchen Dramen ergötzt uns ſchon der Dichter, und wir können daher mit dem Schauſpieler allenfalls zufrieden ſeyn, wenn er nur gut ſpricht und mit gemeſſener Würde ſich bewegt. Dazu ſind nun ſelbſt Leute von mittelmäßigem Talent leicht abzurichten. Im Converſationsſtücke hingegen iſt es mehr der Schauſpieler, der uns vergnügt; ein ſolches Stück iſt ohne das Talent der Spieler eine Oper ohne Muſik, und es iſt mithin in dieſem Fache nur dann etwas zu leiſten, wenn die Bühne ſo viel hervorſtechende Talente beſitzt, als zu jedem ſolchen

Stück eben nöthig sind. Die eminenten Schauspielertalente aber sind nicht so wohlfeil zu haben, als die Dekorationen und das Costüm für die sogenannte höhere Tragödie."

Es mag etwas Wahres an dieser Ansicht seyn; aber ganz wahr ist es, daß die Darstellung des poetischen Drama, wenn sie etwas Vollendetes und wahrhaft Befriedigendes werden soll, Schauspieler verlangt, welche fähig sind, dichterische Schönheiten im Gemüthe zu reproduciren, das heißt: welche selbst dichterische Anlagen besitzen. Darinne liegt auch der Grund, daß auf der Bühne gewöhnlich nichts schlechter dargestellt wird, als der Künstler. Ich habe einen solchen Conversationsakteur in Castellis Raphael gesehen, der die ersten Worte des Stücks:

> Du schwacher Pinsel! — nein, nie wird es dir gelingen,
> Auf todter Leinewand ihr Bild hervorzubringen —

so sprach, daß wenn er nicht dabei den Pinsel Raphaels hoch in die Höh gehalten hätte, man gar leicht glauben können, daß er von sich selbst spräche.

Deklamiren.

Ein junger Schauspieler, der zu eines gewissen Dichters Einsichten in dramaturgische Dinge

ein gewaltiges Vertrauen hatte, kam außer ſich aus der Probe zu ihm und ſprach: „Ich bitte Sie um aller Götter willen, was ſoll ich anfangen? Seit vier Wochen ſagt mir unſer alter Inſpicient täglich in's Ohr: Sie müſſen ſpielen, Sie müſſen nicht deklamiren. Heute kommen Sr. Excellenz (der Oberdirektor) ſelbſt in die Probe, und ſagen mir an Ende: Sie ſpielen recht brav, aber ſie müſſen auch deklamiren. Wie ſoll ich es nun machen, um zu gleicher Zeit zu deklamiren und nicht zu deklamiren?“ Da hieß der Dichter ihn ſitzen und hub alſo an:

Es war einmal eine Schauſpielergeſellſchaft, die war auf Reiſen, und kam an ein fürſtlich Schloß, und zog hinein, auf daß ſie Nahrung ſöge aus den Brüſten der Majeſtät. Als es nun in dem Schloßtheater ſollte zur Probe gehen, da erſchien ein Herr, der nannte ſich Profeſſor der Zeichenkunſt, auch Geſchwindſchreiber Sr. Durchlaucht, des Herzogs, und ſagte dem Direktor: „Sereniſſimus machen ſich wenig oder gar nichts aus der Schönrednerei auf der Bühne; Höchſtdieſelben fordern bloß lebhafte Aktion, ausdrucksvolle Geberden und ſprechende Mienen. Darnach ſich zu achten.“ Des freuten ſich die Schauſpieler ſehr, denn das war gerade ihre Sache, und ſie ſchnitten ſchon im voraus gräßliche Geſichter, peitſchten die Luft wie die

Windmühlen, und fühlten ſich wohlgemuth, wie die Knaben am Feſttage, wo der Schulmeiſter ihnen keine Sprachfehler nachrechnet. Nun kam aber ein zweiter Herr, der nannte ſich Profeſſor der Redekunſt, auch Vorleſer Ihrer Durchlaucht der Herzogin, und ſagte zum Direktor: „Sereniſſima machen ſich wenig oder nichts aus der Mimik und Aktion auf der Bühne; Höchſtſie fordern bloß, daß man die Worte des Dichters deutlich, ergreifend und wohltönend ſpreche. Wornach ſich zu achten.“ Da ließen die Schauſpieler plötzlich die Flügel hängen, zogen ihre Rollen aus den Taſchen, und ſahen hinein, wie viel ſie etwa davon wiſſen möchten. Dem Direktor wurde ziemlich bang bei der Sache, und er unterfing ſich zu fragen, ob nicht durch einen Mittelweg beiden Durchlauchten beizukommen ſey? Beide Herren zuckten die Achſeln, und der Profeſſor der Redekunſt ſprach: „Ihro Durchlaucht, die Herzogin, wollen es zwar nicht wiſſen laſſen; aber ich muß Ihnen im Vertrauen ſagen, Höchſtdieſelben ſind — blind.“ „Nun,“ ſagte hierauf der Profeſſor der Zeichenkunſt, „da Sie einmal dieſes Geheimniß wiſſen; ſo will ich Ihnen auch das zweite nicht verhehlen. Sr. Durchlaucht, der Herzog, räumen es zwar nicht gern ein, aber Höchſtdieſelben ſind — taub.“

Der junge Künſtler lachte laut auf, und meinte,

da hätte der Teufel es beiden Theilen mögen recht machen. Wir wollen ſehen, ſagte der Dichter, und fahr fort:

Die Damen der beſagten Schauſpieler-Geſellſchaft warfen bei der Vorſtellung natürlich ihre Netze nach dem tauben Serenissimus aus, kümmerten ſich um die Worte ſo viel wie nichts, brauchten aber die Augen und Buſen, Arme und Beine, als ob Serenissimus blind wäre. Die Herren hingegen hatten es auf die blinde Serenissima an, richteten die Mauler immer wie die Trompeten nach Hochdihrer Lage, und ſprachen ſo laut, als ob Serenissima taub wäre. Nur der Direktor machte es anders. Der Mann war ein Genie, welches die Möglichkeit abndete, auf der Bühne die Blinden und die Tauben zugleich zu befriedigen. Er merkte ſehr bald, daß Serenissimus ein Buch vor ſich hatte, wo er fleißig hinein ſah; und daß hinter der Serenissima der Profeſſor der Redekunſt ſtand, welcher ununterbrochen redete, und ihr alles Sichtbare auf der Bühne zu beſchreiben ſchien. Hier, dachte er, hilft weiter nichts, als wahr und natürlich ſeyn; er ſprach die Worte der Rolle, wie er ſie fühlte, agirte, wie es nach ſeinem Gefühl dazu paßte, und der Herzog wie die Herzogin applaudirten mit dem ganzen Hofe. Auch ward er gleich nach dem Stück beſchieden, vor den Durch-

lauchten zu erſcheinen. Der Herzog kam ſofort auf ihn zu, und ſagte: „Sie ſind ein vortrefflicher Redner, Ihre Aktion paßt ſo vollkommen zu den Worten, daß man ſie mit den Augen zu hören glaubt.“ Die Herzogin aber, der er von dem Profeſſor der Redekunſt vorgeſtellt wurde, ſagte zu ihm: „Sie ſind ein ausgezeichneter Akteur, Ihre Reden ſind ſo eins mit Ihrem Spiel, daß man ſie ſo zu ſagen mit den Ohren ſieht.“ Dagegen ſtimmten aber beide Herrſchaften völlig darin überein, daß es mit den Uebrigen nicht viel geweſen ſey. Der taube Herzog meinte, die Damen hätten gelispelt und die Herren gebrüllt; und die blinde Herzogin behauptete, die Herren hätten wie die Meilenzeiger geſtanden, und die Damen wären wie die Schwärmer umhergefahren. Der Herzog behauptete jenes ganz beſtimmt, denn er mochte den Leuten auf die Mäuler geſehen haben; die Herzogin hingegen, die hier ein wenig mit dem Kalbe des Profeſſors der Redekunſt pflügte, ſetzte hinzu, es ſey ihr wenigſtens ſo vorgekommen, indem ſie eben nicht ſonderlich in die Ferne ſehe.

Mit dieſen Worten der blinden Dame kam das volle Licht der Erkenntniß in des Direktors Seele. Es hatte ihm überhaupt weniger an Einſicht in die Fehler der Schauſpieler, als an glimpflichen Zurechtweiſungs-Mitteln gefehlt. Jetzt

hatte er auf einmal eins gefunden, welches souverain und ganz unbeleidigend war. Wenn in der Probe irgend wer die Verse räderte, wider den Sinn accentuirte, Silben verschluckte oder die Schlußworte schwinden ließ, so sagte er höflich erinnernd: „Die Herzogin ist blind.“ Und so oft jemand Mimik und Aktion vernachlässigte; so sagte er auf gleiche Weise: „Der Herzog ist taub.“ Diese Methode behielt er bei, als er das Schloß schon lange wieder verlassen hatte, und seine Gesellschaft galt immer für die Peste im Lande.

Der junge Künstler saß eine Weile nachdenkend still. „Bei Gott, es ist wahr,“ fuhr er endlich heraus, „man muß spielen, als ob die eine Hälfte des Publikums taub, die andere blind wäre.“ Sie haben mich nur halb verstanden, erwiederte der Dichter. Die Anekdote, die ich Ihnen eben zum Besten gab, sollte bloß dazu dienen, das Mimisch-plastische Ihrer Kunst von dem Rednerischen anschaulich im Begriffe zu unterscheiden. In der Ausübung muß beides neben einander gehen, wie zwei Freunde, die sich bald fassen, bald trennen, je nachdem die Enge oder Breite ihres Weges zum gemeinschaftlichen Ziele es fordert oder gestattet. Wollten Sie wirklich so spielen, als ob das Publikum halb aus Tauben, halb aus Blinden bestünde; so würden Sie sich bemühen

müſſen, die ganze Rolle mit der Rede und mit der Geſtalt in jedem Augenblicke gleich deutlich und wirkſam vorzutragen. Wäre das vollkommen möglich; ſo würden ſie ſtets eine und die nämliche Sache auf doppelte Weiſe zu vernehmen geben. Dem Herzog und der Herzogin würde damit gedient ſeyn: jener würde das Buch, dieſe den Profeſſor der Redekunſt entbehren können. Aber der Zuſchauer, der Augen und Ohren mitbrachte, würde eine Ueberladung fühlen. Er will beide Sinne vergnügen an der Uebereinſtimmung der Rede und der Geſtalt; aber beide müſſen auf ihn wirken, ungefähr wie erſte und zweite Flöte in der Muſik, die einander nicht immer Ton für Ton, und Note für Note begleiten, ſondern ſich nur unterſtützen und gleichſam ergänzen. Der Unterſchied beſteht bloß darin, daß bald die Geſtalt, bald die Rede die erſte Flöte zu ſpielen hat. Die Geſtalt zur volltönenden Rede unzeitiger Weiſe ſchweigen oder unharmoniſch mitſprechen laſſen, das nennt Ihr alter Inſpicient, der an das Konverſationsſtück gewöhnt iſt, deklamiren. Ihr Oberdirektor, der das poetiſche Drama liebt, verſteht unter dem Nichtdeklamiren diejenige Vernachläſſigung der Rede, welche entſteht, wenn der Schauſpieler nicht bedenkt, daß die Worte des Dichters den Zweck haben, in dem Zuhörer, wie

in dem Leser, Gedanken und Bilder aufzuregen, die durch die Sprache der Gestalt so deutlich nicht erregt werden können.

„Ah, nun begreif' ich," sagte der junge Künstler, „es läuft alles auf den Unterschied zwischen Konversationsstück und Versdrama hinaus." Mit nichten, versetzte der Poet. Die Rede will allenthalben ihr Recht, und es gibt nur einen einzigen Fall, wo sie auf der Bühne vernachlässiget werden darf, weil sie vernachlässiget werden muß. „Wieder ist das?" Wenn die Vernachlässigung der Rede selbst eine Handlung ist, die für den darzustellenden Moment eine Bedeutung hat. Dieser Fall kommt in dem Konversationsstück allerdings öfter vor, als im poetischen Drama: denn dort ist es häufig darauf abgesehen, die menschliche Natur bis auf die herkömmlichen Nachlässigkeiten des Betragens im Umgange zu kopiren; hier aber erscheint sie meistens in Lagen und Beziehungen, die, dem gewöhnlichen Umgange fremd, auch eine Sprache und einen Redeausdruck fordern, welche beide durch Anschaulichkeit, Sinnestiefe, Nachdruck, Würde, Schmuck und buchstäbliche Verständlichkeit von dem Umgangstone sich unterscheiden. Aber dort wie hier müssen Sie in allen Fällen, wo nicht gerade durch Unverständlichkeit und Ungemeßbarkeit der Worte die Sache verständlicher

und genießbarer wird, stets den Gedanken in sich wach erhalten, daß — die Herzogin blind ist; Sie müssen deklamiren, das heißt nach der Erklärung, die eben der Professor der Redekunst auch Vorleser der Serenissima davon gegeben hat: Sie müssen, so viel als möglich ist, die Worte des Autors deutlich, exakreisend und wohltönend sprechen. Ueber die Rangordnung und das Wechselverhältniß dieser drei Dinge sprechen wir ein andermal.

Dichter.

Wenn man die Logiker oder Denkkünstler hört, indem sie von genus und species reden; so sollte man glauben, daß ein Damenhut eben so gewiß allemal ein Hut seyn müßte, als ein Ofenloch jederzeit und nothwendig ein Loch ist. Gleichwohl ist dem nicht also. Die Damenköpfe treiben ihre Blüthen, die Hüte, bisweilen in so wundersamen und abentheuerlichen Gestalten hervor, daß es mir in der That schon vor vielen Jahren einmal begegnet ist, eine Kupfertafel aus dem Modenjournal, worauf Damenhüte abgebildet waren, für ein Blatt aus einer Botanik oder Insektenlehre zu halten, und daß es mir noch heutzutage zustoßen könnte, eine solche Tafel irriger Weise einem Werke

über die Baukunſt anheften zu laſſen. Genug, wenn ich den Begriff eines Hutes auf der Baſis des Grundſatzes von der Zweckmäßigkeit conſtruire, ſo kann ich durchaus nicht jeden Damenhut für einen Hut gelten laſſen. Ich habe diesfalls ſowohl den Lichtknecht, als den Stiefelknecht auf meiner Seite, und dem obenerwähnten Ofenloche entgegen zu ſetzen; aber ich will davon abſehen, und zu meinem Hauptſatze kommen: daß es nämlich mit den Theaterdichtern eine ganz ähnliche Bewandniß hat, und daß ich, koſte es auch was es will, nicht jeden Theaterdichter für einen Dichter paſſiren laſſen kann.

Was die angeſtellten und betitelten Theaterdichter betrifft, mit denen laſſe ich mich nicht ein. Dieſe haben ihr Patent, nach Befinden auch ihren Gehalt; ſie machen Prologe, Epiloge, Todtenfeiern und Staatsfeiern, und ihr Rang iſt daher rechtlich zu behaupten und zu belegen. Aber die andern? Das ſind Damenhüte, das heißt, Hüte in der allgemeinſten Bedeutung des Worts, die bisweilen Hüte und bisweilen keine Hüte ſind, je nachdem in ihnen Poeſie vorhanden iſt, oder nicht.

Nachdem ich nun evident gemacht habe, daß die Sache ſo iſt, will ich auch evident machen, daß ſie ſo ſeyn muß. Das Theater iſt nämlich eine kleine Welt und nicht der Parnaß; und

damit iſt die Sache bewieſen, ſobald ich nur noch an das Sprichwort erinnere, daß nicht alle Tage Sonntag ſeyn kann, und daß man von einer Schrotſäge keine ſonderliche Muſik erwarten darf.

Ich laſſe es daher recht gern geſchehen, daß die Proſa ſich auf der Bühne *lagere*, während die Poeſie nur bisweilen *darüber* geht. Gleichwie aber dem Sonntage mehr Ehre gebührt, als den Werkeltagen, und gleichwie am Sonntage der Handwerksmann ſeine Werkſtatt und ſich ſelbſt vom Wochenſchmutze ſäubert, ſo möchte ich auch, daß wenn die Poeſie einmal über die Bühne geht, die Proſa, ſowohl von den Bretern, als an den Menſchen darauf verſchwände. Doch davon ein Mehreres in dem Artikel: Styl.

Auf die Dichter zurück zu kommen; ſo iſt es eben nicht leicht, ſie aus dem Heer der *Theaterdichter* herauszufinden. An den *Verſen* ſind ſie natürlich nicht zu erkennen, denn dergleichen machen die bloßen *Theaterdichter* auch, und die *Dichter* machen ſie bisweilen nicht, wie Julius von Tarent, Götz von Berlichingen, Egmont und andere Stücke mehr beweiſen. Ja es giebt ſogar Dichter, die mit gutem Vorbedacht die Rolle der Theaterdichter ſpielen. Der Spanier Lopez de Vega, unſtreitig ein Dichtergenie, ſchrieb über 1000 Theaterſtücke, und ſagte von ſich ſelbſt: Ich ſchreibe

wie ein Verrückter, aber ich schreibe für Narren; man muß dem Publikum für sein Geld geben, was es gern hat. S. Voltaire's dissertation sur l'Héraclius de Calderon. Die undichterischen Theaterdichter thun dasselbe; aber sie sagen es nicht, und glauben es nicht, und daran sollt ihr sie erkennen.

Direktor.

Die Wörter, Theaterdirektor und Schauspieldirektor, werden gewöhnlich als gleichbedeutend gebraucht. Diese Kleinigkeit thut der Kunst großen Schaden. Theater nenn' ich ein Institut, dessen Zweck die Ausübung der Schauspielkunst ist. Schauspiel ist mir die Thatsache, die Handlung dieser Ausübung selbst, und jenes Institut dirigiren ist etwas ganz anderes, als diese Kunstverfügung leiten, so gewiß als die Anwerbung, Einübung und Erhaltung eines Heeres verschieden ist von der Lieferung einer Schlacht.

Gleichwie man nun vormals des Dafürhaltens war, an die Spitze eines Heeres gehöre nicht sowohl ein Soldat, als vielmehr ein Prinz; so scheint man sich in der neueren Zeit auch der Meinung hinzugeben, daß an die Spitze eines Theaters

weniger ein ausübender Künſtler, als ein reicher oder vornehmer Mann ſich ſchicke. So viel die Stelle eines Theaterdirektors betrifft, mag die Sache hingehen. Reiche Leute haben Credit, Vornehme Anſehen, und beides iſt auf dieſem Poſten, nicht füglich zu entbehren. Iſt aber vom Schauſpieldirektor die Rede, ſo iſt jene Meinung baarer Unſinn: denn wie kann Jemand, der nicht Künſtler iſt, dazu taugen, die Hervorbringung eines Kunſtwerks zu leiten.

„Das iſt nicht dazu nöthig," hör' ich entgegnen, „wenn der Mann nur Geſchmack hat."

Es kann kein Menſch in der Welt mehr Geſchmack haben für Paſteten, als ich: doch wenn ich mir einfallen ließe, welche zu machen, ſo würden wahrſcheinlich ſehr wenige Leute Geſchmack daran finden.

„Aber es taugt nicht, wenn ein Schauſpieler dirigirt; er hängt von den Mitſpielern ab, hat kein Anſehen, gilt für parteyiſch u. ſ. w." Ich habe von einem Künſtler, nicht von einem Schauſpieler geſprochen. Ich behaupte nicht, daß der Schauſpieldirektor ein ausübender, oder gar mitſpielender Schauſpieler ſeyn müſſe. Ich verlange aber, daß er ausübender Schauſpielkünſtler ſey.

„Was iſt das für ein Mann?" Es iſt ein

Mann, der (allenfalls auch eine Frau, die) machen kann, machen will, und wirklich macht, daß ein gewiſſes Schauſpiel x. auf einer gewiſſen Bühne y. mit gewiſſen Perſonen m. n. o. p. q. u. ſ. w. als ein möglichſt vollkommenes Kunſtwerk ausgeführt werde.

Jedermann ſieht ſofort ein, daß dieſe Definition nicht auf einen Theaterdirektor paßt: denn das iſt ein Mann, welcher machen will, oder machen muß, daß auf der Bühne y. ſo oft als möglich geſpielt, und dadurch ſo viel als möglich Geld erworben werde, welches beides um ſo leichter iſt, je weniger dabei nach der Hervorbringung eines Kunſtwerkes getrachtet wird. Wem daher daran gelegen iſt, daß auf der Bühne Kunſtwerke ausgeführt werden, der muß wünſchen, daß jeder Theaterdirektor entweder ſelbſt zugleich ein Schauſpieldirektor ſey, oder einen ſolchen neben (meinetwegen auch unter) ſich habe.

„Ach was! Wir brauchen keinen ſolchen Alleswiſſer, wir ſind freie Künſtler, und werden ſchon ſelbſt machen, daß das Schauſpiel x. auf der Bühne y. als ein möglichſt vollkommenes Kunſtwerk ausgeführt werde.“

Werden Sie? Nun, es ſoll mir lieb ſeyn, meine Herren Schauſpieler. Aber was ich ſo gewöhnlich von Ihnen ſehe, das möchte ich nennen,

wie

wie Hamlet ſeinen Stiefvater nennt: einen zuſammengeflickten Lumpenkönig. Purpurlappen hin und wieder, das geb' ich zu; aber immerdar kein Ganzes, immerdar kein Kunſtwerk. Und wo ſoll das auch herkommen, wenn jeder ſeine Rolle nach Gutdünken als etwas Einzelnes ausführt, und ſie mit mechaniſcher Handwerksfertigkeit an die Machwerke der übrigen anheftet? Wenn Niemand da iſt, der das Gedankenbild des Dichters in ſeiner Totalität mit lebendiger Einbildungskraft auffaßt, und dafür wirkt, daß nach dieſem Modelle die ganze Darſtellung ausgeführt werde?

Daher kommt es eben, meine hochgeſchäzten Herren und Frauen, daß man ſchlechte Stücke, die gleich als Stück- und Flickwerke verfaßt ſind, lieber von ihnen ſieht, als gute; und daß die guten ungleich mehr Leſer als Zuſchauer finden. Wie der Rollenausſchreiber mit dem Dialoge, ſo verfahren Sie mit dem ganzen Gedichte: Sie zerren, reißen oder zupfen das ganze Gewebe auseinander, und wer deſſen Reiz vor der Bühne genießen will, der befindet ſich ungefähr in eben der Lage, als wenn er es aus den ausgeſchriebenen Rollen zuſammenleſen müßte.

Dieſem Uebel iſt nicht anders abzuhelfen, als durch Vor- und Mitwirkung eines tüchtigen Schauſpielkünſtlers, und Sie werden einſehen, daß Ihre

ſogenannten Regiſſeurs dazu meiſtentheils ſehr untüchtig ſind, wenn ich Ihnen werde aufgezählt haben, was ungefähr ſo ein Mann alles können und thun muß.

Vor allen Dingen muß der Schauſpieldirekter das Stück, welches der Theaterdirekter auf die Bühne y. gebracht wiſſen will, mit reger Einbildungskraft leſen, und urtheilen, ob es überhaupt ſo beſchaffen iſt, daß auf irgend einer Bühne ein Kunſtwerk daraus gemacht werden kann. Sagt ihm ſeine Einſicht und ſein Gefühl: Nein; ſo muß er ſich mit der Sache gar nicht weiter befaſſen, ſondern das Buch wieder dahin ſchaffen, woher er es bekommen hat.

Iſt aber die Antwort: Ja; ſo muß er es — noch einmal leſen, um zu beurtheilen, ob es auf der Bühne y, ſo wie ſie eben beſchaffen iſt, als ein Kunſtwerk dargeſtellt werden kann. Das iſt ſchon ein wenig ſchwerer: denn er muß bei dieſem wiederholten Leſen vor allen Dingen in jede Rolle irgend wen von dem vorhandenen Schauſpielperſonale m. n. o. p. q. u. ſ. w. hineindenken, und ſich dabei wohl hüten, daß er nicht Einen in mehrere Rollen zugleich hineindenke, es müßten denn etwa die Rollen der Drillinge ſeyn, welche dazu gemacht ſind, daß alle Drey von Einem geſpielt werden.

Hat er ſich endlich überzeugt, daß das Stück mit dem Perſonale m. n. o. p. q. u. ſ. w. wenigſtens leidlich ausgeführt werden kann; ſo muß er es abermals leſen, muß jede einzelne Rolle lebendig auffaſſen, und gleichſam in Gedanken ſelbſt ſpielen, muß erwägen, was zu deren würdiger Ausführung für Eigenſchaften und Kräfte gehören, und muß bei einer jeden mit ſich ſelbſt über die Frage einig zu werden ſuchen, wer von dem vorhandenen Perſonale ſie wohl am beſten ſpielen würde, wenn er ſie beſäme. Dazu gehört eine umfaſſende, praktiſche Kenntniß der Schauſpielkunſt, des Menſchen, des Künſtlers und der vorhandenen Individuen des geſammten Perſonals; ja noch überdies eine ungemein ſtarke Phantaſie, welche ſich mehrere Bilder einer und der nämlichen Rolle neben einander vorſtellen und ſie feſthalten kann, bis das Geſchmacksurtheil ſich völlig beſtimmt hat. Hierbei können gar leicht Zweifel aufſteigen, welche nur dadurch zu heben ſind, daß der Schauſpieldirektor ſchon jetzt mit dieſem oder jenem Individuum des Perſonals über das Stück, und über dieſe oder jene Rolle, ſich in Mittheilung und Anſichtentauſch ſetze, welches mit großer Vorſicht geſchehen muß, damit nicht vor der Zeit Anſprüche auf Rollen entſtehen.

Hat der Mann ſein Urtheil über die beſtmögliche Beſetzung der Rollen auf dieſe Art beſtimmt,

ſo muß er das Stück — wiederum leſen, und zwar vor dem Perſonal, welches er in Gedanken zur Ausführung erwählt hat, laut, lebhaft, ergreifend: mit einem Worte, ſo, wie ich es in dem Artikel, Vorleſer, beſchrieben habe, welchen Jedermann in meinem Wörterbuche mit leichter Mühe wird aufſchlagen können, ſobald es nur erſt vollends geſchrieben und gedruckt ſeyn wird.

Nun endlich kommt es mit der Sache zur wirklichen Austheilung der Rollen; aber nun geht auch recht eigentlich der Teufel los, nämlich der Teufel der Rollenſucht, welchen der Teufel in der Hölle aus Eigenliebe und Mißgunſt zuſammenknetet. Hier gilt es, ein Mann zu ſeyn, gerecht, klug, geachtet, entſchloſſen, beredt, kurz: ein Mann, der ſeine Meinung und ſeinen Willen mitten in dem Getriebe und Umtriebe fremder Leidenſchaften geltend und vorherrſchend zu machen, und den freien Willen der Theaterleute unter dem Gleiche ſeines reinen Kunſtzwecks gefangen zu nehmen verſteht.

Hat das Geſchick und Gewicht dieſes Mannes den Teufel quæstionis vor der Hand übel und böſe zur Ruhe gebracht; ſo geht es zu den Proben. Hier muß der Schauſpielkünſtler Anſteller, Zuſchauer, Kunſtrichter, Erklärer, Zurechtweiſer, und wo möglich auch Vormacher ſeyn. Hier muß

er mit allen Kräften dahin arbeiten, daß er mit diesem Personal die Anschauung seiner Einbildungskraft von der ganzen Darstellung so vollständig als möglich verwirklichen möge.

„Was," ruft hier die ganze Zunft, „er, der Schauspieldirekter, soll mit uns umgehen, wie mit seinem Stoff oder Werkzeug? Seine Idee soll ausgeführt werden, nicht die unsrige? Sind wir denn etwa Drahtpuppen, Marmorblöcke, Baßgeigen, Farbentöpfe oder Pinsel?"

Was die Drahtpuppen und die Pinsel betrifft, so wird der Schauspieldirekter unter seinem Personale wohl manchmal einige davon antreffen, nämlich jene unter den Frauen, diese unter den Herren. Aber diese Pinsel taugen nicht zum Malen, und jene Puppen nicht zum Spielen. Das eben ist die Schwierigkeit für den Schauspielkünstler, daß seine besten Werkzeuge selbst Künstler sind, seine mittelmäßigen und schlechten aber dafür gelten wollen. Zwingen kann er sie nicht, ihre Rollen gerade so oder so zu spielen; er muß sie dazu bewegen. Er muß sie dahin bringen, daß sie freithätig seinen Willen thun, weil sie nicht umhin können, ihn zu dem ihrigen zu machen. Ist der Gegenstand seines Willens ein wahres, lebendig im Innern angeschautes Kunstwerk, so wird er mit dem wahren Künstler das leichteste Spiel haben.

Dieſer wird es in ſeinen Willen aufnehmen müſſen, wenn er kein beſſeres in ſich findet. Und findet er eins, ſo muß es umgekehrt der Schauſpielkünſtler in ſich aufnehmen, und dagegen ſein minder vollkommenes fahren laſſen. Der Halbkünſtler wird allenfalls noch durch Ehrgeiz zum Zweck zu bringen ſeyn, wenn man ihm bei ſeinen Abweichungen von der rechten Bahn ſagt: das alles ſey recht brav, aber die höhere Schule, die äſthetiſche Kennerſchaft verlange in dieſen Fällen etwas Anderes u. ſ. f. Aber dem gemeinen Handwerker der Bühne iſt faſt gar nicht beizukommen, und er iſt daher auch nirgends hinzuſtellen, wo die Geiſtloſigkeit ſeiner Praxis am Ganzen viel verderben kann. Bei ihm iſt noch das Vormachen des unumgänglich Nöthigen am beſten angebracht, denn er richtet ſich meiſt gern darnach, weil es ihm die Mühe erſpart, ſich ſelbſt eine Vorſtellung davon zu bilden.

Zu allen dieſen Dingen nun braucht der Schauſpieldirektor eine lebhafte, viel umfaſſende, und ihren Gegenſtand Monate lang feſthaltende Phantaſie, eine raſche, leichte, anſchaulichmachende Mittheilungsgabe, Gewandtheit in der Lenkung fremder Neigungen, Feſtigkeit des Charakters, Sicherheit des Geſchmacks, Freiheit von Eigenſinn, Kleinigkeitskrämerei und Tadelſucht, und vor allen das-

jenige, was Doktor Fauſt (bei Göthe) vor allen verflucht: Geduld.

„Ei, mein Gott!“ höre ich die Theaterdirektoren ſagen, diejenigen nämlich, welche beſcheiden fühlen, daß ſie davon wenig oder nichts beſitzen: „wo ſollen denn ſolche Schauſpieldirektoren herkommen? und woher die Zeit, nach dieſer weitläuftigen Methode jährlich dreißig neue Stücke zu Stande zu bringen?“

Schauſpieldirektoren, meine Herren Theaterdirektoren, kann ich Ihnen freilich nicht machen, ich muß mich als Lexikograph damit begnügen, wenn es mir nur ſo halbweg gelungen iſt, Ihnen einen Begriff davon beizubringen. Aber wer von Ihnen zufälliger Weiſe einen ſolchen Mann hat oder zu bekommen weiß, den kann ich wenigſtens über die Bedenklichkeit wegen der Zeit zu den dreißig neuen Stücken beruhigen. Iſt dieſer Mann nur der rechte Mann, ſo wird es völlig genug ſeyn, wenn er jährlich nur zwei neue Stücke auf ſeine Manier zur Erſcheinung bringt, verſteht ſich, die beſten von den dreißig, welches meiſt auch in artiſtiſcher Hinſicht die ſchwierigſten ſeyn werden. Mit den übrigen acht und zwanzig Stücken werden die Schauſpieler mit Hülfe des Regiſſeurs oder Wächners ſchon allein fertig werden: denn

ſie werden bei jenen zwei Experimenten gleichſam ſpielend gelernt haben, bei welchem Ende die Sache anzugreifen ſey.

Expoſition.

Parieanna, Erzählung der Vorgeſchichte (Avantscène), d. h. alles desjenigen, was vor dem Zeitpunkte der Handlung, mit welchem das Stück anhebt, nach der Voraussetzung des Dichters sich begeben hat. Man kann sie eintheilen in die abgesonderte und verwebte. Jene wird dem Zuschauer unmittelbar in der Form eines erzählenden Prologs gegeben, wie z. B. in den Phönicierinnen des Euripides. Diese empfängt er mittelbar oder scheinbar zufällig, indem die handelnden Personen unter einander die Thatsachen der Vorgeschichte erwähnen, und dem Zuschauer klar machen. Die verwebte kann sich erstrecken durch das ganze Stück bis zur Katastrophe, wie z. B. im König Oedip des Sophokles. Nebenzweck der Expoſition ist Bekanntmachung der Zuschauer mit dem Ort' und der Zeit der Handlung, mit den Charakteren der Handelnden u. s. w.; ferner Erregung von Ahnungen und Vermuthungen, welche die Aufmerksamkeit auf die Handlung des Stücks (die Folgen der Vorge-

ſchichte) ſtammen. Uebrigens wird der Begriff der Expoſition auch auf die einzelnen Akte eines Stücks bezogen, und dann bedeutet das Wort die Bekanntmachung des Zuſchauers mit demjenigen, was nach der Vorausſetzung des Dichters während des Zwiſchenaktes geſchehen iſt.

Geiſtererſcheinung.

Man verſteht darunter in den meiſten Fällen das Sichtbarwerden eines abgeſchiedenen Geiſtes in der Geſtalt ſeines vorigen Körpers, eines Schemen. Wie entſchieden auch in der neueren Zeit die Philoſophie wider die Möglichkeit derſelben ſich erklärt, und alle Berufung auf Erfahrungen mit der Mahnung an die Möglichkeit eines (vielleicht optiſchen) Betrugs und einer Selbſttäuſchung lebhafter oder überreizter Einbildungskraft abgewieſen hat; immer bleibt im Gemüthe des Volks eine geheime Neigung zu dem Glauben an dieſe Möglichkeit, und darum iſt auf der Bühne die Erſcheinung eines Geiſtes oder Schemen einer der ſtärkſten tragiſchen Hebel, eines der wirkſamſten Mittel zu kunſtzweckmäßiger Bewegung des Gemüths. Die griechiſchen Tragiker haben ſich deſſen ſowohl bedient, als Shakespeare, Calderon und andere neuere

Dichter; dennoch iſt der Geſchmack der Franzoſen im Ganzen dagegen, wegen ſeines Anſpruchs auf Naturmäßigkeit aller theatraliſchen Ereigniſſe; und ſie haben ſelbſt den Hamlet *ohne* Geiſt auf ihre Bühne gebracht. — Das iſt eine von den Folgen des Irrthums, daß alles, was auf der tragiſchen Bühne als ein Wahres auf die Handelnden zu wirken ſcheint, auch die Zuſchauer täuſchen, und ihnen als Wahrheit vorkommen müſſe. Geſchähe das bei der Erſcheinung des erſchlagenen Banko im Macbeth z. B.; ſo würde eben dadurch die Kunſtwirkung vernichtet werden, und an ihre Stelle eine rein peinliche, natürliche treten: der Zuſchauer würde nicht Theilnahme an einem fremden Schrecken, ſondern ein eignes Entſetzen empfinden. Jene Theilnahme, auf welche hier alles ankommt, hängt keineswegs vom wirklichen Glauben des Zuſchauers, ſondern von dem ſcheinbaren des Spielers ab, und wir müſſen Banko's Geiſt nur darum *ſehen* auf dem Theater, weil wir ſonſt über die Urſache von des Königs Schrecken zweifelhaft bleiben würden. Inzwiſchen beruht der richtige Gebrauch dieſes tragiſchen Erregungsmittels auf mancherlei Bedingungen, welche häufig verletzt werden, und der neueſte Verſuch, der in dem Trauerſpiele, die Ahnfrau, gemacht worden iſt, die Erſcheinung und Mithandlung einer Ver-

ſterbenen als Hauptſache zu behandeln, und das ganze Stück hindurch die Zuſchauer mit einer Art von künſtleriſchen Geiſterſchauder zu unterhalten, ſcheint aus einer Verwechſelung der Begriffe von Mittel und Zweck hervorgegangen zu ſeyn.

Handlung.

Wenn ein Kaufmann, der von Leipzig kommt, gefragt wird, wie die Meſſe ausgefallen ſey? ſo iſt gewöhnlich die Antwort: So ſo! Nur zu wenig baar Geld unter den Leuten; und fragt man einen Zuſchauer, zumal einen kritiſchen, der von der Darſtellung eines neuen Trauerſpiels herkommt, wie ihm das Stück gefallen habe? ſo hört man faſt immer die Klage: Ganz gut, nur zu wenig Handlung darin. Der Kaufmann weiß, was er ſagen will, und jedermann verſteht ihn, denn jedermann weiß, was baar Geld iſt, und daß der Kaufmann mit dem Geldmangel unter den Leuten den Mangel an Einnahme in ſeiner Taſche meint; der Zuſchauer hingegen weiß in der Regel nicht, was er ſagen will, und wenn man ihn fragt: Was verſtehen Sie unter Handlung? ſo findet ſich, daß er entweder gar keinen Begriff davon hat, oder daß er ihn mit dem Begriff von Begebenheit vermengt.

Begebenheit iſt Veranlaſſung in der Natur; Handlung iſt Aeußerung menſchlicher Willenskraft. Handlungen können Begebenheiten hervorbringen, und von ihnen veranlaßt werden; Begebenheiten können als Urſach oder Wirkung von Handlungen erſcheinen; aber beide ſind immer verſchieden. Daß Calderons ſandhafter Prinz ſtirbt, iſt eine Begebenheit; daß er ſein Leben für ſeinen Glauben hingiebt, iſt eine Handlung: aber indem beides zuletzt in der Zeit zuſammenfällt, wird es im Begriff' eben ſo wenig Eins, als im Hamlet die Natterbe und die Erſcheinung des Geiſtes.

Im Trauerſpiel ſind Handlungen die Hauptſache: denn ſie ſind es, welche unmittelbar auf den Zweck wirken, uns an die Macht unſerer ſinnlichen und an die Kraft unſerer moraliſchen Natur zu mahnen. Begebenheiten können das nur mittelbar, in ſofern ſie mit jenen durch das Band von Urſach und Wirkung zuſammenhängen, und mithin ſie zu erklären oder anſchaulich zu machen geeignet ſind. Aber Begebenheiten ſprechen zu den Sinnen, Handlungen zu Geiſt und Herzen. Darum bringt ein noch roher Geſchmack auf jene, und eilt nach ihnen dem Theater, wie der Haufe nach einer Enthauptung dem Rabenſteine zu; der beſſer Gebildete hingegen zieht dieſe vor, und wenn er die Aeußerung der menſchlichen Voll

nskraft wahrnimmt, läßt er ſich oft gern den
innlichen Anblick ihrer materiellen Urſach und Wir-
ung entziehen. Als Gotter Voltaire's Merope
ür die deutſche Bühne bearbeitete, ſtrich er die
reffliche Erzählung der Jömenie von der kühnen
Chat Egiſths. Der damalige Geſchmack forderte das;
enn ſchauen wollte man den Tempel Hymens,
ie Prieſter, das Hochzeitgepränge, und wie Egiſth
en Poliſentes mit dem Opferbeil vor den Kopf
chlägt. Jetzt iſt es ſchon um vieles beſſer; denn
mit Antheil hört man in Schillers Phädra vom
Untergange des Hippolyt die bloße Erzählung
n; und man ſpricht dem Oedipus in Theben
en Sophokles die Handlung nicht ab, wenn
man es gleich nicht ſieht, wie Jokaſta ſich erdenkt,
und der König mit der Bruſtſpange ihres Kleides
ie Augen ſich ausſticht.

Jene Rohheit des Geſchmacks zwang die mo-
ernen Dichter, wider die antike Regel der tragi-
chen Dreieinheit ſich aufzulehnen; denn nur in
enig Fällen erlaubte ihnen das Geſetz der Glaub-
ichkeit, alle die Handlungen und Begebenheiten,
elche zur Hauptbandlung gehören, an Einem
nd demſelben Orte aufzuhäufen, und in einen
Zeitraum zuſammen zu drängen, welcher mit
er wirklichen Dauer der Darſtellung in keinem
ühlbaren Mißverhältniſſe ſtehen ſollte. Daß man

die alte Feſſel ſprengte, war recht gut; denn ſie lähmte den Aufflug unſres tragiſchen Genius; aber die Kritik — die Theaterkritik allenfalls ausgenommen, welche gleich andern Theatererſcheinungen flüchtig iſt, wie ein Schatten, der über die Wieſe fährt — die Kritik darf einem Uebel nicht das Wort reden, weil es unter vielem Unweſen auch etwas Gutes hervorgebracht hat. Am Ende giebt es doch wohl nur zwei Wege zum Ziel. Entweder muß das ariſtoteliſche Einheitsgeſetz, wenn auch nicht buchſtäblich, doch in ſo weit beobachtet werden, als die veränderte Beſchaffenheit der Bühne nicht eine Ausdehnung deſſelben geſtattet; und alle Vorgänge, welche daſſelbe von der ſinnlichen Erſcheinung auf dem Theater ausſchließt, müſſen auf dem Wege der Erzählung, der Beſchreibung und der Erſcheinung ihrer Folgen zur Mitwirkung kommen: oder der Zuſchauer muß durch das Cracciſende der auf einander gehäuften Ereigniſſe in einen Schwindel hineingeriſſen werden, welcher ihn nicht daran denken läßt, daß ſie nur an mehreren, von einander weit abgelegenen Orten und in ganz verſchiedenen Zeitepochen ſich zugetragen haben können. Wie mächtig aber auch der Genius ſeyn mag, welcher den Dichter auf dem zweiten Wege führt, immer wird der Nachtheil bleiben, daß der Zuſchauer nach der Vorſtel

lung nicht recht weiß, ob er all diese Dinge mit angesehen, oder nur davon geträumt habe, und immer zieht es uns daher mit geheimen Banden auf die Bahn zurück, auf welcher die Griechen in der glänzenden Epoche ihrer Tragik wandelten.

Die Dornensträuche, welche dem modernen Dichter diese Bahn am meisten verleiden, sind die Schauspieler, welchen die Gabe des dramatischen Erzählens mangelt. Es ist gar leicht für Leute von gesunder Brust und gewandten Gliedern, den Ausbruch einer mächtigen Leidenschaft in hochtönenden Worten herzudrauſen, und eine schauderhafte That in weiten und breiten Bewegungen zu vollbringen. Aber das Erzählen eingreifender Vorgänge verlangt einen Meister der Kunst. Selten kommt es bei einer wohlangebrachten Erzählung bloß darauf an, daß der Zuschauer erfahre, was geschehen ist. Es soll erscheinen, soll lebendig werden vor dem Auge seiner Phantaſie; er soll es im Geiste sehen, und dahin wird es der Erzähler schwerlich bringen, wenn er es nicht selbst im Geiste sieht, indem er es erzählt. In vielen Fällen ist es aber auch damit nicht gethan. Der Eindruck, den die Begebenheit auf den Erzähler machte, der Antheil, den sein Gemüth daran nahm, der Seelenzustand, in welchem er beim Anfange der Erzählung sich befindet, die Empfindun-

gen, welche beim Fortgange derſelben die Macht einer lebendigen Rückerinnerung in ihm aufregt — das alles ſoll dem Zuſchauer ebenfalls ſichtbar werden; und nur dem wahren Talent' iſt es gegeben, mit eben ſo viel Beſtimmtheit als Beſonnenheit auf Einmal nach ſo verſchiedenen Richtungen zu wirken; gleich einem wohlangelegten und wohlunterhaltenen Feuer, welches ſeine Wärme und ſein Licht gleichzeitig nach allen Seiten verſendet.

An dieſer Klippe ſcheitert gewöhnlich der tragiſche Dichter, wenn er ſein Werk den Wogen der Darſtellung übergiebt. Wie ſehr er auch immer darauf hingearbeitet hat, daß die Lebendigkeit der Erzählung den Schauſpieler ergreife, und daß unterbrechende Zwiſchenreden von Zeit zu Zeit ihn an die Nothwendigkeit erinnern, im Erzählen zugleich Mitſpieler zu ſeyn; meiſtentheils thut der Schauſpieler zu wenig oder zu viel, erzählt entweder trocken, wie ein Vorleſer, oder geräth in eine falſche Leidenſchaftlichkeit, indem er nach einer Wirkung und nach einem lauten Beifalle ringt, den um ſo leichten Preis nur der Vollbringer, nie der Erzähler erhalten kann. *)

Nichts

*) Am beſten werden mich hier die wenigſten Leſer verſtehen, welche die beiden Schauſpieler, Oels in Weimar und Genaſt in Leipzig, in der Rolle des Camonio in

Nichts ist daher zweckwidriger, als das Verfahren mancher Direktionen, welche erzählende Rollen talentlosen Spielern, und, wenn sie kurz sind, oft sogar Leuten anvertrauen, welche in der Theater-Republik zum Gesinde-Stande gerechnet werden.

Honorar.

Das ist der höfliche Name für denjenigen Kaufschilling, welchen die Direktionen den dramatischen Dichtern für die ungedruckten Handschriften ihrer Stücke bezahlen, um sie aufführen zu dürfen. Daß sie das überhaupt thun oder wenigstens versprechen, hat seinen Grund in dem Vortheile, welchen sie hoffen, wenn sie etwas Neues, dem Publikum noch nicht durch Lektüre bekanntes aufführen. Dies reizt eines Theils die Neugier, und nimmt andern Theils dem Publikum die Möglichkeit, genau zu beurtheilen, in wieferne die Schauspieler den Zwecken des Dichters entsprochen, oder sein Werk vor der Darstellung verstümmelt, oder auch bei derselben verhunzt haben. Das unanständige

---

in der Albaneserin gesehen haben. Dieser Camastro hat in einer und derselben Scene alle oben beschriebenen Forderungen zu erfüllen, und die genannten Herren haben sie so erfüllt, daß man hätte denken sollen, es wäre leicht.

Verhältniß, in welches dadurch die Dichter zu der deutschen Bühne gerathen sind, ist eine Frucht des Uebels, daß in Deutschland der Rechtsbegriff des literarischen Eigenthums practisch noch wenig ausgebildet ist. Oeffentliche Theater sollten eigentlich auch gedruckte dramatische Werke ohne Einwilligung des Verfassers oder seiner rechtlichen Stellvertreter aufzuführen nicht befugt geachtet werden. Denn obwohl derselbe durch den Druck und durch die Zulassung des Verkaufs im Buchhandel sein Geistieswerk dem Publikum zum Mitgenuß übergiebt; so thut er es doch nur unter der stillschweigenden Bedingung, daß er oder sein, durch Vertrag in seine Rechte getretener, Verleger den Handelsvortheil dieser Mittheilung ziehe; und dem Käufer des Exemplars ist nach der Rechtsphilosophie nicht erlaubt, davon einen Gebrauch zu machen, welcher mit dieser Bedingung des Verkäufers im Widerspruche steht. Auf diesem Grundsatze ruht die rechtliche Unstatthaftigkeit des Nachdrucks, der eine offenbare Schmälerung jenes Handelsvortheils ist, welchen der Autor entweder selbst ziehen will, oder dem Verleger verkauft hat. Und aus demselben Grundsatze läßt sich auch ableiten, daß eigentlich die öffentliche Aufführung eines gedruckten Stückes von einer Schauspielergesellschaft nicht ohne Einwilligung des Autors oder seines Stell-

vertreters geſchehen ſollte: denn wenn ſie ſchon keine eigentliche, weitere Vervielfältigung des Buches iſt: ſo iſt ſie doch eine öffentliche Feilbietung des Werkes zu erleichtertem und nach Befinden erhöhtem Genuß, welche theils das Buch Manchem entbehrlich machen, theils auch, wenn ſie das Werk verſtümmelt oder verhunzt, (S. d. Artikel Lumpy) leicht dem Verkaufe des Buches nachtheilig werden kann. Schon allein das rechtliche Intereſſe des Autors, dergleichen Verſtümmelungen und Verunſtaltungen (in welchen oft die Bühnen das Werk unter ſeinem Namen öffentlich ausſtellen) nach Möglichkeit zu verhindern, begründet die natürliche Verbindlichkeit der Direktionen, zu der öffentlichen, theatraliſchen Ausſtellung zuvor ſeine Einwilligung zu ſuchen. Die rechtlichen achten ſich eben um dieſer Verbindlichkeit willen nicht befugt, unaedruckte Stücke von andern Bühnen zu kaufen und aufzuführen. Sie fühlen, daß dieſe Bühnen, wie rechtmäßig ſie auch das geſchriebene Exemplar und das Aufführungsrecht vom Autor an ſich gebracht haben mögen, doch nicht befugt ſind, das letztere weiter zu veräußern. Um wieviel weniger können ſie es vom Buchhändler, der es ſelbſt nicht erworben hat, durch den Kauf des gedruckten Exemplars erlangen, welches ſie überdies der Abänderungen wegen gewöhnlich erſt umſchreiben laſſen? Es würde al-

lerdings mancherlei Schwierigkeiten unterliegen, durch Gesetzgebung diese natürliche Verbindlichkeit zur positiven zu erheben. Das Einwilligungsrecht würde auf das Leben des Autors oder auf eine gewisse Zeit zu beschränken; von der Pflicht, sie zu suchen, würde die Direktion billig zu entbinden seyn, wo sie aus Unkenntniß seines Aufenthalts oder um ähnlicher Hindernisse willen sie nicht füglich suchen könnten. Allen diesen Schwierigkeiten weicht das in Frankreich (wenigstens für die Haupttheater) geltende Recht aus, indem es dem Autor unter gewissen leicht übersehlichen Modificationen einen Antheil an dem Ertrage der öffentlichen Darstellungen seines Werkes zuspricht. So wird dort der dramatische Dichter der Bühne seiner Nation angehörig und eigen; während er bei uns nicht viel enger mit ihr zusammenhangt, als der Messerschmied mit dem Barbier, der mit dem Werkzeuge, welches jener verfertigte, für eigne Rechnung den Leuten si bien que mal die Bärte abnimmt. Es gehört, beiläufig, unter die Vorwürfe, welche Goethe'n gemacht werden können, daß er während seiner Theaterverwaltung nicht, wie sehr es auch immer im Kleinen hätte geschehen müssen, den Ton zu einer besseren Einrichtung angegeben hat. Dagegen erzählt Winklers Tagebuch der deutschen Bühnen einen Fall, wo die

Bühne in Hamburg ein Stück (die Schuld), deſſen Handſchrift ſie ausgeſchlagen hatte, erſt nach dem Druck aufführte, und dennoch ungefordert dem Dichter ein Honorar zahlte. Es erzählt aber auch vom Theater zu München ein gerade entgegengeſetztes Verfahren: Zurückſendung des Manuſcriptes nach Einjähriger Verzögerung, und Aufführung des Stücks, ſobald es gedruckt erſchienen war.

Koſtüm.

Da das Wort franzöſiſch iſt, ſo wird mir es niemand für undeutſch auslegen, daß ich, ehe und bevor ich daſſelbe in mein Wörterbuch aufnahm, das Dictionnaire portatif par Monsieur Gattel (à Lyon 1797.), welches ſeit dem 18ten Oktober 1813 in meiner geheimen Bibliothek von alten Kalendern und konfiscirten Büchern ſtand, hervorholte, um es darin nachzuſchlagen. Da ich jedoch nicht nur ein Deutſcher, ſondern noch obendrein einer von den wenigen bin, die gerade am 18ten Oktober geboren ſind; ſo ſchäme ich mich ein wenig, daß ich franzöſiſch verſtehe, und ſetze daher Herrn Gattels (vermuthlich von der Akademie entlehnte) Erklärung in der Ueberſetzung her:

„Koſtüm iſt der Gebrauch der verſchiedenen Zeiten und Orte, nach welchem die Dichter und vor allen die Maler ſich bequemen müſſen.“

Dieſe Definition hat eine verborgene Aehnlichkeit mit der Beſchreibung, welche Calderon im ſtandhaften Prinzen von der Miene giebt, die man nur umkehren darf, wenn man ſich einen Begriff vom Sarge machen will. Ich weiß meinen Leſern nicht deutlicher zu ſagen, was eigentlich das Theater-Koſtüm iſt, als wenn ich obige Erklärung des Franzoſen umwende und ſage: Es iſt der Gebrauch der verſchiedenen Zeiten und Orte, welcher nach den Schauſpielern und vor allen nach den Schauſpielerinnen ſich bequemen muß.

Der erſte und hauptſächlichſte Beweis für die praktiſche Richtigkeit dieſer Erklärung liegt in dem Umſtande, daß ſelbſt der Sprachgebrauch der Kunſtlehrer, nach welchem das Wort Koſtüm alle konventionellen Gebräuche gewiſſer Zeiten und Orte bezeichnet, ſich verengt, und gleichſam zuſammengeſtrichen wird, ſobald ein Schauſpieler Gebrauch von dem Worte macht: denn man kann allezeit Tauſend gegen Eins verwetten, daß er darunter bloß die Begleitung und Ausſtaffirung ſeiner Perſon verſteht, und keine Ahndung davon hat, daß es eine Verletzung des Ko-

ſtüms iſt, wenn der Türke in der Marionetten-Komödie den Hanswurſt mit abgenommenem Turban begrüßt. Noch enger wird die Bedeutung des Wortes in dem Munde einer Schauſpielerin. Wenn eine ſolche von einer Rolle verächtlich ſpricht: „Sie ſpielt nicht im Koſtüm;“ ſo muß man keineswegs glauben, daß die Rede von einer Rolle ſey, welche ohne alle Bekleidung geſpielt werden müſſe. Hier iſt unter Koſtüm bloß eine ſolche Bekleidung und Ausſtaffirung zu verſtehen, welche der Spielerin neue Reize leiht, oder die alten erhöht, oder doch zum wenigſten die Augen der Herren Zuſchauer durch ihre Fremdartigkeit beſticht. Daher denn in der That nichts in der Welt mehr Unwiſſenheit verrathen kann, als jenes Urtheil der Theater-Juſtiz zu Z., welches eine Aktrize, die ſich ausdrücklich zu Koſtüms-Rollen verpflichtet hatte, für ſchuldig hielt, eine Hexe im Macbeth zu übernehmen. Wenn nun ſolchergeſtalt die Kleidermode des engliſchen Hofes zur Zeit der Königin Eliſabeth der Schauſpielerin nicht gefällt; ſo hat ſie vermöge der Beſchränkung des Begriffs die unbeſchränkte Freiheit, die Königin von England im Kleide der Phädra oder Merope zu ſpielen.

So klar und richtig aber das alles iſt: ſo erkennen es doch die Pedanten und Antiquitäten-

Krämer nicht an, theilen das Theater-Kostüm in korrektes und inkorrektes ein, und wollen das letzte ganz und gar von der Bühne verbannt wissen, ohne sich im geringsten darum zu bekümmern, wer das korrekte machen und bezahlen, und wie es die Schauspielerin anfangen soll, einer korrekten Tracht uralter Zeiten und Völker gemäß sich zu tragen und zu bewegen.*)

Da ich nun die Schauspielerinnen liebe, und die Pedanten fürchte, so möcht' ich gern zwischen meiner Liebe und zwischen meiner Furcht als Vermittler auftreten. Ich gestehe daher den Pedanten zu, daß das Theater-Kostüm korrekt seyn muß. Gleichwie aber das Theater seine eigne Theater-Malerei, die bei Tage scheußlich aussieht, und seine eigne Theater-Beleuchtung hat, die, wie das Geisterlicht der Pythia, von unten kommt; also statuire ich auch für das Theater-Kostüm eine eigne Theater-Korrektheit, und werde mich bestreben, deutlich zu machen, was darunter zu verstehen ist.

Ich will es mir, den Schauspielerinnen zu gefallen, gefallen lassen, daß der Begriff des Kostüms

*) Lichtenberg sagt: Wo der Antiquar in den Köpfen eines Publikums über einen gewissen Artikel noch schlummert, da soll der Schauspieler nicht der erste seyn, der ihn wecken will. Vermischte Schr. B. 3, S. 315.

auf die Tracht beſchränkt werde; aber man muß mir dagegen erlauben, den Begriff noch weiter zu beſchränken, indem ich behaupte, Tracht ſey nur in ſo ferne Koſtüm, als die Kunſt ſich ihrer bedient, um Orte und Zeiten dadurch zu charakteriſiren. Hat ſie damit andere Zwecke im Auge, z. B. Verſchleierung der Nuditäten, Augenluſt am Gewandfall, Bezeichnung des Charakters, Standes, Alters einer Perſon u. ſ. f.; ſo muß ich bitten, daß Tracht den Namen Tracht behalte, und nicht mit dem Koſtüm vermengt werde, mag ſie auch von den Namen: Kleidung, Drapirung, Maske, Ordenskleid, Uniform, Modetracht u. ſ. f. den einen oder den andern ſich zueignen. Es kommt mir immer vor, als wüßten die Leute nicht recht, was ſie ſagen, wenn ich in Bezug auf Wallenſteins Lager von den vielerlei Koſtümen reden höre. Ich mag in dieſem Gedichte nur Ein Koſtüm, das des dreißigjährigen Krieges, und kann es hier durchaus nicht vertragen, wenn der Bauer von Anno 1500, der Dragoner 1750 und die Marketenderin von Anno 1805 iſt. Ja es würde mir alsdann viel lieber ſeyn, wenn ſie alle zuſammen in dem Koſtüm von 1814 erſchienen, wie die Krieger in Epimenides Erwachen. Dieſes Eine Koſtüm iſt inzwiſchen ein Zeit-Koſtüm, was ich von dem Begriff eines Orts-Koſtüm zu unter-

ſcheiden bitte. Dieſes kann, in einem Stück, wo die Perſonen aus verſchiedenen Ländern zuſammenkommen, ſehr mannigfaltig ſeyn, und dennoch in jenem zur Einheit werden. Beiderlei Koſtüme nun nenne ich hiſtoriſch und geographiſch korrekt, wenn ſie ſo dargeſtellt ſind, wie ſie an einem gewiſſen Orte, oder zu einer gewiſſen Zeit wirklich vorhanden waren, oder noch vorhanden ſind.

Dieſe Korrektheit liebe ich außerordentlich in den Kupferſtichen der Reiſe- und Länder-Beſchreiber, in den Gallerien hochfürſtlicher Ahnenbilder, in den Wachsfiguren-Kabinetten und an verſchiedenen andern Orten mehr; aber auf dem Theater entbehre ich ſie bisweilen recht gern, ja bisweilen mag ich ſie nicht anders als ungern daſelbſt erblicken. Erſteres iſt ſo ziemlich der Fall in allen Trauerſpielen aus den Zeiten der Reifröcke, und aus denen, wo die Feldherren noch Allongen-Perrücken trugen; letzteres unter andern im Poſthaus zu Treuenbrietzen von Kotzebue. Obſchon die Handlung dieſes kleinen Stückes offenbar im ſiebenjährigen Kriege ſpielt; ſo wollen mir doch die beiden Damen in der damaligen Modetracht nicht gefallen, und ich wette, daß es den jungen Damen in den Logen eben ſo geht mit den beiden Offizieren, wenn dieſelben nach der Probe

aus der Zeit der Prager Schlacht gekleidet ſind. Würde hingegen Bürgers Lenore, welche auch nach der Prager Schlacht ſpielt, auf die Bühne gebracht, ſo würde mich eine Lenore nach der neueſten Mode gewaltig verſtimmen, und ein Wilhelm als preuſſiſcher Freiwilliger von 1813 ſofort aus dem Theater treiben. Worin mag nun wohl der Grund dieſer Verſchiedenheit liegen?

Ich glaube, er liegt in dem Umſtande, daß auf der Bühne jeder ſichtbare Widerſpruch zwiſchen der Handlung und den äußeren Merkmalen ihrer Zeit oder ihres Orts etwas ungemein Störendes hat. Reifröcke und Allongen-Perrücken auf der Bühne wecken in uns meiſt komiſche Erinnerungen auf, und können daher mit einer tragiſchen Handlung leicht in Widerſpruch gerathen. Die Scenen im Poſthauſe zu Treuenbrietzen gehören in Stoff und Form der heutigen Modewelt an, wo die Trachten aus dem ſiebenjährigen Kriege keine Eroberungen mehr machen. Und die ſchauerlichen Dinge, welche Lenoren begegnen, ſind, gegen die neumodiſchen romantiſch-myſtiſchen Geſpenſterdichtungen gehalten, ſo grober, koloſſaler Natur, daß ſie nur in einer gewiſſen Zeitferne ſich gut ausnehmen, ähnlich den Hexen im Macbeth, die nach dem Zwecke des Dichters auf uns wirken, weil er uns nicht den Glauben daran,

ſondern bloß die Vorausſetzung zumuthet, daß zu Macbeths Zeiten daran geglaubt wurde. Man ſetze dieſe Hexen in die Zeit der Schlacht von la belle Alliance, ſo iſt ihr ganzer poetiſcher Zauber vernichtet: und man mache endlich gar den Widerſpruch von Handlung und Zeit ſichtbar, indem man dem Macbeth die neueſte engliſche oder preußiſche Generals-Uniform anzieht; ſo muß nothwendig die Tragödie im Element der parodirenden Poſſe untergehen.

Von dieſem Standpunkt' aus läßt ſich der Satz anfechten: daß das Theater-Koſtüm überall hiſtoriſch und geographiſch korrekt ſeyn müſſe, wo der Autor Ort und Zeit der Handlung beſtimmt hat. Mancherlei Rückſichten können den Dichter veranlaſſen, die Handlung an einen Ort und in eine Zeit zu verlegen, der ſie weder hiſtoriſch noch poetiſch angehört. Hier iſt der Fall möglich, daß die Handlung auf der einen, und Ort und Zeit auf der andern Seite in einem gewiſſen Widerſpruche ſtehen. Dieſen kann der Dichter für die Phantaſie des Leſers decken, indem er dem Ort' und der Zeit Eigenſchaften andichtet, welche mit der Handlung poetiſch harmoniren. Dann iſt nicht ſowohl der Ort, als ſein Name, nicht ſowohl die Zeit, als ihre Jahrzahl mit der Handlung im Widerſtreite, woran allenfalls der Hiſto-

riker und Geograph, aber nicht leicht der Geschmack und der Kunstsinn Anstoß nehmen werden. Geschieht aber in einem solchen Falle die Darstellung im getreuen Kostüm des Orts und der Zeit, die der Dichter genannt hat; so geräth, wenn dieses Kostüm Ort und Zeit scharf und sprechend bezeichnet, die Erscheinung auf der Bühne mit dem Gedanken des Dichters in einen sichtbaren Widerstreit; die Gestalten der Schauspieler malen dem Auge des Zuschauers gerade das, was ihm der Dichter entrücken wollte, und indem die Künstler ihre Trachtenkunde beurkunden, tragen sie ihre Unbekanntschaft mit dem Sinne der Dichtung zur Schau. Daß dies ein Fehler sey, leuchtet ein; aber wie soll er vermieden werden? Ich weiß darüber keine bessere Regel zu geben, als die: Man wähle das Kostüm so, wie man thun müßte, wenn der Dichter Ort und Zeit nicht genannt hätte. Man gebe die geographisch-historische (kürzer, die prosaische) Korrektheit für die poetische preiß, und trachte nach einer malerischen Zusammenstimmung des Kostüms mit der plastischen Gestaltenwelt, welche die Dichtung in der Phantasie des Lesers rege macht.

Die Handlung eines Drama kann ferner mit dem Ort' und der Zeit, in welche der Dichter sie versetzte, in Uebereinstimmung, dennoch aber

mit den äußeren Merkmalen der letzteren, und beſonders mit der Tracht derſelben, im Widerſtreit ſtehen. Bleiben wir bei dem obigen Beiſpiele von der Allongen-Perrücke. Ein Jahrhundert, in welchem junge Fürſten in dieſem Hauptſchmucke zu Felde zogen, kann Sitten, Gebräuche, Staatszuſtände und Charaktere aufzuweiſen haben, die es vortrefflich zum Schauplatz' einer Heldentragödie eignen; aber die Feldherrntracht dieſes Jahrhunderts, die unaeheure Haarwolke, der kleine Treſſenhut darauf, das mit Knöpfen und Knopflöchern bis an die äußerſte Spitze des Rockſchooßes verzierte Paradekleid über dem blechernen Bruſtharniſch, die Beinſchienenförmigen Kamaſchen und die hohen bunten Abſätze — ſo gut das alles auf der damaligen Bühne zur Tragödie mag gepaßt haben; es paßt dazu auf der heutigen nicht mehr, weil ſie in einer andern Zeit aufgeſchlagen iſt, wo dieſe Tracht im Felde gebraucht, ſelbſt dem Feinde gegenüber eine ganze Armee zum Lachen reizen würde. Lachen wir doch ſchon über die Geſtalt eines Kriegers mit Puderlocken und ſteifem Zopf', und wie lange iſt es wohl her, daß noch bei allen deutſchen Heeren die Muſterinſpektoren den Maaßſtab für dieſe Haarzierden in der Taſche trugen? Ich gebe zu, daß die Uebereinſtimmung der Trachten im Stück den widerſinnigen Effekt mindern, und die

Gewöhnung des Auges ihn endlich ganz entfernen kann; aber bedenklich bleibt es immer, auf dieſen unſichern Erfolg hin das Heil der Dichtung an das Prinzip der Korrektheit des Koſtüms zu wagen; und ich würde hier wiederum zu einer poetiſch-korrekten Abweichung rathen. Aber wohin ſoll abgewichen werden? Rückwärts, vorwärts oder zur Seite? Das erſte dünkt mich in den meiſten Fällen das rathſamſte. Die Angabe der Gründe würde mich hier zu weit führen.

Weiter iſt zu erwägen, daß das proſaiſch-korrekte Koſtüm ſelbſt in dem Falle, wo es mit der Dichtung verträglich iſt, in Kolliſion kommen kann mit einem wiſſenſchaftlich inkorrekten, welches die bildenden Künſte, Malerei und Skulptur, dem Kunſtſinne werth gemacht haben. Maler und Bildhauer, für welche die Tracht noch weit wichtiger iſt, als für die Schauſpieler, weil ſie nur durch Geſtalt, nicht zugleich durch Bewegung und Rede wirken können, haben es von jeher ſich erlaubt, hiſtoriſche Perſonen in ideale Trachten zu kleiden, oder wenigſtens die wiſſenſchaftlich korrekte Tracht nach den ſtillen Geſetzen des Kunſtgeſchmackes zu verändern. Hat nun für gewiſſe Orte und Zeiten die Vorſtellung eines ſolchen verſchönerten Kunſtkoſtüms in den Zuſchauern ſich feſtgeſetzt, ſo möchte ich der Bühne nicht rathen, um der wiſſenſchaftlichen Kor-

rektheit willen davon abzuweichen, da die schönen Künste unter sich in einem engeren Bunde stehen, als mit den Wissenschaften, und da es die Kunst überhaupt mit dem Wahren nur in soferne zu thun hat, als ohne dasselbe das Schöne und Erhabne nicht bestehen kann.

Nach allen diesen Betrachtungen fordere ich von der Bühne eine kunstgemäße Uebereinstimmung der Trachten mit dem Geiste der darzustellenden Dichtung, und diese nenne ich Theater-Korrektheit des Kostüms.

Diese Korrektheit glaube ich den Bühnen besonders dadurch zu empfehlen, daß ich auf ihre Wohlfeilheit in Vergleichung mit der wissenschaftlichen Korrektheit aufmerksam mache. Die wirkliche Trachtenmode aller Zeiten und Völker ist ein ewiger Wechsel von Verschiedenheiten, welche kaum in einem menschlichen Gedächtnisse, geschweige denn in einer Theater-Garderobe Platz haben. Ihre unermessene Anzahl schmilzt in eben dem Maaße zusammen, als die Kunst sich lediglich mit demjenigen befaßt, was an ihnen schön oder charakteristisch oder beides zugleich ist. Da die Zeit für die Phantasie eben so gut, wie der Raum für das Auge, ihre Perspektive hat, welche die Gegenstände näher an einander rückt, und Einzelnheiten zu einem Ganzen einiget; so kann Ein

und

und daſſelbe Koſtüm auf der Bühne nicht ſelten für die Charakteriſirung mehrerer Jahrhunderte taugen, welches freilich gar ſehr cum grano salis zu verſtehen und anzuwenden iſt.

Die Bühnen würden mich nämlich ganz falſch verſtehen, wenn ſie die poetiſche und die wiſſenſchaftliche Korrektheit als zwei ewig unvereinbarliche Gegenſätze betrachten wollten. Es giebt im Gegentheil Fälle, wo nur die wiſſenſchaftliche Korrektheit die wahre poetiſche iſt, wovon ich bereits oben ein Beiſpiel genannt habe: „Wallenſteins Lager.“ Ueberall, wo im dramatiſchen Werke ſich offenbart, daß Treue in Zeichnung der Zeit oder des Ortes unter die Kunſtzwecke des Dichters gehörte, da wird es ſelten zu rechtfertigen ſeyn, daß man von dem wiſſenſchaftlich-korrekten Koſtüm abweiche. Ja auch da, wo es für die freie Phantaſie mehrere, zur Handlung poetiſch paſſende Koſtüme giebt, unter denen ſich auch das wiſſenſchaftlich-korrekte befindet, wird dem letzteren der Vorzug einzuräumen ſeyn, weil es mit den Kunſtfreunden auch zugleich die Wiſſenſchäftler befriediget.

Daß übrigens alles Zuſammentreffen und alles Abweichen von dem wiſſenſchaftlich-korrekten Koſtüm nach dem Geſetz der Einheit erfolgen müſſe, habe ich bereits oben berührt, wo vom Koſtüm des dreißigjährigen Krieges die Rede war. Nichts iſt

fehlerhafter, als wenn einzelne Schauſpieler ihr werthes Selbſt in der Darſtellung des Stückes iſoliren, und dieſer Fehler wird häufig auch in der Wahl des Koſtüms begangen. Wenn Maria Stuart, en point de sucre geſchnürt, neben einer Eliſabeth in kurzer Taille mit reich beſetztem Bruſtgürtel erſcheint; ſo hat jene die Hiſtoriker, dieſe die Koſtümsidealiſten auf ihrer Seite; ich aber tadle beide bloß darum, weil ſie nicht einig unter einander ſind, und empfehle den Direktionen, dieſe Uneinigkeit im Costume nicht de costume werden zu laſſen.

Was die Privatbühnen betrifft; ſo hoff' ich, daß ihnen meine neue Lehre von der Theaterkorrektheit ganz vorzüglich willkommen ſeyn wird, weil ſie der Toilettenphantaſie der Frauen einen weiteren Spielraum öffnet. Aber ich kann den Männern, welche die weiblichen Toilettenphantaſien bezahlen müſſen, nicht verhehlen, daß es eine noch wohlfeilere Koſtümstheorie giebt, nämlich die von Lichtenberg, welcher in ſeinem dritten Briefe aus England (Deutſches Muſeum Jul. 1776 u. Verm. Schriften Lichtenb. B. 3. S. 309.) mit mathematiſch ſcharfſinnigen Gründen es vertheidiget, daß Garick den Hamlet — im franzöſiſchen Kleide ſpielte. Das Spiel vor einem Kreiſe von Freunden erlaubt wirklich in den meiſten Fällen die Beibehaltung

der eben gangbaren Trachten. Nur möcht' ich nicht rathen, daß man in seinen eignen, oft getragenen Kleidern spiele, weil es häufig das Spiel erschwert, wenn, bildlich zu reden, der Kern sich nicht gleichsam in einer fremden, oder mindestens neuen Schale fühlt. Das ist nicht selten eben so schlimm, als wenn er in einer fremden sich nicht heimisch fühlt.

Uebereinstimmung in der Wahl des Kostüms ist übrigens auch hier zu empfehlen, und wo Hamlet im schwarzen Frack auftritt, da thut der König wohl, in Uniform mit Stern und Ordensband zu erscheinen.

L u m p.

Am Schlusse des Trauerspiels die That von Thereſen von Artner befindet sich S. 210 eine Nachschrift, welche mit den Worten anhebt: „Kotzebue sagt: Bei jedem Theater ist ein Lump, der die Stücke verschneidet." Der Ehrentitel ist sehr passend für den Vollzieher eines Geschäfts, welches eben so rechtlos als unvernünftig ist. Ein Stück verschneiden (oder auch zusammenstreichen) heißt nämlich, es zum Behuf der leichtern Aufführung durch Wegstreichung einzelner Stellen kürzer machen, als es der Autor geschrieben hat. Die-

ſes Verfahren iſt, in ſo fern es ohne Einwilligung des Autors geſchieht, rechtlos: denn die Bühne iſt eben ſo wenig befugt, ſein Geiſteswerk in einer eigenmächtigen Abänderung öffentlich aufzuführen, als der Verleger berechtigt iſt, es auf dieſe Weiſe durch den Druck bekannt zu machen. Ob der Autor noch lebt oder nicht, das macht eigentlich keinen Unterſchied: denn im Begriffe des Urheberrechtes an einem Geiſteswerke liegt der Anſpruch auf die Integrität der Ehre, die es dem Autor zu Wege zu bringen geeignet iſt, und nach geſunder Rechtsphiloſophie iſt das Recht einer Perſon auf ihre Ehre, auf ihren guten Namen, auf die im Leben verdiente Achtung, vom phyſiſchen Leben dergeſtalt unabhängig, daß ſelbſt die Juſtiz einem hingerichteten Wiederherſtellung ſeiner Ehre ſchuldig iſt, wenn ſich findet, daß er ſchuldlos war. Zwar ſcheint die Unmöglichkeit, vom todten Urheber die Einwilligung zu einer Abänderung zu erlangen, die er jetzt vielleicht ſelbſt vernehmen würde, eine Modifikation dieſes Satzes zu heiſchen. Da es aber ſtets möglich iſt, daß die Abänderung dem Werke und der Ehre ſeines Urhebers ſchade; ſo iſt ſie einzig unter der Bedingung für erlaubt zu achten, daß ſie bei Bekanntmachung des veränderten Werkes ſpeciell angezeigt, und dadurch des Autors literariſche Aeſtimation

gegen unverdiente Verminderung in Sicherheit gestellt werde. Es ist mithin auch rechtlos, die Stücke verstorbener Autoren für die Bühne zu verschneiden, insofern dergleichen Anzeige nicht auf dem Theaterzettel erfolgt; und es kommt hierbei wiederum nichts darauf an, ob das Stück gedruckt ist oder nicht. Ist es nicht gedruckt; so folgt die Rechtlosigkeit sofort aus dem Umstande, daß nun das Publikum den Autor nach einem Werke beurtheilt, welches er so, wie dasselbe hier öffentlich bekannt gemacht wird, nicht geschrieben hat. Ist es gedruckt; so findet das Nämliche in Hinsicht desjenigen Theiles vom Publikum statt, welcher das gedruckte Werk entweder nicht kennt, oder mit dem verschnittenen nicht vergleicht.

Inzwischen lebe der Autor oder er sey todt, und der Theaterlump zeige die Verschneidung an oder nicht; so bleibt sie doch immer ein unvernünftiges Abkürzungsmittel. Denn wenn das Werk gut gedichtet ist; so hängt Gedank' an Gedanken, Stell' an Stelle, und es kann kein Satz gestrichen werden, ohne daß der innige Zusammenhang seiner Nachbarn aufgehoben werde. Kann das aber geschehen, können so viel Stellen ohne Störung der Continuität gestrichen werden, daß dadurch eine merkliche Abkürzung entsteht; so ist das Werk schlecht gedichtet, und es wäre der seltsam-

ſie Zufall von der Welt, wenn es durch bloßes Streichen zu einem guten Stücke gemacht werden könnte. Es wär' ein Wunder, wenn der ſchlechte Maler ein ſchlechtes Bild gerade auf die Weiſe auf die Leinwand gepinſelt hätte, daß es ſchön würde, wenn man Streifen herausſchnitte, und die übrigen Stücke wieder aneinander fügte.

„Aber gibt es nicht in guten Stücken Scenen, die untheatraliſche, poetiſche Längen haben?" Kaum. Lang oder kurz; was im Drama poetiſch iſt, das iſt auch theatraliſch gut, wenn es die Schauſpieler vorzutragen und darzuſtellen verſtehen. Aber wäre dem auch anders: ſo hilft doch ſolchen Scenen das Streichen nicht, ſondern bloß das Umdichten. Das geſchieht, wenn man den dramatiſchen Zweck der langen Scenen vollſtändig auffaßt, und ihn dichtend auf kürzerem Wege zu erreichen ſucht. Das erfordert jedoch einen Dichter, und noch dazu einen ſolchen, welcher die Fähigkeit beſitzt, den dramatiſchen Zweck der Scene vollſtändig zu erkennen, und mit dem Dichter des ganzen Stückes Ton zu halten. Ein ſolcher aber iſt in der Regel kein Lump, daher thut er es nicht, ſo lange der Autor lebt, es wäre denn mit deſſen Willen, oder, wenn der Autor todt iſt, mit öffentlicher Anzeige ſeiner Umdichtung und auch wohl ihrer dramaturgiſchen Gründe.

„Aber geſetzt, daß das ganze Stück vortrefflich, nur für den deutſchen Theaterabend zu lang iſt?“ Dann führe man entweder ein kürzeres auf, das auch vortrefflich iſt; oder man verlängere den Theaterabend. Das geſchieht jedoch viel beſſer nach vorn, als nach hinten. Die nun das vortreffliche Stück ganz ſehen wollen, entweder weil ſie es noch nicht kennen, oder weil ſie es ganz genießen wollen, die müſſen kommen, wenn es angeht. Die es ſchon kennen, mögen den erſten, auch wohl den zweyten Akt vorüber laſſen, und ſich mit dem Genuſſe desjenigen begnügen, was in den Theaterabend fällt, welches ſolchenfalls immer das Beſte ſeyn wird, weil dieſes bei vortrefflichen Stücken gewöhnlich nach hinten zu ſitzt. Daß ihr Späterkommen nicht ſtöre, dafür ſorge man, indem man ſie nicht anders, als im Zwiſchenakt aus der Reſtauration in den Theaterſaal einläßt.

Kurz ich bin überzeugt, daß die deutſche Bühne recht gut ohne Verſchneiden auskommen kann. Gleichwie aber der Nachdruck ſchwerlich eher aufhören wird, bis der Nachdrucker allgemein Druckdieb heißt; ſo wird auch das Verſchneiden nicht früher unterbleiben, bis es unter den Kunſtfreunden üblich wird, den Stückverſchneider Streichlump zu nennen. Es verſteht ſich jedoch, daß dieſer Titel nur demjenigen gebührt, der um der

Abkürzung willen streicht. Was aus andern Gründen geschieht, das, obwohl es oft eben so rechtlos und eben so unvernünftig ist, gehört nicht hieher. S. d. Artikel: Bearbeiten, Censur, Einrichten, Maulrechtmacher u. a. m.

Narr.

Es wäre gut, gut seyn, und dabei bleiben, daß vom Theater meiner Nation der Hanswurst verschwunden ist; aber darüber bin ich höchst ärgerlich, daß auf der deutschen Bühne der Narr fehlt. Man wird lachen und sagen, es gäbe darauf Narren und Närrinnen im Ueberfluß. Ich gebe das zwar zu; aber sie taugen alle nur zum Lustspiel, und allenfalls zur Würze im Rührspiel. Dagegen fehlt es durchgängig am tragischen Narrn, ich meine: am Narrn im König Lear, den mir noch niemand zu Danke gespielt hat.

„Es ist," hörte ich den Komiker X., der ihn eben verhunzt hatte, auf dem Kaffeehause zu Y. sagen, „es ist eine eckelhafte Rolle, man muß den Harlekin machen, und kein Mensch lacht darüber." Das ist gut, mein Herr, sagte ich, aber es ist noch nicht genug: Sie müssen machen, daß am Ende alle Menschen darüber weinen. Er sah mich

mit weit offenem Munde an. Das bestimmte mich, den meinigen wieder zu zu machen; denn in Leute mit weit aufgesperrten Mäulern ist, eßbare Dinge ausgenommen, gewöhnlich nicht viel hineinzubringen. Aber zu Papier will ich bringen, was ich damals auf der Zunge hatte. Wenn die Gelehrten nicht eben viel Neues daran finden; so mögen sie sein bedenken, daß ich diesen Artikel vorzüglich für Narren schreibe.

Der Narr ist da im König Lear, welches unstreitig eine Tragödie ist. Und wo ist er in ihr da? Keineswegs in den ersten Scenen*), wo Lear den großen Narrenstreich begeht, der ihn am Ende zum Narren macht. Er erscheint erst dann, als die Folgen dieses Narrenstreiches sich zu äußern anfangen, und bleibt des Königs Begleiter, bis dieser wirklich wahnwitzig geworden ist. Wir sehen ihn in Scenen, womit es offenbar auf die tragische Wirkung des Mitleids abgesehen ist, und wir müssen annehmen, entweder daß Shakespear ein Narr war oder daß der Narr im Lear einen tragischen Zweck hat. Welcher kann das seyn? Etwa der: durch Nebeneinanderstellung der Possenreißerei und des königlichen Elendes die Wahrheit anschaulich zu

*) Diese werden, wenn mir recht ist, auf der deutschen Bühne gar nicht dargestellt.

machen; welche Napoleon Buonaparte in Warſchau gegen den Erzbiſchof von Mecheln ausſprach: Vom Erhabenen bis zum Lächerlichen iſt nur ein Schritt*)? Ich kann das nicht glauben: denn ſo richtig es auch mit der oft beſprochenen Nachbarſchaft des höchſten Tragiſchen und des Komiſchen ſeyn mag; ſo iſt doch auch das richtig, daß die Wirkung des Tragiſchen zerſtört iſt, ſobald das Gemüth dieſe Nachbarſchaft bemerkt. Es wird ſich nimmermehr anſtrengen, der Pein des Irdiſchen durch Erhebung zu entrinnen, wenn es nur einer anderen Richtung des Witzes bedarf, um dieſe Pein in Luſt zu verwandeln, und die Beklemmung der Bruſt durch eine Erſchütterung des Zwerchfells zu heilen.

Shakespear muß alſo wohl mit ſeinem Narrn etwas Anderes im Sinne gehabt haben, und wir werden das am ſicherſten finden, wenn wir ſehen, was der Narr im Sinne hat, welches ſich ziemlich klar aus demjenigen ergiebt, was er redet. Bei ſeinem Auftritt (Sc. 4. Akt 1. nach Eſchenburg) hat er offenbar die Größe der Thorheit im Sinne, die Lear begangen hat; alle Wendungen ſeines amtlichen Witzes treffen zuletzt dieſen Ziel-

*) Histoire de l'Ambassade dans le Duché de Varsovie en 1812. Paris 1815.

punkt; er iſt ganz voll davon; ſelbſt die Androhung der Peitſche hält ſeine Zunge nicht im Zaum; er vermag es nicht, ſeinen Verdruß darüber:

„Daß ſolch ein König ward zum Kind,
„Und Narren ſeine Brüder;“

unausgeſprochen zu laſſen, und indem er ſich ſeines (jetzt leider veralteten) Hofchargenrechts bedient, ſeinem Herrn auf das Nachdrücklichſte die Wahrheit zu ſagen, weckt er im Zuſchauer die Vorahndung des Unglücks, welches aus Lears Thorheit entſpringen ſoll. Dabei zeigt er mitten in dem innerlichen Aerger über die Abtrünnigkeit eigennütziger Diener ſeine treue Anhänglichkeit an Lear *); wird bald darauf, als der König an der Undankbarkeit ſeiner Töchter nicht mehr zweifeln kann, ſo bitter über ihn, daß er ihn mit dem Schwachkopf vergleicht, der aus lauter Gütigkeit gegen ſein Pferd Butter an ſein Heu that, und bleibt ſodann während der ganzen Unterredung zwiſchen Lear und ſeinen Töchtern ſtumm auf der Bühne bis zu dem erſchütternden Momente, wo

*) S. Akt 2. Sc. 4. u. Eſchenburg:
„Jedoch ich bleib'; es bleibt der Narr,
Und läßt den Weiſen ziehn;
Der Narr wird nicht ein Schelm, es wird
Der Schelm ein Narr im Fliehn.

Lear ſich mit den Worten zu ihm wendet: „O! Narr, ich werde wahnſinnig werden!“ Mit einer Geberde des innerlich verhaltenen Grimmes über den Undank, der eben in aller ſeiner Scheußlichkeit ſich entwickelte, läßt ihn hier meine Phantaſie dem abgehenden Könige folgen, und ſo gleichſam den erſten Theil ſeiner Rolle mit einem nicht brillanten, aber gehaltvollen Exit ſchließen.

Schwerer ohne Vergleich iſt der zweite Theil derſelben. Der Dichter läßt ihn gleich in der erſten Scene des dritten Akts ankündigen. „Wer iſt bei dem Könige?“ fragt Kent, und der Ritter antwortet: „Niemand, als der Narr, der ſich Mühe giebt, ihm ſeine herzzerbrechenden Leiden durch Poſſen wegzuſcherzen.“ Nun tritt der König mit der Schauder erregenden Imprekation der empörten Elemente auf, und der Narr ſtrengt ſichtbar alle Kräfte ſeines Geiſtes an, um die Laune des Luſtigmachers gegen den Schmerz zu behaupten, der ſie in ſeinem Gemüthe nieder zu lämpfen droht. In dem erſten Verſuche, den er macht, unter dieſen ſchwierigen Umſtänden ſein Amt zu verwalten, treibt ſein Witz nichts auf, als das armſelige Wortſpiel mit courtholy-water und rain-waters. Der Kummer behält die Oberhand, und bringt ihm die Worte ab: „Guter Gevatter, geh hinein und bitt' um deiner Töchter Segen. Das

iſt eine Nacht, die weder der Klugen noch der Narren ſich erbarmt.“ Der zweite Verſuch läuft nicht glücklicher ab. Das Sprichwort von Haus und Helm, ſo wie die ſchmutzigen Verſe von Kopf und Hoſenlatz mahnen zweckwidrig an Lears Thorheit, welche der Grund ſeines Elends iſt; und als der Narr dieſen Fehler bemerkt und verbeſſern will, bringt er ſtatt des Witzes faden Unſinn zu Markte. Gegen das Ende der Scene redet ihn der König an: „Lieber Burſch, friert dich? Mich friert ſelbſt. — Armer Narr und Scheim, ich habe nur noch ein Stück von meinem Herzen übrig; und das bedauert dich.“ Da fühlt der wehmüthige Narr keine Bitterkeit mehr über Lears Thorheit, und ſingt ſein Liedchen: „Der Wind macht trocken, der Regen macht naß.“ Der armſelige Troſt ſchlägt an bei dem Könige, nun fühlt der Narr wieder für einen Augenblick die Geiſteskraft ſeiner glücklicheren Tage, und übt ſie auf der Stelle in einem Monolog, als wollte er verſuchen, ob ſie ſich feſt halten laſſe. In der vierten Scene, wo Edgars verſtellter Wahnwitz die Geiſtesverwirrung des Königs vollendet, geht dem Narren die Laune ganz aus, und ſeine Amtspflicht ſcheint vergeſſen zu ſeyn. In der ſechſten Scene macht er noch einige Verſuche, ſelbſt dem wahnſinnigen Gebieter gegenüber ſie zu erfüllen; aber als deſſen Zuſtand bis

zur Raſerei ſteigt, da giebt er ſein Amt auf, der Schmerz wird ausſchließlich Herr in ſeinem Gemüth', und als der König eingeſchlafen iſt, verräth er einen Zuſtand, wo ihm ſein eigenes Leben als eine Laſt erſcheint, die er ermüdet iſt, zu tragen.

Was? hör' ich hier alle Narren rufen, die je im König Lear geſpielt haben, iſt der Autor närriſch? Der König ſchläft mit den Worten ein: So! ſo! wir wollen Morgen früh zu Abend eſſen, und der Narr endiget ſeine Rolle mit den Worten: Und ich will um Mittag zu Bette gehen. Wo iſt in dieſem albernen Spaße die geringſte Spur, daß der Narr Schmerz über des Königs Elend empfindet?

Belieben Sie zu bedenken, meine Herren Narren, daß der Hofnarr Lears hier platten Unſinn ſchwatzen würde, wenn man ſeine Worte im eigentlichen Sinne verſtehen wollte: denn aus den Worten, womit Edgar die Scene ſchließt: „Es komme dieſe Nacht, wie es will," iſt abzunehmen, daß es Nacht iſt, als der Narr ſpricht, aber nicht Mittag. Ich erdreiſte mich daher, anzunehmen, der Narr rede hier ſeine angewohnte, ſinnürliche Amtsſprache, und wolle mit dieſer Rede nichts anders ſagen, als: „Und ich will im Sem-

mer meines Lebens ſterben*). Nun frage ich Sie alleſammt, ob es nicht vernünftig von dem Narren iſt, wenn er dieſe Worte mit zerriſſenem Herzen und mit Thränen im Auge ſpricht? Denn was will Shakeſpear wohl anders in dieſer Scene zeigen, als einen höchſt mitleidswürdigen Zuſtand ſeines Helden, und was kann mitleidswürdiger ſeyn, als der Zuſtand eines Königs, der Thränen aus dem Auge ſeines Hofnarren preßt, und den Wunſch zu ſterben auf ſeine Zunge heraufzieht?

In dieſem Sinne ſpielen Sie mir Lears Narren, zeigen Sie mir die Amtspflicht der Poſſenreiſſerei in immer wachſendem Kampfe mit Verdruß, Kummer und Schmerz, verdoppeln Sie mein Mitleid mit Lear durch den Anblick des Zuſtandes, in welchem Sie dadurch verſetzt werden; dann will ich Sie alleſammt loben, und dieſen Artikel für nicht geſchrieben erklären. Wollen Sie mich aber völlig verſtehen; ſo nehmen Sie gefälligſt den Shakeſpear ſelbſt, oder Eſchenburgs Ueber-

*) Daß es mit dem And I'll go to bed at noon ſo gemeint ſey, deutet auch die ſpätere Rede Kents zu dem Narren an: „Komm, hilf wegtragen deinen Herrn, du mußt nicht zurückbleiben.“ Sie wird völlig leer, wenn man nicht annimmt, der Narr habe ſeit ſeinen letzten Worten in der Betäubungsloſigkeit und Apathie des Schmerzes da geſtanden.

ſetzung (die von Schlegel reicht leider nicht bis zum Lear) zur Hand: denn ich habe bei obiger Analoſe mich nicht um die Bearbeitung bekümmert, in welcher König Lear in Deutſchland dargeſtellt wird.

Nationaltheater.

Der Führer einer Geſellſchaft abgerichteter Hunde, die in einer großen Bude auf einem theaterähnlichen Gerüſte ihre Künſte zeigten, erhielt in einer großen deutſchen Stadt die ſogenannte Permiſſion, und hatte die Stirn, ſeinen Anſchlagzetteln die hoffärtige Ueberſchrift zu geben: „Deutſches Nationaltheater.“ Die ſtehende Bühne des Orts, welche ſeit der Wiedergeburt Deutſchlands den nämlichen Titel angenommen hatte, deutete dieſen genialen Einfall übel, und der Rechtsconſulent der Direktion erhielt den Auftrag, den Hundeführer wegen öffentlicher Beſchimpfung des Nationaltheaters vor Gericht zu belangen. Der Lenker der vernunftloſen Künſtler wurde zur Rede geſtellt, er erſchien dem beleidigten Theaterdirektor gegenüber in Perſon, und vertheidigte ſich folgendergeſtalt:

„Hochweiſe Herren des Gerichts! Es ſollte mich ſehr wundern, wenn Einem unter Ihnen das-

jenige

jenige Theaterſtück unbekannt wäre, welches gegenwärtig das meiſte Aufſehen auf der deutſchen Bühne macht, und das zahlreichſte Publikum anlockt. Es nennt ſich: der Hund des Aubri, oder der Wald bei Bondy, iſt die Geſchichte eines Mordes, der durch einen treuen Hund entdeckt wird, und dieſer Hund ſpielt darin die Hauptrolle. Das iſt nicht etwa bloß eine figürliche Redensart; der Hund tritt wirklich als Akteur auf. Er zieht die Klingel, um gleichſam die ſchlafende Juſtiz aufzuwecken, leuchtet der Entdeckung zum Orte der Unthat mit der Laterne voran, rekognoſcirt die Perſon des Mörders, und ſteht auf dem Punkte, der langſamen Gerechtigkeit mit ſeinen Zähnen in ihr Strafamt zu greifen. Die Herren werden einſehen, daß zur Ausführung einer ſolchen Rolle mehr gehört, als Broteſſen. Auch kann dieſelbe keineswegs von einem Menſchen dargeſtellt werden, wie etwa in einer einfältigen Poſſe Shakeſpeare's, der Sommernachtstraum, wo in der abgeſchmackten Epiſode von Pyramus und Thisbe der Schreiner Schnak den Löwen ſpielt. Nein, der Hund des Aubri muß ein Hund, und dabei ein Künſtler, ja ſogar ein Tragiker, ſeyn, da ſeine Partie lenkend in eine Agnition oder Entdeckung eingreift, welche der berühmten im König Oedip des Sophokles von dem kunſtſinnigen deutſchen Volk

weit vorgezogen wird. Es iſt klar, daß dieſes Volk, deſſen wiedergeborner Geſchmack den Ruhm der Athenienſer verdunkelt, bis vor kurzer Friſt in dem helldunkeln Gebiete der tragiſchen Kunſt den Wald vor lauter Bäumen nicht geſehen hat. Aber gleichwie im Macbeth Birnams Wald nach Dunſinane kommt, ſo iſt nun, Gott ſey Dank, der Wald bei Bondy nach Deutſchland geſchwommen; die aufgeblähte Menſchheit, vom germaniſchen Genius zu Wahrheit und Natur zurückgeführt, hat beſcheiden ihre naturhiſtoriſche Einfachheit in das Thierreich anerkannt: und der Hund, welcher ſchon dadurch, daß er ſo leicht toll wird, ſeine nahe Verwandtſchaft mit dem Menſchen beurkundet, iſt ziemlich zu gleicher Zeit in das deutſche Epos (die Herren kennen doch wohl den Greif in der Corona?) und in die deutſche Tragödie als vernunftmäßig mithandelnde Perſon aufgenommen worden. Das Hundefach iſt bereits in der deutſchen Theaterkunſt Nollenfach geworden; die Direktionen der Nationalbühnen fangen an, um brauchbare canoniſche Artiſten nach allen vier Winden zu ſchreiben, und der anweſende Herr Schauſpieldirektor ſelbſt hat, ehe ich noch in dieſen Ort gekommen bin, durch den hier in der Urſchrift erſichtlichen Brief mich angelegentlich erſucht, ihm für den

Wald bei Bondy einen feurigen und gewandten Pudel einzuüben, welcher sehr anständig bezahlt werden solle. Es ist eine erwiesliche Thatsache, daß bereits mehrere solche Hunde auf Gastrollen reisen, und ich bin Augenzeuge gewesen, daß einer derselben nach dem Stücke herausgerufen worden ist, das Publikum dankbar angebellt, und dabei mit dem Schwanze gewedelt hat. Man hat mir dagegen von einem andern erzählt, der wegen einer sehr sprechenden, aber im ersten Drama nicht ganz schicklichen, verächtlich gegen den Einbläserkasten gerichteten Pantomime ausgepocht worden seyn soll, und ich kann endlich die hochweisen Herren durch gegenwärtiges Juniusheft des Dresdener Bühnentagebuches vom Jahre 1816 überzeugen, daß bereits die deutsche Theaterkritik ihr Augenmerk auf diese Rolle gerichtet hat: denn hier, Seite 163, ist es gedruckt zu lesen, daß das Stück zu Nürnberg gefiel, daß das Mienenspiel des jungen Eloi meisterhaft war, und daß der zu diesem Stücke künstlich dressirte Hund des Herrn Staudigl allgemein bewundert wurde."

„Auch auf der hiesigen Nationalbühne ist der Hund des Aubri erschienen, und unfehlbar haben Sie alle an seinem Talente sich ergötzt. Es ist nicht meine Sache, einen Hund, der einmal

für einen Künſtler gilt, zu verkleinern, auch würd' ich in vorwaltendem Falle dadurch wider mich ſelbſt zeugen: denn derjenige, welchen Sie hier das Amt einer wachſamen Kriminalpolizei haben verwalten ſehen, war von mir ſelbſt erzogen und gezogen. Aber ich kann es durch einen Eid bekräftigen, daß der Hund, welchen ich an den anweſenden Herrn Direktor auf ſein briefliches Erſuchen abgelaſſen habe, von allen meinen Hunden der ſchlechteſte, und auf meiner Bühne kaum zu Aushülfsrollen zu gebrauchen war. Sehen Sie meine übrigen Hunde an, und Sie werden erſtaunen. Sie tragen menſchliche Perücken und Kleider, fahren ſpazieren, tanzen Menuet, ſtehen Schildwacht, feuern Kanonen ab, geben im Konverſationsſtück durch Bellen Antwort auf die wichtige Frage, welch' Zeit es iſt, und wenn nicht irgend ein ſchadenfroher Zuſchauer Wurſtſchale auf das Theater ſchleudert, ſo bringen ſie die ausdrucksvollſte Pantomime ohne die geringſte Störung zu Ende."

„Zieht nun, hochweiſe Herren des Gerichts, der unbehelfenſte meiner Hunde, das hieſige Nationaltheater, warum ſollte ich die Bühne, worauf ein ganzes Dutzend ſeiner geſchickteren Kunſtverwandten glänzt, nicht berechtigt ſeyn, ein deutſches Nationaltheater zu nennen?"

Hier ſchloß der Mann ſeine Vertheidigung.

er Schauspieldirektor war roth bis an die Ohren. ie hochweisen Herren sahen einander lächelnd an. s kam ihnen wunderbar vor, daß ein Hundeführer von Sophokles und Shakespear gesprochen hatte, nd der Präsident äußerte seine Verwunderung arüber durch die Frage, wie er, bei dem Anheine von so viel Bildung, zu diesem ernicdrigenen Erwerbe gekommen sey.

Der Hundeführer zuckte die Achseln und sprach: Ich war ein junger Thor, der die dramatische unst schwärmerisch liebte. Ich wendete ein nicht nbedeutendes Vermögen auf die Errichtung eines heaters, und wollte meiner Nation das Vorbild nes wahren Nationaltheaters, das heißt, eines olchen aufstellen, welches ausschließlich der Darellung von Werken literarischen Werhes gewidmet seyn sollte. Sie begreifen, daß ich diese Narrheit in kurzer Frist unbemittelt achte. Meine Freunde riethen mir dringend, von abzustehen, und dem herrschenden Geschmack nachzugeben. Nimmermehr! rief ich, eher will ich — Hunde führen bis Bauzen! Dies gemeine Sprichwort, im Zorn ausgestoßen, urde, als ich mich genöthigt sah, meine Liebngsidee aufzugeben, die Veranlassung zu der Wahl eines jetzigen Erwerbes, wozu mir eine frühere iebhaberei für die Jagd mit Hunden die Fähig-

keit gegeben hatte. Ich befinde mich sehr wohl dabei. Meine Bude ist immer voll. Mein Vermögen kehrt zurück, ohne daß ich die Kunst entweihe. Die Ueberschrift meiner Zeddel, ich will es gestehen, war ein humoristischer Ausfall auf die deutsche Bühne überhaupt. Sie verdient ihn. Wir werden wahrscheinlich nie ein deutsches Theater in dem Sinne haben, in welchem die Franzosen ein théâtre français besitzen. Wir mengen, wie Schiller sagt, das Niedrigste und Höchste auf einem und demselben Schauplatz' unter einander. Doch genug davon. Ich will zur Beruhigung meines Gegners, der den Hund auf die Bühne gebracht hat, um nicht Hunde zu führen, jene Ueberschrift aufgeben. Inzwischen erfordert mein Erwerb ein wenig Charlatanerie, und da der Geschmack des Volks an meinen Darstellungen eben so gut etwas Nationelles ist, als die Liebhaberei der Engländer für die Hahnenkämpfe; so thue ich den Vorschlag, meinen Erwerbszweig künftig ein animalisches Nationalschauspiel zu nennen."

Der beschämte Nationaltheaterdirektor nahm den Vergleich an, bezahlte aus eigenen Mitteln den Proceßwerthsstempel, und die Sitzung des Gerichtes war geschlossen. Da ich für meine Person mich nicht getraue, die hämische Ironie des Handelsherrn zu widerlegen (es wäre denn

in Bezug auf den nebenſächlichen Ausfall gegen Fouqué's Greif, der im Zauberepos ſich gar wohl rechtfertigen läßt), ſo ſey dieſer Artikel hiermit auch geſchloſſen.

Oper.

Ich habe viel Anfechtung darum erleiden müſſen, daß ich in meinem Almanach für Privatbühnen von 1817 die Oper ein Rühr-Ei von Kunſt und Unſinn nannte. Es mag ſeyn, daß ich damals auf die Oper ein wenig böſe geweſen; aber jetzt bin ich es nicht mehr, und doch weiß ich von der Oper keine andere Erklärung zu geben, als die, daß ſie ein Rühr-Ei von Kunſt und Unſinn iſt.

„Nein," hör ich ergegnen, „ſie iſt ein Drama, deſſen Handlung von Geſang und Inſtrumentalmuſik begeitet, unterſtützt und getragen wird." Aber darinne ſteckt ja eben der Unſinn, daß die Oper ein Drama ſeyn ſoll! Man mag den Begriff des Drama noch ſo weit ausdehnen; ſo bleibt es doch immer eine Begebenheit, dargeſtellt durch Nachahmung ſolcher Handlungen, welche dieſelbe hervorzubringen ſcheinen. Nun will ich annehmen, dieſes könne geſchehen, ohne daß die Nachahmer (die Schauſpieler) ein lautes Wort

ſprechen, d. h. ich will zugeben, daß die Pantomime ein Drama ſeyn kann. Aber ſie kann es doch nur ſeyn in zweierlei Fällen: entweder wenn die dargeſtellte Begebenheit ſo beſchaffen iſt, daß ſie ohne alles Sprechen der dabei handelnden Perſonen wirklich ſeyn — daß ſie aus lauter ſtummen Handlungen hervorgehen könnte; oder wenn die Zuſchauer im Stande ſind ſich einzubilden, ſie könnten nicht hören, was geſprochen wird, entweder weil ſie taub wären, oder weil das Sprechen aus irgend einer andern Urſache nicht in ihr Ohr zu dringen vermöchte. In der That wird bei der Pantomime den Zuſchauern dieſe Einbildung zugemuthet, und wenn nur die ſtummen Handlungen ſprechend genug ſind, um die Begebenheit, welche daraus entſtehen ſoll, ſammt dem Wie dieſer Entſtehung verſtändlich zu machen; ſo hab' ich auch gar nichts gegen dieſe Zumuthung, und gebe zu, daß die Pantomime ungefähr eben ſo, wie das Rede-Drama, auf Geiſt und Gemüth wirken kann. Aber bei der Oper iſt das ganz anders, zumal wenn ich von der Operette (Operchen, Halboper) abſtrahire. Hier ſchweigen die Nachahmer nicht, ſondern ſie ſingen, wo ſie nach Beſchaffenheit ihrer Handlungen und Situationen reden oder ſchweigen müßten; und nicht genug, daß ſie ſingen, wo in der Wirklichkeit, wel-

che ſie nachahmen, vernünftiger Weiſe unmöglich geſungen werden könnte: ein volles Orcheſter geigt und dudelt auch dazu, ſo daß von ihrem Geſange nur die Töne, nicht die Worte, in unſre Ohren dringen können.*) Hier kann der Zuſchauer, inſofern' er an der dargeſtellten Begebenheit (am Kerne des Drama) ſich ergötzen will, den Schein der Wahrheit, worauf es doch bei allen Kunſtwerken weſentlich ankommt, durch keinerlei vernunftmäßige Einbildung retten. Er hört, was zu den nachgeahmten Handlungen durchaus nicht gehört, und was ihn daher nothwendig ſtört im Genuſſe ihrer äſthetiſchen Wirkung auf Geiſt und Gemüth.

Man könnte einwenden, daß ja dies auch im metriſchen Drama der Fall ſey, und ſelbſt im proſaiſchen Schauſpiele, wenn der Ort der Begebenheit ein Ort fremder Zunge ſey: denn hier höre man oft in England, Frankreich, Spanien das geläufigſte Deutſch, dort Bauern und Handwerksleute in wohlgebauten Verſen ſprechen, und

*) Einigung des Lichts, du übertrifft auch die ſchönere Sprechung.
Aber wir hören, ach! könnt du im Chore, kein Wort.
Schaffe, du bist ja Göttin, Muth, uns hörender, oder
Blase das Lebenslicht schmetternd dem Liede nicht aus.
Klopstock.
(Ode, 59.)

hier wie dort ſey alſo der Schein der Wahrheit aufgehoben. Aber mit Nichten iſt er das! Den Schein der Wahrheit hebt nicht auf, was von der Wirklichkeit, von der Erfahrung abweicht, ſondern was die Schranken der Denkbarkeit übertritt, was der innern Natur der Sache widerſtreitet. Der Erfahrung zwar, aber nicht der Natur der Sache widerſpricht die Fiction, daß alle Welt in Verſen ſpreche. Dieſe Fiction leiht nur der Sprache des Umgangs in der artiſtiſchen Nachahmung eine denkbare Vollkommenheit, die ſie in der Wirklichkeit entbehrt. Und wenn auf der Bühne die Engländer, Franzoſen, Spanier, Deutſch ſprechen; ſo ſprechen ſie zwar eben keine ſonderlich vollkommenere, oder ſchönere Sprache, als die ihrige iſt; aber ſie müſſen Deutſch ſprechen, um vom deutſchen Publikum verſtanden zu werden, und wenn hier etwas vom Scheine hiſtoriſcher Wahrheit aufgeopfert wird, ſo geſchieht es bloß, um den Effekt der poetiſchen zu retten, welcher auf dem Verſtehen der Sprache, in welcher Perſonen, Sitten und Handlungen geſchildert werden, als auf ſeiner Conditio sine qua non beruht. Daher muß auf der Bühne die einheimiſche Sprache der fremden ſubſtituirt werden (salvis exceptionibus in einzelnen Fällen), und die metriſche Rede kann an die Stelle der ungebundenen treten, ohne daß das Drama an ei-

ner wesentlichen Wirkung einen Abbruch erleide. Aber Gesang und Instrumentalmusik können der Rede nicht substituirt werden; denn sie sind eigentlich gar keine Sprache, obwohl man sie bildlich gar wohl die Sprache der Empfindung nennen mag. Die Sprache ist das Hauptmittel der Gedanken-Mittheilung; Empfindungen theilt sie nur mit entweder mittelbar, durch den Ausdruck von Gedanken, oder nebensächlich, indem die Empfindung des Sprechenden durch ihren physischen Einfluß auf den Gebrauch der Sprachwerkzeuge sich verräth. Die Musik hingegen (der Gesang mit eingeschlossen) theilt hauptsächlich Empfindungen mit, und zwar unmittelbar, ohne das Medium erregter Gedanken. Diese kann sie nur aufwecken, vermöge des Verhältnisses der Wechselwirkung, worinnen das Empfindungsvermögen und das Denkvermögen (Gemüth und Geist) mit einander stehen, und darum eben steht sie der Sprache nach, wo es gilt, gleichzeitig, oder wenigstens in schneller Folge, auf den ganzen inneren Menschen, auf Geist und Gemüth zu wirken. Sobald im Geiste die Vorstellung lebendig ist, wacht auch die Empfindung auf, die ihr correspondirt, und die Vorstellung lebt, sobald die Rede, welche sie mittheilt, vernommen werden ist. Nicht so umgekehrt. Die Empfindung muß nicht

bloß lebhaft, sondern auch anhaltend seyn, um entsprechende Vorstellungen im Geiste aufzuwecken; und — was noch schlimmer ist — die Musik braucht eine merkliche Zeit, um das Empfindungsvermögen durch wiederholte Berührungen in diejenige, lebhafte Thätigkeit zu versetzen, welche den Geist zu Vorstellungen aufregt. Die Sprache, möcht' ich sagen, zündet in beiden Gebieten, in dem des Geistes und in dem des Gemüthes, wie ein Blitz; die Musik wärmt, erhitzt und entflammt nach und nach durch eine fortgesetzte Reibung. Jene dringt ein in den innern Menschen mit der Schnelligkeit des Lichtstrahls; diese pflanzt sich langsamer, durch die Schwingungen der Nervensaiten fort, ungefähr wie der Schall durch die Luft. Schon darum taugt die Musik in den meisten Fällen zum Surrogate der Sprache nicht viel besser, als das Ohr zum Sehen; zumal unsere Modemusik mit ihrer Ueberkünstelung, welche nur das Trommelfell zu kitzeln sucht durch ungewöhnliche Mannigfaltigkeit gleichzeitiger Berührungen, ungefähr wie die Kochkunst die Zungenwarzchen und den Gaumen.*)

---

*) Freundin, was ist Gesang? „Gesang ist, wenn du nur beten.
„Denn weinst, oder weinst, oder dich inniger freust.
„Arien all der Bravura sind nur Schulübungen, die man

Ich kann mir allenfalls ein Volk denken, welches keine andere Sprache hätte, als die ſogenannte Geberdenſprache; aber wenn ich mir eines vorſtellen wollte, deſſen Individuen nur durch Muſik ſich einander mittheilen könnten, ſo müßt' ich annehmen, ſie hätten ſich nichts als Empfindungen mitzutheilen, und wären daher den Singvögeln im Wald' ähnlicher, als den Menſchen, deren karakteriſtiſcher Verkehr der Gedankentauſch iſt.

Und eben ſo ſchwer, als ſolch' ein Volk, kann ich mir ein Drama vorſtellen, in welchem die handelnden Perſonen einander nur Empfindungen, gar keine Gedanken, mitzutheilen hätten, das heißt, ein Drama, deſſen Begebenheit lediglich aus Handlungen hervorgienge, die nur durch Empfindungen veranlaßt würden, und lediglich durch den Ausdruck von Empfindungen erklärbar wären. Aus dem Zuſammenwirken von Geiſt und Gemüth, von Vorſtellung und Empfindung, pflegen die menſchlichen Handlungen zu entſpringen; die Sprache, welche beiden Seelenkräften zum Dollmetſcher

---

„Hilft, zu lernen des Tons Bildungen für den Geſang."

Alſo iſt nicht Geſang die Bravura? „Sie ſammelte ſchöne „Farben in Maſſen mit Kunſt; aber hat ſie ſie gemahlt?"

Klopſtock.

dienen kann, iſt daher die fähigſte Erklärerin der Handlungen, welche die Begebenheit des Drama darſtellen ſollen, und man ſpannt offenbar die Pferde hinter den Wagen, wenn man durchweg die Muſik an deren Stelle ſetzt, welche nur dem Empfindungsvermögen dienſtbar, und ſelbſt im Ausdrucke der Gefühle für den Geiſt viel zu weitläuftig und langſam iſt. Ein ſtetiges und möglichſt ſchnelles Fortſchreiten der Handlung iſt der Hauptanſpruch, welchen der Geiſt an das Drama macht; verſteht ſich, nicht der äußeren Handlung, ſondern der inneren, d. h. der Entwickelung von denjenigen Gedanken und Empfindungen, welche das äußere Thun oder Laſſen beſtimmen. Die Muſik, indem ſie bei dem Ausdrucke von Empfindungen ſich länger verweilen muß, als die Sprache nöthig hätte, hält das Fortſchreiten der Handlung auf, anſtatt es zu beſchleunigen, und darum, glaub' ich, kann ſie auf diejenige Art, wie es in der Oper geſchieht, mit dem eigentlichen, guten Drama gar nicht verbunden werden, ohne deſſen eigenthümliche Wirkung zu zerſtören. Sie iſt, wie wir täglich wahrnehmen, höchſtens mit dem ſchlechten Drama verträglich, welches ſich bequemt, ſtill zu ſtehen, wenn ſie ſich ſo zu ſagen vor die Staffelei ſetzt, um Empfindungen zu malen, deren Daſeyn aus der Handlung ſelbſt mit Hülfe der Rede

weit ſchneller hervorgehen würde, ja vielleicht ſchon hervorgegangen iſt.

Die Untauglichkeit der Muſik zur ſchnellen Gedankenmittheilung hat das leidige Theaterhandwerk allerdings gefühlt, und daher unſtreitig die Erfindung der ſogenannten Operette, auch wohl Singſpiel genannt, worinnen bald geſprochen, bald geſungen wird, je nachdem man eben Gedanken oder Empfindungen mittheilen, den Vorgang auf der Bühne erklären, oder die Ohren kitzeln will. Das ſcheint dem deutſchen Publikum, welches überhaupt dem Miſchmaſch geneigt iſt, ungemein wohl zu behagen; allein ich muß es bekennen, daß es mir eben ſo abgeſchmackt vorkommt, wie z. B. der Erzähler einer intereſſanten Begebenheit, der ſich unterbrechen wollte, um mittelſt eines Liedchens oder eines Geſanges auf dem Pianoforte mich zu größerer Empfänglichkeit für ſeine Erzählung zu ſtimmen; oder umgekehrt, wie ein Muſiker, der mitten im begeiſterten Geſange oder im entzückenden Spiele abbräche, um mir die Begebenheit zu erzählen, welche den Componiſten begeiſtert haben und daher dienlich ſeyn ſoll, die Compoſition ſelbſt genießbar zu machen durch Erklärung ihrer Entſtehung. Intereſſirt mich das Geſpräch für die Begebenheit des Drama; ſo ſtört mich der Anfang des Geſanges. Und hat es der Geſang dahin ge-

bracht, mir zu gefallen; ſo wird mir der Wiederanfang des Geſprächs unangenehm. Daher gefallen mir denn eigentlich nur diejenigen Singſpiele, in welchen nicht geſungen wird, außer wenn es die Handlung des Drama nach dem Geſetze poetiſcher Nothwendigkeit erfordert; und auch da noch macht mir die Begleitung im Orcheſter einige Störung, weil ſie dem Scheine der Wahrheit Abbruch thut. Bei der Ganz-Oper hingegen muß ich von Haus aus auf den Schein der Wahrheit Verzicht leiſten, und das Drama ganz außer Betrachtung laſſen, um die Muſik zu genießen, die in jener Betrachtung mich nur ſtören würde.

Kurz die Muſik allein wirkt hier auf mich als ſchöne Kunſt, das Drama — wenn ja eins darinne herumſchwimmt, macht ſie mir zum Unſinn, und darum hab' ich die Oper, wie ſie iſt, ein Rühr-Ei von Kunſt und Unſinn genannt.

Daß man häufig auch noch den Tanz hineinrühret, und als Gewürz die Funken eines Feuerwerks darauf ſtreut, dagegen hab' ich nichts, eben weil ich nicht weiter nach dem Drama frage; im Gegentheil möcht' ich wiſſen, warum man nicht auch den Seiltanz, die Kunſtreiterei, das Voltigiren, das Luftſpringen u. d. m. dem Rühr-Ei beimiſcht, da das alles Künſte ſind, deren Genuß mit dem

em Genuſſe der Muſik ungleich verträglicher iſt, ls der Genuß eines Drama.

Die Alten ſcheinen eine Muſik gehabt zu ha- en, welche damit verträglich war, und ich zweifle icht, daß wir auch eine haben könnten. Aber wir aben ſie nicht. Die unſrige iſt eine Flut, ein Strudel, ein Katarakt von Tönen, worinnen das nteresſe an den Handlungen, an den Charak- rren, an der Begebenheit, an allem, was das igentliche Drama ausmacht, ſich unmöglich hal- en kann.

Daß übrigens die Oper das Drama vom Volks- heater verdrängt, iſt ſehr natürlich. Das Drama rgötzt hauptſächlich den Geiſt; wer keinen hat, em kann es wenig Genuß gewähren. Bei'm Ge- uſſe der Oper iſt er gröſtentheils entbehrlich. aher hat ſie ein weit größeres Publikum. Fer- er iſt das Drama ein Spiegel der Wahrheit, nd ein Wecker des Denkens. Daher giebt es nter den Machthabern auf Erden ſehr wenige, e es lieben, und ſelbſt die Politik ſcheint da- i intereſſirt, den Geſchmack daran nicht überhand hmen zu laſſen. Kein Wunder alſo, daß die diſche Macht vielmehr die Oper begünſtiget, der an den Vorwurf durchaus nicht machen kann, ß ſie zuviel Ideen in Umlauf ſetze: ich meine

Ideen, welche geeignet wären, die Ansprüche an das staatsgesellschaftliche Leben zu steigern.

Peripetie.

So heißt die unerwartete Veränderung, welche sich in dem glücklichen oder unglücklichen Zustande der Hauptpersonen eines epischen oder dramatischen Gedichts, eines Romans u. s. f. ereignet, und ihn in den entgegengesetzten verwandelt. Z. B. im Oberon der Sturm, welcher während der pflichtwidrigen Umarmung der Liebenden hereinbricht, und später ihre Rettung vom Feuertod durch die Macht des Elfenkönigs; in Schillers Jungfrau von Orleans das plötzliche Erwachen des Mitleids mit Lyonel und dessen Folgen. Aristoteles führt Cap. XI. nach Hermann als Beispiel die Scene im Oedip an, wo die Nachricht, welche den König von Furcht befreien und erfreuen soll, durch die Entdeckung seiner Herkunft das Gegentheil bewirkt. Hier geht die Peripetie aus der Agnition hervor (s. den bes. Art.), dies gehört aber nicht nothwendig zu ihrem Wesen, sie kann auch ohne Agnition (ohne Verwandlung der Unkenntniß in Kenntniß des Standes, der Herkunft u. s. f.) statt finden. Ihre Hauptwirkung ist Ueberraschung, näm-

lich Rückwirkung der Ueberraschung des Handelnden auf den Zuschauer. Die Stärke dieser Wirkung auf die Menge verführt insonderheit die Theaterdichter oft zu einem Gebrauche der Peripetie, welcher höheren, dichterischen Zwecken widerstreitet. Vor allen beruhen die sogenannten Rettungsstücke auf einem undichterischen Gebrauche der Peripetie aus Unglück in Glück. Statt einer anziehenden Verwickelung der Begebenheiten und Angelegenheiten häuft der Poet Gefahr und Unglück auf die Häupter seiner Hauptpersonen ohne irgend einen andern Zweck, als den, uns mit ihrer Errettung davon zu überraschen. (S. Rettungskomödie.) Zuschauer gewöhnlichen Schlages lieben aber diese dramaturgischen Rettungsanstalten, und daher sind sie bei den Theatern eben so nöthig, als die Feuerspritzen.

Reim.

Wer jungen Schauspielerinnen Unterricht in der Verskunst zu geben hat, die sie eigentlich alle kennen müssen, weil ohne diese Kenntniß das Sprechen der Verse selten gut abläuft; dem rath' ich, den Anfang mit dem Ende zu machen, nämlich mit dem Versende, und absonderlich mit der Lehre

vom Reime. Er wird die Aufmerkſamkeit ſeiner Zuhörerinnen augenblicklich gewinnen, wenn er ihnen ſagt, daß es unter den Reimen, wie unter den Menſchen, zwei Geſchlechter, ein männliches und ein weibliches, giebt, und daß unter dieſen Geſchlechtern ſowohl Umarmungen, als Vermählungen vorkommen. Dieſer Rath kommt mir ſo gut vor, daß ich ihn nicht bloß geben, ſondern auch gleich befolgen, und aus dieſem Wörterbuchsartikel folgende kleine Vorleſung für junge Theaterkünſtlerinnen machen will.

„Meine ſchönen Jungfrauen! Unter die vielen Dinge, welche in dieſer Welt ſowohl lang als kurz angetroffen werden, gehören auch die Sylben, und unter die mancherlei Geſchöpfe auf Erden, welche Takt haben, ſind auch die Verſe zu rechnen. Wenn nun ein Versfuß mit einer langen Sylbe ſich ſchließt, wie zum Beyſpiel Genuß, ſo wird er männlich genannt. Schließt er aber mit einer kurzen, wie z. B. Liebe und einige; ſo heißt er weiblich. Bei dieſer Gelegenheit will ich Ihnen gleich bekannt machen, daß der letztgenannte Takt auf griechiſch Dactylus, das iſt: Finger genannt wird, weil er, wie Ihr einer kleiner Finger, dreigliedrig und zwar dergeſtalt gebaut iſt, daß er mit einem langen Gliede anfangt, und in zwei kurzere

ausgeht. Der zweite heißt Trochäus oder Radtakt, weil er sich ungefähr wie ein Mensch bewegt, der ein Rad schlägt, wobei er sich langsam auf die Hände hebt, und geschwind wieder auf die Füße stellt."

„Der zuerst genannte heißt Jambus oder Pfeiltakt, weil er, gleich einem Pfeil, geschwinder auosfliegt, als er ankommt. Wenn nun männliche Takte mit einander reimen, wie Genuß und Verdruß; so entsteht ein männlicher Reim, und thun es weibliche, wie Liebe und Triebe, einige und feinige; so wird der Reim weiblich genannt. Der weibliche der zweiten Art heißt daneben auch noch dactylisch oder fingerlich. Auch erhellet aus den gegebenen Beispielen, daß jeder Reim wenigstens zwei Arme haben muß; und Sie dürfen nur noch an den Kuß, und an die Diebe denken, um wahrzunehmen, daß er auch mehr als zwei Arme haben kann."

„Der Begriff der Geschlechter, meine sittsamen Jungfrauen, führt auf dem natürlichsten Wege zu dem Begriffe der Vermählung. Die regelmäßigste davon, man könnte sagen, die Anstandsehe, finden wir z. B. in dem Trauerspiele: „Codrus" von Cronegk, wo durch das ganze Stück hindurch neben jedem weiblichen Reime ein männlicher steht:

So wird dein zärtlich Herz der Thränen niemals müde?
Quält dich ein ew'ger Gram, betrübte Philaide?
Ich ehre deinen Schmerz; doch sey' ihm nicht zu sehr:
Die Klagen sind umsonst, und Medon ist nicht mehr. ꝛc.“

„Des Anblicks einer solchen langen Reihe von Eheleuten, die Hand in Hand anständig spazieren gehen, wird man leicht ein wenig früher müde, als Philaide ihrer Thränen um Medon. Die Natur hat den Männern, wie den Frauen, die Arme nicht bloß dazu gegeben, daß sie, Hand in Hand gelegt, durch das Leben gehen sollen, wie man etwa eine Polonaise tanzt, wo die Pflicht, nämlich die Wechselstandespflicht, die Paare, zusammen zu hängen pflegt. Auch die Liebe will ihre Rechte, die Liebe, welche die Arme der Walzenden verschlingt. So entstehen denn unter den Reimen vielerlei Arten von Verschränkungen der Arme, die ihnen die Menschen, weil sie nur zwei Arme haben, leider nicht alle nachmachen können. Eine dieser Verschränkungen kann vorzugsweise die Umarmung genannt, und in die einfache und wechselseitige eingetheilt werden. Die wechselseitige*) finden Sie in den ersten vier Versen von Schillers Freude, die Sie hoffentlich auswendig wissen. Die einfache kommt in den Chorstrophen desselben Gedichtes vor:

*) Gekreuzte Reime.

Seid umschlungen, Millionen,
Diesen Kuß der ganzen Welt!
Brüder, überm Sternenzelt
Muß ein lieber Vater wohnen.

„Es ist bekanntlich in den Gesetzen verboten, daß Männer mit Männern, Frauen mit Frauen sich vermählen. Aber das Umarmen kommt auch unter Personen desselben Geschlechts vor. Dasselbe gilt auch von den Reimen, und man sieht im Garten der Poesie oft Reime desselben Geschlechtes sowohl sich umarmen, als auch ohne Umarmung neben einander stehen."

„Es würde für eine erste Vorlesung theils zu trocken, theils zu feucht seyn, wenn ich darinnen die Eintheilung der Reime in reine und unreine erklären, und dabei nicht aus dem Gleichnisse fallen wollte. Aber ich kann ohne alle Unanständigkeit darin bleiben — im Gleichnisse, mein' ich — wenn ich mit Ihnen von starken und schwachen Reimen spreche."

„Sie wissen, daß es in der civilisirten Welt hergebracht ist, das weibliche Geschlecht das schwache, und das männliche das starke zu nennen. Diese Benennung hat einigen Grund, in so ferne von der physischen Einwirkung auf den gröbsten der menschlichen Sinne, auf das Gefühl, die Rede ist, besonders vom Zuschlagen. Aber wenn auf den feineren Sinn des Gehörs gewirkt werden soll,

ſinnenderheit wenn die Rede vom reden, überreden und niederreden iſt, da gebührt der Ruhm der Stärke Ihrem Geſchlecht. Da nun Reime in der Regel auf das Gehör wirken ſollen; ſo iſt es in der Ordnung, daß die männlichen für die ſchwächern, die weiblichen hingegen für die ſtärkeren gehalten werden, weil jene bloß auf Einer Sylbe, dieſe auf zweien oder dreien beruhen, und weil überdem jene nur durch Aehnlichkeit der Reimſylben bedingt werden, dieſe aber neben der Aehnlichkeit der langen Sylben auch noch die völlige Gleichheit der kurzen erfodern. Muſen und Nuzen wirken, wenigſtens auf das Ohr, ſtärker, als Licht und Pflicht. Gleichwie jedoch Menſchen gar oft in Lagen und Stellungen gerathen, wo der Starke ſchwach, und der Schwache ſtark wird; alſo giebt es auch Stellungen der Reime, welche das männliche Geſchlecht ſtark und das weibliche ſchwach machen. Der ſtärkſte Reim wird ſchwächer, als er ſeiner urſprünglichen Natur nach ſeyn könnte, wenn ein oder beide Arme deſſelben in der Rede ſo geſtellt ſind, daß der Sprecher ſie dem Ohre nicht ſtark bemerkbar machen kann, ohne in den Fehler einer ſinnſtörenden Tongebung, oder eines ſinnwidrigen Innehaltens zu verfallen.

Auf den Schwur der Liebe trauen,
Heißt auf Treibſand Häuſer bauen.

das iſt ein recht ſtarker, weiblicher Reim, der ſchwach wird in dieſen Verſen:

Die geſchäft'gen Bienen bauen
Vorrathskammern, und vertrauen
Ihnen ohne Schloß und Riegel
Ihren ganzen Reichthum an;

und noch ſchwächer in dieſen:

Männchen, gib doch deut den blauen
Frack an, in dem alten, grauen
Oberrock geh' nicht mehr aus.

Würden nun überdies die Reimesarme durch ein, zwei, drei oder mehrere Verſe von einander getrennt, deren Ausgänge reimlos, oder Arme anderer Reime wären, ſo würde der ſchwache Reim noch mehr an ſeiner Wirkung auf das Ohr verlieren, und von manchem Hörer vielleicht gar nicht bemerkt werden."

„Mit den männlichen Reimen iſt es nicht anders, und Sie werden nun, meine ſchönen Zuhörerinnen, leicht von ſelbſt bemerken, daß der Reimklang ſo gut, wie die Muſik, ihr Forte und Piano, Pianissimo und Fortissimo haben kann, welches durch den Sinn und Inhalt der gereimten Verſe beſtimmt wird. Es iſt eine alberne Frage, die Keine von Ihnen an mich thun wird: ob man auf der Bühne den Reim ſoll hören laſſen oder nicht? denn gehört zu werden, dazu wird er gemacht. Wenn Sie mich aber fragen: wie ſtark man den Reim ſoll hören laſſen? ſo muß ich Ih-

nen eine ziemlich albern klingende Antwort geben: Genau ſo ſtark, wie der Dichter. Inzwiſchen werden Sie bald ſich überzeugen, daß die Regel ſo gar albern eben nicht iſt, wenn Sie bedenken, daß, wenn in den Verſen, die Sie ſprechen ſollen, Sinn und Inhalt iſt, ihn vorausſetzlicher Weiſe niemand anders als der Dichter hineingethan hat; woraus denn folgt, daß, da Sinn und Inhalt der Verſe die Stärke oder Schwäche des Reimklanges beſtimmen, Sie ſich dabei nothwendig nach dem Dichter bequemen müſſen. Thun Sie das nicht, ſo geſchieht von zwei Dingen nothwendig Eins: entweder Sie übertreiben das Forte des Reimklangs, oder Sie übertreiben das Piano. Im erſten Falle werden Ihnen dann die Kritiker in den Zeitſchriften vorwerfen, daß Sie mit den Reimen klingeln. Im zweiten werden ſie ſagen, daß Sie die Reime wegwerfen, verſchlucken oder gar freſſen, welchen letztgenannten Ausdruck jedoch nur die unhöflichen Kritiker ſich erlauben werden."

„Inzwiſchen haben Sie das alles nur von denjenigen Kunſtrichtern zu befürchten, welche nicht in Sie verliebt ſind. Deren wird es wenig oder gar keine geben, und wenn ich das ein wenig früher bedacht hätte: ſo würde ich Ihnen die Langeweile erſpart haben, die Vorleſung anzuhören, welche ich hiermit beſchließe."

Repertoire

heißt das Verzeichniß der ſämmtlichen gangbaren Stücke eines Theaters. Die Vorausbeſtimmung der Stücke, welche in einer Woche gegeben werden ſollen, heißt die Austheilung, wird nach Anleitung des Repertoire entworfen, und unter den Schauſpielern ausgetheilt. Daher der Name. Bei manchen Theatern wird dieſelbe auch wohl öffentlich bekannt gemacht. Das Repertoire einer Bühne beſtimmt ihren eigentlichen Rang in Bezug auf die dramatiſche Literatur. Je mehr echte, dramatiſche Dichterwerke auf ihr gangbar ſind, deſto höher wird ſie von den wahrhaft Gebildeten geachtet, vorausgeſetzt, daß ſie gut aufgeführt werden. Daher iſt das Repertoire ein Gegenſtand der Theaterkritik, und es iſt verdienſtlich, daß der unter dem Namen Theodor Hell bekannte Schriftſteller, Herr Winkler in Dresden, ſeit 1815 ein Tagebuch der deutſchen Bühnen herausgibt, welches die monatlichen Verzeichniſſe der Stücke enthält, die auf den Theatern von Bedeutung zur Aufführung gekommen ſind. Man erhält dadurch Kenntniß von der Beſchaffenheit des Repertoire der deutſchen Bühne überhaupt. Der Zuſtand deſſelben erſcheint darinne nicht erbaulich für die Freunde der klaſſiſch-dramatiſchen Literatur, welche auf den

meiſten Bühnen vor geſchmackloſen Producten und ſchalen Neuigkeiten wenig zum Worte kommt, mithin auch für die Bildung des Geſchmacks wenig oder gar nichts wirken kann, weil ſelbſt die mögliche Wirkung der ſeltenen guten Erſcheinungen durch den häufigeren Anblick des Abgeſchmackten und Gemeinen gehindert wird. Es wäre zu wünſchen, daß die Theaterkritik Vergleichungen nach Anleitung des gedachten Tagebuches anſtellte, und, um das Ehrgefühl der Directoren und Intendanten anzuregen, alljährlich die beiden Theater öffentlich nennte, welche resp. die meiſten und die wenigſten Darſtellungen klaſſiſcher Werke gegeben haben.

Rettungskomödie.

Die Theaterkritiker verſtehen darunter ein Drama ernſten Inhalts, in welchem eine Peripetie aus Unglück in Glück (ſ. den beſ. Art.) die Kataſtrophe macht, ohne daß jedoch dieſer Glückswechſel als ein erhabener Gegenſtand auf uns wirkt, wie dieſes in der Tragödie von glücklichem Ausgange geſchieht. Es iſt eine Art der comédie attendrissante oder larmoyante der Franzoſen, und unſers ſogenannten Schauſpiels, welches weder Fiſch noch Vogel, weder tragiſch noch komiſch iſt,

und von den Humoriſten Rührſpiel genannt wird. In unſerem moraliſch ſchwächlichen Zeitalter ziehen viele Gemüther dieſe dramatiſche Zitterart dem Ernſt' und der Erſchütterung der Tragödie vor, weil ſie die Kraft nicht haben, das erhabene Unglück der Hauptperſonen bis zur Möglichkeit einer ernſten und genußreichen Betrachtung zu objektiviren. Die Theaterverwaltungen geben dieſer Schwäche leider ſchon ſoweit nach, daß ſie Tragödien durch Abänderung des traurigen Ausgangs in dergleichen Rührſpiele oder Rettungskomödien verwandeln. Ein Beiſpiel davon iſt ausführlich erzählt in meinem Almanach für Privatbühnen a. d. J. 1818 im Vorwort des Drama der Wahn.

Scandiren.*)

„Soll man auf dem Theater die Verſe und die Reime hören laſſen oder nicht?" So fragte mich ein junger Schauſpieler. Natürlich war meine

---

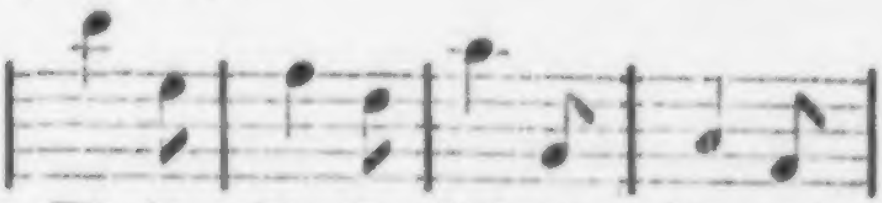
*) Dieſer Artikel iſt faſt wörtlich das erſte Kapitel meines Taſchenbüchleins für Schauſpielerinnen: Vers und Reim auf der Bühne. Er iſt früher geſchrieben. Eben ſo der Artikel Reim. Die Entſtehung jener zuſammenhängenden Abhandlung war der Grund, warum ich die übrigen dort betrachteten Gegenſtände nicht für das Wörterbuch bearbeitete.

Antwort: Man ſoll, denn wofür wären ſie ſonſt da. „Ja dann heißt es in den Zeitungen, man ſcandire," erwiederte er, „und ſcandirt man nicht, ſo heißt es wieder, man rädere die Verſe und werfe die Reime weg. Wie ſoll man es nun machen?" Statt der Antwort erlaubte ich mir die Frage: Wiſſen Sie was eigentlich ſcandiren heißt? Es fand ſich, daß er es eigentlich nicht wußte. Sollte nicht manche Schauſpielerin in demſelben Falle ſich befinden?

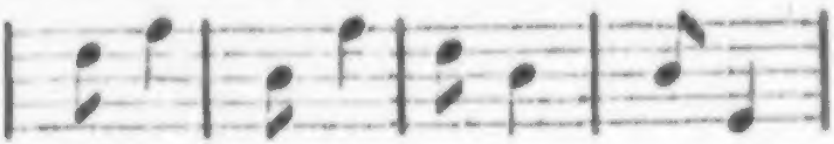
Einen Vers ſcandiren heißt, ihn ſo ſprechen, daß man mit dem Gehör deutlich wahrnehmen kann, wie derſelbe aus ſeinen Füßen und Takten, und jeder Fuß oder Takt aus ſeinen Sylben oder Noten zuſammengeſetzt iſt.

Es iſt nämlich jeder Vers für das Verſtändniß der Schauſpielerinnen gar füglich mit der ſogenannten Clauſe einer Tanzmuſik zu vergleichen, obwohl er ſelten ſo lang iſt, als dieſe. Was dort Note genannt wird, heißt hier Sylbe, und was dort ein Takt iſt, das heißt hier ein Fuß. Nach derjenigen Verskunſt, welche in unſerer Theaterliteratur herrſchend iſt, hat ein Versfuß entweder zwey Sylben, oder drei; und heißt Jambus, wenn er eine kurze Sylbe und darauf eine lange (⏑ –), Trochäus, wenn er eine lange und darauf eine kurze (– ⏑), Spondäus, wenn er

zwei lange (— —), und endlich Dactylus, wenn er eine lange und darauf zwei kurze (— ∪∪) enthält. Da nun lange Sylben zu kurzen in dem Zeitmaaße ihrer Aussprache ungefähr eben so sich verhalten, wie Viertelnoten zu Achtelnoten, mithin der Jambus ungefähr wie , der Trochäus wie , der Spondäus wie , und der Dactylus wie gesprochen wird; so haben die Jamben und Trochäen mit dem Dreiachttheiltakte, die Spondäen und Dactylen hingegen mit dem Zweiviertheiltakte eine so fühlbare Aehnlichkeit, daß meine Leserinnen nach dem jambischen Versmaße der Jungfrau von Orleans und nach dem trochäischen des standhaften Prinzen eine Allemande, nach dem spondäisch-dactylischen des Messias hingegen eine Ecossaise tanzen können. Will eine von ihnen die Probe machen, so singe sie sich ganz einfach und ohne irgend eine Sylbe über ihr natürliches Zeitmaaß hinaus zu dehnen, einige trochäische Verse:

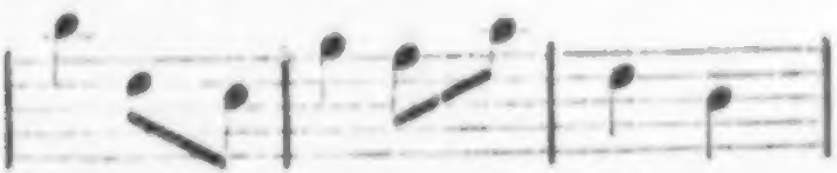


oder einige jambische:

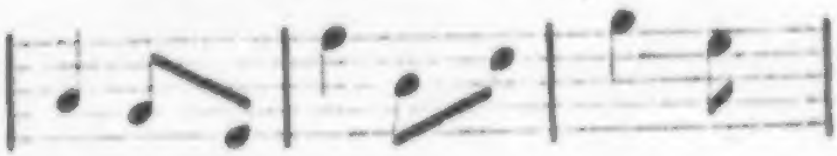


Dem Baum gilt's gleich ob er ver - dorrt,
Wo er dem Boden frisch entsprossen —

im Tempo eines raschen Tanzes vor, und sie wird augenblicklich fühlen, daß, wenn dazu getanzt werden soll, es im Allemandenpas geschehen muß. Thut sie es mit spondäisch-dactylischen Versen:



Sieh! Von der Ro - se ge - küßt er -
Wenn sich die Liebe dir naht, wirst du erröthen, wie sie?



rö - thet die Blu - me der Un - schuld.

so wird, sie mag wollen oder nicht, aus dem Allemandenpas der schottische Tanzschritt oder der französische werden. Nimmt sie das Tempo langsamer, so kann sie nach den Jamben und Trochäen ländern, nach den Spondäen und Dactylen hingegen Quadrille tanzen.

Nicht viel anders, als ich in den obigen musika-

ſikaliſchen Wunderkompoſitionen*), unbekümmert um Harmonie und Melodie, mit den Verſen umgeſprungen bin, verfährt man, wenn man einen Vers ſcandirt. Man kümmert ſich gar nicht um den Sinn ſeiner Worte. Man ſpricht die Sylben nach ihrer muſikaliſchen Quantität (Länge oder Kürze), wie Viertheile und Achttheile; man verbindet ſie nicht zu Wörtern, ſondern zu Verstakten, und man macht je zwiſchen zwei Füßen eine kleine Pauſe, ungefähr wie es ein Muſiker machen würde, wenn er die Clauſe eines Tanzes in der Abſicht trällerte, um die Takte derſelben ſich oder dem Hörer vorzuzählen, und ihm dabei zugleich die Art des Taktes recht bemerklich zu machen. Dieſe Operation, welche zu dem ſinngemäßen und ſchönen Sprechen eines Verſes nicht viel anders ſich verhält, als das Taktſchlagen zur Muſik, iſt daher im Grunde zu nichts tauglich, als zu einer Probe für das Gehör, welche mit einem Verſe in der Abſicht angeſtellt wird, um zu ſehen, unter welche Gattung er gehöre, und ob er richtig gebaut ſey oder nicht. Auf dem Theater kann das eigentliche Scandiren nur dann zweckmäßig ſeyn, wenn eine Perſon vorgeſtellt werden ſoll, welche ſo eben ſcandirt.

*) Ich habe meine eignen Verſe zu dieſem Gebrauche erwählt, um keine Sünde an fremden zu begehn.

Sollte wider Verhoffen unter meinen Leserinnen eine seyn, die weder tanzen noch Guitarre spielen könnte, und welcher mithin die Gleichnisse, die ich Euterpen und Terpsichoren abgeborgt habe, die Sache nicht deutlich machten; so will ich zu ihrem Nutzen noch die Nachricht beifügen, daß scandiren ursprünglich ein lateinisches Wort ist, welches soviel als steigen bedeutet. Wenn sie sich einen Menschen vorstellt, der im gleichgemessenen Schritte eine Treppe oder Leiter hinaufsteigt, und dabei die Stufen oder Sprossen zählt, so hat sie für das Auge ein ziemlich entsprechendes Bild von dem, was das Scandiren für das Ohr ist.

Dieses eigentliche und vollständige Scandiren hab' ich, Gott sey Dank, auf der deutschen Bühne noch niemals vernommen. Aber nicht nur das eben beschriebene Zuzählen der Takte, sondern auch das sinnstörende Herausheben des Einschnittes (der Cäsur), des Versendes und der Reime wird von den Kunstrichtern mit diesem Namen bezeichnet. Dieser Fehler kommt bisweilen vor auf den Bretern, wenn die Sprechenden nicht bedenken, daß der Vers lang sein Piano und Forte hat, wie der Gesang. Weit häufiger aber wird die entgegengesetzte Sünde begangen, das Rädern der Verse, und das Wegwerfen der Reime.

Beides wird zu ſeiner Zeit ſeinen eignen Artikel bekommen.

Schauſpiel. *)

Die Kunſtlehre verſteht darunter in der weitern Bedeutung das zur Darſtellung beſtimmte dramatiſche Gedicht, es ſey von welchem Inhalt und welcher Form man will; in der engeren aber diejenige Zwittergattung von Drama, welche zwiſchen die Komödie und die Tragödie fällt, indem ſie ohne den Eindruck des tragiſch Erhabenen zu ihrem Endzwecke zu machen, uns durch die Verwickelungen einer ernſten Handlung zu Beſorgniß und Mitleid beweget, und zuletzt unſer Gemüth durch einen glücklichen Ausgang erfreut. (Vergl. d. Art. Rettungskomödie.) Sie unterſcheidet ſich von der Ko-

---

*) Um nicht etwa eines Plagiats beſchuldiget zu werden, bemerk' ich hier, daß dieſer Artikel, obwohl er ohne mein Namenszeichen im Leipziger Converſationslexikon (Auflage 5) ſteht, dennoch meine Arbeit iſt. Ich ſchrieb ihn in der Vorausſetzung, daß der gleichnamige in der vierten Auflage weggelaſſen, und durch mehrere Artikel erſetzt werden ſollte, welche die darin berührten, dramaturgiſchen Gegenſtände einzeln erläuterten. Allein man ſchob meinen Aufſatz vorn an, wie ließ mein Zeichen weg, weil nun der größte Theil des Artikels die Arbeit eines Andern war.

mödie durch den Ernſt der Handlung, der jedoch durch komiſche Einzelnheiten unterbrochen ſeyn kann; von der Tragödie mit glücklichem Ausgange hingegen dadurch, daß der Eindruck des Erhabenen wegfällt, welchen jene entweder durch die Handlung ſelbſt, oder durch die beibringende Peripetie (ſ. den beſ. Art.) hervorbringt. Man denke, um dieſen Unterſchied ſich deutlich zu machen, auf der einen Seite an die Iffländiſchen und Kotzebueſchen Rührſpiele, z. B. die Hageſtolzen, die Sonnenjungfrau; und auf der andern an Voltaire's Merope, und an Calderons Das Leben ein Traum. Das letztgenannte iſt mit größerem Rechte noch als Merope, Tragödie zu nennen, wenn ſchon der Dichter es nur Drama genannt hat: denn wie die Fabel überhaupt, ſo iſt auch die Handlung erhaben, welche die Begebenheit glücklich endiget: ein Sieg der Vernunft über wilde Leidenſchaften und rohe Triebe. Die Handlung, welche in der Merope den glücklichen Ausgang hervorbringt, (der ungleiche Kampf Egiſts gegen Poliſent) iſt mehr heldenkühn, als ſittlich erhaben zu nennen. In der Sonnenjungfrau fehlt auch das. Der König vernichtet ein grauſames Geſetz, welches die Liebenden trennt. In dem genannten Stück Iffands beſiegt der ſchwache Held ein eignes Vorurtheil, und es iſt alſo hier von Erhabenheit im Sinne der Kunſtlehre

ebenfalls nicht die Rede. Dieser Begriff des Schauſpiels erfüllt jedoch den Spielraum nicht, welchen die freie Kunſt zwiſchen Komödie und Tragödie findet. So z. B. iſt Goethe's Taſſo, bei aller Anlage zum Trauerſpiele, weder das, noch auch im oben feſtgeſtellten Sinne ein Schauſpiel; weil der Ausgang der Fabel, welche in einem Conflict zärtlicher Neigungen mit Standesſchranken beſteht, weder glücklich noch unglücklich, ſondern — ungewiß iſt. Womit das zu rechtfertigen ſey, oder, wenn es ein Fehler iſt, wodurch wir dafür ſchadlos gehalten werden, gehört nicht hieher.

In der Sprache der Theaterpraxis wird das Schauſpiel in der weiteren Bedeutung gewöhnlich in recitirendes Schauſpiel (auch Schauſpiel ſchlechthin genannt), Oper und Ballet eingetheilt. Man verſteht dann unter jenem eine theatraliſche Darſtellung, welche ihren Gegenſtand hauptſächlich durch Rede und Handlung dem Ohr und dem Auge verſinnlichet, welches in der Oper durch Geſang, und im Ballet durch Tanz geſchieht, beide mit Geberdenſpiel vereiniget. (Vergleiche Oper.)

Schauſpielkunſt.

So heißt die Kunſt, dramatiſche Werke durch theatraliſche Darſtellung dem Ohr' und dem Auge

zu verſinnlichen. Diejenigen, welche dieſe Verſinnlichung dadurch bewirken, daß ſie ſich ſtellen, die in dem dramatiſchen Werke als handelnd gedachten Perſonen zu ſeyn, heißen Schauſpieler. Auf Verſtellung, auf Täuſchung fremder Einbildungskraft vermittelſt der Sinne des Gehörs und des Geſichts beruht ſonach die Ausübung dieſer Kunſt. Daher bezeichnet im Griechiſchen Ein und daſſelbe Wort (ὑποκριτής) den Heuchler und den Schauſpieler. Der letztgenannte muß die Perſon, welche er darſtellen will, ſich zuvörderſt im Geiſte vorſtellen, und ſie ſodann durch ſeine wirkliche Perſon, ſoweit es deren Beſchaffenheit zuläßt, verſinnlichen, darſtellen. Jene Thätigkeit des Geiſtes, beſonders der Einbildungskraft, heißt die Auffaſſung der Rolle (der geſammten Eigenſchaften der im Drama als handelnd gedachten Perſon); die letztgenannte Thätigkeit (des Geiſtes und Leibes zugleich) nennen wir das Spiel. Der höchſte Zweck der Auffaſſung iſt, die Vorſtellung des Dichters von der darzuſtellenden Perſon mit der Phantaſie zu erreichen. Das höchſte Ziel des Spieles ſoll ſeyn, durch die Verſinnlichung der Auffaſſung (der eigenen Vorſtellung von der darzuſtellenden Perſon) zu entſprechen. So iſt denn die Kunſt des Schauſpielers in der Theorie nichts anders, als die Fähigkeit, den Gedanken des Dich-

ters in Bezug auf eine gegebene Perſon des Dra-
ma in ſeiner Totalität aufzufaſſen, des Dichters
Vorſtellung zu einer Vorſtellung der eignen Ein-
bildungskraft zu machen, und dieſelbe an der eig-
nen Perſon zu verſinnlichen. Weniger die zweite,
als die erſte dieſer beiden Fähigkeiten iſt es, wel-
che den Schauſpieler (den Heuchler im Doppel-
ſinne der Griechen) zum Künſtler macht. Viele
haben das Geſchick, Eigenſchaften einer fremden
Individualität, die ſie beobachteten, an ihrer eig-
nen Perſon nachzuahmen. Wenigen iſt es gege-
ben, eine dramatiſche Perſon in ihrer Totalität,
alſo auch in ihrem Zuſammenhange mit dem gan-
zen Drama, nach der dürftigen Anleitung des tod-
ten Buchſtaben lebendig in der Einbildungskraft
zu reproduciren, und dieſe dichteriſche Nach-
ſchöpfung an ſich ſelbſt täuſchend vor fremde
Sinne heraustreten zu laſſen. Das Geſchäft der
Auffaſſung iſt es, welches vom Schauſpieler for-
dert, was die Erfindung und geiſtige Geſtaltung
vom Dichter heiſcht: Streben nach möglichſter
Ausbildung aller Seelenkräfte. Das Geſchäft des
Spiels (der Darſtellung) richtet ſeinen Anſpruch
mehr auf Uebung und Ausbildung der phyſiſchen
Kräfte und Fähigkeiten, damit es der Einbildungs-
kraft um ſo leichter werde, nach dem Bedürfniß
ihrer Vorſtellung von dem, was dargeſtellt werden

ſoll, die phyſiſche Perſon zur Verſtellung (ὑπόκρι-σις) zu beſtimmen. Wie man ſeine Fähigkeiten zur Schauſpielkunſt, beſonders zur Darſtellung einer gegebenen Rolle, prüfen, und bei Ausübung der Kunſt vom Einſtudieren bis zur wirklichen Aufführung mit ſich ſelbſt in ſeinem Innern verfahren möge, davon findet ſich eine Abhandlung in meinem Almanach für Privatbühnen 1817.

So wenig die Schauſpielkunſt als eine ſelbſtſtändige angeſehen werden kann, da ſie nur in Verbindung mit der dramatiſchen Poeſie denkbar iſt (denn ſelbſt bei'm Extemporiren kann dieſe nicht fehlen), und überdem ihre volle Wirkung nur in Verbindung mit denjenigen Hülfskünſten und Handwerksfertigkeiten erreichen kann, welche die geſammte Theaterkunſt ausmachen (z. B. Dekorirkunſt, Machinerie, Coſtumirung, Geſichtsmalerei u. ſ. f.); ſo gewiß iſt ſie von allen ſchönen Künſten die bewundernswürdigſte und die wirkſamſte: jenes, weil bei ihrer Ausübung der Menſch Werkmeiſter, Stoff und Kunſtwerk zugleich iſt; dieſes, weil eben als Kunſtwerk nichts auf den Menſchen ſtärker wirken kann, als der Menſch, lebend durch den Menſchen dargeſtellt. Dieſe Wirkſamkeit erklärt den Hang zu ihr, den wir bei allen cultivirten Völkern finden. Ihr Keim liegt tief in der Natur des menſchlichen Geiſtes und Ge-

müths. Es ist der Keim aller schönen Künste überhaupt: der Trieb, unabhängig von dem Zwange der Wirklichkeit, von ihrer Nöthigung zu Gedanken und Empfindungen, freithätig zu spielen mit dem Schein. (M. vergl. Schiller über die ästhetische Erziehung des Menschen.) Der Trieb, anzuschauen und zu empfinden, was wir wollen, nicht was wir müssen, hat alle schönen Künste erfunden, welche Schiller treffend genug die Künste des Scheins nennt. Der Wunsch, durch den Schein soviel als möglich getäuscht zu werden, muß nothwendig die lyrische und epische Dichtkunst zur dramatischen, und den mündlichen Vortrag der letztgenannten zur Schauspielkunst steigern, so lange die Cultur eines Volkes, und mit ihr die Ansprüche der Geister und Gemüther auf jenen Genuß des Scheines im Steigen begriffen sind.

Was wir ersehnen, will sich nicht begeben,
Was sich begiebt, ist nicht, wonach wir streben:

Darum, mitten unter dem, was sich begiebt, erschafft die Einbildungskraft, was wir ersehnen, und das Talent führt es aus im selbstgewählten, fügsamen Stoff. Die Theatergeschichte aller Völker wird am Ende auf diesen Quell sich zurückführen lassen. Das Theater in Athen mit seinen Tragödien und Lustspielen ist aus den Vorträgen der

Thespiskarren heranwachsen, und die Sakontala des Calidas ist unfehlbar mit irgend einer Bänkelsängerei oder Jongleric der alten Hindous in linea recta verwandt. Da es die Cultur ist, welche den Anspruch auf Genuß des täuschenden Scheines entwickelt, und da diese nur langsam (in der modernen Welt vielleicht nie) ein Eigenthum der Volksmasse wird; so ist wahrscheinlich, daß wir an den meisten Orten Deutschlands die ersten Spuren einer eigentlichen Schauspielkunst im geselligen Privatleben der Gebildeten aufzusuchen hätten, wo es eine vollständige Geschichte dieser Kunst gälte. Man sehe z. B. Blümners Geschichte des Theaters in Leipzig 1818. Das älteste gedruckte Stück, welches der sorgsame Forscher dort aufgefunden, die Comedia nova Hegendorfii, führt auf dem Titel den Beisatz: Lipsie non raro in doctissimorum virorum corona acta. Später erschien ihre Spur unter den Schülern und Studenten, und erst unter Johann Velthem (1669) scheint sie dort von einer zu diesem Zwecke vereinten Schauspielergesellschaft öffentlich vor dem Volke ausgeübt worden zu seyn. Er hatte studirt, und meist Studenten bildeten seinen Verein. Anderer Orten und früher scheint nur in religiösen Processionen eine Art von heiliger Schauspielkunst öffentlich erschienen, und

hier und da von den Handwerksgilden auf öffentlichen Plätzen eine Art dramatischen Spieles betrieben worden zu seyn, (S. Pauls v. Stetten Kunstgeschichte von Augsburg S. 530.) besonders in den Fastnachtsspielen. Die Nachrichten von jenen früheren Zeiten findet man in dem angez. Buche Blümners S. 2 ff. zusammengestellt, und ihre Quellen angezeigt. Es ergiebt sich daraus, daß, wenn schon die Geschichte des deutschen Drama bis auf den Krieg auf der Wartburg zurückgeführt werden kann, und wenn es auch in Klöstern und Schulen schon in den ältern Zeiten Schauspielartige Darstellungen, so wie bei religiösen Processionen und bei Fastnachtsmummereien, Verkleidungen und Verstellungsspiele gegeben; dennoch eine eigentliche öffentliche Schauspielkunst erst mit Velthem (nach seiner eignen, von Blümner a. a. O. gelieferten Unterschrift: Johann Velten von Hall aus Sachsen) in Deutschland begonnen habe. Kaum in dieser Maaße begonnen, hatte sie schon Kämpfe mit der Geistlichkeit zu bestehen, und Velthems Gattin, die nach dessen Tode die Direktion der Gesellschaft führte, schrieb eine Vertheidigung der Schauspiele gegen einen Diaconus Winkler in Magdeburg. Blümner a. a. O. S. 28. Gegen das Gewicht der Geistlichkeit scheint das fürstliche Ansehen die junge Kunst gleich bei ihrem Eintritt'

in das Gebiet der Oeffentlichkeit in Schutz genommen zu haben; denn schon Velthem hatte mit seiner Gesellschaft die Erlaubniß erhalten, den Titel königlich polnischer und churfürstl. sächsischer Hofcomödianten zu führen, obschon sie sich durch Bereisen mehrerer Städte, besonders der Meßstädte, erhielt. Der verliehenen Titel ungeachtet hießen bis in die zweite Hälfte des vorigen Jahrhunderts hinein dergleichen Gesellschaften Banden. So wird noch in der Vorrede zu Crenegks Werken, welche nach dessen Tode seine Freunde herausgaben (1760) in allen Ehren der Kochischen Bande gedacht. Die Benennung fiel, als in den Hauptstädten Deutschlands stehende Bühnen Fuß faßten, den wandernden Gesellschaften anheim, und wird jetzt auch in Bezug auf diese nur bei dem Ausdrucke von Verachtung gebraucht. Man nannte sie nach dem Orte, wo sie entstanden waren, oder herkamen. So ist im a. Buche Bl's. S. 37, in einer Verstattungsurkunde von 1695, die Rede von der Merseburgischen Bande Hermann Heinrich Richters. Später führten dergleichen Gesellschaften Elendsohn und Haack (welcher ein Privilegium für Sachsen erhielt) u. a. m. Epoche machte in jener Zeit der wandernden Kunst die Neuberin (1727) theils durch ihre freundschaftliche Verbindung, theils durch ihre Entzweiung

mit Gottsched. Hier trat erst das Theater in nähere Berührung mit Kunstwissenschaft und Kritik. Gottsched zu gefallen verbrannte die Neuberin den Hanswurst, und brachte später Gottsched selbst verspottend auf die Bühne. Mit dem Anspruch der Wissenschaft und Kritik auf der einen, und dem Widerspruch der Theaterpraxis auf der andern Seite, wie sie hier öffentlich im Gebiete der Literatur laut wurden, war diejenige Wechselwirkung begründet, von welcher sich hoffen ließ, daß sie die Kunst heben, und die Wissenschaft aufklären und practisch machen würde. In der That giengen bald aus diesem Conflicte zwei Schauspieler hervor, welche die Kunst aus dem höheren Gesichtspunkte betrachteten, und demselben gemäß behandelten: Koch, der als Student zu der Gesellschaft der Neuberin gekommen war, und später auf dem Theater der Schröderin in Hamburg gespielt; sodann Eckhof, welcher 17 Jahre lang bei der Schönemannischen Gesellschaft gestanden hatte, die Gottsched nach seinem Zerfall mit der Neuberin begünstigte. Mit einem späteren Coryphaen unserer Literatur, mit Lessing, kam die Bühne zu Hamburg in Wechselwirkung, welche Ackermann 1764 gegründet, und 1767 an Seyler überlassen hatte. Lessing fing an, der dortigen Bühne Tag für Tag kritisch zu folgen, und obwohl er durch

die Empfindlichkeit der Schauspieler bald veranlaßt wurde, sich auf die Kritik der Stücke zu beschränken (M. s. die Hamb. Dramaturgie); so wirkte er doch unfehlbar sehr entscheidend auf die Schauspieler, besonders auf Eckhof, welcher damals zu dieser Gesellschaft gehörte, und bald den Ruf eines wissenschaftlichen Schauspielers erwarb, welchen selbst dramatische Dichter zu Rathe zogen. (S. Weißens Selbstbiographie S. 21.) Im J. 1768 kam Schröder zu dieser Gesellschaft zurück, die er ein Jahr früher verlassen hatte, weil Seyler das Ballet aufgab. Aus dem Balletmeister wurde später (1771 ff.) ein Schauspieler von Bedeutung, ein Theaterdichter, und ein Bearbeiter Shakspeare's. In Berlin, unter Wilhelm II., erschien ein Philosoph und Kunstrichter, der berühmte Engel, als Oberdirektor an der Spitze des Theaters, und im Jahre 1796 folgte ihm Iffland, der, wenn auch nicht als Direktor, doch gewiß als Muster des durchdachten Spiels, und als dramatischer Dichter großen Einfluß auf die Kunst hatte.

Alle diese Fortschritte, welche von Velthem an bis jetzt die Schauspielkunst im Einzelnen gemacht hat, haben sie dennoch im Ganzen nicht viel weiter gebracht, als zu einer Art von Crisis, wo es sich erst entscheiden zu müssen scheint, ob die Kranke genesen, oder an Entkräftung sterben werde. Glän-

lend zwar hat ſich der Patientin ökonomiſche Lage verbeſſert. Die öffentlichen Theater haben in den wichtigſten Städten aufgehört, ſchwankende Privatunternehmungen zu ſeyn. Sie ſind Sache der Staaten oder der Regenten, und die Schauſpieler reich beſoldete, mit Anſprüchen auf Penſionen ausgeſtattete Staatsdiener geworden. Aber ihre Krankheit iſt ziemlich ſo alt, als ihr erſter Conflict mit Gottſched. Sie heißt: Vereinigung des Schauſpiels mit der Oper, welche Gottſched vergebens befehdete. Die wahre Schauſpielkunſt hangt, wie aus den oben entwickelten Begriffen folgt, in ihrem innerſten Weſen mit der dramatiſchen Dichtkunſt zuſammen. Nicht ſo die Oper, welche die Muſik für ihre Herrin erkennt, und ſtatt der Poeſie mit metriſcher Abgeſchmacktheit vorlieb nimmt. (S. Oper.) Sie raubt der Schauſpielkunſt ihre Prieſter und Prieſterinnen. Was irgend ſingen kann, zieht die einträglicheren Stellen bei der Oper vor, und verlernt in ihrem, nicht dem Sinne des Wortes, ſondern dem Notenlaufe der Muſik folgenden Carrikaturſpiele das wahre. Der Sinnenreiz, welchen die Oper darbietet, verderbt den Geſchmack des Publikums an den Werken der Dichtkunſt, welche hauptſächlich vom Geiſt aus auf das Empfindungsvermögen wirken müſſen. Die Vorliebe des Volks für dieſen Sinnenreiz ſchmeichelt

den Bühnenverwaltungen mit reichen Einnahmen, und die Kosten, welche sie dafür aufwenden müssen, erschöpfen die pekuniären Kräfte, welche das Ganze des Theaterwesens aufrecht erhalten sollen, meist allein. Darinne scheint die Haupturſache zu liegen, warum keine deutsche Hauptstadt noch ein deutsches Theater hat in dem Sinne, wie Paris sein théâtre françois besitzt: (Vergl. Nationaltheater.) eine Künstlergesellschaft, welche ausschließlich sich damit beschäftiget, diejenigen Werke der dramatischen Dichtkunst, welche auf Classicität Anspruch machen, in das theatralische Leben zu rufen. Das Burgtheater in Wien ist davon nur ein Schatten. Die Censur hemmt dort den freien Aufflug der Poesie, und die Meisterstücke, womit der gebildete Theil der Nation gegen das Ausland prunkt, erscheinen jämmerlich verstümmelt.

So sieht es im Ganzen um die Praxis der Schauspielkunst in Deutschland. Ihrer Theorie mangelt ein vollständiges, geschriebenes System. Was Lessing, Goethe, (in Wilhelm Meister) Engel, von Seckendorf, Iffland u. a. über diese Kunst geschrieben haben, hat großen Werth, ohne ein zusammenhängendes, umfassendes Ganzes zu seyn. Die Schauspielerstudien von Sievers sind unklar und verworren. Ein großes systematisches

Werk,

Werk, welches der verſtorbene Koller ankündigte, iſt, ſoviel ich weiß, nicht zu Stande gekommen.

Schickſal.

Die Schickſalstragödie wird bekanntlich der Leidenſchaftstragödie entgegen geſetzt, und einige Kunſtphiloſophen, namentlich Eberhard im Handbuch der Aeſthetik B. 4. S. 199. ff., wollen jene, als die höhere Gattung, Tragödie, und dieſe Trauerſpiel genannt wiſſen. Sonach wäre dieſes ein Drama, welches die tragiſche Wirkung auf das Gemüth bloß durch Darſtellung des Getriebes menſchlicher Leidenſchaften hervorbringt, die ſich im Gebiete der moraliſchen Freiheit bewegen; jene hingegen ein ſolches, welches zum Behuf dieſer Wirkung die Idee eines Verhängniſſes, einer überſinnlichen, von dem Willen des Menſchen unabhängigen Nothwendigkeit in's Spiel zieht, und beide, überſinnliche Nothwendigkeit und moraliſche Freiheit, in ihrem wechſelnden oder gleichzeitigen Einfluſſe auf die menſchlichen Handlungen darſtellt. Daß auf dem erſtgenannten Wege echt tragiſche Totalwirkung hervorgebracht werden könne, iſt in neueren Zeiten bezweifelt worden. Auf keinen Fall läßt ſich bezweifeln, daß es ſehr ſchwer iſt, indem dabei in der

Darſtellung menſchlicher Handlungen getrennt werden müßte, was in der Erfahrung vereiniget iſt: Beſtimmung durch den menſchlichen Willen, und Einwirkung von außen, ſey es nun des unberechenbaren Zufalls, oder einer Nothwendigkeit, deren Grund wir in einer undurchſchauten, überſinnlichen Weltordnung ſuchen. Wie frei auch immer, ſelbſt im leidenſchaftlichen Zuſtande, unſere Willenskraft ſeyn mag; der Erfolg ihrer Thätigkeit wird immer von Dingen abhangen, die außer dem Bereiche dieſer Freiheit liegen, und die Erſcheinung dieſes Erfolgs wird theils auf die eine, theils auf die andere Urſache hinweiſen. Nun iſt aber die Idee eines Zufalls, welcher blind den Erfolg unſerer Willensthätigkeit mitbeſtimmt, vielmehr niederſchlagend, als erhebend. Sie thut dem Begriffe der moraliſchen Welt und der Menſchenwürde Abbruch; ſie verletzt den Stolz des menſchlichen Geiſtes, der, wo er einmal ſich für abhängig erkennen muß, lieber von einem höheren Geiſt, als von einem geiſtloſen Stoffe abhängig ſeyn mag. Daher das Streben der Dichter, die unbeſtreitbare Einwirkung von außen einer geiſterfüllten, überſinnlichen Welt, einem Verhängniß' oder Schickſale zuzuſchreiben, welches höhere Weſen lenken. Sobald aber der Dichter einmal dieſe Idee in das Spiel ſeiner Einbildungskraft gezogen hat; muß er, eben weil er

Dichter iſt, ihr Geſtaltung geben für die Intuition: er muß ihr Eigenſchaften beilegen, welche uns ihr Weſen, wie er es dachte, (und er muß es größer, würdiger, erhabner denken, als den Menſchen, weil er den Menſchen abhängig von ihm darſtellen will) wo nicht erkennen, doch ahnden laſſen. Auf dieſer Geſtaltung nun beruht die Natur und der Werth der Schickſalstragödie. Stellt er das Verhängniß als ein nach blinder Willkühr zwingendes Fatum dar, mit andern Worten: ſchreibt er ihm ein Analogon menſchlichen Willens ohne Analogon menſchlicher Vernunft zu; ſo vernichtet er den Zweck ſeiner Geſtaltung und gibt ſtatt eines, in dem Weltſtoffe ſich erregenden Zufalls, ein Etwas über demſelben, welches zum Behuf der tragiſchen Erhebung unſeres Gemüthes nicht beſſer taugt, als eben die Idee des Zufalls, die er verbannen wollte; ja er gibt ſogar etwas noch Schlimmeres, weil mit dem Gedanken eines Willens auch die Macht dieſes unerkannten Weſens ſteigt, und die Vorſtellung einer ſolchen Macht überſinnlicher Willkühr von der Phantaſie leicht ſo gigantiſch geſtaltet werden kann, daß daneben der, auf moraliſcher Freiheit ruhende Begriff einer menſchlichen Handlung gänzlich verſchwinden muß. Die Phantaſie des Schickſalstragöden muß daher dem unbekannten Weſen, Verhängniß genannt, neben

dem Analogon des menschlichen Willens auch ein Analogon der menschlichen Vernunft leihen: er muß es einwirken lassen nach einer, nur dem Ahndungsvermögen erreichbaren, Autonomie einer möglichen höheren Vernunft, die auch da, wo sie von der Sittengesetzgebung unserer Vernunft abzuweichen scheint, ihr doch insoferne nicht widerstreitet, als wir uns bekennen müssen, daß unsere moralische Autonomie von dem Raume bedingt wird, den wir von der moralischen Welt übersehen, und daß mithin für ein Vernunftwesen, welches davon mehr überschaut, eine andere, höhere Vernunftgesetzgebung, eine andere, nach dem Maaßstabe einer umfassenderen, erhabeneren Zweckmäßigkeit messende Gerechtigkeit möglich ist. Denn wollt' er uns in demselben nichts Höheres ahnden lassen, als was im Gebiete der moralischen Gesetzgebung unsere eigne Vernunft leistet; so würde er wiederum dem Zwecke seines Phantasiespiels entgegen handeln: er würde den Menschen in der Abhängigkeit von einem Wesen darstellen, welches, von der Seite seiner Verwandtschaft mit dem Menschen, d. h. als Vernunftwesen betrachtet, eben nicht mehr, als er selbst, und ihm nur an Mitteln zur Willensvollziehung, nicht an Einsichten bei der Willensbestimmung überlegen wäre. Diese Umstände übersehen diejenigen beschränkten

Köpfe, welche über heidnischen Fatalismus schreien, wenn sie in der Schicksalstragödie das Verhängniß so zur Anschauung gebracht sehen, daß es das Maaß ihrer Verstandesbegriffe von Gut und Bös, von Grausamkeit und Gerechtigkeit, von gewaltthätiger Willkühr und moralischer Zweckmäßigkeit überragt. Auf der andern Seite gehen vielleicht manche Dichter irr' in der Wahl der Mittel, der Phantaße, das Verhängniß in der Eigenschaft eines höheren Vernunftwesens anschaulich zu machen, und es als mithandelnd darzustellen. Sie unterscheiden nicht scharf genug, was von der übersinnlichen Welt dem leiblichen oder geistigen Auge des Zuschauers sichtbar, was ihm zum Bilde in der Denkform des Raumes werden darf; und was ihm dagegen unsichtbar und gestaltlos bleiben muß, um desto lebhafter das Ahndungsvermögen anzuregen, und durch dasselbe das Gemüth in seiner tiefsten Tiefe zu bewegen. Dadurch geben sie den Schwachköpfen Gelegenheit, gegen die Poesie unter dem Paniere eines sogenannten Menschenverstandes zu Felde zu ziehen, welcher eigentlich an einem organischen Fehler unheilbar krank ist, und sich bloß darum gesund wähnt, weil ihm rüstige, gesunde Finger zu Gebote stehen.

Wie seit der Erscheinung der Braut von Messina die Theorie der tragischen Kunst, durch

das Beispiel der griechischen Muster unterstützt, für den Gebrauch der Schicksalsidee in der Tragödie sich erklärt hat; (S. Blümner über die Idee des Schicksals in den Tragödien des Aischylos Abschn. I. und XI.) so haben seit dem Erscheinen der Schuld die Theaternotizenschreiber ihre Stimme dagegen erhoben, und die Ahnfrau (s. den Art. Geistererscheinung), worinnen diese Idee nicht glücklich gebraucht, ja vielleicht zu bloßem Theatereffekte gemißbraucht worden ist, hat ihnen neue Waffen dazu geliehen. Der Hauptirrthum, worauf ihre Raisonnements beruhen, ist der Trugschluß, daß überall im Drama, wo ein Fluch, eine Voraussagung, ein Traum, ein Anzeichen oder eine Ahndung in Erfüllung geht, auch eine unausweichliche höhere Verherbestimmung der menschlichen Handlungen anzunehmen sey. Von dieser fordern sie nun, daß sie nach menschlichen Begriffen gerecht sey, und gerathen so auf Absurditäten, welche den Begriff der Schicksalstragödie aufheben würden. (Vergl. den englischen Zuschauer XI.) Alle die eben genannten Dinge: Vorahndung, Traum, Anzeichen, Fluch, Prophezeihung, auch das was man Erscheinung zu nennen pflegt, sind Mittel, welche der Volksglaube an eine irdische Offenbarung der Geisterwelt dem Dichter darbietet, um damit in dem Zuschauer die Vorstellung

einer überſinnlichen Ohmacht anzuregen; aber indem er ſich ihrer bedient als dramatiſcher Hebel, giebt er ſie nicht für untrügliche Organe der unerkannten Geiſterwelt aus. Er benutzt in den meiſten Fällen nur den Erfahrungsſatz, daß abergläubige, leidenſchaftliche Furcht vor Unglück das gefürchtete Unglück zu befördern pflegt; oder auch den, daß ein abergläubiſches Vertrauen auf die vermeintlichen überſinnlichen Stimmen der Zukunft, den Menſchen von der Bahn der Tugend abzuziehen, und ihn in's Verderben zu ſtürzen vermag. Jenes iſt z. B. in Calderons Das Leben ein Traum, dieſes in Shakſpeare's Macbeth der Fall.

Styl.

Zwei junge Schauſpielerinnen ſaßen während der Probe in der Kuliſſe. Sie waren eben aus dem Hörſale eines Profeſſors der Aeſthetik gekommen, der für das jüngere Theaterperſonal (das ältere wußte ſchon alles) dramaturgiſche Vorleſungen halten mußte.

„Haben Sie denn heute alles verſtanden, was er ſagte?" fragte die Eine.

„O ja, alle Worte."

„Auch das vom Styl? Ich weiß noch immer

nicht recht, was das ſagen will: Der Styl der Darſtellung.“

Die, welche alles verſtanden hatte, lächelte. „Ja, Liebe, Sie waren noch nicht bei uns, als er von den tropiſchen Figuren handelte. Das Wort iſt eine tropiſche Figur, das heißt, ein bildlicher Ausdruck. Der Stiel iſt das, wobei man ein Ding anfaßt, und der Styl einer Darſtellung will weiter nichts ſagen, als wie man es angreifen muß, daß es dem Publikum gefällt.

Ich will den Kunſtphiloſophen ſehen, der mir die Bedeutung jenes Wortes beſſer und handgreiflicher erklärt als dieſes junge Frauenzimmer. Beſonders für das ſchöne Geſchlecht, welches im häuslichen Leben recht eigentlich daran gewöhnt wird, alle Dinge die Stiel haben, bei dem Stiele anzufaſſen, wird der abgezogene Begriff des Styles um Hundert vom Hundert faßlicher, wenn man ihn durch den Stiel erläutert, der doch am Ende in ſeiner urſprünglichen Bedeutung ſo gut wie der Styl eine Art von Griffel, das heißt, ein Gegenſtand für den Griff der Hand iſt. Machen wir damit einen kleinen Verſuch an einer Redensart, welche die Theaterkritiker häufig zu gebrauchen pflegen.

Es trägt ſich bisweilen zu, daß Goethe's köſtliches Schäferſpiel: Ueble Laune des Verliebten, auf dem

Theater durchfällt, obschon Amine und Eriden von denselben Personen dargestellt werden, die in Kotzebue's Rosen des Herrn von Malesherbes als Susette und Peter ungetheilten Beifall erhalten haben. „Ganz natürlich, — sagen dann die Kenner — sie spielten in einem viel zu unedlen Style." Wenn Peter und Suse das wieder erfahren, so glauben sie nicht selten, sie hätten nach der Meinung jener Kunstrichter in die Art ihres Spieles das Gemessene, Feierliche; Volltönende der Tragödie legen sollen, welches oft mit dem Ausdrucke: edler Styl, bezeichnet wird. Wie macht man ihnen nun am besten deutlich, was die Kenner wollen? Antwort: Durch den Stiel.

Jedermann begreift den Unterschied zwischen dem Stiel' einer Lilie und dem Stiel' eines Rührlöffels, und es wird nicht leicht Jemand auf den Einfall kommen, jenen, wenn er die Blumen dem Blumenfreunde darbietet, so derb angreifen zu wollen, als er diesen angreifen muß, wenn er eine tüchtige Wirkung im Topfe hervorbringen will. Nun sind zwar die Rosen des Herrn von Malesherbes kein Rührlöffel, wie man ihn in der Küche braucht. Sie sind vielmehr ein zierlich gearbeiteter Punschlöffel, womit ein angenehmer Wirth, welcher Leuten von Geschmack ein geistreiches Getränk zu kosten geben will, zuvor mit anständiger Bewegung die

am Boden des Punschnapfes träg liegenden Süßigkeiten aufregt, welche dem Getränke den eigentlichen Wohlgeschmack geben. Dieser Wohlgeschmack, auf welchen es hier unser Kotzebue abgesehen hat, ist nichts Anderes, als das Wohlgefallen des menschlichen Gemüthes an dem anspruchlosen Zartgefühle der sogenannten gemeinen Leute. Es soll uns rühren, und rührt uns, gut dargestellt, wirklich, daß gewöhnliche Bauern, aus uneigennütziger Liebe zu dem wohlthätigen Herrn ihres Dorfes, eine Rosenhecke, die er zu lieben scheint, ohne sein Wissen mit der zartesten Sorgfalt pflegen, und als ein unantastbares Kleinod betrachten. Dieses Zweckes halber mußte der Dichter uns in Peter und Suschen entgeartete, aber natürliche Bauernkinder von unverfeinerter Empfindungsweise vorführen, und er machte daher in sein Liebespaar einen zwar glatt gehobelten, aber haltbaren Stiel, der, wenn gleich nicht tölpelhaft, doch fest, mit der ganzen Hand, und sonder absonderliche Zierlichkeit angegriffen werden muß. Wenn Peter und Susette das thun, so thun sie des Dichters Willen, und es kann nicht fehlen, daß das freundliche, sanft bewegende Gemälde allen Zuschauern gefalle, mit Ausnahme derjenigen, welche im Lustspiel durchaus vor Lachen zu platzen begehren.

Anders ist es mit der Laune des Verliebten.

Es mag vor vielen Jahren einmal ein Körnchen eigner Liebeslaune in Goethe's Gemüth gefallen seyn; darauf ist vielleicht ein wenig Thau aus einem Paar schöner, betrübter Augen geträufelt; dann hat die Sonne einer jugendlichen Phantasie darauf geschienen, und so ist das ganze Schäferspiel aufgeblüht, wie eine zarte Blume, welche auch einen gar zarten Stiel hat, wie alle Blumen zu haben pflegen, die in den Gefilden Arkadiens wachsen. Wird nun Peter und Suschen Eridon und Amine, so sollen sie nicht mehr Peter und Suschen seyn, sondern anmuthige Wesen einer Welt, die nie existirt hat, als in den Köpfen der Dichter. Suschen kann ein wenig schluchzen, wenn sie weint; Amine bei Leibe nicht. Peter kann seine Bosheit bisweilen an seinen runden Hut auslassen; Eridon würde daran sehr übel thun. Suschen kann meinetwegen die Rose, um welche Peter ihr zürnt, ihm vor die Füße werfen, um ihren Unwillen über den falschen Verdacht kund zu geben; aber wenn Amine, von Eridons eifersüchtiger Laune gequält, auf das Tanzfest verzichtet, und ihren Blumenschmuck mit den Worten von sich legt:

„Du willst auch diese Last, nun denn, da hast du sie."

so muß der aus dem Haar genommene Kranz ihrer herabsinkenden Hand entgleiten; und was denn der Unterschiede noch mehr seyn mögen.

Was den sogenannten Tragödienstyl betrifft, so giebt es auch da eine Menge Unterschiede, die sich durch das Gleichniß vom Stiele anschaulich machen lassen. Der Styl der meisten Shakspear'schen Tragödien ist der Schaft einer Lanze oder gar eines Streitkolben. Wer nicht, bei allem ritterlichen Anstande, recht kräftig dran greift, bringt das gewaltige Werkzeug nicht vom Flecke. Anders ist es mit Calderons Tragödien. Hier ist bei aller Stärke des Gemüths und der Phantasie der Stiel (oder das Griffbrett) einer Zither (oder Guitarre) fein musikalisch zu handhaben, ob wohl ich deshalb nicht rathen will, diese Stücke mit Opernsten zu besetzen. Doch etwas Andres will ich rathen: Wenn man keine Schauspieler hat, die sich auf die Notenlose Musik der Rede verstehen; so gebe man Calderons Tragödien nicht nach Schlegel, und nicht nach Gries. Man schicke einen deutschen Theaterdichter darüber, der die Seiten abspannt von der spanischen Zither; es wird alsdann viel leidlicher anzusehen seyn, wenn die Darstellenden damit handthieren, wie mit einer Wurfschaufel. *)

*) Diesen Rath scheint man in Wien und Berlin befolgt zu haben.

Sey jedoch ein Stiel ſtark oder zart, dick oder dünn, lang oder kurz; jeder Schauſpieler muß bedenken, daß er es nicht allein iſt, welcher ihn anzugreifen hat. Was das ſagen will, könnt' ich Schulgerecht aus dem Unterſchied erklären, der zwiſchen dem Styl' einer Rolle und dem Style des ganzen Stückes Statt findet. Aber ich will lieber zu Kotzebue's artigen Roſen zurückkehren, und ſie mit Anton Walls Stück: Die beiden Billets, vergleichen. Man ſollte meinen, Peter und Euſette wären nicht mehr noch minder, als Görge und Röſe, und könnten das Spiel hier, wie dort, bei einem und demſelben Stiele anfaſſen. Das geht aber nicht an: denn obwohl darauf, daß jene franzöſiſche, dieſe deutſche Bauernkinder ſind, eben nicht viel ankommen möchte, ſo muß man doch bedenken, daß Herr Lamoignon von Malesherbes kein Dorfbarbier Schnaps iſt, und daß Peter und Euſette in ihr Spiel keinen ſolchen Stiel ſtecken müſſen, den dieſer ſeine Mann nicht auch anſtändiger Weiſe mit angreifen könnte. Wenn daher in den Roſen Suschen ſchluchzet, daß ſie der Bock ſtößt, ſo ſchießt ſie einen. Thut es Röſe, ſo iſt eben nichts dagegen zu ſagen.

Summa Summarum: Der Styl iſt der Stiel, und die Verwechſelung beider Wörter kann nicht

für einen Sinnentstellenden Schreib- oder Druckfehler gehalten werden.

Tragödie.

Man schreibt die Erfindung der Tragödie in ihrer ersten, rohesten Gestalt dem Thespis, zu, der zu den Zeiten des Solon lebte; ihre Ausbildung zum Drama hingegen dem Aeschylus. So, wie Aristoteles sie verstand, beschrieb er sie als ein dramatisches Gedicht, welches zum Zweck hat, durch Furcht, Schrecken und Mitleid, welche die dichterische Nachahmung einer Handlung erregt, die Leidenschaften zu reinigen. Wie oft diese Erklärung auch nachgebetet worden ist; sie giebt wenig Licht, wenn man nicht den Begriff einer Reinigung der Leidenschaften durch Leidenschaften in's Klare setzt. Die künstliche Erregung jener genannten Leidenschaften, die uns in einem unangenehmen Zustand versetzen, kann wohl auf die Reinigung unseres Gemüths keinen andern Einfluß haben, als den, daß sie es stärkt und übt, die Leidenschaften überhaupt zu beherrschen. Zu einer solchen Uebung scheint in der That nichts geeigneter, als ein Zustand, in welchem der Mensch zu gleicher Zeit die Wirkung mächtiger Leidenschaften,

und auch die Kraft fühlt, sich von ihr zu befreien, sobald er will. In diesen Zustand will uns die Tragödie versetzen. Sie will uns jene Leidenschaften, die auf der Sympathie beruhen, und schon darum das Bewußtseyn der inneren Freiheit weniger als die rein egoistischen verdunkeln, durch einen künstlichen Schein, durch Wahrheit des Gedankens ohne Wirklichkeit der That und Begebenheit, erregen, und indem sie den Mangel der Wirklichkeit nicht verhehlt —

„Aufrichtig ist die wahre Melpomene,
Sie kündigt nichts als eine Fabel an" —

will sie uns das Gefühl des inneren Vermögens lassen, uns davon nach Willkühr wieder zu befreien, wär' es auch nur durch die Selbstmahnung an die Wesenlosigkeit dessen, was uns bewegt. Wer hat wohl nicht schon einmal in seinem Leben in demjenigen Halbschlummer geträumt, wo unser inneres Auge Schreckliches mit Ruhe oder Genuß anschaut, weil noch das Gefühl in uns wach ist, daß es unsere eigene Phantasie ist, welche den Traum erschaft? wo wir träumen mit dem schwankenden, schläfrigen Bewußtseyn, daß wir träumen? Gleich einem solchen Traume will der Dichter mit der Lebendigkeit seiner Gestaltungen auf uns wirken, und dadurch die Kräfte in uns aufwecken, die den Leidenschaften das Gegengewicht halten. Da es auf

eine Uebung dieſer Kräfte abgeſehen iſt; ſo muß er ſich hüten, es mit der Erregung der ſympathetiſchen Gemüthsbewegungen ſo weit zu treiben, daß wir dem Schmerze nur durch ein völliges Zerſtören der traumartigen Täuſchung entrinnen können. Denn ſobald wir zu dieſem Mittel greifen, fällt jene Uebung des moraliſchen Vermögens weg. Wir müſſen die Vorſtellung, in der Lage der Handelnden zu ſeyn, anhalten können, ſelbſt da, wo wir ſie darinnen untergehen ſehen, indem wir in uns noch das Daſeyn der Kräfte fühlen, deren ſie für den Augenblick beraubt zu ſeyn ſcheinen. Aus dieſem Geſichtspunkte vielleicht iſt die ariſtoteliſche Erklärung mit demjenigen zu vereinbaren, was in neueren Zeiten über das Weſen der Tragödie philoſophirt worden iſt. Wir pflegen die Tragödie in unſerer Sprache Trauerſpiel zu nennen, (vergl. Schickſal) und es ſcheint nicht, daß die Klarheit des Begriffs bei dieſem Purismus gewonnen habe. Wohl manche dramatiſche Schriftſteller haben das Traurige mit dem Tragiſchen verwechſelt, und ſtatt eines wahren Trauerſpiels einen τράγος (Bock) gemacht; ein Wort, von welchem man lange Zeit den Namen Tragödie poſſirlicher Weiſe abgeleitet hat. (S. d. Art. Bock.) Es läßt ſich aus der obigen Erklärung entwickeln, daß das Weſen der Tragödie nicht auf dem traurigen, Mitleid erregenden,

zu Thränen rührenden Ausgange, sondern auf der Größe und Erhabenheit der Hauptidee ruhet, auf welche die Fabel hinweiset, und welche sie als ein lebendiges Beispiel belegt. Indem das Gemüth über die Folge trauert, muß der Geist an der Größe und Erhabenheit ihrer Ursache sich ergötzen können, weil sonst nichts, als eine unvermischt schmerzliche Empfindung in uns entstehen kann, welcher wir nur durch die Selbstmahnung an die Täuschung zu entrinnen vermögen. Die meisten neueren Kunstphilosophen haben das weniger eingesehen, als gefühlt, und sich angestrengt, die Frage, was tragisch sey, a priori aufzulösen, und den Begriff dieses Beiworts auf ein höchstes Princip zurückzuführen. Das kann schon darum nicht gelingen, weil der Sinn des gedachten Beiwortes sich wesentlich ändert, je nachdem man es mit diesem oder jenem Hauptworte verbindet. Gebraucht man es von der Hauptidee, welcher der Stoff zum Beleg, zur Anschaulichmachung dient; so fällt sein Sinn mit dem Begriffe des Erhabenen zusammen. Sagt man es von der Fabel oder einem einzelnen Theile derselben; so drückt es nur die Eigenschaft aus, vermöge deren die Begebenheiten uns zu einer erhabenen Hauptidee aufzureaen geschickt sind, woraus keinesweges folgt, daß jede derselben, an sich und allenfalls mit ihren nächsten Ursachen be-

trachtet, ein erhabener Gegenſtand für die Anſchauung ſey. Spricht man von dem tragiſchen Helden (des Stücks), von ſeinem tragiſchen Charakter; ſo weicht die Bedeutung dieſes Beiwortes noch weiter vom Begriffe des Erhabenen ab. Ariſtoteles will den Helden tugendhaft, aber menſchlich ſchwach. Das iſt an ſich nicht erhaben; aber der Held ſoll auch eben nicht durch ſeine moraliſche Größe uns imponiren; ſondern hauptſächlich unſeren Antheil, unſer Mitgefühl erwecken und feſthalten, damit das, was in dem Stücke mit ihm ſich begiebt, uns mit Geiſt und Gemüth auf die erhabene Hauptidee leite. Redet man endlich von tragiſchen Hebeln; ſo verſteht man darunter Mittel zu Aufregung unſeres Geiſtes und Gemüths, die oft den Anſchein des Kleinen vielmehr, als des Erhabenen an ſich tragen, und bisweilen gerade dadurch um ſo zweckdienlicher werden, theil die Anſchauung einer großen Idee uns um ſo mehr überraſcht, wenn wir mittelſt des gleichſam electriſchen Stoßes der Ideenverbindung durch kleine Begebniſſe daran gemahnt werden. So iſt es im Lear mehr als einmal ein Einfall des Hofnarren, der wie ein Blitz das koloſſale Gebäu der moraliſchen Weltordnung erleuchtet, und unſerem Geiſte ſichtbar macht. Schon um dieſer Verſchiedenheit willen iſt es eine Abſurdität, den Begriff des Tragi

schen, als einen abstrakten, in einer einzigen Erklärung erschöpfen zu wollen, wenn man auch nicht gerade bis zu dem unverständlichen Galimathias hinauf abstrahirt, daß das Tragische „ein Mißverhältniß der menschlichen Willenskraft zu den Lebensgöttern sey.“ *) Diejenigen fehlen nicht weniger, welche es einseitiger Weise einen Kampf der menschlichen Freiheit mit der Nothwendigkeit, des Willens und der That mit dem Schicksal u. s. f. nennen. Das Komische menschlicher Handlungen ist in vielen Fällen nichts Anderes. Jener Kampf gehört zum Wesen des Drama überhaupt. Am sichersten bleiben wir bei der sprachwörterbüchlichen Erklärung stehen: Tragisch heißt, was zur Tragödie gehört, in ihr zweckmäßig ist oder auch von ihr berührt, ja selbst, was ihr durch seine Wirkung verwandt ist. Tragisch in dem letztbezeichneten Sinne ist Schiller's Gedicht: Die Kraniche des Ibykus, und die berühmte Gruppe des Laokoon, obschon sie keine Tragödien genannt werden können.

*) Worte eines ungenannten Wirrkopfes, der vormals in der Leipziger Literaturzeitung Tragödien recensirte.

Trygödie.

Das Wort ist zwar ziemlich ungebräuchlich, aber sehr brauchbar. Aristofanes gebraucht es in den Acharnern, Vers 407. Dikäopolis, die Hauptperson dieses Lustspiels, rocht an das Haus des Euripides, er will von dem berühmten Tragödiendichter Lumpen borgen, um das Mitleid des Volkes zu erregen. Zuerst erscheint der Diener des Euripides. „Wer da?" Ist daheim Euripides? „Er ist daheim und nicht daheim, wenn du das begreifst." Wie das? daheim nicht, und daheim? „So, Alter, ist's. Der Geist ist eben auswärts, auf der Versejaad, ist nicht zu Hause; er selbst aber, in des Hauses höchstem Raume, macht eine Trygödie."

Voß erklärt diese Stelle in seiner Uebersetzung. Trygödie wurde, scherzweise unfehlbar, die Komödie genannt, weil sich die Schauspieler ehemals die Gesichter mit Hefen (Tryr) färbten. Der Diener will aber nicht sagen, daß sein Herr eben eine wirkliche Komödie schreibe; er verspricht sich, absichtlich, weil Aristofanes andeuten will, daß die Tragödien des Euripides schlecht, niedrig, im gemeinen Tone der Komödie gehalten sind.

Das ist nun freilich nicht wahr, sie sind gut, obschon sie zu der Höhe der Werke des Aeschylus

und Sophokles sich nicht erheben. Aber der Einfall des Spötters ist auch gut, und die Theaterkritik kann dieses Wort brauchen, um diejenigen Trauerspiele zu bezeichnen, welche entweder schon auf dem Papiere nichts taugen, oder eben auf dem Theater schlecht dargestellt, von ihrer Höhe herabgezogen worden sind. Z. B.: „Herr X, Madame Z. machten in ihren Scenen die Tragödie zur Trygödie," oder auch umgekehrt: „Die Darsteller gaben sich eine lobenswerthe Mühe, die Trygödie des Herrn X zu einer Tragödie zu machen. (Vergl. den Artikel Drame.)

Vorleser.

Ein großer Herr bat mich einst im Bade zu .... um ein Buch. Ich lieh ihm Goethe's Faust. Er gab mir ihn nach einigen Tagen halb gelesen zurück und geruhte zu äußern, daß ihm das Buch nicht gefallen habe, worauf ich natürlicher Weise that, als ob es mir auch nicht sonderlich gefiele. Ein Jahr später sprach ich ihn in seinem Schlosse, und er war ganz entzückt von Goethe's Faust. „Ich erinnere mich," geruhte er zu sagen, „daß Ihnen das Werk nicht gefallen hat; aber Sie müssen es von meinem Vorleser hören, und ich wette, daß Sie davon bezaubert werden." Wenn

ich bis dahin in meiner Einfalt geglaubt hatte, daß große Herren bloß aus Bequemlichkeit und zu Schonung der Augen Vorleser besoldeten; so leuchtete mir nun auf einmal ein, daß sie dieselben, wenn sie nur gut sind, auch zum verstehen und zum genießen brauchen können. Da nun Schauspieler große Herren sind, welches unter andern schon daraus hervorgeht, daß sie Einbläser haben; so mache ich hiermit die Bühnenverwaltungen auf das dringende Bedürfniß aufmerksam, ihnen auch Vorleser zu halten. Ich will mich darüber ausführlich erklären.

Ein dramatisches Werk auf dem Papier' ist einem todten Leichnam zu vergleichen, welchen die Schauspieler wieder auferwecken, und lebendig dem Zuschauer vor Augen stellen sollen. Sie müssen ihn daher vor allen Dingen auferwecken in ihrer eignen Phantasie, das heißt, sie müssen das Stück mit Phantasie lesen. Nun frage ich aber jeden verständigen Direktor, wie die armen Leute das anfangen sollen, wenn sie entweder das Stück nicht haben, oder es nicht verstehen, oder es zu lesen keine Zeit haben? wobei ich noch gar nicht einmal des schlimmeren Falles erwähnen will, wo es ihnen an Lust und Laune fehlt, es mit Phantasie zu lesen, oder es überhaupt durchzulesen.

*Der Direktor erhält ein Mſpt. zugeſendet. Er lieſt es, beſchließt die Ausführung, beſetzt das Stück, läßt die Rollen nach der allerliebſten Stichwörtermethode ausſchreiben, ſchreibt die Namen der Akteurs darauf und ſendet nun einem jeden die ſeinige mit der Nachricht zu, daß morgen oder längſtens übermorgen Leſeprobe ſeyn ſolle. Aus einer ſolchen ausgeſchriebenen Rolle kann der Akteur oft kaum den grammatikaliſchen Sinn ſeiner Reden auffaſſen, geſchweige denn den Sinn und den Gang der ganzen Scene oder gar den Sinn und Inhalt des Stücks. Natürlich ſitzt nun in der Leſeprobe ein jeder da, und paßt, die Rolle in der Hand, auf den Fall ſeines Stichworts; es fällt, und er lieſt alsdann ſeine Rede wie ein Leſeſchüler her, dem der Präceptor eben das: perge sequens! zugerufen hat. Er hat vom Glücke zu ſagen, wenn er nach einer ſolchen Leſeprobe nur die Fabel des Stücks weiß; den Sinn, die Tendenz deſſelben aufzufaſſen — die fremden Reden ſeiner Scenen zu begreifen, welche den Ausdruck ſeiner Reden und ſeines Zwiſchenſpieles bedingen, daran iſt nicht zu denken. Gleichwohl ſoll in acht Tagen Theaterprobe ſeyn, wo nicht eher. Er ſchickt nach dem Manuſcripte; ein Anderer hat es. Es kommt endlich auf zwei Stunden, nach deren Ablauf es ein Dritter

erhalten muß; aber er hat nun keine Zeit zum Durchleſen, und ſo bleibt ihm denn nichts übrig, als den Tag vor der Probe die Rolle ſinnlos nach der ſinnloſen Stichwörtermethode nothdürftig zu memoriren, und von Probe zu Probe, bis zur Darſtellung, die Routine ſtatt des gründlichen Studiums, das gemeine Handwerk ſtatt der göttlichen Kunſt walten zu laſſen.

„Nein, bei'm Apoll und allen neun Muſen, nein!“ würde ich denken, wenn ich ein Theaterdirektor wäre, und ein gutes Stück, zumal ein dichteriſches, ſo ſchnitzermaßig zuſammenwerfen ſähe, „ſo ſoll es in meinem Reiche ferner nicht zugehen. Ich will meinen Königen und Königinnen einen tüchtigen Vorleſer halten. Der ſoll mir das neue Stück einige Wochen lang tüchtig durchſtudieren, und ſoll es dann vor der Leſeprobe dem Perſonal vorleſen, auf daß es eingehe in ſelbiges als ein dramatiſch lebendes Ganze, dem zum theatraliſchen Leben nichts weiter abgeht, als verſchiedene Stimmen, ſich bewegende Geſtalten, und das bretterne Gerüſt mit ſeinen Deforationen.“

Hätte ich nun einmal ſolch einen tüchtigen Vorleſer, ſo würde ich, da ich ihn doch einmal bezahlen müßte, ihn auch ſo viel möglich gebrauchen wollen, und ſo könnte es kommen, daß er

das neue, gute Stück vor der eben beschriebenen Vorlesung vorlesen, und also zwei Verlesungen halten müßte. In der ersten würde ich alle Personen, auf welche ich bei der Besetzung Bedacht nehmen zu können glaubte, einladen, ohne daß irgend eine wüßte, welche Rolle ihr zugedacht sey. Ich würde dabei seyn und auf den Gesichtern der Zuhörer zu lesen trachten, wie und wen die einzelnen Rollen ansprächen (ich halte gewaltig viel auf das con amore in der Kunst), und würde darauf bei der künftigen Besetzung verständige Rücksicht nehmen. Ich würde ferner, die Vorlesung schicklich unterbrechend, auf Schwierigkeiten aufmerksam machen, das tiefer Liegende oder Dunkle erklären, und vor Mißgriffen in einzelnen Momenten oder in Auffassung ganzer Rollen warnen, welches niemand übel nehmen könnte, da die Belehrung keinem Individuum gegeben würde, welches darin Mißtrauen in seine Einsichten setzen könnte. Endlich würd' ich auch nach geendigter Verlesung mit den Zuhörern über das Werk in einen Gedankentausch treten, und meine Ansicht über die Ausführung mit ihren Ansichten zu vereinigen trachten, um, was Eins war in des Dichters Geist, möglichster Maaßen zu Einem zu machen auf den Bretern.

Auf diese erste Vorlesung, wobei jeder Hörer

mehr auf das Ganze achten würde, als auf eine einzelne Rolle, da er die seinige noch nicht wüßte, ließe ich dann die zweite (nach geschehener Rollenvertheilung) folgen, wobei ein jeglicher seine Partie nachlesen, und auf die Art und Weise ihres Vortrags besonders aufmerken könnte, versteht sich, unbeschadet des Rechts, die Rolle künftig anders, nämlich besser vorzutragen, als der Vorleser gethan hat.

Kurz, ich bin von dem Nutzen, den solch' ein Vorleser stiften könnte, so überzeugt, daß ich ihn wie den besten Possenreisser bezahlen, ja sogar, wenn ich keinen nach meinem Geschmacke finden könnte, sein Amt selbst übernehmen, und dessen Ausübung als ein Hauptstück meines Direktoriums betrachten würde.

Noch mehr, ich bin nicht bloß vom Nutzen solcher Vorlesungen, ich bin von ihrer Nothwendigkeit, besonders in dem Falle überzeugt, wenn das neue Stück ein dichterisch gedachtes und ausführliches ist, weil unter Schauspielern die Fähigkeit, Poesie vom Blatte weg aufzufassen, eben so selten ist, als unter Musikern die Kunst, die Noten einer genialen Komposition vom Blatte weg zu spielen. Man bedenke doch nur einmal, wie Schauspieler und Schauspielerinnen meistens theils entstehen, oder artiger zu reden, ge-

bildet werden. Nicht vielen iſt es beſchieden, mit ſo viel Schulkenntniſſen, als zur Auffaſſung eines literariſch bedeutenden Dichterwerkes gehören, zum Theater zu kommen; wenige haben Geiſt und Fleiß genug, in dem immerwährenden Drange von Nahrungs- und Kleidungs-Sorgen, von Rollen, Proben und Vorſtellungen, das Fehlende nachzuholen; und bei den meiſten, die ungebildet auf die Bretter treten, wird das nach und nach anfliegende Wiſſen eine Halbcultur, die ſie nur unaelehrig macht. Müſſen nun poetiſch-gedachte Rollen ſolchen Perſonen anvertraut werden, welche mit eigner Geiſteskraft ſich zu dem Geiſte derſelben nicht aufſchwingen können; ſo ziehen ſie dieſelben zu dem niedrgen Stand' ihrer Geiſtesbildung herunter und bringen, wie Iffland irgendwo ſich ausgedrückt hat, in dichteriſch erhabene Momente das ſchale Ach Herr Jemineh des alltäglichen Lebens hinein. Es iſt ein Irrthum, wenn man glaubt, daß ſolche Menſchen in poetiſchen Stücken gar nicht zu brauchen ſeyen. Viele von ihnen haben oft ſehr viel Talent für die Bühne, ich meine, viel Darſtellungsgabe; aber ſie können natürlich nicht darſtellen, was ſie nicht begreifen: ſie wiſſen aus dem todten Buchſtaben das poetiſche Leben nicht herauszufinden; würden es aber glücklich wiedergeben, wenn ſie es nur ein einziges

Mal von einem Meiſter hätten darſtellen ſehen. Dieſen Leuten kann, dieſen muß durch ein lebendiges, anſchaulich machendes Vorleſen der Sinn ihrer Partieen gleichſam vor Augen gerückt werden: bei ihnen muß, damit ſie vor allen Dingen den Dichter verſtehen, der Vorleſer dem Dichter zum Dollmetſcher dienen.

Dazu würde allerdings niemand tauglicher ſeyn, als der Dichter ſelbſt. Ihm würden ſelbſt diejenigen Künſtler, die ihn allenfalls vom Blatte weg aufzufaſſen vermöchten, noch mit Nutzen zuhören: denn die Schrift iſt ein ſo mangelhaftes Mittel zur Mittheilung der Bilder, die in einer begeiſterten Einbildungskraft leben, daß Ton und Miene ſelten eine ganz überflüſſige Begleitung ſeyn werden. Auch würde gegen eine Vorleſung vom Dichter ſelbſt gehalten, der Einwand wegfallen, daß der Vorleſer ſelbſt falſch aufgefaßt habe: denn falſch faßt man wohl nicht leicht ſeine eigenen Gedanken auf, obwohl ich gern zugebe, daß der Schauſpieler von Genie bisweilen die Phantaſie des Dichters in Lebhaftigkeit des Ausdrucks mit Glück überbieten kann. Beiläufig geſagt, eine Freude für den Autor, die mir bei zwei verſchiedenen Darſtellungen meines Trauerſpiels, die Schuld, ein Mal eine Elvire, und ein anderes Mal ein Don Valeros gemacht hat. Soll aber

der Dichter selbst vorlesen; so muß er erstens da seyn, und er muß weiters ein gutes dramatisch-lebendiges boute-hors (auf deutsch: Sprich dich aus) haben, welches gar manchem abgeht.

Es bleibt also dabei, daß ich bei dem deutschen Theater, welches ich in Gedanken dirigire, den hohen Posten eines Vorlesers erschaffe, welcher, mit einer vorzüglichen Auffassungs-Gabe und einem eindringenden Sprichdichaus begabt, den Schauspielern das Gemälde vorzeichnen soll, welches sie auf der Bühne auszumalen haben, unbeschadet ihres Befugnisses, die etwa mangelhafte Vorzeichnung beim Ausmalen zu verbessern, wie es freien Künstlern eignet und gebühret.

Da mein Vorleser, um mit Kant zu reden, ein homo noumenon, zu deutsch: ein Menschgedankending ist; so besitzt er natürlich auch alle Eigenschaften, welche zu seinem Amte erforderlich sind: er weiß im einsamen Zimmer ein Stück mit soviel Phantasie zu lesen, daß er es gleichsam vor seinem innern Auge aufgeführt sieht; er nimmt das Ganze, welches er solchergestalt vom Blatte weg gesehen hat, in Geist und Gemüth, in Saft und Blut auf, studiert sich in alle Rollen und in alle Momente ein, und liest es sodann mit einer Begeisterung vor, welche die zuhörenden Künstler bis zum Bravorufen bege-

ſtert, und ſie glühend macht vor Begierde, die eben angehörte Dichtung auf der Bühne zu verkörpern und in das ſichtbare Leben zu rufen. Dergleichen Vorleſer ſind in der Erſcheinungswelt (mundus phænomenon) allerdings ſehr rar; aber dadurch muß ein praktiſcher Theaterdirektor ſich nicht abſchrecken laſſen, einen Vorleſer überhaupt, und ſo gut er ihn haben kann, anzuſtellen: denn wie unvollkommen er auch ſeyn möge, den Vortheil wird er unſerer, täglich tiefer in gemeine Handwerksmäßigkeit herabſinkenden Schauſpielkunſt immer bringen, daß kein Schauſpieler unbekannt mit dem Inhalte des Stücks zur Leſeprobe kommen kann, wenn er in der Vorleſung zugehört hat. Und das thut gewiß jeder, zumal wenn er bei der Vorleſung noch nicht weiß, welche Rolle er ſpielen ſoll: denn hier iſt ja der Ort und die Zeit, zu erfahren, um welche es der Mühe lohnen möchte, zu kabaliren. Man ſehe übrigens den Artikel: Ausſchreiben (der Rollen), wo ſich ein, mit dem vorſtehenden verwandter, Verbeſſerungs-Vorſchlag befindet. *)

*) Dieſer Artikel iſt, wie mancher andere, auf welchen in dieſem fragmentariſchen Lexikon hingewieſen wird, in petto geblieben.

Früchte der Laune.

Daß ihn etwas bewege, dieß iſt das heißeſte Dürſten
Unſeres Geiſtes; er liebt alles, was ſo ihn erquickt.

Klopſtock.

Die Menschheit und der Staat.

1818.

Vor 23 Jahren (1795) schrieb Schiller im fünften Briefe seiner Abhandlungen über die ästhetische Erziehung des Menschen:

„Wahr ist es, das Ansehen der Meinung ist gefallen, die Willkühr ist entlarvt, und, obgleich noch mit Macht bewaffnet, erschleicht sie doch keine Würde mehr; der Mensch ist aus seiner langen Indolenz und Selbsttäuschung aufgewacht, und mit nachdrücklicher Stimmenmehrheit fordert er die Wiederherstellung in seine unverlierbaren Rechte. Aber er fordert sie nicht bloß; jenseits und diesseits steht er auf, sich gewaltsam zu nehmen, was ihm nach seiner Meinung mit Unrecht verweigert wird. Das Gebäude des Naturstaates (Noth- und Gewaltstaates) wankt, seine mürben Fundamente weichen, und eine physische Möglichkeit scheint gegeben, das Gesetz auf den Thron zu stellen, den Menschen endlich als Selbstzweck zu ehren, und wahre Freiheit zur Grundlage der politischen Ver-

bindung zu machen. — Vergebliche Hoffnung! Die moraliſche Möglichkeit fehlt, und der freigebige Augenblick findet ein unempfängliches Geſchlecht.“

Iſt dieſer bruſtbeklemmende Ausſpruch des dichteriſchen Philoſophen Wahrheit oder Irrthum? Fehlt demjenigen Theile des menſchlichen Geſchlechtes, welches Deutſchland bewohnt, und welches mit rühmlicher Gegenwart des Nationalgeiſtes in einem günſtigen Augenblicke die Ketten fremder Eroberungsſucht zerbrach — fehlt ihm wirklich die moraliſche Möglichkeit — fehlt ihm die Fähigkeit der Geiſter und der Gemüther, frei zu ſeyn unter der Richtſchnur einer geſetzlichen Grundverfaſſung, welche den Stempel der Vernunft und des Rechtes trägt? Wenn die Meinung verſchwunden iſt, auf welche vormals das: Wir von Gottes Gnaden begehren — mit der Macht eines Heiligenſcheins wirkte; was kann dieſem Begehren noch die Kraft eines Geſetzes geben, wenn nicht die Rechtmäßigkeit ſeines Inhalts? Wenn die Larve gefallen iſt, durch deren trichterförmig geöffneten Mund vormals die Willkühr dem Volke imponirte, wie der Heros oder Gott auf der Bühne zu Athen; womit hofft ſie ihrer menſchlichen Stimme die Kraft zu geben, den laut gewordenen Ruf der Menge nach vernünftiger Freiheit zu überſchreien? Wenn ſie zwar noch mit Macht bewaffnet, aber nicht mehr durch die erſchü-

chene Würde beſchirmt iſt; hinter welches Bollwerk will ſie vor der überlegenen Gewalt des Rechtsgefühls ſich flüchten? Wenn der Menſch einmal aufgewacht iſt aus dem Schlummer der Indolenz und aus dem Traume der Selbſttäuſchung; in welcher Officin wollen die Regierungen das Opium ſuchen, ihn wieder einzuſchläfern? Und wenn ſie es fänden; auf welcher Wage wollen ſie es ihm zuwägen, daß er nicht raſend davon werde, und in ſeinen letzten Convulſionen die Bande der Geſellſchaft zerreiße? Wenn die phyſiſche Möglichkeit gegeben iſt, das Geſetz nicht nur auf den Thron zu ſtellen, ſondern es über ihn ſogar als Baldachin auszuſpannen, auf daß es den geiſtigen Glanz des Regentenſtuhles und die moraliſche Würde ſeines jedesmaligen Inhabers erhöhe; warum will man es nicht wagen, im Volke die Empfänglichkeit für den Eindruck eines ſolchen Bildes vorauszuſetzen? Fürchtet man die Furcht vor dem Beſitzer des Thrones zu vernichten, wenn außer Gott noch etwas über ihm iſt? Das Geſetz einer geheimnißvollen Nothwendigkeit hing ſelbſt über dem Haupte des allwaltenden Zeus: und dennoch kniete der Grieche betend vor ſeinem Altare, ſein Name durchſchauerte die Gemüther mit Ehrfurcht, und der Verbrecher zitterte vor ſeinen rächenden Blitzen. Schillernde Bilder! ruft der ſtaatskünſtleriſche Ver-

ſtändler, bunte Farben, worein der einfache Strahl der praktiſchen Wahrheit in dem kryſtallenen Prisma der Phantaſie ſich zerſetzt.

Mit nichten! Schiller's philoſophiſcher Geiſt iſt ein Spiegel, welcher dem Staate, wie er iſt, ſein treues Abbild wiedergiebt.

„Allmählich wird das einzelne concrete Leben vertilgt, damit das Abſtracte des Ganzen ſein dürftiges Daſeyn friſte, und ewig bleibt der Staat ſeinen Bürgern fremd, weil ihn das Gefühl nirgends findet. Genöthiget, ſich die Mannichfaltigkeit ſeiner Bürger durch Claſſificirung zu erleichtern, und die Menſchheit nie anders, als durch Repräſentation aus der zweiten Hand zu empfangen, verliert der regierende Theil ſie zuletzt ganz und gar aus den Augen, indem er ſie mit einem bloßen Machwerke des Verſtandes vermengt; und der Regierte kann nicht anders, als mit Kaltſinn die Geſetze empfangen, die an ihn ſelbſt ſo wenig gerichtet ſind. Endlich überdrüßig, ein Band zu unterhalten, das ihr von dem Staate ſo wenig erleichtert wird, fällt die poſitive Geſellſchaft (wie ſchon längſt das Schickſal der meiſten Europäiſchen Staaten iſt) in einen moraliſchen Naturſtaat auseinander, wo die öffentliche Macht nur eine Parthei mehr iſt, gehaßt und hintergangen von dem, der

ſie nöthig macht, und nur von dem, der ſie entbehren kann, geachtet.“

Wo iſt der Staat, der nicht bald mehr bald mindgr dieſem traurigen Gemälde gliche? Welche Regierung weiß ſich ganz frei von Maximen, welche den wahren Lebensgenuß des Individuums vernichten, um ein lebloſes, maſchinenmäßiges Ganze mit geiſtloſer Handarbeit bewegen zu können?

Willſt du dem Staate dienen in den Geſchäften des Friedens; ſo verzichte vor allen Dingen auf das Glück einer bleibenden Stelle, eines unwandelbaren Wirkungskreiſes, einer dauernden Befreundung mit deinen lebendigen Umgebungen, eines hausväterlichen Einwurzelns im heimathlichen Boden. Der Staat, dem du dienen willſt, iſt nicht fertig und *wird* nicht fertig. Er iſt ein großer Baukaſten; wie man Kindern ihn zum Spielzeug hingiebt, auf daß ſie bauen, verändern, einreißen und wieder bauen; du biſt ein Sparren, Balken oder Bret in dieſem Kaſten, und mußt dir gefallen laſſen, daß die (oft kindiſche) Hand des Organiſirers oder Reformators dich morgen wegnehme von dem Platze, wo ſie geſtern dich hinſtellte.

Willſt du ihm dienen in der Bedrängniß des Krieges; ſo richte dich darauf ein, der Rückkehr in die Lage des friedlichen Bürgers für immer zu ent-

sagen, und die nothwendige Knechtschaft des Augenblicks verewigt zu sehen. Denn der eigentliche Krieg endet nicht mehr, wenn auch die physischen Kämpfe unbedeutende Pausen machen. Richte dich darauf ein, in dem Rocke, in welchem jedes Knopfloch durch ein willkührliches und ewig wechselndes Gesetz bestimmt wird, auch während des äußerlichen Friedens dem Staate zum Staate zu dienen, womit er den Nachbar überbieten will, damit er ihm Achtung abzwinge; und ein blindes Rüstzeug zu seyn, welches nicht selten eine herrliche Eigenmacht gegen das Recht deiner freieren Mitbürger kehrt.

Willst du ihm gar nicht dienen, sondern nur leben unter dem theuer erkauften dürftigen Schutze, den er gegen die Gefahren der bürgerlichen Gesellschaft gewährt; so siehe zu, wo du einen findest, der dir zum Leben so viel freien Spielraum läßt, als der Mensch braucht, um er selbst zu seyn, und die Möglichkeit einer eigenthümlichen Glückseligkeit in seiner Brust zu fühlen. Siehe zu, (wenn du nicht etwa zu dem einzigen Volke der Erde gehörst, welches ungehindert durch die Welt wandern darf, weil es kein Vaterland mehr hat) siehe zu, wie du loskommst von dem minder glücklichen Staate, der dich und deine Nachkommen bereits für sein unverlierbares Eigenthum erklärt hat, gleich als wärest du ein Gewächs, welches sei-

nem Acker entkeimte. Siehe zu, ob dir der neugewählte Staat, in welchen du dich und deine Familie verpflanzen willst, noch einen Schatten des Urrechtes läßt, das Schicksal deiner Söhne zu leiten, oder nur, wenn du deren eilf in den nimmer satten Magen seines Soldatenwesens geworfen hast, den zwölften als Pfleger deiner zweiten Kindheit zu behalten!

Es mag seyn, was Schiller selbst nicht ausdrücklich in Abrede zu stellen gewagt hat, daß dieser absolute Untergang der individuellen Menschheit in der Mechanik der Staatskunst durch die Verwickelung der gesellschaftlichen Verhältnisse, welche die Cultur herbeigeführt hat, ein nothwendiges Uebel geworden. Aber muß der Mensch Alles, was individuelle Freiheit heißen kann, Alles, von der freien That, die sein Gewissen billiget, bis auf die freie Mittheilung seiner Gedanken an die Mit- und Nachwelt herab, dem sogenannten Wohle des Ganzen zum Opfer bringen, von dem er ein Theil ist: wie wollt ihr Staatenbildner und Regierer, daß er lebe mit Geist und Gemüth, wenn ihr nicht trachtet zu machen, daß er statt seiner Individualität, die ihr vernichtet, das Ganze liebgewinnen könne, in dem er sein Selbst verloren hat? Wie weit auch der Einzelne das schwere Werk der Selbstverläugnung treibe, weiter kann

er damit nicht gelangen, als daß er dem Begriffe seiner Selbstheit die Idee seiner Gattung unterschiebe, und in seiner Eigenthümlichkeit nur das heilige Ureigenthum der Menschheit achte. Vernunft ist sein Name. Sie ist seine irdische wahrnehmbare Gottheit. Durch sie vernimmt er die Stimme des unsichtbaren Weltgeistes, der unmittelbar das zerbrechliche Geschöpf mit seinem flammenden Odem nicht berühren kann, ohn' es zu zerstören. Durch sie will er das Gesetz und die Richtschnur seines Lebens empfangen, und ihren Stempel müssen eure Staaten tragen, wenn der Bürger in ihnen das colossale Bild der Menschheit lieben soll. Wie trüglich und verfalschbar auch hienieden dieses Gepräge sey, und wie leicht es sich durch die Schlauheit des vereinzelnden Verstandes auf den Stoff der Sinnlichkeit drucken lasse; der Mensch, der einmal die Nothwendigkeit seines Unterganges im Begriffe des Staates einsah, ist gutmüthig genug, die Aechtheit von Schrot und Korn vorauszusetzen, wo er nur irgend den bleichen Abdruck jenes Stempels wahrnimmt. Aber nimmt die rohe Begierde nach willkührlich zu behandelndem und folglich dem selbstsüchtigen Triebe genießbaren Stoffe — nehmen Hochmuth und Herrschsucht sich auch nur die geringste Mühe, ihre abentheuerlichen Werke unter diesem flachen Siegel aus-

zuprägen, und den Gehorchenden wohlthätig mit dem Anschein' einer Achtung der menschlichen Gattung zu täuschen? Stellt nicht meistens die Hoffarth des Einzelnen in völliger Nacktheit sich über die Menge und verkündigt mit wollüstiger Behaglichkeit, daß sie die Richtschnur ihres Wirkens nicht von unten her, nicht von dem Bedürfnisse der menschlichen Gesellschaft, sondern aus sich selbst, oder von einer Willkühr über ihr empfange? Zieht es nicht ihr Witz in tausend Fällen gegen Einen vor, statt der Berufung auf eine Vernunftnothwendigkeit und auf eine rechtmäßige Voraussetzung des Gesammtwillens, den Trieb der Völker nach einer vernunftmäßigen Freiheit und mündigen Stimmfähigkeit mit den lächerlichsten Verstandesfictionen oder mit Eitelkeit-kitzelnden Namen abzufinden und den erdrückten Anspruch der Menschheit auf irdische Glückseligkeit an das ewige Leben zu verweisen?

Nicht weiter in dieser Betrachtung. — Sie schließe, wie sie angefangen hat, mit Schillers fast trostlos-prophetischem Worte, welches theilsweise schon ein erfülltes heißen kann.

„Man wird in andern Welttheilen in dem Neger die Menschheit ehren und in Europa sie in dem Denker schänden. Die alten Grundsätze werden bleiben, aber sie werden das Kleid des Jahrhunderts tragen, und zu einer Unterdrückung, welche

sonst die Kirche autorisirte, wird die Philosophie ihren Namen leihen.*) Von der Freiheit erschreckt, die in ihren ersten Versuchen sich immer als Feindin ankündigt, wird man dort einer bequemen Knechtschaft sich in die Arme werfen, und hier, von einer pedantischen Curatel zur Verzweiflung gebracht, in die wilde Ungebundenheit des Naturstandes entspringen. Die Usurpation wird sich auf die Schwachheit der menschlichen Natur, die Insurrektion auf die Würde derselben berufen, bis endlich die große Beherrscherin aller menschlichen Dinge, die blinde Stärke dazwischen tritt, und den vergeblichen Streit der Principien wie einen gemeinen Faustkampf entscheidet."

Der Jubeltod.

Eine Rückerinnerung.

Bei dem Geschäft', einen Kasten voll verjährter Papiere auszuleeren, fiel mir ein 20 Jahr' altes Gelegenheitsgedicht, ein Leichencarmen, in die Hand, welches aus meiner Feder geflossen

---

*) Ist es nicht, als hätte Schiller die absolute Philosophie, die Hegel'sche, geahnt, ehe sie existirte?

war. Der Name des Todten trieb mich, es zu lesen, und Empfindungen wurden in mir wach, die jetzt, wie damals, einen Ausweg suchen aus der Brust durch der Feder magische Röhre.

Der Wechsel des Jahrhunderts war vor der Thür', und die kleine Stadt bereitete ein großes Fest. Die Seele dieser Zubereitungen war ein sechzigjähriger Arzt Namens Otto, ein jüngerer Bruder des österreichischen Generals, welcher im siebenjährigen Kriege als Partheigänger sich einen Namen gemacht hat. Er bewohnte ein Haus, welches auf einem Berge in der Stadt gelegen war. Ein alter Wartthurm auf der halb verfallenen Stadtmauer war sein Nachbar, und gehörte zu seinem Gebiete. Neben ihm wohnte sein Sohn, gleichfalls ein Arzt, mein Schulfreund. Ich schätzte diesen (auch er ist nicht mehr), ich liebte ihn, wie man Jugendgenossen liebt, die man nie unredlich fand; aber mein Ideal eines Mannes, eines Menschen, war der Alte. Ein Sokrateskopf mit eisgrauem Lockenhaar; ein Gesicht voll menschenfreundlichen Ernstes; eine gedrungene Gestalt, in Ruh' und Bewegung mit besonnener Kraft und anmuthiger Würde getragen: eine mäßig tiefe, reine, in Geist und Gemüth hineintönende Stimme, stellten äußerlich den innern Menschen dar, verkörperten den Charakter. — Er war Hausarzt

meiner Eltern, als dieſe noch eine Viertel-Meile von der Stadt auf dem Lande wohnten. Meine Mutter lag einſt an einer ſchmerzhaften Krankheit darnieder. Wochenlang machte er den Weg täglich zwei, drei, vier Mal zu Fuß, je nachdem er Gefahr ſehen mochte. Der heitre Ernſt, womit er ſtets an das Lager der Leidenden trat; die nie beunruhigenden, ſtets ohne alle merkliche Abſicht tröſtenden Worte, die er ſprach; die kurzen, oft ſcherzhaften Erzählungen kleiner Ereigniſſe des Tages, womit er die Kranke erheiterte, indem er ihre Einbildungskraft in den Kreis ihrer Bekannten zurückführte: das alles zog mich ſchon im Knabenalter an ihn, wo man Eindrücke dieſer Art nur um ſo tiefer empfängt, je weniger man ihre Urſachen verſteht. Seiten verließ er das Haus, ohne daß ich ihn halben Weges begleitete, weil er nun, mit mir allein, in die Sphäre meiner Begriffe herabſtieg. Die Gefahr der Krankheit ging vorüber; doch viel langſamer die Krankheit ſelbſt, gichtiſche, ſchmerzhafte Lähmung. Er kam ſeltner; meine Mutter klagte darüber gegen ihn: er verſicherte ſie, daß zu Beſchleunigung ihrer Geneſung ſeine Beſuche nichts mehr nützen könnten. „O doch, doch!“ ſagte ſie, „Sie ſehen, Sie hören, iſt ſtärkende Arznei.“ Und es war ſo. — Ich hab' ihn, 13 Jahr ſpäter ungefähr, an ihrem Sterbebette geſe-

hen. Es war ein schneller, heftiger Anfall des alten Uebels, der sie niedergeworfen hatte. Sie frug ihn: „Werd' ich wieder so lange leiden?" Ich werde nie das „Nein!" vergessen, was er ihr zur Antwort gab; es kam aus der Welt der Seelen; sie hatt' es verstanden, und die Freundlichkeit des Trostes in seinem Gesichte ging auf das ihrige über. Ihr letztes Lächeln auf der Erde!

Schon damals (1799) hatt' er die eigentliche Praxis in die Hände seines ältesten Sohnes — der jüngere war Jurist — nieder gelegt. Er erschien nur noch vor dem Krankenbett' in den Augenblicken wirklicher Gefahr, auf des Sohnes Ruf. Ich nannt' ihn oft im Scherz den Appellationsdoktor. Er lebte als praktischer Philosoph. Voll der mannichfaltigsten Kenntnisse, war er um Beschäftigung nicht verlegen. Die damaligen Weltbegebenheiten waren seine liebste Unterhaltung. Ich geizte darnach, während ich mit Andern, selbst Jüngern, sie mied; weil sie bei ihm nie politisch, stets kosmopolitisch war, weil neben seiner höheren Ansicht jede jugendliche Leidenschaft ungekränkt bestehen konnte, oder unvermerkt beschwichtiget wurde. Nur bei Volksfesten, oder Lustbarkeiten großer Gesellschaften à frais communs, erschien er; Einladungen in Coterieen nahm er nicht an, und erließ keine: aber ihn auf seinem Berge zu besuchen,

war ein freier Trieb ſeiner Bekannten geworden. Das Alter machte keinen Unterſchied: er war jung mit den Freunden ſeiner Söhne, alt mit ſeinen eignen; gaſtfrei im höchſten Grade. Seine Weinleſen — er beſaß einen Weinberg dicht bei der Stadt — waren ſchier öffentliche Feſte. Er ließ gewöhnlich die Hälfte des Ertrags dabei aufgehen, und ſeine Luſtkanonen ladeten ununterbrochen zur Theilnahme an ſeiner Freude ein.

Die Liebhaberei für dieſe donnernde Verbreitung der Luſt war es, die den, ſonſt der Bequemlichkeit huldigenden Sechziger für die Jubelfeier des Jahrhunderts in Thätigkeit ſetzte. Die Artillerie, die er aus allen Rumpelkammern ſeiner Bekannten zu vermehren gewußt hatte, ſtand unter ſeinem Befehle. Die Mitternachtſtunde ſchlug. Das Geläute der Kirchenglocken ertönte. Die Häuſer der Stadt wurden erleuchtet, Otto's alter Wartthurm, der hier nicht die erſte Jubelfeier erlebte, leuchtete mit ſeinen Pechpfannen maleriſch von der Höhe herab. Die Batterie auf ſeinem Berge gab ihre erſte Salve: zwölf weithallende Schläge in gleichgemeſſenen Intervallen. Die Batterieen der Anhöhen um die Stadt, eine nach der andern, erwiederten den jubelnden Gruß. Man wußte, daß er dreimal wiederholt werden ſollte. Man war geſpannt auf den zweiten Rundgeſang der ehernen Kehlen.

Die zwei ersten Schüsse fielen: der dritte blieb ungewöhnlich lang aus: endlich erscholl auch er; aber schmetternd, schreiend. Das Feuer schwieg auf Otto's Berge. Die Kanoniere der umliegenden Anhöhen, von dem alten Lustmeister an strenge Befolgung seiner Befehle gewöhnt, wagten auf den unvollendeten Zuruf keine Antwort; die Feierlichkeit war unterbrochen. — „Es muß ein Unglück geschehen seyn," hieß es unter der Menge in den Straßen. Einzelne Neugierige drängten sich nach der engen Gasse, die zum Berge führte; ein Mensch stürzte herab: „Die Kanon' ist gesprungen, der alte Otto ist verwundet." Ich drängte mich durch, und flog den Berg hinan. Es war, wie man gesagt hatte. Er selbst hatte dem Kanonier, dessen Ungeschick die Regelmäßigkeit der Salve störte, den Zündstock aus der Hand gerissen, und war von dem zerschmetterten Rohre zu Boden geworfen worden. Man hatt' ihn in das Haus seines Sohnes getragen, der um ihn beschäftigt war. Er lag ausgestreckt auf dem Sopha. Der graue Sokrateskopf blutete. Sein Sohn schnitt ihm auf dem Vorderhaupte das Haar ab, um die Wunde zu untersuchen. Er verkündigte froh, daß die Hirnschaale unverletzt wäre. „Ich sag' es ja," sagte der Alte mit ungewöhnlich langsamer, klanaloser Stimme, „es ist nichts." Der Sohn wollte ihm nun

die Brust entblößen, wo die Kleider zerrissen wären. Der Verwundete ließ das nicht geschehen; er versicherte, nur ein Stück der Lavette habe ihn da gestreift; er bestand darauf, daß vor allen die Kopfwunde verbunden werden sollte, und machte eine ärztliche Vorschrift, die den Sohn nöthigte, aus dem Zimmer zu gehen. Er folgte ihm mit den Augen; dann sagte er zu uns Umstehenden, die er als Freunde seines Sohnes kannte: „Steht ihm bei — er ist nicht fest — er muß sich fassen lernen — ich will keinen Jammer.“ Wir zeigten Bestürzung. Er fuhr sehr ruhig fort: „Keine Rettung. Der Brustknochen ist entzwei; ich darf keine Bewegung machen, so ist es aus.“ In der That sahn wir nun, daß er mit Anstrengung den Körper in unveränderter Lage erhielt. Man unterrichtete den Sohn außerhalb des Zimmers von der Lage der Dinge. Todtenbleich, aber mit der Haltung eines Arztes, kam er zurück. Einige Worte des Vaters, aus der Wissenschaft entlehnt, und der Anblick der äußerlich unverletzten Brust, die jener nun selbst vorsichtig entblößte, überzeugten ihn, daß hier nichts zu thun sey. Thränen drangen aus seinen Augen. Der Alte war heiter. „Warum unterbricht man das Fest? Um Eines Menschen willen muß die allgemeine Freude nicht gestört werden. Man soll fortfeuern!“ Er bestand darauf,

es mußte, wie mangelhaft auch immer, geschehen. Sein jüngerer Sohn kam an. Ihn täuschte der Wiederanfang der Kanonade, und der Sterbende gab durch Winke zu verstehen, daß er diese Täuschung unterhalten wissen wollte. Die Spannung dieser Lage schnürte mir die Brust zusammen: ich fühlte mich zu ohnmächtig, die Katastrophe dieses Trauerspiels zu erwarten, da ich die Gemüthsschwäche des jüngeren Sohnes (auch dieser lebt nicht mehr) hinlänglich kannte, um derentwillen der Alte sonder Abschied von ihm scheiden wollte. Ich sprach gegen den ältern Sohn flüsternd einige nach Hoffnung fragende Worte aus. Er schien nach der Himmelstochter zu greifen. „Möglich," sagt' er, „sein Gefühl kann ihn täuschen, aber zu thun ist nichts, jede Untersuchung beschleunigt nur den Tod; einige Stunden Ruhe müssen entscheiden." Mit dieser Hoffnung verließ ich das Haus.

Umsonst! Um 3 Uhr Morgens war er verschieden.

Der Eindruck, den dieser Unfall machte, war allgemein. Man begegnete demselben auf jedem Gesicht. Otto's Name ging jedem Gruße voran. Alle Festlichkeiten des ersten Tages im neuen Jahrhundert trugen das Gepräge des Schmerzes. In der darauf folgenden, für mich schlaflosen Nacht entstand das erwähnte Gedicht, das nun vielleicht,

nach dieser Erzählung, ungeachtet aller seiner Gebrechen von Manchem nicht ohne Antheil, wenn gleich ohne eigentlichen Kunstgenuß, gelesen wird.

Quis desiderio sit pudor aut modus
Tam cari capitis?

Hor. Od. 24. I.

Wem ertönt das weinende Geläute,
Das um Mitternacht vom Thurme hallt?
Gilt's dem hundertjähr'gen Greis, der heute
Thatensatt zum Lethe wallt?
Der, gesenkt die kriegerische Lanze,
Auf zerbrochnen Kronen steht,
Und im Blutbespritzten Lorbeerkranze,
Gleich der Sonn' im Nebel, untergeht?

Nein! es tönt dem Mann in Silberhaaren,
Der mit dem Jahrhundert unterging,
Dessen Lorbeer'n Menschenfreuden waren,
Der im Menschen auch den Freund umfing!
Otto's Geist, der Wahrheit reiner Spiegel,
Otto's Herz, dem graden Sinn geweiht,
Gab dem Scherze neue Flügel,
Hemmt' in ihrem Lauf die Zeit.

Weise, sich in andern zu vergessen,
Lieber stets, der giebt, als der erhält,
Schenkt' er, hätt' er eine Welt besessen,
Seinem Gaste freundlich eine Welt.
Für das Schattenbild der Ehre starben
Helden, allbewundert, unbeweint:
Gottes Hauch zerblas't der Thaten Farben,
Menschlicher starb unser Freund.

Auf denn, was der Menſchheit Stempel führet,
Folgt der Wahre! Laßt das eitle Faſt der Zeit!
Den um unſre Luſt die Welt verlieret,
Weiht durch Thränen zur Unſterblichkeit!
Wenn bei'm Feiern künft'ger Jubeltage
Unſer Enkel in Archiven ſpäht,
Find' er ſeinen Namen noch, und trage
Leid' um ihn, bis dieſer Schein vergeht.

Der Antheil der Einwohner war ſo lebhaft, daß die Hinterlaſſenen es nicht Umgang nehmen konnten, die Leiche zur Schau auszuſtellen. Den Tag vor der Beſtattung bemerkte man den Anflug einer blaſſen Röthe auf den Wangen des Todten. Das Gerücht, er ſey nur ſcheintodt, machte, daß ſchier das Haus emporgetragen wurde — Vergebens. Der Tod blieb wahr, wie der allgemeine Schmerz. Ich habe nie eine ſo wahre Leichenfeier geſehen, als dieſe. Alles, geordnet oder ungeordnet, folgte dem Sarge; der Gottesacker wurde zur Stadt. — Heidenreich, welcher damals auf dem benachbarten Dorf Burgwerben lebte, auf deſſen Kirchhofe jetzt ſeine Aſche ruht, verfaßte eine Beſchreibung dieſer unglücklichen Jubelfeier; ſie wurde in den Archiven des Amtes und des Rathes beigelegt, und ſo iſt es nicht unmöglich, daß der Schluß meines Leichencarmen am Schluſſe des Jahrhunderts in Erfüllung gehe.

Die Mondfinsterniß bei Tage.

Aus den Papieren eines Liebhabers.

Der Leser erwarte nicht etwa eine komische Liebesgeschichte. Er halte sich vielmehr auf Astronomie gefaßt, wovon ich ein Liebhaber bin, das heißt ein Mensch, der einige hundert Thaler für Fernröhre an das optische Institut der Herren Utzschneider und Fraunhofer zu Benediktbeuern bezahlt hat, um an dem gestirnten Himmel ein wenig mehr zu sehen, als mit unbewaffneten Augen daran zu entdecken ist. Vor ungefähr zehn Jahren bin ich selbstständiger Herr von ungefähr zehnmal so viel tausend Thalern geworden, und seit der Zeit hat jene Liebhaberei mich so ausschließlich besessen, daß ich bis zum dritten Oktober des Jahres 1819, welches das siebenunddreißigste meines Lebens ist, nicht nur unverheirathet, sondern sogar unverliebt geblieben bin.

Der Kalender des genannten Jahres nun, nämlich der von der preußischen Kalenderdeputation gestempelte Historienkalender, enthielt die Nachricht, daß am dritten Oktober Nachmittags von 5 Uhr 42 Minuten an bis 6 Uhr 2 Minuten, also nur 20 kurze Minuten lang, an dem aufgehenden Monde

der Rest einer unsichtbaren totalen Finsterniß sichtbar werden würde. Also eine Mondfinsterniß, zwar nicht bei vollem Sonnenschein, welches unmöglich ist, aber doch bei Tage, weil an gedachtem Tage die Sonne nur eben mit dem Aufgange des Mondes untergehen konnte. Natürlich bat ich 8 Tage vorher den Himmel um einen Wolkenfreien Horizont, welcher im Herbst' eben nicht an der Abend-Ordnung zu seyn pflegt. Der Tag kam, ein Herbsttag nach allen Kalendern der nördlichen gemäßigten Zone; aber der schönste unbewölkte Sommertag in der Natur. Ich will es dahin gestellt seyn lassen, ob er ein Nachlaß des jüngst abgeschiedenen Weinsternes (olim Haarsterns oder Kometen), oder, ob er eine Folge der Sonnenflecken war, wovon schon am ersten Oktober abermals ein Häufchen am östlichen Rande der großen Lichtscheibe sich gezeigt hatte. Unwahrscheinlich wäre das Letztgenannte keineswegs. Das Häufchen erschien bereits am dritten Oktober, also noch ziemlich weit vom Vertikaldurchmesser der Sonnenscheibe, so groß, daß auf dem Raume, den es einnahm, das große russische Reich wenigstens 500 Mal Platz gehabt hätte. Für die Oberfläche der Sonnenkugel ist das freilich eine Bagatelle, da sie 12,723 größer ist als die Oberfläche der Erde. Aber denkbar bleibt es immer, daß von dem Licht- und Wärme-Stoffe, den

die Sonne hier mochte haben fahren laſſen, ſoviel auf unſeren Wohnſtern zugeſtrömet war, als es eben brauchte, um zwiſchen dem nördlichen Polarkreis und dem Wendezirkel des Krebſes einen Octobertag in einen Junitag zu verwandeln.

Genug, dieſer Junius-Octobertag war da, und wenn meine kosmophyſikaliſchen Anſichten mir auch nicht erlaubt hätten, die Sonnenflecken als die Urſache davon anzuſehen; ſo würd' ich doch immer die Hoffnung darauf gebaut haben, die Mondfinſterniß am Tage zu ſehen, denn ich ſah ſie, die Sonnenflecken mein' ich, durch das an meinem Fenſter angeſchraubte Fernrohr zu vierundneunzig Gulden (ein Preiß, um den man in der Entfernung von circa 20 Millionen Meilen eben noch nicht allzudeutlich ſieht) ſowohl in ihrem kohlſchwarzen Kern, als in deſſen aſchgrauem Kranze, ſo ſcharf begränzt, daß ich auf Heiterkeit und Ruhe in der Erdatmoſphäre mit Sicherheit ſchließen konnte. Um inzwiſchen den Mond präcis um 5 Uhr 42 Minuten zu ſehen, kam alles darauf an, einen gen Oſten möglichſt tief liegenden Scheinhorizont zu finden, wozu es bekanntlich kein beſſeres Mittel giebt, als daß man auf den höchſten Punkt der Gegend ſich begebe. Dieſer lag leider (und liegt noch) nicht in meinem Hauſe, auch nicht einmal in der Stadt, wo es ſteht, ſondern eine halbe Meile davon. Auch iſt er ne-

der ein Thurm noch ein Berg, sondern ungefähr die Mitte einer ungeheuren Feldflur zwischen der Städt und den nächsten Dörfern, wohin jedoch zum Glück an einem Herbstsonntage (und das war der dritte October 1819) nicht leicht jemand kommt, als ein Liebhaber der Hasenjagd oder der Astronomie, weil alle Communicationswege wenigstens 1200 Schritte davon entfernt liegen.

Halb 5 Uhr war ich bereits auf dem Platze mit einem kleinen achromatischen Fernrohr' ohne Stativ, das sich mit einiger Unbequemlichkeit in einer wohlgenähten Rocktasche tragen ließ. Hier stellt' ich mich grad' aufrecht auf einen Markstein, der mitten auf einem Feldraine stand, kehrte der Sonne mit ihren garstigen pechschwarzen Flecken den Rücken zu, und wartete auf die möglich-größte Verlängerung meines Schattens, der sich über ein Paar Acker Stoppelfeld erstreckte.

Leser, die nichts von der Astronomie und der Optik verstehen, und die gegenwärtige Beschreibung bloß darum lesen, weil sie immer noch glauben, es werde wohl am Ende eine Liebesgeschichte daraus werden — solche Leser werden nicht begreifen, warum. Ich that es darum, weil mein Schatten mit allen anderen irdischen Schatten die Eigenschaft gemein hat, daß er bei dem Untergange der Sonne gerade die nämliche Richtung hält, wie der Erdschat-

ten, der bekanntlich, indem er auf den Mond fällt, die Mondfinſterniſſe hervorbringt. Da nun der Mond heute theilweiſe verfinſtert und folglich im Erdſchatten aufgehen mußte, ſo konnte mein Schatten, und zwar um ſo ſicherer, je länger er wurde, mir den Punkt im Schein-Horizont anzeigen, wo der Mond um 5 Uhr 42 Minuten unfehlbar ſtehen würde.

Er war gefunden, und ſiehe, wenn ich auf dem, eine halbe Leipziger Elle hohen Feldſteine mein Fernrohr in eine Stativrinne legte, die ſich aus meinem geſchickt zuſammengeballten Schnupftuche bilden ließ; ſo konnt' ich künftig den Mond recht bequem betrachten, dafern' ich mich an dem weſtlichen Abhange des Raines auf den Bauch legte. Nachdem ich mich zur Probe hingelegt hatte, fand ſich auf meiner Pariſer Repetiruhr, die nach mittler Sonnenzeit geſtellt war, daß der erſehnte Mond unter 39 Minuten 15 Sekunden noch nicht erſcheinen konnte. Ich ſtand alſo wieder auf, trat auf den Stein, und ſchaute durch meinen Achromaten einſtweilen in der Gegend umher. Die aſtronomiſchen Leſer werden daraus ſchließen, daß ich kein Himmels-Okular eingeſetzt hatte; denn ſonſt hätt' ich ja die Bauermädchen, welche von ihren Sonntagsbeſuchen in der Nachbarſchaft heimkehrten, verkehrt, die Beine oben und die Köpfe unten, ſehen

müſſen. Das war nicht der Fall. Die rüſtig einherſchreitende Dirne, die eben in der Richtung von Norden nach Süden ſich bewegte, trat aufrecht in das Sehfeld meines Rohres ein, und blieb mitten darin ſtehen, anſcheinlich um reciproce mich zu obſerviren, der ich ihr wohl wegen meines Fußgeſtelles für einen gewöhnlichen Spaziergänger um eine halbe Leipziger Elle zu lang vorkommen mochte. Sie im Gegentheil kam mir weder zu lang noch zu kurz vor; an ihrer Geſtalt war nirgends etwas zu viel noch zu wenig bemerkbar; all' ihre Durchmeſſer und Umfänge, namentlich: die große Axe vom Scheitelpunkte bis zum Fußpunkte, die beiden kleinen Axen von Schulter zu Schulter und von Hüfte zu Hüfte, die abſteigenden Parallelkreiſe des Scharlachmieders und der weit herauf entblößten Arme, unter deren Einem ſie ihr Camiſol trug, endlich die aufſteigenden Tageszirkel von den Knöcheln bis zu den Aequatoren der Waden, und vermuthlich auch die von dem hohen Conus detruncatus des Frauenrockes bedeckten Nachtzirkel — kurz alle geraden Linien und Curven, welche an ihr theils nach dem Augenſchein gemeſſen, theils nach ſichern Schlüſſen berechnet werden konnten, ſchienen in ſo wohlgeordneten Verhältniſſen unter einander zu ſtehen, daß ich Luſt bekam, auch an dem Geſicht' einige Beobachtungen anzuſtellen.

Aber mein Okular war geſtellt, um in der Entfernung von einigen und 50,000 Meilen die Mondflecken, als da ſind der Proklus, der Tycho, der Calippus, der Smith, der Wing, das Heiterkeits-, Feuchtigkeits- und Regen-Thal (olim Meer) u. ſ. w. zu erkennen. Sollte es in der Entfernung von 1000 Schritten in dem Vollmond' eines Mädchenantlitzes die Feuerkrater der Augen, das Hochgebürg der Naſe, das Doppelgebürg der Lippen ſammt den übrigen Höhen und Thälern deutlich machen, ſo mußt' ich es durch eine natürliche Mikrometerbewegung der Hand verſuchend nach dem Auge richten. Das wollte unaufgelegt nicht glücken. Ich legte mich daher an der Oſtſeite des Markſteins auf den Bauch, wie ich vorhin zur Probe an der Weſtſeite gethan hatte, etablirte mein Inſtrument auf ſeinem obenbeſchriebenen Nothſtativ, und entdeckte nun ein Geſicht, um welches ein Nichtaſtronom den Mond gewiß recht gern hätte Mond ſeyn laſſen. Es war die Schönheit ſelbſt im vollen Lichte ländlich-blühender Geſundheit. Und dieſes Geſicht ſchaute zum Ueberfluß unverwandt auf mich, ja es drückte ſogar neben der Neugier eine Art von anziehender Theilnahme aus; ſo daß ich auf die Vermuthung kam, die Beſitzerin deſſelben möchte in mir weniger einen Liebhaber der Aſtronomie, als vielmehr ihren eignen vermu-

theil, der ja wohl auch, um den Aufgang und den Lauf ſeiner Sonne zu beobachten, auf dieſen Hochpunkt hätte getreten ſeyn, und ſich nun auf den Boden gelegt haben können, um von irgend einem andern herannahenden Argusauge nicht zur Unzeit obſervirt zu werden.

Die Vermuthung ſchien ſich zu beſtätigen, als der weibliche Mikroplanet ſich wieder in Bewegung ſetzte. Er deklinirte auffallend von der urſprünglichen Richtung ſeiner Bahn, und ſchien rückläufig über Feldraine und durch Scheidefurchen ſich nach Oſten zu wenden. Indem ich mit Vergnügen ſah, daß in dem freien Spiele der Glieder das vorhin aſtronomiſch beſchriebene Ebenmaaß derſelben ſich noch deutlicher entfaltete, bemerkte ich, daß die Sonne untergegangen war. Meine ſchon vorhin neben den Stein gelegte Uhr ſtand auf 5 Uhr 41 Minuten 15 Sekunden. Da war für den Aſtronomen keine Sekunde mehr zu verlieren. Ich ſprang auf, wendete den Achromaten gen Oſten, legte mich auf die Weſtſeite des Markſteins und fixirte den gefundenen Aufgangspunkt des Mondes. Er kam, bezwang ſchon in der erſten Minute die leichten Dünſte des Horizonts und brachte an der oberen Hälfte ſeines ſüdlichen Randes ein noch ganz anſehnliches Stück Verfinſterung mit.

Jetzt galt es, den Gränzbogen des Erdſchattens

ſcharf zu erkennen; noch in dem Halbſchatten, der ihn umgab, die Mondberge wahrzunehmen, deren Fuß die Verfinſterung in den erſten Minuten ihrer Sichtbarkeit berührte, und das alles dem Gedächtniß' einzuprägen, um zu Hauſe nach der Mondkarte nicht nur das Maaß der ſichtbaren Finſterniß zu finden, ohne ſie aſtronomiſch gemeſſen zu haben; ſondern auch die Lage des Erdſchattens im Monde für zwei oder drei verſchiedene Zeitpunkte durch Zeichnungen zu verewigen; Dinge, welche die Aſtronomen von Metier gewöhnlich aus eben der Urſache unterlaſſen, aus welcher die Liebhaber der Aſtronomie ſie unternehmen, nämlich: weil ſie zu nichts nützen. So wie ich daher einen frei werdenden ſelenographiſchen Hauptpunkt erkannte, ſprach ich, gar laut vielleicht, ſeinen Namen aus, auch wohl, auf die Uhr ſehend, die Minute dazu, wo ich ihn erblickt hatte; kurz ich war in der unterhaltendſten und angeſtrengteſten Geiſtesbeſchäftigung von der Welt.

Nun denke man ſich meinen aſtronomiſchen Verdruß, als ich hinter mir von Weſten her das Geräuſch nahender Schritte im Stoppelfelde hörte. Es waren anfangs unſichere, zögernde Schritte, die einen Halbkreis um mich zu beſchreiben ſchienen, dann aber raſch im Radius auf mich zukamen, und dicht hinter mir Halt machten. „Ach du lieber

Gott," sprach eine angenehme, metallhelle, aber etwas ängstlich bewegte Stimme, „was machen Sie denn da? Sind Sie denn so krank?" Ich merkte wohl, wer es war; aber jetzt hatt' ich nicht Zeit, von dem Makrotrabanten weg auf den Mikroplaneten zu schauen. Ich rief daher: „Nichts! Fort nur! fort!" Die unzeitige Besorgniß um meine Gesundheit schien sich zwar zurück zu ziehen; aber nicht lange, so kam sie wieder: „Sie mögen seyn, wer Sie wollen, ich kann Sie doch weiß Gott nicht so da liegen lassen." Damit ließ sie sich neben mir auf ein Knie nieder, und faßte mich mit zwei kräftigen Armen unter den Schultern an, um mich aufzuheben.

Um das Ende der Mondfinsterniß bei Tage, um die Beobachtung des hochwichtigen Auftrittpunktes im Monde war es nun geschehen. Die Spaßhaftigkeit des Irrthums, die hülfrüstige Gutmüthigkeit, welche hier die Wissenschaft plötzlich im Rücken bedrängte, besiegte schnell meinen Verdruß über die Störung, und ich erhob ein heiteres Gesicht zu der unberufenen Mitleidigen. Jetzt erst gewahrte sie das Instrument, welches ihr der hohe Kopf meines weit aus der Stirn hinaus geschobenen englischen Modehutes verdeckt haben mochte. Sie ließ mich bestürzt los und sagte: „Ach Herr Jemine! Sie begucken nur den lieben Mond."

Ich faßte ihre Hand, richtete mich auf die Kniee, und erwiederte: „Es iſt nichts mehr daran zu ſehen, dein Geſicht ſieht viel hübſcher aus.“

Sie wurde roth, ſtand ſehr verlegen auf, und ſchritt aus zum Fortgehen. Aber auf einmal wendete ſie ſich wieder um, ſah mir ehrlich in die Augen, reichte mir die Hand wie zum Handſchlage der Verſöhnung, und ſprach mit der natürlichſten Anmuth: „Nehmen Sie's doch ja nicht übel, lieber Herr.“ Ich nahm ihre Hand zwiſchen meine beiden Hände. Sie ließ mich in Beſitz und Genuß, ſtrich mit ihrer andern Hand vom Ellenbogen des weißgeformten Armes bis zum Handgelenke herab, und fuhr, anfangs ohne mich anzuſehen, lächelnd fort: „Ich ſah Sie da von weiten an unſerm Felde ſtehen, kerzengerade; auf einmal ſind Sie weg, und es ſah aus als ob der Hut auf der Erde läge. Nu, denk' ich, was iſt denn das? Dann rafften Sie ſich wieder auf, und pardauz! fielen Sie wieder auf den Rain. Da dacht' ich, dem Menſchen fehlt was, und wie ich herankomme, ſo —“

„Dachteſt du, ich wäre verrückt, nicht wahr?“ Sie lachelte ſtärker. „Si nu, Sie laaen da platt weg und redeten Latein oder ſonſt was; da ſcheut' ich mich erſt, aber ich dachte doch, er kann auch wohl krank ſeyn, daß er nicht aus kann, da mußt

du doch — Nehmen Sie's nur ja nicht für ungut, lieber Herr!"

Nachdem ich einmal auf das Ende der Mondfinsterniß Verzicht geleistet hatte, war ich zum Uebelnehmen nicht weiter geneigt. Ich beruhigte über den Höflichkeitsverstoß ihr Gewissen mit vermehrtem Druck' ihrer warmen Hand, die nicht eben Sammet, aber auch nicht Sacktuch war; und es machte mir so viel Vergnügen, die kräftige Elasticität dieses Materials von allen Seiten zu prüfen, daß ich meinen Besitz durch die gewöhnlichen Fragen nach Dorf, Namen, Alter, u. s. f. zu verlängern suchte. Sie hieß Rosa (vulgo Róse), war 21 Jahr alt, Tochter eines Bauers, den ich mich erinnerte, den reichen nennen gehört zu haben, und allem Anschein nach weit besser unterrichtet, als man in Dorfschulen zu unterrichten pfleg[illegible] Sie wußte recht gut, daß der Mann im Mon[illegible] kein Menschengesicht, sondern die unebne Oberfläche eines großen Weltkörpers wäre; aber sie glaubte weniger von diesen Dingen, als sie davon gehört hatte, und frug gar neugierig, ob man es denn durch so ein Perspektiv sehen könnte. Ich gab es ihr in die Hand. Sie konnte den Mond nicht finden. Ich lieh ihr meine Schulter. Es gelang nicht besser. Ich nahm das Rohr in meine Linke, umschlang sie mit dem rechten Arm, hieß sie mit

ihrer Rechten das Glas an das Auge halten, und indem ich meine Wange an die ihrige legte, sucht' ich es für sie auf den Mond zu richten, nach ungefährer Schätzung der Parallaxe der Objektivmündung. „Da ist er," rief sie. Aber bald setzte sie hinzu: „Ach, Sie zittern auch, er steht nicht still, und fährt bald hinein, bald heraus."

„Das war eben kein Wunder; denn dicht und senkrecht über meiner rechten Hand lag eine pulsirende Hemisphæra terrestris, und machte nach Newtons kosmischem Gesetze der Anziehungskraft Fluth in meinem Blute, gleichwie der Mond in den Meeren der Erde. Inzwischen hatte sie doch meines Zitterns ungeachtet an dem tanzenden Monde so viel gesehen, daß sie gern mehr sehen wollte. Ich schlug ihr vor, es zu machen, wie ich vorhin gethan hatte, und legte das Rohr auf dem Steine zurecht. Aber sie meinte kurzweg „nein," und errieth über die implicirte Zumuthung, liegend zu observiren, deren Verletzendes in der That nur einem Liebhaber der Astronomie hatte entgehen können. „Wir könnten die neuen Marksteine dort verkaufen, um die der Vater mit dem Richter Prozeß hat, dort in der Furche, dann wird's höher, und ich kann dabei sitzen."

Sie warf das Kamisol auf den Rain, und flog nach dem Ziele. Im Laufen, welches zum Theil mein

meine Vermuthungen über die Schönheit der Curven jenseits der Wadenäquatoren bestätigte, entfaltete sie das Tuch, welches sie in der Hand behalten hatte, schlug es um den ungesetzten Markstein, hob ihn auf die linke Hüfte, streckte den rechten Arm aus, und ging mit der ansehnlichen Last aufrecht und sichern Schrittes nach dem Raine zurück. Ich hatte Mühe, mit einem zweiten steinernen Parallelepipedum ihr zu folgen; und während ich beide zu dem neuen Observatorium aufeinander schichtete, brachte sie schon ein drittes und viertes herbei, welches dem schnellen Bau nah' an 1½ Elle Höhe gab.

Ich hatte bemerkt, daß in der Furche neben den neuen Gränzsteinen auch einige gebrannte Mauerziegel lagen, vermuthlich, um bei dem künftigen Eingraben derselben als Merkmale untergelegt zu werden; und kaum hatte ich geäußert, daß ich zwei davon zur Vollendung des Baues brauchen würde; so waren sie schon da. Ich legte sie auf der Platforme der Sternwarte auf die schmalen Seiten, schob sie nach dem Monde zu unter einem Winkel von 45 Graden zusammen, bis auf eine kleine Oeffnung, die etwa dem Halbmesser der obern Dicke meines Rohrs gleich war; und hatte nun ein ziemlich solides Stativ, und eine ganz leidliche Vertikalbewegung gewonnen, die sich auf dem rech-

ten Punkte feſthalten ließ, indem ich innerhalb der Winkelöffnung der Ziegelſteine durch mein geballtes Tuch den Achromaten ſtützte.

Jetzt lag er, wie er ſollte, oder beſſer, wie ich wollte, und zwar aus Gründen wollte, die nicht rein aſtronomiſch waren. Röschen hatte ſich wartend hart an der Nordſeite des Oculars niedergeſetzt, und ſaß da eben ſo bequem als anſtändig, da der Rain nach Weſten zu unter einem Winkel von etwa 15 Graden abhängig war. Jetzt aber, um das Auge an das Ocular zu bringen, mußte ſie das rechte Bein über das linke ſchlagen, ihr Gewicht auf die Außenſeite des linken Schenkels und des linken Unterarmes legen, und ſich vor dem Ueberſchwanken nach der Südſeite zu, wo ich ſitzen geblieben war, durch den, auf den Boden geſtützten, rechten Arm verwahren. Die Poſitur gab der ſchlanken Geſtalt ſehr ſchöne Schlangenlinien, und ich hatte dafür geſorgt, ſie ein wenig lange darin zu erhalten. Das Rohr war nicht auf den Mond, ſondern ein wenig über ihn gerichtet, mit der gehörigen ſüdlichen Abweichung von ſeinem jetzigen Vertikalkreiſe. „Ich ſehe nichts,“ ſagte ſie, und indem ich ihren angeſpannten rechten Arm ſtreichelte, um ihn zum Ausharren zu ermuntern, erwiedert' ich: „Nur Geduld, ich habe

dir das Vergnügen machen wollen, den Mond in dem Glaſe aufgehen zu ſehen.“

„Ich mochte wohl um einige Mondbreiten höher, als zu dieſem Zwecke nöthig war, in die ſcheinbare Mondsbahn heraufgegangen ſeyn; aber es gewährte mir Vortheil. Die Dauer der Anſpannung, welche die beſchwerliche Poſitur forderte, machte der ungeübten Beobachterin ein wenig warm, die Athemzüge wurden voller, und während ſie mit einem: „Ach, wie das hell wird unten am Rande!“ den nahenden Mond verkündigte, waren mir ſchon zwei ſilberhelle Nachbarmonde, die über den Rand des Mieders hervor ſtiegen, in dem Gewölk des Buſentuches ſichtbar geworden. So klein ſie nach aſtronomiſchem Maaße waren, wo bekanntlich ein Erddurchmeſſer den Zollſtab vorſtellt; ſo ſtark war doch ihre Anziehungskraft. Ich rückte näher, indem ich nördlich 1mal um meine Are rotirte, und während mein rechter Vorderarm mich halb aufrecht erhielt, legte ich den linken ſanft um des Mädchens Rücken. Die junge Aſtronomin ſchien es nicht zu bemerken. Die „hellen Lichter“ im Monde hatten ihre ganze Aufmerkſamkeit gefeſſelt, und hielten ſie feſt genau 6 Minuten lang von dem Zeitpunkt' angerechnet, wo der Mondrand das Sehfeld berührt hatte. Daß ich das ſo genau angeben kann, mag den Leſer belehren, wie vortheilhaft es für einen Aſtro-

nomen ist, daß er seine Instrumente genau kenne. Ich weiß einmal für allemal, daß der Mond 6 Minuten braucht, um in meinem kleinsten Achromaten zu erscheinen, mitten hindurch zu gehen und bis auf den letzten Schimmer zu verschwinden.

Als ihn Röschen nicht mehr sah, richtete sie sich auf dem linken Arm' ein wenig empor, und rotirte mit dem Oberleibe 1mal nördlich um ihre Axe, wodurch sie ungefähr in ihre vorige sitzende Stellung kam. Die Friction an meinem linken Arm erschwerte ihr diese Bewegung nur wenig. Sie bewirkte bloß, daß ich ohne Rotation ihr nachrückte, während meine linke Hand die Bahn über ihren Rücken beschrieb, dicht unter dem, mit seinem Planeten umlaufenden rechten Mikromonde hinweg ging, dann in ihrem Falle nach dem Schooße zu von ihrer rechten Hand aufgefangen und mit sanftem Drucke fest gehalten wurde. Ihre linke blieb hinter meinem Rücken, und während ein leises Ach der Erholung aus der Brust sich empor hob, legte sich ihr, vom langen Tragen seiner Last ermüdeter Vorderarm ausruhend auf meine rechte Schulter. Mein jetzt müßiger rechter umschlang nun ihren Rücken ungefähr zwei Handbreiten tiefer, als vorhin der linke gethan hatte, und auf diese Widerlage vertrauend, bog sie Ausdehnungs wegen Hals und Rückgrad zurück, um daraus die

Unbehaglichkeit zu vertreiben, welche die vorige schraubenförmige Halbwindung des Oberleibes in ihren Hals- und Rücken-Wirbeln zurück gelassen haben mochte. Ihr Hinterhaupt fand dabei einen Stützpunkt auf der Kante der Sternwarte, und in die sich weit öffnenden Augen fiel der im Zenith tiefblau gewordene Himmel, den die unbemerkt herbei geschlichene Nacht mit ihren Diamanten geschmückt hatte.

Der Anblick fesselte sie in der beschriebenen Stellung. Ihre Seele schien sie zu verlassen, schien in die Tiefe dieses Himmels einzusinken. „Ach Gott! — Gott!“ sprach sie leise und in langen Pausen, „diese Sterne — so viel! — und alle so groß, wie der Mond — wie die ganze Welt!“ Sie schwieg. Keine Bewegung, als der Pulsschlag ihrer Hand. Selbst der Athemzug kaum zu bemerken. „Wie die Erde,“ setzte ich verbessernd hinzu, „Millionenmal größer! ungeheure Sonnen, nur durch die Entfernung so klein! auf ihnen gewiß Geschöpfe wie wir — besser, vollkommener, als wir!“ Sie ließ meine Hand fahren, und legte die ihrige auf die Stirn, als gält es, dem Schädel einen Reif umzulegen, damit die Vorstellung des Makrokosmos ihn nicht auseinander treibe. Langsam deckte sie dann die Augen mit dieser Hand und es war kein Zweifel, daß sie nur um so deut-

licher die Sonnen der Nacht erblickte. Hoch fing ihr Buſen an zu ſchlagen. Er traf jetzt meine Sinnen nicht mit ſeinem Reiz. Es war der Weltgeiſt, der ihn hob. Mein Gedanke war Anbetung ſeines Waltens durch alle Pulſe der Natur. Ich zog meinen Arm an, um den Leib, den der entrückte Geiſt unbewacht darin zurückgelaſſen hatte, in die bequemere vertikale Stellung aufzurichten. Sie kam zu ſich. Ihre Augen begegneten den meinigen. Magiſch erleuchtete der Mond die Kleinwelt ihres Geſichts. Meine Blicke trugen ihr die ſtummen Wünſche meines Gemüthes zu. „O Gott! mein Gott!“ ſprach ſie mit ſchwer gepreßtem Odem, ſchlang feſt ihre Arme um mich, drückte mich mit zurückgebogenem Haupt' an die weit vorgedrängte Bruſt, und lag in der nächſten Secunde Mund auf Mund, mit entſtrickten Sehnen, in meinen Armen.

Wie lang' dies gedauert habe, werden geübte Aſtronomen aus nachfolgenden Datis leicht berechnen können.

Ein Nachtwind nämlich, der einen kleinen Anflug von Herbſtlichkeit hatte, fing an, über das Feld zu ſtreichen. Röschen richtete ſich auf in meinem Arm, ſah um ſich, wie eine Erwachende, und der culminirende Jupiter ſpiegelte ſich in ihren Augen. „Der Abendſtern ſchon!“ ſagte ſie, „ich

muß fort!“ Ich wollte ſie mit der aſtronomiſchen Berichtigung zurückhalten, daß es nicht der Abendſtern, ſondern der größte Planet wäre, der jetzt ſehr zeitig aufgienge. „Nein, nein, um Achte geht er auf, gerad' über unſerer Scheune.“ Sie ſtand auf, und zog ihr Camiſol an. Ich half dem ſchönen vollen Arm in ſeine Scheide, nahm Uhr und Hut vom Boden auf, ſchob den Achromaten zuſammen, ſteckt' ihn in die wohlgenähte Rocktaſche, und faßte ihre Hand. Sie hielt das für einen Abſchiedsgruß, ſah mich wehmüthig an, drückte meine Hand mit beiden Händen feſt an ihre Bruſt, und wollte gehen. Ich behielt die ihrige, und ging mit ihr. Sie ſchritt raſch auf dem Raine fort, hielt meine Hand ſtets mit gleichförmigem Drucke feſt, ſchien aber ganz mit ihren Gedanken beſchäftigt zu ſeyn, und meine Gegenwart vergeſſen zu haben. „Du biſt bös auf mich,“ ſagt' ich fragend. Ohne mich anzuſehen, ſchüttelte ſie verneinend den Kopf und ging langſamer. „Ich habe dich geküßt,“ fuhr ich fort, „was iſt daran Böſes?“ „Nichts,“ ſagte ſie abgewandt. Ein Seufzer hob ihre Bruſt, und ſie ſchien ſich unbemerkt die Augen trocknen zu wollen. Es ergriff mich ſeltſam; mir war, als hätt' ich ein Vergehen gut zu machen, das ich nicht begangen hatte. „Weißt du, wer ich bin?“ Sie nickte ſchweigend. Wir ſchritten über einen Fahr-

weg, und wanderten still auf einem andern Raine den Gärten ihres Dorfes zu. „Dort ist unsre Thür," sagte sie, und die Schritte wurden noch langsamer, als zuvor. Ich hielt sie durch mein Stillstehen ganz auf, und meine Gemüthsuhr, die von der Sternenzeit des Verstandes bisweilen beträchtlicher abweicht, als die astronomische Sternenzeit von der mittlern Sonnenzeit, hob aus zu einem albernen Streiche. „Mädchen," sagt' ich, „hast du einen Liebsten?" Verneinung mit dem Kopfe. „Oder einen Freyer?" Sie sah mich hell an. „Oh genug!" Dann schlug sie die Augen nieder, und setzte mit einem leichten Seufzer hinzu: „Ach, aber das ist alles so grob und so dumm!" Ich mußte lächeln, die Gemüthsbewegung in mir legte sich, die Gefahr des albernen Streiches war vorüber. Sie hingegen schien, je näher wir der Gartenthüre kamen, desto unruhiger zu werden. Ich fühlt' an den unwillkührlichen Zuckungen ihrer Hand, daß sie zitterte. So kamen wir an dem Ziel an, das wir beide scheuten. „Nun Adje!" sagte sie, und sah mich an, als wär' es ein ewiger Abschied. Ich küßte sie. So, wie jetzt, gerade so, hatte sie es früher nie erwiedert. Sie breitete die Arme aus, schlang sie fest um meinen Nacken, drückte mein Haupt ungestüm an die laut klopfende Brust; drängte mich dann bei den Schultern wieder von

ſich, als wollte ſie den Knoten meiner um ihren Leib geſchlungenen Arme ſprengen; bog das Haupt weit rückwärts; ſchlug beide Hände vor die Augen, und ſprach mit einer Stimme, die ſich nicht beſchreiben läßt: „O Gott! Gott! Gott! ich armes, unglückliches Geſchöpf!“ Mit Heftigkeit drehte ſie ſich in meinen Armen herum, der Knoten ſprang, ſie ſtieß die Thür auf, und war verſchwunden.

Ich ſtand lange regungslos, und trat langſam den Rückzug an. Inſtinktmäßig vermied' ich, dem Obſervatorium nahe zu kommen. Das verlängerte den Weg. Jupiter war kaum 5 Grad mehr vom Untergange, als ich, nach der Beurlaubung des Bedienten, das Fenſter meines Zimmers öffnete, um in die Mondnacht hinaus zu ſchauen, aus welcher ich kam. Wär' ich ein Romanenſchreiber, ſo würd' ich hier die Leſer mit den Betrachtungen unterhalten können, die bei dem Anblicke der Jungfrau mit der Kornähre, dieſem ächt himmliſchen Bauermädchen, in mir rege geworden. Das könnte eine hochpoetiſche Stelle geben: aber als Aſtronom müßte ich mich ihrer ſchämen vor der ganzen aſtronomiſchen Welt, in welcher einmal für allemal ausgemacht iſt, daß man aus einem Fenſter, welchem eben der Waſſermann gegenüber ſteht, die Jungfrau nicht ſehen kann. Die Wahrheit iſt, daß ich die Sternbilder am Himmel gar nicht betrachtete.

Ich sah bloß die irdischen Bilder, welche in der hohlen Halbsphäre meines Schädels sich umtrieben, und da diese Kleinwelt oft ihre Pole verändert, so wird es die Astronomen nicht Wunder nehmen, wenn ich ihnen sage, daß heute nicht der kleine Bär, sondern die Jungfrau, die irdische, mein Polarbild war, welches nicht eher verschwand, bis ich einschlief. Dies geschah ungefähr 5 Minuten später, als mir der Orion mit der großen Lampe auf seiner östlichen Schulter zu Bette geleuchtet hatte.

Die Leser werden sehr gespannt darauf seyn, daß ich ihnen die Beobachtungen mittheile, die ich an den oben, noch vor der Mondfinsterniß beschriebenen Sonnenflecken im Laufe der nun folgenden Woche gemacht haben dürfte. Ich kann es ihnen nicht verargen: denn gerade diese sieben Tage waren für einen astronomischen Zeichner, wie ich bin, höchst wichtig. Sonnenflecken von dieser enormen Größe halten gewöhnlich aus, das heißt, sie verschwinden nicht gänzlich innerhalb der Sonnenscheibe, sondern gehen binnen ungefähr 13 Tagen quer durch von Osten nach Westen vermöge der Axendrehung der Sonne. Bei dem Eintritt' am östlichen Rande und bei dem Austritt' am westlichen sehen wir sie auf der Kugelwölbung der Sonne en profil, und selten ist eher als drei Tage nach ihrem Eintritt', und länger als bis drei Tage vor

ihrem Austritt', ihre wahre Gestalt zu erkennen. Da nun diese Flecken obgedachtermaßen am 1. Oktober eingetreten waren, so konnten sie zum Behuf der Abzeichnung gerade in den Tagen vom 4. bis zum 11. Oktober mit dem besten Erfolge beobachtet werden. Ich habe sie aber eben so wenig, als die Lagen des Erdschattens im Monde bei der beobachteten Mondfinsterniß am Tage, gezeichnet, weil ich sie nicht habe beobachten können, obschon die ganze Woche über heiterer Himmel und ich meist zu Hause war. Was mich abgehalten hat? Niemand, als das „arme unglückliche Geschöpf;" zwar nicht in Person, aber durch den Nachklang der Stimme in meiner Erinnerung.

Arm? Das hätte nichts zu bedeuten gehabt, selbst wenn es eigentlich nicht sinnlich gemeint gewesen wäre, denn ich war ja nothdürftig reich. Aber unglücklich? Warum? Vielleicht eben darum, weil ich reich, und im Verhältnisse zum Bauernstande gewissermaßen vornehm war? Liebhaber der Astronomie lieben die Hypothesen, und sobald dieselben geeignet sind, dasjenige zu erklären, was sie entdeckt zu haben glauben, achten sie das Vielleicht gar leicht für ein Gewiß. So weit war ich am Sonntage darauf, den 10. Oktober, mit meinem neuen Systeme gekommen, und mit ihm beschritt ich Nachmittags 4 Uhr das Gehöfte von Röschens

Vater. Aus der Scheune gen Süden, der ich nun wohl ansah, daß über ihr der Jupiter nicht füglich früher, als um 8 Uhr für die Bewohner des Erdgeschosses im gegenüber liegenden Wohnhause aufgehen konnte, kam eine Viehmagd mit einem gewaltigen Rundkorbe voll Spreu. Nachdem sie den bellenden Hund, an dem sie vorüber ging, mit einem Tritt' in seine Hütte gejagt hatte, erfuhr ich von ihr, daß der Mann, den ich suchte, zu Hause war. „Allein?" — „Doch wohl, die Frau und Rose sind in den Weingarten gegangen."

Das war mir eben recht. Ich trat ein, sobald ich das Herein vernommen hatte. Ein rüstiger Alter stand vom Bibellesen auf, und kam mir mit der abgezogenen Baumwollenmütze entgegen. Er hieß mich willkommen, indem er meinen Namen nannte. „Also kennt Er mich schon, mein Freund?" — „Ei warum nicht? Sie sind ja aus der Stadt, der Herr — der Sternguckers, sprechen die Leute." Er lächelte bei dem Worte, wiegte den Kopf ein wenig, und setzte mit scherzhaft drohender Handbewegung hinzu: „Nu, nu!" Dann schob er mir einen Stuhl zurecht, und frug im Sitzengehen: „Was bringen Sie mir denn?" Das Nu Nu machte sehr wahrscheinlich, daß er bereits das neue Observatorium auf seinem Felde entdeckt und über die Geschichte seiner Erbauung einigen Aufschluß

bekommen hatte. Meine Antwort war daher ohne groſsen Umſchweif: „Ich will Ihn kennen lernen, und damit Er mich nicht verkenne, will ich Ihm gerade herausſagen, daſs ich es darum will, weil ich vorigen Sonntag ſeine liebe Tochter habe kennen lernen.“ Er ſah mich feſt an. „Weiſs wohl!“ ſagte er kurz ab. „Von ihr ſelbſt?“ frug ich ſchnell. „Von wem ſonſt?“ Er lächelte, indem er ſeine Augen an mir auf und nieder führte, wiegte dann ernſt werdend den Kopf, und ſprach: „Das Mädel iſt eine Närrin.“

Da er es gerade ſo und nicht anders ſagte; ſo konnte nichts beſſer zu meiner gewiſſen Hypotheſe paſſen, als gerade die Närrin. „Lieber Freund,“ ſagte ich, „ſetz' Er nur hinzu, daſs ich ein Narr bin.“ — „Gott behüte mich!“ erwiederte er aufſtehend, um mir den Reſpekt zu zeigen, der ihn gehindert haben würde, ſo etwas nur zu denken. Während er ſich wieder ſetzte, fuhr ich fort: „Seine Närrin iſt mir lieb, ſehr lieb geworden; ſag' Er mir ehrlich, Alter, glaubt Er, daſs ich ein Narr bin, wenn ich mir einbilde, daſs ſie ohne Widerwillen mein Weib werden würde?“ — „Was?“ frug er, ohne den Mund wieder zu ſchlieſsen. „Ich liebe das Mädchen, ich kann ſie ernähren, ich halte ſie für gut, für geſund an Seel' und Leib; wenn ſie noch frei, wenn ſie mir gut iſt, ſo geb' Er ſie mir zur

Frau." Sein Blick fragte meine Augen, ob das Ernſt wäre, und ſchien endlich deren Antwort zu glauben. „Nee, tauſend Sackerment," rief er aufſtehend, „das geht nicht! Zwar — ich bin kein Viertelhüfner, ich; die Roſe iſt auch nicht dumm, und Sie — nu, Sie müſſen wohl ein ehrlicher Mann ſeyn, weil Sie gleich vor die rechte Schmiede gehen. Aber nee, alle Hagel, das läuft Litſch, Sie ſind ein Stadtherr mit Kutſch' und Pferden, und das Mädel iſt für's Dorf erzogen."

„Sie ſoll auch da leben," erwiederte ich, „ich kann meine Sternwarte eben ſo gut in meinem Dorfe anlegen, als auf meinem Oberboden in der Stadt."

„Hm, hm!" murmelte er, „'s iſt wahr, das Dings iſt Ihre, der dicke Kornjude iſt nur der Pächter." Er ſchritt in der Stube auf und nieder. Auf einmal blieb er mitten drinne ſtehen. „Nu ſo ſoll mich doch das Donnerwetter, wenn das Mädel —" Er rief zum Fenſter hinaus: „Hanne! Spring 'mal gleich 'nüber in den Berg, Roſe und die Mutter ſollen 'mal 'rein kommen." Hierauf ließ er ſich, dem Anſcheine nach erſchöpft von einer ungewohnten Gemüthsbewegung, auf die Fenſterbank nieder, ſtemmte die Hände auf die auseinandergeſpreizten Knie, mit auswärts gekehrten El-

lenbogenwinkeln, und sah mit weit offenen Augen den reinlichen Sonntagssand auf den Fußboden an.

Mir wurde ein wenig bang in dieser Stille. Sein „Donnerwetter" hatte meine feste Hypothese erschüttert. Ich suchte ihn durch verschiedene Fragen Antworten abzugewinnen, womit ich sie stützen könnte. So trieb ich ihn denn nach und nach zu trockner Aufstellung des Lehrsatzes, daß Rose verplüfft in mich wäre, welchen er durch die Erfahrungssätze bewies: daß sie bis Mittwoch immer wie im Dussel (Halbschlafe) herumgegangen, und Abends am Fenster den Mond angeglotzt, so daß er gedacht, sie würde mondsüchtig; daß sie ihn darüber zwar durch Erzählung der Narrenspossen mit dem Perspektiv beruhigt, aber immer wie vorher geblieben; und daß am Freitage die Mutter wieder einmal die alte Leier vom Heirathen gedreht, worauf Rose Stein und Bein geschworen, daß sie niemals heirathen wollte. Jetzt merke er nun wohl, daß da draußen mehr vorgegangen seyn müsse, als das Mädel erzählt habe; nur begreif' er nicht, wie ich, ein studierter Mensch mit Vatzen in der Ficke gleich bis zum Heirathen — Ich unterbrach ihn mit der kurzen Darlegung meiner Ansichten von den wenigen und doch so seltenen Erfordernissen zu einer guten Ehe. Er benickte sie beifällig. Nur zu dem Satze, daß der Unterschied der Erziehung

sich nach und nach ausgleiche, indem der eine Theil vom andern lerne, machte er den verbessernden Zusatz: „Braucht das nicht einmal. Meine Male (Amalia) war eine Pastorstochter, ist ein tüchtig Bauerweib geworden, und ich bin so dumm geblieben wie vorher.“

Er hatte das kaum gesagt, so trat sie herein, hinter ihr Röschen mit zwei aus Weidenruthen geflochtenen elliptischen Halbsphären voll Trauben, die sie vor allen Dingen, und ehe sie sich in der schon Abenddüster gewordenen Stube umsah, auf das Fensterbrett setzte. Mit einem „Hört mal, der Herr da“ — präsentirte mich der Alte. Röschen fuhr zusammen, wurde wie ein rothes Tuch, faßte heftig den Arm der Mutter, und machte einen Schild aus ihr, der sie decken sollte. Die zur Bauerfrau gewordene Pastorstochter kam darüber aus dem Concepte der Begrüßung, die sie mir zugedacht hatte, und ihre verwunderten Blicke fragten das Mädchen: Was giebt's denn? „Röschen,“ sagte ich, indem ich ihre rechte Hand ergriff, „ich habe von deinem Vater dich zum Weibe begehrt.“ Sie sah mich zweifelnd an, und fing an zu zittern. „'s Ding hat Grund,“ versicherte der Alte. Sie wollte sprechen, aber der rasche Athem ließ es nicht zu. „O Jesus!“ sagte sie endlich leise, sank, ohne mir die Hand zu entziehen, auf die Ecke des nahen

ßen Stuhls, und drückte, das Gesicht halb abgewandt, die linke auf die stürmische Brust. „Rose," hob die Mutter ganz ängstlich an, aber der Vater nahm sie am Arm, führte sie, ohne auf ihr „aber was? —" zu achten, stillschweigend aus der Thür, und wir waren allein.

Nun hing das Mädchen an meinem Halse, und die Küsse von der Gartenthür brannten wieder auf meinen Lippen. „Du bist frei? Du liebst mich?" — „Ja, ja, ja! wie mein Leben! Lieber — lieber —! ach Gott, ich weiß deinen Taufnamen nicht einmal!" Den hätt' ich ihr wohl einen Sonntag früher nennen sollen, das würde mir alle die Zweifel erspart haben, die mir ihr Stummseyn, ihre Einsilbigkeit vom Ende der Mondobservation an bis zur Gartenthür eingeflößt hatte. Sobald sie nur wußte, daß ich Albert hieß, war das Siegel ihres Mundes gelöst, und die kunstlosen Gefühle schlugen in weichen Schallwogen an mein Ohr. Die Hypothese wurde sonnenklare Gewißheit, und das Licht, welches die Mutter eine halbe Stunde später mit vorgehaltener Hand in die Stube brachte, indem der Vater ihr die Thür öffnete, und hinter sich und ihr wieder einklinkte, konnte sie nicht klärer machen, als sie schon war. Röschen flog der Mutter an den Hals, und der Alte schüttelte mir mit treuherziger Dankbarkeit die Hand.

Ich bin Willens, das Tagebuch meiner astronomischen Beobachtungen vor der Hand zu schließen. Wir wohnen seit fünf Wochen in meinem Dorfe. Der Rittersitz, den ich dort besitze, obschon ich kein Ritter bin, nicht einmal einer vom grünen Kreuze, besaß vormals einen Erker. Diesen hab' ich mit möglichster Eil' in eine Art von Seni-Thurm umschaffen lassen, dergleichen die Leser wohl im Wallenstein werden gesehen haben. Er ist so hoch geworden, daß man unter seinem Dache, welches mit Meridianklappen versehen ist, alles beobachten kann, was durch meine Instrumente aus Benediktbeurn sich erkennen läßt, insofern es nicht gerade der Schafstall verdeckt, auf welchem sich ein babylonisch hoher Futterboden befindet. Ich wollte ihn umreißen lassen, aber weil Roschen meinte, daß dergleichen der dümmste Bauer nicht thun würde, so habe ich mich aus Ambition eines andern besonnen. Am Tage sind wir bisweilen auf den Senithurm gestiegen, und da in den glücklichen Minuten, wo eben keine Thür im Hause geht, und kein Wagen über den (leider gepflasterten) Hof fährt, die Sehröhre leidlich still stehen; so habe ich sie endlich überzeugt, daß die Sonnenflecken wirklich an der Sonne befindlich, und kein Fliegenpferch auf den Objektivgläsern sind. Die vier Monde des Jupiter und seine Parallel-

ſtreifen hab' ich ihr in der Abenddämmerung gezeigt. Sie hat alsdann ihren Kopf auf meine Schulter gelegt, lächelnd zu meinen Augen aufgeblickt, und dabei geſagt: „Ach ja! die lieben Monde!“ welches mich aus dem Conterte meines aſtronomiſchen Vortrags gebracht hat. Den Namen dieſes Planeten hat ſie ſehr gut behalten: denn ſie pflegt ſeit der Zeit meine queergeſtreiften Weſten, die ſie gern ſelbſt wäſcht und plättet, Jupiterweſten zu nennen. Auch den Ring des Saturn hat ſie geſehen, und obwohl ſie ihn anfangs nicht für einen Ring, ſondern bloß für einen kurzen, durch den Stern hindurch geſteckten Lerchenſpieß paſſiren laſſen wollte; ſo iſt es mir doch gelungen, ihr die Sache vollkommen klar zu machen. Ich habe mich dazu eines Fingerringes bedient, in welchen rund herum kleine Brillanten gefaßt ſind. Indem ich ihn locker über den Kopf ihres kleinen Fingers hielt, der den Saturn vorſtellte, zeigte ich ihr, daß er in einer gewiſſen Stellung gegen das Auge nothwendig wie ein heller Queerſtrich ausſehen mußte. Ja, ich kam ſogar, mittelſt der aneinander geperlten Brillanten, bis auf Haberle's ſinnreiche Hypotheſe, daß dieſer Ring aus unzähligen aneinander gereihten Monden beſtände. Aber es ging ziemlich wieder, wie bei den Jupitersmonden, und ich darf durchaus der Monde nicht mehr er-

wähnen, wenn ich ihr etwas von der Aſtronomie beibringen will. Man kann übrigens auf meinem Thurme jetzt auch den Mars, das Ochſenauge, die Zwillinge (womit ich ihr aber nicht vor der Zeit bange machen will), den Nebelfleck oder Sternenſee im Orion, und ſelbſt den Sirius beobachten; aber nur tief in der Nacht, wo ich dieſe ganzen fünf Wochen über auch nicht ein einziges mal zur Aſtronomie aufgelegt geweſen bin. Nach den Meſſungen, die ich am Tage vorgenommen habe, muß auch der veränderliche Wunderſtern im Wallfiſch über den Futterboden heraufkommen; aber ich befinde mich jetzt ſo wohl, daß ich nichts von ihm wiſſen mag. Wer die Veränderlichkeit der Fixſterne beobachtet, wie will der auf die Unveränderlichkeit eines weiblichen Herzens bauen? Wird meine Roſe ſolch ein Stern, nun ſo wird ſie der veränderliche Stern des Schwanes; der Schwan ſingt dann ſein Schwanenlied, und ſtirbt. Doch nein, es iſt unmöglich! Sie hat mich ſo lieb! Und würde ſie ja ein wenig lau; ſo beſcheere der geſtempelte Kalender nur eine Mondfinſterniß bei Tage, und alles wird wieder wie vorher.

Druckfehler.

S. 6. Vers 4. v. u. l. stellte st. stelle.
S. 8. Vers 7. v. o. l. mein't st. meint'.
S. 14. Vers 11. v. o. muß das Comma wegfallen.
– – – 13. v. o. muß statt des Punkts ein Comma stehen.
S. 24. Vers 1. v. o. ein Comma nach gräuliche.
S. 33. Zeile 3. v. u. ein Comma statt des Semicolon.
S. 56. Anmerk. Z. 4. v. o. l. franzöſischer st. franzöſiſchen.
S. 57. Vers 3. v. o. Comma nach toi.
S. 58. sollte die letzte Zeile eingerückt seyn.
S. 64. Vers 5. v. o. l. öffne st. öffne.
– – – 6. v. u. Comma nach dir.
S. 73. Vers 6. v. u. Comma nach Schilder.
S. 87. Z. 11. v. u. l. 1816 st. 1806.
S. 97. Z. 13. v. o. Comma nach spaßhaft.
S. 98. Z. 12. v. o. l wohlfeile st. wohlfeile.
S. 99. Z. 8. v. u. l. pflegten st. pflegen.
S. 100. Z. 6. v. o. Semicolon nach entwickelte.
S. 108. Z 2. v. o. Comma nach Jungfrauen.
S. 109. Z. 6. v. o. l. Geldstocks st. Galdstocks.
S. 130. Z 4. v. o. l. accentuirte st. afcentuirte.
S 132. Z. 3. v. u. setze Zu: statt Zu.
S. 139. Z. 3. v. o. l. künſtlerischem. st. künſtlerischen.

Vermiſchte Schriften

von

Müllner.

Zweiter Band.

Stuttgart und Tübingen
in der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung.
1826.

Inhalt.

Dramatisch.

	Seite
Madame Merope.	1
Die Lieb' im Kriege.	111

Dramaturgisch.

Schuld und Werth.	141
Ueber das Spiel auf der Privatbühne. . . .	223

Theater-Kritik.

Gastspiel von Herr und Madame Wolf. . . .	301
Gastspiel von Madame Schröder.	334
Die Ahnfrau.	369

Sämmtliches.

Ueber das bürgerliche Eigenthum an Geisteswerken.	392
Der hochnothpeinliche Traum.	403
Hugo und Elvire.	409
Erinnerungen aus den Kriegstagen von 1813. . .	443

Madame Merope.

Vorwort.

Als Göthe den Mahomet von Voltaire auf die Bühne brachte, wurde Schiller sein Ankläger und Vertheidiger in folgenden Strophen:

Du selbst, der uns von falschem Regelzwange
Zu Wahrheit und Natur zurückgeführt,
Der, in der Wiege schon ein Held, die Schlange
Erstickt, die unsern Genius umschnürt,
Du, den die Kunst, die göttliche, schon lange
Mit ihrer reinen Priesterbinde ziert,
Du opferst auf zertrümmerten Altären
Der Aftermuse, die wir nicht mehr ehren?

Einheimscher Kunst ist dieser Schauplatz eigen,
Hier wird nicht fremden Götzen mehr gedient,
Wir können muthig einen Lorbeer zeigen,
Der auf dem deutschen Pindus selbst gegrünt;
Selbst in der Künste Heiligthum zu steigen
Hat sich der deutsche Genius erkühnt,
Und auf der Spur des Griechen und des Britten
Ist er dem bessern Ruhme nachgeschritten.

Denn dort wo Sclaven knien, Despoten walten,
Wo sich die eitle Affenarosse blaht,
Da kann die Kunst das Edle nicht gestalten,
Von keinem Ludwig wird es ausgesat,
Aus eigner Fulle muß es sich entfalten,
Es bauet nicht von ird'scher Majestat,
Nur mit der Wahrheit wird es sich vermahlen,
Und seine Glut durchflammt nur freie Seelen.

Drum nicht in alte Fesseln uns zu schlagen
Erneuerst du dies Spiel der alten Zeit,
Nicht uns zurückzuführen zu den Tagen
Charakterloser Minderjahrigkeit;
Es war' ein eitel und verachtlich Wagen,
Zu fallen in's bewegte Rad der Zeit:
Gewaltig fort entführen es die Stunden,
Das Neue kommt, das Alte ist verschwunden.

Erweitert jetzt ist des Theaters Enge,
In seinem Raume drangt sich eine Welt,
Nicht mehr der Worte rednerisch Gepränge,
Nur der Natur getreues Bild gefallt;
Verbannet ist der Sitten falsche Strenge,
Und menschlich handelt, menschlich fuhlt der Held,
Die Leidenschaft erhebt die kuhnen Tone,
Und in der Wahrheit findet man das Schöne.

Doch leicht gezimmert nur ist Thespis Wagen,
Und er ist gleich dem acheront'schen Kahn,
Nur Schatten und Idole kann er tragen,
Und drangt das rohe Leben sich heran;
Es droht das leichte Fahrzeug umzuschlagen,
Das nur die flucht'gen Geister fassen kann.

Der Schein ſoll nie die Wirklichkeit erreichen,
Und ſiegt Natur, ſo muß die Kunſt entweichen.

Denn auf dem bretternen Gerüſt der Scene
Wird eine Idealwelt aufgethan;
Nichts ſey hier wahr und wirklich als die Thräne.
Die Rührung ruht auf keinem Sinnenwahn,
Aufrichtig iſt die wahre Melpomene,
Sie kündigt nichts als eine Fabel an,
Und weiß durch tiefe Wahrheit zu entzücken;
Die falſche ſtellt ſich wahr, um zu berücken.

Es droht die Kunſt vom Schauplatz zu verſchwinden,
Ihr wildes Reich behauptet Phantaſie,
Die Bühne will ſie, wie die Welt, entzünden,
Das niedrigſte und höchſte menget ſie.
Nur bei dem Franken war noch Kunſt zu finden,
Erſchwang er gleich ihr hohes Urbild nie;
Gebannt in unveränderlichen Schranken
Hält er ſie feſt, und nimmer darf ſie wanken.

Ein heiliger Bezirk iſt ihm die Scene,
Verbannt aus ihrem feſtlichen Gebiet
Sind der Natur nachläſſig rohe Töne,
Die Sprache ſelbſt erhebt ſich ihm zum Lied;
Es iſt ein Reich des Wohllauts und der Schöne,
In edler Ordnung greifet Glied in Glied,
Zum ernſten Tempel füget ſich das Ganze,
Und die Bewegung boret Reiz vom Tanze.

Nicht Muſter zwar darf uns der Franke werden,
Aus ſeiner Kunſt ſpricht kein lebend'ger Geiſt,
Des falſchen Anſtands prunkende Geberden
Verſchmäht der Sinn, der nur das Wahre preißt;

Ein Führer nur zum Beßern ſoll er werden!
Er komme wie ein abgeſchiednes Geiſt,
Zu reinigen die oft entweihte Scene
Zum würd'gen Sitz der alten Melpomene.

Ich weiß nicht mehr genau zu ſagen, was mich bewogen hat, Voltaire's Merope in deutſche Theaterverſe zu bringen; denn es geſchah im Jahr 1809, alſo vor 15 Jahren. Aber die Abſicht, welche Schiller in der obigen poetiſchen Generalkritik der franzöſiſchen Tragik dem Bearbeiter des Mahomet unterlegte, hab' ich nicht gehabt. Das Stück gefiel mir eben nicht ſonderlich. Das Gelüſt der verwittweten Königin von Meſſenien, den vermeintlichen Mörder ihres Sohnes mit eigner hoher Hand am Grab ihres Gemahls abzuſchlachten, ſchien mir nicht zum beſten motivirt, und die Heldenthat des Egiſt, welcher den tragiſchen Knoten mit dem Opferbeile zerhaut, wirkte nicht nach dem Geſetze des Erhabenen auf mich. Indeſſen entſinn' ich mich, daß die Regelmäßig'keit des Baues mich anzog, und daß der Ausdruck der Leidenſchaften mich zu bewegen anfieng, ſobald ich einmal über den Widerſpruch zwiſchen dem antiken Stoff und dem modernen Ausdrucke der Gedanken und Empfindungen mich hinweggeſetzt hatte. Wenn ich nemlich nicht ſehr irre, ſo ſind die Franzoſen auch in-

ſoferne unſere Gegenfüßler auf der tragiſchen Sphäre, als ſie den aus dem Alterthume genommenen Stoff gern moderniſiren, wo wir die Bühne gleichſam antiquiſiren. Ihre tragiſchen Dichter tragen, ſo zu ſagen, Rom und Griechenland nach Paris, während die unſrigen ſich bemühen, den deutſchen Zuſchauer nach Griechenland oder Rom zu verſetzen. Der Graf von Vargas behauptet in ſeiner Beurtheilung der Meropen von Maffei, Voltaire und Alfieri, der erſte ſey ein Kind der Natur in Vergleichung mit dem zweiten, der zuweilen ein wenig Stutzer werde. Und in der That, wenn Polifontes zu Meropen ſagt:

Et les chefs de l'état, tout prêts à prononcer,
Me font entre nous deux *l'honneur* de balancer —

und bald darauf:

Je sai que vos *appas*, encor dans leur *printemps*,
Pourraient s'accroucher à l'hiver de mes ans;

ſo möchte man wohl eher meinen, in Paris, als in Meſſene zu ſeyn. Aber eben dieſe äußerliche Moderniſirung erſchien mir als eine Nothwendigkeit, wenn ich mich in die Zeit zurückverſetzte, wo man in Paris die Helden des Alterthums in den Kleidern aus der Zeit Ludwigs XIV. ſpielte; und aus Neugierde, zu ſehen, wie ſich dieſelbe im Deutſchen ausnehmen würde, bemühr'

ich mich, sie in der Uebersetzung beizubehalten. Ich gieng darin so weit, daß ich sogar das antike Du verbannte, wo es nicht durch Leidenschaft, Verwandtschaft, Vertraulichkeit u. s. w. gegen den Vorwurf der Unhöflichkeit vertreten wurde, obschon Gotter in seiner Bearbeitung der Merope und Schiller in der Uebersetzung von Racine's Phaedra es mit Glück gebraucht hatten; und ich trug um so weniger Bedenken, das französische Vous größtentheils durch unser conventionelles Sie wiederzugeben, da Schiller in Carlos keinen Anstand genommen hatte, diese eigenthümlich deutsche, aber der philosophischen Grammatik widerstrebende Anredeform in Madrid einzuführen.

Dagegen konnt' ich mich Anfangs durchaus nicht mit der „Madame" befreunden, und war entschlossen, diesen königlichen Titel aus meiner Uebersetzung gänzlich zu verbannen. Aber dennoch fühlt' ich mich gezwungen, an Einer Stelle denselben beizubehalten. Es gieng mir ungefähr, wie unserm Lichtenberg, als er von Garrick den Hamlet im deutschen Kleide spielen sah. Er versichert, daß er um alles in der Welt die Falte nicht hätte einbüßen mögen, welche sich auf dessen Rücken zeigte, als er gegen den Geist sich wendete. Und wenn in der zweiten Scene des vierten Aktes Polliontes zu Meropen spricht:

C'est votre fils, *madame*, ou c'est un traître,
Je dois m'unir à vous pour lui servir d'appui,
Ou je dois me venger, et de vous, et de lui;

so mocht' ich eben so wenig das drohende Wörtchen *madame* entbehren, als Lichtenberg die bedeutsame Falte auf Hamlets Rücken. Ich versuchte mancherlei Wendungen, um diese eben so undeutsche als anti-antike Madame aus Messene wegzuschaffen; aber so oft ich mich lebhaft in die Rolle des Usurpators dachte, fühlt' ich die Unersetzlichkeit der Madame, und so mußt' ich es am Ende nolens volens bei der Madame bewenden lassen.

Die Kämpfe, die ich darüber theils mit mir selbst, theils mit einem kritischen Freunde kämpfte, welcher damals noch ein starker Purist war, gaben ihm wie mir die Veranlassung, mein Produkt scherzweise Madame Merope zu nennen. Er war der Meinung daß die meisten, wo nicht alle Heldinnen der französischen Tragödien *Mesdames* wären; und daß ich wohl thun würde, meiner, in dieser Hinsicht nur allzutreuen Uebersetzung bei künftiger Bekanntmachung diesen Titel zu geben.

Das hab' ich denn versetzend gethan, gleichsam um dem kritischen Freunde das Produkt damit zuzueignen. Eine *Merope Non-madame* zu dichten — ich gestehe, daß mich mehr als Ein-

mal die Luſt dazu angewandelt hat; aber glücklicher Weiſe iſt ſie mit meiner Luſt am Theater überhaupt eingeſchlafen, und um ſie nicht etwa wiederum zu wecken, was mir in dieſem Augenblicke zur höchſten Unzeit kommen würde, hab' ich mich ſogar enthalten, mein funfzehnjähriges Manuſcript vor dem Abdrucke autokritiſch zu revidiren.

Merope,

Trauerspiel in fünf Akten nach Voltaire.

Perſonen.

Merope, Witwe des Königs von Meſſenien.
Egiſt, ihr Sohn.
Polifontes, Feldherr.
Narbas,
Euricles, } Vertraute der Königin.
Jsmenie,
Eros, Vertrauter des Feldherrn.
Prieſter. Wache. Volk.

Die Scene iſt in Meropens Pallaſte zu Meſſene.

I. Akt.

I. Auftritt.

Merope. Ismenie.

Ismenie.

Noch immer muß ich diesen finstern Gram
Im Auge meiner Königin erblicken?
Genießen Sie der heitern Tage, von
Der Zeit den Stürmen mühsam abgewonnen:
Die Götter haben Sieg und Frieden uns
Verliehn; Sie haben ihres Zornes Schwere
Gefühlt, erfreu'n Sie nun sich ihres Seegens.
Nach funfzehn Jahren innerlichen Kriegs
Erhebt das Reich ein minder furchtsam Haupt,
Und geht verjüngt hervor aus seinen Trümmern.
Verschwunden sind die wüthenden Partheyen,
Die Rädelsführer, die, durch Eigennutz
Entzweyt, vereinigt zum Verbrechen,
Mit Plünderung, Verwüstung, Brand und Schwert
Sich um des besten Königs Erbe stritten.
Ein ruhig Volk, das sich nach Leitung sehnt,
Wird unter Ihren Augen sich versammeln,

Nach freyer Wahl die Krone zu vergeben; —
An Sie, gewiß, wenn Tugend sie vergiebt.
Sie, Wittwe von Kresfontes und ein Zweig
Des alten Königsstammes von Messene,
Sie haben auf uns ein geheiligt Recht:
Erhabner noch durch Unglück als Geburt,
Und theurer durch den Muth, womit Sie litten,
Sind alle — alle Herzen im geheim
Für Sie —

Merope.

Narbas kommt nicht! noch immer nicht!
Werd' ich mein Kind hienieden wieder sehen?

Ismenie.

Sie dürfen hoffen, meine Königin:
In Menge sind die schnellsten Ihrer Sclaven
Nach Elis ausgesendet, wo der Friede
Dem Fremden wieder alle Wege öffnet.
Unfehlbar haben Sie in treue Hand
So vieler Sorgen Gegenstand gelegt —

Merope.

Ihr unsichtbaren Zeugen meiner Thränen,
Ein einzig Wort dem bangen Mutterherzen!
Lebt mein Egist? Habt ihr Kresfontes Sohn,
Den einzigen, den ich gerettet, mir
Erhalten? Schützet ihn vor Mörders Händen;
Beschirmt ein euch so nah verwandtes Haupt,
Eu'r eignes Kind, das reine Blut Aleidens!

Verlaſſet dieſen theuren Reſt von dem
Gerechteſten der Fürſten, von dem größten
Der Götter — dieſes Ebenbild des Gatten,
An deſſen Aſchenkrug' ich klage, nicht!

Ismene.

Iſt dieſe Eine Angelegenheit,
Wenn ſchon die nächſte Ihrem Herzen, Sie
Von jeder andern abzuziehn vermögend?

Merope.

Darf das dich wunder nehmen an der Mutter?

Ismene.

Kann Mutterliebe Sie vergeſſen laſſen,
Aus welchem Blute Sie entſprungen ſind?
Wie werth er Ihnen auch als Kind geweſen,
Nur wenig ſahen Sie den Sohn, dem dieſe
Verweinten Augen gelten.

Merope.

Stets hat ihn
Mein Herz geſehn. Umlagert von Gefahren
Ward er mir theurer durch die Furcht, ihn zu
Verlieren, eh' ich wieder ihn umarmet.
Ein Brief von Narbas, ach! der einzige
Seit mehr denn acht und vierzig langen Monden,
Hat neue Schrecken in mein Herz geſät.
„Egiſt, ſchrieb er, verdient ein beßres Loos;
Werth Ihrer und der Götter, ſeiner Ahnen,
Beut ſeine Tugend jedem Elend Troz:

Erwarten Sie von ihm das Kühnſte; fürchten
Sie mindres nicht von Polifontes."

Ismene.

Kommen

Sie ihm zuvor, dem ehrdurſt'gen Krieger:
Sich geben Sie zur Königin dem Reiche!

Merope.

Das Reich iſt ein gebelligt Eigenthum
Caiſts. Verflucht die Rabenmutter, ewig
Verflucht das Herz von Erz, ſein eigner Götze,
Das unter dem Gedanken nicht erliegt,
Von ſeinen Kindern einen Thron zu erben!
Wenn mir auch dieſen das Geſchick entriß;
Was ſoll der Kinderloſen eine Krone,
Was ihr das Licht, das ſie umgiebt, die Luft,
Die ihre Bruſt mit Widerwillen athmet?
Warum mußt' ich den Gatten überleben,
Den Menſchen und Unſterbliche verrathen?
O Nacht des Grauls! Mein immer neuer Schmerz
Sieht täglich deine ſchaudervollen Scenen
Von marternder Erinn'rung wiederholt.
Ein wild Geſchrey hört mein getäuſchtes Ohr;
„Den König," ruft die Angſt, „den König rettet,
Die Königin, die Prinzen ſucht zu flüchten!"
Ich ſeh' um mich mit Blut beſpritzte Wände,
In Flammen alle Thüren des Pallaſts,
Erſchlagne Weiber unter rauchenden

Ruinen, Sclaven auf der feigen Flucht;
Von Waffen, Fackeln, rings vom Tod' umgeben,
Such ich mein Theuerstes. Entsetzen! Dort —

(Sie heftet einige Secunden lang ihre Blicke auf den Hintergrund der Scene.)

Von Staub' entstellt, in seinem Blute schwimmend
Schloß mich Kresfontes an sein brechend Herz.
Zwei Söhne, erste, hoffnungsvolle Früchte
Der seeligsten Vereinigung — sie lagen
Auf ihres Vaters Leiche hingestreckt,
Erhoben mühsam ihre zarten Hände,
Und flehten mich — Gott! mich um Beystand an.
Egist allein entrann der drohenden
Gefahr: gewiß, ein Gott nur mocht' ihn bergen.
Wach' über ihn, du, der den zarten Baum
Im Sturme, der ihn brechen sollte, schirmte!
Er komme! Narbas führ' ihn mir zurück
Aus fernen Wüsten auf der Väter Thron!
Von ihm getrennt ertrug ich funfzehn Jahr
Der Ketten Schmach: er herrsch' an meiner Statt;
Sein Glück vergilt, was ich um ihn gelitten.

II. Auftritt.

Die Vorigen. Euricles.

Merope.

Nun? Was ist ausgerichtet?

Euricles.

Meine Fürstin,
Sie sehn mich selbst bestürzt, daß so viel Wege,
Daß so viel Mühe kein Erfolg gekrönt?
Man hat die Ebnen von Olympia
Durchstrichen, man ist an des Peneus Ufern,
Ist in den Mauern Salmoneus gewesen:
Narbas ist unbekannt. Ein Zauber scheint
Die Spuren seiner Tritte zu verwischen.

Merope.

Er ist nicht mehr; gewiß ist mein Verlust!

Ismene.

Zu leicht glaubt Unglück alles, was es fürchtet
Vielleicht hat auf das freudige Gerücht
Des Friedens er sich plötzlich aufgemacht,
Den theuren Sohn in Ihren Arm zu führen.

Euricles.

Vielleicht hat seine weise Zärtlichkeit
Der Neugier seine Reise unterschlagen,
Wie er den Zufluchtsort, den er gewählt,
Aus Vorsicht selbst der Königin verhehlte.
Er wachet für die Tag' Egists; er muß
Die Dolche, die den Vater trafen, fürchten.
Es gilt, der scheußlichsten Verschwörung Wuth
Zu hintergehen; was an mir gewesen,
Hab' ich für seine Sicherheit gethan.

Ich hab' auf jenen blutgetränkten Wegen
Stets offne Augen und geprüfte Arme.

Merope.

Auf Eure Treue baut' ich mein Vertrauen.

Euricles.

Was mag in diesem Augenblicke Ihnen
Euricles Treu', was Ihrem Sohne nützen?
Sein Thron steht auf dem Spiel; vergebens hat
Mein unberedter Mund die heil'gen Rechte
Des Blutes, das ihn zeugte, reden lassen.
Das Unrecht siegt, und das bethörte Volk,
Zu seiner Schmach, zum Hohne der Gesetze,
Neigt sich für Polifontes.

Merope.

Könnten die
Feindseeligen Gestirne meines Hauses
Bis dahin uns entwürdigen? Egist
In seine Staaten kehrend um zu dienen?
Sein Unterthan auf seiner Väter Thron'?
Und Zevs Geblüt hier einem Herrn gehorchend?
Ich also habe keine Freunde mehr?
Kresfontes Volk, das unempfindliche,
Hat seinen Namen, seine segenreiche
Regierung, seinen Ruhm vergessen?

Euricles.

Sein
Gedächtniß lebt in der Messener Herzen;

Er wird beweint; Merope wird beklagt:
Und Polifontes Heeresmacht gefürchtet.

Merope.

Wie? Sollt' ich ſtets, von meinem Volk' erdrückt,
Das Recht ein Opfer der Kabale ſehn?
Der Eigennutz, mit Menſchenſchickſal handelnd,
Verkaufte ſtets des Schwachen Eigenthum
Dem ſtärkeren Verbrechen? Auf! Es glimmet,
In dieſen zagenden Gemüthern noch
Ein Funke für den Stamm der Herakliden.
Facht zu der Liebe goldner Flamm' ihn an!
Weckt ihre Hoffnungen; ſprecht und verkündet
Den Wankenden die Rükkehr ihres Herrn!

Euricles.

Zuviel nur ſprach mein Eifer. Polifontes
Argwöhniſch Herz hat ſchon die Furcht empfangen
Furcht vor Egiſt und vor Meropens Thränen.
Wenn Polifontes fürchtet, hat nicht er,
Der hat zu zittern, den ſein Ehrgeiz ſcheut
Wenn aus der Hand der Räuber von Amphryſe
Und Pylos er Meſſene reitete,
Hat er es ſeiner Meynung nach erobert.
Der Zaubertrank der Huldigung allein
Mag ſeinen heißen Durſt nach Ehre ſtillen.
Die Kron' Egiſts liegt nahe ſeiner Hand:
Wo iſt, um ſchneller, ſichrer ſie zu rauben,
Das Bollwerk, das er nicht zu Boden würfe,

Wo das Geſetz, das ihm gebör', ein Blut,
Das zu vergießen er ſich noch bedächte?
Die Mörderhände, denen Ihr Gemahl
Erlag — vielleicht ſind minder ſie gefährlich.

Merope.

Wohin ich blicke, öffnet meinem Fuß'
Ein jäher Abgrund ſich. Gefahr, Verbrechen,
Sind meiner Tritte ſchreckliches Geleit.
Ein Poliſontes, der des Hochverrathes —

Curiales.

Verſtellung, Königin! Ich hör', er naht.

III. Auftritt.

Die Vorigen. Poliſontes. Eror.

Poliſontes.

Treff ich den Augenblick, wo meinem Herzen
Ein günſtig Ohr Merope leihen mag?

(Auf einen Wink Meropens gehen Curiales und Ismenie nach dem Hintergrunde; Eror bleibt in einer geringen Entfernung Zuhörer des Geſpräches.)

Der Arm, der Ihnen treulich diente, öffnet
Zum Throne mir die hehre Bahn; des Staats
Erlauchte Häupter, der Entſcheidung nahe,
Thun mir die Ehr' an, zwiſchen uns zu wanken.
Von all' den feindlichen Parthoyen, die
Meſſene ſpalteten, die ſoviel Blut

Vergoſſen, ſoviel Bürgerhaß erzeugten,
Iſt nur die Ihrige und meine übrig.
Merop' und Polifontes ſind beſtimmt,
Zur Stütze wechſelſeitig ſich zu dienen.
Ein Vaterland hat Recht auf unſre Liebe;
Die Feinde, die ihm drohn, ſind uns gemein;
Pflicht, Eigenwohl, Vernunft und Klugheit rathen
Einſtimmig uns das engſte Bündniß an:
Mißfällt es Ihrer Einſicht, daß ein Krieger,
Der blutig rächte Ihres Gatten Blut,
Um Ihre Hand, wie um die Krone, werbe?

(Eine kurze Pauſe, während welcher er auf Antwort zu warten ſcheint.)

Ich kenne mich, ergraut unter Waffen,
Mag ich vom ſtrengen Ernſte dieſer Stirn
Nicht die Eroberung Meropens hoffen.
Vielmal — ich fühl' es — wären ſoviel Reize,
Die ſchönen Blüthen eines zweyten Mai,
Am Winter meiner Jahre zu erſchrecken.
Doch billig ſind der Staatskunſt jene Spiele
Der Phantaſie, des Herzens Launen fremd.
Die Narben dieſer kriegeriſchen Stirn
Deckt würdig nur die königliche Binde;
Der Scepter und Meropens Hand allein
Vermögen, was ich wagte, zu vergelten.
Leihn Sie kein Ohr dem angebohrnen Stolze,
Der ſchmeichelnd Sie die Tochter und die Mutter

Der Könige Messeniens nennt. Der Staat
Will einen Herrn: erwägen Sie, daß Ihre
Ansprüche theilen sie bewahren heißt.

Merope.

Der Himmel, dessen Zorn ich schwer empfunden,
Hat mich auf dieser Kühnheit Uebermaaß
Nicht vorbereitet. Unterthan Kresfontes,
Ihr wagt an mich den Antrag, sein Gedächtniß
Zu schmähn am heiligen Altar der Treue?
Ich meines Sohnes angeerbten Purpur
Zerreißen, und mit Polifontes theilen?
In Euren Händen fänd' er Reich und Mutter?
Das Diadem auf des Soldaten Haupt?

Polifontes.

Soldat? Wer es wie ich gewesen, mag
Wohl Anspruch machen auf den Thron, den er —
Und er allein — gewußt hat zu beschützen.
Der erste König war ein glücklicher
Soldat. Wer brav dem Vaterlande dient,
Hat keiner Ahnen nöthig. Von dem Blute,
Das mir das Daseyn gab, fließt nicht ein Tropfen
In meinen Adern mehr; es ist bis auf
Den letzten für mein Volk, für Sie vergossen.
Der Unterthan, dem sich Ihr Stolz versagt,
Wie wenig er auch sey, dünkt sich geringer
Nicht, als die Könige, die er geschlagen,

Und bietet Ihnen Theilung eines Throns,
Auf den die ſtärkere Parthey ihn ruſet.

Merope.

Die ſtärkere Parthey? Der Hochverrath
Allein kennt eine außer der des Königs.
Iſt das die Treue, die Ihr dem Geſetze,
Die Ihr dem Könige und mir geſchworen,
Die Ihr den Manen der Verrathenen
Und ſeiner Wittw' und dem vertriebnen Sohne —
Die Ihr den Göttern ſchuldig ſeyd, von denen
Er und ſein Recht auf dieſe Krone ſtammt?

Polifontes.

Iſt es denn ſicher, daß Ihr Sohn noch lebt?
Und wenn er lebte? Wenn er wiederkehrte
Selbſt aus des Todes Reiche, ſeinen Thron
Zurück zu fodern Angeſichts der Götter?
Betrügen Sie ſich nicht! Meſſene will
Ein Haupt, der Zeit geprüften Sohn und würdig
Es zu beherrſchen, mächtig es zu ſchützen.
Wär's eitler Hochmuth, der mich glauben macht,
Der Thron gebühr' am erſten ſeinem Rächer?
Egiſt iſt jung; erfahrungslos; vergebens
Würd' er mit ſeiner Abkunft Glanze prahlen;
Wer nichts für uns gethan, hat nichts verdient,
Um Ahnentugend kauft man keine Kronen.
Das Recht zu herrſchen iſt kein Erbſtück mehr,
Das nach des ſchlichten Bürgers Art dem Sohne

Der Vater und der Sohn dem Enkel läßt.
Es iſt die Frucht der Thaten unſers Armes,
Des Bluts, das wir vergoſſen; iſt der Preis
Des Muthes, der — ſo dünkt mich — mir gebühret.
Muß ich Sie an die Nacht erinnern, wo
Die Räuberſchaar von Pylos und Amphryſe
Sie überfiel? An Ihren Gatten, Ihre Söhne,
Die faſt vor Ihren Augen Sie gemordet?
Muß ich es rühmen, daß mein Arm es war,
Der Ihre Feinde ſchlug, das Vaterland
Beſchirmte, dieſe Königsſtatt befreete,
Und Rächer wurde dem Gemahl Meropens?
Bedarf es andrer Ahnen, andrer Rechte?
Die Tapferkeit erwarb die meinigen;
Der Himmel, hoff' ich, wird ſie geltend machen.
Läßt er Egiſt zurücke kehren; wohl,
So lern' er unter mir die ſchwere Kunſt
Des Ruhmes, und die Lehre der Monarchen.
Er ſeh', ob meine Stirn die Krone trägt.
Ich ehr' in ihm das hohe Blut Aleidens;
Doch ſteht nach höherm Ruhme mir der Sinn:
Ich will dem Gotte, ſeinem Ahnherrn gleichen,
Der Mutter Schutz, ihm Vorbild, Vater ſeyn.

Merope.

Erlaſſet mir, von dieſem Edelmuth'
Euch meine wahre Meynung zu eröffnen.

Steht nach dem Ruhm' Alcidens Euch der Sinn;
Er greift nicht nach dem Purpur seines Erben.
Von soviel Kronen, die er blutig rächte,
Nicht Eine hat Alkmenens Sohn geraubt:
Voll Muths wie er, seyd minder nicht gerecht;
Führt Eures Königs Sache, schützt die Unschuld;
Entdeckt, bringt mir den Sohn zurück, den ich
Verloren; werbt durch Tugend um die Mutter:
Ruft Euren Herrn zurück in Eure Mauern!
Alsdann — vielleicht — hätt' ich die Schwachheit, bis
Zu Euch herab zu steigen. Meines Ranges
Könnt' ich vergessen; aber nimmer wird
Merope die Gebühyn des Verbrechens,
Der Preiß gelungenen Verrathes seyn.

IV. Auftritt.

Polifontes. Eros.

Eros.

Was hoffen Sie von dieser stolzen Seele?
Hanat Ihre Herrschaft an Meropens Laune?
Ihr Schwert hat Sie geführt bis an den Fuß
Des Thrones, und um sich hinauf zu schwingen
Bedürften Sie noch einer Weibeshand?

Pollfontes.

Ein Abgrund iſt noch offen zwiſchen ihm
Und mir, ein Abgrund, den ich überſpringen
Muß, oder der unfehlbar mich verſchlingt.
Merop' erwartet ihren Sohn, wenn er
Erſcheinet, heut' erſcheint in dieſen Mauern,
Wird nicht das Volk auf ſeine Seite treten?
Vergebens hat mit ſiebenfacher Nacht
Mein kaum erklärbar Glück die Hand bedecket,
Die ſeinen Vater, ſeine Brüder ſchlug,
Als Aufruhr den Pallaſt mit Schrecken füllte;
Vergebens haben die betrognen Völker
Den ſchlauen Feind des königlichen Bluts
Für deſſen eifrigſten Vertheidiger gehalten:
Ein banges Ahnden ſagt es mir, es naht
Der Augenblick, der mein Geſchick entſcheidet.
Iſt noch ein Sprößling übrig von dem Stamme
Alcidens, ſieht Meſſen' ihn iemals wieder;
So iſt die Frucht von funfzehnjähriger
Bemühung mir verloren. Glaube mir,
Der alte Wahn von Blut und von Geburt
Wird ſchnell für ihn dies ſchwache Volk bewaffnen:
Des Vaters hochgeprieſenes Gedächtniß,
Der Glanz von hundert königlichen Ahnen,
Der eitle Traum, von Göttern abzuſtammen,
Die Allgewalt der mütterlichen Thränen
Vernichten meine ſchlecht geſtützte Macht.

Mein fürchterlichſter Gegner iſt Egiſt.
In ſeiner Wieg' ihn zu erſticken war
Mein Wille: mit geſchärfter Elle
Entriß ihn Narbas meiner Diener Händen;
Umſonſt war jede Müh' ihn auszuſpähn.
Die Boten zwar, die er Meropen ſandte,
Fieng meine Vorſicht glücklich auf; unmöglich
Iſt ein Verſtändniß zwiſchen ihm und ihr,
Und doch — ich kenne das Geſchick, es kann
Die Pfänder ſeiner Treue Lügen ſtrafen.
Schnell kommt oft Langverborgenes ans Licht,
Und ſpät, doch ſicher, trifft der Götter Rache.

Eros.

Vertraun Sie Ihrem glücklichen Geſtirne;
Die Klugheit ſelbſt wacht über Ihre Plane;
Vollzogen iſt Ihr Wille: ſchon Leute
Stehn an Meſſeniens und Elis Gränzen.
Zeigt Narbas und Egiſt ſich Ihrem Blicke;
So zeigen ſie ſich nimmer in Meſſene.

Polifontes.

Und bürgſt du mir für ihren blinden Eifer?

Eros.

Sie haben treuer Hand das wichtige
Geſchäft vertrauet, ſie zu unterrichten.
Das Blut, das ſie vergießen ſollen, iſt
Bis auf den Namen ihnen unbekannt.

Narbas ist als Verräther, Ueberläufer,
Als ein Verbrecher ihnen abgemalt,
Der eine Freystatt sucht: der andre ist
Ein Sclav, ein Mörder, welchen das Gesetz
Verfolgt, und dessen Opfer er begehret.

Polifontes.

Wohlan denn! dies Verbrechen noch! es ist
Für mich das unerläßlichste von allen.
Doch wenn den Sohn ich meuchlerisch verderbe,
Ist darum mir die Mutter nicht entbehrlich.
Sie wende von mir all den stillen Haß,
Der auf dem Namen Usurpator lieget;
Sie feßl' an mich ein ungetreues Volk:
Sie bringe mir die Lieb' als Brautschaß zu,
Die ihr Messene schenkt. — Mein Blick durchdringet
Die Herzen: nur mit Mühe sind sie mein.
Von Hoffnungen erhitzet, oder von
Geheimer Furcht für meinen Zweck gewonnen,
Erwerbt und nimmt sie mir der Eigennuz.
Du, dessen Glück an meiner Größe hanget,
Gehülfe meines kühn entworfnen Plans,
Geh, kaufe von dem Geiz'gen im geheim
Die feile Stimme; führe meine Gnade
Dem Schranzen zu; entflamme das Gemüth
Des Feigen, der noch unentschlossen schwanket:
Versprich und gieb, beschwöre, schreck' und blende

Mein Schwert erhob mich an des Thrones Fuß:
Was die Gewalt begann, muß Liſt vollenden.
Ich zähme ſchmeichelnd mir des Volks Hyder;
Gewöhne ſie an ihrer Feſſeln Laſt
Und laſſe mir das Meiſterſtück gelingen,
Der Sklavenſchaar noch Ketten abzudringen.

II. Akt.

I. Auftritt.

Merope. Euricles. Ismenie.

Merope.

Wie? Nicht ein Laut im Umkreis der Natur,
Der das Geſchick Egiſts mir offenbarte?
Ach, nur zu gut verſteh' ich dieſe Stille!
(Nach einer kleinen Pauſe:)
Erfuhr man nichts, durchaus nichts an der Gränze?

Euricles.

Nein; alles, was man angetroffen, iſt
Ein junger Fremder, deſſen blut'ge Hand
Ihn jüngſtverübten Mordes zieh. Auf meinen
Befehl führt man gefeſſelt ihn hieher.

Merope.

Ein Mord? Ein Fremder? Was hat er gethan?
Welch Blut hat er vergoſſen? Euricles,
Der Schrecken macht das meinige zu Eis.

Euricles.

Die traurige Verwundbarkeit der Liebe,

Die Ihre Bruſt erfüllt. Die mindeſte
Bezeichenheit führt einen Streich des Todes
Auf dieſes allzu mütterliche Herz.
Nichts iſt an dem gemeinen Abentheuer
Von dieſem Unbekannten, was für Sie
Der Quell der kleinſten Unruh werden könnte.
Von Räubern und von Miſſethätern wimmelt
Meſſenien: es iſt der Bürgerkriege
Unſeel'ge Frucht, die es jetzt erndtet; das
Geſetz iſt ohne Kraft, und Land und Städte
Flehn an der Götter halbverfallenen
Altären um der Unregierung Ende.
Entfernen Sie ein Schreckbild, das umſonſt
Sie ängſtiget.

Merope.

Wer iſt der Unbekannte?
Antworte, ſag' ich dir.

Euricles.

Er iſt — er ſcheint
Ein Pflegeſohn der Niedrigkeit zu ſeyn,
Verdammt vom Schickſal zu gemeiner Arbeit,
Und ohne Namen —

Merope.

Wer er ſey, und was
Er ſcheinen mag, ich will ihn ſehn: der Zeugen
Verächtlichſter kann Auskunft für mich haben,
Der kleinſte Schimmer zur Entdeckung führen. —

Zu leicht glaub' ich vielleicht der Angſt, die mich
Nach jedem Halme hoffend greifen heißt.
Eu'r Mitleid ehre meines Herzens Schwäche,
Die, alles fürchtend, nichts verſäumen darf.
Ich muß ihn ſehn, ich will ihn ſelbſt erforſchen.

Eurieles.

Gehorſam heiſcht Meropens Wille.

(zu Atmenien:)

Geht,
Daß man ihn bringe, daß er augenblicklich
Im Angeſicht der Königin erſcheine.

Merope.

Ich fühle, daß ich fruchtlos Euch bemühe;
Verzweiflung macht mich blind, führt mich zu weit.
Wer ſchilt ſie ungerecht? Von neuem füllet
Bis an den Rand man mir des Leidens Kelch.
Den Sohn entthront man; man beſchimpft die Mutter:
Ein Polifontes bietet mir die Hand!

Eurieles.

Ihr Mißgeſchick iſt größer, als Sie ahnden.
Ich weiß, dies Band befleckt Ihren Ruhm;
Allein man fodert es, und ein erzürntes
Geſchick macht Ihnen dieſe Schmach zur Pflicht.
Wie grauſam auch das Mittel ſey; es iſt
Das einzige, die Krone von Meſſene
Kresfontes rechtem Erben zu bewahren.

So iſt der Großen, der Soldaten Meynung:
Man hoffet —

Merope.

Nimmermehr! Das kann mein Kind,
Kresfontes Sohn, Alcidens Blut nicht wollen.
Er wär' es nicht, wenn ewige Verbannung
Ihn mehr, als dieſes feige Bündniß ſchreckte.

Euricles.

Er würd' es tadeln, wenn im friedlichen
Beſitze des ihm angebohrnen Ranges
Er nur die Rechte ſeines Blutes hörte.
Doch hat des Unglücks Lehren er gefaßt;
Liebt er ſein wahres Wohl; hört er die Stimme
Der Freunde, die ſein Mißgeſchick betrauern;
Kennt er die Noth, die Fürſtin der Geſetze;
So muß er ſehn, daß die unglücklichſte
Der Mütter niemals ihm ein theurer Pfand
Der mütterlichen Zärtlichkeit gegeben.

Merope.

Was ſprecht Ihr, Euricles?

Euricles.

Was mir mein Eifer
Nicht mehr erlaubte, ſchonend zu verhehlen.

Merope.

Soll Eigennutz mich dem vermählen, den
Ihr ſelbſt mir mit der Hölle Farben malet?

Euricles.

Gefährlich malt' ich ihn; zum Unglück iſt
Er minder nicht allmächtig, und Merope
Liebt ihren Sohn, und er iſt ohne Erben.

Merope.

Ach, eben dieſe Liebe für Egiſt,
Unſchätzbar köſtlich dem verwaiſten Herzen,
Macht Polifontes doppelt mir verhaßt. —
Was ſprichſt du ſtets von Reich und von Vermählung?
Von meinem Sohne laß mich hören; ſage
Mir, ob er lebt? Barbar, berichte mich
Zum wenigſten, wo ſeine Aſche —

(Egiſt erſcheint in der Tiefe des Theaters.)

Euricles.

Hier
Der Fremde, den Ihr trauriger Verdacht
Selbſt auszuforſchen brannte.

II. Auftritt.

Die Vorigen. Ismenie. Egiſt in Ferne.

Wache.

Egiſt, noch im Hintergrunde zu Ismenien:

Iſt ſie das?
Die Königin, von deren Ruhm' und Unglück
Selbſt meine Wüſteneyen wiederhallten?

Ismenie.

Beruhigt Euch, sie ist es.

(Während des Folgenden bleibt Ismenie im Hintergrunde. Man hört ferneres Gerede; Sie spricht mit der Wache und geht schnell ab.)

Egist.

Gott des Himmels!
Du, der du diese Züge schufst, wach' über
Dein Ebenbild: die Tugend auf dem Thron'
Ist deiner Hände meisterlichstes Werk.

Merope.

Ist das der Mörder? Kann ein Sterblicher
Ein grausam Herz mit soviel Anmuth paaren?
Unglücklicher, tritt näher!

(Egist befolgt den Befehl mit Schüchternheit.)

Ohne Furcht!
Antworte mir, welch Blut hat deine Hände
Gefärbt?

Egist.

Verzeihung, Königin, die Angst,
Die Ehrfurcht, Ihnen gegenüber, macht
Mein zitternd Wort auf meiner Zunge sterben.

(zu Cresfes:)

Ihr Anblick rührt, erschüttert wunderbar
Mir das Gemüth.

Merope.

Sprich, wen erschlug dein Arm?

Egiſt.

Ein jung verwegnes Blut, von dem Geſchick
Und eigner Wuth dem Tode überliefert.

Merope.

Jung, ſagteſt du? Entſetzen hemmt den Lauf
Des Bluts in meinen Adern; war er dir
Bekannt?

Egiſt.

Nein. Die Gefilde von Meſſene,
Und ſeine Mauern, ſeine Bürger, alles
Iſt neu für mich, als würd' ich erſt gebohren.

Merope.

Er überfiel dich? Wie? Du hätteſt ihn
In rechter Selbſtvertheidigung erſchlagen?

Egiſt.

Deß iſt der Himmel Zeug' und mein Gewiſſen.
In einem Tempel an dem Ufer des
Pamyſus, wo man einen Ihrer Ahnen,
Den Hercules verehrt, hatt' ich die Kühnheit,
Zu ihm, den man den Feind des Böſen nennt, —
Darf ich es frey geſtehn? — für Sie zu beten.
Nicht Opfer noch Geſchenke konnt' ich bringen:
Der Armuth Kind, bracht' ich, was Armuth hat,
Ein reines, treu ergebnes Herz ihm dar.
Es ſchien, als ob, gerührt von meinem Flehen,
Er mein Gemüth hoch über mich erhübe,
Als plötzlich zwey Bewaffnete, die nie

Mein Auge ſah, der eine noch im Lenze,
Der andre nah am Herbſte ſeiner Tage,
Mit rauhem Worte meine Andacht ſtörten.
„Was, ſprachen ſie, führt dich hieher? Warum
„Iſt es Alcidens Stamm, für den du beteſt?“
Und beyde zückten ſie auf mich den Dolch.
Die Götter ſchützten mich; der jung're fiel
Von dieſem Arm' entleibt zu meinen Füßen:
Der andre floh nach Meuchelmörder Weiſe.
Allein und ungewiß, mit weſſen Blute
Des Tempels heil'gen Boden ich gerötbet;
Voll Furcht, daß man den unfreywill'gen Mord
Als Miſſetbat an mir beſtrafen möchte,
Schleppt' ich den blut'gen Leichnam in die Fluthen.
Ich floh; Meſſeniſche Soldaten hielten
Mich an der Gränze auf: ſie nannten mir
Meropen, und ich übergab die Waffen.

Euricles.

Wie? Thränen in den Augen meiner Fürſtin?

Merope.

Soll ich es dir geſtehen? Seine Stimme
Hat mich erweicht; mein Herz iſt außer ſich.
Kreſfontes — Gott! ich wähnte — vor mir ſelbſt
Erröth' ich ob des kindiſch eitlen Wahnes —
Ich wähnte, von Kreſfontes manche Züge
In dieſem Angeſichte zu entdecken.
Grauſames Spiel des blinden Zufalls, wenn

Erwähltest du, sein Bild mir zu erneuern!
Betrügerisches Traumgesicht, mit welcher
Erinnerung erschütterst du mein Herz!

Euricles.

Verwerfen Sie um dieses Traumes willen
Den Argwohn, der nicht weniger Sie täuscht.
Das ist die Miene eines Mörders nicht.

Merope.

Der Unschuld Siegel drückte die Natur
Auf seine Stirn.

(zu Egist, der sich einige Schritte zurückgezogen:)

Bleib. Wo bist du gebohren?

Egist.

In Elis.

Merope.

Elis! O mein Gott! Vielleicht —
In Elis? — Sprich, ist Narbas dir bekannt?
Der Nam' Egist — hast du ihn nie vernommen?
Was war dein Thun? dein Stand? Wer ist dein
Vater?

Egist.

Ein Greis, der schwer des Elends Bürde trägt;
Sein Nam' ist Policlet: doch Narbas und Egist,
Nach denen Sie mich fragen, kenn' ich nicht.

Merope.

O Götter! treibt nicht ein muthwillig Spiel
Mit einer Sterblichen zerrißnem Herzen!

Kaum aufgegangen, löscht der schwache Schein
Der Hoffnung wieder aus, und schwärzer wird
Das Dunkel, wie die Nacht nach einem Blitze.

(Kurze Pause.)

Und welchen Rang behaupten deine Aeltern
In Griechenland?

E g i s t.

Wenn Tugend Adel giebt;
So ist das Paar, dem ich das Leben danke,
Sirris und Policlet, von hohem Stamme.
Ihr Loos ist Niedrigkeit: die weise Ruhe,
Womit sie es ertragen, ist ihr Rang.
Mein Vater, tugendhaft und einfach, thut
Das Gute unter ländlich niederm Dache,
Hält das Gesetz, und fürchtet nur die Götter.

M e r o p e, halblaut zu Euriclès:

Mit neuem Reize dringet jedes Wort
In mein bewegtes Herz.

(zu Egist:)

Wie konntest du
Von einem solchen Vater dich entfernen?
Gewiß, du hast sein Herz gebrochen; o, es ist
Entsetzlich, ein geliebtes Kind zu missen.

E g i s t.

Ein eitler Ruhmdurst wurde mein Verführer.
Man sprach mir oft vom Aufruhr' in Messene,
Vom Unglück, das die Königin betroffen,

Von ihren Tugenden, die bessern Lohns
Das Laster selbst für würdig halten mußte.
Verächtlich war mir lange im geheim
Die Weichlichkeit, die Elis Bürger schändet:
Im Kriege wollt' ich meine Jugend üben;
Zu dienen unter Ihren Fahnen, Ihnen
Den schwachen Arm zu leihn, war der Entschluß,
Der auf Messeniens Gebiet mich führte.
Der Ehre mißverstandnem Rufe hat
Mein übereilter Muth die Pflicht geopfert;
Hat meiner Aeltern Hand, vor Alter zitternd,
Den Stab geraubt, der ihre Schwäche stützte.
Es war mein erster Fehltritt; hart ist er
Bestraft: ich suchte Ruhm; der Himmel ließ
Den Unerfahrnen zum Verbrecher werden.

Merope.

Nein, er ist keiner. Was er sagt, ist wahr:
So einfach kann die Lüge nicht erzählen.
Ich nehme seine unerfahrne Jugend
In meinen Schutz; er ist ein Mensch; sein Unglück
Ist ein Geschenk, das mir der Himmel macht:
Den Schutz, den ich für meines Sohnes Haupt
Erflehe, will an diesem ich verdienen.

(im Anschaun verloren:)

Ich seh' Egist — Egist ist seines Alters —
Arm, unbekannt und flüchtig irrt vielleicht
Egist, gleich ihm, durch Griechenlands Provinzen;

Die Schmach, der Dürftigkeit Begleiterin,
Entadelt ſeine Seele; ſeinen Muth
Lähmt das Geſchick mit wiederholten Schlägen —
Welch ſchrecklich Loos für eines Gottes Enkel!
Wenn mindeſtens —

(Man hört Muſik und Freudengeſchrei von außen.)

III. Auftritt.

Die Vorigen. Ismenie.

Ismenie.

O, meine Königin!
Vernehmen Sie dies jubelnde Gefchrey?
Sie wiſſen nicht? —

Merope.

Was ſetzt dich außer dir?

Ismenie.

Er hat geſiegt; das flatterhafte Volk
Liegt huldigend zu Polifontes Füßen.
Sein iſt der Thron, es iſt vorbey —

Cal ſt.

Wie? nicht
Meropen ſchmückt das Diadem der Väter?
Wird man auf hoher Stufe nur geboren,
Damit des Schickſals Schläge härter treffen?

Verlassen, unstät, dürftig, bin ich leicht
Der glücklichste in diesem Saale.

(Auf einen Wink von Euricles wird Egist abgeführt.)

Euricles.

Nur
Zu richtig sagt' ich es voraus, Sie thaten
Nicht wohl, den Antrag also auszuschlagen.

Merope.

Ich fühle meines Unglücks ganze Tiefe.
Schlecht kannt' ich Sterbliche und Götter: ich
Erwartete Gerechtigkeit; von beyden
Wird sie mit gleicher Grausamkeit verweigert.

Euricles.

Genehmigen Sie wenigstens, daß ich
Die kleine Zahl der Freunde um Sie sammle,
Die Ihnen blieb: in solchem Sturme muß
Vereinter Muth des Schiffbruchs Trümmer bergen;
Muß die Person der Königin umringen,
Die in der Macht des frechsten Oberherrn,
Des undankbarsten Volkes sich befindet.

IV. Auftritt.

Merope. Ismenie.

Ismenie.

Nicht undankbar — nein, theure Königin,
Nicht undankbar sind der Messener Herzen.
Sie sind geliebt, soweit Ihr Nam' erschallt.

Man will, daß Ihre Stirn die Krone schmücke,
Und er, an Ihrer Hand, die Majestät
Von Ihnen nur zur Lehn zu tragen scheine.

Merope.

Man wagt es, dem Tyrannen mich zu geben,
Der mich verachtet? Man verrieth den Sohn;
Die Mutter will als Sclavin man verkaufen?

Ismenie.

Das Volk ruft Sie auf Ihrer Ahnen Sitz:
Die Götter sprechen durch des Volkes Stimme.

Merope.

Du hast kein Herz in deinem Busen! Ich,
Merope, soll des Thrones eitle Ehre
Mit meiner Schande Uebermaß' erkaufen?

V. Auftritt.

Die Vorigen. Euricles.

Euricles.

Unglücklichste der Königinnen! wie
Ersinn' ich Worte, schonend auszusprechen,
Was Sie erfahren müssen; was zu tragen
Dies große Herz all' seiner Kraft bedarf?

Merope.

Ich habe keine mehr: der lange Kampf
Hat meinen Muth gelähmt. — Gleichviel, entlade
Dich deiner Schreckenspost.

Curicles.

Es iſt vorbey!
Der Meuchelmord — o Gott! — ich kann nicht
enden!

Merope.

Barmherzigkeit! Mein Sohn? —

Curicles.

Er iſt nicht mehr!
Zu laut ſchon läuft der ſchreckliche Bericht
Von Ohr zu Ohr; das allzu wahre Wort
Entnervt den Eifer Ihrer kühnſten Freunde.

Merope,

mit verwirrtem Blick und dumpfer Stimme:

Mein Sohn iſt todt! — todt!

Iſmenie.

O, ihr Götter!

Curicles.

Mord,
Gedungner Mord belagerte die Wege;
Die Unthat iſt vollbracht.

Merope.

Todt! und ich lebe?
Der Tag wird nicht zur Nacht? Die Sonne glänzt,
Als wäre nichts geſchehn, am Firmamente?
Ha! welche Hand hat ihn erſchlagen? Wer
Hat meines Blutes letzten Reſt vergoſſen?

Curicles.

Der Fremde, der vor wenig Augenblicken

Des Mitleids Thrän' in Ihrem Auge sah;
Der teuflisch unergründliche Betrüger,
Von Ihrer Huld des Henkers Hand entrissen, —

Merope.

Dies Ungeheuer ist der Mörder?

Euricles.

Ja;

(Auf einen Wink von Euricles bringt man eine Waffenrüstung.)

Die That ist klar: Zwey seiner Blutgehülfen,
Verkleidet unter uns nach Narbas spähend,
Der ihrem Dolch' entronnen, sind entdeckt.
Der, dem Egist erlag, trug seine Waffen
Als Beute weg. Es sind dieselben, die
Aus dem Pallaste Narbas mitgenommen;
Dieselben, die der freche Bösewicht
Der Wache, die ihn anhielt, übergeben *)

Merope.

(den Blick auf die Waffen geheftet:)

Die nämlichen, die zitternd meine Hände
Kresfontes angelegt, als ihn die Schlacht
Zum erstenmal' aus meinen Armen rief.

---

*) Im Original sagt Euricles, der Mörder habe diese Waffen weggeworfen, um durch die Blutflecken nicht verrathen zu werden. Wenn es aber nicht dieselben sind, welche Egist trug, als er an die Gränze kam, so bleibt es unerklärt, wie sie hieher gekommen sind. Daher diese Abweichung von der Urschrift.

Mir ewig theurer Schmuck! in welchen Händen
Muß ich dich wiederfinden? — Dieſe Waffen
Nahm, ſagt Ihr, ihm das Ungeheuer ab?

Eurieles.

Sie trug Egiſt, als er ermordet wurde.

Merope.

Und mir — mir bringt man blutig ſie vor Augen!
Der Greis, den man im Tempel Hercules geſehn?

Eurieles.

War Narbas, ſein beklagenswerther Führer:
Selbſt Polifontes räumt es ein.

Merope.

Ach, dann
Iſt es ſo wahr, als es abſcheulich iſt;
Des Meuchelmörders blutbeſprizter Arm,
Um das Verbrechen zu verbergen, gab
Die Fluten meinem Sohne zum Begräbniß.
O, mein Egiſt, welch gräßliches Verhängniß
Hat über dir und mir gewaltet!

Eurieles.

Wollen
Sie alles wiſſen von dem feigen Mörder?

VI. Auftritt.

Die Vorigen. Eros. Wache des Polifontes.

Eros.

Die Königin verſtatte, daß mein Herz,
Von ihr verſchmäht — verkannt vielleicht — in dieſen
Erſchütternden Minuten alles, was
In ſeiner Macht iſt, ſolchen Schmerz zu lindern,
Durch meinen Mund ihr anzubieten wage.
Er hat den Tod Egiſts erfahren; er
Nimmt innig Theil —

Merope.

Nimmt Theil? Nimmt ſeinen Theil
Vom Erbe des Erwürgten, wollt' Ihr ſagen;
Nimmt dankbar aus des Zufalls reicher Hand
Den Thron, den dieſer Meuchelmord verwaiſte.

Eros.

Er bietet Ihnen dieſes Thrones Hälfte;
Er neigt ein Haupt, im königlichen Schmucke
Meropens würdig, zu Meropens Füßen.
Inzwiſchen wünſcht er, daß den Miſſethäter
Man meinen Händen überliefre: nur
Der Hand des Königs ziemt der Themis Schwert.
Er wird es brauchen, Ihnen wie dem Volke
Ob dieſes Mords Gerechtigkeit zu üben.
Kein würd'ger Opfer, als der Mörder Blut
Mag der Vermählung Altar färben.

Merope.

Nein!

Ich will, daß meine Hand den Tod ihm gebe;
Daß Polifontes, iſt er König, meiner
Verzweiflung ſeine Rechte übertrage.
Er nehme hin, was ich an Gütern habe,
Er glänz' im Diademe meiner Väter;
Mir bleibe nur der Ruhm, mein Blut zu rächen.
Um dieſen Preis iſt meine Hand zu Kauf.
Geht, daß er ſich bereite: aus der Bruſt
Des Mörders zieh ich ſie, um rauchend vor
Dem Altar in die ſeine ſie zu legen.

Eros.

Der König wird — bezweifeln Sie es nicht —
Gern Ihren Wunſch erfüllen. Würdigen
Sie ihn, zu glauben, daß ſein Herz die Wunden
Des Ihrigen theilnehmend mitempfindet.

VII. Auftritt.

Merope. Euricles. Ismenie.

Merope.

Nein, glaubt mir nicht! Nein! — dieſes gräßliche
Vermählungsfeſt wird nimmermehr vollzogen.
Des Mörders Buſen wird mein Arm durchbohren,
Doch dann — den Dolch in meinen Buſen drücken,

Eurieles.

Welch schrecklicher Entschluß! Im Namen der Unsterblichen —

Merope.

Sie haben mich verfolgt.
Wie Furien die Missethat verfolgen.
Von ihrem Zorn' unsterblich wie sie selbst,
Sollt' ich statt des geliebten Sohnes einen
Verhaßten Gatten zum Ersatze nehmen?
Mit meiner Hand den Kronenraub bedecken?
Den Glanz der Hochzeitfackeln in den Schein
Der Fackeln eines Leichenzuges mischen?
Ich leben? unter einer Sonne athmen,
Die meines Sohnes Haupt nicht mehr bescheint?
Gehorchend einem mir verhaßten Herrn,
Allein mit meinem Gram' und meinen Thränen,
Erwarten, daß die schleichende Natur
Am fernsten Ziel des Alters mit mir ende?
Verlor man alles; schwand dem bangen Blicke
Sogar der Hoffnung trügerisches Licht;
Dann wird das Leben Schmach, und Sterben Pflicht.

III. Akt.

1. Auftritt.

Narbas.

Unseel'ge Last der Jahre, ohne die
Ich ihn ereilet hätte oder nicht
Verloren! Dieses jugendliche Feuer,
Dies ungestüme Treiben des Heroen,
Dies muthentflammte Herz — wie konnt' ich wähnen,
Daß ihm die Liebe eines Greises gnügen,
Die Dunkelheit erträglich bleiben würde!
Verloren — todt vielleicht! Mit welcher Stirne
Mag vor die Mutter meines Herrn ich treten!
Wie schrecklich straft das feindliche Geschick
Des Wiedersehens goldne Träume Lügen!
Narbas in diesen Sälen ohn' Egist?
Und Polisontes König in Messene?
Der Günstling des Betrugs und des Verbrechens,
Von Opfern, die er schlachtete, umringt;
Der meuchlerisch von Reich zu Reich' uns jagend
Den Tod an unsre Fersen heftete,
Er herrscht auf einem Throne, den er schändet?

Ihm lacht der Himmel, den sein Daseyn höhnt?
Verbergt mich, Götter, seinen Falkenblicken;
Verbergt Egisth dem Stahle seiner Mörder!
Geleitet meinen ungewissen Tritt,
Daß Narbas zu Meropens Füßen sterbe.
Ach, ich erkenne dieses Haus der Trauer,
Die Wieg' Egisths, des besten Königs Grab!

(Im Hintergrunde des Theaters wird eine Pforte von innen geöffnet. Man sieht einen Sarkophag von weißem Marmor.)

Hier, wo die Wittwe funfzehn Jahre weinte,
Muß meine unglückselige Wiederkehr
Der Mutter neue Thränen kosten! Wem
Entdeck' ich mich? Find' ich nicht Einen Freund
Aus bessern Tagen, der mich zu ihr führe?
Was seh' ich? Eine Gruft? Ein Sarkophag,
Zu dessen Füßen man in Trauer klaget?
Wem diese Thränen? Ach, auf ewig wohnt
In diesen Mauern ein verfolgend Wesen!

II. Auftritt.

Narbas. Ismenie. Gefolge der Königin im Hintergrunde.

Ismenie,

durch die Pforte in der Tiefe des Theaters auftretend.

Ein Unbekannter? Und sein Auge dringt

Vorwitzig in das Heiligthum der Fürstin?
Ist's einer der Spione des Tyrannen,
Von seiner ewig regen Furcht gesandt,
Dem Unglück selbst die Thränen nachzuzählen?

Narbas.

Wer Sie auch sind, entschuldigen Sie einen
Unglücklichen der in das Innre des
Pallastes einzudringen sich erkühnte.
Er kann Meropen nützlich seyn; er wünscht,
Daß sie ihn anzuhören würdige.

Ismenie.

Und diese Stunde wählt Ihr, sie zu stören?
Was könnt' Ihr einer Mutter, die verzweifelt,
Zu sagen haben? Unglückseel'ger Fremdling,
Ehrt ihren Schmerz, entfernt Euch.

Narbas.

O, im Namen
Der Götter! führen Sie mich vor Meropen
Um meines Alters, meiner Thränen willen!
Fürwahr, ich bin nicht Fremdling in Messene;
Sie dienen ihr? Sie lieben Ihre Fürstin?
O, glauben Sie, auch mich hat jeder Streich,
Vom Unglück auf dies theure Haupt geführt,
Im Innersten verwundet. — Wessen ist,
Ich bitte Sie, das Grabmal, das so eben
Mit Thränen ich Sie netzen sah?

Jsmenie.

Des Königs,
Den Menſchen und Unſterbliche verließen;
Des Helden, ſchimpflich hingewürgt von Mördern;
Des unglückſeligſten Gemahls und Vaters,
Aresfontes —

Narbas.

O, mein Herr! o Aſche der
Ich Thränen weine, die der Tod nur ſtillt!

Jsmenie.

Beklagenswerther noch iſt ſeine Wittwe.

Narbas.

Welch neuer Schlag kann ſie getroffen haben?

Jsmenie.

Der ſchrecklichſte; ihr Sohn iſt umgebracht.

Narbas.

Ihr Sohn Egiſt? O Götter!

Jsmenie.

In Meſſene
Iſt niemand, der die Greuelthat nicht wüßte.

Narbas.

Egiſt nicht mehr!

Jsmenie.

Ein feiler Meuchelmörder
Erſchlug ihn an den Gränzen ſeines Reiches.

Narbas.

Entſetzliche Erfüllung meiner Ahndung!

Ermordet? und Merope weiß — Sie irren
Sich nicht, gewiß nicht?

Ismenie.

Nur zu ſichre Zeichen
Verbürgen uns die ſchauderhafte Wahrheit.

Narbas.

Gott! welche Frucht von ſoviel Sorgen!

Ismenie.

Die
Verzweiflung naget an Meropens Leben;
Ihr Muth iſt hin; ſie lebte nur für ihn:
Sein Tod zerriß der Bänder leztes zwiſchen
Ihr und der Welt. Der Durſt nach Rache hält
Allein ſie noch zurück auf dieſer Erde.
Des Mörders Blut, von ihrer Hand vergoſſen,
Wird ihres Gatten heilig Grabmal röthen.
Der König ſchmeichelt ihrer Stimmung; einer
Der Seinigen führt dieſen Augenblick
Des Sohnes Mörder zu der Mutter Füßen.
Ihr tiefer Schmerz will keinen fremden Zeugen.

Narbas, abgehend.

Ach! ſteht es ſo; warum mich hier entdecken?
Mir iſt von allen Hoffnungen nur die,
Am Grabe meines Herrn zu ſterben, übrig.

III. Auftritt.

Ismenie.

Gewiß, ein Bürger aus der Zahl der Treuen:
Er weint; er ſcheut ſich nicht, die Thränen, die
Caiſi ihm koſtet, hier zur Schau zu tragen;
Er weint, wo alles, Sclave des Tyrannen,
Gleichgültige Blicke ſorgſam von uns wendet.
Welch nahen Antheil nimmt der alte Mann
An unſern Schmerzen? Solche Thränen weint
Ein rubig Mitleid nicht; ein Vaterherz
Schien, als er dieſen Mord vernahm, zu brechen.
Ihm nach! vielleicht — Ha! welcher Anblick! —

IV. Auftritt.

Merope. Ismenie. Euricles.
Caiſi, in Feſſeln. Wache. Prieſter.

Merope und Euricles erblicken, aus dem Innern des Pallaſtes kommend, am Thore Verſammelte. Caiſi, die Wache, und die Prieſter treten von außen in den Saal, wo man noch Caiſis Waffen ſieht.

Merope, am Thore.

Führet
Das Opfer meiner Rache mir vor Augen!
Erſinnt mir Quaalen, die der Unthat gleichen.
Sie kommen nimmer meinem Schmerze gleich.

Egiſt.

Fürwahr, man ſchlägt mir Einen Sonnenblick
Der Huld ſehr theuer an. Ihr Götter, nehmet
Der Unſchuld Sach' in eure ſtarke Hand!

Eurieles.

Eh' er auf ewig ſchweiget, nenn' er ſeine
Mitſchuldigen.

Merope, auf ihn zugehend.

Das ſoll er. Ungeheuer,
Wer hat zu dieſer Schandthat dich bewogen?
Was that ich dir?

Egiſt.

Des Meineids ew'ge Rache
Fall' auf mein Haupt, wenn je mein Mund betrog!
Aufrichtig hab' ich, was ich that, geſtanden;
Mein Unfall rührte Sie; Sie nahmen mich
In Ihren königlichen Schutz: iſt die
Gerechtigkeit Meropens ſchon ermüdet?
Wen hab' ich denn getödtet? und woher
Der neue Antheil, den Sie an ihm nehmen?

Merope.

Der neue Antheil? Unmenſch!

Egiſt.

Ach, ich ſehe
Des Todes Bild auf ihrem Angeſichte.
Mit Freuden gäb' ich hundertmal mein Blut,

Der Pein, die sich in diesen Zügen malt,
Sie zu entreißen.

Merope.

Hat die Hölle selbst
In der Verstellungskunst ihn unterrichtet?
Er reißt das Herz mir aus der Brust, und scheint
Mitleidig noch mein Elend zu beklagen.

(Sie stützt sich auf Ismenien, vom Schmerze überwältigt.)

Euricles.

Ermannen Sie sich, Fürstin; rächen Sie
Mit Einem Streiche die Gesetze, die
Natur und unsrer Könige Geblüt.

Egist.

Ist das Gerechtigkeit an diesem Hofe?
Man nimmt mich auf, man schmeichelt mir; und ehe
Die Sonne sinkt, beschließt man meinen Tod?
Warum verließ ich meines Vaters Hütte?
Unglücklicher, dein Sohn kehrt nimmer heim!
Beklagenswerthe Mutter, ach, du sagtest
Dem Unbesonnenen voraus —

Merope.

Barbar,
Du hast noch eine Mutter; Mutter wär' ich
Noch ohne dich und deine Wuth: du hast
Mein Kind gemordet.

Egist, betroffen.

Ist es, wie Sie sagen,

War es Ihr Sohn; ſo hab' ich ſchwer verbrochen.
Unſchuldig iſt mein Herz; doch meine Hand
Hat Königsblut verſpritzt. Beklagenswerth
Iſt mein Geſchick: der Himmel iſt mein Zeuge,
Daß ich für Sie, für ihn mit Freuden ſtürbe.

Merope.

Verräther, ſeinen Stamm verfündigten
Die Waffen dort, die du ihm raubteſt.

Caiſt.

Sie
Gehören mir.

Merope, ungläubig.

Dir, ſagſt du?

Caiſt.

Bey Meropens,
Bey ihres Sohnes theurem Haupte, bey
Den Göttern, ihren Ahnen, ſchwör' ich, daß
Mein Vater dieſe Waffen mir verehret.

Merope.

Dein Vater? und in Elis? — welche Angſt —
Sein Name? Sprich, antworte!

Caiſt.

Polictet;
Ich hab' ihn ſchon genannt.

Merope.

Du tödteſt mich.

(Nach einer Pauſe.)

Unwürdig Mitleid, weich' aus meinem Herzen!

(Er geht rasch nach dem Grabe und ergreift einen Dolch.)

Führt ihn der Wuth, die meine Sehnen spannt,
Entgegen! Schleift das blut'ge Ungeheuer
An dieses Grab!

(Die Wache will Cais ergreifen. Er wendet es ab, und geht allein durch die Pforte.)

O, Manen meines Sohnes,
Euch soll sein Blut —

Narbas, hastig aufmerksam.

Unglückliche, halt ein!

Merope.

Wer nannte mich?

Narbas, unentschlossen.

Entsetzlich! Nenn' ich ihn,
Wird er erkannt; so ist's um ihn geschehen.

Merope, den Dolch auf Cais zückend.

Stirb, Mörder!

Narbas.

Halt! Um aller Götter willen:

Cais.

Mein Vater!

Merope.

Wer? Sein Vater, sagt er? — Näher!

Cais.

Ob Vater, wo — wie findest du mich wieder?
Willst du ein Zeuge meines Todes sein?

Narbas.

Beſchützen Sie ſein Leben, Fürſtin! Höret
Mich, Euricles! Entfernt das Opfer; laßt
Mich mit Euch ſprechen.

Euricles.

Gott!

(Er führt Egiſt weg: Wache und Prieſter folgen ihm: das Grabmal wird verſchloſſen.)

Merope, welche ſich Narbas genähert.

Ihr macht mich zittern;
Mein Kind zu rächen war ich im Begriffe.

Narbas,

der ihr auf ein Knie ſich niederlaſſend.

Sie waren im Begriff, es aufzuopfern:
Egiſt —

Merope.

Nun? Sprecht! Egiſt?

Narbas.

Unglückliche,
Auf ſeiner Bruſt ſtand Ihres Dolches Spitze.

Merope.

Er lebt?

Narbas.

Er iſt es ſelbſt.

Merope.

Ach! ich vergehe!

(Sie fällt bewußtlos in Ismenions Armen.)

Ismene.

Allmächt'ge Götter!

Narbas.

Eilet, ihr zu helfen!
Das Uebermaaß der Freud' und Zärtlichkeit;
Die plötzliche Erschütt'rung; das Entsetzen
Vor dem Verbrechen, das ich kaum gehindert,
Verzehren, was der Schmerz an Kraft ihr ließ.

Merope, sich erholend.

Ihr seyd es, Narbas? Ihr? Mich täuscht kei
Traum?
Ihr und mein Sohn? Wo ist er? Er erscheine

Narbas.

Gebieten Sie der Zärtlichkeit, zu schweigen.

(zu Ismenien:)

Und Ihr — kein Laut komm' über Eure Lippen:
Es gilt das Heil Meropens und Cajus.

Merope.

Welch neuer Schreck vergiftet meine Freude?
Welch feindlich Wesen stellt sich zwischen uns,
Daß ich ihn nimmer an den Busen drücke?
Sah' ihn mein Auge wieder, daß mein Herz
Nur schmerzlicher empfinde, was ich misse?

Narbas.

Bey einem Haare wär' er unerkannt
Von Ihrer Hand gefallen; die Gefahr
Ist nur verändert, nicht vorüber: wird

Sein Hierſeyn laut, erkennen Sie den Fremden
Für Ihren Sohn; ſo iſt ſein Tod gewiß.
Was Sie empfinden, darf in dieſen Mauern
Kein Athemzug verrathen. Das Verbrechen
Herrſcht auf dem Trone von Meſſene, man
Verfolgt Sie heimlich, zittern Sie!

V. Auftritt.

Die Vorigen. Euricles, ſchnell eintretend.

Euricles.

Der König
Will, daß man ihn ergreife.

Merope.

Wen?

Euricles.

Den Fremden,
Der Ihres Sohnes Blut mit ſeinem Leben —

Merope.

Er iſt mein Sohn! Narbas, man mordet ihn —
Auf! folgt mir alle —

Narbas.

Bleiben Sie.

Merope.

Es iſt
Mein Einziger, den man zum Tode führet.

Was hat er denn gethan? Warum will man
Den kaum gefundenen mir wieder rauben?

Euricles.

Der König, heißt es, will ihn in Person,
Eh' ihn der Streich der Rache trifft, erforschen.

Merope.

Erforschen? Ihn? Der König? Weiß er schon,
Wer seine Mutter ist?

Euricles.

Noch ahndet niemand
Das schreckliche Geheimniß.

Merope.

Eilen wir
Zu Polifontes, daß er ihn beschühe!

Narbas.

Der Wolf das Lamm?

Euricles.

Wenn auch die Eifersucht
Der Staatskunst Ihres Sohnes Rechte fürchtet;
Das Bündniß, das der König eifrig sucht,
Wird Ihnen für die Sicherheit Egists,
Ihm für die Ruhe seines Thrones Bürge.
Am Altar wird Ihr Sohn der Seinige;
Er muß ihm Vater seyn — muß wenigstens
Es scheinen, wenn er Ihr Gemahl geworden.

Narbas.

Gemahl? Er Ihr Gemahl? Entſetzen lähmet
Die Zunge mir. O, Götter!

Merope.

Dieſe Angſt
Iſt tauſendfacher Tod; ich gehe —

Narbas.

Nein,
Sie werden nicht — Beklagenswerthe Mutter,
Sie werden nimmer dieſe gräßliche
Verbindung ſchließen.

Eurieles.

Narbas, Klugheit räth —
Er iſt Kresfontes Rächer —

Narbas.

Iſt ſein Mörder.

Merope.

Sein Mörder? Er?

Narbas.

Er ſelbſt. Mit eignen Händen
Erwürgt' er ihn und ſeine beyden Söhne.
(Mit dem Tone ſchmerzlicher Erinnerung:)
Auf meinem König hab' ich ihn geſehn;
Die Streiche hab' ich fallen ſehen, die
Mit Ihres Gatten Blut' ihn überſprützten.

Merope.

O, wehe mir!

N a r b a s.

So steht umringt von Opfern,
Die er gewürgt, ein Tiger da: so häuft
Ein Dämon nur Verbrechen auf Verbrechen.
Schandthaten dienten seiner Wuth zur Schminke:
Er öffnete den Feinden den Pallast;
Er warf die Flammen rings in diese Säle;
Die Plünderung, der Aufruhr, das Gemetzel
War seiner Bosheit Werk. Vom Blute der
Geschlagnen Räuber schien er überströmt;
Es war das Blut der Prinzen, Ihrer Söhne,
Das Blut des Herrn, den er zu rächen schien.
Von Sterbenden und Leichen waren Sie
Umgeben; ich — nur Mühe trug mein Arm
Egist durch eine [illegible] Menge.
Die Götter schützten [illegible] unglücklich Haupt;
Unkenntlich durch [illegible] Namen Polidor,
Führt' ich ihn mehr als drey Olympiaden
Von einem Winkel Griechenlands zum andern.
Ich kehre heim; kaum noch zu rechter Zeit
Erschein' ich, Ihrem Dolch' ihn zu entreißen,
Und Polifontes gehorcht sein Herz, und wird
Der Wittwe des Erwürgten sich vermählen!

M e r o p e.

Narbas, mein Blut erstarrt bey deinen Worten.

E u r i c l e s.

Man kommt, es ist der König.

Merope.

O, ihr Götter!
Verbirg dich eilig seiner Wuth.

Narbas, abgehend.

Wenn Ihnen
Ihr Sohn noch werth ist, Königin, Verstellung,
Verstellung seinem Mörder gegenüber!

Euricles, zu Jemenien:

Verschlossen tief in unsrer Brust sey das
Geheimniß; Ein entschlüpftes Wort kann ihn
Verderben.

Merope.

Eil' und wache, daß Verrath
Dem theuren Leben sich nicht nahe.

Euricles.

Zweifeln
Sie nicht an meinem Eifer.

Merope.

Ich vertraue
Auf deine Klugheit. Denke, daß mein Sohn,
Daß es dein König ist. — Ihr Götter, stehet
Mir bey, das Scheusal nahet!

VI. Auftritt.

Die Vorigen. Polifontes. Eroi. Gefolge.

Polifontes.

Der Thron erwartet Sie;
Geschmückt sind Hymens festliche Altäre;
Ein festes Band vereinigt unser Wohl;
Als König, als Gemahl, gebietet mir
Die Pflicht, den Mord zu rächen, Sie zu schützen.
Zwey Schuldige, auf meinen Wink ergriffen,
Bezahlen bald das königliche Blut,
Das sie vergossen, mit dem ihrigen.
Wie aber kommt es, daß der Mutter Rache
Nicht schneller ist, als der Gesetze Schwert?
Den Schuldigsten hoff' ich auf Ihr Begehren
In Ihre Hände übergeben: Sie —
Sie selbst, so hieß es, wollten ihn durchbohren?

Merope.

Ach, daß es den Unsterblichen gefiele,
Durch meinen Arm das Laster zu bestrafen!

Polifontes.

Das ist die Pflicht der Fürsten, ist der Wunsch,
Der mich beseelt.

Merope.

Sie?

Polifontes.

Was bewegt Sie, die
Gerechte Strafe aufzuschieben? Wäre
Die Liebe für Egist nicht mehr dieselbe?

Merope.

Ha, möcht' ich unter Henkers Händen seine
Verfolger sterben sehen! Doch — Herr, wenn dieser
Verwegne Bösewicht Mitschuld'ge hat:
Wenn man durch ihn den Arm entdecken könnte —
Den Arm, der meinen Gatten hingewürgt?
Die Tiger, die mit heillos frecher Wuth
Des Vaters Brust zerfleischten, werden ewig
Die Mutter wie den Sohn verfolgen. — Wenn
Man den Verrath —

Polifontes.

Das eben will ich wissen:
Schon hab' ich seiner mich versichern lassen.

Merope, erschrocken:

Er ist in Ihren Händen?

Polifontes.

Ja. Ich hoffe
Mir gegenüber soll sein Mund gestehn —

Merope.

Ha, Unmensch! — Mir werd' er zurückgegeben:
Er ist — Sie wissen — Sie versprachen —

Mein Sohn, welch Schickſal harret deiner! —
Haben
Sie Mitleid, Polifontes!

Polifontes.

Was verwirret
Meropens Sinne? Er wird ſterben.

Merope.

Er!

Polifontes.

Sein Tod wird Ihnen Troſt gewähren.

Merope, rafch.

Ich
Will dieſen Augenblick ihn ſehn und ſprechen.

Polifontes,

ſie mit den Augen feſthaltend.

Dies unerklärliche Gemiſch von Abſcheu
Und Zärtlichkeit; die Flamm' in Ihrer Bruſt,
Der Sie mit Mühe nur den Ausbruch wehren:
Halbabgebrochne Reden; ein Geſicht,
Auf dem ſich die Beſtürzung malt — was mir
Bekannt iſt, was man mich hat wiſſen laſſen,
Erklärt mir dieſe Zeichen nicht. Wenn ich
Mit weniger Zurückhaltung darf reden,
Es ſcheint, als ob ein neuer Unfall Sie
Getroffen hätte. — Was entdeckte Ihnen
Der Alte, den man eben weggebracht?
Warum vermeidet er mein Angeſicht?

Was muß ich von ihm glauben? Was iſt ſein
Geſchäft? Wer iſt er?

Merope.

Wie? Kaum auf dem Thron,
Und ſchon von Furcht, von Argwohn heimgeſucht?

Polifontes.

Merope eile, dieſen Thron mit mir
Zu theilen, und verſichert meines Blutes
Kenn' ich den Argwohn nicht.

Merope.

Die Götter haben
Sie auf Arcadiens Thron; ſein Weib vermißten
Sie noch — und dieſes Uebermaas des Greuls —
Dies Meiſterſtück des Laſters —

Ismenie.

angſtlich einfallend:

Königin!

Merope.

Verzeihung, Herr! Sie ſehen eine Mutter,
Vom Zorn der Götter ohne Ziel geplagt;
Verzeihung — Meines Sohnes Mörder geben
Sie mir zurück.

Polifontes.

Den letzten Tropfen Blut

Treſt, wenn es ſeyn muß, meine Hand aus dem Verruchten Herzen. Kommen Sie!

Merope.

O, Götter,
Verberget ihm die Angſt die mich bedrängt!
Lehrt eine Mutter, ihren Sohn verleugnen!

IV. Akt.

I. Auftritt.

Polifontes. Erot.

Polifontes.

Fast läßt ihr schlecht verhehlter Zorn besorgen,
Daß sie den Mörder ihres Gatten kennt;
Daß man den Abgrund ihr erleuchtet hat,
Wo straflos meine That sich barg. Mit Abscheu
Verweigert meinen Wünschen sich ihr Herz. —
Gleichviel: des Herzens mag ich wohl entbehren;
Nur ihre Hand — es ist des Volkes Wille;
Es muß geschehn. — Dies Bündniß unterwirft
Mir Sohn und Mutter; macht aus dieser ein
Gehorsam Werkzeug meiner Plane. Mag
Sie nach Gefallen ihres Hasses pflegen;
Gefesselt an den Wagen meines Glücks
Kann sie in mir sich selber nur verderben.

(Kurze Pause.)

Du kommst vom Mörder? Was ist deine Meynung?

Erot.

Er ist die Ruhe selbst; einfach in allem, was
Er spricht; doch fest, unwandelbar. Der Tod

Erweckt die Seele des Heroen nicht.
Betroffen, Herr, stand Eror vor dem Knaben:
So hohen Sinn in so gemeinem Stande
Erwartet' ich nicht. Ich gesteh', er hat mich
Gewonnen, ihn im Herzen zu bewundern.

Polifontes.

Wer ist er? mit zwey Worten.

Eror.

Daß er zu
Den ausgestandnen Mördern nicht gehört,
Ist alles, was ich zu versichern wage.

Polifontes.

Was macht dich dessen so gewiß? Ihr Führer
Ist todt; ein Staatsgeheimniß solcher Art
Wüßt' ich im Grabe zu bewahren allein.
Allein der Fremde lebt, und scheucht die Ruh'
Aus meiner Brust. Wer mag mir Bürge seyn,
Daß er mich von Gefahr befreyte? Soll
Ich glauben, daß den Eifer mir zu dienen
Das Glück soweit getrieben, vor mir selbst
Der That Verantwortung mir zu ersparen?

Eror.

Meropens Thränen zeigen diese Wahrheit.
Der Zufall, mächtiger als wir, ist uns
Zuvorgekommen.

Polifontes.

Weiter aber er

Bisweilen, als der Klugheit Blicke reichen;
Doch sicher ist am Zufall nichts: umringt
Von Feinden, durch Erfahrungen belehrt,
Mag ich den Zufall nicht zum Schutzgott wählen.
Wer auch der Fremde seyn mag, seinen Tod
Muß ich beschleunigen: er ist der Preiß
Der Hand, um die ich werbe; er befestigt
Den Thron, auf den ich mühsam mich geschwungen;
Das ist genug: er ist gerecht. Das Volk
Ist mir auf immer unterworfen, wenn
Es wähnt, sein Herr sey todt und sey gerächt.
Doch jener Greis, den man mir soviel Sorgfalt
Mir zu verbergen sucht — wer ist er? Sprich!
Schon stand der Mörder vor Meropens Dolche;
Der Alte, sagst du, fiel ihr in den Arm?
Was wollt' er?

Erot.

Herr, er ist des Fremden Vater;
Um Gnade fleht' er zu Meropens Füßen.

Polifontes.

Um Gnade? Ich will sein Gesuch vernehmen.
Der Alte, glaub' es mir, ist ein Betrüger,
Ist ein Verräther, weil er sich verbirgt.
Man soll vor mir sich nicht verbergen. — Auch
Der Mörder — und besonders der — erfüllt
Mit Argwohn mich. Warum — aus welchen
Gründen —

Aus welcher [illegible] zaudert
Die Königin, ein Opfer zu vollziehn,
Das sie mit solcher Heftigkeit gefodert?
Das Mitleid sprach selbst neben ihrer Wuth,
Und Freude neben Schmerz aus ihren Augen.

Erox.

Was liegt dem König an Meropens Schmerz,
An ihrem Mitleid' und an ihrer Freude?

Polifontes.

Mir liegt an einem, [illegible]
Ein Wink, auf meiner Hut zu seyn. Sie kommt:
Den Mörder bringt man, geschwind!

([illegible])

6. Auftritt.

Die Vorigen. Merope. Eurikles. Ismenie. [illegible] Egisth. Wache.

Merope.

Erfüllen
Sie Ihren Eid! Die [illegible] will Rache:
In meine Hände geben Sie den Mörder.

Polifontes.

([illegible])

Sie [illegible] Sie hat! [illegible]

Gerechter Zorn ist auch der meinige.
Im Herzen des Verräthers berge sich
Ihr Dolch, und über seinen Leichnam führe
Ich Sie zum Altar.

Merope.

Allmächt'ger Zeus!

Egist.

Du willst
Der Fürstin Hand mit meinem Blut' erkaufen.
Mein Leben ist von wenig Werthe; du
Wirst sehn, daß ich zu sterben weiß. Allein
Ich bin unglücklich, schuldlos — bin hier fremd:
Hat das Geschick zum König dich berufen;
So kommt es dir zu, mich in Schutz zu nehmen.
Ein ungerechter Widersacher hat
In rechtem Kampfe meinem Arm' erlegen.
Merope will mein Blut, entschuldigt
Ist sie in meinen Aug. Sie ist Mutter,
Mein letzter Hauch fleht Seegen auf ihr Haupt.
Mein erster vor dem Richterstuhle jenseits
Verklagt nur dich, Tyrann!

Polifontes.

Unsinniger,
Du wagst in blinder Wuth —

Merope, ängstlich:

Entschuldigen
Sie seine Jugend, Herr: entfernt von Höfen

[illegible]oren, in den Wäldern aufgewachsen,
Verdächt er sich zu Fürsten nicht zu sprechen.

Polyphontes.

Was hör' ich? Sie verrathen ihn?

Merope. [illegible]

[illegible] ich?

Polyfontes.

[illegible] — [illegible] dessen, [illegible] Ihnen
[illegible] war, [illegible]
[illegible] Ismene Mutter?

Merope.

[illegible] Sohn, [illegible] königlichen
[illegible], in ein [illegible] verwandelt,
Und unter eines Tigers Klauen —

Ismene.

Weh!

Wer malt Sie?

Polyfontes.

Mit jedem Augenblicke
[illegible] mein [illegible]. Ihre Augen [illegible]
[illegible] auf mich; Sie zittern; Sie
[illegible] sich, mir Ihre Thränen zu
[illegible]!

Merope.

Ich verberge sie vor niemand.
Sie sind gerecht, bekannt ist ihre Quelle.

Polifontes.

Merope beobachtend.

Sie auszutrocknen ist es Zeit, daß er
Erblaßt. — Soldaten, haut ihn nieder!

Merope, heftig.

Wen?
Namenschlicher, ihn? unter meinen Augen?

Egist vor sich.

Ihr großes Herz trägt Mitleid mit dem Mörder?

Polifontes

[illegible]

Er sterbe!

Merope.

Halt! Er ist —

Polifontes.

Was zögert ihr?

Merope,

[illegible]

Barbar, er ist mein Sohn!

Egist.

Ich? Ich Ihr Sohn?

Merope, [illegible]

Da bist es. Dich trug mein unseel'ger Schoos;
Dich ließ zu spät der Himmel mich erkennen;
Dich führt sein Zorn zurück in meinen Arm,
Mit Einem Streich' uns beyde zu verderben.

Cain.

Ich an Meropens Brust? Mich täuscht kein Traum?

Polifontes.

Wenn Ueberraschung mich bethören könnte;
So wär' ein so verwegnes Gaukelspiel
Im Stande mich zu hintergehen. Sie
Die Mutter dieses Menschen? Sie, die noch
Vor zwey Minuten seinen Tod verlangte?

Cain.

Gepriesen sey mein Loos, wenn als ihr Sohn
zu sterben mir die Götter gönnen.

Merope.

Ich
Bin seine Mutter, bin verrathen durch
Natur und Liebe. Ja, du kennest das
Geheimniß meines Lebens, daß in Kreßfonts
verwaisten Erben, deinen Herrn, vor dir.
Du kannst mich, wenn du willst, Betruges zeihen;
Tyrannenherzen kennen die Natur,
Die zur Verstellung mich gewöhnten, nicht.
Ja, sag' ich dir, es ist mein Sohn, den Flammen,
Dem Hinterhalte jener Nacht entronnen.

Polifontes.

Auf wessen Zeugniß wollen Sie behaupten,
Daß er —

Cain.

Ich fühle, daß ich's bin. Die Thränen

Der Königin ſind meine Zeugen, und
Mein Herz, von Jugend auf nach Ruhme dürſtend,
Und dieſer Arm, der unentwaffnet dich
Des Kronenraubs ſchon überwieſen hätte.

Poliſontes.

Dich wird zuvor mein überweiſen, daß
Es Unſinn iſt, in Ketten ſo zu prahlen.
Dein Maaß iſt voll.

Merope,

ſich zu ſeinen Füßen werfend.

An mir, an meinem Leben
Fang' Ihre Rache an! Mitleidig ſenken
Sie Ihren Dolch in mein verzweifelnd Herz.
Welch glänzendern Triumph begehrt Ihr Stolz?
Merope liegt zu Poliſontes Füßen;
Mereop' umfaßt Ihr Knie: Merope zittert
Vor Ihrem Zorn'. Erkennen Sie die Mutter
In dieſer ſchmählichen Erniedrigung.
Urtheilen Sie von meiner Pein: mein Arm
Hat dieſen Morgen mörderiſch den Dolch
Auf meines Sohnes Herz gezückt. Verdient
Das unfreywillige Verbrechen, daß
Ich ſo den Kaumgeretteten verliere?
Sie, der Sie Vater ihm zu ſeyn verſprachen,
Der Sie in Schutz ihn nehmen wollten — hier
Vor Ihnen ſteht er, und Sie morden ihn!
Ein gräßliches Verbrechen tödtete

Den Vater; retten Sie den Sohn, und was
Ich weiß und nicht weiß, alles ſey vergeſſen.
Den Abkömmling der Himmliſchen und Ihrer
Rechtmäßigen Beherrſcher retten Sie!
Er iſt allein, iſt wehrlos, iſt in Ihrer
Gewalt: er lebe; mehr verlang' ich nicht.
Ich bin nicht elend, wenn er lebt: in ihm
Lebt mir mein Gatte, leben ſeine Brüder.

(in höchſter Leidenſchaft:)

Herr, ſeiner Ahnen unſichtbare Schaar
Liegt flehend neben mir zu Ihren Füßen!
Ihr König iſt in Feſſeln!

Caiſt.

(faßt ſie mit Würde:)

Stehn Sie auf.
Daß ich das Leben von Aresfontes habe,
Das würdigen Sie mich, mir zu beweiſen,
Indem Sie ſeine Wittwe — meine Mutter —
So ſchimpflicher Erniedrigung entziehn.
Ich kenne wenig meiner Abkunft Rechte;
Allein der Himmel gab mir einen Stolz,
Den ein Tyrann die Macht nicht hat zu beugen.
Verächtlich war mir meine Niedrigkeit;
Die Gegenwart hat nichts, was mich verblendet.
Ich fühle mich von Königen erzeugt;
Ich fühle mich Meropens Sohn. Gleich mir
Trat Herkules die hehre Laufbahn an;

Das Unglück ſtand am Haupte ſeiner Wiege.
Vielleicht daß mich, wie ihn, der Götter Huld
Zum Tempel der Unſterblichkeit geleitet,
Wenn ich, wie er, das Unglück überwinde.

(Mit Begeiſterung.)

Bin ich von ſeinem Blute; ſo wird nie
Sein Muth mir fehlen. Ihrer würdig ſterbe
Caiſt; das ſey ſein väterliches Erbe!

(Hinend und mit dem beſcheidenen Beſtreben, Merope aufzurichten.)

Erheben Sie ſich, meine Mutter; hören
Sie auf, ihn anzuflehn; verläugnen Sie
Den Rang der Götter, meiner Väter, nicht.

Polifontes,

nachdem Merope aufgeſtanden.

Wohlan! Wir müſſen hier uns frey erklären.
Ich nehme Theil an dem, was Sie empfinden.
Sein Muth gefällt mir; er hat meine Achtung:
Ich meyn' in Wahrheit, daß er würdig iſt
Von königlichem Blute abzuſtammen.
Doch ein Geheimniß ſolcher Wichtigkeit —
Sie ſeh'n es ſelbſt — will überzeugende,
Will die unwiderſprechlichſten Beweiſe.
Er bleibt in meiner Obhut; iſt's Ihr Blut;
So nehm' ich ihn an Sohnes Stelle an.

Caiſt.

An Sohnes Stelle? Er?

Merope.

O, Gott!

Polifontes.

Beſtimmen
Sie ſein Geſchick. Sie boten Ihre Hand
Für ſeinen Tod: galt dieſer Tod der Rache
Mehr, als der Liebe ſeine Rettung gilt?

Merope.

Wie? Unmenſch!

Polifontes.

Königin, ich wiederhole,
Was ich geſagt. Es gilt ſein Leben. Sie —
Gewiß, Sie lieben ihn zu ſehr, um meiner
Gerechten Strenge durch hartnäckige
Verweigerung ihn auszuſetzen; ihn,
Der Ihnen ſoviel Thränen ſchon gekoſtet.

Merope.

Herr, laſſen Sie zum wenigſten ihn ſelbſt
Entſcheiden —

Polifontes,

mit unterdrücktem Zorne:

Und warum? Madam, er iſt
Der Sohn Kresfontes oder ein Verräther.
Ich muß mit Ihnen mich vereinigen,
Zur Stütze ihm zu dienen; oder muß
An ihm und Ihnen mich zu rächen eilen.

Sie haben Leben oder Tod ihm zu
Verkündigen. Sie ſind — mit einem Worte —
Entweder ſeine Mutter, oder ſeine
Mitſchuldige: an Ihnen iſt die Wahl.
Doch wiſſen Sie, daß Ihren Worten ich
Nur Angeſichts der Götter glauben werde.
Soldaten, ihr bewacht ihn.

(Zum Gefolge:)

Euch befehl' ich
Mich zu begleiten.

(Zu Merope:)

Ich erwarte Sie.
Laß ſehen, ob Sie wollen, daß er lebe.
Mit Einem Worte, Königin, beſtimmen
Sie meinen ungewiſſen Geiſt! Bewähren
Sie ſeine Abkunft mir durch Ihre Hand!
Ja oder Nein ſchützt oder tödtet ihn;
Ja oder Nein verkündiget dem Volke,
Ob er mein Sohn, ob er mein Opfer iſt.
Ich laſſe Sie, ſich zu bedenken.

Merope.

Rauben
Sie mir den Anblik meines Sohnes nicht:
Lieb' und Verzweiflung fodern ſeine Nähe.

Polifontes.

Im Tempel ſehn Sie ihn.

Egiſt,

ehe er abgeführt wird:

O, theure Fürſtin,
Sie, die ich kaum noch wage, meine Mutter
Zu nennen, thun Sie nichts, was Ihrer, nichts
Was meiner unwerth iſt. Bin ich Ihr Sohn;
So werd' als König ich zu ſterben wiſſen.

III. Auftritt.

Merope, allein.

Fort iſt er; weggeführt von Sclaven, die
Der Grauſamkeit in blindem Eifer dienen.
Ihn zweymal zu verlieren, hab' ich ihn
Gefunden. — O, warum — du, Gott, den ich
Zu brünſtig bat! warum ward ich erhöret?
Warum, Allwiſſender, haſt du dein Ohr
Der Wünſche unverſtändigſtem geliehen?
Vom fremden Boden riſſeſt du ihn weg,
Daß ſeines Vaters Henker ihn ermorde:
O, nimm' ihn mir! Verbirg den Irrenden
In fernen Wäldern, Höhlen, Wüſteneyn,
Wo des Tyrannen Dolch' ihn nicht erreichen!

IV. Auftritt.

Merope. Narbas.

Merope.

Weißt du das Schreckliche, das mich vernichtet?

Narbas.

Ich weiß, daß meines Königs Untergang
Gewiß — weiß, daß Egiſt in Feſſeln iſt,
Daß man auf jedem Tritte mich belauert.

Merope.

Ich, Narbas, ich bin ſein Verderben.

Narbas.

Sie?

Merope.

Er iſt entdeckt, er iſt's durch mich; doch welche —
Ach Narbas! welche Mutter hat die Kraft,
Zu ſchweigen, wenn das Mordſchwert über des
Geliebten Kindes Haupte blitzt? Ich habe
Geſprochen; es iſt aus: der Schwäche Schuld
Muß ich von nun an durch Verbrechen ſühnen.

Narbas.

Verbrechen? Welches?

V. Auftritt.

Die Vorigen. Ismene.

Ismene.

Königin, die Stunde,
Die alle Kräfte Ihrer Seele fodert,
Die bange Stunde ſchlägt. Ein eitles Volk,

Nach Neuem ewig lüſtern, harret Ihrer,
Harrt ungeduldig der Vermählungsfeyer.
Der König ordnet alles ſelbſt; es ſcheint
Ein Blutgericht, kein Feſt, was er bereitet.
Beſtochen von dem Golde des Tyrannen
Ließ in erdichteter Begeiſterung
Der Oberprieſter ſeine Gottheit reden.
So eben trat er aus dem Heiligſten,
Im Namen Ihrer Ahnen zu verkünden,
Daß dieſer Bund der Götter Wille ſey.
„Der König," ſagt er, hat Meropens Eid
„Empfangen: deſſen iſt Meſſene Zeuge,
„Und die Unſterblichen, des Meineids Rächer."
Das Volk antwortete mit jubelndem Geſchrey;
Und unbekannt mit ſeiner Fürſtin Kummer,
Liegt alles betend auf den Knieen, die
Abſcheuliche Vereinigung zu feyern,
Und ſegnet den Tyrannen, der Sie tödtet.

Merope.

Mein Elend wird dem Volke noch zum Feſte!

Narbas.

Wie traurig, Ihren Sohn auf dieſem Wege
Zu retten, es zu müſſen —

Merope.

Es iſt das
Entſetzlichſte Verbrechen. Sieh, du bebeſt,
Narbas, du bebeſt ſelbſt.

Narbas.

Entſetzlicher

Iſt das, Ihr eignes Kind zu tödten.

Merope.

Wohlan! Verzweiflung giebt den Muth mir wieder.
Auf! eilen wir zum Tempel, wo die Schmach
Meropens harrt. Dort zeig' ich meinen Sohn
Kresfontes Volke, ſtell' ihn zwiſchen den
Altar und mich im Angeſicht der Götter.
Er iſt ihr Blut: ſie werden ihn beſchützen,
Ihn, den ihr Zorn zu lange ſchon verfolgt.
Ich male ſeines feigen Mörders Wuth;
Abſcheu und Rache füllen alle Herzen:
Tyrannen, zittert vor dem Angſtgeſchrey,
Bebt vor den Thränen einer Mutter! — Still!
Man kommt. — Was zittr' ich denn? Ach, alles
Erſchüttert meinen Muth. — Man ruft mich ab;
Und an des Sarges Rande ſteht mein Sohn,
Und immer noch bedarf der Wütherich
Nur eines Blickes ihn hineinzuſtürzen!

(Zu den eintretenden Prieſtern:)

Ah! ſtrenge Diener ſeines Arms, ihr kommt,
Das Opfer zum Altare hinzuſchleifen.

(Nach kurzer Pauſe:)

Was, Rach' und Liebe — was, Natur und Pflicht —
Was werdet ihr von einem Herzen fordern,
In dem die Flammen der Verzweiflung lodern?

V. Akt.

I. Auftritt.

Egiſt, Narbas, Euricles.

Narbas.

Noch hält uns der Tyrann gefangen in
Der Königin Pallaſte; ungewiß
Scheint er, ſcheint unſer Loos zu ſeyn. Ich zittre
Für Sie allein, mein Fürſt — mein Sohn: erlauben
Sie meiner Liebe dieſen Namen noch!
O, leben Sie, entwaffnen Sie den Zorn
Des ſtärkern Widerſachers; ſuchen Sie
Ein Haupt, ſo wichtig und ſo oft bedroht,
Von mir ſo mühſam den Verfolgungen
Entzückt, uns und dem Staate zu erhalten.

Euricles.

Bedenken Sie, daß nur für Sie Merope
Des Stolzes, den Geburt und Tugend geben,
Vergißt; für Sie mit Ihren Thränen des
Tyrannen blutbefleckte Hände neßt.

Egiſt,

der in ſich verſunken da geſtanden.

Bin ich noch ich? Erwacht aus langem Traume
Find' ich in unbekannter Welt mich wieder.
Ein neues Blut durchkreiſet meine Adern,
Ein neuer Tag erleuchtet meinen Pfad.
Wer? Ich? — gebohren von Meropen, und
Kresfontes war mein Vater? Seinem Mörder
Gab man ſein Reich? Er herrſcht und ich gehorche?
Ich bin Alcidens Blut, und bin in Feſſeln?

Narbas.

Ach, daß der Enkel Hercules mit mir
Noch unbekannt in Elis Fluren lebte!

Egiſt.

Hat mich das Schickſal auserkoren, alle
Die Uebel, die den Sterblichen bedrohn,
So jung ſchon zu erſchöpfen? Meuterey,
Verbannung, Tod und Schmach belagerten
Von meiner Wieg' an meines Lebens Weg;
Von Wüſteney zu Wüſteney verfolgt,
Hab' ich in ſchnöder Dunkelheit geſchmachtet.
Der Himmel weiß, ob je ein murrend Wort
Den Lippen des Verachteten entfchlichen.
Von Ruhmbegierde innerlich verzehrt,
Uebt' ich die Tugenden der Niedrigkeit;
Ich achtete, ich liebte ſelbſt ein Elend,
Durch Polyclet, der es ertrug, geadelt.

Nie hätte die Unſterblichen mein Mund
Um einen andern Vater angerufen.
Sie geben einen andern mir, um mich
Mit Schande zu bedeken: Griechenland
Nennt mich Kresfontes Sohn; und ich vermag
Ihn nicht zu rächen! Eine Mutter find' ich,
Die unerkannt ich ſchon vergötterte;
Und ein Tyrann entreißt ſie mir, und zwingt
Zu ſchimpflicher Vermählung ſie, und ich —
Ich bin entwaffnet, kann ſie nicht beſchützen!
Verflucht die Stunde, die mich werden ſah!
Verflucht die Hülfe, die mein Leben ſchützte!

(Sich faſſend, indem ſein Blick auf Narbas fällt:)

Mein Vater! — Ach, warum fiel deine Eil
In einer Mutter Arm, den die Verzweiflung hob,
Des unerkannten Sohnes Bruſt zu treffen!
Nun wär es aus; nun wär der Kelch geleeret!

Narbas.

Sie ſind verloren: Polifontes kommt.

II. Auftritt.

Die Vorigen. Polifontes. Wache.

Polifontes,

nahe zu Egiſt tretend, zu den Umgebenden:

Entfernt euch!

(Narbas und Euricles treten einige Schritte zurück, Polifontes fährt minder laut zu Egist fort.)

Und du, den rasche Jugend
Dem Mitleid zur Begnadigung empfiehlt,
Noch einmal, doch zum leztenmale, will
Dein König dir verstatten, dein Geschick
Nach eigner Wahl zu ändern. Ueberlege:
Die Gegenwart, die Zukunft, die Geburt,
Mit der du prahlst; dein ganzes Wesen hanget
Von meinem Winke ab. Mit einem Worte
Erheb' ich dich zum Ersten neben mir;
Werf' ich dich zu den niedrigsten der Sclaven.
Mein Blik kann dich verderben und beglücken.
Entfernt von Höfen wurdest du erzogen;
Erfahrung klärte deinen Geist nicht auf:
Vertraue deine Unbesonnenheit
Der Leitung meiner Hand; entschlage dich
Des Stolzes, den dein Irrhum Tugend nennt.
Ließ das Geschick als Unterthan dich werden;
So unterwirf dich deinem Herrn: gab dir
Des Zufalls Laune königliches Blut;
So lerne unter mir die Huldigungen,
Die der Geburt der Pöbel zollt, verdienen.
Die Königin geht dir als Beyspiel vor:
Sie hat sich meinem Willen unterworfen,
Ist auf dem Wege nach dem Tempel. Folge
Ihr; folge deinem Herrn! Komm, schwöre mir

Am Fuße des Altars den Eid der Treue!
Die Götter fürchtest du: ruf' ihre Macht
Zum Zeugen an, daß du gehorchen willst;
Und offen stehen dir der Größe Pforten.
Ein Nein verdirbt dich. Wähl' und gieb mir Antwort.

Cäsar.

Entwaffnet steh' ich vor dir; welche Antwort
Erwartest du von mir? Die Reden, die du führst,
Sind wohl erdacht: nur gieb mir erst das Schwert,
Vor dem du bebst, das deine Klugheit fern
Von meinen Händen hält, zurück; dann frage
Und nimm an meines Armes Antwort ab,
Wer von uns beiden Sclav ist, oder Herr;
Ob Polifontes über mein Geschick
Zu richten hat, und ob der Königssohn
Die Meuchelmörder straft.

Polifontes.

Ohnmächtiger!
Verwegen baut dein Stolz auf meine Güte.
Du glaubst mich groß genug, die Schmähung zu
Vergessen; hältst mich für zu stolz, an dir
Die Frechheit eines unbekannten Sclaven,
Der seinen König lästerte, zu ahnden.
Wohlan denn! Diese Güte, die dein Frevel
Ermüdet, schenkt dir einen Augenblick, —
Nur Einen noch — den du benutzen wirst,

Die Gnade deines Fürſten zu erwerben.
Dir iſt vergönnt, im Tempel zu erſcheinen.
Komm, dort zu ſterben, oder mir Gehorſam
Zu ſchwören. — Wache! dieſen laſſet vor,
Wenn er im Tempel mir zu nahn begehret;
(zu Narbas und Euricles gewendet.)
Doch niemand folgt ihm, niemand darf ihn leiten.
Ihr, Narbas, Euricles, in euren Händen
Laß' ich den Knaben; hütet ſeine Thorheit:
Mit eurem Leben haftet ihr für ihn.
Ich kenne euren Haß; allein ich kenne
Auch ſeine Ohnmacht, und vertraue eurer
Erfahrung mehr, als ich von eurer Feindſchaft
Beſorge. Narbas, ſey er Euer Kind;
Sey er Meropens Sohn; gleichviel: ſein Leben —
Bedenkt das wohl — hangt ab von Eurem Rathe.

III. Auftritt.

Egiſt. Narbas. Euricles.

Egiſt.

Ich höre keinen, als den Rath des Blutes,
Das mich belebt. O, Hercules, das Laſter
Beſtrafen lehre meinen ſchwachen Arm!
Laß von dem Licht', in dem die Götter wandeln,
Nur einen Strahl in meine Seele fallen.
Vor ihm erſcheinen ſoll ich am Altar'?
Ich eile. —

Narbas.

Prinz, sind Sie des Lebens müde?

Eurieles.

Wenn wir Sie wenigstens in die Gefahr
Begleiten könnten. Lassen Sie uns Zeit,
Das Volk zu unterrichten, Ihnen eine
Parthey zu sammlen, die zwar klein, doch nicht
Vernichtet ist. Erlauben Sie —

Cais.

O, spart
Der Knabheit Lehren einer andern Zeit.
Ich achte eure Vorsicht hoch; doch hier,
In solchem Drange kann ich nur die Götter —
Nur ihren Ruf in meinem Busen hören.
Der Unentschlossene bedarf des Rathes;
Ich bin entschlossen: der Heroen Blut
Hat keine Wahl. Geworfen ist das Loos.

(Indem er sich wendet, um abzugehen, tritt ihm Blut auf Meropen.)

Merope! Seh' ich recht?

IV. Auftritt.

Die Vorigen. Merope. Gefolge.

im Hintergrunde.

Merope.

Mich sendet der Tyrann;

Durch mich erwartet er, dein letztes Wort
Zu hören. Glaube nicht, mein Sohn, daß ich
Die Schande dieſes Bundes überlebe.
Ich trage ſie um deines Lebens willen.
Vergeude nicht, was ich ſo theuer kaufe.
O, Sohn der Götter und der Könige,
Meropens Sohn! die Noth gebeut: gehorche!
Gehorche, dulde, dich und mich zu rächen.
Ich ſehe, daß dich meine Schwachheit kränkt —
Empört. Ach, dieſer edle Stolz vermehret
Mit meiner Liebe meine Furcht. Mein Sohn —

Egiſt.

Ermannen Sie ſich, Mutter, mir zu folgen.

Merope.

Wohin? Was willſt du thun? Allmächt'ge Götter,
Zähmt einen Heldenmuth, der ihn verdirbt!

Egiſt.

Sehn Sie das Grabmahl meines Vaters? Hören
Sie ſeine Stimme? Sind Sie Königin
Und Mutter? Wenn Sie's ſind; ſo kommen Sie!

Merope.

Der Himmel ſcheint in dieſem Augenblick'
Unſterblich Feuer in dein ſterblich Herz
Zu ſtrömen. Ich erkenne dich, du biſt
Meropens Kind; du biſt das Blut Alcidens.
O, ſprich! Erfülle mich des Gottes, der

Dich zur Begeiſterung erhebt! Vollende;
Gieb meiner Seele ihre Kraft zurück.

Egiſt.

Sie haben Freunde in der Stadt? Sind Sie
Im Tempel ihrer ſich vermuthend?

Merope.

Als
Ich Königin noch war, hatt' ich zuviel,
Die wenigen, die mir geblieben, beugen
Den Nacken muthlos unter fremdes Joch;
Der Schwere meines Unglücks wich ihr Eifer.
Man haſſet Polifontes, den man krönt;
Mich liebt und ſieht man.

Egiſt.

Ha, der Feigen! — Iſt
Der Tiger am Altar?

Merope.

Er harret meiner.

Egiſt.

Umgeben ihn Soldaten?

Merope.

Nein. Die Pforten
Des Tempels nur bewachen ſie. Er iſt
Umgeben von dem ungetreuen Haufen
Der Schranzen, die in mein Gefolge ſonſt
Sich drängten, die zu meinen Füßen krochen

Von ſeinen Treuen läßt er mich bewachen:
Nur dir allein kan ich den Tempel öffnen.

Egiſt.

Und ich allein folg' Ihnen in den Tempel.
Dort find' ich Götter, die den Mord beſtrafen,
Die meine Ahnen ſind.

Merope.

Die in der Wiege
Dich ſchon verleugneten.

Egiſt.

Sie prüften mich.

Merope.

Was haſt du vor?

Egiſt.

Auf! Sehen wir, was immer
Daraus entſtehen mag. Lebt wohl, ihr Treuen!
Zum wenigſten ſoll euer Mund bekennen:
Meropens Sohn war unſrer Sorgen werth.

(Zu Narbas:)

Mein zweiter Vater, glaube mir, du ſollſt
Vor deinem Werke nicht erröthen. Nein,
Du ſollſt von meiner Abkunft Zeugniß geben.

V. Auftritt.

Narbas. Curiciés.

(Man hört in dieſer und den folgenden Scenen ein herannahendes Gewitter, vermiſcht mit dem Lärm' eines Aufruhrs.)

Narbas.

Was will er thun? — Ach, alle Sorgen, die
Ich meinem Herrn gewidmet, ſind verloren.
Die ſchlaue Bosheit ſtraft der Himmel nie.
Ich hoffte, daß die langſam ſichre Hand
Der Zeit die göttliche Gerechtigkeit
Bewähren, daß Caiſt den Thron der Väter
Aus dieſer Hand zurük empfangen würde.
Umſonſt! Das Laſter triumphirt; ich ſterbe
Bekehrt von meinem frommen Aberglauben.
Verloren iſt Egiſt durch ſeinen Stolz;
Er unterwirft ſich nicht — er ſtirbt.

Curiciés.

Vernehmet
Ihr das Geſchrey, das durch die Lüfte dringt?

Narbas

Es iſt das Zeichen zum Verbrechen.

Curiciés.

Still,
Daß wir's verſtehen.

Narbas.

Zittert, es zu hören.

Curicles.

Gewiß, die Königin — sie ist der Schande,
Die ihrer wartete, durch ihren Tod
Zuvor gekommen. Das war ihr Gedanke,
Als sie verzweifelnd ihre Hand versprach.

Narbas.

Dann ist ihr Sohn nicht mehr: sie hätte sonst
Gelebt, für ihn gelebt.

Curicles.

Hört! das Getöse
Nimmt überhand; dem Donner ähnlich, der
Durch immer stärkres Rollen seine Nähe
Verkündiget.

Narbas.

Von allen Seiten hör' ich
Geschrey von Fechtenden — Trompetenschall —
Und Stimmen, wie von Sterbenden — Man kommt —
Man sprengt die Pforten des Pallastes auf.

Curicles.

Seht Ihr den Haufen dort, der schnell sich wälzt —
Nun sich zerstreut — sich fern von uns verliert?

Narbas.

Welch neuer Blutbefehl des Wüth'richs setzt
In solchen Aufruhr Bürger und Soldaten?

Curiace.

So weit mein Auge in die Ferne trägt,
Läuft alles fechtend durcheinander.

Narbas.

Gott!
Für wen vergießt man Blut? — Die Lüfte hallen
Meropens und des Königs Namen wieder.

Curiace.

Dank den Unsterblichen: der Weg ist frey.
Laß schnell uns sehn, ob Leben oder Tod
Uns diese plötzliche Verwirrung brachte.
(Er geht ab.)

Narbas.

Eilt! — Ach, warum kann ich Euch so nicht folgen?
Ihr Götter; stärket den entnervten Arm,
Der sonst für meine Könige gefochten!
Laßt meines Lebens letzten Funken für
Die Rechte meines Herrn erlöschen.

VI. Auftritt.

Narbas. Ismenie. Volk, im Hinter grunde des Theaters, bald sich sammlend, bald sich zerstreuend.

Narbas.

Welch
Ein Anblick! Das Ismenie? Mit Blut
Bespritzt — entseelt? — Was ist geschehen?

Ismenie.

Laßt mich zum Leben — mich zu Athem kommen.

Narbas.

Lebt mein Egiſt? — Wo iſt die Königin? —

Ismenie.

Mit Müh' entwinden meine Lebensgeiſter
Dem Schrecken ſich. — Des Volkes Wogen trugen
Bewußtlos mich hieher —

Narbas.

Sprecht! Iſt der Prinz —

Ismenie.

Er iſt der Götter würd'ger Sohn; — Egiſt —
Nein niemals hat Alcidens Heldenarm
Mit glänzenderer That der Sterblichen
Bewunderung erzwungen.

Narbas.

O, mein Sohn!
Mein König! meiner Vaterſorgen Frucht!

Ismenie.

Das Opfer ſtand geſchmückt mit Blumen da;
Der Altar ſchwamm im Glanze ſeiner Fackeln.
Mit ſcharfem Blick' und finſterm Angeſichte
Bot Poliſontes die verhaßte Hand
Meropen dar. Der Opferprieſter ſprach
Die heil'gen Worte; und die Königin,
Von ihren Frau'n, in Thränen wie ſie ſelbſt,
Umgeben, ließ ſich zitternd zum Altare

Von meinem Arme leiten. Ach, den Tod
Rief ſie an Hymens ſtatt zum Beyſtand' an.
In tiefer Stille ſtand das Volk umher.
In dieſem bangen Augenblicke drängt
Ein Jüngling, ähnlich den Unſterblichen,
Sich in den heiligen Bezirk — er eilt —
Es iſt Caiſi — er fliegt zum Altar',
Erſteigt die Stufen, faßt mit ſichrer Hand
Das Opferbeil — ſo ſchnell iſt nicht der Blitz —
Mit meinen Augen ſah' ich ihn, wie ſein
Gewalt'ger Streich das Ungeheuer traf.
„Stirb," rief er aus, „Tyrann! Ihr Eumeniden,
„Nehmt euer Opfer hin!" Eyor, der ſeines Herrn
Gehülfe war bey allen Greuelthaten.
Eyor, der ihn im Blute ſchwimmen ſieht,
Hebt ſeinen mordgewohnten Arm zur Rache.
Mit Blitzesſchnelle wendet ſich Caiſi,
Und ſtreckt ihn leblos neben ſeinen Meiſter:
Auf rafft ſich der Tyrann; verwundet iſt
Der Held: ich ſah die Ströme ihres Blutes
Am Boden, wo ſie kämpften, ſich vermiſchen.
Jetzt ſtürzt mit Wuthgeheul die Wache durch
Die Menge. Seine Mutter — Liebe nur
Giebt ſolchen Muth, nur die Begeiſterung
Kann ſo Geberden, Mien' und Schritt beſeelen!
Sie ſtürzt ſich mitten unter die Soldaten.
„Er iſt mein Sohn; Barbaren, haltet ein!

„Er iſt mein Sohn: zerreißet ſeine Mutter
„Und eure Königin, zerfleiſcht das Herz,
„Das ihn genährt, den Schooß, der ihn getragen!“
Der Ausbruch ihres Schmerzes ſetzt das Volk
In gährende Bewegung; eine Maſſe
Der Unſrigen, erweckt durch die Gefahr,
Wirft zwiſchen ſie und die Soldaten ſich.
Narbas! — In einem — Einem Augenblicke
Sahst Ihr im Staube die Altäre liegen;
In Bächen Blutes ihre Trümmer ſchwimmen,
Und Kinder in der Mutter Arm' erdrückt,
Und Brüder unerkannt gewürgt von Brüdern.
Soldaten, Prieſter, Freund' und Feinde liegen
Entſeelt ſchon oder ſterbend aufeinander.
Man geht — man wird getragen über Leichen:
Will fliehn; kehrt um: und die gedrängte Menge
Wogt zwanzigmal den Tempel auf und ab.
Der wilde Strom ergreift mich, und entrückt
Eaiſt, die Königin aus meinen Augen.
Ich fliege blutbefleckt durch Fechtende;
Ich frage ſchreyend die erſchrockne Menge,
Und jede Antwort mehret mein Entſetzen.
Man ruſet: „Er iſt todt; er fällt, — iſt Sieger.“
Ich laufe — meine Kräfte ſind erſchöpft,
Und mitten durch das blutige Getümmel
Wirft mich das Volk an des Pallaſtes Pforten. —
Kommt und vereinigt Eure Stimme mit

Der meinigen. Noch weiß ich nicht, ob ſie —
Ob meine Königin gerettet iſt;
Nicht, ob ihr tapfrer Sohn noch lebt, ob der
Tyrann geblieben iſt: der Schrecken,
Die Angſt, die ganze, gräßliche Verwirrung
Iſt noch in meinem Herzen.

Narbas.

Lenkerin
Des menſchlichen Geſchickes, Vorſehung,
Vollende! Laß die gute Sache ſiegen!
Miß deine Huld nach unſern Leiden ab!
Erhalt Egiſt; laß mich in Frieden ſterben!
Iſt nicht die Königin mit dieſem Haufen?

VII. Auftritt.

Die Vorigen. Merope, eintretend an der Spitze eines ihr folgenden Volkshaufens. Bald darauf Egiſt. Im Hintergrunde Volk und Soldaten. Man bringt den Leichnam Polifontes mit einem blutigen Tuche bedeckt.

Merope.

Soldaten, Prieſter, Bürger von Meſſene;
Kreſſentes Völker, höret mich! Im Namen
Der rächenden Unſterblichen, vernehmt,
Was ich euch ſchwur: Egiſt iſt euer König.

Das Laſter hat ſein Arm beſtraft; den Thron
Und ſeinen Vater hat Egiſt gerächt.
Der, den ihr dort im Staube liegen ſeht,
War Menſchen und Unſterblichen Greul.
Kresfontes, meinen Gatten, euren Herrn,
Und meine beyden Söhne mordete
Der Tiger, der Meſſene unterjochte,
Das Diadem mir ſtahl, und eine Hand
Mir bot, die noch von meinem Blute rauchte.

(Auf Egiſt zueilend, welcher mit dem Opferbeile in der Hand auftritt:)

Seht her, der Sieger Polifontes iſt
Gebohrner König von Meſſenien:
Er iſt der Sohn, den mir die Götter ließen.
Verlangt ihr beſſre Zeugen als mein Herz?
Hört dieſen Alten: ſeine Klugheit hat
Den Knaben Polifontes Dolch' entriſſen.
Sein Werk vollendeten die Götter.

Narbas.

Ja,
Ich rufe dieſe Götter an zu Zeugen:
Der Jüngling hier iſt Euer König.

Egiſt.

Freunde,
Verkennt ihr eine Mutter, die ihr Kind
Der Löwin gleich vertheidigte? Verkennt

Ihr einen Sohn, der ſeinen Vater rächte,
Und einen König, der den Mord gerichtet?

Merope.

Ihr zweifelt noch? Erkennt Meropens Sohn
An ſeinem Arm', am Abfall' eurer Ketten,
An ſeines Geiſtes Unerſchrockenheit.
Im Elend' aufgewachſen, kaum im Lenze
Des Lebens — Er — wer anders, als ein Enkel
Alcidens konnte ſo Meſſene rächen?
Er wird ſein Volk beſchützen, wird das Schrecken
Der Miſſethat in allen Zonen ſeyn.

(Man hört einen Donnerſchlag.)

Horcht auf! Der Himmel ſpricht. Sein Donner, der
Mich tödte, wenn ich log — ſein Donner zeuget,
Daß er mein Sohn, Kreſfontes Erbe iſt.

(Bewegung unter dem anweſenden Volke. Man hört von außen das Geſchrey: Es leb' Egiſt, der König von Meſſene!)

VIII. Auftritt.

Die Vorigen. Euricles.

Euricles.

Jetzt, meine Fürstin, zeigen Sie der Stadt,
Der schnell beruhigten, Ihr Angesicht.
Die Nachricht von der Rückkunft ihres Königs,
Die pfeilgeschwind von Mund zu Munde flog,
Hat plötzlich die Gemüther umgestimmt.
Gesprochen haben unsre Freunde; man
Hat sie gehört; erweicht sind alle Herzen;
Die Bürger weinen Freudenthränen, beten
Den König an, vom Himmel heimgeführt.
Man seegnet Ihren Sohn und Sie; man will
Auf ewig diesen schreckensvollen Tag
Zum Fest' erhoben wissen: jeder will
Das Antlitz seines tapfern Fürsten sehn,
Will Narbas wiedersehn;

(Zu Egist:)

begehrt den Eid
Der Huldigung in Ihre Hand zu schwören.
Der Name Polifontes wird verflucht,
Und der Egists, und der Meropens schallen
Aus tausend Kehlen jubelnd durch die Lüfte.
O, kommen Sie, mein König, um den Preis
Des Sieges zu empfangen. — Unsre Liebe
Ist dieser Preis; ihn wiegt der Ruhm nicht auf.

Exit.

Der Ruhm gebührt den Göttern, nicht dem Sieger:
Von Ihnen kommt uns Glück wie Tapferkeit.
Die theure Mutter auf den Thron zu heben,
Betret' ich seine Stufen. Narbas, höret
Nicht auf, als Vater Euren Herrn zu leiten.

Ende.

Die Lieb' im Kriege.

Anfang eines Luſtſpiels.

Vorerinnerung.

Das nachſtehende Bruchſtück entſtand im Jahr' 1813. Nach meinem Plane, deſſen ich nur dunkel mich noch entſinne, ſollten die Intriguen der Liebe mit den Wechſelfällen des Krieges, wie ſie mitten auf einem Kriegsſchauplatze ſich zu ereignen pflegen, verflochten werden, und der leichtſinnige Amor ſollte den ernſten Mars zu ſeinen Zwecken gebrauchen. Ich ſtellte mir die nicht ganz leichte Aufgabe, ſelbſt den Schreckniſſen eines Ueberfalles, eines Sturmes u. ſ. f. komiſche Seiten abzugewinnen, und mitten in dem Spiele mit dem Leben überwiegend für das Spiel der

Liebe zu intereſſiren. Vielleicht regt dieſer Anfang ein größeres Talent zur Ausbildung und Ausführung des flüchtigen Gedankens an, der ihn veranlaßte.

Die Lieb' im Kriege.

Erſte Scene.

(Zimmer. Die Mittelthür iſt von innen verriegelt. Geſchrei des Volkes von außen. Stimme des alten Obriſten von Frankenberg.)

He! Holla! aufgemacht! Ein Obriſter nebſt Pferden
Et caetera! Quartier! — Zum Teufel wird's bald werden? —
Nicht? Höllenelement! 'ne Flinte her!
(indem er die Thür einſtößt:)
Pum, pum!
Pum, Pum! Pum — krach! — da liegt's! — 's iſt euch ſchon recht, warum —
(Er ſtürzt herein, und ſchreit betroffen, als er das Zimmer leer findet.)
Hm! Keine Seele drin. Verdammt, da hätt' ich ſollen — —
Wer kann das riechen! Hab' mir's abgewöhnen wollen;

Doch nichts erbittert mehr, als so ein dickes Bret,
Das nicht auf Gründe hört, und recht hat, weil es steht.
Ein Feind, mit dem ich mich nicht gütlich kann vergleichen,
Muß, da hilft nichts davor, mich werfen oder weichen.

(Zu seinem eintretenden Reitknecht:)

Hieher den Mantelsack! Nun geh, klopf überall,
Wo eine Thür ist, an, und frag nach einem Stall.
Sey höflich, Grobian! Wir sind in Freundes Lande. —

(Der Reitknecht geht.)

Wenn man das Volk nicht zieht, so machts den Truppen Schande.

(Zurücknehmend:)

Johann!

Johann.

Befehlen —

Oberst.

Geh, und such den Herrn vom Haus:
Ich bitte mir die Ehr', ihm aufzuwarten, aus. —

(Johann ab.)

Man soll nicht sagen hier, ich sey' ein alter Degen,
Der nichts, als fechten kann, und seines Leibes pflegen.

Man weiß zu leben. —

(Er bemerkt eine Landkarte an der Wand.)

Schau, 'ne Karte! Großes Maaß.
Gut! — Das hier ist die Stadt — hier steht
der Feind. Gut! — Das?
Das ist der Fluß, und das die Brücke. Gut! —
Der Teufel.
Da gibt's 'nen Brückenkopf zu nehmen ohne Zweifel.
Dabey kann meiner auch beiläufig reisen gehn. —

(Er mißt:)

Eins — zwey — drey Meilen. Gut! Kann heute
noch geschehn.

Zweite Scene.

Hermann,

(ohne Kopfbedeckung aus einer Seitenthür tretend.)

Ihr Diener.

Oberst,

(ohne sich nach ihm umzusehen.)

Auch so viel.

Hermann,

(mit Pantomime auf die eingeschlagene Hauptthür:)

Sind — einquartiert hier?

Oberſt.

Richtig.

Der Wirth?

Hermann.

Sein Neffe.

Oberſt.

Gut!

Hermann.

Wird's Krieg hier geben?

Oberſt.

Tüchtig.

Hermann.

Charmant! Ich freu' mich drauf.

Oberſt.

Was? Sind Sie toll?

Hermann.

Wie ſo?

Oberſt.

Herr, kennen Sie den Krieg?

Hermann.

Von weitem.

Oberſt.

Seyn Sie froh.

Hermann.

Ich bin begierig, wie er ausſieht in der Nähe,
Und wär mein Oheim nicht, wer wüßte, was geſchähe.

Oberſt.

Was könnte dann geſchehn?

Hermann.

Ich zöge mit zu Feld:
Soldat; dann Offizier; dann General, dann Held.

Oberſt.

Gut! Sie gefallen mir.

Hermann.

Ob —

Oberſt.

Setzen Sie ſich nieder!
Der Oheim, ſagen Sie — was hat er denn darwider?

Hermann.

Der Henker weiß, ich nicht. Ich ſoll im Hauſe ſeyn,
Und wie's bisweilen ſcheint, ſo ſoll ich drinne freyn.

Oberſt.

Wen?

Hermann.

Seine Tochter.

Oberſt.

Gut!

Hermann.

Nicht gut.

Oberſt.

Aha, verſtehe:
Nicht hübſch von Angeſicht.

Hermann.

O, wer nur darauf ſähe,
'ne Venus!

Oberſt (vertraulich).

Böſes Herz?

Hermann.

Ein Engel von Gemüth.

Oberſt.

'ne Gans?

Hermann.

Bewahre!

Oberſt.

Nun? Wo fehlt's?

Hermann.

Zu ſanft Gebüt.

Oberſt.

Gut!

Hermann.

Nicht gut. Sieht der Herr, ich habe Feur im Leibe,
Und ein Huſarenherz — das wünſcht' ich mir zum Weibe!
Das zieht im Nothfall mit in's Feld, und haut mit ein,
Da kann ich denn Huſar, und kann auch Ehmann ſeyn.

Oberſt (aufſtehend).

Patron!

Hermann (beleidigt).

Patron retour!

Oberſt.

Patron! ich muß ihn küſſen!

Hermann.

Ah so! — Doch wüßt' ich nun auch gern, warum
Sie müssen?

Oberst.

Er ist mein Ebenbild! So hab' ich auch gedacht,
Und wie Er's machen will, so hab' ich's selbst
gemacht.
Zwar kam es theuer — kam sehr theuer mir zu
stehen,
Indeß, wie's einem ging, wird's just nicht allen
gehen.

Hermann.

Wie gings denn Ihnen?

Oberst.

Nun, meinetwegen, komm Er her,
Will's Ihm erzählen. — Ich war ehmals jung,
wie Er —

Hermann.

Ich denke künftighin so alt, wie Sie zu werden.

Oberst.

Gut! Schon als Knabe lag ich gern auf wilden
Pferden.
Studiren sollt' ich — Bah! Dragoner wurd' ich.

Hermann (näher).

Ey!

Oberst.

Verliebte mich —

Hermann.

Pox Blitz!

Oberſt.

Nahm eine Frau —

Hermann.

Dabey?

Oberſt.

Dabey? Ich nahm ja die, die mich gekapert hatte!
Neun Monat — Er verſteht? Den Vater münzt der Gatte.
's war eine Tochter. Gut! Allein ich wünſchte mir
Ein Knäbchen, und indem ich eben dran ſtudir'
So bricht der Krieg aus.

Hermann.

Gut.

Oberſt.

Den Henker auch, mein Lieber!
Mir war, als gäb das Ding mir einen Naſenſtüber.

Hermann.

Sie waren gern Soldat —

Oberſt.

Gut! aber gern auch Mann;
Ein Pferd ſelbſt hängt den Kopf, zerreißt man das Geſpann.
Zum Glück war meine Frau zu Haus nicht zart gehalten,
Sie zog mit mir in's Feld, und ließ das Kind den Alten.

Hermann.

Gut!

Oberſt.

Gut? Vor's erſte, ja. Sie ſaß wie'n Aſt zu Pferd,
Und fecht im freyen Feld, als ſtänd' ſie vor dem Heerd.
Allein der Teufelskrieg wurd' alle Tage länger,
Stets kürzer wurd' ihr Rock, der Schnürleib immer enger.

Hermann.

Gut!

Oberſt.

Was? Ich glaub', Er hat ſich's angewöhnt, das Wort? —
Es konnt' ein Sohn ſeyn — gut! Doch hier war nicht der Ort,
Wo man — verſteht er mich? Genug, es ging nicht weiter.
Ich ließ ſie hinterm Heer, und ich und meine Reiter,
Wir zogen vorwärts. Gut! Ich dachte: ſiegen wir,
So kommt ſie mit dem Kind dann auf der Poſt zu dir;
Und geht es rückwärts — gut! Hier muß man durchpaſſiren.
Ich Dummbart wußte noch den Henker vom Tourniren!

Wir werden ausgeklopft, vom Heeresweg coupirt,
Die Stadt, wo Lotte blieb, belagert, bombardirt,
Und ſie — 'ne Wöchnerinn — — ich ſah ſie nie-
mals wieder. — —

Hermann.

Sie ſtarb?

Oberſt.

Nun freilich, Narr! ſo'n Schreck ſchlägt
in die Glieder.

Hermann.

Viel Unglück.

Oberſt.

Gut! Allein werd' ich denn jemals klug?
Hab' ich nicht wieder —

Hermann.

Wie? Sie haben wieder?

Oberſt.

Gnug!

Wo ſteckt der Onkel?

Hermann.

Der vergräbt und packt zuſammen;
Er ſieht im Geiſte ſchon Feind, Plünderung und
Flammen.

(Ein Marſch wird geblaſen).

Oberſt.

Gut! He, Johann!

Johann.

Herr O—

Oberſt.

Wo bleibt — wo ſteckt mein Sohn?

Johann.

Die Equipage folgt der ſiebenten Schwadron,
Und die rückt eben ein. — Der Wirth iſt nicht
zu treffen.

Oberſt.

Gut! ich bin unterdeß zufrieden mit dem Neffen.

Hermann.

Er wird ſchon kommen, denn er hört das Kriegsgetön.

Dritte Scene.

Franziska,

in Huſarenuniform eintretend, umarmt den Oberſten.

Mein Vater!

Oberſt.

Fränzel! Gut!

Hermann (bei Seite).

Potz Blitz! der Jung' iſt ſchön.

Oberſt.

Lang bliebſt du.

Franziska.

Wer iſt ſchuld? Wer bannt mich in den Wagen,
Der hinten nach ſich ſchleppt?

Oberſt.

Wir ſind bereit zu ſchlagen,
Und ein gebranntes Kind —

Hermann (bei ſeite).

Was Teufel! Der Huſar
Iſt Frauenzimmer, iſt die zweite Frau wohl gar!

Franziska.

Es iſt doch immer eins, ich fahr' nun oder reite.

Oberſt.

Gut! Wie du willſt; nur jetzt nicht mehr an meiner Seite,
Der Feind — wir wollen ſehn, wie die Rapporte ſind —

Vierte Scene.

Amalie,

ſchüchtern in der andern Seitenthür erſcheinend und winkend:

Hermann!

Hermann.

Couſinchen!

Oberſt, betroffen bei ihrem Anblick:

Was?

Franziska (attaquirend).

Nur näher, ſchönes Kind.

Amalie.

Mein Herr! — (zu Hermann:) Der Vater ruft durchs
Kellerloch nach Ihnen.

Hermann.

Gleich!

Oberſt (für ſich).

Sonderbarer Fall! Soviel verwandte Mienen!

Hermann.

Da muß ich Augenblicks — (auf Amalien deutend:) Herr
Oberſter, Sie ſehn,
Daß ich Sie nicht belog. (ab.)

Franziska

(Amalien den Weg vertretend:)

Sie wollen wieder gehn?

Amalie.

Ich hab' im Haus zu thun.

Franziska.

Sie haſſen die Soldaten?

Amalie.

Ich zieh' den Frieden vor dem Glanz der Hel-
denthaten.

Franziska.

Wir ſind ſo ſchlimm nicht, wie der Feind, der
Sie verließ.

Amalie.

Schlimm iſt nur ſchlimm, wenn es zugegen iſt.

Franziska.

Gewiß.

Amalie.

Wer kommt, der nennt sich Freund; er wird es,
wenn er gehet.

Franziska.

Man tanzt, wenn Militär im kleinen Orte stehet.

Amalie.

Man tanzt, wie mancher trinkt, die Grillen zu
zerstreun.

Franziska.

Wenn Sie uns kennen, wird der Unmuth Sie
gereun.

Amalie

(auf die gestimmerte Thür deutend)

Nach seinem Auftritt wird der Held im Stück
genommen,
Bis er sich besser zeigt, als er ist angekommen.

Oberst (eintretend).

Mamsell!

Amalie.

Befehlen Sie ein Frühstück?

Oberst.

Ey bewahr',
Ich — wie alt sind Sie wohl?

Amalie.

Auf Ostern achtzehn Jahr.

Oberſt.

Hm! achtzehn — (zählt.)

Franziska.

Zorniges und ſchönes Kind, ich ſpüre,
Der Feind, den wir verjagt, war nicht durchaus der Ihre.

Amalie.

Verjagt? Was nennen Sie verjagen, junger Held?
Dem Schachſpiel gleicht der Krieg: Man zieht von Feld zu Feld,
Und wenn das Spiel nur ſonſt noch unverloren ſtehet;
Man ſchlägt den Gegner oft, indem man rückwärts gehet.

Franziska (mit dem Finger drohend.)

Sie halten's mit dem Feind!

Amalie.

Sie werden uns verzeihn;
Er kam in unſer Haus nicht mit der Thür herein.

Oberſt (bei Seite).

Verflucht!

Franziska

(jetzt erſt die Verwüſtung bemerkend).

Die Thür? Wer hat — doch keiner unſrer Leute?

Amalie.

Was wär ein Heldenmuth der ſich vor Schlöſſern ſcheute?

Franziska.

Papa!

Oberst.

Ein Mißverstand — ich trieg Quartier hier gut!
Ich poche — niemand hört — der Krieg erhitzt
das Blut —

Amalie.

Der Krieg, der Großes baut, soll Kleines nicht
zertrümmern.

Oberst (will sich vertheidigen:)

Ich — Gut! Ich laß die Thür von Birnbaum
holze zimmern. (will ab.)

Amalie.

Auf Requisition?

Oberst (kehrt halbig um).

Was? Fränzel, hier ist Geld!
Von Mahagoni wird die Teufelsthür bestellt!
(ab.)

Fünfte Scene.

Franziska und Amalie.

Franziska.

Haha! Das war charmant! die Lehre wird ihm
frommen,
Er wird zum nächsten Wirth sanft, wie ein Täub
chen kommen.

Ein Kuß dafür, mein Kind!

Amalie.

Halt! Ich bin nicht Husar!

Franziska.

Ich auch nicht, Liebe.

Amalie.

Nicht? Was denn?

Franziska.

Was Eva war,
Eh' sie der böse Feind am Ehebund geangelt.
Sie sehn ja, daß dem Kinn des Mannes Zierde mangelt.

Amalie.

Sie wären in der That ein — Mädchen?

Franziska.

Freylich, Kind!

Amalie.

Das der Armee —

Franziska.

Wie schlimm doch unsre Zungen sind!
Er ist mein Vater.

Amalie.

So? Ich werde mich bemühen,
Zu glauben, daß in's Feld nun auch die Töchter ziehen.

Franziska.

Warum nicht? Nur in's Feld! Man wird —
zwar just nicht bleich —
Allein im übrigen des Feldes Lilie gleich.
Sie sät und spinnet nicht, und dennoch, ohne Beides,
Fehlt ihr die Nahrung nicht, und nicht der Schmuck
des Kleides.
Mitunter etwas Sturm, das ist kein Hinderniß.

Amalie.

Ich hätte nicht den Muth.

Franziska.

Sie hätten ihn, gewiß
Mein Vater hat nur mich, ich ihn, nur ihn auf
Erden;
Würd' er verwundet, krank; vielleicht —! Wie
sollt' es werden,
Fehlt ihm Franziska dann, Franziska, die er liebt,
Franziska, die den Traum der Jugend freudig giebt,
Von seinem bleichen Mund den letzten Kuß zu erben,
Und an des Todten Brust zu weinen und zu sterben.

Amalie

(aufstehend, mit Thränen im Auge).

O Gott!

Franziska.

Was haben Sie?

Amalie.

Nichts.

Franziska.

Oeffnen Sie Ihr Herz;
Sind wir in gleichem Fall?

Amalie.

O, leider nein! Der Schmerz,
Den ich nicht bergen kann — er ist verwandt
dem Neide.

Franziska.

Sie sind verwaist?

Amalie.

Ich bin's.

Franziska.

Die Eltern starben beide?

Amalie.

Die Mutter kannt' ich nie.

Franziska.

Wie ich.

Amalie.

Mein Vater lebt;
Mein das zarte Band, das die Natur gewebt,
Den Stamm und seine Frucht in Liebe zu vereinen —
Mein Vater kennt es nicht, ich bin — verwaist —

Franziska.

Sie weinen?

Amalie.

Nicht, weil er mich nicht liebt — vielleicht ver-
dien' ichs nicht —

Doch daß mein störrisch Herz, uneingedenk
Pflicht,
Was oft für Fremd' es fühlt, dem eignen V
weigert,
Das ist der Vorwurf, den Ihr Mut zum Sch
gesteigert.

Franziska.

Fürwahr, Ihr trübes Los ist meines Mit
werth;
Was ich verlieren kann, Sie haben's stets enth
Indes, mein Kind — wie ist Ihr Name?

Amalie.

Malchen heiß

Franziska.

Ihr Nam' ist schön und Sie sind gut.

Amalie.

Woher —

Franziska.

Das weiß
Ein Herz, das sich verklagt, kann schwach
bös ist's nicht;
So spricht mein Vater, und ich fühle wa
spricht.
Um Malchens Freundschaft werb' ich wohl
wenig werben,
Eh' ich von dannen zieh, mein Schwert in
zu färben.

Amalie.

Man sagt, daß Freundschaft sich nur zwischen Gleiches stellt,
Sie stehen über mir, als Tochter und — als Held.

Franziska.

Warum so scharf betont?

Amalie.

Ich kann mich nicht verschließen;
Nur jene zog mich an, noch immer scheu' ich diesen.

Franziska.

Sie zweifeln noch? Woran? daß ich ein Mädchen bin?

Amalie.

Nicht, was das Wort betrifft, mein Zweifel gilt dem Sinn.

Franziska.

Wie?

Amalie.

Unter Männern Mann! In rauher Krieger Mitte!
Wie schützt man Aug und Ohr? Wie wahrt sich da die Sitte?

Franziska.

Sie nehmen das zu ernst. Das ganze Regiment
Weiß mein Geschlecht, obschon es mich Herr Fähndrich nennt.

Mein Vater will es so, und mir gewährt's Vo
gnügen,
Mich in das herrschende Geschlecht hineinzulügen.
Sehn Sie, ich komm' in's Haus: Herr Wirt
„Ihr Gnaden?" Wo
Ist Ihre liebe Frau? Sie ist doch wohl? „So so
Und dabey steht dem Mann auf nasser Stirn g
schrieben:
Wärst du beym Teufel doch! Sie wird dich Milc
bart lieben.
Ist eine Nichte da, ein Töchterchen; ich bin
Für sie nur Aug' und Ohr, mein Schmachte
reißt sie hin —
Man winkt, man hütet sie — doch vor der
Prachthusaren
Kann nicht die Mutter sie, und sie das Her
nicht wahren;
Eh sie es selber merkt, sind wir bereits vertrau
Und wenn der Liebste kommt; so fährt er an
der Haut.

(Amalie macht eine Bewegung.)

Sie traun mir das nicht zu, es klingt nach Ei
genlobe!
Bey Ihnen freilich fehlt der Glaube zu der Probe
Doch als Theaterstreich! Sehn Sie, so wer
ich mich
Zu ihren Füßen hin, und schwöre fürchterlich.

Amalie.

Haha!

Franziska.

Bewahre Gott! Sie lacht nicht; sie erröthet —
Sie sieht mich zärtlich an, und ihre Stimme flötet;
„Herr Fähndrich, stehn Sie auf! Herr Gott, der Papa hört's!"
Ich steh' und steh' in's Ohr: Ein Küßchen! Sie gewährt's —
Erst leis, wie Fliegentritt; dann derber —

Amalie.

Ha! Dann brennt es,
Nicht wahr? Sie malen gut.

Franziska.

Ich merke, Mädchen kennt es,
Ich mach' mir ohne Noth in leerer Probe warm.
Genug, sie spricht: Mein Franz! und fällt mir in den Arm.

(Ein Kutscher tritt ein mit dickem Schnurrbart und Backenbart. — Es ist ein Offizier von den eben abgezogenen feindlichen Truppen.)

Amalie.

Nicht inniger gewiß, als ich! Mein Rettungsengel
Wird Ihr Humor.

Kutscher (brummend).

Hum, hum! Hum, hum!

Franziska.

Was will der Bengel?

Amalie (vor sich, den erkennend).

Gerechter Gott!

Franziska (zu ihr).

Was gibt's?

Kutscher (vor sich).

Verflucht!

Franziska.

Fort, Kerl, hinaus!

Was sucht Er in der Stub'?

Kutscher.

Ich — Hum! — den Herrn vom Haus.

Franziska.

Perrücke von Gesicht, wie kann er sich erfrechen,
Zu husten wie ein Pferd?

Kutscher.

Man räuspert sich vor'm Sprechen —
Hem, hem! Hum, hum! Mamsell, ich melde mich, ich bin
Der neue Kutscher von dem Gute Wiesengrün.
Den alten hat der Feind als Stücknecht mit genommen,
Und mit den Pferden bin ich in die Stadt gekommen,
Sonst fest man wohl auch die in Requisition

Amalie.

Ich will's dem Vater gleich —

Franziska.

Kerl, du bist ein Spion.

Amalie.

Nein, nein!

Franziska.

Wie wissen Sie —?

Kutscher.

Sie darf den Kopf nur stecken
Durchs Fenster da; sind's nicht des lieben Papa's Schecken?
Ist's nicht sein Wagen?

Amalie.

Ja.

Kutscher.

Der auf dem Gute stand?
Wüßt' ich nur hier Bescheid, so wär' schon ausgespannt.
Spion? Kreuzsackerment, das müßte mich gelüsten!
Um eine Hand voll Geld spiel' ich nicht mit dem Tod,
Und daß der Herr Offizier da das Mamsellchen küßten,
Darum schiert sich der Feind die blaue Schwerenoth.

Franziska (vor ſich).

Er iſt ein Pferde-Knecht, ich habe mich geirrt.

Amalie.

Fahrt in den Hof, wo man den Stall euch zeigen wird.

(Beide zu verſchiedenen Thüren ab.)

Ende des Fragments.

Schuld und Werth.

Ein dramaturgiſcher Briefwechſel

mit

Methuſalem Müller.

Vorerinnerung.

Im Vorworte zur dritten Auflage meines Trauerspiels, die Schuld, hatt' ich einer Beurtheilung des Stückes in der Allg. Litt. Zeit. von Halle gedacht, welche von Methusalem Müller herrührte. Ich hatt' ihm vorgerückt, daß er die Charaktere der beiden Frauen ungefähr so beurtheilt habe, als ob er eine von ihnen heirathen sollte. Müller nahm dieses Witzwort ohne Empfindlichkeit auf, erwähnte dasselbe in seiner Zeitschrift, und sprach den Wunsch aus, daß ich über den Unterschied zwischen moralischer und ästhetischer Schätzung tragischer Personen mich näher erklären, und nach Befinden diesen Gegenstand mit ihm freundlich discutiren möchte. Dies veranlaßte

nachstehende sieben Briefe, wovon der dritte und sechste, wie man sehen wird, nicht aus meiner Feder sind. Sie mußten des Zusammenhanges wegen mit abgedruckt werden, und es versteht sich, daß dies mit M. Müllers Bewilligung geschehen ist.

I.

Ueber den Unterſchied zwiſchen moraliſcher und äſthetiſcher Schätzung der Handlungen und Charaktere in der Tragödie.

Seit langer Zeit, mein hochgeſchätzter Freund, iſt mir keine ſo beſcheidene Recenſentenantwort vorgekommen, als diejenige, welche Sie auf eine antikritiſche Bemerkung in meinem Vorberichte zur dritten Auflage der Schuld in No. 23. Ihrer Zeitſchrift haben abdrucken laſſen. Sie haben mich darin aufgefordert, über den Gegenſtand zu ſchreiben, welchen die Ueberſchrift dieſes Aufſatzes bezeichnet. Ich will es verſuchen, ſo wenig ich mich auch zu einem Streite darüber gerüſtet fühle; denn es iſt ja wohl kein Streit, zu welchem Sie mich herausgefordert haben. Aber was der Freund nicht wollte, können leicht die Widerſacher herbeiführen. Das Zeitblättergebiet, auf welches Sie zu freundlichem Vergleiche mich geladen haben, wird unaufhörlich von literariſchen

Parteigängern durchstreift, und, um nur sicher vor fremdem Ueberfalle mit Ihnen parlementiren zu können, muß ich Sie um die Erlaubniß bitten, ein Paar tüchtige Schanzkörbe vor mir herschieben zu dürfen, die ich glücklicher Weise in dem Nachlasse zweier Männer vorfinde, welche im Leben einander lebhaft befehdet haben. Ihre Namen sowen gewähren gegen die Angriffe der kunstrichterlichen Rotten einige Sicherheit; sie heißen Bürger und Schiller.

Bürger spricht in seiner Rechenschaft über die Veränderungen in der Nachfeier der Venus (Sämmtliche Schriften Bd. IV. S. 179.) von einer gewissen Geschmacksgimpelei, welche zu seiner Zeit in den ästhetischen Regionen pickte. „Sie gimpelt und pickt," spricht er, „nach Schönheit, wenn es auf Schärfe, Kraft und Macht und Drang durch Mark und Bein ankommt; und da, wo reine, schlichte Form Alles ausmacht, da pickt sie nach Schminke und Kräuselei." Er nennt sie das Entsetzlichste, was dem besonnenen Kampfer sein Geschäft verleiden kann, weil, was man auch immer ihrer Armseligkeit entgegensetzen möge, sie immer noch etwas Armseligeres zurückzupicken hat.

Wäre Schiller nicht der bürgerschen Popularität und Kraftsprache abhold gewesen, so hätt'

er vielleicht ſtatt ſeiner herrlichen, aber leider wenig geleſenen Abhandlungen über den Gebrauch des Gemeinen und Niedrigen in der Kunſt, und über den Grund des Vergnügens an tragiſchen Gegenſtänden, es dabei bewenden laſſen, eine gewiſſe Kritik im Felde der tragiſchen Kunſt eine Moralitätsgimpelei zu nennen, welche überall, und folglich auch da, wo es auf künſtleriſche Anregung mächtiger Affekten ankommt, nach edelmüthigen Geſinnungen und tugendhaften Handlungen pfeift, und nicht ſelten in dem Geiſte des Bedienten Mat in Kotzebue's Intermezzo ſich ausſpricht, welcher auf der Straße die Polizei gegen den Lord Burleigh aufruft, weil er eben im Theater die fromme Maria Stuart auf das Schaffot gebracht hatte. Aber Schiller liebte, das Uebel bei der Wurzel zu faſſen; darum philoſophirte er über die wohlgemeinte Abſicht, auch im Gebiete der Kunſt überall das Moraliſch-Gute als höchſten Zweck zu verfolgen, und ſuchte die Kunſt des Scheins und das menſchliche Vergnügen daran gegen den widernatürlichen Druck einer ethiſchen Geſetzgebung zu retten, welche die Vernunft nur an das Leben und an den Trieb nach Genuß der Wirklichkeit richtet. „Das Leben eines Verbrechers," ſagt er in der ange-

zeigten Abhandlung über den Grund des Vergnügens an tragiſchen Gegenſtänden, „iſt nicht weniger tragiſch erhebend, als das Leiden des Tugendhaften. Der Widerſpruch ſeiner Handlungen mit dem Sittengeſetze ſollte uns mit Unwillen, und die moraliſche Unvollkommenheit, die eine ſolche Art zu handeln vorausſetzt, mit Schmerz erfüllen; wenn wir auch das Unglück der Schuldloſen nicht in Anſchlag brächten, die das Opfer davon werden. Hier iſt keine Aehnlichkeit mit der Moralität der Perſonen, die uns für den Schmerz zu entſchädigen vermöchte, den wir über ihr Handeln und Leiden empfinden, und doch iſt beides ein ſehr dankbarer Gegenſtand für die Kunſt, bei dem wir mit hohem Wohlgefallen verweilen. Denn nicht allein der Gehorſam gegen das Sittengeſetz gibt uns die Vorſtellung moraliſcher Zweckmäßigkeit; auch der Schmerz über die Verletzung deſſelben thut es.“

Es iſt hier der Ort, mein Freund, wo ich Sie daran erinnern muß, daß Sie in Ihrer Recenſion (Hall. Lit. Z. Nr. 61. u. 62. v. J. 1817.) beſonders der Darſtellung der Reue die Tauglichkeit zum Stoff einer Tragödie abgeſprochen haben. Denn, was Sie darüber im Jahr 1817 ſagten — dem hat Schiller ſchon im Jahr 1792 widerſprochen. „Reue, Selbſtverdammung, ſelbſt

in ihrem höchſten Grade, in der Verzweiflung, ſind moraliſch erhaben, weil ſie nimmermehr empfunden werden könnten, wenn nicht tief in der Bruſt des Verbrechers ein unbeſtechliches Gefühl für Recht und Unrecht wachte, und ſeine Anſprüche ſelbſt gegen das feurigſte Intereſſe der Selbſtliebe geltend machte. — Ob der Tugendhafte ſein Leben freiwillig dahin gibt, um dem Sittengeſetz gemäß zu handeln; oder ob der Verbrecher unter dem Zwange des Gewiſſens ſein Leben mit eigner Hand zerſtört, um die Uebertretung jenes Geſetzes an ſich zu beſtrafen: ſo ſteigt unſere Achtung für das Sittengeſetz zu einem gleich hohen Grade empor; und, wenn ja noch ein Unterſchied Statt fände, ſo wird er vielmehr zum Vortheil des Letztern ausfallen, da das beglückende Bewußtſeyn des Rechthandelns dem Tugendhaften ſeine Entſchließung doch einigermaßen konnte erleichtert haben, und das ſittliche Verdienſt an einer Handlung gerade um eben ſo viel abnimmt, als Neigung und Luſt Antheil daran haben. Reue und Verzweiflung über ein begangenes Verbrechen zeigen uns die Macht des Sittengeſetzes nur ſpäter, nicht ſchwächer; es ſind Gemälde der erhabenſten Sittlichkeit; nur in einem gewaltſamen Zuſtande entworfen. Ein Menſch, der wegen einer verletzten moraliſchen Pflicht verzweifelt, tritt

eben dadurch zum Gehorſam gegen dieſelbe zurück, und je furchtbarer ſeine Selbſtverdammung ſich äußert, deſto mächtiger ſehen wir das Sittengeſetz ihm gebieten."

Gleichviel, ob Sie dieſe Anſicht eines großen Mannes, der ein Kleiner zu folgen gewagt hat, adoptiren mögen oder nicht; immer wird ſie dazu dienen können, Ihnen zu erklären, was mein Verwurf heißen ſoll, daß Sie über die beiden Frauen in der Schuld ungefähr ſo geurtheilt haben, als ob Sie Eine von ihnen heirathen ſollten. Sie fanden in Elviren eine gemeine, der Sinnlichkeit unterworfene Natur, indem Sie dieſelbe mit der moraliſch höhern der Zerta verglichen, und der eine Charakter ließ Ihre moraliſche Neigung in eben dem Maße zurück, als der andere ſie anzog. Aber Charaktere ſind in der Tragödie nur Mittel, nicht Zweck [1]. Der Kunſt-

[1] Denn die Tragödie — laut Ariſtotel. Poet. VI, 17. 18. iſt eine Nachahmung nicht von Menſchen, ſondern von Handlungen, von Leben, von Glückſeligkeit und Unglück. Denn auch Glückſeligkeit und Unglück ſind im Handeln enthalten, und der Zweck iſt immer eine Handlung, nicht eine Beſchaffenheit (ποιότης). — Daher auch die Peripetien und die Kabel der Zweck der Tragödie. Der Zweck aber iſt das Wichtigſte von allen. Ueberdies kann es ohne Tragödie geben ohne Handlung, nicht aber ohne Charaktere.

richter muß ſie nicht lieben oder haſſen oder verachten; ſondern nach dem Maßſtabe ihrer Zweckmäßigkeit zu dem Geſammteindrucke der Kompoſition beurtheilen; Jago und Othello, Macbeth und Banko müſſen vor dieſem Richterſtuhle gleicher Rechte genießen, und hier muß ihre tragiſche Rangordnung einzig nach dem Maße beſtimmt werden, in welchem ſie die Macht des Pflichtgebotes und die Unverletzlichkeit der moraliſchen Weltordnung zu lebendiger Anſchauung fördern. Dieſe Anſchauung, welche überhaupt nur im Zuſtande der Gemüthsbewegung lebendig werden kann, mag eben ſo leicht aus dem Mitleid mit der Reue und der Verzweiflung, als aus der Bewunderung der Tugend, ja ſie kann ſelbſt aus dem Abſcheu vor dem Laſter hervorgehen, und wo wäre der Grund, dem tragiſchen Dichter die freie Wahl unter dieſen Mitteln zu entziehen? Wenn er uns die Stärke zeigen ſoll, womit das Sittengeſetz den *Menſchen* beherrſcht; warum ſoll er uns nur die Macht deſſelben über den *Tugendhaften* anſchaulich machen, und uns zweifelhaft laſſen, ob ſich dieſelbe auch über den Laſter und das Verbrechen erſtrecke? Daß er beides darf, dünkt mich ſo unzweifelhaft, daß man vielmehr die Frage aufwerfen könnte, ob er nicht beides müſſe, weil er uns außerdem nur den kleinern,

minder bewundernswürdigen Theil dieser Vernunftgewalt vor Augen führen kann.

Sie haben gesehen, mein Freund, daß Sie in der Richtung Ihres Urtheils gegen meine Wahl des Stoffes einem Stärkeren begegnet sind, als ich bin, und ihm erst muß Ihr Scharfsinn zu überwinden trachten, eh' ich fürchten kann, von Ihnen aus dem Felde geschlagen zu werden. Ich bezweifle die Möglichkeit nicht; aber wenn Sie dieselbe zur Wirklichkeit machen, so erach' ich mich auf Discretion, es ist mithin zwischen uns beiden kaum noch ein Streit über diesen Punkt denkbar, und ich kann um so ruhiger an die Erörterung gehen, welche Sie mir zum Ziele dieses Aufsatzes vorgesteckt haben, da es wiederum Schiller ist, der mir den Weg dahin gebahnt hat.

Sie wissen, was der poetische Philosoph vom Gebrauche des Niedrigen im Ernsthaften und Tragischen sagt, und daß er ihn für erlaubt hält, wenn das Niedrige in das Furchtbare übergeht, wo sodann die augenblickliche Beleidigung des Geschmacks durch eine starke Beschäftigung des Affekts ausgelöscht, und also von einer höhern tragischen Wirkung gleichsam verschlungen wird. „Ein Mensch, der niest," sagt er, „würde für jede poetische Darstellung von ernsthaftem In-

halte ein sehr verwerfliches Objekt seyn *). Wird aber dieser Mensch zugleich Mörder, so ist er zwar moralisch noch viel verwerflicher, aber ästhetisch wird er dadurch wieder um einen Grad brauchbarer. Diese Abweichung des moralischen Urtheils von dem ästhetischen ist merkwürdig und verdient Aufmerksamkeit."

Hier stoßen wir schon auf den Unterschied von moralischer und ästhetischer Größe, oder, um minder mathematisch zu reden, von moralischer und ästhetischer Schätzung. Schiller sucht ihn durch dreierlei Ursachen zu erklären, welche nach meinem Dafürhalten sämmtlich in der Einen zusammenfließen: daß der moralische Prozeß im Gerichtshofe der Vernunft verhandelt und von dem analysirenden Verstande entschieden, der ästhetische hingegen im Audienzsaale der Phantasie instruirt und von dem nie analysirenden Empfindungsvermögen geschlichtet wird.

Die Vernunft fordert von Handlungen und Charakteren Uebereinstimmung mit dem Sittengesetze. Das Empfindungsvermögen heischt von ihnen — Vergnügen, und das kann ihm die freie Kunst überhaupt nur dadurch verschaffen, daß sie ihm das Daseyn und den Umfang aller seiner

*) Er statuirt jedoch Ausnahmen und führt Zillands Verbrechen aus Ehrsucht zum Beweis an.

seelischen Kräfte möglichst gleichzeitig zu fühlen gibt. Wär es eine Bedingung dieses Verhältnisses, daß jede dieser Kräfte ihr Daseyn durch Billigung des auf sie wirkenden Objektes kund gäbe, so würde unser Empfindungsvermögen durch keine Handlung und durch keinen Charakter erregt werden können, wenn dadurch nicht zugleich die Vernunft und der Verstand befriedigt würden. Aber dem ist ganz anders. Der Gegensatz von Sinnlichkeit und Geistigkeit waltet unausgeglichen auch noch in dem Verhältnisse der niedern Seelenkräfte gegen die höhern fort, und Phantasie und Gemüth unterhalten mit dem physischen Menschen sowohl, als unter sich selbst, eine innigere Verbindung, als Verstand und Vernunft. Daher können sie auch in entgegengesetzter Richtung wirken und einander widersprechend berühren. Was die Vernunft in ihrem Anspruche auf Allgemeingültigkeit befriedigt, kann den Verstand kompromittiren, welcher im Element des Besondern schaltet. Was beiden genug thut, kann das Gemüth schmerzlich verletzen, und was die Phantasie erregt, kann Vernunft und Verstand befriedigen, während es das Gemüth ganz leer läßt. Vernunft und Verstand nur können, weil sie überall Gehorchendes fordern, nie regieren, sondern dies befehligen werden; und nur

von der Phantaſie und dem Gemüthe aus, welche ſich nach Erfreulichem ſehnen, kann dem Menſchen das geiſtige Vergnügen zufließen. Mit ihnen vorzüglich hat es daher die Kunſt zu thun. Sie müſſen, wenn das Empfindungsvermögen in den Zuſtand des geiſtigen Vergnügens verſetzt werden ſoll, ihr Daſeyn demſelben ſchlüßlich durch Wohlbehagen kund geben, geſetzt auch, daß ſie dahin durch den krankhaften Reiz des Mißbehagens getrieben werden müßten, und es kann in vielen Fällen mit dem Hauptzwecke nicht nur verträglich, ſondern ihm ſogar förderlich ſeyn, wenn Vernunft und Verſtand uns ihr Daſeyn dadurch zu empfinden geben, daß ſie über Beleidigung klagen. So ergötzt uns das Zaubermährchen, indem es unſere Einbildungskraft über die Schranken der Verſtandesmöglichkeit hinausführt, weil beide Seelenkräfte ſich dem Empfindungsvermögen, die eine bejahend und die andere verneinend, verkündigen; und dieſes Ergötzen wird ſteigen, wenn der abſolut verneinende Verſtand durch Analogie und Konſequenz der Erdichtung zu einer hypothetiſchen Bejahung gezwungen wird. So ergötzt uns ein Fabelbuch, obgleich kein Schlafloſenleben der Vernunft, und ſeine Aufſchneiderei dem Verſtande Hohn ſpricht; denn indem er die Phantaſie beſchäftigt, den Verſtand durch

Witz besticht, und das Gemüth für die in Fett vergrabenen Anlagen in Anspruch nimmt, empfinden wir bei seinem Anschauen behaglich das Daseyn aller unsrer geistigen Kräfte, ohne dadurch gestört zu werden, daß wir von Seiten der Vernunft nur das Gefühl ihres Widerspruchs empfangen. So ergötzt uns an einem Richard, Jago, Macbeth, Franz Moor u. s. f., mitten in dem Abscheu des Gemüthes vor ihrem Charakter, ihre Vollkommenheit im Bösen und die Stärke ihrer Willenskraft, welche die Phantasie anspannen und zugleich den Verstand in seinem Anspruche auf Zweckmäßigkeit befriedigen; und hier, wie in allen ähnlichen Fällen wird das Vergnügen des Gesammteindrucks lediglich von der Bedingung abhangen, daß die Rache, welche Vernunft und Sittengesetz an ihren Beleidigern nehmen, das Gemüth mit ihrer empörenden Erscheinung versöhne. So überhaupt geht es zu, daß, wie Schiller sagt, eine teuflische That, wenn sie nur Kraft verräth, uns ästhetisch gefallen, und Goethe's Mephistopheles, der uns den Menschen und den Teufel in ihrer nächsten Verwandtschaft offenbart, uns in eine künstlerische Freude, in ein ästhetisches Entzücken über das Werk und die Kraft seines Meisters versetzen kann. So endlich, um die Wahrheit der Kunstgesetze des Komischen

durch eine Erfahrung aus dem Reiche der Wirklichkeit zu bestätigen, so, und vielleicht nur so, ist es zu erklären, daß über den weltgeschichtlichen Charakter des Gefangenen auf Helena und über die Würdigung seiner Thaten selbst die Stimmen der Völker, die er unterjochte, und der Individuen, die er in ihren Rechten kränkte, noch getheilt seyn können, weil das Bild dieses kolossalen Willens und des Erfolges seiner Thätigkeit von dem Verdammungsurtheile der Moral und des Rechtes an den Richterstuhl des Geschmackes und der künstlerischen Lust appellirt, wo der veränderte Gesichtspunkt die moralische Null und den ethischen Negativwerth in eine ästhetische Größe zu verwandeln im Stande ist. Die klare Erkenntniß des Unterschiedes dieser beiden Schätzungsarten ist nicht blos ersprießlich für die Kunst und nöthig für ihre Kritik; sie ist beides auch für das wirkliche Leben: denn die Erscheinung ihrer verwirrenden Verwechselung findet sich hier wie im Großen so auch im Kleinen wieder, und nicht immer ist es der thierische Geschlechtstrieb allein, welcher das Herz eines edelsinnigen Jünglings einer Phryne des Kunsttempels von bemalter Leinwand dienstbar macht.

Aus dem bisher Gesagten ergibt sich nun, wie mich dünkt, folgendes Resultat. Die Hora-

lische Schätzung der Handlungen und Charaktere kann, wie sie auch immer ausfallen möge, an und für sich die Kritik der tragischen Kunst weder zum Lobe noch zum Tadel berechtigen. Sie kann hier überhaupt nur in Frage kommen, in wie ferne sie auf die ästhetische Einfluß hat, das heißt, in wie fern eben in einem gegebenen Falle die kunstzweckmäßige Beschäftigung unserer geistigen Kräfte, und die Bewegung unserer Affekten, durch die wir am Ende zum Genuß des Gesammteindrucks gelangen sollen, von der Darstellung des moralisch Bösen oder des moralisch Guten abhangt. Die ästhetische Schätzung aber muß niemals vereinzelnd diese Elemente wägen, sondern sie stets in ihrer Zusammenstellung unter sich und mit andern Elementen der Dichtung betrachten, weil, was einzeln ein ästhetisches Gefallen oder Mißfallen erregt, in der Komposition gerade entgegengesetzt wirken kann. Nur in Hinsicht der Grundidee, ohne welche ich mir kein gutes Trauerspiel denken kann, wenn schon ich es nicht eben für nöthig halte, daß sie überall, wie ein Verstandesbegriff, in klare und kurze Worte sich kleiden lasse, fällt die moralische Schätzung mit der ästhetischen zusammen, und eine Tragödie, die eine, dem Sittengesetz widerstreitende Grundidee aufrechtlich zu machen suchte, würde verwerf-

lich seyn, wenn auch der Dichter der tugendhaftesten Personen und der edelsten Handlungen zum Zweck dieser Anschaulichmachung sich bedient hätte. Hier hat, erst wenn die Vernunft befriediget ist, der Geschmack eine Stimme, und nur die Frage, ob der moralisch unverwerfliche Hauptgedanke auch moralisch erhaben sey, kann vor seinen Richterstuhl gezogen werden. Inzwischen darf auch bei dieser Untersuchung die Vernunft lediglich nach ihrer eignen, allgemein gültigen Gesetzgebung richten, ohne dasjenige einzumischen, was die positive Sittenlehre, welche man Religion nennt, daran verändert haben kann.

Bei diesem delikaten Punkte lassen Sie mich eine Erörterung einschalten, welcher er zum natürlichen Gränzsteine dient. Sein Ueberschreiten ward' uns auf den Unterschied von heidnischen und christlichen, katholischen und protestantischen Grundideen und Tragödien führen, und wenn ich meiner Neigung folgte, die Universalität der tragischen Kunst zu verfechten, würd' ich, um bürgerlich zu reden, mit dem Gespey der Moralitätsgimpelei auch noch das Rabengeschrei der Zeloten gegen mich vereinigen. Diese wie jene Musik ist gewiß Ihnen wie mir zuwider.

Es ist überflüssig, daß ich Sie am Schlusse dieses Briefes meiner Achtung versichere; ich habe

sie Ihnen durch den Inhalt bewiesen, obschon Sie hoffentlich um eines scherzhaften Ausdruckes willen nie daran gezweifelt haben.

II.

Ueber Franz Moor und Mephistopheles.

Hab' ich es nicht gesagt, mein hochgeschätzter Freund, daß wir in unserer Erörterung über die moralische und ästhetische Schätzung der Handlungen und Charaktere im Trauerspiel nicht ungestört bleiben würden? Ich fürchtete den Angriff der literarischen Kosaken, die in den Tageblättern streifen, aber statt ihrer erscheint eine liebenswürdige Amazone, deckt Sie mit ihrem Schilde, und und streckt mir mit zarter Hand den mächtigen Speer entgegen. In dieser Stellung, so reizend durch ihre Furchtbarkeit, und so furchtbar durch ihren Reiz, fordert sie von mir Rechenschaft, nicht über meine Dichtersünden, sondern über fremde, und klagt mich an vor dem Richterstuhle des Herzens, weil ich nicht nur Schillers Franz Moor, sondern den Teufel selbst, Goethe's Mephistopheles, in Schutz genommen habe.

In Schutz genommen? Ich? Schiller'n und Goethe'n? Freund, ich bin geschlagen durch die bloße Herausforderung zum Kampf. Meine Eitelkeit ist bis zum Entzücken aufgeregt, und ich möchte mit dem Hauptmann Held in der Onkelei sagen:

Wo gleich an Lust der Sieg wie die Ergebung ist,
Da ist der Stark' ein Thor, wenn er sich lange weiget;

müßt' ich mich nicht so erstaunlich vor einem gewissen journalistischen Pudel mit der Laterne fürchten, der so gern meine Thorheit, die sich für Stärke geben will, beleuchtet. So fein also hat diese Penthesilea mich umstrickt, daß ich fechten muß, damit ich nicht scheine, mich für einen Helden zu halten.

Flecken nennt sie den Mephistopheles und Franz Moor, Flecken, in denen keine Spur des Lichtes zu entdecken ist, von welchem doch jedes Gemälde in allen Punkten durchdrungen seyn soll. Die Freyheit des Willens, sagt sie, ist gänzlich in ihnen vernichtet, und sie handeln nur im entschiedendsten Wahnsinne der finstersten Bosheit. Auf die Griechen beruft sie sich, welche das Anschauen des Göttlichen, als des höchsten Menschlichen, für den höchsten Zweck der menschlichen Kunst achteten. Und wo, wenn sie könnten, blutige Thränen fließen würden, da erklärt sie

das äſthetiſche, wie das moraliſche Wohlgefallen für unmöglich.

Sie ſehen, mein Freund, daß dieſe Streiche ſich allenfalls noch pariren ließen mit den Wendungen, die uns die akademiſchen Fechtmeiſter gelehrt haben. Auch der kohlpechrabenſchwarze Flecken Mephiſto hat noch einen Schimmer von Licht: den Humor. Auch dem Franz Moor kommt noch eine Entſchuldigung zu ſtatten, die Schiller von Shakespeares Richard geliehen hat: den Aerger über ſeine Mißgeſtalt, den freilich eine reitzende Amazone Mühe haben wird, ihm nachzuempfinden; und wo wäre denn bei beiden irgend ein Zwang, der ihren freien Willen bände, wenn ſie ſich beſſern wollten? Auch die Griechen haben eine Medea, welche ihre Kinder mordet, um ihren Gemahl für ſeine Untreue zu züchtigen; haben eine Clytemnäſtra, die ihren Gatten erwürgt, um einen andern zu heirathen; haben Eumeniden, die mit der Schlangengeiſſel einen Muttermord rächen, den ein Gott geboten hatte: und ſelbſt die blutigen Thränen, die wir mit Lear um Cordelien und um ihn ſelbſt weinen möchten, werden dadurch zum Genuß, daß ſie unſer Gefühl zwingen, aus der irdiſchen Qual ſich in die Burg des Glaubens an ein Jenſeits zu flüchten.

Aber was würden Gründe wider eine Gegne-

rin mir nützen, welche ſich auf das Recht ihres Geſchlechtes beruft, ſtatt des Kopfes mit dem Herzen zu denken, zu welchem alle Gründe nur durch das Gehirn ihren Weg nehmen können? Unmuthig werf' ich dieſe plumpen, nur gegen Männer brauchbaren Waffen weg, verlaſſe den dürren Sand des Kampfplatzes der Kunſtphiloſophie, und nehme vorerſt eine feſte Stellung in der Küche.

In der Küche? Allerdings, mein Freund. Mit einer Hausfrau möcht' ich kein Gefecht in der Küche wagen; aber mit einer literariſchen, kunſtrichterlichen Amazone geht das ſchon an. Und was wäre denn für Sie Entwürdigendes dabei, mir dahin zu folgen? Wie oft führt nicht der geniale Jean Paul ſeine Leſer und Leſerinnen in die Küche, um ihnen durch die Bilder, Sinnbilder und Gleichniſſe, welche ſie darbietet, ſeine Gedanken über die Tiefen der menſchlichen Bruſt, über die Labyrinthe des Erdenlebens und über die Räthſel einer Welt jenſeits der Sterne anſchaulich zu machen? Denſelben Dienſt, obwohl zu viel geringerm Zwecke, ſoll ſie auch mir leiſten, und ich hoffe, nicht meine Gegnerin zu überwinden, ſondern ihr den Frieden abzukaufen, indem ich ihr das Geheimniß der Kunſt verrathe, die ich mit zweifelhaftem Glücke getrieben habe, indem ich

ihr anſchaulich mache, daß Tragödien im Grunde nicht anders gemacht, genoſſen und verdaut werden, als kräftige, aufregende und ſchmackhafte Speiſen.

Welcher Kunſtrichter im Fache der Kochkunſt verlangt wohl, daß alle Beſtandtheile ſolch' einer Speiſe, ſo wie wir ſie einzeln in der Küche antreffen, wohlſchmeckend ſeyn ſollen? Welcher Schmeckfreund geht in die Küche, um Salz mit Löffeln zu eſſen, Pfefferkörner zu zerbeißen, Knoblauch, oder gar assa foetida, den tragiſchen Hebel des hohen Geſchmacks, zu kauen? Gleichwol gehören dieſe Quälgeiſter des Gaumens und der Zunge weſentlich zu den beſten Gerichten, und ihre Miſchung unter einander ſowohl als mit den Schmeichlern unſerer Zungenwärzchen, iſt die Mutter deſſen, was wir Schmackhaftigkeit nennen. Ich verſtehe nichts von der Chemie, und weiß daher nicht, ob es möglich wäre, mit ihrer Hülfe dieſe Miſchung des Kochs wieder in ihre Elemente zu zerſetzen. Aber wenn es möglich wäre, wer würde bei der Tafel dieſen Scheidungsprozeß auf ſeinem Teller vornehmen, und die Urbeſtandtheile einzeln koſten wollen? Wer, wenn er in der Brühe ein unzerſetztes Pfefferkorn antrifft, hütet ſich nicht weislich, es mit den Zähnen zu ſpalten?

Machen wir die Anwendung davon auf den Genuß der tragiſchen Feſttagskoſt. In ſeiner ſchwarzen, geheimnißvollen Küche miſcht ſie der poetiſche Koch, und ſendet ſie auf die Tafel des Kunſtgeſchmacks, der ſeinen Sitz hat im menſchlichen Gemüth. Als Miſchung ſoll es dieſelbe genießen, darum hat er ſie gemiſcht. Immerhin mag der Scheidekünſtler Verſtand, wenn das Gemüth die Miſchung genoſſen hat, den glücklichen Umſtand ihrer Unverzehrlichkeit zur Befriedigung ſeines chemiſchen Dilettantismus benutzen, und ſie in ihre Küchenbeſtandtheile zerſetzen; aber es muß ein höchſt naſchhaftes Gemüth ſeyn, welches von ſeiner Hand nun auch die Elemente einzeln zum Koſten ſich reichen läßt, und ein ſehr wunderliches, welches von jedem derſelben Wohlgeſchmack erwartet, und von jedem Charakter, von jeder Handlung, von jedem Ausdrucke fordert, daß er ihm angenehme Empfindungen errege.

Dieſen Anſpruch machen, das nenn' ich mit dem Herzen denken, und wenn dazu die Frauen eine natürliche Neigung haben, ſo können ſie dieſelbe, wie ich eben gezeigt habe, nirgends beſſer als in der Küche bezwingen.

„Aber warum kocht denn der Tragöd ſeine Schüſſel nicht aus lauter wohlſchmeckenden Ingredienzien zuſammen?" So gewiß unſere Ama-

zene ein Weib iſt, ſo gewiß ſchwebt ſchon dieſe Frage auf ihren Lippen.

Wenn ich nur an Goethe's Fauſt dächte, oder an Schillers Räuber, ſo könnt' ich verſucht werden, darauf zu antworten: weil er überhaupt nicht ſo eigentlich für Frauen kocht. Aber im Allgemeinen iſt das nicht wahr: denn welcher Sänger möchte unter ſeinen Zuhörern die Frauen entbehren, in denen die leiſeſte Empfindung wieder tönt? Die Wahrheit iſt, daß der tragiſche Koch die Unmöglichkeit einſieht, aus Wohlgeſchmack und Wohlgeſchmack und nichts als Wohlgeſchmack eine Speiſe — ich möchte lieber ſagen eine Arznei — zu bereiten, die den Menſchen durch Schmerz zu Luſt, durch das Gefühl ſeiner Verwundbarkeit zum Genuß ſeiner moraliſchen Geſundheit, durch Schrecken und Mitleid zur Erhebung führen ſoll. Schon weil er nothwendig Leiden braucht, kann er Handlungen und Begebenheiten nicht entbehren, welche Leiden erregen, und mithin keine rein wohlſchmeckenden Beſtandtheile der Speiſe ſind.

„Aber Charaktere? Muß er denn auch abſcheuliche Charaktere in ſeinen Topf thun?“ Er muß nicht immer; aber oft iſt ohne ſie ſein Zweck nicht zu erreichen. Gewaltig langweilen würd' er unſere Penthesilea, wenn ich hier alle möglichen

Fälle dieſer Art kenntlich machen wollte. Ich will mich auf die zwei beſchränken, welche ſie anſicht.

Der Grundſtoff zu Schillers Räubern iſt aus dem Lear genommen. Der alte Moor und ſeine Söhne ſind Nachbilder von Gloſter und ſeinen Söhnen. Das leichtgläubige Ohr, welches der Vater dem böſen Sohne leiht, ſtürzt den beſſern und ihn ſelbſt in das Verderben. Das iſt das eigentliche Leiden dieſer Tragödie, womit uns der Dichter rühren, und, wie Shakeſpeare im Lear, an die Folgen des Irrthums und der Ungerechtigkeit mahnen will, worein Väter im Urtheil über den Charakter ihrer Kinder verfallen können. Wer ſieht hier nicht ſofort, daß die höchſte Bosheit des Einen Sohnes eine mit dem Zwecke als nothwendig gegebene Bedingung iſt? daß man ihr Daſeyn nicht tadeln kann, bevor man nicht bewieſen hat, daß die Moral der Fabel untragiſch ſey? Iſt Franz minder bös, ſo wird auch der Irrthum, die Ungerechtigkeit des Vaters geringer, wird minder anſchaulich, und die daraus entſpringenden Folgen verwunden unſer Herz um ſo tiefer, quälen es um ſo unerträglicher, je weniger wir ihren Urheber haſſen, und in ſeiner endlichen Züchtigung Linderung finden können. Der moraliſche Richter in des Zuſchauers Bruſt verdammt ihn; aber das thut ja der Dichter auch;

er vollſtreckt an ihm die gleichgemeſſene irdiſche Strafe, und läßt uns ſogar die ewige im Spiegel ſeiner Gewiſſensangſt ſchauen. Was wollen wir mehr?

Kommen wir zum Mephiſtopheles. Eine Tragödie, welche damit endigen ſoll, daß der Teufel den Heiden, nachdem er ihn verführt hat, bei lebendigem Leibe holt, kann natürlich des Teufels nicht entbehren. Ob eine ſolche Tragödie geſchrieben werden dürfe, das iſt keine Frage. Wer kennt nicht Miltons verlornes Paradies, und wer wollte der Tragödie das Recht auf überſinnliche Stoffe beſtreiten, deſſen das Epos genießt, inſofern nur der Umfang des Stoffes der dramatiſchen Form nicht widerſtrebt? Alles kommt blos auf das Wie bei der Einführung des Teufels an, und darin hat Goethe ſeine Meiſterſchaft bewieſen.

Ich weiß nicht, ob meine liebenswürdige Gegnerin den Fauſt Blatt für Blatt geleſen hat. Ich muß es bezweifeln: denn er hat Scenen (die Vorgänge in der Hexenküche und den Ball auf dem Blocksberge z. B.), welche Frauen, auch wenn ſie Amazonen ſind, nicht füglich leſen können. Er iſt nach den Maximen gedichtet, welche der Direktor im Prolog ausſpricht:

Die Maſſe könnt ihr nur durch Maſſe zwingen,
Ein jeder ſucht ſich endlich ſelbſt was aus.
Wer vieles bringt, wird Manchem Etwas bringen.
Und jeder geht zufrieden aus dem Haus.
Gebt ihr ein Stück, ſo gebt es gleich in Stücken.
Gelingt ein Ragout, es muß euch glücken,
Leicht iſt es vorgelegt u. ſ. f.

Diejenigen Stücke des Ragout, welche recht eigentlich mit Teufelsdreck gewürzt ſind, hat der Dichter den Frauen nicht vorlegen wollen; ſie ſind blos für Männer beſtimmt, die ohne Scham den Begriff der menſchlichen Nichtheit unter dem Mythos des Schmutzes der Hölle anſchauen können. Dieſe Stücke des Ragout mag ich wenigſtens gegen das ſchöne Geſchlecht nicht vertreten; ja ich bekenne, daß ich ſie ſelbſt nicht ſonderlich vermiſſen würde, weil der Dichter es dabey ein wenig an dem Korrektiv desjenigen Witzes hat fehlen laſſen, womit in ähnlichen Fällen der große tragiſche Koch Shakespeare ſich zu helfen weiß.

Aber abgeſehen davon, was läßt ſich gegen den Teufel Mephiſto einwenden? Er iſt der erträglichſte, den man ſich denken kann. Er hat Zutritt im Himmel, und Gott der Herr ſagt ſelbſt zu ihm:

Ich habe deinen Geiſtern nie gehaßt.
Von allen Geiſtern die verneinen.
Iſt mir der Schalk am wenigſten zur Laſt.

Als Schalk geht er durch das ganze Stück. Für seine eigne Person den Schlingen der Sinnlichkeit nach unten zu entrinnen, belacht er die Menschheit, die ihnen entgehen will, ohne die Flügel zu gebrauchen, wodurch sie ihnen nach oben zu entkommen könnte. Keine neuen thut er hinzu; er führt den Faust und sein Gretchen nur von Zeit zu Zeit dahin, wo sie am dichtesten liegen, und macht dadurch, daß er sie Schritt vor Schritt sich darein verwickeln läßt, alle, die sie zu fürchten haben könnten, so genau mit ihrer Lage bekannt, als ob er sie in der Kunst unterrichten wollte, eine topographische Karte davon zu entwerfen. So dient er einem eben so moralischen als poetischen Zwecke, und nur dadurch, daß er so ruhig und ohne allen Eroberungsversuch Gretchen dem Scharfrichter und dem Himmel überläßt, kann er allenfalls das Gefühl derjenigen Frauen beleidigen, die es selbst an dem Teufel nicht wohl vertragen können, wenn er nicht nach ihrem Besitze lüstern ist. Weit entfernt, ein Flecken im Gemälde zu seyn, ist er vielmehr das Licht, welches uns das fleckenreiche Bild der Menschheit erleuchtet. Er ist ein eben so ergötzlicher Teufel, als der Kaliban im Sturm ein ergötzliches Vieh ist. Beide wollen nicht geliebt seyn; aber sie können auch vernünftiger Weise nicht gehaßt

werden, da sie offenbar Geschöpfe der Phantasie sind, welche die dichterische Zeugungskraft in das Scheinleben rief, um die feinen Gränzen anschaulich zu machen, wo, nach unten hinab, die beiden Naturen der Menschheit, die sinnliche und die moralische, das Gebiet der Bestialität und der Hölle sich berühren. Daß Mephisto die menschliche Gestalt und Kaliban Spuren davon trägt, darf ihnen die empfindliche Menschheit nicht übel nehmen; es ist poetisch nothwendig, um fortdauernd zur Vergleichung des noch Menschlichen mit dem nicht mehr Menschlichen anzureaen. Will die Dichtkunst auf ähnliche Weise die entgegengesezte obere Gränze der menschlichen Doppelnatur sichtbar machen, so bringt sie dieselbe mit einem Engel oder Gott von menschlicher Gestalt in Berührung.

Doch wo gerathe ich hin? Ich habe meine feste Position in der Küche verlassen, und mich wieder heraus auf den Boden der Kunstphilosophie gewagt, wo ich verloren bin, wenn ich der Kunstrichterin das Recht zugestehe, mit dem Herzen zu denken, oder, welches so ziemlich auf Eins hinauslaufen würde, mit dem Kopfe zu fühlen. Dies Recht der Kritik ist undenkbar, wenn die Pflicht des Dichters nicht auf das Geschäft beschränkt wird, lediglich für das Herz zu dichten. Das

würde die Dichterpflicht ungemein leicht machen. Aber so lange Vernunft, Verstand und Phantasie ihren Anspruch nicht aufgeben, kommt man damit nicht fort; und ich muß daher meine Penthesilea bitten, diese drei Mitinteressenten zum Kongresse mitzubringen, wenn ein Frieden zwischen uns geschlossen werden soll, dem die benachbarten Mächte ihren Beifall geben, und neben welchem die Säulenwerke bestehen können, die den poetischen Ruhm der Nationen tragen, unter denen sie entstanden sind.

Sie aber, mein Freund, Sie haben denn doch im Grunde den gefährlichen Krieg über mich gebracht, und wenn ich nicht glauben soll, daß Sie nur mit dem Namen der schlagfertigen Neutralität im Trüben fischen wollen, so werden auch Sie nun für oder wider den Moor und den Teufel das Schwert zücken müssen.

III.

Auch ein Wort über Franz Moor und Mephistopheles, an A. Müllner von Methusalem Müller.

Sie setzen mich in eine ganz eigene Verlegenheit, mein hochgeschätzter Freund, indem Sie

mich auffordern, als Partei an einer Erörterung Theil zu nehmen, welche ſich zwiſchen Ihnen und einer Dame über die genannten dichteriſchen oder erdichteten Perſonen, als Gegenſtänden wahrer Kunſt angeſponnen hat, und zwar auf Veranlaſſung der Dame, die als Intervenientin ſich in unſern frühern Streit (beſſer certamen zu nennen, wenn dies Deutſch wäre) über die moraliſche und äſthetiſche Größe gemiſcht hatte. Ich nenne dieſe Verlegenheit eigen, weil mir, auf welche Seite ich mich wende, Bedenklichkeiten aufſtoßen; denn wollte ich es mit Ihnen gegen die Dame halten, ſo würde man rufen: zwei Männer gegen ein Frauenzimmer! das iſt nicht erlaubt; wollte ich mich entſchieden auf die Seite der Dame neigen, ſo müßte ich zum Theil falſch ſeyn, denn ich theile größten Theils Ihre Anſicht, mein Freund! Was zu thun? Leicht würde ich mich dem Streite ganz entziehen können, da die Dame den Punkt unſers frühern Streites ein wenig verrückt hat, allein der Verdacht des Eigennutzes, den Sie auf mich werfen, wenn ich nicht auf dem Kampfplatze erſcheinen wollte, indem Sie am Schluſſe Ihres Aufſatzes ſagen, Sie würden glauben: ich habe nur mit dem Namen der ſchlagfertigen Neutralität im Trüben fiſchen wollen, faßt mich bei der ſchwachen Seite, ob ich

gleich gewiß bin, daß mir jeder meiner denkenden Leser eine Angelluſt verzeihen würde, wodurch ich in den Stand geſetzt werde, ſolche Fiſche auf meine Tafel zu ſetzen, wie der, der von Ihnen ſich verſchreibt. Indeſſen, wer weiß, ob nicht auch mein Einmiſchen in den Streit am Ende mir noch für meine litterariſche Tafel eine ähnliche Ausbeute verſchaft, nach der, wie ich weiß, meine Gäſte ſo lüſtern ſind. Daher ſtelle ich mich! Jedoch nicht um eine Partei zu verſtärken, ſondern den Frieden zu vermitteln, wenn auch mit gewaffneter Hand.

Ob Sie gleich von dem Rechte des ſchönen Geſchlechts, mit dem Herzen zu denken, nicht ſonderlich viel zu halten ſcheinen, erkennen Sie es wenigſtens im Scherze dadurch an, daß Sie den Kampfplatz der Kunſtphiloſophie verlaſſen und Ihre Poſition in der Küche nehmen. Sie nennen dieſe eine feſte. Mit Recht! denn die Angriffe, welche Sie aus derſelben machen, beweiſen es. Nicht um dieſe abzuſchlagen, ſondern um die Dame einigermaaßen wenigſtens dem Feuer zu entziehen, bemerke ich, daß das, was ſie mit dem Herzen denken nennt, wohl auch von uns geübt wird, wenn wir etwas künſtleriſch komponiren. (Sie ſehen, ich bin doch nicht gar zu beſcheiden, da ich mich Ihnen durch dies wir anſchließe.)

Sie meint nur ein Denken, das nicht bloßes mathematisches Berechnen ist, sondern ein Auffassen von Ideen mit der ganzen Menschheit, folglich auch mit dem Herzen. Was ich vom Denken überhaupt halte, wissen Sie, ich habe es unter andern bei Gelegenheit der Anzeige ihres Yngurd (im vor. Jahrg. dieser Bl.) deutlich merken lassen; allein Sie wissen auch, was aus Kunstwerken wird, welche blos aus dem Kopfe entsprungen, wie Rechnungsexempel dastehen, an denen sich alle fünf Species nachweisen lassen.

In Ihrer Stellung aber selbst finde ich Gelegenheit etwas für die bedrängte Amazone zu thun. Nemlich so: Ich glaube, sie begreift die Nothwendigkeit, unter Speisen, welche wohlschmeckend werden, besonders welche einen haut goût bekommen sollen, nicht lauter wohlschmeckende Substanzen zu mischen; die Gewürze als Aufregungsmittel der Werkzeuge, womit man schmeckt, dürfen durchaus nicht fehlen, allein ich glaube auch, daß sie diese nicht meint, wenn sie in der ästhetischen Küche den Franz Moor und Mephistopheles verwirft. Sie meint wohl solche Substanzen, welche man an sich als Ekel und Widerwillen erregend, oder als widerstrebend dem Geschmacksinne in keiner Küche dulden kann, dahin gehören, scheint es mir, keines-

weges die Gewürze, welche, wenn sie auch nicht in Menge allein genossen werden können, doch allein genommen werden können ohne Abscheu, z. B. der Pfeffer, der Zimmt, das Salz u. s. w., sondern verdorbene Ingredienzien, oder solche, welche diesen in Hinsicht der Wirkung auf den Geschmack gleich kommen. Hier tritt auch noch die Bedenklichkeit ein, ob sie nicht, als nicht mehr im naturgemäßen Zustande befindlich, der Gesundheit schädlich werden können. Daß die Dame aber den Mephistopheles, wie ihn Goethe schildert, und den Franz Moor für solche Ingredienzien hält, ist, so dünkt auch mich, ein Irrthum, und Sie haben es ihr auf eine Art bewiesen, welche nicht nur den ausgelernten ästhetischen Koch, sondern auch den trefflichen ästhetischen Chemiker offenbart. Wir müssen freilich den Franz Moor hassen, als moralisches Wesen, allein wir können uns nicht mit Ekel von ihm wenden, denn er ist in den Aeußerungen seines Wesens nicht gemein oder gar niedrig. Er hat wohl Ahnungen von dem, was edlere Menschen sind, und wodurch sie es sind, und seine äußere Häßlichkeit haben Sie selbst schon als einen Zug des Dichters angeführt, der einen leichten Lichtreflex auf die Verbrechergestalt wirft. Denn das ist sie und soll sie seyn, wiewohl man hie und da vielleicht dem

Dichter ein wenig Uebertreibung nicht ohne Grund vorwerfen könnten; in das große, erhabene Gemälde gehört sie wesentlich, und ihre Wirkung zu Hervorbringung des tragischen Effekts ist entschieden. Der Mephistopheles im Faust ist ebenfalls so meisterhaft nüancirt, daß man mit kunstgeübtem Auge wohl die zarten Lichter bemerkt, die die dunkle Gestalt zur Gestalt überhaupt machen.

Als ich im Beginn unsers certaminis aesthetici die Meinung äußerte: ich könne mir eine ästhetische Größe ohne Moralität nicht denken, hatte ich nichts mehr und nichts weniger im Sinne, als das Niedrige und Gemeine von dem Kreise der ernsten Kunst auszuschließen, weil dieses nur Ekel und Abscheu erregen kan. Ich folgte hierin nur Schillern, der in seiner geistreichen Abhandlung über den Gebrauch des Gemeinen und Niedrigen in der Kunst, im Ernsthaften und Tragischen, das Niedrige nur dann angewandt wissen will, wenn es ins Furchtbare übergeht. Ein Dichter, der es unternähme, einen im Schlamme der gemeinsten Sinnlichkeit sich wälzenden Menschen, mit aller Kunst, die ihm zu Gebote stände, auch der vorzüglichsten zu schildern, und als Hauptbild eines Gemäldes aufzustellen, würde dem plastischen Künstler gleichen, der ein Kunstwerk aus einem Stoffe arbeiten

wollte von ſo übelriechender Natur, daß es kein Menſch in ſeiner Nähe aushalten könnte. Wie dieſer die phyſiſche Geſundheit, würde jener auch die moraliſche des Beſchauenden in Gefahr ſetzen, und wenn ein Kunſtwerk auch nicht Moral auf die gewöhnliche, alltägliche Art befördern ſoll, darf es dieſe doch auch nicht zerſtören wollen, weil es dann in einen Widerſpruch mit ſich ſelbſt gerathen würde, denn es kann nur von einem Geiſtesgeſunden gehörig genoſſen werden, und geiſtig geſund iſt nur der moraliſche Menſch.

So, mein Freund, laſſen Sie die Dame zwiſchen uns beide treten, denn Sie würden mich doch nicht ſo, wie ich mich geſtellt habe, zwiſchen ſich und der Dame dulden, und uns freundlich die Hände reichen, damit das Publikum eine rührende Verſöhnungsſcene zu ſchauen bekomme.

* * *

Anhang.

Dankſagung der Verfaſſerin von Guſtavs Verirrungen, an den Verfaſſer der Schuld.

Pentheſilea? Nicht doch! Wo wäre denn die von mir vertheidigte böſe trojaniſche Sache, und wer repräſentirte dann den, nur an der Ferſe

verwundbaren, mich in die Unterwelt befördernden Achilles? — Was versteht eine Penthesilea von der christlichen Küche, und wie kann man für sie brauchbare Gleichnisse daraus hernehmen? — Nein, nein! das war nur so eine façon de parler! Der berühmte Verfasser der Schuld ahnete ganz artig, daß er es mit einer tüchtigen Hausfrau, die ihn nirgends besser als in der Küche verstehen würde, zu thun habe.

O wie selbstzufrieden hat er mich gemacht! wie zufrieden muß ich daher mit ihm, und wie unmöglich muß fortan jeder Streit unter uns seyn! Jetzt weiß ich, durch ihn aufgeklärt, erst recht was ich meinte. Die Assafötida wollt' ich (gleichviel ob ich es konnte) aus der Küche des guten Geschmacks vertreiben. Das wird mich noch im Kahne des mürrischen Fuhrmanns erfreuen, und ich gehe nicht allein vollkommen gerechtfertigt in mein Haus, sondern mit der größten Selbstgefälligkeit in meine Küche, in welcher ich längst nach dem Urtheile der Kenner, und, was viel mehr ist, der Kennerinnen, festen, ja den festesten Fuß gefaßt habe.

Wie geschickt, wie würdig und ergötzend der Streit nun an[illegible] geführt werde, Niemand kann sich dabei in einer beneidenswürdigeren Lage befinden, als ich, die dem allen aus ihrem Lieb-

lingsaufenthalte, der Küche, und wahrhaft göttlich, nämlich mit Selbstzufriedenheit gesättigt, zusieht. Preis und Dank meinem Zurechtweiser! und sollt' es ihm im christlichen Himmel, oder auf dem griechischen Olymp *) (von den elisäischen Feldern kann, mancher verdrießlichen Umstände wegen, nicht die Rede seyn) nicht gefallen — die schönste Houri im mahomedanischen Paradiese.

IV.

Moor, Mephistopheles, Penthesilea und Sappho.

In dem Dreistreite über Moor, Mephistopheles und ästhetische Größe überhaupt, wollen Sie am Schlusse Ihres Schreibens in No. 115. und 116. eine rührende Versöhnungsscene vor dem Publikum. Sie kennen es, das Publikum, mein verehrter Freund! Es liebt die Rührspiele, und wie die Theaterschneider sich meine

---

*) Warum es vielleicht dem berühmten Verfasser der Schrift weder im christlichen Himmel, noch auf dem griechischen Olymp gefallen möchte, darf, unaufgefragt, nicht errathen werden.

diejenigen, welche die Stücke für die Bühne zurechtſchneiden) den Tragödien ſeine Gunſt bisweilen dadurch erwerben, daß ſie dieſelben am Schluſſe in Rührſpiele umſchaffen; ſo gefiel ihm am Ende wohl auch unſer Streit über die Tragödie, wenn wir ihn, wie ein Familiengemälde, rührend endigten. Nun, verſöhnen wollen wir uns gewiß; aber ich weiß nicht, wo wir den Rührſtoff hernehmen wollen, denn nach meiner Ueberzeugung kann zwiſchen uns der Friede nur auf dem Gebiete der Mathematik geſchloſſen werden.

Mathematik? fragen Sie. Was ſoll die in der Aeſthetik? Was in einer Diſcuſſion, an welcher eine Dame — unſere Penthesilea — Theil hat? Mit der Dame, denk' ich, ſind wir fertig. Sie hat aus der Küche, wo ich Poſition gegen ſie genommen hatte, mich Sp. 1161 ohne weitere Umſtände herausgeworfen, und erklärt, daß ſie aus dieſem ihrem Lieblingsaufenthalte heraus dem fernern Kampfe mit Selbſtzufriedenheit zuſehen will. Ich bin geſonnen, ſie in ungeſtörtem Beſitze ſowohl der Küche als der Selbſtzufriedenheit zu laſſen, denn — die Wahrheit zu ſagen — ich fürchte mich vor ihr. Das ſogenannte ſchwache Geſchlecht iſt nun einmal unüberwindlich. Bringen wir es auch einmal aus dem Texte, ſo ſchlägt es uns in den Noten. Nach demjenigen zu ur-

theilen, was die Amazone bei Gelegenheit des chriſtlichen Himmels, des griechiſchen Olymps, der eliſäiſchen Felder und des mahomedaniſchen Paradieſes Sp. 1161 in der Note ſagt, ſcheint ſie veranlaßt, mich dem Publikum als einen Türken darzuſtellen, und dafür, daß ich Schillers Franz Moor und Goethe's Mephiſtopheles gegen ſie vertheidigt habe, die Chriſtlichkeit meines eigenen Charakters zu beſtreiten. Solche chriſtliche Liebe ſehen' ich ein wenig, zumal wenn ſie Peſte in der Küche gefaßt hat, wo alles gleich bei der Hand iſt, den Gegner — auf dem Roſte zu braten. Laſſen Sie uns alſo unſern Streit fern von der gefährlichen Küche, und ſowohl ohne Roſt als ohne Küchlöffel, auf einem Kampfplatze endigen, wohin ein Frauenzimmer uns ſämmtlich folgen wird: auf dem Grund und Boden der Mathematik, und zwar der Algebra.

Sie können ſich eine äſthetiſche Größe ohne Moralität nicht denken. Ich habe behauptet, ſie ſey von der Moralität an und für ſich unabhängig. Wir werden uns vereinigen, wenn wir, wie die Algebraiſten, zwiſchen negativen und poſitiven Größen unterſcheiden. Was iſt das? wird hier mancher Leſer fragen. Nun, das Geld oder das Geldeswerth, welches eine Perſon beſitzt, iſt die poſitive Größe ihres Vermögens;

die Schulden, die ſie zu bezahlen hat, ſind die negative Größe deſſelben. Dies Beyſpiel erläutert die Sache am populärſten. Die Anwendung macht ſich von ſelbſt. Die Moralität einer Handlung kann recht füglich die poſitive, die Immoralität die negative Größe derſelben heißen. Eben ſo mit dem Charakter. Jn der That nennen wir jene moraliſchen Werth, und dieſe moraliſche Schuld. Die Verwandtſchaft der Namen ſchon deutet auf Verwandtſchaft der Begriffe. Alle Größenſchätzung iſt urſprünglich mathematiſch, auch bei denen, die nichts von Mathematik wiſſen. Sie ſteigt und fällt nach dem Maße, in welchem ſich ein Gegenſtand von dem Nichts (der Null) entfernt; und ſo lange wir ihn nicht auf einen beſtimmten Zweck beziehen, gilt es gleich, ob dieſe Entfernung vom Nichts in das Poſitive oder in das Negative, in den Werth oder in die Schuld hinein ſich erſtreckt.

Wenn ein Kaufmann mit einigen Tauſenden fallirt, ſo ſprechen wir geringſchätzig von einem „Lumpenbankerott.“ Gehn die Schulden in die Millionen, ſo empfinden wir für denjenigen, der ſie gemacht hat, noch eine Art von Achtung, die nach Befinden bis zur Bewunderung, einer nahen Verwandten der Verwunderung, ſteigen kann. „Die Schande nimmt ab mit der wachſenden

Sünde," sagt Fiesko bei Schiller, und es ist nur allzuwahr, was er sagt, eben weil auch die negative Größe dem Menschen auf dem Wege der natürlich-mathematischen Schätzung Achtung abnöthiget. Nur das Kleine erlangt sie nicht und der Begriff der Armuth (des Nichthabens) oder des mäßigen Vermögens steht daher in dieser Art von Werthmessung dem Begriff einer ungeheuern Schuldenlast nach.

Genau so ist es in der tragischen Kunst mit den Handlungen und Charakteren. Groß ist hier, was weit vom Nichts absteht, gleichviel auf welcher Seite. Alles, was ihm nahe liegt, oder mit ihm zusammenfällt, ist klein, gemein, niedrig.

Es giebt eine moralische und eine unmoralische Niedrigkeit, wie es eine moralische und eine unmoralische Erhabenheit gibt. Nennen wir nun diese die moralisch-negative, jene die moralisch-positive Größe oder Kleinheit einer Handlung oder eines Charakters, so sind wir, mein verehrter Freund, auf der Stelle in den Friedenszustand versetzt. Sie können sich keine ästhetische Größe ohne Moralität denken. Ich auch nicht. Nur kann diese Moralität eben so wohl negativ als positiv seyn. Der Tragöd ist befugt, beide Arten zu gebrauchen, um Ihr Gemüth zu bewegen, nur muß er Ihnen nicht

eine für die andre verkaufen, er muß nicht machen wollen, daß Ihr moraliſches Gefühl die negative liebe und die poſitive gering achte. Will er das, dann trifft ihn ihr ſcharfſinniger Vorwurf: er geräth in Widerſpruch mit ſich ſelbſt, denn er zerſtört die geiſtige Geſundheit des Beſchauers durch das Werk, welches nur der Geiſtig-geſunde genießen kann.

Nur ſo, mein Freund, läßt ſich die moraliſche Schätzung mit der äſthetiſchen ausgleichen, und nur von dieſem Geſichtspunkte aus können Macbeth und der ſtandhafte Prinz, Antigone und Medea in der tragiſchen Kunſt nebeneinander beſtehen.

Sie wollen Sp. 1155. nichts wiſſen von „Kunſtwerken, welche blos aus dem Kopfe entſprungen, wie Rechnungsexempel daſtehen, an denen ſich alle fünf Species nachweiſen laſſen.“ Sie haben Recht; aber Sie ſehen, daß denn doch die Berechnung von dem Geſchäft des Dichtens nicht nothwendig ausgeſchloſſen ſeyn muß, da bei der Kritik ſogar die Algebra anwendbar iſt, freilich cum grano salis. Ja ich möchte diejenigen Kunſtrichter, welche die Handlungen und Charaktere der Tragödien nach Art der Sittenrichter beurtheilen, gemeine Rechenmeiſter nennen, welche ſich blos auf die ſogenannte nie-

drige oder gemeine Arithmetik verſtehen, wo der Unterſchied des Poſitiven und Negativen noch nicht ſo, wie in der höheren Rechenkunſt, der Algebra beleuchtet wird.

Noch ein Streitpunkt iſt zwiſchen uns zu erörtern. Sie wollen, unter Berufung auf Schiller, das Niedrige und Gemeine aus dem Kreiſe der tragiſchen Kunſt verbannen, wenn nicht jenes in's Furchtbare übergeht. Unbedingt geb' ich zu, daß es nicht Hauptelement der Tragödie ſeyn darf. Aber zu Nebenzwecken läßt es ſich ſehr wohl gebrauchen. Shakſpeare thut es oft mit unglaublicher Wirkung, um uns das Große und Erhabene anſchaulich zu machen, indem er uns zur Vergleichung nöthiget; und Schiller ſelbſt hat es zum Behuf geringerer Wirkung nicht verſchmäht, z. B. in Maria Stuart. Mortimers Leidenſchaft für Maria iſt eine niedrige; aber ſie iſt zweckmäßig: denn die moraliſch-poſitive Größe der Königin wächſt, indem ſie es verſchmäht, jene Niedrigkeit als Rettungsmittel zu gebrauchen, und darum können wir dem Dichter nicht zürnen, daß wir hier einer moraliſch-negativen Kleinheit begegnen.

Theorien werden lebendig in uns durch Anwendung. Machen wir mit derjenigen, die ich hier ſkizzirt habe, einen Verſuch. Machen wir

ihn an einem Erzeugniſſe, welches in dieſem Augenblicke das Theaterpublikum ziemlich lebhaft beſchäftiget, und worüber Sie, wie ich weiß, weit ſtrenger urtheilen, als ich. Ich meine an Herrn Grillparzers Sappho.

Wären Phaon und Melitta die Hauptperſonen, und ihre Verſöhnung, Flucht, und Vereinigung die Haupthandlung des Trauerſpiels, ſo würde ich es Ihrem moraliſchen Ernſt unbedingt als etwas Gemeines preis geben. Denn wie anziehend auch Melitta gezeichnet ſeyn mag, und wie leiblich ſchön wir uns immer den Phaon denken mögen: ſie und ihre Handlungen, wenn ich höchſtens Melittens Regung von Dankbarkeit abrechne, der ſie jedoch nicht treu bleibt, und dichteriſch geſchmückte Gewöhnlichkeiten, und einzeln ſowohl als in Summe geben ſie für die moraliſche Schätzung nichts, als entweder moraliſche Null, oder wenn wir es ſtreng nehmen, moraliſch-negative Kleinheit. Die beiden Liebenden in Kotzebue's Drama, die Cornen, ſtehen in Hinſicht der Entſtehung und der Beſchaffenheit ihrer Liebe viel höher. Die der jungen Gräfin iſt, wenn ich nicht irre, aus Dankbarkeit für eine kühne Lebensrettung entſtanden, und die des Verwalterſohnes wird von dem Pflichtgefühl lebhaft bekämpft. Das alles fehlt hier, die Entſtehung

ist nichts als — Elektricität der Jugend; Phaon kämpft gar nicht mit seiner Pflicht gegen Sappho, die ihm erst am Ende ein Stlav eingeschärft, und Melitta führt diesen Kampf mit schwacher Kraft, ohne den Erfolg eines löblichen Entschlusses. Aber die Hauptperson ist Sappho. Auch ihre Liebe zu Phaon ist ihrer Entstehung und Beschaffenheit nach moralisch null, wo nicht negativ, oder nach der gewöhnlichen Terminologie, ästhetisch niedrig, weil wir an Phaon nichts sehen, was eine edle Neigung hätte begründen können. Wir müssen, um die liebende Dichterin selbst nicht dieser Ursache wegen gering zu schätzen, uns lediglich an den nie unedlen Ausdruck ihrer Liebe halten, welcher zu verrathen scheint, daß in ihrer feurigen Einbildungskraft ein würdigerer Phaon lebt, als der ist, welchen wir vor uns sehen. Das allerdings ist ein Gebrechen der Erfindung. Ein würdiger Charakter an Phaons Stelle sollte hier aufgefaßt werden, er hätte die moralisch positive Größe von Sappho's Sieg über die irdische Neigung gesteigert, und seine Würdigkeit hätte nicht gehindert, daß Melitta's Jugend und Lieblichkeit, indem sie ihn seine frühere Neigung als Selbsttäuschung erkennen ließen, ihn hingerissen hätten. Eine dergleichen Umfassung rieth ich nicht undeutlich dem Dich-

ter, der mich mit der Mittheilung der Handſchrift beehrt hatte; aber es war entweder zu *ſpät*, oder — zu *früh*. Inzwiſchen, iſt hier ein Fehler, ſo trifft er doch die Hauptſache mit ſeiner lebensgefährlichen Wunde. Hauptſache iſt: daß Sappho, vom Gefühl ihres unſterblichen Ruhmes und ihrer Eingehörigkeit in den Olymp gehoben, endlich dahin gelangt, das irdiſche Liebesglück, in deſſen Beſitz ſie ſich gewähnt hatte, zu verachten, und alle Feſſeln der Sinnlichkeit durch einen freiwilligen Tod zu zerbrechen. Das iſt, an und für ſich betrachtet, eine moraliſch-poſitive Größe, die von dem Indifferenzpunkte der Gemeinheit weit genug abſtehen würde, um erhaben genannt zu werden, obſchon ich ſie nicht mit einem Berliniſchen Theaterrecenſenten die *höchſte* Erhabenheit nennen möchte. In dieſer Ueberſchätzung, wenn ſie ihm Ernſt iſt, ſcheint ihm eine Verwechslung von Genus und Species verführt zu haben. Er findet die höchſte (moraliſche) Erhabenheit in dem, das Leben nicht achtenden Siege der übernatürlichen Natur über die ſinnliche. Das iſt richtig; aber das iſt ein höchſtes Genus der moraliſch-poſitiven Größe, worin unendliche Species oder *Stufen* denkbar ſind. Fernando von Portugal, der für ſeinen Glauben mit allen Anſprüchen der Jugend auf Glückſeligkeit freiwil-

tia in der tiefsten Erniedrigung stirbt, steht auf einer höheren Stufe, als Oedip, der, von Verschuldung und Unglück lebensmüde, in den Eumenidenhain zu Colonos schreitet, und dieser steht wiederum höher, als Sappho, welche hier einen Flecken ihres übersinnlichen Werthes und ihres Ruhmgefühls in den Fluthen abwäscht, die den leukadischen Felsen umspülen.

Diese That, wie gesagt, ist an und für sich positive moralische Größe; aber der Dichter hat hierbei einen Umstand vernachlässigt, der ihr Abbruch thut, indem er, mathematisch zu reden, hinein dividirte. Es ist der: daß Sappho erst erkennen muß, das Glück, welches sie im Gebiete der irdischen, sinnlichen Natur suchte, sey für sie verloren, ehe sie sich entschließt, in die Arme der übersinnlichen zu flüchten. Diese Pause war hier, ohne einen durchaus veränderten Gang der poetischen Erfindung, schwerlich zu vermeiden, und ich glaube, daß man in Bezug auf den Theaterbeifall dem Verfasser Glück wünschen kann, sie nicht vermieden zu haben. Ich berufe mich deshalb auf dasjenige, was ich in einem früheren Aufsatze: Was und Wie? über dieses Gegenstand gesagt habe. Nichts desto weniger ist für mein Gefühl jene Verminderung der moralisch-poetischen Größe bedeutend, darum

hab' ich sie oben nicht Subtraktion, sondern Division genannt, und darum vor allen hat mir die Fabel, so gestellt, der tragischen Würde zu ermangeln geschienen, welche der dramatischen Ausführung keineswegs fehlt, und am Schlusse in einem hohen Grade vorhanden ist. Sappho spricht und benimmt sich da vollkommen so, als ob jener fatale Umstand nicht vorhanden wäre, daher verschwindet er leicht in den Augen der Zuschauer, und wird künftig auch die wenigsten Leser in ihrem Genusse stören.

Hier haben Sie, mein Freund, ein Pröbchen von der Anwendung meiner mathematischen Aesthetik. Da weiter keine Gefahr für mich daraus entstehen kann, als daß irgend ein theaterkritischer Parteigänger in irgend einer Zeitung mir deshalb irgend eine moralisch-negative Kleinheit an den Kopf werfe, so mögen Sie es in Gottes Namen drucken lassen, und mir freundlich gewogen bleiben.

V.

Ueber Etwas, das Herr Professor Cledius über Göthe's Faust gesagt hat.

Haben Sie denn, mein hochgeehrter Freund, so ganz vergessen, daß wir noch ein Ey mit ein-

ander zu ſchälen haben? Ich meine unſeren Streit über die moraliſche und äſthetiſche Schätzung der Charaktere und Handlungen im Trauerſpiele. Die Amazone kam dazwiſchen, und ſtellte ſich auf Ihre Seite. Ich nahm eine feſte Stellung in der Küche. Pentheſilea warf mich heraus. Ich flüchtete nun auf das Gebiet der Mathematik, und lud Sie ein, mir dahin zu folgen. Aber wer nicht gekommen iſt, das ſind Sie. Mendeniang hab' ich in meinem verſchanzten Lager auf Ihren Angriff erwartet. Umſonſt, Sie laſſen mich ruhig darin ſitzen, und ich muß heraus, um Sie aufzuſuchen. So erſchein' ich denn wieder in Ihrer Eleganten, und wenn ich Sie mit den Waffen meiner Theorie der Kochkunſt und meiner neuen äſthetiſchen Algebra nicht habe bezwingen können, ſo denk' ich nun, Ihnen den Garaus zu machen mit einem in's Gewicht fallenden theologiſch-philoſophiſchen Buche. Ich denke, Ihnen das unumwundene Geſtändniß, daß man die Charaktere einer Tragödie ſtets äſthetiſch, nicht moraliſch würdigen müſſe, dadurch abzunöthigen, daß ich Ihnen in dieſem Buche ein Beiſpiel zeige, wohin es führt, wenn man das Gegentheil thut.

Das Buch heißt: Von Gott in der Natur, in der Menſchengeſchichte und im

Bewußtſeyn. Es iſt ſo eben unter derſelben Preſſe hervorgegangen, welche meine gottloſen Trauerſpiele gedruckt hat, und ich hab' es mir verſchrieben, um mich daran zu erbauen, weil mir anfing, bange zu werden, daß meine Beſchäftigung mit dem Studium und der Praxis der tragiſchen Kunſt mich am Ende wohl ſelbſt ein wenig gottlos machen könnte. Kaum dem Gefechte mit unſerer Penthesilea über Mephiſtopheles in Goethe's Fauſt entronnen, erwartete ich nichts weniger, als hier auf den nämlichen Gegenſtand zurückgeführt zu werden. Gleichwohl geſchah es, und ſchlimmer noch, als von unſerer Amazone Goethe's humoriſtiſcher Teufel behandelt worden war, fand ich daſelbſt von der Religionsphiloſophie den Fauſt, und Goethe ſelbſt angegriffen.

Der Verfaſſer, Herr C. A. H. Clodius, ſpricht S. 177. vom Indifferentismus, von der Gleichgültigkeit gegen beſtimmte äußere Religionsformen, in wiefern ſie neuerdings heidniſche und chriſtliche Anſicht in Geſchmack und Sittenlehre vereinigen will. Er findet ſie bei denen, welche ſich die Gebildetſten des Zeitalters nennen, und meint, ſie betrieben ſolche Vereinigung, ſey es nun zum Beſten der Künſte, der Wiſſenſchaften, oder des Staates, oder ſogenannter Humanität, auf eine die Menſchennatur zu

heuchlerischer Halbheit erniedernde Weise. (Seine eignen Worte.) Für den höchsten Grad dieses heillosen Indifferentismus stellt er S. 182. ff. Goethe's Faust als Beispiel auf, und erwähnt zuvörderst mißbilligend, daß diese indifferentistische Ansicht, welche den Haupthelden verführe, doch durch keine poetische Gerechtigkeit in diesem Fragmente bestraft werde. Faust ist ihm nicht einmal grundböse, sondern eigentlich schlecht, und also ein eben so untragischer Gegenstand. (Wieder seine eignen Worte.)

Da sehen Sie, mein Freund, wohin im Gebiete des Kunstgeschmackes die moralische Schätzung der Charaktere führt. Nicht genug, daß sie den Begriff eines tragischen Gegenstandes und einer tragischen Person vermengt, und nicht genug, daß sie in der Tragödie poetische Gerechtigkeit fordert; sie verlangt sie auch — in einem Fragment, verlangt sie selbst noch alsdann, wenn die ganze Tragödie schon erschienen, und die poetische Gerechtigkeit vom Dichter ausgeübt worden ist, indem er den Indifferentisten lebendigen Leibes mit dem Teufel zur Hölle fahren ließ.

Aber Herr Clodius geht noch viel weiter. Er findet es treffend, daß Faust auf die Frage seines Gretchen nach seinem Glauben in Verle-

genheit geräth. „Leider aber (setzt er S. 186. hinzu) schmückte der Dichter diese Verlegenheit des bösgesinnten Redners mit einer zu großen Fülle liebender Phantasie aus, wie sie demjenigen nur zu Gebote stehen kann, welcher eine Lieblingswahrheit mit reiner und heiterer Ueberzeugung geliebten Freunden vorträgt. Hieraus entstand dann eine dramatische Dissonanz, wie sie so häufig dramatischen Dichtern begegnet, welche oft verkehrte, unsittliche Gesinnungen im Namen ihrer dramatischen Personen mit so viel selbstgefälliger Salbung verkündigen, daß man meint, den Dichter selbst reden zu hören, während dem Böswicht sein Gewissen eine solche siegende Kraft der Beredtsamkeit versagt."

Geht es hier nicht gerade von den Gesinnungen der dramatischen Person auf die Gesinnungen des Dichters los? Wird nicht von der Fülle der Phantasie, womit Faust spricht, auf Goethe geschlossen, und Faust's Indifferentismus für eine Lieblingswahrheit Goethe's angesprochen? Wäre das wirklich des Herrn Professors ernstliche Meinung, und wahre ungekünstelte Empfindung, so würde man ihn füglich mit dem Bedienten Max in Kotzebue's Intermezzo vergleichen, welcher Lust hat, nach der Vorstellung der Maria Stuart den Schauspieler auszuprügeln, welcher

den Burleigh dargeſtellt hatte, weil er es war, welcher die chriſtliche Königin auf das Schaffot brachte. Aber die ländliche Einfalt, welche in jenem beliebten Luſtſpiel dem Maß vor der Polizei zu ſtatten kommt, entſchuldiget den Herrn Profeſſor nicht. Es iſt keine wahre, ungekünſtelte Empfindung, welche ihn veranlaßt, Goethe's Religionsanſichten zu beſcheiten. Es iſt — ja wie nenn' ich es gleich, recht höflich? — es iſt eine chriſtliche Liebe des Nichtdichters für den berühmten, allgemein geehrten Dichter, welche ſich durch zwei Umſtände verräth. Einmal durch den Unwillen, womit der Herr Profeſſor S. 187. a. Anf. von der blinden, wirklich fanatiſchen Verehrung ſpricht, welche man heut zu Tage, wenn man höchſt gebildet heißen will, ſeinen berühmten Lieblingsſchriftſtellern zollt. Sodann durch einen handgreiflichen Widerſpruch, in welchen derſelbe bei dem Beſtreben, den Dichter und den Chriſten zugleich anzutaſten, ſich verwickelt hat. Er beſchuldiget Goethe, die Verlegenheit des Fauſt in der gedachten Scene mit zu großer Fülle liebender Phantaſie geſchmückt, und dem Fauſt eine Beredtſamkeit geliehen zu haben, die dem Böſewicht ſein Gewiſſen verſagt. Die ganze Beredtſamkeit, die ganze Phantaſiefülle dieſer Scene beſteht aber in der Rede:

Wer darf ihn nennen?
Und wer bekennen:
Ich glaub' ihn, u. ſ. w.

Dieſe ganze Rede hat Herr Clodius vier Seiten früher, S. 182. u. 183. wörtlich abgeſchrieben, um ihr die Behauptung vorauszuſchicken: „daß dieſe Worte einen begeiſterten Hymnus auf die Gottheit vorſtellen ſollen, daß ſie aber, verglichen mit irgend einem Pſalme Davids oder eines andern von Gott und der Religion wahrhaft durchdrungenen Menſchen, mit irgend einem echtbegeiſterten Wort der Anbetung vor dem Allerhöchſten, wie wir es z. B. in Klopſtock finden, keine Probe (keinen Wettſtreit) auszuhalten vermögen." Iſt dem alſo, hat Goethe hier, wo Fauſt ſeinen Indifferentismus, ſeine Gleichgültigkeit gegen die Religion unter dem blendenden Mantel einer Gottbegeiſterten Beredtſamkeit verbergen will, ihn ſo ſprechen laſſen, daß ſeine Rede neben einem echt begeiſterten Wort der Anbetung wegfällt, und keine Vergleichung damit aushält; was will denn Herr Clodius mehr? Was ſollte denn Goethe anders thun, um Fauſts Geſinnungen in ihren richtigen Schatten zu ſtellen, und dadurch ſeine eignen vor böſem Leumund zu bewahren? Ja hätte er damit noch nicht genug gethan; läßt er denn nicht gleich darauf Margarethen ſagen:

Wenn man's so hört, möcht's leidlich scheinen,
Sieht aber doch immer schief darum:
Denn Du hast kein Christenthum — ?

Der Herr Professor scheint gefühlt zu haben, daß diese Worte wider ihn zeugen. Laß sehn, wie er es anfängt, sie dem Dichter zu Volzen zu drehen. Er lobt S. 189. das naive Gretchen wegen des richtigen Gefühls, das sie in diesen Worten ausdrückt. „Nur (setzt er hinzu), daß der letztere Ausspruch (Denn Du hast kein Christenthum) sie wieder dem Lächeln der Aufgeklärten recht mit Vorsatz Preis gibt."

Mit wessen Vorsatz denn? Mit Goethe's Vorsatz? Wenn der Herr Professor davon einen einzigen vernünftigen Leser des Faust überzeugt, der nicht gerade auf Goethe den Bitteren hat, so will ich Maß heißen. Und von welchen Aufgeklärten spricht Herr Clodius? Wer soll über Margarethens richtiges Gefühl lächeln nach Goethe's Absicht? In der Scene ist Niemand zugegen, als Faust, und wenn die aufgeklärten Leser über sie lächeln, ist dafür der Dichter verantwortlich, welcher das Mädchen auf ungesuchte Weise aussprechen läßt, was sie fühlt? Soll sie etwa ihrem Liebhaber Faust die Lehre des Christenthums von der „nach Gott seufzenden und dürstenden Liebe" entwickeln, wie der Herr

Professor seinen Lesern: in einem Buche von 35 Bogen groß Octav?

Doch ich vergesse, daß ich nur zum Streit mit Ihnen ausgezogen bin, mein verehrter Freund. Weniger noch, als der Herr Professor von der tragischen Kunst, versteh' ich von der Theologie und von der Mystik religiöser Schwärmerei. Ich hab' Ihnen nur an dem Beispiele dieser neuen Kritik Faust's und Goethe's zeigen wollen, wohin wir mit der Kunstkritik überhaupt gerathen werden, wenn wir derselben auf dem Wege der blos moralischen Schätzung tragischer Personen nicht die Schlagbäume des Ernstes wie des Spottes vorwerfen.

Ich gestehe offen, daß ich von den seufzenden und dürstenden Liebhabern der Braut im hohen Liede Salomonis, insofern sie mit der Kritik dichterischer Schöpfungen sich befassen, nicht das Beste halte. Es überläuft mich, wie eine Art von Schauer, wenn ich bedenke, wie Menschen, welche die Gesinnungen ihrer erdichteten Mitmenschen so richten, in dieser Hinsicht mit ihren wirklichen Brüdern verfahren mögen, wenn es die Gelegenheit gibt. Es fallen mir, wenn ich dergleichen bei den ästhetischen Gerichtshöfen angestellt sehe, unwillkührlich die Nachrichter ein, in deren Wohnungen man gewöhnlich aufgeschlagene

Bibeln und Gebetbücher antrifft; obwohl die Vergleichung immer noch zum Vortheil der letztgedachten ausfällt, da ſie nur thun, was ſie, und wo ſie es müſſen, während jene theils zu dem Amte ſich drängen, theils es ausüben, wo ſie nur irgend einen dramatiſchen Aeſer gelegentlich auf ihrem Wege begegnen. Es hat zwar ſo viel als nichts zu bedeuten, wenn ſie den Ruf eines Goethe auf ihre chriſtlichen Holzſtöße werfen. Dieſer Phönix ſteigt wohl unverſehrt aus den Flammen ſeiner aſtertritiſchen Mitwelt zur Unſterblichkeit empor, gleichwie nach der bekannten myſtiſchen Sage Jeanne d'Arc aus der Glut des Scheiterhaufens in Geſtalt einer Taube gen Himmel flog. Aber ſchwächere Talente, die weder Kraft noch Zeit genug hatten, ihren Ruf auf dem Felde der Literatur ſo tief, wie Goethe, in den Boden zu pflanzen — dieſe, mein Freund, ſind es, welche in jenem unverſtändigen Treiben der Kunſtkritik leicht zu Grunde gehen können. Nicht jeder Dichter hat den Muth, nicht jeder iſt in der Lage, der ſtillen Excommunikation und der lauten Verdammniß zu trotzen, welcher er durch jene chriſtliche Liebe bei den Schwachen im Volk (die ſich oft auch unter den Mächtigen finden) bloßgeſtellt wird; nicht jeder hat die ausdauernde Kraft und die hinreißende Gewandtheit, mit dem

Schwerte ſeines Geiſtes gegen vermummte Nehmrichter zeitlebens im Dunkeln zu fechten. Und was bleibt dem Talent, welchem dieſe Eigenſchaften fehlen, — was bleibt ihm übrig, als daß es eine Harfe zerſchlage, die ſich nie und nimmer nach der Litanei eines chriſtlich äſthetiſchen Kloſters ſtimmen läßt?

Wenden Sie mir nicht ein, mein Freund, daß Ihre Anſichten von der moraliſchen Schätzung dramatiſcher Perſonen dahin niemals führen können. Das weiß ich; denn Sie haben keinen böſen Willen, Sie haben kein Gemüth, welches die warme, und ſelbſt die fanatiſche Verehrung eines fremden Talents erbittern könnte. Aber auch der gute Wille kann auf dieſem Wege, der für jeden, mit der dramatiſchen Dichtkunſt nicht praktiſch bekannten Kritiker ſo mancherlei einladende Abwege darbietet, leicht Uebles ſtiften.

„Aber die poetiſche Gerechtigkeit — ?“ Damit kommen Sie mir nicht! Sie wiſſen, was darüber vor nunmehro 108 Jahren in England geſchrieben worden iſt, nämlich im berühmten engliſchen Zuſchauer Stück 40. Ich will es zur Bequemlichkeit unſerer Leſer abſchreiben, ſo weit es hieher gehört.

„Die engliſchen Tragödienſchreiber ſcheinen in den Gedanken, wenn ſie eine unſchuldige oder tu-

gendhafte Person aufführen, so müßten sie dieselbe nicht verlassen, bis sie selbige aus ihren Verwirrungen befreiet, und ihr den Triumph über ihre Feinde verschafft hätten. In diesen Irrthum sind sie durch einen lächerlichen Lehrsatz der heutigen Kritik (der Kritik von 1710) verleitet worden, daß sie nämlich verbunden wären, Strafen und Belohnungen gleich einzutheilen, und die poetische Gerechtigkeit ganz unparteiisch zu verwalten. Wer diese Regel zuerst festgesetzt habe, weiß ich nicht; das weiß ich aber, daß sie weder in der Natur, noch in der Vernunft, noch in den Mustern der Alten ihren Grund hat. Wir sehen, daß Gutes und Böses in diesem Leben allen Menschen gleichdurch wiederfährt; und wie es die Hauptabsicht des Trauerspiels ist, Mitleiden und Schrecken in den Gemüthern der Zuhörer zu erregen: so werden wir ja diesen Endzweck stören, wenn wir die Tugend und Unschuld allezeit glücklich machen wollen. Wir mögen einen rechtschaffenen Mann in währendem Trauerspiel noch so viel Kreuz und Trübsal ausstehen sehen: so wird es doch nur einen schlechten Eindruck in unserm Gemüthe machen, wenn wir es wissen, daß er in dem letzten Aufzuge zum Zwecke aller seiner Wünsche gelangen wird. Daher schilderten nun die alten Trauerdichtschreiber den Menschen in ihren

Stücken so ab, wie er in der Welt vorkömmt, indem sie die Tugend zuweilen glücklich, zuweilen elend machten; so wie sie es in der Fabel fanden, die sie sich erwählten, oder nachdem es ihre Zuschauer auf die angenehmste Art rühren konnte. Schrecken und Mitleiden lassen eine anmuthige Beängstigung im Gemüthe zurük, und stürzen die Zuhörer in solch ein ernsthaftes Nachdenken, welches weit dauerhafter und vergnügender ist, als ein kleines und flüchtiges Auffahren einer Freude oder Belustigung."

Ich habe diese Stelle absichtlich nach einer deutschen Uebersezung aus dem Anfange des vorigen Jahrhunderts angeführt. Seit 1719 besizt Deutschland jene Kritik der poetischen Gerechtigkeit in seiner Sprache; und dennoch scheint es in den 99 Jahren, die seitdem verflossen sind, noch nicht Zeit genug gefunden zu haben, sie entbehrlich zu machen. *) Diejenige poetische Gerechtigkeit, welche der englische Zuschauer tadelt, hat die deutschen Zuschauer in einen Ocean von Rührspielen gestürzt. Der gute Geschmack fängt an,

*) Zum Gegentheil: die Gerechtigkeitsträumerei wird sowohl in den Tagblättern als in den Gelehrtenzeitungen immer lächerlicher. Man lese nur das Fragment einer Wiener Modenzeitung für Weltleute in Nro. 20. der vorliegenden Zeitung.

ſich von dieſem, für die moraliſche Geſundheit unwirkſamen Bade abzutrocknen. Aber ſiehe, die poetiſche Gerechtigkeit hat ſich inzwiſchen in eine religiöſe Aeſthetik umgekleidet, welche die Charaktere und Handlungen in den Tragödien abſchätzt, wie der rechtgläubige Pfarrherr die ſeiner Beichtkinder; und welche noch überdies dasjenige, was darin Verwerfliches erſcheint, in der Zurechnung auf den Dichter überträgt. Wozu kann das führen, als zu Trauerſpielen, worin der Böſewicht entweder gar nicht erſcheint, oder, ganz dem Weltlaufe entgegen, vorn und hinten eine Tafel mit den Worten: Das iſt ein Böſewicht! anhängt, damit man bei jedem Auftritte und Abgange ſehe, mit wem man es zu thun hat: ſo ungefähr, wie man bei einer gewiſſen Gattung unſerer romantiſchen Dichtungen immer voraus weiß, daß am Ende der chriſtliche Ritter ſiegt, und der Heid' entweder getauft oder todt geſchlagen wird.

Bedenken Sie dieſes klägliche Geſchick, welches unſerer dramatiſchen Dichtkunſt zu drohen ſcheint, und helfen Sie es abwenden, wie es dem Herausgeber eines der älteſten und geleſenſten Journale ziemt und gebühret.'

VI.

Können dem Dichter Handlungen und Aeuſſerungen von ihm geſchaffner Perſonen moraliſch zugerechnet werden?

Methuſalem Müller an A. Müllner.

Was denken Sie denn, mein hochgeſchätzter Freund? wie können Sie ein Unternehmen von mir erwarten, wovor ſich ſelbſt die größten Feldherrn aller Zeiten geſcheut haben? Einen kampfgewohnten, umſichtigen, tapfern Feind in ſeinem verſchanzten Lager angreifen? Welch' ein Gedanke! Bedenken Sie doch, wie es ſelbſt dem großen Schwedenkönige bekam, als er den furchtbaren Gegner in dem verſchanzten Lager vor Nürnberg anzugreifen wagte! Führte er nicht ſeine Völker geradezu zur Schlachtbank? *) Ich kommandire zwar ein kleines Heer (von Gedanken), das ſich in manchem Kampfe, ſelbſt mit Ihren Truppen, verſucht hat, und ich denke, nicht eben furchtſam zu nennen iſt, allein zu einem ſolchen Unternehmen hätte ich es nicht führen dürfen, zumal da ich auf einem Terrain erſcheinen ſollte, das mir, wenn auch nicht gänzlich fremd, doch nicht ſo be

*) S. Schiller's Geſchichte des dreißigjährigen Krieges, 6. Buch.

kannt ist, um mit Sicherheit kriegerische Ver
gungen darauf machen zu können, ich meine d
der Mathematik, von der ich in der letzten Z
nur die Analysis des Unendlichen zum
len zum Gegenstande meiner Beschäftigungen
macht habe. Auch schien es mir, daß wir u
bald auf dem Punkte befinden würden, wo wir u
als versöhnte Feinde die Hände reichen, oder e
Roß besteigen könnten, um der fliehenden Au
lia (der Wahrheit) nachzueilen *) Da Sie
dessen in Ihrem letzten, mir besonders zugeeig
ten Aufsatze: Ueber Etwas das Hr. Prof. C.
gesagt hat, Nr. 217. des vor. J. d. Blätter
nen Punkt berühren, der mit der Frage: Ue
die ästhetische und moralische Schätzung der C
raktere im Trauerspiele, eng zusammenhängt;
trete ich jetzt von neuem in die Schranken, u
versuche die in der Ueberschrift benannte Fra
jedoch ohne Rücksicht auf den in Ihrem Aufs
behandelten individuellen Fall, im Allgemei
zu beantworten.

Erlauben Sie mir, daß ich von einem para
scheinenden Satze ausgehe. Der Dichter ka
nicht sundigen, behaupte ich. Die Operat
des Dichtens hat nach meiner Ansicht die me

*) S. Ariosto rasender Roland. 1ster Gesang. St.

Aehnlichkeit mit der, wodurch im Frühling die Pflanzen und Blumen dem mütterlichen Boden der Erde entlockt werden. Ein Samenkorn fällt auf eine Stelle, in der ſich diejenigen Kräfte finden, welche zur Entwickelung dieſer Pflanzenart nothwendig ſind. Lange ſchlummert es unbefruchtet, da fällt der belebende Sonnenſtrahl auf die Stelle, und ſiehe, nun treibt es auf in Blättern und Blüthen, und erfreut durch Duft und Farbe den Menſchen, der in ihm das ſchöne Bild des ewigen unvergänglichen Lebens erkennt. So das Gedicht. Ein Gedanke erwacht in der Seele des Dichters, ſey es durch die Betrachtung der Natur oder der Menſchheit in dem ewigen Kreislaufe ihrer Entwickelung — den wir Geſchichte nennen — er fällt in den Schooß der Phantaſie, die ihn bewahrt und befruchtet, bis endlich die belebende Wärme des Gemüths, dieſes Strahls der ewigen Geiſterſonne, ſeine Entfaltung herbeiführt, und er heraustritt in ſchöner Geſtaltung erfreuend für das Auge des Geiſtigaeſunden, und ein erhabenes Symbol des Einklanges einer höhern Weltordnung. Geſetzt nun auch, es finden ſich an der Blume Theile, welche dem einen oder dem andern Sinne unangenehm ſind, Blätter, die ſich rauh anfühlen oder übel riechen, Blüthen, die unerfreuliche Farben, eine ungefällige Form zeigen, wer möchte

darum mit der Blume oder ihrem Schöpfer re
ten? Und wer möchte den Dichter tadeln, wen
sein Werk nicht in allen seinen Theilen d
Forderungen einzelner Grundvermögen d
Menschheit entspricht? Gebt es doch mit gl
der Nothwendigkeit aus seinem Innern hervo
wie die Pflanze aus dem mütterlichen Bode
konnte er doch selbst nicht voraussehen, welc
Gestaltung es in jedem auch dem kleinsten Thei
annehmen würde, wußte er doch nicht, ob in d
Entwicklung alle seine Seelenkräfte gleich sta
und wirksam bleiben würden, um die Bildu
aufs reinste zu vollenden. Stört nun etwas
derselben den moralischen Sinn, oder befriedi
es nicht ganz den Verstand, oder bringt es
der Wirklichkeit gar eine schädliche Wirkung h
dieses oder jenes Gemüth hervor, wo ist di
Sünde? wo die Möglichkeit einer moralischen Z
rechnung? Es ist eben eine der Hauptschwachhe
ten unserer Zeit, daß man sich bei Kunstwerk
immer nur an das Einzelne hält, und selten d
Idee des Ganzen erlebt, daß man nur momen
tan afficirt seyn, aber seine Affekte nicht du
die Macht des Gedankens beherrschen will, dah
das Glück, welches Werke machen, die durch bl
bendes meierit, oder durch Witz, oder durch r
rende Situationen, oder durch Weichlaut des V

ses und sonstige Einzelnheiten sich auszeichnen, gesetzt auch sie wären in der Haupt-Idee völlig verfehlt zu nennen. Wollte man das Urtheil über ein Werk der Dichtkunst durch die Ansicht seiner Einzelnheiten bestimmen lassen, so müßte man auch den Schluß dessen gültig finden, der aus dem Daseyn des Giftbaumes, des Krokodill's, oder feuerspeiender Berge und dergl. sich zum Zweifel an der Güte Gottes, trotz allem, was Vernunft und Schrift sagen, berechtigt glaubte.

Aber, wird man mir einwenden, gesetzt, Deine Ansicht von der Nothwendigkeit der Erzeugung dichterischer Werke in ihrer Entstehung und Ausführung wäre wirklich gegründet, und es fiele mit der Absichtlichkeit der Bildung auch die Möglichkeit moralischer Zurechnung hinweg, was würde dis für nachtheilige Folgen für die Moralität im Ganzen haben! Könnte nun nicht auch derjenige, der wirklich die Absicht gehabt hätte, durch sein Werk auf eine versteckte, darum aber um so gefährlichere Weise, dem Laster das Wort zu reden und die Tugend zu kränken, die Sinnlichkeit aufzuregen, der Wollust zu fröhnen, und der Verderbniß des Zeitalters aus eigennützigen Rücksichten zu schmeicheln, könnte der nicht allem Tadel, aller Strafe dadurch sich entziehen, daß er behauptete und nachwiese, er habe dis gethan, weil

es der Plan ſeines Werks alſo mit ſich gebracht habe? und man müſſe dis hinnehmen, wenn man gegen die Trefflichkeit des Ganzen nichts aufbringen könne?

Wir ſind hier auf einen Punkt in der Lehre von der moraliſchen Zurechnung gekommen, der, ſo wie er der ernſteſten Berückſichtigung überhaupt werth iſt, auch den aufgeſtellten Zweifel leicht entkräften wird.

Wenn es nämlich wohl nicht zu läugnen iſt, daß die der Zurechnung zu unterwerfende That eine *freie* ſeyn muß, ſo darf man doch den Begriff der Freiheit hier nicht zu eng faſſen und ſich durch den bloßen *Schein* der Nothwendigkeit täuſchen laſſen. Als frei in der Imputation iſt nämlich auch eine That anzuſehen, die von einem Menſchen begangen wird, der, als er ſie beging, hätte frei ſeyn können und *ſollen*. Wer wird läugnen, daß, wenn Jemand, der ſich der Trunkenheit ergeben hat, im Zuſtande des Rauſches einen Menſchen erſchlägt, er ein Mörder iſt, und die ſeiner That gebührende Strafe mit Recht zu leiden hat? Dem Menſchen nämlich, der ſich ſeiner vollkommen bewußt geworden, dem daher auch die Stimme der Pflicht, die ihn unbedingt zur Sittlichkeit auffordert, und in dem Gewiſſen ſo laut und vernehmlich ſpricht, nicht ungehört ver-

klungen ſeyn kann, wird nicht nur die einzelne That, ſondern ſeine ganze moraliſche Natur zugerechnet, und es kann ihm vor dem Sittengerichte nichts helfen, wenn er die Nothwendigkeit ſeiner ſchlechten Handlung aus der ihm nun einmal eigenen ſittlichen Schlechtigkeit auch noch ſo bündig herleitete. Bedenkt man, wie viel nicht in der Freiheit des Menſchen liegende Einflüſſe oft mitwirken, um dieſen oder jenen Charakter zu bilden, ſo fühlt man ſich freilich zum Mitleiden mit manchem Verbrecher geſtimmt und zur Entſchuldigung mancher nicht löblichen That geneigt, allein die Zurechnung derſelben fällt darum nicht weg, und auch der mitleidswerthe Sünder büßt mit Recht ſeine Abweichung vom Pfade der Tugend. So hat das Urtheil der Menſchheit zu allen Zeiten entſchieden. Wenden wir dies auf den Dichter an, ſo werden wir ihn immer verdammen müſſen, wenn er in ſeinen Werken die Tugend gekränkt und die Sittlichkeit verhöhnt hat, geſetzt auch, er könnte auf eine den Verſtand vollkommen befriedigende Weiſe darthun, daß dies mit Nothwendigkeit aus dem Plane ſeines Werks hervorgegangen, ja daß er ſelbſt dieſen Plan, unwillkührlich durch den Genius getrieben, gefaßt und ausgebildet habe. Man wird immer mit Recht fordern, daß der Dichter, der die Menſchheit dar-

ſtellen will, vor Allen ſelbſt Menſch ſey, und daß er ſeine Natur vor aller Gemeinheit, Rohheit und Verkrüppelung bewahrt habe. Das aber iſt das Laſter oder die Immoralität von dem höchſten Standpunkte aus betrachtet. Wenn ich oben behauptete: der Dichter könne nicht ſündigen, ſo hatte ich eben einen im Sinne, der es iſt, denn wie viele heißen ſo und ſind es nicht, gleich den Königen, die oft auch nur die Würde und den Namen tragen, und weder ſich ſelbſt noch Andre beherrſchen können. Der Dichter muß Menſch ſeyn im vollen Sinne des Worts, denn er ſoll uns ja das Unendliche im Endlichen, das Ewige und Unvergängliche im Zeitlichen und Hinfälligen zeigen. Leider aber reißen den Dichterkranz, ſo wie die Krone, Manche an ſich, die mit Recht Uſurpatoren genannt werden können, welche aber auch immer am Ende mit dieſen gleiches Schickſal gehabt haben. Die Legitimität ſiegt auch hier zuletzt.

Indeſſen tritt bei der Beurtheilung einzelner Theile eines Dichterwerkes, welche die Moralität beleidigen oder kränken, in Hinſicht auf die moraliſche Zurechnung derſelben eine Schwierigkeit ein, die nicht ſo leicht von der Hand zu weiſen ſeyn möchte. Nur zu leicht wird nämlich Etwas als Fehler der Geſinnung gedeu-

tet, was nur Mangel oder falſche Anwendung der Urtheilskraft war. Es fällt mir hier das ein, was Schiller in ſeiner Abhandlung: Ueber naive und ſentimentale Dichtung, von Wieland, ſagt (ſ. Kleine Schriften 2ter Theil, S. 127. u. f.), indem er der Schilderungen lüſterner Sinnlichkeit gedenkt, welche ſo häufig in deſſen Schriften vorkommen, und der Jugend ſo gefährlich geachtet werden, weil ſie mit einem ſeltenen Grade von Reiz ausgeſtattet ſind. Schiller ſagt nemlich: „Mir ſcheint der Dichter von dem ganz eigenen Unglücke verfolgt zu werden, daß dergleichen Schilderungen durch den Plan ſeiner Dichtungen nothwendig gemacht werden. Der kalte Verſtand, der den Plan entwarf, forderte ſie ihm ab, und ſein Gefühl ſcheint mir ſo weit entfernt, ſie mit Vorliebe zu begünſtigen, daß ich — in der Ausführung ſelbſt immer noch den kalten Verſtand zu erkennen glaube. — Ob es aber dem Dichter erlaubt iſt, ſich bei Entwerfung des Plans einer ſolchen Gefahr in der Ausführung auszuſetzen, und ob überhaupt ein Plan poetiſch heißen kann, der, ich will es einmal zugeben, nicht kann ausgeführt werden, ohne die keuſche Empfindung des Dichters ſowohl als ſeiner Leſer zu empören, und ohne beide bei Gegenſtänden verweilen zu machen, von denen ein veredeltes Gefühl ſich ſo

gerne entfernt — dies iſt es, was ich bezweifle, und worüber ich gern ein verſtändiges Urtheil hören möchte."

Ich bezweifle es auch, und zwar aus dem einfachen Grunde, weil alles, was in einem Gedicht empört, dem Geiſte die Freiheit der Betrachtung entzieht, und ihn in eine feindliche Stellung gegen das Kunſtwerk ſetzt. Er ſucht ſich zu ſchützen gegen die unrechtmäßigen Angriffe des Dichters auf einzelne Theile ſeiner Natur, und flüchtet ſich entweder auf das Gebiet der reinen Geiſtigkeit, oder ſchlägt den Angriff zurück mit Hülfe des Verſtandes durch Spott und Verachtung gegen den Angreifer. Allein ob von ſolchen die Moralität beleidigenden Darſtellungen Verſtand oder Herz die Quelle ſey, läßt ſich oft nicht aus dem Werke, das ſie enthält, ſondern erſt aus Vergleichung mehrerer deſſelben Verfaſſers, und auch dann wohl nicht immer mit der zur vollen moraliſchen Imputation nöthigen Gewißheit entſcheiden. Am ſchwierigſten muß dies aber bei Werken von dramatiſcher Form ſeyn, wo die Handlungen und Aeußerungen einer vom Dichter erſchaffenen Perſon aus ihrem Charakter hervorgehen müſſen, und wenn ſie mit dieſen übereinſtimmen, nicht verwerflich gefunden werden können.

Aber wird man einwenden, läßt ſich die Vorliebe des Dichters für gewiſſe Charaktere nicht aus der Art der Schilderung erkennen, und macht er ſich durch eine ſolche Vorliebe nicht zum Mitſchuldigen? — Wenn der Dichter ein rechter Dichter iſt, ſo wird er in ſeinem Werke eigentlich gar keine Vorliebe für irgend einen Theil des Werkes verrathen, ſondern, einem guten Vater gleich, ſeine Neigung unter die Erzeugten gleich vertheilen, denn alles iſt ja in einem Kunſtwerke gleich nothwendig, gleich bedeutend, der Schatten wie das Licht. Er muß das eine mit derſelben Kunſt ausführen, wie das andere. Und geſetzt auch, es gelängen einem Dichter diejenigen Charaktere beſſer, welche nicht rein-moraliſch ſind, als die rein-moraliſchen, er malte Teufel beſſer als Engel, müßte er darum ſelbſt ein Teufel oder dieſem verwandt ſeyn? — Es iſt überhaupt nicht leicht zu beſtimmen, wo der Dichter mit Vorliebe verweilt hat, nur zu oft trägt der Leſer oder der Hörer die ſeine auf den Dichter über.

Zu läugnen iſt es übrigens nicht, daß jedes menſchliche Kunſtgebilde Spuren des Charakters ſeines Erzeugers an ſich tragen müſſe, und daß ſich aus mehrern Werken des nämlichen Dichters oder Künſtlers auf die Richtung ſchließen laſſe, die ſeine ganze menſchliche Bildung genommen habe. Das

Naturam furca expellas tamen usque recurret möchte auch hier Anwendung finden. Indeſſen muß der Urtheilende auch hier behutſam verfahren, daß er nicht durch das getrübte Glas des Vorurtheils ſehe, und dem Dichter etwas andichte, was er nicht kannte. Der allgemeine Charakter eines Dichters mag die Vorliebe der Einzelnen, oder ihre Abneigung gegen ihn beſtimmen, das liegt in der Natur der Sache, nur das Gleiche geſellt ſich gern dem Gleichen zu; allein die Vorliebe oder Abneigung darf nicht der Beſtimmungsgrund des Urtheils, weder in Hinſicht auf die Geſchicklichkeit noch auf die Moralität des Bildners werden.

Ein Fall ſcheint ſich nur denken zu laſſen, wo die Aeußerungen und Handlungen einer erdichteten Perſon dem Dichter moraliſch zugerechnet werden können, und das iſt der, wo er ſelbſt an die Stelle ſeiner Perſon tritt, indem er ſie gegen ihre Natur, oder ohne eine Uebereinſtimmung mit derſelben ſprechen und handeln läßt. Wiewohl auch hier ein Fehler des Kopfs mit einem des Herzens leicht verwechſelt werden kann, ſo wird doch hier die öftere Wiederkehr deſſelben Verfahrens nicht ohne Grund auf eine herrſchende Charakterſtimmung oder einſeitige Abſichtlichkeit ſchließen laſſen. Benutzte z. B. ein Dichter jede

nur ſich zeigende Gelegenheit, die von ihm erdichteten Männer Schmähungen gegen das weibliche Geſchlecht ſagen zu laſſen, oder ſtellte er das Weib ſtets und überall verächtlich dar, dann möchte ſchwerlich Jemand an ſeine Verehrung eben dieſes Geſchlechts glauben können?

Dies, mein Freund, ſind meine Anſichten von einem Gegenſtande, der gewiß von nicht geringer Wichtigkeit iſt. Möchten ſie ihre Theilnahme gewinnen. Ich bin mir bewußt, mit redlichem Gemüthe geforſcht zu haben. Wäre ich der Geduld aller meiner Leſer ſo ſicher, wie Ihrer Nachſicht, ſo würde ich mich leicht zu noch umſtändlicheren Erörterungen haben verführen laſſen. Indeſſen reihen Sie mich etwa von neuen, ſo ſtehe ich nicht dafür, daß ich doch wieder in die Schranken trete und eine Lanze mit Ihnen breche,

Denn gern nehm' ich's mit einem Gegner auf,
Den ich kann ſehen und ins Auge faſſen,
Der, ſtrotzt voll Muth, auch mir den Muth entflammt.

VII.

Der amerikanische Professor.

Haben Sie es schon gehört, daß das Geklirr unserer Waffen aus Amerika wiedertönt? Es heißt in dem Journal, Amerika dargestellt durch sich selbst, 1819. No. 8. wörtlich: „In deutschen eleganten und ästhetischen Blättern ist seit Kurzem die Verbindung der Moral mit der Aesthetik zur Sprache gekommen, und dieselbe eben so geistreich als tief *) untersucht worden. Dieses bewegt uns, eine Stelle über den nämlichen Gegenstand hier mitzutheilen, aus einer Antrittsrede des Herrn Professor Frisbie in Cambridge bei Boston." Es wurde mir ganz ängstlich zu Muthe, als ich diesen Introitus las. Ein Professor? Was gilt's, dacht' ich, die Professoren sind in Amerika wie in Europa, in Cambridge bei Boston wie zu Athen an der Pleiße! Und siehe da, so fand sich's.

„Edelmuth," sagt der Herr Professor Frisbie in seiner Antrittsrede S. 30. „uneigennützige Aufopferung, große Stärke oder einige Empfinsamkeit der Seele, Verachtung der Gefahr und des Todes, sind in solchen (dramatischen) Wer-

*) Man ist sehr artig in „Amerika."

ken oft mit den heillosesten Sitten und Grundsätzen so verbunden, daß durch die erstern letztere entschuldigt oder gar gebilligt erscheinen. Der Eindruck, welchen das Stück erregt, ist ungetheilt, und so wird der leidenschaftliche Jüngling hingerissen von einem Charakter, den er verabscheuen sollte, und Sittenlosigkeit und Mangel an Grundsätzen werden durch Genie entschuldigt. Unsere kritischen Blätter haben Recht, daß sie sowohl die moralischen, als die intellectuellen Fehler der Schriften rügen. Wir bemerken hier mit besonderm Vergnügen den Ausspruch des Mißfallens, den die Edinburger Kritiken über berühmte schöne Geister der Engländer und Deutschen aussprechen, die nur pikant seyn wollen für abgestumpftes Leben, mag es übrigens Folgen haben, welche es will."

Wie nun, mein Freund? Sie haben jüngst den kecken Grundsatz ausgesprochen: Der Dichter kann nicht sündigen. Ich war geneigt, auf dieser breiten Basis Frieden mit Ihnen zu schliessen. Aber was fangen wir nun mit dem neuen Professor zu Cambridge bei Boston an, der so gewaltig gegen Ihren Grundsatz ankämpft? Mit der Phrase, daß seine Gründe nicht weit her wären, können wir ihn nicht abfertigen. Sie sind ziemlich so weit her, als nur irgend möglich ist.

Soll also auf der gedachten Basis ein Friede zwischen uns zu Stande kommen, so müssen Sie dieselbe vor allen Dingen gegen diesen Republikaner aus der neuen Welt vertheidigen. Da mir inzwischen an diesem Frieden liegt, so send' ich Ihnen hier einige Hülfstruppen gegen den unerwarteten Streitintervenienten.

Sie werden leicht bemerken, daß der amerikanische Professor seine schwächste Seite eben da hat, wo wir sie bei manchem europäischen antreffen: im Denken. Er fängt gleich damit an, daß er Unmögliches zusammen denkt. Edelmuth, uneigennützige Aufopferung, soll mit heillosen Grundsätzen verbunden werden können durch Poesie. Das soll mir doch einmal ein Poet versuchen! Leidenschaftliche Jünglinge sollen sodann durch diese Verbindung des Heillosen mit dem Edlen hingerissen werden können zur Liebe eines Charakters, den sie verabscheuen sollten. Wenn das in Amerika geschehen kann, so liegt die Schuld wohl meistentheils an den amerikanischen Professoren, welche die Jünglinge nicht richtig unterscheiden lehren. Handelt eine dramatische Person mit heillosen Grundsätzen edel und uneigennützig, so ist es sehr in der Ordnung, daß die Jünglinge sie liebgewinnen: denn sie sehen nun, daß es ihr mit ihren Grundsätzen kein Ernst

iſt, weil ſie denſelben entgegen handelt. Oder iſt es etwa in Cambridge möglich, in Gemäßheit heilloſer Grundſätze edel zu handeln? Wenn dieſe Kunſt dort vom Katheder herab gelehrt wird, ſo ſollten die europäiſchen Väter, welche an der Ausrottung der ſchlechten Grundſätze ihrer Kinder verzweifeln, dieſelben nach Cambridge bei Boten ſchicken: denn wenn ſie nur in Folge dieſer Grundſätze tugendhaft handeln lernen, ſo ſchadet es eben nicht viel, wenn ſie dieſelben beibehalten.

Freilich ſpricht Herr Friedie auch von Stärke und Empfindſamkeit der Seele, und von Verachtung der Gefahr und des Todes. Dieſe Dinge ſind mit heilloſen Grundſätzen vereinbar: denn ein Menſch kann ſtark im böſen Willen, empfindſam für den Reiz des Laſters, tapfer aus Leichtſinn, und Uebermuth, aus Ruhmdurſt oder Rachdurſt ſeyn. Wenn aber der Poet dergleichen ſchlechte Charaktere ſchildert; wer heißt es den leidenſchaftlichen Jünglingen, ſich vom leeren Anſchein ihrer Handlungen hinreißen zu laſſen? Sie werden im Leben immer finden, daß heilloſe Grundſätze den Schleier löblicher Eigenſchaften und Handlungen bergen. Dort aber läßt der Verſchleierte nur den Schleier, nicht das Verhüllte ſehen. Der dramatiſche Dichter zeigt beides, die innere Wahrheit und den äußern Schein,

und daher werden die Jünglinge am leichteſten vor der Bühne jene von dieſem unterſcheiden lernen. Schildert er ihnen nichts, als Tugendſpiegel, welche aus edeln Grundſätzen edel handeln, ſo laufen die Jünglinge Gefahr, überall, wo ſie im Leben auf Handlungen ſtoßen, die aus edeln Grundſätzen entſprungen ſeyn könnten, auch ſofort auf das Daſeyn wahrhaft tugendhafter Geſinnungen zu ſchließen. Und gehört nicht die Beförderung der Menſchenkenntniß ohne die Koſten eigener Erfahrung unter die Zwecke der dramatiſchen Kunſt?

Sie ſehen, daß der Herr Profeſſor nicht recht eigentlich weiß, was er will. C'est tout comme chez nous. Wer über den Gebrauch des Schießpulvers im Kriege ſchreiben will, der muß ſowohl mit dem Pulver als mit dem Kriege bekannt ſeyn, und über den Gebrauch der Moral in der dramatiſchen Kunſt wird weder in der neuen noch in der alten Welt etwas Klugs aus der Feder eines Profeſſors kommen, der nicht zufälliger Weiſe auf beides ſich verſteht.

Ueber

das Spiel auf der Privatbühne.

Dramaturgische Abhandlung,

auch

für öffentliche Schauspieler

brauchbar.

Es trete die Kunst vom Schauplatz zu verschwinden.

Schiller.

Ueber das Spiel auf der Privatbühne.

Inhalt: Vom Talent für die Bühne. Von der Selbsterkenntniß in Bezug auf dieses Talent. Vom Künstler- und Künstlertalent. Vom Verhältniße der Rolle zu dem Umfange des Talents. Vom Einstudiren der Rolle. Von den Proben. Von der Aufführung.

I.

Vom Talent für die Bühne.

Der Reiz, die Bühne zu betreten, welchen ganze Leute von Geist und Gemüth aus dem Schauspielhause mitzunehmen pflegen, hat seinen Hauptgrund in der falschen Vorstellung eines Vergnügens, welches die Ausübung der Schauspielkunst den Spielern zu gewähren scheint. Diese Vorstellung erbaut und bevölkert insonderheit die Privatbühnen, wo von Erwerb gar nicht, und von Ruhm nur sehr einzeschränkter Weise die Rede sein kann. Es ist die Ahndung einer noch unerfundenen Lust, welche diesen selbst gezimmerten Tempeln der Kunst Priester und Priesterinnen

wirkt, und nicht selten dies darum getäuscht wird, weil der Trieb nach dem Genusse diesen und den Verstand über die Mittel zum Zwecke verblendet. Einige Betrachtungen über diesen Gegenstand sind daher vielleicht Manchem willkommen, der auf diese Weise entweder schon getäuscht worden ist, oder getäuscht zu werden fürchtet.

Die Ausübung der Kunst spendet überhaupt ihre wahren Freuden nur um den Preis gewinnender, Selbstbeherrschung gewährender Bestrebungen aus, und nur dem Talent ist es vergönnt, in ihrem reinen Kern den Reich der Lust zu finden. Alles Talent für eigentliche Kunst hat seinen Grund in der Stärke und Beweglichkeit der Einbildungskraft. Die Schauspielkunst insbesondere fordert aber noch eine höchst ausgebildete Herrschaft der Einbildungskraft über den Leib und seine Kräfte. Für den Maler und den Bildhauer ist es genug, daß die Einbildungskraft mittelst der Hand und des Arms seinen Pinsel und seinen Meißel regiere; bei dem Schauspieler hingegen muß ihre Gewalt auf alle Muskeln vom Wirbel bis zur Zehe sich erstrecken; muß in Mine und Stimme, wie in Arm und Fuß freithätig walten können: denn des Künstlers eigner Leib ist hier zugleich der Werkmeister, welcher ihr Bild verkörperlichen, und der Stoff, woran er es ver-

ſinnlichen feſt. Man ſieht nicht ſelten Schauſpieler, welche wie griechiſche Heiden ſprechen, während ſie wie deutſche Schneidergeſellen daſtehen. Ihre Einbildungskraft waltet ſchaffend über Miene, Blick und Stimme, indeß das Rückgrad, die Arme und die Beine dem bequemen Geſetze der Gewohnheit unterthan bleiben. Man ſieht Schauſpielerinnen, welche ſich wie Königinnen kleiden, einherſchreiten und drein blicken, während ſie den metriſchen Ausdruck großer Leidenſchaften in dem Tone eines aufgebrachten Bürgermädchens herſagen. Die weibliche Eitelkeit hilft der Einbildungskraft die Geſtalt einer Fürſtin hervorbringen, ohne daß ſie im Stand' iſt, die Modulation des bürgerlichen Lebens aus dem Stimmorgan zu vertreiben.

Dieſe Herrſchaft der Phantaſie über den Leib iſt aber, in ihrer Vollkommenheit gedacht, von einer ähnlichen Gewalt der Einbildungskraft über das Gemüth bedingt. Die Gemüthslage, mit deren Darſtellung es der Schauſpieler vorzüglich zu thun hat, giebt ſich nicht durch bloße Worte kund. Sie hat ihren eigenthümlichen Ausdruck in der Stimme, in der Haltung der Geſtalt und in der Bewegung; einen Ausdruck, dem wir in dieſem Punkte mehr Glauben, als den Worten beimeſſen, weil wir fühlen, daß er der Natur un-

gleich schwerer nachzubilden ist. Diese Schwierigkeit rührt daher, daß jener Ausdruck der Gemüthslage nicht unmittelbar unter dem Gebote des menschlichen Willens steht. Wir können sagen, daß wir fröhlich, zornig, erschrocken sind, sobald wir es sagen wollen, und blos weil wir es wollen; aber wir können uns in Stimme, Bewegung und Gestalt den Ausdruck dieser Gemüthslagen nur dann auf eine täuschende Weise geben, wenn unserm Willen eine Phantasie zu Gebote steht, welche die Kraft hat, uns für den Augenblick in diese Gemüthslagen zu versetzen. Der Erfolg dieser Einwirkung auf das Gemüth hängt von der Reizbarkeit desselben, so wie der Erfolg der ganzen Kunstschöpfung auf der Bühne von der Geschmeidigkeit des Leibes und der Beweglichkeit seiner Kräfte ab, wohin auch die Biegsamkeit der Stimme zu rechnen seyn dürfte.

Wenn ich nach diesen Voraussetzungen eine Erklärung des Talentes für die Bühne wagen darf, so möcht' ich es eine Fähigkeit des Menschen nennen, die Vorstellung seiner Einbildungskraft von einer fremden Person vermöge eines Willensaktes an seiner eignen Person darzustellen.

Man wird in dieser Erklärung sehr viel von demjenigen vermissen, was man vom Schauspie-

ler zu fordern gewohnt iſt. Es iſt aber nicht der Begriff des Schauſpielers, noch der Schauſpielkunſt, den ich hier habe erklären wollen. Das nackte Talent für die Bühne kann allenfalls auch ein Wahnſinniger beſitzen. Soll es für die Bühne wirklich brauchbar ſeyn; ſo muß auf jeden Fall noch die Fähigkeit hinzukommen, mittelſt der Einbildungskraft von einer fremden Perſon eine ſolche Vorſtellung ſich zu machen, deren Darſtellung an uns ſelbſt im Stand' iſt, den Beſchauer als Kunſtwerk zu befriedigen.

Mit andern Worten: die Fähigkeit, ein Kunſtwerk fremder Phantaſie, das in Worten oder Werken bereits dargeſtellt iſt, mit der eignen Einbildungskraft richtig aufzufaſſen, iſt der Kunſtſinn; die Fähigkeit ein Kunſtwerk in der Phantaſie ſelbſt zu erſchaffen, iſt das Künſtlertalent, obſchon man damit noch nicht Künſtler iſt, weil dazu noch die Fähigkeit gehört, das Geſchöpf der Phantaſie in Worten oder Werken darzuſtellen. Auf ähnliche Weiſe macht das Talent für die Bühne, ſo wie ich es eben zu definiren verſucht habe, und wie man es oft in hohem Grade ſelbſt bei dem Hanswurſt eines Marktſchreiers antrift, den Schauſpieler noch nicht, wozu nothwendig entweder Kunſtſinn oder Künſtlertalent gehört; wohl aber iſt es die Bedingung,

ohne welche man bei allem Kunſtſinne und Künſtlertalente unmöglich Schauſpieler ſeyn kann.

Daß übrigens dis Talent ſein Mehr oder Minder (ſeinen Umfang) habe, und daß die geringfügige Fähigkeit, ein lächerliches Original nachzuäffen, nicht auf die wichtigere ſchließen laſſe, einen wahnſinnigen Lear darzuſtellen, bedarf keiner weitern Erwähnung.

II.

Von der Selbſtprüfung in Bezug auf das Talent für die Bühne.

Die Erfahrung lehrt, daß man auf der öffentlichen Bühne auch ohne eigentliches Schauſpielertalent Beifall erwerben, Glück machen und aus dieſen beiden Quellen großes Vergnügen ſchöpfen kann. Der Dilettant hingegen, welcher unmittelbar im Spiele ſelbſt Vergnügen ſucht, kann nicht ſorgfältig genug ſich prüfen, ob er jenes Talent beſitze? Denn der Mangel deſſelben erzeugt nothwendig während des Spieles ein Mißbehagen, welches kein Vergnügen am Spiel aufkommen, und ſelbſt durch das gedenkhafteſte Selbſtvertrauen nicht ganz ſich verdrängen läßt.

Für das Daſeyn dieſes Talents gibt es nun zwar keinen andern ſichern Bürgen, als den Verſuch; der Mangel hingegen läßt ſich bisweilen auch vor dem Verſuch an einigen, meiſt untrüglichen Zeichen erkennen.

Der Menſch pflegt im gemeinen Leben dasjenige, was er ſelbſt ſagt, nicht eigentlich zu hören (entendre), d. h. nicht mit dem Gehör zum Behuf des Verſtehens aufzufaſſen. Er vernimmt den Schall ſeiner eigenen Rede unwillkührlich, wie der Müller das Geklapper ſeiner Mühle; aber das Hörorgan führt das Vernommene nicht in das Bewußtſeyn zurück, weil es ſo eben erſt von dorther gekommen iſt. Noch ſeltner pflegt der Menſch ſich ſelbſt zu ſehen, d. h. zu fühlen, wie er, indem er etwas ſagt oder thut, dazu ausſieht. Aus jenem Umſtand iſt das häufige Verſprechen, das ſchlechte Artikuliren, und das falſche, ſinnwidrige Betonen; aus dieſem die, manchen Menſchen eigenthümliche, Disharmonie zwiſchen den Worten und dem ſichtbaren Benehmen erklärlich. Wo beide Fehler blos aus Bequemlichkeit oder Unachtſamkeit herrühren, da werden ſie verſchwinden, ſobald der Menſch will. Aber es gibt Leute, denen die Natur ſelbſt die Fähigkeit verſagt zu haben ſcheint, ihre eigenen Zuhörer, Zuſchauer und Kunſtrichter zu ſeyn; eine

Fähigkeit, die meinem Bedünken nach auf einer ungemein schnellen und vollständigen Wechselwirkung zwischen Geist und Leib beruhen dürfte. Indem der Mund spricht, was der Geist dachte, hat es auch das Ohr schon vernommen, und dem Geiste Bericht darüber erstattet. Indem der Leib die Gestalt anzunehmen sucht, welche der Vorstellung der Phantasie gemäß seyn soll, wird auch schon der Geist durch seine Verbindung mit dem physischen Selbstgefühl von jeder Veränderung der Gestalt unterrichtet, und dadurch in den Stand gesetzt, die Gesammtheit dieser Veränderungen leicht und sicher nach seinem Willen zu regieren. Je langsamer im Innern des mikrokosmischen Reiches der Postenlauf für diese Korrespondenz ist, desto mehr ist der Mensch dem Uebel ausgesetzt, Unschicklichkeiten zu begehen, die er nicht eher gewahr wird, bis sie nicht mehr zu verbessern sind, und desto weniger ist er für die Bühne geeignet; denn hier kommt es darauf an, daß er in jedem Augenblicke die Vorstellung, welche seine Einbildungskraft von einer fremden Person sich macht, durch einen Willensakt, möglichst vollständig und ohne Verzug an seiner eignen Person darstelle, und man sieht durchaus nicht ein, wie das möglich ist, wenn ihm die Fähigkeit fehlt, sich selbst zu hören, zu sehen und jede Abweichung von der Vorstellung der Phan-

taſie gleichſam im Entſtehen zu verbeſſern. Leichter fürwahr, als einen Schauſpieler ohne dieſen Takt, würd' es einen blinden Bildhauer und einen tauben Komponiſten geben können.

Man überſehe jedoch nicht, daß hier bloß von der Unerläßlichkeit der beſchriebenen Fähigkeit, nicht von der Nothwendigkeit ihres ununterbrochenen, mühſamen Gebrauchs die Rede iſt. Wenn man ſich ein wenig auf ſich ſelbſt zu verlaſſen im Stand' iſt; ſo kann man ſichs mit dem Sichſelbſthören und Sichſelbſtſehen ſchon etwas bequem machen. Die wunderbare Fähigkeit kann ruhen, und es iſt genug an der vorhandenen Reizbarkeit, vermöge deren der kleinſte Fehlgriff ſie aus dem Schlummer weckt, damit ſie die möglichen größeren vermeiden lehre. Ueberdis wird der Gebrauch dieſer Fähigkeit um ſo leichter, je höher die Begeiſterung ſteigt, in welche uns das progreſſiv wachſende Gefühl des Gelingens verſetzt. Oft ſchon nach wenig Minuten hat er in unſerm geiſtigen Selbſtgefühl den Charakter einer Mühe gänzlich verloren, und wird zur Hauptquelle des Vergnügens, welches wir auf der Bühne ſuchen, indem wir aus richtenden und zurechtweiſenden Zuſchauern unſeres eignen Spiels in mitgenießende uns verwandeln.

III.

Vom Kunſtſinn und Künſtlertalent.

Dieſes Vergnügen an und für ſich kann der mit Talent für die Bühne begabte Dilettant genießen, wenn er ſchon weder Kunſtſinn, noch Künſtlertalent in der oben entwikelten Bedeutung beſitzt. Er wird in dieſem Falle an dem Gefühle ſich ergötzen, daß ſeine Darſtellung der Vorſtellung ſeiner Einbildungskraft entſpricht, ohne ſich weiter um die Beſchaffenheit der letztern zu bekümmern. Hier nicht zu gedenken, daß dieſes Vergnügen leicht geſtört werden kann, wenn er kunſtſinnige Zuſchauer vor ſich hat, denen er ihr Mißfallen an ſeiner Vorſtellung anmerkt; ſo iſt auch klar, daß es unmöglich dem Genuſſe desjenigen Schauſpielers beikommen kann, welcher ſeine Rolle kunſtſinnig aufzufaſſen, oder künſtleriſch zu erſchaffen und nach Befinden umzuſchaffen weiß. Nur dieſer kann an ſeinem eigenen Spiel einen eigentlichen Kunſtgenuß haben, den freilich der andere nicht vermißt, aber doch entbehrt. Deſto mehr aber iſt jener zu beklagen, wenn ihm eine Rolle zufällt, die weder ein Kunſtwerk iſt, noch durch Reproduktion dazu gemacht werden kann. Der Anſtoß, welchen er vermöge des Kunſtſinns an der ſchlechten Rolle nimmt,

ist im Stande, ihn selbst am Gebrauch seines Talentes für die Bühne zu hindern, und es gibt eine Menge Rollen, ja sogar eine Menge Stücke, welche Gefahr laufen, von wahren Künstlern schlechter, als von sogenannten brauchbaren Bühnensubjekten dargestellt zu werden.

Uebrigens werd' ich mich hüten, den Bühnenlustigen zu der Selbstprüfung zu rathen, ob sie Kunstsinn und Künstlertalent besitzen oder nicht? Es glaubt nicht leicht jemand daran, daß ihm diese Eigenschaften beide abgehen, und für den Gläubigen kann der Glaube an ihren Besitz recht gut die Stelle des Besitzes vertreten. Ich werde daher im Folgenden bloß vom Gebrauche des Talentes für die Bühne sprechen, und jene Eigenschaften dabei stillschweigend voraussetzen. Nur noch einige Worte über den sogenannten inneren Beruf, welcher so leicht täuscht. Das erste Zeichen, wodurch derselbe dem Zuschauer einer Bühnendarstellung sich ankündigt, ist allerdings die sich regende Lust zum Spiel; aber wenn diese Lust aus der rechten Quelle kommt, nämlich aus dem Gefühl eigner Fähigkeit, so regt sie sich stärker bei demjenigen, was uns an der Darstellung unbefriediget läßt, als bei dem, was uns entzückt. Sie wird im ersten Falle ein lebhafter Trieb, Besseres hervorzubringen, der ungen-

klicklich in uns erwacht, noch ehe der Verſtand zu klarer Erkenntniß der fremden Mängel gekommen iſt. Dieſer Trieb trügt ſelten, und je lebhafter und ſchneller er unſre Thätigkeit anregt, deſto ſicherer deutet er auf Beruf.

IV.

Vom Verhältniſſe der Rolle zu dem Umfange des Talents.

Wer aus ſeinen eigenen Unternehmungen Vergnügen ſchöpfen will, der muß vorzüglich vor der böſen Krankheit ſich hüten, mehr zu wollen, als er kann; und wer in ſich Talent für die Bühne fühlt, hat darum noch nicht den Umfang deſſelben ermeſſen, noch nicht ſeine Tauglichkeit für eine gegebene Rolle geprüft. Er wird den Zweck des Genuſſes verfehlen, wenn er die Darſtellung einer Rolle unternimmt, für die er entweder nicht der rechte Werkmeiſter iſt, oder nicht der rechte Stoff. Dieſer Umſtand macht eine neue, man könnte ſagen vergleichende, Selbſtprüfung nöthig. Der Schauſpieler muß das Stück, und beſonders die Scenen, in denen er auftreten ſoll, mit voller Regſamkeit der Einbildungskraft leſen; er

muß dem Bilde, welches ihm der Dichter von der darzuſtellenden Perſon giebt, oder welches ihm, wenn er das Stück ſchon darſtellen ſah, die Erinnerung anbietet, das Bild ſeiner eignen Individualität unterzuſchieben, und ſich in den Zuſtand zu verſetzen ſuchen, wo man in einer Handlung, die in unſerer Phantaſie vorgeht, ſich ſelbſt im Geiſte als Mithandelnden erblickt. Stößt er bei dieſem innerlichen Theaterſpiel auf Hauptmomente ſeiner Rolle, in welche er ſich gar nicht hinein denken und hinein fühlen kann; ſo muß er vor der Hand annehmen, daß er der Rolle nicht gewachſen ſey. Dieſe Annahme iſt jedoch nur proviſoriſch. Es wäre voreilig, um der Schwierigkeiten willen, welche die Rolle dem Selbſtgefühl ankündiget, ſofort an der Möglichkeit ihrer Ueberwindung zu verzweifeln. Oft iſt es bloß die Stimmung des Augenblicks, die uns hindert, mit Selbſtbefriedigung in einer gegebenen Rolle uns zu denken, und wir mißfallen uns bisweilen bloß darum in dem Spiele der Einbildungskraft, weil wir es verſäumt haben, uns in Gedanken nach dem Bedürfniß der Rolle zu kleiden, das Geſicht zu malen, und uns in die täuſchenden Umgebungen der Bühne zu verſetzen. Oft auch mißfallen wir uns darum in ihr, weil wir uns nicht darin gefallen, weil ſie uns nicht Genuß genug ver-

spricht, oder uns mit der Vorstellung einer großen Wirkung nicht schmeichelt. Wir bilden uns ein, die Rolle nicht ausführen zu können, weil wir es nicht wollen.

Umgekehrt kann man aber auch beim Lesen einer Rolle durch ein Gefühl von Leichtigkeit getäuscht werden, welches bei der Aufführung uns plötzlich im Stiche läßt. Dies ist bei dem Neuling besonders dann der Fall, wenn die Rolle wenig oder gar nicht von demjenigen abweicht, was er im Leben wirklich ist, oder zu scheinen sich gefällt. Es ist schwerer, als man glauben sollte, auf der Bühne sich selbst, oder etwas Aehnliches darzustellen. Die Ursachen davon liegen nicht fern. Einmal soll die Person, welche wir spielen wollen, vor einer zu dem Ende versammelten Menge ausgestellt werden. Dis thun wir in den meisten Fällen ungern mit uns selbst, oder mit etwas Aehnlichem, worin wir selbst erkannt werden könnten. Der Tadel, nicht gut dargestellt zu haben, nimmt hier leicht in unsern Augen den Charakter eines Vorwurfs an, daß wir sind, wie wir sind. Zärtliche Scenen z. B. gelingen auf der Privatbühne selten, wenn sie von zwei Personen dargestellt werden, die wirklich in einander verliebt sind. Sodann muß die Darstellung auf der Bühne ein Werk der Einbildungskraft

seyn. Die Einbildungskraft aber hat es an der Art, die Flügel sinken zu lassen, sobald sie mit der Wirklichkeit zusammentrift. Dis nimmt der Darstellung ihr künstlerisches Leben, und dem Darsteller das Vergnügen des freithätigen Erschaffens. Der Maler kann in Entzücken gerathen, indem er seine abwesende Geliebte malt; wenn sie ihm dazu sitzt, so wird es selten das Bild seyn, was ihn entzückt. Möglich ist es allerdings, auch dasjenige, was wir eben vor uns sehen, oder was wir selbst zu seyn fühlen, der Natur gleichsam zum Trotz in ein freies Werk unserer Einbildungskraft zu verwandeln, und als einen verschönerten Nachdruck der Wirklichkeit an das Licht zu stellen. Es gehört aber dazu ein sehr kräftiger Schwung der Phantasie, *) und die

*) „Es mag der starken Phantasie bisweilen gelingen", sagt der Beurtheiler von Goethe's Epimenides in der Leipz. Lit. Zeit. v. J. 1816 März Nro. 75. Sp. 595. „Die gegenwärtige Wirklichkeit selbst zu vernichten, um sie als ihre eig'ne, freie Schöpfung verschönert wiederzugebären." Der Schauspieler muß den Versuch dieser Operation ewig an sich selbst wiederholen, und mitten in dem Getriebe von Eigensucht, welches die Theaterwelt (auch die freundschaftliche nicht ausgeschlossen) bewegt, muß er die Fähigkeit üben, auf den Bretern das Gefühl seiner Ichheit (seines individuellen Seyns) abzuwerfen.

Sache wird doppelt schwer auf der Bühne, wo wir unsere Vorstellung von uns selbst auch wieder an uns selbst darstellen müßten, und wo es uns immer zweifelhaft bleiben würde, ob die Einbildungskraft oder die Gewohnheit und das Naturel unsern Leib und seine Kräfte regiere? ob wir so, wie wir sind, dem Zuschauer erscheinen, weil wir es wollen, oder weil wir es müssen. Die meisten Anfänger fühlen es recht gut, wie sehr es ihren Muth erhöht, wenn die Gestalt oder die Kleidung der darzustellenden Person von der ihnen eigenthümlichen merklich abweicht. Es kommt ihnen vor, als wären sie es nicht selbst, was sich eben den Augen der Menge bloßstellt. Das Bewußtseyn des fremdartigen Scheins stellt sich wie ein Bollwerk vor ihr Ich, und ich habe ein junges Frauenzimmer, welches die Liebhaberin unanstößig und zierend gab, in der Rolle einer alten Haushälterin mit größter Sicherheit auftreten sehen.

In diesem Umstande liegt vielleicht eine der Ursachen, welche für Neulinge das Komische leichter machen, als das Rührende und Tragische. Komische Rollen haben gewöhnlich ein, die Individualität des Spielers verbergendes Kostüm, und die natürlichen Bewegungen eines Tintenkleckses erhalten ein ganz anderes Ansehen, sobald er mit

einer Beutelperücke bedeckt iſt. Inzwiſchen gibt es für den Anfänger auch noch ein Paar andere Gründe, das erſte für das leichtere zu halten. Komiſches kann meiſtentheils dargeſtellt werden, ohne daß die Einbildung nöthig hat, das Gemüth zu bewegen, um durch daſſelbe täuſchend auf die Geſtalt zu wirken. Mit dem Rührenden und Tragiſchen iſt es anders. Auch kan man in dieſen beiden Gattungen ſein Ziel viel weiter und ſchmerzlicher verfehlen, als in jener. Das Mißlingen des Komiſchen kann nicht leicht eine andere Folge haben, als daß die beſcheidenen Zuſchauer vor einer Privatbühne ruhig bleiben, wo ſie lachen ſollten; im Rührenden und Tragiſchen aber kann es unglücklicher Weiſe begegnen, daß ſie wider ihren Willen lachen, wo ſie weinen oder erſchrecken müßten. Endlich iſt auch der zwiefache Umſtand nicht zu überſehen, daß beim Komiſchen die Wirkung des Gelingens ein lautes und unzweideutiges Zeichen hat, und daß hier in der Regel die Unbiegſamkeit des Stimmorgans der Wirkung minder nachtheilig iſt.

Nichts deſto weniger hat die Sache auch ihre Kehrſeite. Wenn die Zuſchauer gebildete ſind, ſo ſieht der Komiker vor einem Geſchmacksgericht, welches um ſo ſtrenger urtheilt, je weniger die Wirkung des Komiſchen überhaupt dazu geeignet

iſt, die Gemüthsruhe der Richter zu ſtören, und einen, den Verſtand beſtechenden Antheil zu erregen. Das Rührende und Tragiſche hingegen reißt, oft nur halb gelungen, hin, und wenn nur erſt eine Thräne gefloſſen iſt, ſo folgen ihr leicht ein Paar Hundert andere nach. Die Wiederholungen des Gelächters aber ſind in der Regel nur um den theuern Preis einer beſtändigen Abwechſelung und einer progreſſiven Steigerung der komiſchen Kraft zu haben, welches ſich unter andern daraus abnehmen läßt, daß das allerlächerlichſte Koſtum gewöhnlich nur bei ſeinem erſten Erſcheinen, der witzigſte Einfall ſelten mehr als einmal, und das fein Komiſche, wenn es auf das Poſſenhafte ſolgt, wenig oder gar nicht wirkt. Der Grund dieſer Verſchiedenheit liegt vielleicht in der phyſiſchen Organiſation des Menſchen. Lachen iſt, pathologiſch zu reden, ein ſpaſmiſcher Zuſtand, eine Anſpannung, welche in der Reaction eine verminderte Reizbarkeit zurücklaßt. Weinen iſt ein aſthenischer, eine Abſpannung, die ſich gern von ſelbſt vermehrt, bis eine Erregung eintritt. Daraus mag es auch zu erklären ſeyn, daß wiederum das Rührende leichter iſt, als das Tragiſche. Jenes iſt blos Krankheit; dieſes Krankheit und Heilung zugleich. Dort kommt es blos darauf an, die Abſpannung hervorzubringen; hier

ſoll die Aſthenie auch wiederum gebrochen, oft durch das Gewaltmittel des Schreckens gebrochen, und in die höchſte Sthenie verwandelt werden, deren der Menſch fähig iſt, indem er die Feſſeln ſeiner ſinnlichen Triebe zerbricht. An dieſer Klippe pflegen die Prieſter der Bühne häufig zu ſcheitern.

Abgeſehen von der Wirkung dürfte übrigens bei gleichem Grade des Gelingens das ächt Tragiſche den meiſten, das bloß Rührende den mindeſten Genuß für den Spieler abwerfen. Jenes ergötzt, indem es in uns das Gefühl eines unendlichen, ſittlichen Vermögens weckt; dieſes läßt uns genau genommen nichts beſſeres, als die Wolluſt einer Erſchlaffung empfinden, in ſo fern nicht etwa die Rede von derjenigen Art Rührung iſt, die man erregen kann, ohne ſie ſelbſt zu fühlen, indem ſie mehr eine Wirkung der dargeſtellten Situation, als der Rolle iſt.

Bevor ich dieſen Abſchnitt ſchließe, ſollte ich vielleicht noch davor warnen, daß man für eine Rolle, die im Ganzen über unſere Kräfte geht, nicht durch Prachtſtellen oder glänzendes Koſtüm ſich beſtechen laſſe. Aber ich unterlaſſe es, beſonders um den Frauenzimmern nicht zu mißfallen, und ſie nicht irre zu machen. Bei ihnen kommt in der Regel wenig darauf an, wodurch eine

Rolle sie anzieht. Eine Kleidung, worin sie sicher sind, zu gefallen, macht sie bisweilen zu der schwersten Rolle geschickt. Sie legen, so zu sagen, das Talent in der Garderobe an.

Nützlicher glaube ich den Anfängern zu werden, wenn ich sie gegen Rollen warne, in denen sie gleich Anfangs, im Gedankenspiele, sich außerordentlich wohlgefallen. Solch ein plötzliches und außerordentliches Wohlgefallen ist selten künstlerischer Natur. Es ist in den meisten Fällen entweder das Symptom einer persönlichen Eitelkeit, welche, auf der Bühne hervortretend, leicht mißfallen kann, oder es ist die Folge einer subjektiven Leichtigkeit der Rolle, welche späterhin eine gewisse Kälte für die künftige Leistung erzeugt, weil die intellektuellen Kräfte nicht Beschäftigung genug finden. Wo gar keine Schwierigkeiten zu bekämpfen sind, da ist auch keine Begeisterung, kein Kunstgenuß zu erwarten.

Man würde mich inzwischen gewaltig mißverstehen, wenn man die Rücksichten, die ich in diesem Abschnitt empfohlen habe, bei der Annahme oder Abweisung einer jeden Rolle eintreten lassen wollte. Sie gelten nur von den ersten Schritten auf der theatralischen Laufbahn, und müssen in der Folge den Pflichten der Gesellig

keit weichen. Immer nur zuſagende Rollen ſpielen wollen, wäre ein Grundſatz, der ſo ziemlich die Privatbühne zur Unmöglichkeit machen würde. Wer unfähig iſt, in der Beförderung fremden Genuſſes eignen Genuß zu finden, taugt überall wenig oder gar nicht in einen geſelligen Verein.

V.

Vom Einſtudiren der Rolle.

Wenn man auf dem Wege vom Wunſche zum Genuſſe die beiden Stationen der eben beſchriebenen zwiefachen Selbſtprüfung paſſirt hat, ſo gelangt man an den ſteilen Alpenpaß des Einſtudirens. Schauſpieler vom Handwerk*) geben dieſen vornehmen Namen gewöhnlich dem Auswendiglernen, während ſie die Darſtellung ſelbſt mit dem gemeinen Ausdrucke: eine Rolle liefern, bezeichnen. Ich möchte für dasjenige, was ich vom Geſchäft des Einſtudirens, als einem Mittel zum Vergnügen am Spiel, verlange,

*) Ich verſtehe darunter diejenigen, welche die Sache wie ein Handwerk treiben.

die Bezeichnung verſchlagen: ſich zum Herrn und Meiſter ſeiner Rolle machen.

Flüchtig, wie die Schatten ziehender Wolken, ſind die Gebilde unſerer Einbildungskraft. Tauſende gehen in dem Künſtler vorüber, ohne zur Darſtellung zu kommen, weil er ſie nicht lange genug feſthält, um mit ihnen vertraut zu werden, ſie auszubilden, ſich dafür zu erwärmen, und endlich ſie zu verſinnlichen. Soll es in Fällen, wo Ausbildung und Darſtellung Zeit erfordern, wirklich bis zur letzteren gedeihen; ſo muß nothwendig das Gedächtniß ſich in die Sache miſchen, welches zwar nicht, wie die Phantaſie, zu erſchaffen, deſto beſſer aber feſt zu halten, und aufzubewahren verſteht. Ohne den Mitgebrauch dieſer Geiſteskraft kann der Künſtler nicht ſogleich Herr ſeines Gegenſtandes werden; ohne ſie kann er dasjenige, was die Phantaſie in beliebiger Ferne ſeinem Begehrungsvermögen verhält, nicht in einen Gegenſtand ruhiger und dauernder Betrachtung verwandeln; ohne ſie würden bei Verfertigung von Kunſtwerken Verſtand und Urtheilskraft niemals eine Stimme haben, der Gegenſtand würde den Künſtler nach dem Geſetz des blinden Triebes beherrſchen, und die Darſtellung, wenn es ja dazu käme, würde werden, was ſie eben könnte, nicht was der

Darſteller wollte. Wenn aber der Künſtler mit der Macht ſeines Willens die flüchtige Erſcheinung bannt, und dieſelbe, in allen ihren weſentlichen Zügen aufgefaßt, in dem Gedächtniſſe niederlegt; ſo hat er ſich ihrer bemeiſtert. Er kann, ſo oft er will, ſie wieder in die Werkſtatt der Einbildungskraft bringen, ſie abändern und fortbilden, ihre neue Geſtalt mit der alten vergleichen, und während dieſes innerlichen Strebens nach Vollkommenheit des Gedankens ſogar ſchon die Ausführung deſſelben in der Natur beginnen. Der Dichter, der Maler, der Bildhauer, der Muſikus können bei dieſem Geſchäfte dem Gedächtniſſe mit Feder und Zeichenſtift zu Hülfe kommen, und auf dieſe Weiſe ſelbſt dasjenige feſſeln, was dem Gedächtniſſe wieder zu entfallen in Gefahr wäre. Der Schauſpieler muß, den dürftigen und unſichern Beiſtand des Einbläſers abgerechnet, im entſcheidenden Augenblicke auf das Gedächtniß allein ſich verlaſſen, und darf daher keine Mühe ſcheuen, ihm die ganze Rolle eben ſo feſt, als vollſtändig einzuprägen.

Ich wage es nicht, zu tadeln, daß man hierbei den Anfang mit Auswendiglernen der Worte mache. Das Gedächtniß iſt an dieſe Operation am meiſten gewöhnt, und die Worte können al-

lenfalls die Dienſte eines Fadens leiſten, an welchen die Vorſtellungen von den Handlungen, die ſie begleiten ſollen, ſich in der Folge anreihen laſſen. Inzwiſchen hab' ich ſelbſt dieſe Methode nie verſucht, weil ich nicht einmal in der Zeitfolge des Einlernens trennen mochte, was in der Darſtellung innigſt vereint erſcheinen ſollte. Auch finde ich kaum die Möglichkeit in mir, Worte auswendig zu lernen, bevor ich mich entſchieden habe, wie ich dieſelben ſprechen will, und darüber werde ich, was das Sprechen auf der Bühne betrifft, nicht leicht vollkommen einig mit mir, wenn ich mir nicht zugleich die Begleitung derſelben mit Mienen, Stellungen und Bewegungen hinzudenke. Ich pflege daher dieſe Begleitung dem Gedächtniße gleich mit anzuvertrauen; wenn gleich nichts mit dem ſtillen Vorbehalte, daran zu ändern, und nach dem Bedürfniß und der Eingebung des geltenden Augenblickes davon abzuweichen.

Welcher Methode man aber auch den Vorzug gebe, immer wird man ausgehen müſſen von dem Studium des ganzen Stücks, indem dadurch das richtige Auffaſſen jeder Rolle bedingt iſt, die in das Stück auf irgend einem Punkte weſentlich eingreift.

Der Dichter hat (vorausſetzlicher Weiſe) von

der darzuſtellenden Perſon eine Vorſtellung ſich gemacht, hat mit dem Daſeyn derſelben im Stück eine gewiſſe Wirkung beabſichtiget, und beides durch die Worte und die Anmerkungen der dramatiſchen Dichtung kenntlich zu machen geſucht. Der Schauſpieler faßt die Rolle getreulich auf, indem er jene Vorſtellung und dieſen Zweck ergründet, und die eine wie den andern zu den ſeinigen macht. Inzwiſchen ſoll er darum ſich keinesweges zum pedantiſchen oder ſclaviſchen Kopiſten des Dichters verdingen. Es iſt ihm unbenommen, die fremde Schöpfung ſeinem eigenen Geſchmacksgericht zu unterwerfen, und ihre Wiedergeburt in ſich und an ſich mit künſtleriſcher Freiheit zu beginnen. Wenn dieſe Freiheit nicht etwa gar die Bedingung von dem wahren Leben des Spiels iſt; ſo iſt ſie wenigſtens die Bedingung des höchſten Kunſtgenuſſes, den das Spiel dem Spieler gewähren kan, und welcher hauptſächlich in dem Gefühl eigner Schöpferkraft beſteht. Da poetiſche Zwecke über die Wahl der Mittel nicht ſo ſtrenge wie mathematiſche entſcheiden, indem hier die gebogene Linie oft der beſſere Weg zum Ziele iſt; ſo läßt jede Rolle zum Gebrauche jener Freiheit einen gewiſſen Spielraum, den der Spieler ohne Gefahr für den Erfolg in eben dem Maaße erweitern kan, jemehr

er ſelbſt Dichter, und mithin im Stand iſt, das jenige, was er ſeinem Vorbilde nimmt, aus ſeinen eigenen Mitteln zu erſetzen. Regeln laſſen ſich darüber wenig oder gar nicht geben; alles beruht hier auf einem gewiſſen Takt, den die Natur gegeben, und die Geiſtesbildung geſchärft haben muß. Wer ihn beſitzt, der hat den großen Vortheil, in vielen Fällen, wo ſeine Individualität den Gedanken des Dichters ſich nicht fügen kann, die Rolle ſeiner Individualität anpaſſen zu können. Wem er fehlt, der iſt oft um eines einzigen Momentes willen der ganzen Rolle nicht gewachſen. Nur vor Einem Fehler will ich warnen, weil er oft auch von talentvollen Leuten begangen wird. Er heißt das Iſoliren der Rolle. Die Rolle iſt, den Fall des Monodrams ausgenommen, immer nur eine Partie im Gemälde des ganzen Stücks. Man ſchaffe ſie in die vortrefflichſte Einzelheit um, ſie wird immer im Spieler wie im Zuſchauer ein Gefühl von Unbefriedigung zurücklaſſen, wenn ſie nicht im Einklange mit dem Ganzen ausgeführt iſt. Hat hingegen der Dichter ſelbſt dieſen Fehler begangen, ſo kann es dem Spieler ein außerordentliches Verdienſt gewähren, ihn zu verbeſſern, wenn er Talent genug hat, die mit dem Ganzen disharmonirenden Vortrefflichkeiten gegen harmonirende auszutauſchen.

Daß er hierbei an dem Texte des Stücks auch nicht verzerren darf, iſt ein praktiſches Geſetz für öffentliche Bühnen, deſſen Unverletzlichkeit bei Privatbühnen durch die größere Leichtigkeit des Einverſtändniſſes, und durch den Wegfall polizeilicher Rückſichten nicht ſelten aufgehoben wird.

Indeſſen kann man hierbei ſeinen Einſichten und ſeiner Dichtungskraft nie genug mißtrauen. Die Sache beſſer verſtehen wollen, als der Dichter, iſt eine Erbkrankheit der Schauſpieler. Unwiſſenheit und Unverſtand ſind ihr am meiſten unterworfen. Daher zum Theil die unſinnigen Verſtümmelungen der Dichtung, daher die fratzenhaften Verzerrungen ihrer Darſtellung, welche dem Schatten eines menſchlichen Profils gleichen, der von ſchiefwinklicher Beleuchtung auf eine unebene Wand geworfen wird.

Die Auffaſſung ſey übrigens getreu oder umfaſſend, man darf ſie auf keinen Fall für ein Geſchäft anſehen, welches vor dem Anfange des Einſtudirens ſich vollkommen abſchließen läßt. Das aufgefaßte Bild bleibt auch während des Einſtudirens, während der Proben, ja während der Darſtellung ſelbſt der Kritik des Spielers und der Abänderung unterworfen; denn bis zu dem Augenblicke der Aufführung kann ſeine Einſicht in den Sinn des Dichters wachſen, und

das Gefühl eigner Schöpferkraft sich regen. Der wahre Künstler schließt mit sich selbst nur im Augenblicke der unwiderruflichen Ausführung ab, und eben darin liegt ein Genuß, welcher die Mühseligkeit der Vorarbeiten versüßt.

Bis hieher kan der Schauspieler in seiner Vorbereitung **allein** gehen; den nächstfolgenden Schritt muß er in Gesellschaft seiner Mitspieler thun. Er heißt die **Leseprobe**. Ich rede nicht von derjenigen, die bei den meisten öffentlichen Bühnen eingeführt ist, wo die Schauspieler zusammen kommen, um ihre, nach der leidigen Methode der **Stichwörter** ausgeschriebenen Rollen mit dem Soufflirbuche zu vergleichen.*) Die Ge-

*) Das Ausschreiben der Rollen nach der **Stichwörter**-methode ist hauptsächlich Ursache an der jämmerlichen **Handwerksmäßigkeit**, welche auf der Deutschen Bühne herrscht. Der Schauspieler bekommt nichts, als was er zu sagen hat, geschrieben in die Hand; er kann es beim Einstudieren in seinem Zimmer mit den Reden seiner Mitspieler nicht zusammenhalten; er ist oft nicht einmal im Stande, es [illegible] zu **verstehen**, und es ist [illegible] schon aus diesem Grunde nicht zu verwundern, daß das Ganze [illegible] der Bühne meist eine [illegible] wird, wo das gemeine Verhältniß aus lauter Stücken aus einzelnen **Reden** zusammengesetzt. Sollte es denn [illegible] nicht [illegible] sein, wenn eine verständige Direction jedem Künstler die Stücke, worin er zu spielen hat, **vollständig** abschreiben ließe?

ſchäft kann eben ſo gut von einigen im Collationiren geübten Copiſten vollzogen werden, und würde bei Privatbühnen oft ganz überlei ſeyn, weil die meiſten Mitglieder die Stücke ſich anſchaffen, in denen ſie Rollen übernommen haben. Die Leſeprobe, welche ich meyne, hat einen ungleich wichtigeren Zweck. Da die Rolle bloß Theil eines Kunſtwerkes iſt, in welchen die übrigen Theile bald bedingend, bald modificirend eingreifen; ſo ſtößt man beim Verſuche der Auffaſſung gewöhnlich auf eine Menge von Momenten, über deren beſte Ausführung man nicht mit ſich einig werden kann, bevor man weiß, wie die Mitſpieler, deren Rollen in dieſe Momente eingreifen, dieſelben aufgefaßt haben. Dies ſoll man in der Leſeprobe erfahren. Sie muß mithin ſeyn eine mit Phantaſie unternommene Aufführung des Stücks in lebendiger Rede vom Blatte weg (à livre ouvert), wobei man zugleich über das künftige Zuſammenſpiel ſich möglichſt mit einander zu verſtändigen ſucht. Nur die letztgedachte Nebenabſicht, welche hin und wieder Unterbrechungen des Leſens nöthig macht, unterſcheidet ſie von dem Vorleſen mit vertheilten Rollen, wodurch Kunſtfreunde, welchen Zeit und Mittel zu einer vollſtändigen Aufführung fehlen, einander den Genuß an Meiſter-

ſtäben der dramatiſchen Dichtkunſt zu erheben ſuchen, indem ſie ſich zwar die wirkliche Handlung, welche die Phantaſie erſetzen muß, und das Auswendigſprechen der Worte, welches die ausgeſchriebene Rolle oder das Buch entbehrlich macht, aber keineswegs die ſorgfältige Vorbereitung auf den zweckmäßigſten Vortrag der Reden erlaſſen. So behandelt, iſt die Leſeprobe weniger eine Vorarbeit, als ein Vorgenuß der Aufführung, welcher außer der wechſelſeitigen Verſtändigung auch noch von beſonderm Nutzen für jeden Einzelnen iſt.

Auf dem Papier erſcheint der Dialog in der Geſtalt einer Reihe von Wechſelreden, und während der Eine ſpricht, ſcheinen die andern nicht da zu ſeyn, oder zu ſchlafen. Anders im geſelligen Leben iſt das andere, ſobald zwei Perſonen ſich mit einer gewiſſen Lebhaftigkeit unterreden. Zwar pflegt der Eine zu ſchweigen, während der andere redet; aber er drückt es durch die ſtumme Sprache der Mienen, Stellungen und Bewegungen aus, was während der Rede des andern in ſeinem Geiſt' oder in ſeinem Gemüthe vorgeht. Was dort natürlich iſt, das wird auf der Bühne nothwendig. Keine der im Spiel eines gegebenen Momentes begriffenen Perſonen ſoll ſtumm ſeyn. Wo der Mund ſchweigen muß, ſoll die

Geſtalt reden, oder ihre That; denn eben dadurch ſoll ja die Darſtellung auf der Bühne über die Darſtellung auf dem Papiere ſich erheben, daß ſie mehr ausdrückt, und mithin in dem Zuſchauer mehr Gedanken und Empfindungen anregt, als dieſe. Nur was in Worten ſich ausdrücken ließ, hat der Dichter auf dem Papiere gegeben, und die dürftigen Anmerkungen, wozu er ſich den Raum vergönnte, betreffen meiſt nur das Spiel des eben Redenden, ohne ſich über den ſtummen Ausdruck der Zuhörenden zu erklären. Daran hat der Dichter oft gar nicht gedacht, weil ſeine Phantaſie ausſchließlich mit dem Sprechenden beſchäftiget war. Es iſt mir nicht wahrſcheinlich, daß Shakespear, während er Hamlets Rede an die Königin: Seht hier auf das Gemälde, und auf dies *) — dichtete, ununterbrochen die Königin vor Augen hatte. Gleichwohl muß die Königin ununterbrochen ſpielen, während Hamlet ununterbrochen redet.

Die Natur hat dafür geſorgt, den Schauſpieler daran zu mahnen, daß er auf dieſe Art ſtummen Zwiſchenſpiels denke. Es gibt keine peinlichere Verlegenheit für ihn, als die, während der langen Rede eines andern nicht zu wiſſen, was

*) Akt 3. Sz. 4. bei Schlegel.

er mit ſich anfangen ſoll. Es kommt ihm vor, als blickte das ganze Publikum nur auf ihn, und ſähe, daß er eben nichts, oder etwas Albernes ſä. Gleichwohl iſt es ſchwer, mit der Einbildungskraft dieſes ſtumme Zwiſchenſpiel im einſamen Zimmer zu erſtwingen. Meiſtentheils wird es bedingt von der Rede des Andern. Man muß ſie alſo ſich verleſen oder verdenken. Dieſe Beſtätigung nimmt die Phantaſie für die Rolle des Andern in Anſpruch, und erſchwert es ihr, für die Ausbildung der eignen thätig zu ſeyn. Die Leſeprobe hebt dieſe Schwierigkeit. Die Rede, die wir auszuhalten haben, wird ohne unſer Zuthun abgeleſen, eine fremde Stimme ſchlägt an unſer Ohr, und wir gewinnen Raum und Kraft, unſer ſtummes Zwiſchenſpiel uns vorzuſtellen, und es der Rede ſowohl als der Art, womit ſie vorgetragen wird, anzupaſſen. Daß dieſe Art in der Folge ſich ändern kann, ſchadet nicht; denn unſere Vorſtellung kann es auch. Das ganze Theaterſpiel iſt eine fortlaufende Wechſelwirkung, die ſich im Voraus nicht mit mathematiſcher Genauigkeit berechnen läßt. Alles kommt darauf an, daß man die Gränzen ihrer Wandelbarkeit kennen lerne, um auf die möglichen Abweichungen von der Normallinie möglichſt gefaßt zu ſeyn.

Mit der eben beſchriebenen Leſeprobe kann zu

gleich noch ein anderer, ebenfalls nicht unwichtiger Zweck verbunden werden, geſetzt auch, daß man, um nicht dem Einen mit den andern zu ſchaden, dieſelbe in zwei Sitzungen theilen, oder mehrere Scenen zweimal vortragen müßte. Es liegt in manchen Fällen dem Spieler daran, zu wiſſen, ob er in einem gegebenen Momente viel oder wenig Raum zur Bewegung, ob er ſeinen Mitſpieler zur rechten oder zur linken, vor ſich oder hinter ſich hat, und wo er überhaupt in der Gruppe von Figuren ſteht, die das Gemälde des Momentes bilden. Man vereinige ſich darüber, man ſchaffe den Leſetiſch und die Stühle bei Seite, man wandle durch eine einſtimmige Vorausſetzung das Zimmer in eine Bühne um, und leſe die Scenen, welche dergleichen Schwierigkeiten darbieten, *ſtehend* und *gehend*. Die künftigen Theaterproben werden dadurch eben ſo ſehr erleichtert werden, als das eigentliche Einſtudiren der Rollen, von welchem ich mir nur noch weniges zu ſagen übrig gelaſſen habe.

Wer Herr ſeiner Rolle werden will, muß alle Scenen, in welchen er ſichtbar oder hörbar mitwirken ſoll, möglichſt vollſtändig *in Gedanken* durchſpielen. Er muß die Worte, welche er zu ſagen hat, ſich anfangs vorleſen, in der Folge aber, wenn ſie dem Gedächtniß eingeprägt ſind,

auswendig sprechen oder sich verdenken. Er muß dabei ununterbrochen den stummen Ausdruck sich vorstellen, womit er sie zu begleiten denkt. Er muß überall, wo er sich im Geiste schweigend erblickt, die Reden und Handlungen der Mitspieler, wenn auch nicht wörtlich und genau, doch in ihren Umrissen und in ihrer Zeit- und Gedankenfolge überdenken, und dabei ebenfalls die Vorstellungen von seinem stummen Zwischenspiel vor dem innern Gesicht vorüber führen. Und er muß endlich dieses alles, Anfangs Stückweise, und zuletzt im Ganzen, so oft wiederholen, bis er es dem Gedächtniß fest eingeprägt, und eine Fertigkeit erworben hat, alle diese Vorstellungen in der eingeübten Reihe in seinem Geiste nach Belieben wiederum aufzuwecken.

Es ist für sich klar, daß hierbei nicht eben viel von den sogenannten Stichwörtern die Rede seyn kann, die mittelst des Ohrs uns erinnern sollen, daß die Reihe an uns ist, etwas zu sagen oder zu thun. Man müßte diesen Begriff, um damit für den bemerkten Zweck auszureichen, ohnehin weit über den gemeinen Schauspielergebrauch hinaus erweitern; man müßte unter Stichwörtern nicht bloß die Schlußwörter fremder Reden, sondern auch alle Mittelwörter verstehen, welche uns an unser Zwischenspiel mah-

nen ſollen; ja man müßte da, wo unſere Handlung, oder der Anfang unſerer Rede nicht auf ein Wort, ſondern auf eine Handlung des andern folgen muß, die Benennung Stichhandlung einführen. Man würde jedoch auch damit noch weit von dem Ziele eines natürlich in einander greifenden Spiels entfernt bleiben. Es giebt unzählige Fälle, wo man, um eine Handlung oder eine Rede mit der erforderlichen Promptheit auf den Schluß einer fremden folgen zu laſſen, auf den Eintritt des geltenden Momentes vorbereitet ſeyn muß. Man denke z. B. nur an das Unterbrechen, an das Einfallen in eines Mitſpielers Rede. Wenn man nicht eher, als bei dem Falle des Stichworts, den Mund dazu eröffnet, oder wohl gar erſt den nöthigen Athem dazu ſchöpft; ſo entſteht ſchon eine widernatürliche Lücke, und der Sinn des Momentes iſt verfehlt, wenn der Mitſpieler nicht die Gewandtheit hat, den Satz, der unterbrochen werden ſoll, über das Stichwort hinaus zu führen. Man muß den Moment voraus wiſſen, wo das Stichwort kommt, und weit entfernt, uns durch deſſen Fall an unſere Handlung oder Rede erinnern zu laſſen, müſſen wir das Beginnen derſelben blos aufſchieben, bis wir es wirklich vernehmen, oder, wenn es eine Stichhandlung iſt, dieſelbe wahrnehmen.

Dieses Gesagtseyn ist unmöglich, wenn wir nicht neben der unsrigen auch die Rollen der Mitspieler in unserer Scene und den ganzen Gang der letzteren im Kopfe haben. Das Einstudiren nach obiger beschriebener Methode macht die leicht, und zwar um so leichter, je besser die Scene geschrieben ist, und je wahrer und natürlicher alles Innere in einander greift. Die mitspielenden Rollen prägen sich alsdann dem Gedächtniß von selbst mit ein, wenn auch gerade nicht mit buchstäblicher Genauigkeit.

Zu ganz besonderer Aufmerksamkeit bei dem Einstudiren empfiehlt sich das Auftreten. Nicht nur das erste ist wichtig, wenn sein Eindruck auf die Zuschauer selbstständig ist; sondern auch jedes folgende, weil es den Auftretenden wieder mit der Handlung verbindet, in welcher er eine Zeitlang fehlte. Man kann das Auftreten im Charakter einer Rolle von dem Auftreten in einer gegebenen Gemüthsstimmung unterscheiden. Jenes hängt von der Auffassung der Rolle ab. Dieses erfordert bisweilen ein ganz besonderes Studium, einen Aufflug der Phantasie über die Gränzen des Stückes hinaus. Die Gemüthsstimmung, welche wir in einer Scene darstellen sollen, wird uns nach der Idee des Dichters bisweilen erst durch die Handlung der Scene selbst

ben. In diesem Falle reicht es hin, im Charakter der Rolle aufzutreten; ja es ist nicht einmal rathsam, bei der wirklichen Aufführung unmittelbar vor dem Auftreten lebhaft an die künftige Gemüthslage zu denken, weil wir sonst leicht mitzubringen scheinen, was wir erst bekommen sollen. In andern Fällen hingegen sollen wir mit einer gewissen Gemüthslage kommen, um entweder damit in den Gang der Scene einzugreifen, oder durch denselben in eine andere versetzt zu werden. Hier ist es nöthig, daß wir unmittelbar vor dem Auftreten uns in dieselbe versetzen, und wir müssen die Fertigkeit dazu wie einen jeden andern Theil unserer Rolle einzuüben suchen. Dis erfordert nicht selten, daß wir uns Verhältnisse und Scenen denken und ausmalen, welche diese Gemüthslage hervorgebracht haben können, obschon der Dichter ihrer gar nicht gedacht, sondern der Phantasie des Lesers diesfalls völlig freien Spielraum gelassen hat. Es sey mir erlaubt, ein Paar Beispiele anzuführen, welche das Verdienst haben, mir eben sehr nahe zu liegen.

Elvire tritt in der Schuld akt. 2. Sc. 4. in einer eifersüchtigen Wuth auf die Bühne. Es kann für die Schauspielerin nicht schwer seyn, sich in die Scene mit Jerta zu versetzen, wo-

durch sie in diese Wuth versetzt worden ist; denn sie beschreibt in der Folge selbst den Gang derselben. Hat sie aber dieses Auftreten nicht auf die bemerkte Art einstudirt; so wird es bloß vom Zufalle abhangen, ob es auf der Bühne einen täuschenden Schein von Wahrheit erhält oder nicht. Mehr Studium erfordert das Auftreten Don Valeros in der letzten Scene des nemlichen Aktes. Die Gemüthslage, welche er mitbringt, ist das Resultat der Ahndungen, womit er den spanischen Boden betrat, und der Richtung, welche sie durch die Vorgänge am Sarge seines Sohnes in Terasa erhielten. Seine eigne Beschreibung von beiden erspart der Phantasie des Schauspielers die Mühe, sich diese Details zu erschaffen, aber er muß sie im Geiste sich vergegenwärtigen lernen, um wahr aufzutreten. Hierbei kann er aber leicht einen Fehlgriff thun. Stellt er sich dieselben aus dem Gesichtspunkte vor, aus welchem er gegen das Ende der Scene, bei seiner Beschreibung davon, sie ansehen muß, nachdem Hugo's Benehmen die Ahndung bereits in einen Verdacht verwandelt und sich selbst zu dessen Gegenstande gemacht hat; so läuft er Gefahr, einen bereits mitgebrachten Verdacht gegen Hugo darzustellen, wo er nach meiner Meinung einen erst entstehenden darstellen soll.

Diese Verwechslung der Vorstellungen ist aber gar leicht geschehen, und es gehört eine gewisse Stärke der Einbildungskraft dazu, beide Situationen scharf zu trennen. Ungleich schwerer noch ist Den Valeros Auftreten im 4ten Akt Sc. 6. Er erscheint in einer Gemüthslage, welche ganz verschieden von derjenigen ist, in welcher er im zweiten Akte die Bühne verließ. Es ist nirgends gesagt, daß in der Zwischenzeit irgend ein äußerer Vorfall ihm begegnet sey, welcher diese Veränderung in ihm bewirkt haben könnte. Sie ist das Resultat des Ganges, der Endpunkt der Richtung, welche seine Gedanken und Gefühle genommen haben. Ich habe meine Ursachen gehabt, die Ergründung dieses Ganges dem Leser zu überlassen, dafern ihm daran gelegen ist, den Charakter des Spaniers zu verstehen, welcher den Zwiespalt der Gefühle in seiner Brust wie eine gemeine Ehrensache durch Zweikampf zu schlichten hofft. Der Schauspieler aber, welcher den Zuschauer hier richtig leiten will, darf das Wie dieses Gemüthswechsels nicht auf sich beruhen lassen; er muß in der Einbildungskraft die furchtbaren Stunden durchleben, welche Valeros durchlebt haben kann, nachdem Hugo den Entschluß ausgesprochen hatte, sich auf das Blutgerüst zu liefern; und er hat hierbei kein anderes

Anhalten, als die poetische Wahrscheinlichkeit, welche in dem Charakter des Mannes liegt, den Vaterliebe, Furcht vor öffentlicher Beschimpfung seines Namens, und eingebildete Verpflichtung zur Rache des ermordeten Sohnes gleich mächtig beherrschen. Ungefähr dieselben Schwierigkeiten, vielleicht jedoch in einem geringeren Grade, finden sich bei dem Auftreten Hugo's in der vierten Scene des letzten Aktes, und Elvirens in der unmittelbar vorhergehenden. Man hat mir, beiläufig, den Vorwurf gemacht, daß die Schauspielerin, welche die Elvire giebt, nothwendig eine schwärmerische Katholikin seyn müßte, um den Moment zu treffen, wo sie vor Jerta wie vor der heiligen Jungfrau niederfällt. Ich denke, er ist ungerecht. Ich bin weder Schwärmer, noch im römisch-katholischen Glauben erzogen. Habe ich mir die Sache denken können, warum nicht auch die Schauspielerin?

Eine Sorgfalt anderer Art fordert das Einstudiren solcher Stellen, wo man Reden von einigem Umfange zu sprechen hat, die von niemand unterbrochen werden. Alles theatralische Leben einer Rede verschwindet, sobald wir sie sprechen nicht wie etwas, das wir eben denken, sondern wie etwas, das wir wörtlich auswendig gelernt haben. Dieses schülermäßige Hersagen aus

dem Gedächtnisse verkündet sich, wenn es auch noch so grammatikalisch richtig ist, dem Gefühle des Hörers durch eine gewisse Monotonie, welche um so unangenehmer wirkt, je öfter der Verfasser der Rede zwischen zwei nebeneinander stehenden Sätzen die Mittelgedanken, welche dieselben in der stetigen Ideenfolge verbanden, unausgedrückt gelassen hat. Diese Mittelgedanken, welche der Dichter sich nicht die Mühe gegeben hat, auszudrücken, weil sie sich leicht errathen lassen, muß die Phantasie des Schauspielers wiederum aufsuchen, und während des Sprechens der vorgeschriebenen Rede sie wiederum mitdenken, wie es der Dichter gethan hat. Nur dis giebt ihm den richtigen Zeitmesser für die zu beobachtenden Stimmpausen in die Hand, und bringt in seinen Vortrag denjenigen Tonwechsel, welcher allem Sprechen aus dem Stegreife eigenthümlich ist. *)

---

*) Was ich hier von unausgedrückten Gedanken behauptete, gilt auch von unausgedrückten Empfindungen. Um nach dem Ausdrucke der einen den Ausdruck der nächsten, welche laut wird, hören zu lassen, muß die Phantasie mit ihren Vorstellungen auch diejenigen in uns erregen, welche dazwischen liegen. Im Puls von Babo z. B. liebt der junge Graf die Braut seines Vaters, den er selbst mit ihrem Werthe bekannt gemacht hatte. Als er

Um mich recht zu verstehen, denke man sich erst das Leichtere, einen raschen, in kurzen Sätzen fortschreitenden Dialog, und dann das Schwerere, einen langen, mancherlei Gefühlswechsel darstellenden Monolog. Der Dialog erhält seinen Anschein von Natürlichkeit dadurch, daß der Gedanke, den der Eine ausdrückt, den darauf folgenden Gedanken des andern zu entzünden scheint. Dieser Anschein giebt sich hier meistens von selbst, weil die Gedanken der verschiedenen

---

im [illegible] der [illegible] die Worte spricht: „[illegible] bricht er [illegible] Himmel, [illegible] für mich zur Hölle ward!" empfindet er den Schmerz hoffnungsloser Liebe. Das [illegible], was er sagt, und die Worte: „Nein, ich schweige; ich [illegible]!" [illegible] er die Kraft, Herr seiner Leidenschaft zu werden, und wär' es auf Kosten seines Lebens. Zwischen diesen beiden Empfindungen, die einander nicht unmittelbar [illegible] können, liegen andere, welche der Schauspieler darstellen muß: den Schmerz über eigenes Unglück [illegible] zu jenem [illegible] durch die Einwilligung der kindlichen Liebe und durch das Gefühl des Schmerzes, in welchen der Vater durch die [illegible] versetzt werden würde. Wenn der Schauspieler in der [illegible] nicht Vorstellungen in sich aufregt, welche ihm diese Empfindungen erregen, so wird er schwerlich für den Ausdruck des Entschlusses den Ton und das Maaß treffen, welche dem Hörer deutlich erklären, wie er dazu gelangte. —

Personen einander zwar nicht erzeugen, aber einander doch wechselseitig im Gedächtnisse aufwecken. Beim Monolog fällt diese äußerliche Wechselwirkung hinweg. Der äußere Dialog verwandelt sich so zu sagen in einen innern, den die verschiedenen Geistes- und Gemüthskräfte einer und derselben Person mit einander führen, und den die Stimme durch angemessenen Ton und Zeitmaaßwechsel versinnlichen soll. Die Vernunft spricht anders, als die Leidenschaft, die Eifersucht anders, als die Liebe, der Zorn anders, als der Schmerz. Ruht der Monolog auf der Voraussetzung eines innerlichen Streites dieser Geistes- und Gemüthspotenzen; so muß die Stimme, wie der stumme Ausdruck des Schauspielers, diesen Streit darstellen, und die Rede muß in dieser Farben-Mischung einstudirt werden, wenn man das Gelingen nicht dem Zufall überlassen will.

Von dem eigentlichen Monolog (Selbstgespräch) unterscheide ich gern den Einspruch mit den Zuschauern, wo der Schauspieler diese zu seinen Vertrauten und gewissermaßen zu seinen stummen, bisweilen auch wohl lautwerdenden, Mitspielern macht. Die Gränzlinie zwischen beiden Gattungen ist mitunter sehr fein. Es hangt in vielen Fällen von der Stimmung des Spielers und in vielen andern von der merkba-

ren Stimmung des Publikums ab, ob es gerathener sey, dieses und jenes als Selbstgespräch, oder als Einspruch mit den Zuschauern vorzutragen. Ich wage daher nicht, darüber irgend eine andere Regel zu geben, als die, daß man beim Einstudiren auf beide Fälle sich gefaßt mache, und dann der Eingebung des Augenblickes folge.

Man wird aus dem bisher Gesagten abnehmen, daß man, um einer Rolle Meister zu werden, unendlich mehr Dinge einzulernen hat, als im Buche stehen, ja daß man viele sogar erst erfinden muß. Der Genuß, welchen hierbei das freie Spiel unserer intellektuellen Kräfte gewährt, ist um so höher in Anschlag zu bringen, da er nicht leicht durch Andere gestört werden kann.

VI.

Von den Proben auf dem Theater.

Herrschaft ist überall in der Welt leichter zu erringen, als zu behaupten. Es ist mit der Herrschaft unseres Geistes über eine Rolle nicht anders. Sobald wir mit derselben, wenn schon nur zur Probe, heraus auf die Bretter unter die Mitspieler und Theaterconsorten treten, stößt der

freie Flug unſerer Einbildungskraft auf allen Seiten an die einengenden Schranken einer dürftigen Wirklichkeit an. Die Theaterprobe hat hauptſächlich den Zweck, daß wir theils dieſe Wirklichkeit bis auf einen gewiſſen Punkt beherrſchen, theils den unveränderlichen Schranken derſelben uns freiwillig fügen lernen. Hierbei kommt es vor allen Dingen darauf an, daß wir uns gegen alle ſtörenden Eindrücke von außen zu waffnen ſuchen, während wir allen befördernden unſer Gefühlsvermögen abſichtlich entgegen tragen.

Es iſt ein gewöhnlicher Irrthum der Anfänger, daß ſie die Theaterprobe für etwas Leichteres, als die Aufführung halten, weil bei jener die Zuſchauer fehlen: Eben das Daſeyn der letzteren iſt es, welches uns eine Gemüthsfreiheit ſicher ſtellen ſoll, die wir in der Probe jeden Augenblik in Gefahr ſind, durch die ſtörende Einwirkung mangelhafter Umgebungen, und durch unſere Zweifel über die mögliche Wirkung zu verlieren. In dem Bewußtſeyn, nach dem Geſetz künſtleriſcher Täuſchung auf Andere zu wirken, entſpringt die Hauptquelle des Genuſſes am Spiel, und dieſe können wir in der Probe uns nicht füglich anders, als dadurch eröffen, daß wir unſere Mitſpieler zum Gegenſtande unſerer Einwirkung machen, ſoweit es die Natur der Sache zuläßt. Es ver-

sieht sich von selbst, daß dis nicht zu einer Angewohnheit werden darf, welche bei der Aufführung unsere Aufmerksamkeit und unser Auge den Zuschauern entziehen, und das leidige Profilspiel herbeiführen könnte, welches dem Publikum Ohren und Nasen statt der Gesichter und ihres Ausdrucks zum Besten giebt. Es muß vielmehr in Hinsicht auf die Art jener Einwirkung zwischen den Mitspielern, mit denen wir eben zu thun haben, und denjenigen, welche für den Augenblick unbeschäftigt sind, unterschieden werden. Die letztern sind in so ferne, als sie ihre Aufmerksamkeit unserm Spiel widmen, ganz eigentlich unsere Zuschauer, wenn sie eben nicht gerade vor der Bühne stehen. Der Antheil, den wir ihnen einflößen, hat, wie bei den Zuschauern, seine Zeichen, welche für die Wirksamkeit unseres Spiels zum Probierstein dienen können, ohne daß deshalb unsere Augen nöthig haben, immer die ihrigen aufzusuchen, um Wohlgefallen darinnen zu lesen. Wichtiger aber ist die Einwirkung auf diejenigen Mitspieler, welche eben mit uns zu thun haben. Mit ihrem eigenen Spiele beschäftigt, können sie dem unsrigen selten viel Aufmerksamkeit schenken, aber sie sind seiner Einwirkung von einer andern Seite hingestellt. Die Wahrheit unseres Spiels kann ihnen behülflich sein, da-

immer tiefer in den Geist ihrer Rollen zu versenken; wir können sie, wo sie nach dem Sinne des Dichters gerührt seyn, erhoben werden oder lachen sollen, wirklich rühren, erheben oder zu lachen machen: wir können, mit einem Worte, durch unser Spiel sie ergreifen, und sie bis auf einen gewissen Punkt gleichsam zwingen, so zu erscheinen, wie ihre Rollen in unserer Einbildungskraft leben. Es bedarf keiner Erwähnung, was diese Einwirkung auf der andern Seite voraussetzt. Wo Anlage, Empfänglichkeit und Talent fehlen, da kann sie nicht gelingen. Gelingt sie aber, so haben wir gerade denjenigen Theil der Wirklichkeit, welcher dem freien Aufflug unseres Genius am meisten hinderlich seyn könnte, unserer Herrschaft unterworfen.

Ich habe bereits oben bemerkt, daß das wahre Leben einer Bühnendarstellung auf einer fortdauernd glücklichen Wechselwirkung beruhet. Indem also der Spieler nach der eben beschriebenen geistigen Herrschaft über seine Mitspieler ringt, muß er sich ihnen zu gleichem Zweke willig hingeben. Er muß Sinne und Gemüth dem Eindrucke ihres Spiels entgegen halten; aber er muß zugleich gerüstet seyn, diesen Eindruck von sich abzuwehren, wenn er das fremde Spiel für verfehlt erkennt. Hierzu giebt es kein

anderes Mittel, als die ſchwere Kunſt, zu ſehen und nicht zu ſehen, zu hören und nicht zu hören, und eine abgeſchmackte Wirklichkeit durch die Macht unſerer Einbildungskraft zu vernichten und zu erſetzen. Ich ſah einſt die Lady Makbeth von einer großen Künſtlerin unübertreflich geben, obſchon neben ihr der Makbeth unausſtehlich ſchlecht dargeſtellt wurde. Wie fingen Sie es an, fragte ich ſie, daß dies miſerable Subject Sie nicht ſtörte? Ich habe, antwortete ſie, auf den Narren gar nicht gehört; der Makbeth, mit dem ich ſpielte, lebt in mir, und wenn ich ein Mann wäre, ſo wollt' ich ihn wohl eben ſo gut darſtellen, als die Lady. Dieſe Anekdote kann mich denen verſtändlich machen, die eine ähnliche Geiſtesgewalt in ſich fühlen. Für die übrigen wäre jede Erklärung verlorene Mühe.

Inzwiſchen darf dieſe Gewalt, uns bei dem Spiel in uns ſelbſt zurück zu ziehen, nicht gemißbraucht, es darf das Verhältniß einer glücklichen Wechſelwirkung nicht aus Geſchmackseigenſinn übereilter Weiſe aufgehoben werden. Das Spiel des andern kan gut ſeyn, und dennoch mißfällig auf uns wirken, weil es gerade nicht mit der Vorſtellung übereinſtimmt, die unſere Einbildungskraft von dem Zuſammenſpiele ſich geſchaffen hat. Darüber muß man in's Klare zu

kommen, und die Disharmonie durch Mittheilung und durch Aufopferung eigner Ansichten auszugleichen suchen. Jenes Zurückziehen in uns selbst ist nur das letzte Mittel, ein Vergnügen zu retten, welches ohne das Verhältniß der oftberührten Wechselwirkung niemals vollkommen seyn kann.

Neben dieser geistigen Reciprocität auf der Bühne findet noch eine andere statt, welche man die körperliche nennen kann, und von welcher ich schon bei Gelegenheit der Leseprobe im Vorbeigehen gesprochen habe. Wenn irgend eine Scene zwischen mehreren Personen im Leben vorgeht; so ist in der Regel jeder Theilnehmer nach allen Seiten hin Herr des Raumes, der ihn umgiebt, in so ferne ihn nicht eben ein anderer einnimmt. Auf der Bühne ist diese natürliche Freiheit, deren Gebrauch im Leben bloß unter dem Gesetz einer conventionellen Schicklichkeit steht, durch den Umstand beschränkt, daß die Scene vor Zuschauern dargestellt werden soll, welche sämmtlich vor Einer Seite des Theatervierecks sich befinden, und von diesem Gesichtspunkt aus die Handlung auf den Brettern wie ein bewegliches Gemählde anschauen wollen, dessen einzelne Figuren nach den Regeln der Malerkunst geordnet sind, und im Stehen sowohl als in der Bewegung einander so

wenig als möglich decken. Durch diesen Umstand wird die Brauchbarkeit der Tiefe des Theaters beschränkt, und die Wichtigkeit der Breite erhöht; es entsteht ein Vordergrund, ein Mittel und ein Hintergrund, und der neue Zweck erweckt auf der Bühne ein Schicklichkeitsgefühl in uns, welches ganz andere Forderungen macht, als wir im Leben zu machen und zu befriedigen gewohnt sind.

Der talentvolle Spieler sieht sich selbst im Geiste aus dem Gesichtspunkte des Zuschauers (s. Abschn. II), und hat ein Vorgefühl des Eindrucks, den er auf denselben machen kann. Je gediegener sein Talent für die Bühne ist, um so bestimmter fühlt er, daß der Zuschauer nicht ihn allein sieht, und daß der Eindruck, den er machen kann, zum Theil von demjenigen abhängt, welchen der Anblick des ganzen Bühnengemähldes zu machen geeignet ist. Es knüpft sich daher an die Vorstellung seines eignen Aussehens eine Vorstellung von dem ganzen Theaterbilde an; er sieht sich an einem bestimmten Orte auf der Bühne, in bestimmten, malerischen Beziehungen zu den übrigen Figuren; er fühlt den Wunsch, diese Vorstellung zu realisiren, und in so fern die Mitspieler von derselben abweichen, empfindet er ihr Daseyn wie eine Schranke, welche seiner Freiheit entgegen steht, weil er diese frem

den Gestalten nicht durch seinen Willen bewegen und festhalten kann, wie die Glieder seines eigenen Leibes. Was hier der eigne Wille nicht unmittelbar vermag, das kann durch Vereinigung, durch Uebereinstimmung zu Stande gebracht werden, welche immer um so leichter herbei zu führen seyn wird, je klärer die sämmtlichen Spieler einsehen, daß gewöhnlich jeder Moment des Bühnengemähldes seine Hauptfigur und seine Nebenfiguren hat. Fehlt diese Uebereinstimmung; so entsteht eine Art von kleinem Krieg um Ort, Raum und Berührung, dessen Vortheile immer auf die Seite der größten Besonnenheit, Geistesgegenwart, Umsicht, und Geistesgewandtheit zu fallen pflegen. Was darüber gesagt werden kann, läuft mehr auf Beispiele, als auf Regeln hinaus. In Hinsicht der Seite, wo ein Spieler neben dem andern stehen soll, hat gewöhnlich der Anwesende über den eben Ankommenden den Vortheil. Es hangt von der Stellung, die er im Momente des fremden Auftretens behauptet, und oft sogar von der bloßen Wendung seines Oberleibes ab, den Kommenden rechts oder links anzunehmen. Ungleich schwerer ist es, dem lästigen Schachbieten auszuweichen, welches manche Spieler in der Gewohnheit haben. Zu umsichtslos, um zu fühlen, wo sie eben stehen sollten, oder zu schüchtern, und zu verlegen mit

ſich ſelbſt, um gern eine auf ſich allein beruhende Figur zu bilden, dringen ſie während ihrer Rede Schritt vor Schritt auf den Mitſpieler ein, klammern ſich auch wohl, wie Kinder, ungeſchickt an ſeinen Arm oder an ſeine Kleidung an; hemmen auf dieſe Art die Freiheit ſeiner Bewegung, wenigſtens in der Theaterbreite, und bleiben, auch nachdem ſie ausgeredet haben, in der bewußtlos eroberten Stellung wie unbewegliche Pflöcke ſtehen, weil ſie die Nothwendigkeit der Veränderung nicht fühlen. Gegen dieſe Leute iſt nichts zu machen, als entweder ſie ſelbſt möglichſt im Schach zu halten, oder dem übrigen allenfalls auf die möglichſt geringſten Roſten der Bühnenſchicklichkeit auszuweichen.

So wie inzwiſchen im Reiche der Kunſt wenig oder nichts unbedingt recht oder falſch genannt werden kann; ſo giebt es auch Momente, die jenes Schachbieten fordern, oder erlauben. Geübte Schauſpieler bedienen ſich dieſer Befugniß häufig, um den Eindruck ihres Abgangs zu verſtärken. Sie nähern ſich dem Mitſpieler, geben mit Nachdruck das Ultimatum des Geſprächs ab, und wenden ſich dann dergeſtalt zum Abgehen, daß die Schulter, welche dem Mitſpieler zugekehrt war, einen Bogen nach den Zuſchauern hin beſchreibt,

und dieſe noch einmal das ganze Geſicht des Abgehenden zu ſehen bekommen. *)

Sonſt iſt in den meiſten Fällen die Beobachtung einer ſchicklichen Entfernung der Geſtalten von einander zu empfehlen. Auf der öffentlichen Bühne iſt es meiſt der Einbläſer, welcher ſie magnetiſch nach der Mitte zieht. Auf der Privatbühne, für welche beſſer und feſter memorirt werden kann, und welche ſelten ſo breit iſt, daß der Souſleur nicht beide Enden derſelben mit der gedämpften Stimme ſollte erreichen können, ſobald er merkt, daß man ſeiner bedarf (denn eher ſollte er überhaupt nie laut werden), muß dieſe Anziehungskraft des Mittelpunktes geringer ſeyn. Ich mache daher nur noch darauf aufmerkſam, daß die, bisweilen ſehr kleine Breite der Privatbühne für den Gebrauch der Spieler ſcheinbar und fühlbar verlängert werden kann, wenn die Spie-

*) Nach wirklichen Abgängen haben die meiſten Schauſpieler von Metier einen wahrhaften Heißhunger, und ſie ſpüren die Kunſt, bei jedem ſolchen Scheiden von der Bühne dem Publikum laute Beifallszeichen abzupreſſen. Da bei Privatbühnen dieſer Zweck wegfällt, ſo treten Anfänger werden hier ſich nicht erlauben, das Spiel durch Händeklatſchen zu unterbrechen; ſo laſſe ich die Kunſtgriffe unberührt, deren ſich dieſsfalls die Hiſtrionen zu bedienen pflegen.

ſich gewöhnen, auf einer krummen Linie zu agiren, die nach Maßgabe des Raumbedürfniſſes gegen die Tiefe des Theaters hin mehr und mehr eingebogen ſeyn kann. Zehn Perſonen, die in der geraden Breitenlinie aufgeſtellt, einander geniren würden, ſtehen bequem im Halbzirkel, der ohnehin den Augen der Zuſchauer angenehmer iſt. Ein Spieler, der raſch von einer Seite zur andern gehen, und doch nicht ſchon mit dem zehnten Schritte dort ſeyn will, kann deren fünfzehn machen, wenn er im Halbzirkel geht, der in dieſem Falle nach Befinden der Umſtände auch nach den Zuſchauern hin gebogen ſeyn kann. Stehen die Perſonen, welche mit einander ſprechen, einander ununterbrochen ſehr nah; ſo entſteht übrigens in Fällen, wo das Geſetz der Natürlichkeit fordert, daß ſie einander anſehen oder mit den Augen meſſen, auch noch der Nachtheil, daß dem Zuſchauer zu viel Geſicht entzogen, oder der Augapfel widernatürlich ſchielend in den Augenwinkel gedrängt werden muß.

Von der geiſtigen und körperlichen Wechſelwirkung unter den Spielern komme ich auf das Daſeyn, den Gebrauch und die Handhabung der ſogenannten Requiſiten. Der Mangel einer Kleinigkeit, eines Briefes, den wir aus der Taſche ziehen, eines Schlüſſels, womit wir einen Schrank

öffnen sollen, kann in eine Verlegenheit setzen, welche die ganze Darstellung vernichtet. Es ist mithin die größte Sorgfalt nöthig, daß alles, was gebraucht wird, am rechten Orte vorhanden sey, und daß dieser Ort, wenn er zumahl außerhalb der Scene seyn muß, gegen unberufene Hände möglichst sicher gestellt werde. Die Mängel der Proben deuten gewöhnlich auf die Maßregeln hin, welche diesfalls genommen werden müssen. Aber nicht genug, daß die Requisiten vorhanden sind, wir müssen uns auch üben, sie besonnen, zweckmäßig und natürlich zu gebrauchen und zu handhaben. Dies ist bisweilen sehr schwer, und erfordert oft eine Einlernung vor der Probe. Es kann nöthig seyn, daß man um eines einzigen Momentes willen bei dem oder jenem Handwerker einen oberflächlichen Unterricht nehme. Aber auch das Leichteste kann ungeübte Spieler in Verlegenheit setzen. Ausschließlich mit dem, was sie sagen wollen, beschäftiget, verlieren sie leicht die nöthige Ruhe und Besonnenheit für das, was sie thun sollen. Sie kommen damit zu früh, oder zu spät, oder gar nicht, oder auf ungeschickte Weise, bloß weil es nicht mehr ausschließlich ihr eigner, sondern ein fremder, meist lebloser Körper ist, den sie bewegen oder sonst gebrauchen sollen. Unglücklicher Weise hindern gewöhnlich hunderter-

lei Umſtände das vollſtändige Vorhandenſeyn der Requiſiten in der Probe. Man muß ſich in dieſem Falle mit möglichſt paſſenden Surrogaten zu helfen ſuchen, muß im Nothfall einen Strickbeutel zur Laterne machen, und einen runden Hut ſtatt einer Suppenſchüſſel auftragen. Etwas Aehnliches gilt auch von dem Koſtüm. Wer in ungewohnter Kleidung zu ſpielen hat, thut wohl, in den Proben ſich daran zu gewöhnen, und beſonders die Hände mit den Taſchen vertraut zu machen. Iſt der rechte Bratenrock, die rechte Weſte noch nicht fertig; ſo werden doch immer andere von ähnlichem Schnitte zu haben ſeyn.

Ein nicht minder wichtiger Gegenſtand für die Aufmerkſamkeit des Spielers iſt die Ausfüllung des Theaterſaales mit der Stimme, welche von dem Ausfüllen mit dem bloßen Schalle wohl zu unterſcheiden iſt. Das Lautſeyn an ſich wirkt dieſem Zweck' oft gerade entgegen, oder ſtört die Erreichung anderer Zwecke. Eine ſorgfältige, deutliche Ausſprache jedes Wortes und jedes Buchſtaben (beſonders der Mitlauter) welche mit einer ſinngemäßen und natürlichen Betonung gar wohl ſich verträgt, iſt in dieſer Hinſicht unerläßlich. Ein bloßes S kann ſo vernehmlich zwiſchen der Zunge und den Zähnen hervorgebracht werden, daß man es in dem geräumigſten Saale überall hört.

Dadurch wird es möglich, auch in denjenigen Fällen verständlich zu bleiben, wo man die Stimme dämpfen, d. h. der Aussprache der Selbstlauter den Metallklang nehmen muß. Metrische Stücke gewähren hier großen Nutzen, indem sie die Spieler von dem nachläßigen Redetone des gemeinen Lebens abziehen, welcher auf der Bühne besonders durch das Wegwerfen der Endworte unangenehm wird. *) Daß auch das mehr erwähnte Profil-

---

*) Die Histrionen sind dem metrischen Drama meist abgeneigt, weil das Metrum sie hindert, die Bildungsmängel ihrer Individualität mit dem täuschenden Schein' einer Dorfschenken mäßigen Natürlichkeit zu bedecken. Ihre Unbeholfenheit, im Umgange mit dem Reim besonders, ist über alle Beschreibung. Sie haben keinen Begriff davon, daß auch die Poesie mit ihrem Zeitmaß' und Tonfalle Natur sey, und auf Schillers Frage:

„Also eure Natur, die erbärmliche, trifft man auf euren
„Bühnen, die große nur nicht, nicht die unendliche an?"

muß im Durchschnitt Deutschland mit einem beschämenden Ja antworten. Auf der Privatbühne gebildeter Stände fällt der Grund dieser Erscheinung weg: die Spielenden sind an dasjenige, was Iffland Verstragödie nannte, durch Lectüre gewöhnt, und da sie auf den Brettern dem leidigen Conversationstone, der sie langweilend vom Frühstück bis zum Abendessen verfolgt, eben gern entfliehen wollen, so weiß ich ihnen nichts besseres, als — das Metrum zu empfehlen. Ueber den

ſpiel der Vernehmlichkeit ſchadet, bedarf keiner Erwähnung. Ueberhaupt werden Anfänger gewöhnlich darum ſchlecht verſtanden, weil es ihnen unnatürlich ſcheint, mit Perſonen, die ihnen ganz nahe ſtehen, lauter und anders als im Zimmer zu reden. Ich möchte ihnen im Allgemeinen empfehlen, ſo zu ſprechen, wie man pflegt, wenn man will, daß unſer Geſpräch nicht blos von den Theilnehmern deſſelben, ſondern zugleich von einem entfernt ſtehenden Dritten vernommen werde. In der That iſt das ja auf der Bühne die Abſicht, und man darf nur derſelben ſtets immer bewußt bleiben. In dieſe Art zu ſprechen hab' ich eine talentvolle Anfängerin durch ein ſehr einfaches Mittel gewöhnt. Ich verließ in der Probe, in einem Dialog mit ihr, das Theater, ſtellte mich auf einen entfernten Zuſchauerplatz, und ſprach ſo die ganze Scene mit ihr durch.

Was inzwiſchen die Verſtändlichkeit der Rede am unfehlbarſten befördert, iſt ſo leichten Kaufes freilich nicht zu haben. Es iſt ein wahres und auf

---

Vortrag der Verſe, und insbeſondere über die Vermählung des Rhythmus mit der Natürlichkeit der Rede und der Handlung, über Reim, Cäſur, Versbau (Enjambement) u. dergl. ſiehe man mein Theaterleben, Bd. I der Vermiſchten Schriften, und das Büchlein Vers und Reim auf der Bühne, in der Cottaiſchen Buchh. 1827.

druckvolles Spiel mit den Augen, der Miene, den Geberden und der Modulation, wodurch die begleitende Rede der gefeſſelten Aufmerkſamkeit des Zuhörers erklärt wird. Wenn dieſer nur verſteht; ſo pflegt er ſich wenig darum zu kümmern, ob er dieſen Vortheil ſeinen Ohren oder ſeinen Augen verdanke. Es iſt unglaublich, wie weit man bei gefeſſelter Aufmerkſamkeit der Hörer mit dem Schwindenlaſſen der Stimme gehen kann. Die waltende Stille ſchärft in ſolchen Momenten ihr Gehör dergeſtalt, daß ſie, ihren eigenen Athem anhaltend, den Athemzug des Spielers vernehmen, oder doch zu vernehmen glauben.

Alle dieſe Schwierigkeiten müſſen in den Proben beſiegt werden, um für die Aufführung die nöthige Gemüthsfreiheit zu gewinnen. Die Anzahl der Letzteren kann daher keiner feſten Regel unterliegen. Erſprießlich hab' ich es immer gefunden, daß eine letzte Probe den Abend vor der Darſtellung ſtatt finde; doch darf ſie, meiner Erfahrung nach, nicht mehr eine mit Anſtrengung unternommene Uebung, ſondern blos eine möglichſt ruhige Wiederholung des Eingeübten ſeyn, wobei die Kraft des Geiſtes und des Körpers möglichſt geſchont, und das Eingeübte nicht ſowohl vollſtändig ausgeübt, als vielmehr gelaſſen angedeutet wird, um ſich und an-

der zu überzeugen, daß nichts Wesentliches dar-
ten vergessen worden sey. Dieser Methode bedie-
nen sich die Schauspieler vom Metier gewöhnlich
bei schon aufgeführten Stücken den Vormittag vor
der Darstellung, wo sie unfehlbar sehr übel thun
würden, Kräfte zu verschwenden, die sie den Abend
nöthiger brauchen, oder Zweifel in sich aufzuregen,
die in der kurzen Zwischenzeit nicht füglich mehr
gehoben werden können. Iffland hat es irgendwo
treffend ausgesprochen, daß man von einer Dar-
stellung nie zu viel Zweifel mit hinwegnehmen,
aber nie zu wenig zu derselben mitbringen könne.
Der Glaube an uns selbst versetzt hier Berge.

VII.

Von der Aufführung.

„Der höchste Genuß," sagt Schiller in der
Vorrede zu der Braut von Messina, „ist die Frei-
heit des Gemüths in dem lebendigen Spiel aller
seiner Kräfte." Auf jenen Genuß ist es hier
abgesehen, und diese Freiheit ist es, welche
der Spieler, der sich auf den Brettern sucht, mit
bringen und zu bewähren haben muß. Den Fein-
den, die er diesfalls in den Proben zu bekämpfen
lernen mußte, treten bei der Aufführung gewöhn

lich drei neue entgegen: das Ankleidezimmer, die Lebhaftigkeit des Triebes und die Zuschauer.

Schon im Leben kann das Geschäft des Ankleidens durch Mangel an Ordnung, Bequemlichkeit und Zeit sehr peinlich werden, und wer sich, wie z. B. junge Frauenzimmer zum Balle, mit Phantasie (mit Vorstellung eines gewissen Effektes) anzieht, den können die kleinsten Sünden des Schneiders und Schuhmachers, der Putzmacherin, des Friseurs, in grosses Aergerniß bringen. Bei dem Ankleiden zur Darstellung auf der Bühne findet das alles in erhöhtem Grade statt. Die Phantasie fühlt sich hier berechtiget, die eigensinnigsten Forderungen zu machen, und man muß daher im Voraus für die Mittel sorgen, dieselben mit Vollständigkeit und Leichtigkeit zu befriedigen. Am sichersten geht man, wenn man vorher zu Hause sich einmal völlig ankleidet, und die einzelnen Theile des Kostüms zum künftigen Transport in das Ankleidezimmer genau in der Ordnung einpackt, in welcher man sie wieder ablegt. Das wichtigste bei der Metamorphose im Ankleidezimmer ist die Gesichtsmalerei; eine Kunst, die ihr eigenes Talent und ihre eigne Uebung erfordert, und worüber sich im Allgemeinen wenig sagen läßt, weil dabei sehr viel auf die Beschaffenheit der Erleuchtung der Bühne, und auf andere

Umstände ankommt, die bei Privatbühnen fast überall anders sind. Wer hierzu einer fremden Hand sich bedienen muß, wird in gewisser Hinsicht immer nur ein halber Schauspieler seyn.

Je bestimmter die Ansprüche sind, welche eine Rolle an die äußerliche Schale der Person macht, die sie darstellen soll, um so mehr nimmt die Verwandlung im Ankleidezimmer den Charakter einer besondern, vorläufigen Kunstschöpfung an. Betrachtet der Selbstverwandler sich im Spiegel, und findet er sein Werk befriedigend; so pflegt nicht selten der Trieb nach dem Genuße der Darstellung mit einer Lebhaftigkeit sich zu regen, welche, wie alle Begierden, die Freiheit des Gemüthes aufheben kann, auf deren Erhaltung hier alles ankommt. Es ist die Sache des Charakters, diese an sich sehr heilsame, begeisternde Lebhaftigkeit des Triebes nicht zur Gemüthsaffektion heranwachsen zu lassen, und in diesen Momenten die Einbildungskraft mehr mit der Vorstellung von der Mühe der Darstellung, als mit der Vorstellung von unserem Genuße daran zu beschäftigen.

Die Zuschauer sollen diesen Genuß durch ihren Mitgenuß erhöhen; sie sollen Zeugen unserer Leistungen, und durch ihren Mitgenuß Bürgen unseres Gelingens seyn. Dazu sind sie geladen. Es ist mithin hier auf ein neues Verhältniß

von Wechselwirkung abgesehen, in dessen Wellen der Spieler seine künstlerische Freiheit zu behaupten hat. Schon die bloße Vorstellung einer versammelten Menge pflegt auf den Anfänger mit einer niederdrückenden und beunruhigenden Gewalt zu wirken: der Anblick der Wirklichkeit erhöht diese Wirkung. Neulinge in der Welt werden von einer gewissen Aengstlichkeit befallen, so oft sie in eine zahlreiche Gesellschaft treten. Die Blicke, welche auf die sich öffnende Thür gerichtet sind, kommen ihnen wie so viel Spieße vor, die ihnen den Eingang wehren möchten; sie wagen es nicht, einem davon mit den Augen zu begegnen, wenn sie von der begrüßenden Verbeugung sich aufrichten, und wer sie zuerst anredet, ist ihnen ein Engel vom Himmel. Gegen diesen Stein des Anstoßes gehalten ist es ein Fels, was der Neuling auf der Bühne zu übersteigen und gleichsam unter sich zu bringen hat. Vom Wirbel bis zur Sohle ist er den Blicken einer Versammlung bloßgestellt, welche gekommen ist mit dem Anspruche, daß er ihr Vergnügen mache. Jeder Fehler, den er macht, wird Augen finden, die ihn bemerken, und die Verlegenheit, in welche ihn dieses Gefühl versetzt, ist der größte, den er begehen kann. Gegen diese Verlegenheit, von der nur der selbstgenugsame Thor nicht in Gefahr ist befallen zu wer-

den, gibt es keinen andern Schutz, als in der Stärke der Einbildungskraft, die in dem gefährlichen Momente des Auftretens die ganze Empfänglichkeit des Gemüthes und alle Thätigkeit des Geistes für die Rolle in Anspruch nimmt. Der Offizier im Felde kann so angelegentlich mit den Evolutionen seiner Compagnie oder seines Regimentes sich beschäftigen, daß er seine Aufmerksamkeit für das Kanonenfeuer des Feindes übrig behält, und der Kanonier pflegt über dem Bestreben zu treffen, die Möglichkeit zu vergessen, daß er getroffen werden könne. Ein solches Auftreten hat den unfehlbaren Erfolg, die Zuschauer zu ergreifen, die Wirkung davon wird dem Spieler gar bald bemerklich werden, und indem er fühlt, daß die Zuschauer in seinen Händen sind, hat er alle Scheu vor ihnen überwunden. Von diesem Augenblick an ist er frei, und die Bahn ist gebrochen, mit der zuschauenden Versammlung in dasjenige Verhältniß von Wechselwirkung zu treten, welches die Hauptquelle seines Genusses an der Aufführung ist. Alle Beschäftigungen mit der Rolle, welche der wirklichen Aufführung vorangehen, gewähren Genüsse, die in so ferne mangelhaft sind, als das Gelingen des künstlerischen Strebens noch nicht durch die volle Wirkung verbürgt ist. Seiner Einbildungskraft allein überlassen, acht der Künst-

ler bei dieſer ſchwierigen, alle Kräfte zugleich in Anſpruch nehmenden Kunſt immer mit einem geheimen Gefühle von Ungewißheit zu Werke. Sobald er aber auf den Geſichtern der Zuſchauer lieſt, und an der vermehrten Bewegung oder Ruhe unter ihnen abnimmt, daß er auf ſie wirkt, wie er wollte; ſo wirkt dieſe Wirkung auf ihn zurück, ſein Muth wächst, die Phantaſie klimmt vom erreichten Wirklichen ſtufenweiſe zum erreichbaren Möglichen fort, und der Genius, der nun in einem lebendigen Elemente ſeine Fittige regt, trägt ihn auf eine Höhe der Ausführung, welche die Einbildungskraft im todten Raume des Denkbaren nicht zu erreichen vermochte. Je zahlreicher die Verſammlung, je gedrängter der Raum vor der Bühne von ihr erfüllt iſt, deſto merklicher und unzweideutiger werden die Zeichen des glücklichen Erfolgs, und daraus unfehlbar iſt es zu erklären, daß die Schauſpieler ſelten viel Würdiges bei leerem Hauſe zu leiſten im Stande ſind.

Je folgenreicher inzwiſchen die Rückwirkung vom Zuſchauer auf den Spieler iſt, deſto gefährlicher würde es für den letzteren ſeyn, wenn er derſelben ſich unbedingt hingeben, und in einer Wechſelwirkung ſeine Freiheit dem Zufalle bloßſtellen wollte. Unter den glücklichen Wirkun

zen auf die Zuſchauer werden ſich auch unglückliche fund geben, und auf einen Spieler, der ſich von ihnen gänzlich abhängig macht, wird das Mißlingen der Wirkung ſtörend wirken, gleichviel, ob er oder die Zuſchauer daran Schuld ſind. In dieſem Verhältniſſe von Reciprocität Herr zu bleiben über ſich ſelbſt; ſich zurückzuziehen aus der Sphäre einer mißfälligen Wirklichkeit in den Kreis unſerer Phantaſie; nicht zu ſinken, wenn die Zuſchauer nicht im Stande ſind, uns zu heben: das iſt die Aufgabe, auf deren Vorſpiel ich ſchon in dem Abſchnitte von den Arten hingedeutet habe. Was ich dort von der Wechſelwirkung unter den Spielern erwähnte, gilt auch von der zwiſchen dem Spieler und dem Publikum, welches zum unwillkührlichen Mitſpieler gemacht werden ſoll. Spielt es ſeine Rolle ſchlecht, ſo gebe der Spieler darum die ſeinige nicht auf; er ſpiele ſie vor einem Publikum ſeiner Einbildungskraft fort, wie die Künſtlerin, deren ich oben gedacht habe, mit einem Makbeth ſpielte, der nur in ihr vorhanden war.

Es ſind oft kleinliche, zufällige, unvermeidliche und für den Augenblick unergründliche Umſtände, welche unſerm Spiele die Theilnahme der Zuſchauer entziehen. Im allgemeinen giebt es kein wirkſameres Mittel, dieſelbe feſt zu halten,

als den geſchikten Gebrauch der Augen. Die um den Beifall aller Art buhlenden Prieſter der öffentlichen Kunſttempel thun hierin gewöhnlich zu viel; die Spieler der Privatbühnen zu wenig. Jene fordern die Augen der Zuſchauer mit den übrigen zum Anſchauen ihrer Geſtalt und ihres Spieles mit Selbſtvertrauen, oder mit ſichtbarer Eroberungsſucht heraus. Dieſe heften die Blicke an die Kuliſſen, an die Mitſpieler, an die Vorderlampen, oder an die Theaterwolken, ohne zu bedenken, daß es ſchon im gemeinen Leben die Theilnahme des Zuhörers vermindert, wenn der Sprecher ihm die Ausſicht in das Auge, den Spiegel der Seele, nicht gönnt. In denjenigen Stellen, die ich oben (Abſchn. V. am Ende) mit dem Namen, Einſprach mit dem Zuſchauer, zu bezeichnen geſucht habe, weil ſie in der Abſicht gedichtet ſind, daß der Spieler das Publikum zu ſeinem Vertrauten mache, iſt dies offenbar fehlerhaft. Es iſt aber auch nicht viel weniger zu tadeln in allen Fällen, wo dem Zuſchauer daran liegen muß, im Auge des Spielers zu leſen, was in ſeinem Innern vorgeht. Es giebt eine Art, die Augen auf die Verſammlung zu richten, ohne daß ein Einziger davon ſich wirklich angeblickt fühle, ja ſogar ohne daß man einen Einzigen davon wirklich ſehe, d. h. ihn erkenne,

und seines Anblicks sich bewußt werde. Von der Lebendigkeit der inneren Anschauung erfüllt, bricht das Bewußtseyn für den Augenblick seine Verbindung mit den Sehnerven ab, und der Blick macht Eindrücke, ohne deren zu empfangen. In solchen Momenten ist es rathsam, daß man das Auge auf die entfernteren Zuschauer richte, wo man ohnehin nichts mehr unterscheiden kann, wodurch man in der künstlerischen Selbsttäuschung gestört werden könnte. Bei Stellen hingegen, die den Charakter des Einsprachs mit den Zuschauern haben, wird die Vertraulichkeit am leichtesten und besten mit den näheren Zuschauern angeknüpft, welche dieselbe sichtbar erwiedern können. Das Bedürfniß der Theilnahme verleiht einen gewissen Takt, diejenigen Gesichter schnell aufzufinden, welche den meisten Antheil verrathen.

Ueberhaupt ist es vielmehr der Antheil, als der Beifall der Zuschauer, nach welchem der Spieler streben muß, wenn er in der Wechselwirkung mit ihnen frei und selbstständig bleiben will. Der Beifall ist zufällig und seine Zeichen hangen von dem guten Willen des Publikums ab. Auch pflegen zartfühlende Zuschauer vor der Privatbühne sich dieser willkührlichen Zeichen zu enthalten, weil es anmaaßend scheinen würde, einem

tauten Gericht zu unterwerfen, was bloß auf wechſelſeitiges Vergnügen berechnet iſt. Der Antheil hingegen iſt ein nothwendiges Produkt der Empfänglichkeit auf der einen und der Kunſtleiſtung auf der andern Seite. Unwillkührlich und unaufhaltſam, wie er ſelbſt, ſind ſeine Zeichen, und nur ſie können die Selbſtliebe des Künſtlers befriedigen, der das Gefühl ſeiner freien Schöpferkraft genießen, und mithin die ihn umgebende Wirklichkeit mit dem Zauberſtabe ſeines Genius beherrſchen, aber von niemand eine Gunſt empfangen will. Wer auf der Bühne um den Beifall der Menge buhlt, opfert die Freiheit ſeines Geiſtes einem flüchtigen Kitzel der Eigenliebe auf, und indem er dem Publikum giebt, nicht was ihm nöthig iſt, ſondern was es wünſcht, erniedriget er ſich zum Knecht, wo er Herr ſeyn ſollte. Gefallen freilich will die Kunſt, aber nicht wie eine Dirne, welche zuvorkommend dem Verlangen begegnet, ſondern wie eine Schönheit, welche triumphirend in die Herzen einzieht. Jene dienende Buhlerei iſt es, welche auf der öffentlichen Bühne die Oberhand hat, weil ſie ihren Mann nährt. Daher der Ekel, welchen nicht ſelten die gefeierten Lieblinge der Menge bei Leuten von Geſchmack erregen; daher die Beſchränkung des vortheilhaften Einfluſſes, den

die Volksbühne auf die Volksbildung haben könnte. Die dort statt findende Entschuldigung der Einträglichkeit fällt auf der Privatbühne weg, und da hier die Spieler überdies in den meisten Fällen den Vortheil haben, ihr Publikum wählen zu können; so ist es immer ein Zeichen gemeiner, und der Kunst unwürdiger Gesinnung, wenn sie mehr nach Beifallszeichen, als nach der Erwerbung des Antheils ringen, welcher den Genuß der Selbstbefriedigung erhöht.

Selbstbefriedigung ist immer das wahren Künstlers Hauptaugenmerk. Er ist nichts in seinen Augen, wenn er sich selbst nicht gefällt, achtet auch, daß er die ganze Welt entzückte. In dieser Hinsicht ist der Schauspieler, gleich dem Tänzer, Sänger und Musikus, ungleich übler daran, als der Dichter, der Maler und der Bildhauer. Was diese schaffen, hat eine gewisse Dauer; kein Strich an dem Gebilde ist unbedingt unwiderruflich, erst wenn die Schöpfung vollendet ist, wird sie zum Definitivurtheile des Geschmacks aufgestellt, und in dem Anblicke des gelungenen Ganzen gehen alle Mängel des Gedankes der Zusammensetzung unter; dort hingegen fällt der Begriff des Schaffens mit dem der Schöpfung zusammen; die Ansprüche der Kunst werden nicht blos an das Werk, sondern auch

an die Arbeit gemacht; der Künstler ist bei dem Geschäfte des Bildens belauscht, und jeder Fehlgriff dabei trägt in so fern den Charakter der Unwiederruflichkeit an sich, als der verfehlte Moment nicht wiederkehrt. Dieser Umstand setzt den Schauspieler der Gefahr aus, während der Darstellung die Freiheit seines Geistes und Gemüths an sich selbst, ich möchte sagen, an sein Künstlergewissen zu verlieren. Wie groß auch immer sein Talent, und wie gründlich seine Vorbereitung sey, es werden Momente kommen, die er als Fehltritte empfindet, und nichts ist gewisser, als daß sie neue Fehltritte veranlassen werden, wenn er die geheime Beunruhigung der Selbstvorwurfs in die künftigen Momente mit hinüber nimmt. In der Fähigkeit, das zudringliche Gefühl eigner Mangelhaftigkeit im Augenblicke des Fehlgriffes selbst auch wiederum abzuschütteln, trifft der Leichtsinn mit der Geistesstärke zusammen. Jener aber entschlüpft dem Gewissen; diese ringt mit dem Entschlusse, es zu versöhnen, sich von ihm los, und ein verfehlter Moment kann der Schöpfer eines andern werden, wo der Künstler sich selbst übertrifft. *) Ich habe den Seil-

*) Das Wort nicht in dem Sinne der theaterkritischen Lobhudelkunst genommen, versteht sich: der Lobhudel

tänzer Furioso das Unglaubliche versuchen und gelingen sehen, nachdem ihm eben das Leichtere mißlungen war; und Iffland hat mich nie mehr entzückt, als unmittelbar nach einem Momente wo er zweimal hinter einander sich versprochen hatte.

Ich glaube, durch die vorstehenden sieben Abschnitte dem aufmerksamen Leser die Ueberzeugung mitgetheilt zu haben, daß das Spiel auf der Privatbühne eine sehr vielseitige und zusammenstimmende Uebung aller Kräfte des Körpers, Geistes und Gemüths sey. Dies überhebt mich der Nothwendigkeit, die oft besprochene Frage vom Nutzen und Schaden der Privat-Theater zu berühren. Wenn irgend ein Schade daraus entstehen soll, daß der Mensch alle seine physischen und intellectuellen Fähigkeiten mit Geistesgegenwart beherrschen lernt, so kann der Grund einzig und allein darin liegen, daß die Sache zweckwidrig und ungeschickt angefangen wird. Daß dieses Kunstspiel sehr geeignet ist, die Reizbar-

[illegible]

keit des Gemüthes zu vermehren, stelle ich nicht in Abrede; ich berufe mich aber dagegen auf die Mediziner der Brownischen Schule, welche behaupten, **leben heiße reizbar seyn.** Daß die vermehrte Reizbarkeit nicht zur **Krankheit** ausschlage, davor muß uns die natürliche **Gesundheit** und die **Mäßigkeit** bewahren. *)

*) In der That kommen die [illegible], welche Ver- [illegible] in das geistige Leben bringen, nur [illegible] von außen her, aus dem Kreise der Zuschauer, und die Zeugen der Träume, welche nicht Geist genug zum Mitspielen haben, und gewöhnlich der Tod des [illegible]. Die Narrheit wird nicht geheilt, sondern erlöscht durch das Gedächtniß der Welt. Vergl. S. 24 bis 29. B. I der Verm. Schriften.

Theater-Kritik.

Das Gaſtſpiel

von

Herrn und Madame Wolf

aus Berlin,

auf dem Stadttheater zu Leipzig

im Auguſt und September 1813.

Komödianten vertragen ungern die Kritik. Sie wollen nur Lobeserhebungen,*) und ergreifen gegen allen Tadel das verbrauchte Mittel, den Tadler als ihren perſönlichen Feind zu verſchreien, ſo weit der Kreis ihrer Bekanntſchaften ſich erſtreckt. Da ihre Selbſtgenügſamkeit ihnen den Weg zur Beſſerung verſperrt, und da die Rüge ihrer Schnitzer von keinem Nutzen für diejenigen ſeyn kann, welche blos auf Irrthümer aufmerkſam gemacht zu werden nöthig haben; ſo gewinnt die Kunſt nichts dabei, wenn

*) Vergl. Nr. 1. S. 11.

man ſie öffentlich beurtheilt, und die Kritik verliert, wenn ſie öffentlich prüft, was der Prüfung unwürdig iſt.

Anders iſt es mit den Schauſpielern, im höhern, nicht conventionellen Sinne des Worts; mit den wahren Künſtlern, welche in der öffentlichen Prüfung ihrer Leiſtungen einen Beweis der Achtung erkennen, welche ſie verdienen. Unter dieſe Kategorie gehört unſtreitig das in der Ueberſchrift genannte Paar, und darum ſchreib' ich hier mein Urtheil über einige Gaſtſpiele nieder, welche ich von demſelben während meines dreiwöchentlichen Aufenthalts in Leipzig zu ſehen Gelegenheit hatte.

1. Don Manuel in der Braut von Meſſina.

Das „Säulengetragene, herrliche Dach," war ein Pfeilergetragenes Kreuzgewölbe, und die Fürſtin, nachdem ſie ihre Söhne außerhalb der Scene empfangen hatte, trat von der rechten Seite des Hintergrundes, alſo aus der Couliſſe, mit ihnen unmittelbar in den Saal. Darunter litt Manuels Auftritt. Schiller ſagt: „die hintere Thür öffnet ſich. Donna Iſabella erſcheint zwiſchen ihren Söhnen." Die Wechſelreden des Chors, vierzig Verſe lang, ſind offenbar in der Voraus-

ſetzung gedichtet, daß die Kommenden noch nicht im Saale ſind. Dieſe ſollen, wenn ich die Anmerkung des Dichters recht verſtehe, ein entferntes Bild des mütterlichen Empfanges geben, und zwar ein ſich bewegendes, welches mimiſch die Situation der drei Perſonen andeutet, welche nach dem Eintritte derſelben in den Saal im redenden Spiele klar werden ſoll. Jenes ſtumme Vorſpiel, welches das Auge während der Wechſelreden des Chors kunſtzweckmäßig beſchäftigen ſollte, gieng hier verloren. Es wurde unbewegliche Stellung, und Don Manuel, die linke Hand in der rechten ſeiner Mutter, mußte abgewandt den Blick zur Erde kehren, um nicht mit dem allzunahen Halbchor in einen, der Sache unangemeſſenen Augenrapport zu kommen. Es war das beſte Mittel, welches er ergreifen konnte; daß er deſſen bedurfte, fiel der Einrichtung zur Laſt, die nicht von ihm abhieng.

Die Worte: „Nicht ahnet ſie, daß es Don Manuel, Meſſina's Fürſt iſt" u. ſ. f. ſprach Herr Wolf mit einem, mein Gefühl abſtoßenden Lautwerden des Stolzes. Manuel fühlt hier wohl nur das Vergnügen, welches in der Vorſtellung liegt, die Geliebte durch irdiſche Herrlichkeit zu beglücken.

Es ſcheint an und für ſich nicht getadelt wer-

den zu dürfen, wenn Don Manuel nach den Worten: „Vernehmt denn, und hört, wie mir geschah," pausirt, und gleichsam Gedanken und Odem zu der langen Erzählung sammelt: „Fünf Monden sind's" u. s. f. Doch hat es seine theatralischen Bedenklichkeiten. Die Zuschauer wollen Fortschreiten der Handlung. Mit Erzählungen muß der Akteur in den meisten Fällen sie gleichsam überfallen. Trifft er dazu merkliche Anstalten, welche Länge der Erzählung ahnen lassen; so treffen sie ihrerseits Anstalten zur Geduld und ihre Aufmerksamkeit läßt nach.

Die Beschreibung des Brautschmuckes: „Erst wählet aus" u. s. w. sprach Hr. Wolf gleich von vorn herein, nicht sowohl zu den Begleitern, als vielmehr zu dem Bilde der Geliebten, welches er vor sich zu sehen, und in Gedanken zu schmücken schien. Er vergaß zu früh den Zweck der Beschreibung, den Auftrag an den Chor. Aber die Trefflichkeit seines Vortrags machte bald diesen kleinen Fehler vergessen, und lauter Beifall krönte diese Leistung der Redekunst.

In dem Gespräche, wo die Fürstin den Söhnen zuerst den Namen ihrer Tochter nennt, soll ihn Don Manuel nach der Vorschrift des Dichters mit Betroffenheit wiederholen. Hr. Wolf sprach das Wort „Beatrice!" zusammen

fahrend, mit dem Ausdrucke des Schrecks. Mich dünkt, über eine plötzliche Verwunderung darf hier die Betroffenheit nicht hinausgehen. Erſchrecken könnte Don Manuel nur an dem Gedanken: Sie iſt's! und ſobald er den gedacht, müßte er ſchnell nach Aufklärung forſchen. Nun ruht aber der Gang dieſer ganzen Scene, ſo wie der ſpätern im Garten, zwiſchen den Liebenden, auf der Vorausſetzung, daß Manuel die Möglichkeit einer Blutsverwandſchaft nur ahndet, und ſeine Liebe die Ahndung abwehrt. Daher ſollten denn auch die Abgangsworte: „Folge mir nicht! hinweg, mir folge Niemand!“ blos mit Beklommenheit geſagt werden. Hr. Wolf ſprach ſie mit einer Leidenſchaft, welche klar erkennt, was ſie fürchtet. Ueberhaupt iſt es wohl nicht der Gedanke der Blutsverwandtſchaft, welcher einen Manuel mit Entſetzen erfüllen könnte. Eine ſolche Schweſter würde ſein edles Gemüth über den Verluſt der Geliebten zu tröſten vermögen. Er acht zu erforſchen, was er ertragen könnte. Das Entſetzen kommt erſt dann über ihn, als Beatricens Aeußerungen ihm die Vermuthung aufdringen, daß der Bruder ſein Nebenbuhler ſey. Anticipirt er es ſchon bey dem Gedanken an eine mögliche Blutsverwandtſchaft; wo bleibt in jener Agnitionsſcene

die Steigerung, auf welche der Dichter es angelegt hat?

Vortrefflich, und mit der Sicherheit eines wahren Künstlers, gab Hr. Wolf den Moment des Zwischentrittes unter die Fechtenden: „Den streck' ich todt auf dieses Nasens Grund" u. s. f. Durch ein mehrere Sekunden langes, drohendes Schweigen in unbeweglicher Stellung, welches eine Todtenstille der Erwartung unter den Zuschauern hervorbrachte, gab er diesen Worten die höchste Wirksamkeit, deren sie fähig sind.

Minder gelang der Moment der Ermordung; doch war es nicht ganz Don Manuels Schuld. Er hält, als Don Cäsar eintritt, Beatricen umarmt. Die Worte des Eintretenden: „Blendwerk der Hölle! Was? In seinen Armen?" müssen als ein Aparte gesprochen werden, welches er nicht hört. Nun tritt jener (so schreibt es Schiller vor) ihm näher: „Giftvolle Schlange!" u. s. f. Bey dieser Anrede muß Manuel sich nothwendig umsehen, und Beatricen aus der Umarmung entlassen, das gibt die Natur der Sache. Er muß scheinen reden zu wollen, und eh' er Worte finden kann, muß ihn Cäsar mit dem tödtlichen Stoße treffen. Hier sprach der Schauspieler, welcher den Don Cäsar spielte, die vier Verse, welche der Anrede: Giftvolle Schlange! folgen,

zwar mit aller Stärke der Leidenschaft, aber nicht mit ihrer Schnelligkeit. Manuel behielt Beatricen im Arm, als ob es mit jener Apostrophe nichts auf sich hätte; eine rückwärts deutende Bewegung des linken Arms schien dem hinter ihm Redenden zu sagen: Geduld, wir werden gleich mit einander sprechen. Erst bei den letzten Worten: „Fahre zur Hölle, falsche Schlangenseele!" eilte er aus Beatricens Armen dem erzürnten Bruder zu, der eben mit breiter Bewegung das Schwert zog; und so begegnete er der tödtlichen Spitze fast noch ehe sie ihn suchen konnte. Die eben bezeichnete, stumme Sprache des linken Armes schien mir nicht glücklich gewählt, die Zeit auszufüllen, welche Cäsar sich zum Aussprechen seiner Leidenschaft nahm.

Uebrigens war Hr. Wolf auf die Darstellung dieser Rolle, die er in Berlin nicht spielt, wenig vorbereitet. Er hatte sie aus Gefälligkeit für die Direktion übernommen, weil das Stück zur Jahresfeyer der Theater-Eröffnung angesezt, und der Leipziger Don Manuel über Urlaub außengeblieben war. Mit Don Manuels Tode endete meine kritische Aufmerksamkeit, und als das tragische Pelotonfeuer des Chors, welches im Anfange recht gut eingeübt schien, zu plackern anfing, zog ich aus der Hitze des vollen Hauses mich zurück.

2. Die Prinzessin Eleonore und Tasso in Goethe's Tasso.

Das Element, in welchem Madame Wolf sich bewegte — ich weiß es nicht besser zu bezeichnen, als mit den Worten: innige Vermählung von Gedank' und Empfindung, von Wort und Gestalt, von Red' und Geberde. Wo sie mit Tasso allein spielte, wurde das Gespräch echt rhythmisch, und durch die sich innig an den Gedanken anschmiegende, der Empfindung folgende Modulation eine Art von redender Musik. Der Umstand, daß man bey diesem neuerrichteten, selbst vom Dialect noch nicht freyen Theater, jenes Spiel im stillen Takte nicht zu kennen scheint, vertritt Madame Wolf gegen eine Rüge, welche den Anfang ihrer Rolle treffen könnte. Sie schien hier glücklicher im Hervorbringen der passenden Stellung, als im Auflösen derselben. Sie schloß zuweilen mit horizontal gehaltenen Armen, verharrte einige Sekunden lang in dieser Stellung, die einen Tauben hätte glauben machen können, daß sie noch fortspräche, und ließ sie endlich verschwinden, ohne daß davon ein anderer Grund bemerklich wurde, als ihr Gefühl, darin nicht füglich bis zu ihrer nächsten Rede verharren zu können. Wahrscheinlich erwartete ihr feiner Kunst

ſinn den Rhythmus für die Auflöſung des gegebenen Bildes von der Gegenrede, wo er gewöhnlich ausblieb, wie bey allen Spielern, die nur auf das Stichwort paſſen. Nach der erſten Scene bemerkt' ich jedoch dieſen kleinen Anſtoß nicht weiter. Aber ich bemerkte nun auch nichts, was ich als vorzüglich auszeichnen könnte: es war ein einziger, ſanft hingleitender, ſpiegelheller Fluß des Schönen; ich weiß keinen Moment zu nennen, wo mir das geringſte Anders, das unbedeutendeſte Mehr oder Minder, nicht ſtörend, peinlich geweſen ſeyn würde. War es mir doch ſelbſt der rauſchende Beyfall, der häufig die Künſtlerin unterbrach. Die Stelle: „Der Augenblick, da ich zuerſt ihn ſah" u. ſ. f.; die Worte: „Da ergriff ihn mein Gemüth, und wird ihn ewig halten;" und dann die Haltung bey dem Vers: „Wenn du nicht ſelbſt des Freundes Hand ergreifſt" — es iſt nicht möglich, ſicherer und feiner die Grenzlinie zu ziehen, wo Frauen-Liebe und Frauen-Freundſchaft ſich berühren. Wie viel ſie auch Goethe verdanken mag, unter deſſen Augen ſie ſich gebildet hat; das kann er ſie nicht gelehrt haben, denn das lernt ſich nicht.

Zu gleicher Höhe der Kunſt hielt Herr Wolf den Taſſo. Gleiche Stetigkeit des Schönen und Wahren in ſeiner innigen Vermählung kann ich ihm

nicht zugestehen. Es gab für viele Augenblicke, wo er mich entzückte, einige andere, wo sein Spiel meine Phantasie und mein Gemüth losließ, um bald mit neuer Kraft sie an sich ziehen. Sie fielen meist in die Scenen mit Antonio. Der Schauspieler, dem man diese Rolle gegeben hatte, ist Anfänger, spielte dieselbe zum ersten Mal, und sprach sie zwar mit Verstand, aber er spielte nicht mit Hrn. Wolf auf Wechselwirkung. Daher vielleicht der Mangel an Stetigkeit der Steigerung in diesen Scenen. Wie ganz anders im Gespräch mit der Prinzessin! Ergreifend war der endliche Ausbruch der Liebe. Nur die sogenannte Umarmung genügte mir nicht. Ich nenne sie eine sogenannte, weil der Dichter eigentlich keine Umarmung, sondern eine Hingebung, ein Sinken in die Arme der Geliebten vorschreibt. Herr Wolf sank bey den Worten: „Mich hält der Fuß nicht mehr," auf ein Knie, und drückte die Hand der Prinzessin an seine Lippen. Gleich darauf erhob er sich wieder, anstatt aber nun, mit dem Blick eines überwältigten Gemüthes in ihr Auge, ihr in die Arme zu fallen, gerieth er — er stand ihr jetzt zur Rechten — hinter ihre rechte Schulter, und umschlang sie, wie die Liebe ihren fliehenden Gegenstand umwindet, von hinten. Unfehlbar ein Zufall, den in

ſolchen Augenblicken, wo der leidenſchaftlichen Bewegung der Glieder kein Aufenthalt und keine Rückkehr gegönnt iſt, der Künſtler nicht immer beherrſchen kann.

Nicht Zufall aber kann' es ſeyn, daß er ganz am Schluſſe, nach den Worten: Ich faſſe dich mit beyden Armen an;" neben Antonio auf ein Knie ſank, und ſo das Gleichniß ſprach:

„So klammert ſich der Schiffer endlich noch
Am Felſen feſt, an dem er ſcheitern ſollte."

Abgeſehen davon, daß Antonio hier eine lange Geſtalt in ziemlich pfahlartiger Haltung war, würd' ich auch unter andern Umſtänden dieſe Stellung nicht glücklich finden können. Sie iſt ein Zeichen von Unterwürfigkeit, von Erniedrigung. Was ſoll die hier? Ich möchte den leidenſchaftlichen Jüngling lieber in den Armen, als zu den Füßen des erfahrnen Mannes ſehen, den jetzt Mitleid wirklich zu ſeinem Freunde zu machen ſcheint.

3. Eulalia und der Unbekannte in Menſchenhaß und Reue.

Madame Wolf iſt Meiſterin in dem, was man die getragene Rede (recitation soutenue) nennt, und was hauptſächlich in die treue Iffland ſogenannte) Verstragödie gehört. Hier, wo die

Sprache ſowohl als die Fabel aus dem gemeinen Leben genommen iſt, war mir der ſorgfältige, eintönende Vortrag ſtörend, und das Sprechen zum Zuſchauer machte mir Anfangs ihr Spiel unwahr. Zu wahr wurd' es mir gegen das Ende, wo die Künſtlerin die Situation Eulaliens ſo lebhaft zu fühlen ſchien, daß die Thränen die Stimme unangenehm machten. Sie war nicht mehr Herr ihres Organs. Auch genügte mir früher der Moment der Erkennung nicht. Eulalia ſtürzte mit einem Schrey plötzlich, wie von Donner gerührt, zur Erde. So kann der Anblick des verrathenen, aber noch geliebten Gatten nicht wirken. Erkennen, Zurücktreten, Abwenden, Wanken und Niederſinken — das ſcheint mir hier das richtigere Spiel, ſelbſt auch, daß der Dichter — ich habe das Buch nicht zur Hand — hier ein theatraliſches Procumbit, ein Niederſtürzen mit Knalleffect vorgeſchrieben hätte.

Herr Wolf hatte ein ſehr ſchweres Spiel. Sein Diener Franz, und der Major von der Horſt ſpielten meiſt aus dem hölzernen Kaſten, und wahrhaft hölzern. Dennoch blieb Herr Wolf überall wahr, und treu der wirklichen Welt, welcher das Stück angehört. Menſchenhaß, Mißtrauen, Ehrgefühl, Liebe — alle Elemente der Rolle ſchieden ſich eben ſo klar, als ſie in ihrer

Zuſammenwirkung auf das Gemüth ſich zeigten. Er wirkte, was hier nur irgend gewirkt werden konnte. Daß er mehr nicht wirken wollte, war bey der, ſeinen Kräften nicht angemeſſenen Leichtigkeit der Aufgabe verdienſtlich zu nennen.

4. Franziska in Minna von Barnhelm.

Ein Meiſterſtreich der Phantaſie: Melpomene, ſo täuſchend in ein gutmüthig witziges Kammermädchen verwandelt, daß ſie an keinem Ton, keiner Miene, keiner Bewegung zu erkennen war. Selbſt die Geſtalt ſchien eine andere zu ſeyn, indem ſie in dieſem luſtigen Elemente ſich bewegte. Billig ſchweigt hier die Kritik; nicht weil ſie nichts zu tadeln findet, ſondern weil ihr Lob nicht belehrend ſeyn kann: weil es ſich durchaus nicht ſagen läßt, wie eine andere Schauſpielerin von gleicher Würde in Ton, Geſtalt und Haltung es machen ſoll, Leſſings Franziska gerade ſo zu ſpielen.

5. Hamlet.

Was über dieſe Rolle geſchrieben worden iſt, macht eine kleine Bibliothek aus. Hätt' ich dieſe Bibliothek am Abend nach Hrn. Wolfs Darſtellung in meinem Zimmer gehabt; ich wär' in Ver-

suchung gerathen, sie Stück vor Stück zum Fenster hinauszuwerfen, selbst Wilhelm Meister nicht ausgenommen. Es kam mir vor, als müßte Shakespeare die Rolle so, wie Hr. Wolf sie gab, gedacht, oder nicht gewußt haben, was er wollte.

Was konnt' er wollen? Uns einen philosophischen, edelmüthigen, verliebten, ungetreuen, sich wahnsinnig stellenden, humoristischen und unglücklichen Prinzen zeigen, wie ihn gewöhnliche Komödianten uns zusammen zu nähen pflegen? Unmöglich. Oder uns einen Schwächling verführen, welcher nicht zum Beschluß der vom Geiste seines Vaters geforderten Rache gelangen kann, und statt mit Entwürfen und Thaten, die Zuschauer nur mit Worten und Betrachtungen füttert? Was auch immer dafür sprechen mag; ich kann es nicht glauben. Hr. Wolf ließ mich einen geistreichen und gemüthvollen Jüngling sehen, der seinen Vater geliebt, seine Mutter verehrt, für die schöne Tochter eines Höflings zärtliche Triebe empfunden, und einen hassenswürdigen Oheim gehaßt hatte, als er den Hof verließ, um in Wittenberg zu studieren. Er ist zurückgekommen, hat den Vater todt, und die Mutter in des Oheims Armen gefunden. Der Jünglingsglaube an die moralische Ordnung der Triebe im menschlichen Herzen steht verwirrt vor der empörenden Erscheinung. Da

öffnet ſich das Grab, der Geiſt ſeines Vaters klagt den neuen Gatten ſeiner Mutter des Meuchelmordes an, und ſerdert von ihm Rache an dem blutſchänderiſchen König Claudius. Dieſer furchtbare Blick in die verborgenen Höhlen des menſchlichen Laſters macht ſeinen Glauben an die Würde der menſchlichen Natur wanken. Wäre an der Wahrheit der übernatürlichen Entdeckung kein Zweifel mehr möglich, und wäre Hamlet Schwächling, der bis zu dieſem Zweifel ſich nicht ermannen könnte; ſo müſſte mit dem Untergange des Glaubens an die Menſchheit die eigne moraliſche Natur des unerfahrnen Jünglings in Verwirrung geraten. Oder irr' ich, wenn ich glaube, daß man in dieſen Jahren um ſo etwas wahnwitzig oder laſterhaft werden könnte? Hamlet faßt dieſen Zweifel. Der Geiſt kann ein Trugbild der Hölle ſeyn, ihn zum Verbrechen zu treiben. Er ſucht Gewißheit, und die Mittel, welche er wählt, ſie zu erlangen: verſtellter Wahnwitz, und ſpäter das Schauſpiel, konnt' er ſie verſtändiger wählen? Sie führen zum Ziele. Jetzt will er den Vater rächen; doch am betenden Mörder ſcheint ihm die Rache nicht genugend. Er ſchiebt ſie auf; und führt den tödtlichen Streich auf den lauſchenden Polonius, den er für den König hält. Dieſer Fehlgriff jugendlicher Ueber-

klung schürzt seines eigenen Geschickes tragischen Knoten, und wie sehr er ihn auch Anfangs mit Humor behandelt; später „weint er um das Geschehene" (Worte der Königinn Akt IV. Sc. 1.), und „erkennt in dem Bilde der Sache des Laertes das Gegenstück der seinigen." (Akt V. Sc. 2.) Ophelions Wahnsinn, ihr Tod, des Claudius Entschluß, den Stiefsohn aus dem Wege zu schaffen, und die Entrüstung des Laertes, womit zuletzt der König seine Furcht vor Hamlet bewaffnet, sind nichts andres, als die natürlich zusammenhängenden Folgen jenes Mordes, und die Ursachen, welche die Vollziehung seiner Rache an Claudius verzögern. Daß er diese nicht aus den Augen verliert, während er Betrug um Betrug mit seinem mächtigen Gegner spielt, ist unverkennbar aus seiner Rede Akt III. am Schlusse: „O es ist gar zu schön, wenn so zwey Listen sich entgegen gehn," und aus der spätern Stelle Akt V. Sc. 2., wo er auf Horatio's Mahnung antwortet: „Bald wird's geschehen; die Zwischenzeit ist mein." Aber des Königs *neuer* Verrath kommt ihm zuvor, und nicht früher, als am Rande des eignen Grabes, gelangt er zur Rache, die er mit Vorsicht und eigner Sicherheit zu üben gedachte.

Wo ist hier weil der Schwächling, den uns die neuere Kunstphilosophie als Helden eines

Shakespear'schen Tragödie beyläufig hat aufschwatzen wollen? Soll für eine Ansicht, welcher der ganze Gang der Begebenheit widerspricht, der Monolog Akt. IV. Sc. 4. als Beleg gelten, wo Hamlet, gezwungen nach England abzureisen, über seine zögernde Bedächtlichkeit klagt? Mir scheint dieser Jüngling, obschon seine Tugend minder schnell ist, als des Königs Büberey, eine gar starke Natur, ein heller Geist, ein kräftiges Gemüth. Dieser Muth einem Gespenst gegenüber; diese Vorsicht, sich gegen den Trug des Satans zu wahren durch eigne Prüfung; diese feste, sichere Haltung der gewählten, beschwerlichen Maske des Irrsinnes: dieses Uebergewicht des Schmerzes um den Vater über die Jünglingstriebe für Ophelien; dieses kraftvolle, strafdonnernde Benehmen gegen die Mutter; dieser Kampf von List gegen Verrath; dieses erhebende Beyseitsetzen der Unglücksahndung vor dem Gefecht, und endlich des Verrathenen schnelle Rache am Verräther — wenn das Schwachheit verkündet; so möcht' ich wohl fragen, ob die Stärke einzig in der Schnelligkeit der Hand zur Vollführung eines aus der Unterwelt herauf geforderten Meuchelmordes bestehe?

Wie dem sey, Herr Welf gab weder den altherkömmlichen, aus bunten Lappen zusammen-

genähten Prinzen, noch den neubeliebten, an Willen, Plan und That gleich insolventen Schwächling; und doch hing alles, was er gab, so innig zusammen unter sich und mit dem Ganzen (so weit hier ein Ganzes werden konnte), daß seine Darstellung mir die vollkommenste Befriedigung gewährte. Die Basis war unverkennbar Schmerz über eine Unthat, wovon seine Mutter die Mitschuldige war, und verachtender Spott über die Gebrechlichkeit menschlicher Moralität. Auf diesem ebenen Grunde berührten und vermählten sich die scheinbar sich widersprechenden Elemente der Rolle auf die ungesuchteste Art von der Welt; und reifere Kunstkenner, als ich, gestanden, daß dieser Hamlet ihnen eben so genußreich, als neu und überraschend gewesen sey.

Dieß Lob gilt der Auffassung der Rolle, die Herr W. vielleicht mit zehntausend Lesern theilt, welche sie nie spielten. Die Ausführung derselben war ein ungleich größeres Verdienst, und, soviel ich der Hamlets gesehen habe, ein ihm eigenthümliches. Mit der Schlegel'schen Uebersetzung, die ohne revitation soutenue an vielen Stellen nicht eben leicht zur Verständlichkeit zu bringen ist, verbarg er eine solche Wahrheit und Naturmäßigkeit, daß ich den Uebergang vom Vers zur Prosa und von der Prosa zum Vers niemals störend bemerkt habe.

Ungewöhnlich war es, daß er die erſte Scene mit dem Geiſte zu Anfang ganz mit dem Rücken gegen die Zuſchauer ſpielte. Aber warum nicht? Die Stellung wirkt hier mehr, als das Geſicht, welches ſich dem Geiſte voll zuwenden muß, wenn der Künſtler der Natur treu bleiben will. Soll die Erſcheinung nicht unſchicklicher Weiſe im Vorgrunde auftreten, und Hamlet im Hintergrunde ſtehen; ſo kann der Zuſchauer den ſtarren Blick auf den Geiſt ohnehin nicht ſehen. Der Schauſpieler kann ihm höchſtens das Profil geben, und die Phantaſie, die den Hamlet bey dem erſten Anſchauen der Leichengeſtalt gern erbleichend denkt, wird durch die geſchminkte Wange geſtört. Das wurde hier glücklich vermieden, und die Wahrheit des Momentes gewann, was die Theaterconvenienz verlor. Die Rede Hamlets klang um ſo ſchauerlicher, da man den Mund nicht ſah, aus dem ſie kam, und ſeine Richtung dämpfte den Schall, ohne daß die Verſtändlichkeit darunter litt, welches nur allzu leicht der Fall iſt, wo man der Stimme das Metall abſichtlich entziehen muß.

Das war der Fall im Anfange des Monologs hinter dem betenden König. Hr. W. ging hier in dem ſogenannten Heimlich zu weit, ſo wie er früher im Gebärdenſpiele zu weit gegangen war,

wo er bey den Worten: „mit einer Nadel blos,“ die Länge der Nadel an dem kleinen Finger der linken Hand verſinnlichte. Hätt' er dabey auf die Zuſchauer geblickt, ſo wär die Geberde lächerlich geworden; daß er die Augen ſelbſtbetrachtend auf dieſen Finger richtete, machte ſie erträglich, aber weiter nichts. Vortrefflich dagegen war ſein Abgang Akt II. „Das Schauſpiel ſey die Schlinge“ u. ſ. f. Er ſprach dieſe Worte ſchon faſt in der Couliſſe, die Zuſchauer waren jetzt nicht da für ihn, und nur um ſo lauter ſcholl ihm dafür ihr Beifall nach. Eben ſo herrlich gelang ihm die ganze Scene mit Ophelia, wo er im verſtellten Wahnwitz ſeinen beklemmenden Zweifeln an der menſchlichen Tugend Luft macht. In der Schauſpielſcene, wo er zu ihren Füßen liegt, war er für Ohr und Auge wahrhaft hinreißend; jede Lage, jede Wendung war eine würdige Aufgabe für die Mahlerei und Bildhauerkunſt. Muſterhaft endlich ſein Sterben. Mir graut in ſolchen Momenten immer vor dem leidigen auf dem letzten Loche pfeifen, welches Schauſpieler gemeinen Schlages zeigen, als ob das Sinken der Stimme das einzige Mittel wäre, das Sterben zur Anſchauung zu bringen. Man hat Beiſpiele, daß Sterbende noch mit dem Arme tödtliche Streiche führen. Warum ſoll auf der Bühne der Verwundete nicht

die Lunge anſtrengen, um vernehmlich zu ſprechen, ſo lang' es noch nöthig iſt, daß er vernommen werde? Hr. W. that es mit täuſchender Wahrheit, und ſelbſt die Worte: „der Reſt iſt Schweigen," wurden noch gehört.

Das Verwechſeln der Rappiere machte er ſehr ſchicklich bemerkbar durch einige eingeleite Worte. Als er ſich verwundet fühlte, klagte er über die Unredlichkeit des Laertes, die eines geſpitzten Stahls im Waffenſpiele ſich bedient hatte. Genugthuung dafür fordern, warf er ihm ſeine Rappier hin, entriß ihm das geſpitzte, und brachte ſo den Gedanken des Dichters zu allgemeiner Anſchaulichkeit.

Nach ſeinem Hinſcheiden erſchien zwar Fortinbras, ſprach aber nicht. Er ſah nur die Leichen an, und ließ winkend die des Hamlet mit zwey Fahnen bedecken. Wenn Fortinbras einmal kommt; ſo kommt er, um an Hamlets Statt König zu werden, um von Horatio zu hören:

„Von Thaten, fleiſchlich, blutig, unnatürlich,
Zufälligen Gerichten, blindem Mord.
Von Toden, durch Gewalt und Liſt bewirkt,
Und Planen, die verfehlt zurück gefallen
Auf der Erfinder Haupt — "

er kommt um — „trauernd ſein Glück zu empfangen" und den Befehl zu Hamlets kriegeriſcher Lei-

denſelben zu ertheilen. Er muß alſo angeredet werden und ſprechen, ſein ſtummes Erſcheinen iſt eine halbe Maaßregel, die den Zweck des Dichters nicht erfüllt, und leicht zum abgeſchmackten Spiele für das Auge wird, wobey der Geiſt leer ausgeht. Die Einſchiffung nach England ſammt was dem anhängt, und die Todtengräberſcenen fehlten.

6. Hauptmann Klinker im Epigramm.

Herr Wolf war im Ganzen ergötzlich; dennoch war etwas in ſeinem Spiele, was die Wirkung dieſer komiſchen Rolle minderte, obſchon er von den Mitſpielern, vor allen von dem, welcher den Hippeltanz darſtellte, gut unterſtützt wurde. Er zeigte zu viel Gemüth. Sein Wunſch, eine der beyden Mädchen zu heirathen, beſonders ſeine Neigung für Karolinen, ſchien zu ernſtlich für einen Humoriſten, welcher das Loos entſcheiden läßt, um welche er werben ſoll. Er intereſſirte von dieſer Seite zu lebhaft für ſich, als daß der Korb, den er von Karolinen bekommt, den Zuſchauer nicht ein wenig zum Mitleid hätte bewegen ſollen. Man konnte daher nicht von Herzen lachen über ſeine Verlegenheit bei der Erklärung, und über den Scherz, den er mit dem

Korbe treibt. Die Ausführung hatte Wahrheit, Natürlichkeit, Consequenz, Annehmlichkeit; aber ich glaube, die Auffassung des Charakters war nicht ganz richtig.

7. Orsina in Emilia Galotti.

Ueber diese Leistung von Madame Wolf darf ich mein Urtheil nicht ohne die Vorbemerkung aussprechen, daß ich, als die Gräfin Orsina auftrat, bereits im höchsten Grade verstimmt war. Die Darstellung war, den Prinzen ausgenommen, bis dahin kaum auszuhalten. Der Maler kam im schwarzen Halstuch', und vergriff die kurze und klare Rolle so sehr, daß es schien, als ob er Emiliens Bild in der Absicht brächte, der Neigung des Prinzen für das Original Nahrung zu geben. Von der Empfindlichkeit des Künstlers über des Prinzen Lauheit für das Bild der Orsina war keine Spur. Beyde Bilder waren alte Familienstücke offenbar aus der Trödelbude, oder dahin gehörig, in beraubten Rahmen. Das Publikum zischelte schon bei'm Anblick der Rückseite, und lachte, als es bei einer leidenschaftlichen Bewegung des Prinzen, der Emiliens Portrait in der Hand hatte, die Dame von Anno 1718 zu Gesicht bekam, welche Emilien vorstellen sollte. Odoardo war in seinem eigenen Hause mit dem

Hute in Verlegenheit, er trug ihn im Gespräche mit Claudia unterm Arme, und hielt sie lange bey der Hand, als ob er mit ihr Polonaise tanzen wollte. (Die letzten Scenen jedoch, mit Marinelli, Orsina und Emilie versöhnten etwas mit ihm, sie gelangen ihm weit über die Erwartung, welche sein Auftritt erregt hatte.) Der Ahndungsmoment: „Perlen bedeuten Thränen," verunglückte sowohl der Emilia als dem Appiani, welcher die Wiederholung dieser Worte, offenbar ein Vorsich-hin des in sich Versunkenen, *) gegen Claudia sprach. Marinelli, in Hofuniform, mit einem goldnen Stern geziert, schwatzte seine Rolle prompt, aber kaum verständlich, der Charakter trat im Spiele gar nicht hervor (genau so hätte auch ein fader Kammerherr reden, gestikuliren und aussehen können), der Zwist mit Appiani entbrannte unmotivirt, und der Schluß dieses Aktes erregte im Publikum ein hörbares Mißfallen, welchem ich im Stillen beyfallen mußte.

So verstimmt (und nur zur Rechtfertigung dieser Verstimmung hab' ich jene Mißgriffe erwähnt, ohne die Namen der Darsteller zu nennen) fand mich der Auftritt der Gräfin, und es war vielleicht eine Selbsttäuschung, wenn er mir zu

*) Lessing. Bd. I. S. 91.

tragisch, zu hochcothurnirt vorkam, wenn es mir schien, als brächte die Künstlerin die Leidenschaft schon mit, in welche sie gerathen sollte. Dennoch ergriff mich der Ausdruck dieser Leidenschaft, als sie, nach dem Gange der Scene, entstand; der letzte Theil der Rolle schien mir untadelhaft, und die Darstellung der Rachsucht ausgezeichnet.

8. Elisabeth in Maria Stuart.

Vollendet in jedem Sinne. Liegt noch irgend etwas in dieser Rolle, was Mad. Wolf nicht zur Anschauung gebracht; so muß ich bekennen, daß ich es nicht habe finden können. Am meisten hab' ich die Verstellungskunst bewundert; nicht die der Künstlerin, sondern die der Elisabeth. Als Zuschauer konnte man ihr nicht glauben, aber man fühlte die Gefahr, ihr zu glauben, wenn man sich in die Lage der Personen versezte, die sie täuschen wollte. Das Selbstlüften der Maske im Selbstgespräch, in Scenen mit Mortimer und mit Maria, und endlich der unwillkührliche Fall der heuchlerischen Larve in den letzten Scenen (man schloß hier nicht mit Lesters Ohnmacht, wie man leider anderwärts pflegt) *) that so die volle Wirkung,

*) Dieser dem Dichter durch den Theaterunverstand untergeschobene Schluß mit dem Niederfalle des Lords ist ein bos,

welche der Dichter beabsichtiget hat. Ich habe Tadel gesucht, aber keinen gefunden, ja ich habe selbst einen, den ich gefunden zu haben glaubte, auf der Stelle aufgeben müssen. In der Scene mit Maria, während diese sprach, sah' ich einmal die Königin, wie zu heimlichem Gespräche, nach Lester sich umwenden. Es war in einem Augenblicke, wo es mir unangemessen schien, daß Elisabeth nicht auf die Worte der Maria hörte; aber ein Blick auf die Stellung der Letztern überzeugte mich, daß sie dadurch nur einem unverschuldeten Uebelstande auswich. Maria, anstatt ihr hier das Profil wenigstens zu gönnen, stand nah' an den Lampen (wohin man nie treten sollte), und gab ihr den Hinterkopf und den ganzen Hinterkörper en face. Eine üble Gewohnheit, die ich an dieser Schauspielerin öfter bemerkt habe. Die Unschicklichkeit, die Verzerrung des Bühnengemäldes, die Widernatur desselben, welche dadurch entsteht, wurde durch jenes Abwenden der Elisabeth dem Zuschauer minder bemerklich gemacht, und war mithin kein eigner Fehler, sondern der Deckmantel, welchen die Theatergewandtheit über einen fremden warf. Iffland, dem einmal in den Hagestolzen, wo

---

[illegible] ein Procumbit humi bos, lassen das deutsche Theater sich schämen sollte.

er den Reinhold ſpielte, Margarethe auf dieſe Weiſe aus dem Spiele deſertirte, um ihre Naivetät in das Parterre zu werfen, folgte ihr mit einem ſatyriſchen Blicke. Das ſtörte mich weit mehr, es war eine Verwandlung des Reinhold in einen Kunſtrichter. Mad. Weiſ wählte in dieſem ähnlichen Falle beſſer, ſie blieb in der Rolle, ob ſchon Maria ausſchließlich zu dem Zuſchauer redete.

Als Mad. Wolf gerufen wurde, verbeugte ſie ſich, wenig Schritte von der Thür im Proſpekt, ſtumm mit dem Ausdruck der Beſcheidenheit. Wie viel beſſer iſt das, als die gewöhnlichen drei Knixe an den Lampen, und die gewöhnliche Dankſagungsphraſe! Hr. Weiſ hatte nach dem Hamlet auf ähnliche Weiſe den Beyfallsruf beantwortet. Schauſpieler, wenn ſie gerufen werden, ſollten nie ſprechen, wenn ſie nicht eben etwas Neues und Intereſſantes zu ſagen haben. Sind ſie auf der Bühne eben geſtorben; ſo iſt auch das nicht einmal am Platze.

9. Poſa und Eboli im Karlos.

Was man von dieſem Dichterwerk auf der deutſchen Bühne jetzt zu ſehen bekommt, iſt ein Stück- und Flickwerk. Man hat überall ab- und

ausgeschnitten, ohne wieder zu verbinden. Ja man hat ihm sogar einen höchst abgeschmackten Knallschluß gegeben. Karles schießt mit dem Pistol nach seinem Vater, als dieser ihn bei der Königin überrascht, gleich als ob es nothwendig wäre, daß er sein Geschick verdiene, indem es ihn mit dem tödtlichen Streiche trifft. Man will dergleichen Dinge mit der Behauptung rechtfertigen, daß Schiller sie genehmiget habe. „Man gibt das Stück in Weimar so," ist die ewige Antwort auf alle Einwendungen der Kunstwissenschaft. Ich denke, Schiller ließ geschehen, was er nicht hindern konnte, da sein Drama für die Bühne nun einmal zu lang war, und doch gespielt werden sollte. Heißt das genehmigen? Hr. Wolf sprach nach Sc. 17. Akt IV., wo Posa den Mordgedanken gegen die Ehrli aufgibt, einem Monolog, in welchem er den Entschluß ausdrückte, sein erdichtetes Verbrechen einem Mönch zu beichten, der die Geheimnisse der Beichte dem König zu verkaufen pflegte. Es mag ein Dichter seyn, der diesen Monolog abgefaßt hat; aber man wird mich schwer überzeugen, daß es Schiller gethan habe: denn der Monolog schließt mit Reimen, die sonst überall in diesem Gedichte sorgfältig vermieden sind. In Gemäßheit des hier ausgedrückten Entschlusses erzählte nun Posa dem Karles Akt V.

Sc. 3. den Inhalt des Briefes an Oranien als den Inhalt einer Beichte. Was hätte Schillern bewegen können, ſo ohn' allen Gewinn für die Abkürzung (denn der Reichspoſtmeiſter Akt IV. Sc. 22. konnte unbeſchadet des Briefs geſtrichen werden) den Marquis ein unſicheres Mittel zum Zweck ſtatt des ſichern wählen zu laſſen? Dem Mönch, der die Beichte vertrieb, konnte der König miſstrauen; aber nicht leicht dem Briefe von Posa's Hand, und unter ſeinem Siegel. Dieſe Abänderung iſt nicht zu rechtfertigen vor dem Richterſtuhle der Kritik — wem alſo fällt ſie zur Laſt? Im Leipziger Dirigirbuche kann ſie unmöglich vor Hrn. Weiſs Ankunft geſtanden haben: denn Karlos ſprach, wenn ich nicht ſehr irre, Akt V. Sc. 1. zum König: „Mich zu erretten, ſchrieb er an Oranien den Brief.“ Steht das im Dirigirbuche; ſo kann jenes nicht darinne ſtehen, oder es iſt ein ſehr inconſequentes Dirigirbuch.

Dieſer unnöthigen Veränderung ging ein gröſſerer Fehler am Anfang der Sc. 8. Akt. II. vorher. Mad. Weiſs iſt nicht Sängerin, und ſpielt die Laute nicht. Ebeli alſo muſte ſich von Karlos leſend überraſchen laſſen. Dieſe Abänderung war unumgänglich. Aber Karlos ſprach nichts deſto weniger:

„Laute,
Die lieb' ich bis zur Raserei. Ich bin
Ganz Ohr, ich weiß nichts von mir selber" u. s. w.

Eboli hatte zwar Sc. 7. eine Laute mitge-
bracht, die auf dem Tisch lag, sie konnte vo
Sc. 7. im Nebenzimmer gespielt und gesungen
Karlos konnte das auch allenfalls gehört haben,
aber sein jetziges „Hereinstürzen" Sc. 8. konnte e
nicht so, wie es bey Schiller steht, damit be-
mänteln wollen. Er mußte hier nothwendig au
ändern, und war das etwa so schwer?

Eine noch schlimmere Versündigung ging
dieser Nachlässigkeit voran, eine wahrhaft verstim-
mende. Ein Hofschauspieler aus Dresden gab de
König als Gast. Bei seinem Auftritte begrüßte
ihn die zahlreichen Freunde seines Talentes (di
Hofschauspieler spielten früherhin den Sommer i
Leipzig) mit Händeklatschen. Da vergaß er k
König Philipp und Schiller, trat in den Vo
grund, und sprach von dem entzückenden Gefühl
so empfangen zu werden.

Dann trat er wieder zurück, und fing sein
Rolle an: „So allein, Madame?" Ist denn i
Dresden so etwas erlaubt? Ich halt' es f
eine Versündigung am Dichter, am Stück, a
Darsteller selbst. Was soll aus den Werken d
matischer Dichtkunst auf der Bühne werden, wo

die Darsteller das Spiel unterbrechen, um dem Publikum für Beifallsäußerungen zu danken?*) Der Künstler spielte den Philipp gut, wenn ich den Umstand abrechne, daß er den Raum, den die Stimme erfüllen sollte, bisweilen bis zur Unvernehmlichkeit aus den Augen setzte; aber mir kam dieser verdunzte Anfang nicht wieder aus den Augen weg, und sein Spiel konnte für heute mich nicht täuschen, ob er auch noch so treflich gespielt hätte.

Daß mein Mißfallen an diesen und ähnlichen Dingen mir den Genuß schmälerte, welchen Posa und Eboli dem vollen Hause gewährten, mag ich nicht in Abrede stellen. Doch die Prinzessin, nachdem ich einmal die Rede des Karlos von der Laute überstanden hatte, zog meine Phantasie unaufhaltbar in ihre Reize hinein. Posa genügte mir nicht ganz in der Unterredung mit Philipp; erst sein Spiel mit der Eboli riß mich hin, und die Worte, mit denen er von dem Kniefalle vor

*) Der erwähnte Schauspieler ist zugleich ein gebildeter Maler. Ist es ihm jemals eingefallen, auf die Ecken eines Porträts eine Danksagung für genossene Achtung zu schreiben? Gleichwohl thut der Schauspieler nichts anders, welcher das, was er sagen sollte, statt mit Bescheidenheit vorzulegen, was ihm der Dichter, gesetzt ein Schiller, vorgesungen [illegible] hat.

der Königin aufstand: „O Gott! das Leben ist doch schön!“ entzückten mich. Seine letzte Unterredung mit Karlos, die oben erwähnte Beichte abgerechnet, schien mir durchaus untadelhaft. Nicht so der laute Schrey, den ich vernahm, als der Schuß auf ihn fiel. Er ist nicht im Sinne des Dichters: denn wie könnte dann Karlos fragen: „Wem galt das?“ und Posa antworten: „Ich glaube, mir.“ Er ist auch nicht in der Natur des Charakters; wer so der Freundschaft und den Hoffnungen für das künftige Schicksal eines Reiches sein Leben opfern kan, der vermag auch ohne Schrey den leiblichen Schmerz einer tödtlichen Wunde zu ertragen. Das Sterben hingegen war wieder musterhaft, wie im Hamlet.

Iphigenia und Orest haben Herr und Mad. Wolf zweymal dargestellt. Ich konnte sie nicht sehen; aber der Beyfall der Kenner, die sie gesprochen, war enthusiastisch.

Der Zweck des gegenwärtigen Versuchs einer Theaterkritik bedarf wohl keiner Erklärung. Dieses Künstlerpaar bedarf des Korrespondenzlobes nicht; und meine Zweifel hat es größten Theils schon aus meinem Munde vernommen. Aber die Gründe meines Lobes und meiner Zweifel können einiges Interesse für Kunstfreunde

haben, und ich bin bemüht gewesen, sie so auszudrücken, daß sie auch denen verständlich wären, welche die beurtheilten Leistungen nicht gesehen haben.

Das Gaſtſpiel
der
Madame Schröder
aus Wien,
auf dem Stadttheater zu Leipzig
im Jul. 1819.

Wie im vorigen Sommer das Künſtlerpaar Wolf aus Berlin, ſo hat in dieſem die berühmte Schauſpielerin aus Wien, Frau Sophie Schröder, mich vor die Bühne von Leipzig gelockt. Dieſelben Gründe, welche damals mich beſtimmten, über das Geſehene öffentlich zu ſprechen, gelten auch hier. Ich finde mich ziemlich genau auf dem nämlichen Standpunkte wieder. Wenn es irgend einen Fall giebt, wo das Geſchäft der öffentlichen Theaterkritik mit Luſt, mit Heiterkeit auf Rahen, und ohne die Gefahr gewöhnlicher Anfeindung getrieben werden kann; ſo iſt es der, wo ein entſchiedenes und hervorragendes Talent dem Ge-

ſchmacksurtheile des Kunſtfreundes gegenüber ſieht. Mit Luſt: denn die Kritik ruft alsdann eine Menge genußreicher Augenblicke in unſer Gedächtniß zurück. Mit Hoffnung auf Nutzen: denn der Gegenſtand der Beurtheilung erſetzt an Reiz für den Leſer, was vielleicht der Beurtheilung ſelbſt abgeht. Und ohne die Gefahr gewöhnlicher Anfeindung: denn das wahrhaft bedeutende, redlich ſtrebende Talent, wie empfindlich ihm auch' Anfangs der Tadel ſeyn möge, wird im Gefühle ſeiner Sicherheit gegen die nachtheilige Wirkung ungerechter Rügen den gerechten bald Gerechtigkeit widerfahren laſſen, und nach dem Maaßſtabe, womit es ſeine Leiſtungen meſſen ſieht, die Achtung ermeſſen, die eben durch den Gebrauch dieſes Maaßſtabes ihm dargebracht wird. Schon aus dem Sehrohre, durch welches der Beobachter ſchaut, läßt ſich abnehmen, ob er am Horizont' ein Pferd vom Eſel unterſcheiden, oder den Aufgang und den Lauf eines Geſtirns beobachten will.

1. Merope.

Bis zur erſten Scene mit Aegiſth eine Kette ſchöner Momente; aber eine Kette, deren Glieder, ſammt ihrer abſichtlichen Zuſammenfügung, man noch deutlich unterſcheiden konnte. Vielleicht zum größten Theile Fehler der Mitſpielenden, die

es an der Wechselwirkung fehlen liefen. Mit der Erscheinung Aegisth's trat diese Wechselwirkung ein, das treffliche Mienenspiel fand Antwort, meist treffende Antwort, in Blick, Miene und Ton des Jünglings; die sichtbare, mühsam gegliederte Kette verschwand, und machte einem eng und zart gewebten Bande Platz, welches die beyden nahverwandten Herzen aneinander zog. Mit der falschen Agnition (mit dem Irrthume, daß der Fremdling Aegisth's Mörder sey) wurde die Leidenschaft der unglücklichen Mutter zum lebendigen Strom, welcher das Mitgefühl unwiderstehlich ergriff, an der wahren Agnition (der Entdeckung, daß der Gefangene Aegisth selbst sey) gewaltsam gebrochen wurde, und in Wogenkampf mit sich selbst gerieth.

In der Schlußscene entfaltete Merope die volle Gewalt ihrer, aus dem Innersten hervordringenden Stimme, welche schier den Theater-Donner übertönte. Wenn diese Scene kalt lief, so war es nicht ihre Schuld. Das Mitsprechen der Statisten störte zu sehr, und erregte im Publikum merkliche Anwandlung von Lachen.

II. Phädra.

Ein herrlicher Anfang! Als ich diese Gestalt auf die Ruhestätte sinken sah, und die Worte:

ſo ſprechen hörte; griff ich nach meinem ſchärfſten kritiſchen Sehrohre. Lag es am Objektivglas oder am Objekt? ich glaubte ſehr bald einige Flecken auf dem Spiegel der Wahrheit zu ſehen. Nicht ernſtlich genug ſchien Phädra verbergen zu wollen, was die innere Glut, das mächtige Bedürfniß, mit der Vertrauten von dem Gegenſtande ihrer Liebe zu ſprechen, bei Racine und ſeinem genialen Ueberſetzer auf ihre Lippen drängt. Jetzt gilt es, den Gegenſtand derſelben zu nennen. Sie wagt es nicht, ſie bezeichnet ihn blos: „Du kennſt ihn, den Jüngling, ihn" u. ſ. f. Mad. Schröder ſprach dieſe Stelle mit niedergeſchlagenen Augen, und genau ſo, als ob nur weibliche Schüchternheit, Schaam eine Schwachheit zu bekennen, ſie zögern lieſſe. Die, dünkt mich, muß ſchon früher, ſchon bei dem Geſtändniß einer ehebrecheriſchen Neigung überwunden ſeyn. Hier erwartete ich Phädra's Schauder vor ſich ſelbſt ausgedrückt zu ſehen, den ſie unmittelbar vorher angekündiget hat, („Mir ſchaudert, es heraus zu ſagen") und der ſie bei dem Bekenntniß einer blutſchänderiſchen Liebe nothwendig durchdringen muß.

Deſto gelungener ſchien mir das ſtumme Spiel, während Panope den Tod des Theſeus berich-

rete. Wie die matte Flamme eines eben neu getränkt werdenden Dochtes, flackerte die Hoffnung der unseligen Liebe, die wiederkehrende Lebenslust, in Phädra's Augen auf. Ein Kenner, vor dem ich sonst gern die Segel streiche, tadelte das. Er wollte erst den Schreck und den Schmerz über den Tod des Gatten dargestellt wissen, und diesen Empfindungen sollte während der Rede der Oenone nach Panope's Abgange jenes Erwachen der Lebenslust langsam folgen. Ich kann ihm nicht beystimmen. In wem „der Liebe ganzer Wahnsinn rast," der, denk' ich, wird immer bei solcher Nachricht zuerst dasjenige empfinden, was die Künstlerin hier zeigte.

Die Scene mit Hippolyt (II. 5.) war meisterhaft. Ich las sie nach der Vorstellung wiederholt, nirgends konnte meine Phantasie weiter hinaus, als die Künstlerin gegangen war; und nur an Einer Stelle sträubte sie sich, so weit zu gehen. Es war der Vers am Schlusse einer trefflichen Rede:

Mit dir war ich gerettet oder verloren!

In der extensiven Kraft, der unmäßig lauten Erhebung der Stimme, ging mir die intensive, die in einem abandon absolu des Herzens endende Ausschweifung der Phantasie, verloren. Ein theatralischer Kraftstreich rückte mir

die Phädra, die ſich als Ariadnen und Hippolyt als Theſeus anſchaut, und ſo im Geiſt' ihr ganzes Weſen dem Geliebten in die Arme wirft, plötzlich aus den Augen, und ſchob ihr die laut nach lautem Verfall ſtrebende Schauſpielerin unter. Doch während er erſcholl, kehrte mir Phädra wieder, und ihr zögernder rückblickender Abgang mit Hippolyts Schwert' entſprach ſo ganz den Worten Theramens:

Flieht dort nicht Phädra, oder wird vielmehr
Gewaltſam fortgezogen?

daß er in jedem beliebigen Momente der bildenden Kunſt zum Modell hätte dienen können.

Dagegen vermißt' ich in der Anrufung der Venus (III. 3.) ein Etwas, womit einige Jahre früher Eßlair als Theſeus in der Anrufung des Neptun auf denſelben Bretern mich hingeriſſen hatte. Ich meine diejenige Kraft der Phantaſie, welche aus dem Schauſpieler heraus Götter, an die wir nicht glauben, vor die Augen unſerer Phantaſie hinzaubert. Hier ſchlägt ein, was Iffland irgendwo von den Muſterſpielern ſeiner Bildungszeit ſagt: „die Herren täuſchten mich nie, wenn ſie nicht zuvor ſich ſelbſt getäuſcht hatten." Und das fand ich hier nicht heraus, am wenigſten bei den Worten:

Räche dich, Göttin! Räche mich! Er liebe!

Die Weichheit, womit Mad. Schröder die letzten Worte sprach, die Sehnsucht, das Schmachten nach Liebe, störte mich. Die Künstlerin malte ihre Schwachheit statt der Kraftäußerung der Rachsucht, die ihre Schadenfreude voremptindet. Sie hatte es schon vergessen, daß sie eben ihre Sache zur Sache der beleidigten Göttin machen wollte, und also in diesem Augenblicke Hippolyt's Liebe nicht brechen konnte, um sie zu belohnen, sondern um sie dann ihrer Seits zu verschmähen.

Aehnliche Abweichungen hinüber von der Bahn der Wahrheit über — den Rhein wurden mir auch mitten in der Trefflichkeit der folgenden Scenen des vierten Akts fühlbar. Einige falsche Betonungen fielen mir auf, z. B. IV. 6.:

Hippolyt lebt! Ich kann nicht daran zweifeln.

Auch einige falsche Tonmalereien. Dagegen war die Wissen des Minos, der die verbrecherische Thaten richtet, voll tiefer Wahrheit. Hier schien Phädra die Gestalten des Orkus zu sehen, und mußte dem Anblick in Ohnmacht erliegen.

Eine andere Wahrheit hatte Akt V. ihr Tod. Der Kenner, dessen ich eben gedachte, fand ihn zu materiell, zu leiblich war. In der That starb Phädra die ganze Scene hindurch, der pathologischen Wahrheit war vielleicht zu viel, und einige Bewegungen und Streckungen schienen die

jenigen Empfindungen sympathetisch mittheilen wollen, welche das Gift in den menschlichen Eingeweiden erregt. Aber Ein Moment blendete mich so, daß ich für diese Irrgänge der schönen Kunst blind wurde. Es war das Gesicht Phädra's, womit sie des genommenen Giftes gedachte,

„Das einst Medea nach Athen brachte."

Die Furien hatten es gemischt; Medea's Schatten hatt' es ihr gereicht; die ganze Fabelwelt, auf deren Gebiete diese Tragödie spielt, lebte in mir auf bei'm Anblicke dieses Angesichts der halbaufgerichteten Sterbenden, und selbst der störende Ausruf (Schrei vielmehr) Panope's: „Ach, Herr, sie stirbt!" über welchen ein Theil des Publikums lachte, rief mich mit Mühe aus der alten griechischen Heldenzeit ab, wohin ich entrückt war. Mehrere Freunde haben mich mit dieser Auslegung des Momentes ausgelacht. Sie wollten in dem Ausdrucke des Wortes Medea nichts erblickt haben, als einen gewöhnlichen Fehler der Effektmacherei, welche bei dem Worte Herz stets die Hand auf die Brust legen, und ein Wort wie Medea überall mit einem Gorgonenantlitz aussprechen zu müssen glaubt. Sie haben mich ungewiß gemacht über den Gedanken der Sängerin; aber natürlich nicht über die Wirklichkeit meines Genusses. Genug, der Moment blendete mich, gleichviel ob mit einem

Sonnenstrahl oder mit einem optischen Selbstbetrug.

III. Sappho.

Es ist nicht meine Art, vor der Bühne laute Zeichen des Beyfalls zu geben; denn welche gäb' es wohl, die durch den Ungeschmack und die Partheinahme nicht täglich entweiht würden; Ich laß' es gern darauf ankommen, daß die Darsteller mich dazu zwingen, und diesen Zwang hat Mad. Schröder im ersten Akte zwei Mal an mir ausgeübt. Zuerst riß mich die Stelle hin, wo sie Melittens Wachsthum (Mannbarkeit) bemerkt (S. 23, Anfage 2), und dieselbe mit den Worten küßt:

Du süßes Wesen!
Du hattest Recht, die Lehre galt auch dir!

Es war hier über Melittens erfahrne mütterliche Herrin ein Zauber ausgegossen, der sich nicht beschreiben läßt. Sodann der Vers S. 56 bey dem Spiele mit dem Dichterkranze:

Von Tausenden gesucht und nicht errungen!

von Melitten leicht hingeworfen, von Sapphe nachsprechend aufgehoben, und dann nur mit dem vollen Selbstgefühle verdienten Sängerruhmes wiederholt. So tritt das Licht des Himmels aus einer Nebelwelle hervor, und säumt die irdischen Dünste mit den Farben ihres lieblich gebrochenen

Strahls. Aber bis zu dieser Vollkommenheit gelang ihr kein anderer Moment, wohl aber sind viel andere mir mißlungen erschienen.

Im Allgemeinen bin ich wenig erstaunt, diejenigen Betonungsfehler, die ich in Phädra nur als seltene, einzelne Flecken bemerkte, in dem Vortrage dieser Rolle so gehäuft zu finden, daß ich kaum begreife, wie sie dem sorgfältigen Kunstrichter der Dresdener Bühne bei seiner jüngsten Beurtheilung derselben Künstlerin und derselben Rolle sämmtlich haben entgehen können. Die reiche Diktion des Stücks ist allerdings auch an Beywörtern sehr reich; aber um so fehlerhafter nur ist deren nichts (oder gar Falsches) sagendes Herausheben von den Hauptwörtern. Hier eine, unmittelbar nach der Vorstellung, bei Durchlesung der Rolle gefertigte Liste der unrichtigen Betonungen, welche mir in frischerem Gedächtnisse geblieben waren.

a) O laß mich's nie, Geliebter, nie erfahren,
Daß ich den vollen Busen legte an den deinen,
Und fand' ihn leer.

Der volle Busen ist ein ganz anderes Ding, als der volle Busen. Schon darum ist es hier mißlich, die Betonung der Gegensätze zu gleichen Theilen auf die beiden Adjektiven voll und leer zu legen. Wohl mag in vielen Fällen durch die

ſcharfe Betonung des Satzes die Aufmerkſamkeit für den Gegenſatz geweckt werden, welcher folgen ſoll; aber ſelten wird ſich das rechtfertigen laſſen, wo erſt der ſpätere Gegenſatz den zweideutigen Sinn des Satzes feſtſtellt.

b) Was mein iſt, iſt auch dein. Wenn Du's gebrauchſt,
So machſt du erſt, daß der Beſitz mich freut.

Offenbar eine ſinnwidrige Pronominal-Betonung. Sappho will ja ſagen: Gebrauche meinen Reichthum, dann erſt wird ſein Beſitz mich freuen. Daß ſie es in Verſen ſagt, ändert nichts, und ſollte vielmehr den richtigen Vortrag erleichtern, da der Dichter ſehr ängſtlich mit den Zeitwörtern, welche den Hauptton verlangen, die Verſe geſchloſſen hat.

c) Da ich noch ſchen mit runden Kinderwangen —
Die neue Welt mit neuem Sinn begrüßte.

Nicht von der neuen Welt im Gegenſatz einer alten iſt die Rede; die Welt erſchien dem jungen Sinne jugendlich heiter.

d) Da Ahnung noch, kein ahnendes Erkennen,
In meiner Leier goldnen Saiten ſpielte.

e) Doch ſteht mir jenes tiefverhaßte Bild
Mit friſchen Farben vor der heißen Stirn.

f) Das ganze Leben als ein Edelſtein
Am Halſe hangt der neugebornen Liebe.

g) Wenn ich gelaubt, es könne niedre Falſchheit
Den Eingang finden in ſo reinen Tempel.

h) Doch nein, zu tief hab' ich ſein Herz erkannt.

i) Aganippa ſprach die Künſtlerin S. 63 für Aganippe. Vielleicht nur ein Ungehorſam der Zunge.

k) Und leer der Buſen, deſſen arme Wellen
Nur Luſt zu ſpielen noch, und Furcht vor Strafe
Aus ihrer dumpfen Ruhe manchmal weckt.

l) Wer war's, der da die langen Nächte wachte.

Wollte Sappho durch das Dehnen des Beiworts die Länge der Nächte malen; um ſo ſchlimmer!

m) Und einſam wie ein ſpät verirrter Fremdling,
Geht meines Weinens Stimme durch die Nacht.

n) Ich ſtand ſo ruhig in der Dichtung Auen
Mit meinem goldnen Saitenſpiel allein.
(Vergl. lit. d.)

o) Ich ſuchte dich, und habe mich gefunden.

Die Betonung der Gegenſätze iſt hier richtig, auch vom Dichter vorgeſchrieben; aber Sappho ſprach das mich mit dem Tone der Liebe, mit ſanft auf die Bruſt drückender Hand, mit dem Ausdruck einer Weichheit und Zärtlichkeit, worin ich weder den Sinn des Dichters, noch ſonſt etwas Paſſendes finden konnte.

p) Auf feſterm Grund muß meine Hoffnung ſußen.

q) Ihr habt mit reichem Segen mich geſchmückt.

r) Es tönt mein goldnes Lied von fremden Zungen.
(Vergl. lit. d. und n.)

o) Kaufte — Rhodope. Ihr weinet, Liebe?

In dieſem Verſe (S. 8.) ſprach Mad. Schröder den Eigennamen Rhodope genau, wie der Franzoſe Merope betont: ⏑ – ⏑. Der Dichter hat ihn aber ſcandirt, wie Schiller in der Semele den Namen des thrakiſchen Gebirges Rhodope ſcandirte:

Und Helikon, und Kaukaſus und Cynthus,
Und Athos, Mycale, und Rhodope und Pindus.

„Kleinigkeiten!" wird man einwenden. Meinetwegen; aber es ſind Kleinigkeiten, deren Menge auf unſern Bühnen den Sinn der Reden verſtecket, und die Kritik muß zu verhindern ſuchen, daß der Ruhm eines ausgezeichneten Talents die Mittelmäßigkeit nicht zur Nachahmung ſeiner Fehler anreize. Doch kommen wir zu wichtigeren Dingen.

Ich kam mit der Erwartung, daß die Künſtlerin, bekannt mit den erhobenſten Ausſtellungen der Kritik gegen dieſe Rolle als Dichterwerk betrachtet, ſich bemühen würde, dieſelben möglichſt zu entkräften. Dieſen Anſpruch mußt' ich ſehr bald, mußt' ihn ſchon S. 11 aufgeben, wo ſie zu Phaon ſprach:

Der Leiden Schönheit iſt ein ſchönes Gut,
Und Leidenſinn ein köſtlicher Gewinn u. ſ. f.

Dieſe Worte ſcheinen Phaons Leib als Gegenſtand von Sapphe's Liebe zu bezeichnen. Die-

ser Schein wird lebendige Wahrheit, wenn Sappho hier in Phaons Auge blickt, ihm dabei den Arm weich auf die Schultern legt, und endlich den Vers:

Und leben iſt ja doch des Lebens höchſtes Ziel,

mit ſehnſüchtig hinſchmelzender Stimme ſpricht. So that Mad. Schröder. Anders, ganz unſchuldig vielleicht, hat der Verfaſſer dieſe Stelle gedacht, trotz aller Kritik. Phaon hat eben Sappho Hella's erſte Frau, und ſich Hella's letzten Jüngling genannt. Sie will ihn, der ſich ihrer unwürdig achtet, erheben, indem ſie ihm ſeine Vorzüge entgegen hält; ſie hebt von den, ihr zwar minder wichtigen, aber augenſcheinlichen an; geht nach deren leicht und ſententiös hingeleitender Berührung mit lebendiger Theilnahme und entſchiedener Beziehung auf ſeine Perſon zu den beſſeren über: „Der kühne Muth, der Weltgebieter Stärke" u. ſ. f. und breitet nun die Arme gegen einen, nach ihrer Ueberzeugung würdigen, mit mehr als Leibesſchönheit geſchmückten Phaon aus. Bei dieſer Auffaſſung, und bei einer ihr entſprechenden Darſtellung gewinnen beide Theile wieder, was ſie für den Leſer, vielleicht nur aus Mangel an moraliſcher Klarheit des dichteriſchen Ausdrucks, verloren haben können.

Die Ueberſetzung der berühmten ſappoiſchen

Ode am Schluſſe des erſten Akts trug Mad. Schröder an Geſang ſtreifend, und mit einer Phantaſieloſen Einfarbigkeit vor. Sappho dichtet (improviſirt) jetzt dieſe Ode, wenn ich anders den Dichter verſtehe. Sie iſt, nach wieder aufgefriſchtem Lorbeerkranz (S. 46), nicht mehr in trüber, zweifelnumwölkter, ſondern in heiterer, ekſtatiſch-poetiſcher Laune. Sie fühlt ſich der Liebesgöttin dichteriſch vertraut; ruft ſie an, wie Dichter die Muſen anrufen; ſieht ſie (in poetiſcher Vision) wie ehemals zu ſich niederſchweben auf den Saitenbeſpannten Wagen; hört ſie wieder wie in manchem frühern Gedichte ſprechen, die Liebende tröſten, ſcherzen über den Flüchtigen, der jetzt zu verſchmähen ſcheint, was er bald erflehen wird; und mit dem Lächeln derjenigen Sehnſucht, die ſchon an ſich für eine dichteriſche Frauennatur ein Genuß iſt, ruft ſie nun die Göttin an um ihren Beiſtand „im lichten Cirkel.“ Mad. Schröder ſchien nichts als Phaon vor dem Auge der Phantaſie zu haben, und wandte ſich, in verfehlter Wahrheit, die Hülfe Venus ſelbſt zu erflehen. Ich wünſchte, den wirklichen Charakter ihr beſſer leben zu können, den mir in dieſer Darſtellung des innern Zuſtandes der Dichterin machte:

Soll mir erringen, nach was ich ringe!

Die, auch ohne dieſe falſche, lang hinziehende

Pronominal-Betonung widerlich auffallende Heraushebung des „was" forderte die Reflexion ordentlich heraus zu der Frage: Nach *was* denn? und gab zugleich eine höchst unzarte Antwort darauf.

Die nächsten Scenen der Rolle, das Benehmen der Sappho, nachdem sie den Phaon mit Melitten Mund auf Mund getroffen hat, löschten diesen Eindruck glücklich wieder aus. Die Herrschaft über die aufglimmende Eifersucht, die schonende Bedachtsamkeit, womit sie ihr gestörtes Verhältniß zu dem Geliebten wieder in Ordnung zu bringen trachtete, malte ein so edles als kluges Weib in unverkennbaren Zügen. Der Monolog Akt III, 1, vollendete das Bild; der Antheil, den in der Rosenscene Melitte an sich gezogen hatte, kehrte zu Sappho zurück, und das Gemüth des Zuschauers *litt* mit ihr, als sie der tödtliche Strahl aus dem Traumhimmel des unwillkührlich ungetreuen Geliebten traf. Mochte nun immerhin im Folgenden die gekränkte Liebe in wilden Flammen der Eifersucht auflodern, und die Schwachheit des Herzens mit der Geberde des aus dem Schlummer gerüttelten Stolzes sich erheben! Aber Sappho ging weiter; sie schweifte in der Mimik aus; sie zeigte mehr als Einmal ein wahrhaftes Megärenantlitz, wie es auch die allerheftigste Leidenschaft eines *edeln* Gemüthes niemals hervorbringen

kann. Mit diesem mimischen Ausdrucke, welchen überhaupt Mad. Schröder in ungewöhnlicher Stärke besitzt, hatte Sappho meine Theilnahme verloren, und all ihr Schmerz gewann sie nicht wieder.

Ihre Stellung S. 77, wo Phaon Melitten gegen ihren Dolch in Schutz nimmt, hätt' ich lieber abgewandt von dem Sprechenden gesehen. Scham darüber, die niedrigste Seite ihrer Leidenschaft vor Phaons Augen bloßgestellt zu haben, muß doch wohl hier mit dem entgeisternden Schmerz sich mischen, von dem Geliebten im Angesicht der Nebenbuhlerin sich verworfen zu sehen; und Scham, denk' ich, fängt ihre Mimik gewöhnlich damit an, daß sie das Angesicht, den Spiegel der Seele, vor den Augen des Widersachers möglichst in Sicherheit bringt.

In der Art, wie Sappho dem Rhamnes zu Melittens Entführung Auftrag gab, sah ich weniger den innern Kampf und den Entschluß, wie sie ihn gleich darauf in dem kurzen Monolog IV. 3, und hauptsächlich in den Worten:

> Er geht! — Noch — Nein! — Ach die Gewohnheit ist
> Ein lästig Ding, selbst an Verhaßtes fesselt sie!

selbst motivirt, als vielmehr die Angst, daß die Ausführung des unwürdigen Vorhabens mißlingen möchte. Mit so zitternder Heimlichkeit trägt man

nur eine That auf, deren Schändlichkeit man ſelbſt im Augenblicke der Leidenſchaft ſich nicht verbergen kann. So kann es der Dichter mit dem Beiſeiteführen des Rhamnes unmöglich gemeint haben: oder man würde den weimariſchen Theater-Verbeſſerern beyfallen müſſen, welche dieſe Scene geſtrichen, und, um den Charakter der Sappho zu heben, den Entführungsplan der Dienſtbefliſſenheit des Rhamnes zugetheilt haben.

Bey dem Aufrufe der Lesbier zur Verfolgung der Entflohenen ſtörte mich das Umherfahren unter ihnen, das Anfaſſen des Myron, Terrander, Lychas u. ſ. f., und vor allen Dingen der Gebrauch, den ſie in dieſem Aufrufe von ihrem Organ machte. Das war keine weibliche Stimme mehr. So kommandirt man zur Noth im Schlachtgetümmel ein Regiment. Das verletzt in einem kleinen, akuſtiſch glücklich gebauten Theater nicht nur den guten Geſchmack, ſondern greift ſelbſt das Trommelfell an. Solch Ungethüm von Riedekraft vermag keine Leidenſchaft zu entſchuldigen; denn eine Leidenſchaft, welche fahrelt, iſt ſchon mit Einem Fuße über die Schranke des Menſchlichen, in das Gebiet der Thierheit getreten. Freilich wird ſo etwas meiſtens applaudirt, und in einem betäubenden Brave-Gebrülle ſteigern die Lungen der Menge den Genuß an der phyſi-

ſchen Kraft, welche die Lunge der Künſtlerin entfaltete. Aber wer möchte um ſolchen Beifall werben?

Der ſtumme Abgang S. 108 fing trefflich an, beſſer in Wahrheit, als der Dichter ihn beſchrieben hat. Bei Phaons Worten: „Bedenke, was du thuſt, und wer du biſt," fuhr ſie nicht empor; ſie erwachte langſam aus einer Betäubung, und Theilnahme belebte die Augen, welche ſie auf die Knieenden richtete. Aber mit einem Todtblick auf Phaon wandte ſie ſich und ging. Was ſie hier dachte, entweder es war nicht das Rechte, oder ich hab' ihre Mimik nicht verſtanden.

Die Schlußſcenen ließen mich völlig kalt, das Hervorrufen nach dem Takte, und das weitausgeordnete Klatſchen im Parterre mit eingeſchloſſen; obwohl ich es ſehr zweckmäßig finde, daß dergleichen Muſik durch einen Kommandoſtab (gleichſam durch einen tambour major) in Ordnung gehalten werde. Beſonders hat ſich die Künſtlerin durch die Stille des Parterre nach Neroe und Phädra würdiger belohnt gefunden.

IV. Johanna von Montfaucon.

Warum dieſe Rolle? — So fragt' ich mich vor der Darſtellung, und erhielt durch dieſelbe keine befriedigende Antwort darauf.

Mad. Schröder ſcheint ſo an den Cothurn gewöhnt, daß es mir Anfangs ſchwer wurde, Kotzebue's einfache, treu liebende Hausfrau in ihr zu erkennen.

In ihrer Antwort auf Adalberts Aeußerung, daß die Zurückgabe des ungerechten Gutes an Granſon ihn zum unbemittelten Ritter machen würde, betonte ſie unter andern ſo: „Des Gatten frohen Muth erkauft die Gattin nie zu theuer. — Mir bleibt noch eine feſte Burg: Häuslicher Friede! Mir lacht noch eine reizende Flur: deine Zärtlichkeit! Mich ſchmückt noch ein koſtbarer Diamant: mein Kind.“ Ueberhaupt hatten die Hauptwörter oft Urſach, auf die Beywörter eiferſüchtig zu werden.

Während des Geſprächs zwiſchen Adalbert und Philipp, I. 8, hörte ſie muſterhaft zu, was ſo wenige Darſteller verſtehen. Ihr Blick hing ununterbrochen an ihrem Gatten, und das ruhige, innige Vergnügen, welches ſie bey der, handelnd ſich entwickelnden, edlen Sinnesart des geliebten Mannes empfand, malte ſich auf ihrem Angeſicht. Aber nicht muſterhaft hatte ſie ihren Platz gewählt. Sie ſtand dem Proſcenium näher, als Adalbert, den ſie anſah, und während ich, glücklicher Weiſe auf der rechten Seite des Saales

sitzend, mit Genuß den schönen und passenden Ausdruck ihrer Miene betrachtete, that es mir leid, daß er für zwei Drittheile der Zuschauer theils halb, theils ganz verloren ging.

Ihre Pantomime, womit der zweite Akt beginnt, war außer dem Style des Stücks, viel zu antik, zu großartig für die Anzüge der häuslichen Bewohnerin einer befürmten Ritterburg. Man hätte glauben können, eine zweite Hendel gäbe hier ein mimisch-plastisches Zwischenspiel, um dem kunstsinnigen Theile der Zuschauer die Richtigkeit von Schlegels Urtheil über dieses Produkt zu bestätigen: Traun, mir gefiele das Stück, wären nicht Worte dabey.

Das Spiel in der Hauptscene des fünften Aktes war dagegen von tiefergreifender, naturgemäßer Wahrheit. Nur da ging Johanna zu weit, als sie, von der Todesangst um den von ihr gerissenen Knaben niedergeworfen, auf den Knieen hin und her rutschte, um bald dem Sohne wieder nach zu kommen, bald von dem eingewurzelten Lasarra Schonung zu erflehen. Das war etwas Anderes, aber nichts Besseres, als die oft belächelte Vorschrift des Verfassers: „sinnlos zu Boden zu schlagen und sich das Haar zu zerrau-fen.“ Der Oberleib allein muß, wenn Johanna

einmal vor dem Wüthrich auf die Knie gefallen iſt, durch ſeine Wendungen den Seelenkampf malen, welcher ihr die Worte diktirt: Ich — halt! — ich will — Gott! — Adalbert! — ich muß — halt! Lafarra, ich folge dir zum Altare.“

Möglich mag es in ſolchem Augenblicke ſeyn, daß der Schreck die Muskelkraft der Kniegelenke gänzlich lähme, und die Mutterangſt die Unzweckmäßigkeit jenes Rutſchens überſehe; aber dieſes bleibt immer ein widerlicher Anblick, der uns auf der Bühne erſpart werden muß, wo er zu Erreichung täuſchender Wahrheit nicht nothwendig iſt. Hier that die Künſtlerin, unbedacht vielleicht, hingeriſſen von der gewaltigen Gemüthsbewegung, in welche ſie durch die Kraft der Phantaſie ſich verſetzt hatte, offenbar zuviel. Dagegen war in dem Todesſtreiche, den ſie endlich auf Lafarra führte, der Täuſchung zu wenig. Der Feind ſchien von der Berührung mit einem Zauberſtabe zu fallen.

V. Eliſabeth in Maria Stuart.

Ich ſah dieſe Rolle vorigen Jahr auf demſelben Theater, in denſelben Umgebungen, von Mad. Wolf in großer Vollkommenheit. Die fand ich hier wieder. Wenn ich beyde Leiſtungen mir vergegenwärtige, und Moment für Moment gegen

einander auf die Wage lege; so bewegt sich zwar die Wage, aber beym Auflegen der letzten Gewichte sieht die Zunge ziemlich inne. Die Elisabeth von Berlin hat den Vortheil der Gestalt (taille) und der zwanglosen Würde in Haltung und Bewegung. Die von Wien wiegt ihn auf mit dem Umfang und der Biegsamkeit der Stimme, mit der größern Deutlichkeit (ich möchte sagen Leserlichkeit) ihrer Mienen. Doch diese Gaben gibt oder versagt die blinde Neigung der Mutter Natur; hier sey nur von der Kunst die Rede.

Mad. Schröder sprach S. 62. Z. 1. (Schillers Werke in der Cotta'schen Buchhandlung. V. 10. 1818.):

„Wenn es seyn muß — wenn ich's nicht ändern kann."

Die Betonung des muß ist vorgeschrieben; die des „nicht" ist — tragisch im ethymologischen Sinne des Wortes, wo τραγος einen Bock bedeutet. „Wenn ich's nicht ändern kann," will die Natur der Sache. Mad. Schröder sprach ferner ebendas. Z. 8. v. unten.

Privat seiner Hoheit dich Geschenk (den Ring). Bist Noch keine Kette, bindet mich noch nicht.

Die erstbemerkte Betonung ist wiederum vorgeschrieben; die zweite aber gehört auf bindet. Hätte Schiller im zweyten Halbverse das nem-

liche Wort (noch) betont wissen wollen; so würd' er unfehlbar geschrieben haben: „bindet noch mich nicht," um die Betonung mit der Scansion möglichst in Uebereinstimmung zu bringen. Mad. Schröder sprach endlich S. 71. Z. 6.:

Das müssen Reize sonder gleichen seyn.

Ungefähr eben so richtig, als wenn jemand sagen wollte: das geht mir über alles, statt: über alles.

Verstöße dieser Art hab' ich bei der Berliner Elisabeth, der geistreichen Schülerin Göthe's und Schillers, nie bemerkt, und in Hinsicht der Korrektheit des Vortrags steht die Vergleichung unbedingt zu ihrem Vortheile.

Im Morgenblatt 1818 Nro. 216. S. 982. hab' ich die Verstellungskunst der Berliner Elisabeth gerühmt, und deren Werth hauptsächlich in den Umstand gesetzt, daß man als Zuschauer der schlauen Königin nicht glauben konnte, aber doch die Gefahr fühlte, ihr zu glauben, sobald man sich in die Lage der Personen versetzte, welche sie täuschen wollte. Die Königin trug vor ihren Lords eine feine Wachslarve, hinter welche die Schauspielerin sehr geschickt und zu rechter Zeit den Zuschauer blicken ließ. Mad. Schröder hielt ihrem Hof eine stark bemalte Redoutenlarve entgegen; die fromm zurecht sich legende Miene,

die zu dem Ausdrucke christlicher Demuth sich beugende Haltung, sprach die Heucheley bis zu einem Grade von Deutlichkeit aus, wo sie Hofleute zu täuschen nicht mehr sonderlich geeignet ist; und dennoch versäumte die Künstlerin auf der andern Seite, den Zuschauer zu rechter Zeit hell in ihr Innerstes blicken zu lassen.

Es kommt nämlich für die Wirkung der ganzen Dichtung nicht wenig darauf an, daß Elisabeth so bald als möglich uns ihren geheimen Wunsch verrathe, das Todesurtheil an Marien vollzogen zu sehen: denn dieser Wunsch, nicht das aufgedrungene Urtheil, ist es, was uns fortdauernd für die Stuart zittern macht, indem wir ihn mit der Klugheit und mit der Scheu vor dem Urtheile der Welt kämpfen, sich im Park zu Fotheringhay zum Blutdurst entzünden, und so endlich zu der schweren That, zu dem gräßlichen Schwestermorde werden sehen, welcher den Hauptgegenstand dieser Tragödie ausmacht. Die Gelegenheit hierzu hat der Dichter im Anfange der dritten Scene Akt II. ersonnen. Elisabeth hat in der vorletzten Scene S. 61. Frankreichs Verwendung für die Stuart mit Würde abgelehnt. Jetzt hat sie im Staatsrath unter ihren Lords, und Burgleigh spricht von einem Opfer, das alle Stimmen fordern. „Was wünscht mein Volk noch? Sprecht,

Mylord.“ Burleigh antwortet: „Es fordert das Haupt der Stuart.“ Darauf eben hat ſie gewartet, das war ihr geheimes Begehren. Läßt ſie das ſtille Entzücken darüber in ihren Augen aufblitzen; die nur dem Zuſchauer, nicht den zu beyden Seiten ihres Seſſels und natürlich etwas zurück ſtehenden Lords ſichtbar ſind; ſo iſt jener Zweck erreicht, der Zuſchauer weiß klar, woran er mit ihr iſt, und ſie kann nun gegen die Lords ihre Rolle um ſo feiner ſpielen. Mad. Schröder ließ ſich dieſe Gelegenheit entſchlüpfen. Mad. Wolf, wenn mein Gedächtniß mir treu iſt, hat ſie benutzt, und dieſer Moment zieht ihre Schaale nieder.

In der folgenden Scene fand Mad. Schröder eine unerwünſchte Gelegenheit, als Schauſpielerin die höchſte Gegenwart des Geiſtes zu zeigen.* Sir Paulet hatte den Brief der Stuart (S. 76.) vergeſſen. Es entſtand eine gefährliche Stockung, vielleicht von 30 Sekunden. Eliſabeth ſchien ruhig mit einem der Lords, mit Leſter denk' ich, über die eben erfolgten Aeußerungen Mortimers zu ſprechen, und wer Sir Paulets Noth nicht ſah, merkte die Gefahr nicht, welche der Scene drohte. Endlich war dieſer eines Blättchens mächtig geworden, welches er überreichen konnte; aber es war — eine Viſitenkarte, die

ſich nicht öffnen ließ, wie ein Brief. Die Königin wußt' auch dieſes Gebrechen zu verbergen, ſie ſchien einen Brief aus dem Umſchlage zu ziehen, vor ſich auf den Tiſch zu breiten; und anſtändig darüber hingebeugt zu leſen.

Die Scene mit Mortimer war ein Meiſterſtück. Das gräuliche Licht, in welches Eliſabeths Charakter durch den Auftrag des Meuchelmords ſich ſtellt, wurde dadurch gemildert, daß in ihrem ganzen Weſen die gegründete, alte, und durch gefährliche Erfahrungen tief eingewurzelte Furcht vor der Stuart, vor ihrem Einfluß auf den Schwärmereifer und vor den Ränken ihres Anhanges, mit den lebendigſten Farben ſich malte. Dieß erhöht den Antheil, welchen dieſe Scene erregt, ungemein; ſie war mir in dieſer Vollendung völlig neu, und hier ſchwankte die Schaale meiner vergleichenden Kritik auf die Seite der Mad. Schröder.

Dieſer Akt ſchließt mit einer Attitude der Zärtlichkeit zwiſchen Eliſabeth und Leiceſter, er ſtürzt vor ihr auf ein Knie, und drückt ihre Hand an die Lippen. Mad. Schröder machte hier (wie es die Theaterleute nennen) tableau, und hielt die Stellung unbeweglich, Statuenartig, während des ſehr langſamen Gardinenfalles. Mad. Wolf, bei deren erwähnter Darſtellung der Vorhang

ebenfalls ſehr langſam ſank, ſpielte fort, entzog ſanft die geküßte Hand dem Günſtling, und verließ ihn eben mit der Geberde der Zärtlichkeit, als die Gardine den Schauplaz deckte. Beydes war durchaus ſchön anzuſehn; aber Wahrheit dünkt mich, hatte nur das zweyte.

Die Scene mit Maria, dann mit Burleigh (IV. 5.) und mit dem gewaltſam eindringenden Leiceſter, geben auf meiner Wage durchaus keinen merklichen Ausſchlag. Nicht ſo das Unterſchreiben des Todesurtheils und der vorangehende Monolog. Hier ſank die Wiener Schaale, beſonders von den Worten an:

Ein Baſtard bin ich dir? Unglückliche!
Ich bin es nur, ſo lang du lebſt u. ſ. f.

Mad. Schröder ſprach hier nicht von einer abweſenden Maria; ſie ſprach zu einer Maria, die ſie leibhaftig vor ſich ſah; ſie war noch jezt mit ihr im Geſpräch, wurde jezt von ihr tödtlich beſchimpft; ihr Federzug war ein blutiger Streich des ſchwergereizten Zornes auf das Haupt der, ihrer Phantaſie gegenwärtigen Beleidigerin; und phyſiſch erſchöpft, wie nach einer mit höchſter Anſtrengung vollbrachten Mordthat, ſank ſie in den Seſſel zurük. Eine Minutenlange Todtenſtille war im Haus. Allmählig fiengen die Täuſchung der erhizten Einbildungskraft zu ſchwinden,

die Seele zu dem Bewußtſeyn, daß die That noch nicht gethan ſey, zu erwachen, und der Verſtand die Mittel zu ihrer noch immer bedenklichen Vollziehung aufzuſuchen. Nun erſt erhob ſie ſich, und zog die Klingel. Ich ſah nie ein vollendeteres Spiel von innen heraus; ich kann mir für dieſe Kataſtrophe der Rolle kein eindringlicheres denken; und Schiller ſelbſt muß es ſo nicht im Geiſte ausgeführt haben, denn wie konnte ſonſt ſeine Anmerkung ſo trocken und freſtig daſtehen: „Sie läßt die Feder fallen, und tritt mit einem Ausdruck des Sarcasmus zurück. Nach einer Pauſe klingelt ſie.“

Genug davon! Ein entzückter Kunſtrichter ſpielt vor Leſern, die nicht ſelbſt ſahen, eine alberne Figur. Die bekannten Schlußſcenen waren gelungen. Wer von der einen oder von der andern, von der ſüdlichen oder von der nördlichen Eliſabeth ſie geſehen hat, der wird Schillern Recht geben müſſen gegen diejenigen Kunſtrichter, welche ſie überlegt finden. Daß man ſie wegläßt, wo man keine Eliſabeth hat, welche ſie zu ſpielen weiß — nun, das mag als theatraliſche Handwerksmaxime gelten.

VI. Lady Macbeth.

Auch hier kann meine Kritik nicht füglich anders, als vergleichend ſeyn; denn ich habe in dieſer Rolle Friederiken Bethmann geſehen. Es mag leicht zehn Jahre her ſeyn; aber das Bild jener Erſcheinung lebt noch in meinem Gedächtniß' unverwiſcht und unvermiſcht, denn ich ſah in dieſem ganzen Zeitraume keine andere Lady Macbeth. Hier eine Skizze dieſes Bildes.

Gleich bey Leſung des Briefes, wo von dem dritten Gruße der Hexen, von dem „Heil dir, König dereinſt!" die Red' iſt, ſtand in Friederiken Bethmann ein Weib vor meinen Augen, das von dem Gedanken an die künftige Krone trunken war, und wie ſie den Brief bey Seite legte, ſchien ſie aus einem wollüſtigen Traume zu erwachen. „Nur bald, bald!" ſagten ihre Augen, ihre ungeduldigen Schritte durch das Zimmer. Die Botſchaft von der Ankunft des Königs erſchütterte ſie heftig. Das war ihr zu bald, die Gelegenheit zur That überraſchte ſie unvorbereitet, ſchien ſie ſelbſt zur Vollbringung des Mordes zu rufen, und im Gefühle der Schwäche (ich möchte ſagen der Nervenſchwäche) ihres Geſchlechts beſchwor ſie die Geiſter der Nacht, ſie zu entweihen. Dieſe beiden Elemente, Begierde nach dem höchſten irdiſchen Rang', und

Gefühl der, dem blutigen Mittel nicht gewachsenen Weiblichkeit, gaben der Rolle eine Wahrheit, eine Natur, ein Leben, eine Wärme, die selbst dieser teuflischen Gemüthsart Antheil verschaffte, weil man sie in einem Kampfe mit menschlicher Beschränkung erblickte. So wälzte sie nun mehr instinktmäßig, als klüglich, die Last der gräßlichen Vollziehung auf den stärkeren Mann, und sachte in ihm einen Muth an, der ihr fehlte.

Die That war gethan. Macbeth hatte durch das blutige Werk alle Fassung verloren. Sie hatte sich fern gehalten, um sie zu bewahren. Aber jener hatte das verabredete Verfahren mit den Leichen und den Kämmerern vergessen. Aufgebracht darüber entriß sie dem jene, und eilte hinein, die Schlafenden mit dem Blute des Leichnams zu färben. Die Verstellung dieses entsetzlichen Geschäftes empörte mein Innerstes gegen sie. Aber wie kam sie zurück! Im Fieber. Die Knie trugen sie kaum, der Busen athmete kurz und heftig, sie fiel in den Sessel, und der über den Tisch hinausgestreckte Arm zitterte und zuckte noch convulsivisch. Der Kampf, welchen um das ihr nothwendig Erkannte der starke Wille mit der natürlichen menschlichen Blut- und Leichen-Scheu bekämpft hatte, wogte noch in ihren Adern. Aber der Geist, welcher die widerstrebenden Ner-

ven bezwungen hatte, blitzte aus den Augen; froh, daß der vernichtet daſitzende Macbeth ihren Fieberanfall nicht bemerkt hatte, raffte ſie ſich auf, zwang ihre Stimme zum Ausdrucke der Ruhe, und ſchien beſonnen zu werden durch die gewaltſame Anſtrengung, es zu ſcheinen. Die Ueberlegenheit, welche ſie hier über Macbeth fühlte, waltete fort in der Tafelſcene und bis zum Schluſſe des dritten Akts. Im letzten ſehen wir ſie wieder, ein Bild der Nichtigkeit menſchlicher Geiſtes- und Willensſtärke im Böſen. Des Gewiſſens Allgewalt hat den, in der Verbindung mit der Leidenſchaft geſchändeten Verſtand zerſtört; ſie iſt wahnſinnig; die Berechnung ſchweigt vor der Stimme des Mitleids, und das Oh! ihres Schmerzes ſchneidet uns in die tiefſte Seele. „Was für ein Seufzer war das! ſagt der Arzt. Bei Friederike Bethmann war es ein Geſtöhn der in Selbſtqual zerfahrenden Seele, die bald darauf der wiederkehrende Wahn noch einmal wohlthätig (auch für den Zuſchauer wohlthätig) mit der Verwechſelung von Gegenwart und Vergangenheit täuſchte. So ging ſie mit dem erträumten Mordgenoſſen ab, um außerhalb unſerer Blicke der verrathnen ſittlichen Natur durch einen gräßlichen leiblichen Tod die letzte, irdiſche Genugthuung zu geben.

Wenn Mad. Schröder diese matte Beschreibung der Leistung ihrer verewigten Vorgängerin liest; so wird sie fühlen, daß die ihrige nicht im Stand' ist, die volle Wagsale auch nur merklich emporzuziehen, geschweige denn in die Horizontallinie des Gleichgewichts zu setzen. Statt Leidenschaft und Willensstärke, die mit widerstrebender Menschlichkeit siegreich ringt, gab sie eingefleischte weibliche Bosheit, von hämisch kalter, teuflischer Arglist bedient. Die berühmte Stelle: „Hätt' er, wie er so da lag, meinem Vater nicht geähnelt," trug sie vor, daß ich nicht recht wußte, was ich daraus machen sollte. Es war, als schauderte ihr vor dem Bild' ihres Vaters, und zugleich war eine gedehnte Weinerlichkeit in der Stimme, für die ich keine Bedeutung finde. Vom Blutgeschäfte kam sie keck zurück, wie sie gegangen war. Ihr Wahnsinn hatte im Plastischen große, künstlerische Vollendung. In Hinsicht der rednerischen Aufgabe gelang der Wahn; aber der Schmerz erreichte mein Mitgefühl nicht. Die Stelle: „Wer dacht' es aber, daß der alte Mann noch so viel Blut in den Adern hätte!" wurde nicht mit Aengstlichkeit, sondern weinerlich, fast wie die eben angeführte von Dunkans Aehnlichkeit mit dem Vater, gesprochen. In der frühern Tafelscene war sie untadelhaft; doch störte mich,

und wahrscheinlich auch sie und ihr Spiel, ein unglücklicher Theatercoup des sonst sehr verdienstlichen Macbeth. Als er, den Becher in der Hand, zum zweitenmale Banquo's Geist erblickte, warf er nicht nur den Becher, sondern auch sich selbst zu Boden. Darauf hat weder Shakspeare noch Schiller (nach dessen Bearbeitung man das Stück spielte) den Dialog berechnet. Was soll die Lady, was die Gäste thun, wenn der König an die Erde stürzt? Die Gäste blieben sitzen, und die Lady hieß ihn liegen und wieder aufstehen. Ich hätte gewünscht, jene wären aufgefahren von den Sitzen, diese hätte durch Geberde sie gescheucht, dem Gemahl auf die Beine geholfen, und dann die erschrockenen Thans mit Worten beruhiget. Zur Entschuldigung dieses Anstoßes, der überhaupt der fremden Künstlerin nicht zur Last fallen könnte, gereicht der Umstand, daß diese Aufführung des Macbeth für dieß Theater eine erste war.

Die Hexenscenen gab man nach Bürger, und zwar wurden sie gesungen, mit Musik im Orchester. Höhr-Ey! würde der Berliner Kurze sagen. Bürger wollte keinen Gesang, sondern recitativähnliche (also vielstimmen verständliche) Deklamation. (S. Macbeth, Göttingen 1783. S. 8.) Wenn die Hexen einmal Opernmäßig singen; so möcht' ich lieber, die ganze Handlung würde getanzt.

Nach diesem sechsten Gastspiel bin ich abgereist, und Mad. Schröder hat, soviel ich weiß, mit einer Wiederholung dieser Rolle die Reihe ihrer dismaligen Leistungen beschlossen. So weit ich unsern schauspielkünstlerischen Horizont kenne, gehört sie nach meiner Ueberzeugung unter die Sterne erster Größe. Daß sie dem Dienste der tragischen Muse sich ausschließlich weiht (die Johanna von Montfaucon ist eine Art von Sonntagstragödie), acht' ich für ein Verdienst, welches sie in dem vielseitigen Deutschland meines Wissens mit Niemand theilt, wenn nicht etwa neuerlich mit Eßlair. Ich hab' übrigens mit diesen Aufsätzen der Kunst nach Gelegenheit und Kräften nützlich seyn, nicht der ungemessenen Huldigung anderer Theaterrecensenten ein Maaß aufdringen wollen.

Die Ahnfrau.

1817.

Unter obigem Titel wurde vor einigen Monaten zu Wien ein Trauerspiel in fünf Aufzügen von F. Grillparzer aufgeführt. Eine Partey der dortigen Tagblätter ertheilte ihm großes Lob, und fand darin eine rein christliche Schicksalsidee (ein christliches Fatum nannte man sie); die Gegenpartey verketzerte das Stück als gefährlich für den Glauben. Jetzt liegt es gedruckt vor (Wien 1817 bei Wallishauser), und indem ich dem jungen Dichter Glück wünsche zu der Streitigkeit, die er veranlaßt hat, glaub' ich, ihm nicht besser nützen zu können, als durch einen kritischen Bericht an die Tagblattleser.

In dem Geschlechte des Grafen Zdenko von Borotin geht eine alte Sage,

Fortgepflanzt von Mund zu Mund:
Daß die Ahnfrau dieses Hauses,
Ob begangner schwerer Thaten,

Wandeln muß ohne Ruh,
Bis der letzte Zweig des Stammes,
Den sie selber hat gegründet,
Ausgerottet von der Erde.

Diese Ahnfrau hieß Bertha. Sie starb durch den Dolch ihres Gemahls, der sie in den Armen eines andern fand. Sie hinterließ ihm einen einzigen Sohn, und dieser,

— Dem Vater unbewußt,
War das Kind schuldiger Lust,
War das Kind verdammter Sünde. —
Und in jedem Enkelkinde,
Das entsprießt aus ihrem Blut,
Haßt sie die vergangne Sünde,
Tilgt sie die vergangne Schuld.
Also harret sie seit Jahren,
Wird noch harren Jahre lang
Auf des Hauses Untergang;
Und ob der sie gleich befreiet,
Hütet sie doch jeden Streich,
Der dem Haupt der Lieben drauet,
Den sie wünscht und scheut zugleich.

Wenn das Heil der Ahnfrau hier von dem Erlöschen des Barentinischen Mannsstammes abhinge, auf welchen sie ehebrecherischer Weise ein fremdes Reis gepfropft hat; so würd' es beim Beginne des Stücks das Ansehen haben, als ob sie nur Geduld haben dürfte, um ohne Trauerspiel zur Ruhe zu gelangen: denn bis auf den

alten Grafen Zdenko, der nicht lange mehr zu leben hofft, iſt der Stamm ſchon ausgeſtorben. Er hat nur eine Tochter, welche Bertha, wie die Ahnfrau, genannt iſt. Sein einziger Sohn verlief ſich in ſeinem dritten Jahre durch die offene Gartenthür zum nahen Weiher, man fand ſeinen Hut im Waſſer, und hielt ihn für ertrunken.

Dieſes Dafürhalten war ein wenig leichtſinnig. In einem Weiher (Fiſchteiche) mußte, wenn das Kind wirklich ertrunken war, der Leichnam gefunden werden können. Sollte der Vater es vernachläſſiget haben, ihn zu ſuchen? Doch gehen wir weiter in der Darlegung der Vorbegebenheit.

Zdenko's Tochter Bertha iſt auf einem einſamen Spaziergange von Räubern überfallen, vor Schreck ohnmächtig geworden, und in den Armen eines jungen Ritters erwacht, der Jaromir von Eiben ſich nennt. Er hat ihr nicht erklären mögen, wie er, ein Einziger, mit den Räubern fertig geworden iſt, er hat unter dem Vorwande ſeiner Armuth Anſtand genommen, ihrem Vater ſich zu zeigen, und ſie hat öfter den heimlich Geliebten heimlich geſehen.

Dieſe Entdeckung, dem Vater gemacht, iſt der weſentliche Inhalt der Scene, womit das Stück beginnt. Es iſt Abend. Bertha ſpielt dem

Alten auf der Harfe vor, und läßt ihn schlafend allein. Mit dem Glockenschlage Acht verlöschen die Lichter unter Sturmgeheul, die Ahnfrau, Bertha's leichenhaftes Ebenbild, erscheint, und beugt sich schmerzlich über ihn. Er erwacht, entsetzt vor diesem Antlitz seiner vermeintlichen Tochter, fragt er, ob sie ihn tödten wolle. Sie nickt, und erwiedert auf die zweite Frage, wohin sie gehe, mit unbetonter Stimme: Nach Hause. Des Grafen Nachruf: Heda! Bertha, Bertha! aus welchem ich das Heda! unfehlbar streichen würde, wenn ich die Rolle des Alten spielen müßte, führt die wirkliche Bertha, den Diener Günther, und die Erzählung von der Geschichte der Urbertha herbei, wie ich sie oben wörtlich ausgeschrieben habe. Die Scene wird leer. Jetzt stürzt Jaromir von Eschen mit zerbrochenem Degen in das Zimmer, Günther folgt ihm. Wir erfahren von Jaromir, daß er im Walde überfallen worden. Bertha erkennt ihren Retter, der Graf nimmt ihn gütig auf, und zeigt sich geneigt, die Wünsche seiner Tochter zu erfüllen, die sich kurz zuvor ihm verrathen hatten. So schließt der erste Akt.

Zu Anfange des zweiten stürzt Jaromir in den dunklen Saal. Gespenstischer Spuk hat ihn aus den Armen des Schlafes gerissen, und aus

dem Zimmer vertrieben, welches dem Gaſte angewieſen worden war. Er hört Bertha im Nebenzimmer beten und will zu ihr. Da tritt ihm die Ahnfrau entgegen, deutet ihm winkend an, ſich zu entfernen, wird von ihm für Bertha genommen, und geht ab, als dieſe auftritt. Die Scenen, welche darauf folgen, ähneln denen, welche die erſte Erſcheinung des Geſpenſtes herbeiführte; doch bringen ſie die Angelegenheiten der liebenden Herzen einen Schritt weiter, und Bertha ſchmückt in des Vaters Gegenwart ihren Ritter mit einer Schärpe von ihrer Hand. Sie werden unterbrochen durch die Ankunft eines königlichen Hauptmannes, der mit ſeinen Soldaten die Räuber der Umgegend überfallen hat, und nun die Flüchtigen verfolgt, die den Weg nach dem Schloſſe genommen haben. Jaromirs Benehmen erweckt im Zuſchauer die unausbleibliche Vermuthung, daß er ſelbſt einer der überfallenen Räuber ſey. Er entgeht der Entdeckung und bleibt im Schloſſe, während der Graf den Hauptmann auf ſeinem Streifzuge gegen die Bande begleitet.

Im Zwiſchenakte wollte Jaromir heimlich aus dem Schloſſe entfliehen. Ein Schuß verwundet ihm den Arm. Ein Soldat ergriff ihn, er warf ihn nieder, und entkam, durch ein Fenſter ſteigend, wieder in das Schloß. Aber ein Theil der Schärpe

blieb in des Soldaten Händen. Dieſe Trophäe, welche der Kriegsknecht vor Bertha's Augen bringt, erweckt in dieſer die Ahndung der Wahrheit, und Jaromir geſteht ſie ein: er iſt Räuberhauptmann, Räuber von Kindheit auf. Aber er liebt, er will eher unter Henkers Hand ſterben, als die Geliebte verlaſſen, und da er bereits früher auf Flucht von ſeinen Genoſſen, und auf einen eignen Herd in der Ferne Bedacht genommen hat; ſo willigt Bertha ein, ihn zu begleiten, und die Maßregeln werden verabredet. Jaromir fordert Waffen von Bertha für den Nothfall; der alte Dolch, welcher die Ahnfrau tödtete, iſt zum ſchaudervollen Andenken in der Halle aufgehangen, und er beachtet ſein. Die Ahnfrau erſcheint, doch diesmal nur dem Zuſchauer ſichtbar, mit abwehrender Geberde; doch er ergreift ihn, und eilt triumphirend von dannen. Hier ſchließt der dritte Akt.

Der Graf, noch immer um das Schloß her den Räubern nachſpürend, ſtößt auf Jaromir in der Dunkelheit, und dieſer verwundet ihn tödtlich mit dem verhängnißvollen Abendbeile, den er in der Wunde zurücklaßt. In dieſem Zuſtande bringt man den Alten vor Bertha. Er hat Jaromirs Geſtalt erkannt, er ahndet die Wahrheit, und Bertha's Vernichtung beſtätiget die Ahndung.

Jezt wirft ſich ihm ein alter, eben eingefangener Räuber, Boleslav, Jaromirs vermeinter Vater, zu Füßen, und bekennt in der Hoffnung ſich zu retten, daß Jaromir des Grafen Sohn iſt, den er als Kind am Weiher raubte und zum Räuber erzog. Der Graf ſtirbt. Bertha, nach einem Monologe voll Schmerz und Wahnwiz, iſt im Begriff, nach einer von Jaromir zurückgelaſſenen Giftphiole zu greifen, und ſinkt, ehe die Hand dieſelbe erreicht, ohnmächtig zu Boden.

Der lezte Akt ſpielt im Schloßzwinger, nahe an der Schloßkapelle. Jaromir kommt, mit der Geliebten zu fliehen. Er erfährt von Boleslav, welcher der Haft ſich zu entledigen gewußt hat, was der Zuſchauer ſchon weiß: daß er Vatermörder iſt. Furchtbarer Ausbruch der Verzweiflung. Trauergeſang ertönt aus der Kapelle. Jaromir ſteigt durch das Fenſter hinein, und wir finden ihn in einem Grabgewölbe wieder. Er ruft ſeiner Bertha. Die Ahnfrau tritt aus dem Grabmahl. Er hält ſie für die Geliebte, und will ſie mit ſich fortreißen zur verabredeten Flucht. Sie zeigt ihm Bertha's Leiche im Sarge. Er hält die leztere für ein Trugbild der Hölle, und eilt auf die Ahnfrau zu, die ihn mit den Worten:

So komm denn, Verlorner!

in ihren geſpenſtiſchen Armen empfängt. Schrey-

end taumelt er zurück und ſtürzt am Sarge nieder. Die Thür wird aufgeſprengt, der Hauptmann, Günther, Boleslav treten ein, und bleiben vor der Ahnfrau ausgeſtreckter Hand erſtarrt am Eingange ſtehen.

Scheid' im Frieden, Friedenfeier!

ſpricht dieſe, indem ſie Jaromir auf die Stirn küßt, und nach den Worten:

Nun wohlan, es iſt vollbracht!
Durch der Schluße Schauernacht,
Sey gepriesen, ew'ge Macht!
Deine dich, du alte Klause,
Denn die Ahnfrau kehrt nach Hause!

geht ſie in das Grabmahl zurück. Der Hauptmann will nun Jaromir ergreifen, und wir hören aus Günthers Munde, daß er todt iſt.

Ich glaube, ſo erzählt zu haben, daß meinen Leſern einleuchten mußte, der Dichter verſuche es auf den Theatereffekt. Dies haben ihm auch ſeine Gegner nicht abzuleugnen vermocht. „Er erreicht dieſen Effekt eines Theils durch das Wunderbare und Schauderhafte einer mithandelnden, geiſterhaften Erſcheinung, theils durch das Ueberraſchende einer dreifachen Agnition. Wider das erſte Mittel iſt ſo wenig zu ſagen, als wider den Geiſt im Hamlet. Das zweite iſt rein ariſtoteliſch, auf die Verkettung der Begebenheiten, wodurch er

der Dichter gewann, leidet an einer einzigen Unwahrſcheinlichkeit der Vorſcene, welche unbedeutend genannt werden kann, theils weil ſie ſich leicht hinwegbringen läßt (z. B. wenn man den Weiher in Gedanken in einen Strom verwandelt), theils weil die Möglichkeit der Haupthegebenheit nicht unbedingt auf Idenko's Glauben an den Tod ſeines Sohnes beruht. Er könnte das Kind eben ſowol für geraubt halten, und alles, was an der Geſchichte weſentlich iſt, würde daſſelbe bleiben.

Deſto mehr Zweifel hingegen dürften ſich gegen den Werth der tragiſchen Grundidee erheben, welche die franzöſiſchen Kunſtrichter la morale tragique zu nennen pflegen. Der Dichter beſorge nicht, daß ich mit ihm nach Art der modernen Theaterkorreſpondenzler verfahren werde, welche die Tragödien vor den Richterſtuhl des Religionskatechismus und der peinlichen Halsgerichtsordnung ziehen, weil ſie in der Jury des Kunſtſinnes keine Stimme haben. Wer es nicht ertragen mag, daß die Ahnfrau den Räuberhauptmann Jaromir durch ihre tödtende Umarmung dem Schaffot entzieht, der mag viel beſſer dazu tauzen, Verbrecher nach dem Strafcoder, als Tragödien nach den Geſetzen der Poetik zu richten: denn er würde es unfehlbar auch dem Sha-

lesocar zum Vergehen anrechnen, daß Macbeth anſtatt den Tod der Tapferkeit zu ſterben, nicht wenigſtens als Königsmörder durch Pferde zerriſſen wird. Die poetiſche Gerechtigkeit hat nichts mit den Förmlichkeiten der weltlichen zu thun, und die tragiſche Moral iſt, wie das Allgemeine vom Beſondern, von der chriſtlichen und heidniſchen unterſchieden. Vor dem Kunſtrichter beſteht jeder Ausgang der Begebenheit als gerecht, wenn er der Grundidee gemäß iſt, und er kann die Grundidee nicht verdammen, ſobald er findet, daß ſie den Anſprüchen der moraliſchen Vernunft und des Kunſtſinnes Genüge leiſtet.

Der Anſpruch der Vernunft an eine Tragödie geht keineswegs ausſchließlich auf eine erfahrungsmäßige Natürlichkeit der Ereigniſſe, wie wir ſie in Othello und Emilia Galotti antreffen. Sie verſtattet es dem Dichter gern, daß er die aus der Erfahrung gegebne übernatürliche Weltordnung in das Spiel ſeiner Einbildungskraft ziehe. Nur ſie verlangt, daß dieſe unſichtbare Weltordnung eine vernünftige ſey, weil ſie, die Vernunft, es iſt, welche dieſelbe denken ſoll.

Iſt das nun hier der Fall? die Grundidee, welche der Dichter durch ſein Werk zur Anſchauung bringen zu wollen ſcheint, iſt das poetiſche Geſetz des geheimnißvollen, jenſeitigen Zu-

des: Eine Ehebrecherin, die auf den Stammbaum ihres Gatten ſündhaft erzeugte Sprößlinge propfte, kann nicht raſten in der Gruft, bis ihre Nachkommenſchaft gänzlich von der Erde vertilgt iſt, und wird durch den Anblick der Leiden gequält, in denen ihre Angehörigen untergehen. Ein ſolches Geſetz, von der Phantaſie des Menſchen dem Reiche der Geiſter angedichtet, iſt nur unter der Bedingung vernunftmäßig, wenn die Nachkommen nicht ganz unverſchuldet, mit andern Worten, nicht blos darum leiden, daß die ſündige Stammmutter ihre Strafe empfange. Ob nun gleich Jaromir und Bertha, jener durch das Beharren in einer verbrecheriſchen Lebensart, in welcher er erzogen wurde, dieſe durch die Leidenſchaft, womit ſie ſelbſt dem erkannten Räuberhauptmanne noch anhängt, ihren Untergang verſchuldet haben; ſo empfängt doch der alte Graf von Baretin den Tod von Sohnes Hand ohne den geringſten Flecken eigner Schuld, und ſcheint einzig für das Verbrechen ſeiner Ahnfrau zu büßen. Ich glaube nicht, daß dieſer Verſtoß gegen die ſtrenge Vernunftmäßigkeit der Grundidee durch das Beiſpiel der Kaſſandra bei'm Aiſchylos gerechtfertiget werden kann, die ſchuldlos in der Schuld des Stammes untergeht, mit welchem ihr Schickſal verwebt iſt: denn Aiſchylos dünkt mich, läßt Kaſſandren nicht

untergehen, um unſer Herz durch Mitleid zu rühren, ſondern um es durch den Anblick der Heimkehr einer Seherin zu der höheren Welt über den Schmerz des Erdentodes zu erheben. Zu dieſem Zweck leiht Schenke's Erzählung in den Schluß der überſinnlichen Weltordnung keineswegs hin.

Aber wie? hör' ich die eifrigen Lobredner des Autors fragen, führt dieſe Lehre von der Vernunftmäßigkeit der tragiſchen Grundidee nicht eben wieder auf die proſaiſche Gerechtigkeitsträumerei der Journalkorreſpondenten zurück, welche jetzt über den Mörder ſchreyen, ſobald in der Tragödie irgend eine ſchuldloſe Perſon den Tod leidet? Ich ſollte nicht glauben. Als Eigenſchaften eines Weltgeſetzes der Geiſterwelt betrachtet, ſind zwar Vernunftmäßigkeit und Gerechtigkeit einander nahe verwandt; aber nicht von jeder Tragödie iſt die Grundidee aus dem idealen Kodex einer überſinnlichen Weltordnung genommen, und ſelbſt da, wo dies der Fall wirklich iſt, kann der irdiſche Untergang eines ſchuldloſen Hauptes unvernünftig ſeyn, wenn er entweder nicht als Strafe für Leiden, ſondern als freye Handlung dargeſtellt iſt, oder wenn er nicht ſowohl eine Vollſtreckung des ſtrengen Geiſtergeſetzes, als vielmehr eine Rückkehr aus dem natürlichen Laufe menſchlicher Dinge zu ſeyn ſcheint. So mag Fernando von Portugal die

Standhaftigkeit seines Glaubens im Hungertode auf einem Kerichthaufen bewähren: er leidet nicht, sondern er handelt. So mag Duncan unter dem Dolche des kronenräuberischen Ehrgeitzes fallen, und Cordelia ihr Leben im Versuche der Rettung des Vaters, welcher sie verstieß, aushauchen: sie gehen nicht nach einem Moralgesetze unter, welches der Tragöd zu billigen scheint; sie sterben als Opfer einer fremden Bösartigkeit, die dem Strafgesetze einer übersinnlichen Ordnung der Dinge verfallen ist. Weder die eine, noch die andere Ansicht bietet der leidenvolle Untergang des alten Grafen von Barotin dar, und der Dichter scheint von dem märchenhaften Geistergesetze, welches er seinem Gedicht' als Thema unterlegte, die Bedingung für die Vernunftmäßigkeit seiner Anwendung nicht klar erkannt zu haben. Der Vorwurf seiner Widersacher, daß er eine Lehre empfehle, nach welcher Verbrechen durch Verbrechen gesühnt werden, trifft ihn zwar nicht; aber er scheint nicht allzufern davon zu seyn, statt einer christlichen Schicksalsidee, über der Handlung des Stücks diejenige adlige walten zu lassen, welche man an Fouqué's Corona getadelt hat (S. Allg. Lit. Zeit. von Halle 1815. No. 272. Sp. 603.), und nach welchem Nachkommen für die Verbrechen ihrer Vorfahren büßen müssen, gleichwie die Edelleute

für die Tugenden ihrer Ahnen belohnt werden. Doch an diese Idee mahnt höchstens nur Fortinbras, dieser ist nicht die Hauptperson, und mithin ist die Grundidee nur in einem Nebenpunkte mit der strengsten Vernunftmäßigkeit über den Fuß aufgespannt.

Stellen wir sie nun den Ansprüchen gegenüber, welche der Kunstsinn an sie macht. Es scheint es der Grundidee einer Tragödie nicht erlassen zu können, daß sie als ein Erhabenes auf uns wirke. Thut das die vorliegende? Der Geist von Hamlets Vater entsteigt dem Grabe, um seinen Sohn zur Rache aufzufordern. Das mahnt uns an das furchtbare Geheimniß einer ewigen Gerechtigkeit, welche den Mund der Leichen zur Kunde des verborgenen Mordes zu eröffnen vermag. Die Hexen im Macbeth bedürfen nur einer trügerischen Prophezeihung, um die ehrgeizige Tapferkeit in die Netze des Lasters zu verwickeln. Das mahnt uns an die im Finstern schleichende Gewalt der Hölle über die menschliche Leidenschaft. Die Eumeniden verfolgen den Orest, der seine Mutter erschlug, obwohl sie den Tod an seinem Vater verdient, und ein Gott den Mord befohlen hatte. Das mahnte den Griechen an eine furchtbare Ohnmacht, gegen deren rächenden Arm die Götter selbst kaum vermochten, den Sterblichen

zu ſchirmen, der einer ſolchen That ſich unterwunden hatte. In allen dieſen Fällen leidet die Erhabenheit der Vorſtellung von einer überſinnlichen Welt keinen Zweifel. Aber die Grundidee der Ahnfrau reicht bei weitem nicht auf dieſe Höhe. Sie zeigt uns eine überirdiſche Strafgewalt, die den Ehebruch nach dem Tode der Sünderin durch den langwierigen Mangel der Grabesruhe, und durch die Fortdauer der Empfänglichkeit für irdiſche Leiden ahndet. Dieſer Vorſtellung mangelt, nach meinem Gefühl, diejenige Größe, welche das menſchliche Gemüth erhebt, indem ſie es erdrücken zu wollen ſcheint. Und ſelbſt die mindere Wirkſamkeit, deren ſie fähig iſt, hat der Dichter dadurch geſchwächt, daß er uns von dem Leiden der Ahnfrau mehr eine trockne Beſchreibung, als eine lebendige, Mitgefühl erregende Anſchauung gab, und daß die Leiden der Lebenden, welche um ihretwillen uns vor die Augen gebracht werden, mit ihrem Vergehen nicht durch das Gliederband von Urſachen und Folgen zuſammen zu hängen ſcheinen. Hätte der Autor die uralte tragiſche Moral vom Wachsthum des ſündigen Samenkorns im Fortgange der Generation eines durch Verbrechen befleckten Stammes zu Hülfe genommen: hätt' er es anſchaulich gemacht, daß und wie ſelbſt nach dem natürlichen Laufe der

Dinge aus einem geschlechtverfälschenden Vergehen geschlechtvertilgende entstehen können, so würde seine Grundidee an tragischer Größe bedeutend gewonnen haben. Theilnehmender hätten wir die Ahnfrau betrachtet, wenn wir sie in der Verdammniß erblickt hätten, nicht nur die Leiden und Missethaten, welche ihren Stamm vernichten, sondern in ihnen zugleich die natürlichen Folgen ihrer That, die Früchte ihrer sträflichen Verirrung zu schauen.

Als Herr G. die Vorrede schrieb, hatte er allem Anscheine nach davon einige Ahndung: denn er spricht von einer Buße der Ahnfrau durch den quälenden Anblick der Schuld und der Leiden, „die sie zum Theil selbst über ihre Nachkommen brachte.“ Gerade das, was ich hier in der Vorrede finde, vermiß' ich ungern im Gedichte. Die Handelnden, welche von diesen Unglücksfällen und Leiden betroffen werden, nennen sie zwar Folgen jener Ahnensünde, aber die Verletzung der Begebenheiten enthält nicht die geringste Bürgschaft dafür, daß sie es wirklich sind. Der Landesraub, Jaromirs Räuberthum, die Leidensamkeit der Geschwister für einander, der Vatermord, das alles ist auch ohne jenen Ehebruch ursächlich begründet, und die Ahnfrau selbst greift nur dadurch wesentlich in die Handlung ein, daß

den Helden des Stücks durch ihre Umarmung tödtet.

Dieser Ausgang erregt im Gemüthe des Zuschauers das, was wir Gespenstergrauen nennen, aber ich kann ihn nicht für wahrhaft tragisch halten. Der tragische Haupteindruck erfolgt früher, und die Erregung dieses Grauens am Schlusse, der erhebend wirken sollte, dünkt mich die Anlegung eines Hebels, nachdem die Last schon auf Ort und Stelle gebracht ist.

Die Absicht dieses Aufsatzes ging nicht weiter, als auf eine Beleuchtung der Grundlage des Gebäudes. Die Aufführung und Ausschmückung desselben hat die Vorzüge und die Mängel des jugendlichen Dichtertalentes. Möge sich dasselbe durch die Kritikakelei namenloser Journalisten weder muthlos noch irre machen lassen! Daß der Posaunenklang des Theaterlobes den Dichter nicht in den Glauben versetzen werde, daß er das höchste Ziel erflogen habe, davon bin ich überzeugt. Ich müßte mich sehr irren, wenn er nicht unter diejenigen gehörte, welche nach Verlauf weniger Monden ihr eignes Werk nicht mehr befriedigt. Aber bacchmackter Tadel, gedankenlos von den Lesern und Leserinnen der Modeschriften nachgebetet, kann in dem Gemüthe eines jungen Dichters leicht einen Ekel erregen, welcher die Flü-

gel des entschiedensten Talentes lähmt. Aus diesem Gesichtspunkte betrachte er meinen gegenwärtigen Versuch, ihm wider Feind und Freund Recht zu verschaffen *) vor dem sprachseligen Gerichte der feinen Welt. Vor allen Dingen lasse er sich nicht anfechten, daß man ihn verketzert hat. Es ist mir selbst nicht besser gegangen. Nicht nur in der Jenaischen Literaturzeitung, sondern auch im Nürnberger Unterhaltungsblatte steht es gedruckt zu lesen, daß der Ausgang meines Trauerspiels, die Schuld, ruchlos und gotteslästerlich ist **). Das ist nun einmal nicht anders; nach der Einrichtung des deutschen Journalwesens werden Tragödien nicht selten von dilettirenden Schullehrern oder Pfarrherren recensirt. ***) Dawider läßt sich nicht viel

*) Das kam mir nicht zum Besten. Die [illegible] [illegible] von Wien, welche gegen die Ahnfrau mit Spießen und Stangen aufgezogen waren, [illegible] [illegible] meinen guten Namen (besonders in der Wiener Modenzeitung) und erheben nun erst — 5 Jahre zu spät — ein Zetergeschrei über die Schuld. Die Parthei des jungen Dichters hingegen sah scheel dazu, weil ich nicht von ihr [illegible] [illegible], und nicht in ihren betäubenden Beifallslärm einstimmte.

**) Jen. Allg. Lit. Ztg. 1817. Nr. 57. Sp. 4[illegible]. Unterhaltungsblätter 1816. Nr. 37. u. 38.

***) Diese Vermuthung war irrig. Der verlegene

Haltbares einwenden: denn wenn gleich dadurch die Kunſt eben nicht ſonderlich weiter gefördert wird, ſo werden doch auf dieſe Art manche andere nützliche Kenntniſſe verbreitet. So hab' ich zum Beiſpiel aus der eben angezogenen Jenaiſchen Recenſion gelernt, daß Cherubim der hebräiſche Plural, und mithin dem Cherubim ein Sprachfehler iſt. Ich verſtehe leider nicht Hebräiſch, und war daher blindlings dem Dr. Martin Luther gefolgt, welcher Moſ. I. 3. 24. überſezt hat: „Und trieb Adam aus, und lagerte vor den Garten Eden den Cherubim.“ Jezt weiß ich die Sache beſſer, und bin nicht übel Willens bei der dritten Auflage der Schuld Gebrauch davon zu machen. Um inzwiſchen dem Recenſenten meine Erkenntlichkeit für dieſe Gabe aus dem Schatze ſeiner theologiſchen Gelehrſamkeit thatſächlich zu beweiſen, will ich ihm, in der Vorausſezung, daß er derſelbe ſey, welcher in der erwähnten Zeitung 1815. No. 138. meinen Neunundzwanzigſten Februar beurtheilt hat, mit einer Kleinigkeit aus dem übriggebliebenen Vorrathe meines juriſtiſchen Wiſſens aushelfen. Er

---

enſent war ein Arzt, nemlich der zu Bamberg verſtorbene Wezel, welcher damals eben auch ein Trauerſpiel: Jeanne d'Arc, geſchrieben und herausgegeben hatte.

nennt dort das Verbrechen der Geſchwiſterehe mehrmals Blutſchuld: es heißt aber Blutſchande. Von dieſer Notiz kann er ſeiner Seits Gebrauch machen, wenn eine neue Auflage der Jenaiſchen Literaturzeitung erſcheint.

Dieſe kleine Abſchweifung ſteht nicht um meinetwillen hier. Sie ſoll dem Dichter der Ahnfrau erklären, warum ich ihm oben zu dem Unglimpfe, den ſein Werk ſeinen Geſinnungen zugezogen hat, Glück gewünſcht habe. Er klagt über dieſen Unglimpf in ſeiner Vorrede. Schon daraus ergibt ſich, daß er die heutige Welt nicht kennt. Einem Poeten kann zum Anfange kaum etwas Beſſeres begegnen, als daß er für ruchlos verſchrieen werde. Das gibt ihm Hoffnung, daß ſeine Werke dereinſt verbrannt werden, und das ſehe ich als den Gipfel des Ruhms an, ſeitdem ich in den Zeitungen geleſen habe, daß man in Frankreich anfängt, Voltaire's und Rouſſeau's Schriften dem Feuer zu opfern.

Sämmiſten.

Deutſche Mäſte koſten oft
Ein Gericht, weil fremd ſein Name.

Ueber
das bürgerliche Eigenthum an Geisteswerken,

mit

Bezug auf die diesfallsigen Bundestags-Verhandlungen, und auf das darüber im Jahr 1819 erschienene ehrerbietige Gutachten von dem Wahlausschusse der deutschen Buchhändler.

Es wird vielleicht die Aufhellung der Begriffe über diesen Gegenstand fördern, wenn man das bürgerliche Eigenthum an Geisteswerken vom literarischen unterscheidet, indem man den Realstaat der bürgerlichen Gesellschaft von dem ideellen Freistaate der Wissenschaften und Künste sondert. Der letztgenannte ist, genau erwogen, nichts als eine Figur der Sprache, ein Gleichniß; und mehr ist auch das literarische Eigenthum an Geisteswerken nicht, sobald wir dieselben lediglich in ihrer Beziehung auf die ideelle Sphäre der Wissenschaften und Künste betrachten. In diese Sphäre tritt das Geisteswerk ein durch

die Bekanntmachung, auf welche Weiſe ſie immer geſchehe, und wird durch ſie ein allgemeines Gut derjenigen, zu deren Kenntniß es gelangt, und welche Sinn dafür haben. Hier läßt ſich für den Urheber kein anderer Vortheil denken, als die Freude an deſſen Wirkung auf Andere, und der Ruhm, es hervorgebracht zu haben. Dieſe Vortheile ſind unabhängig vom Beſitze des Werkes, unabhängig ſogar bis auf einen gewiſſen Grad von ſeiner Fortdauer in der Sinnen-Erſcheinung; ja der zweite derſelben, der Ruhm, wird ſelbſt von der Fortdauer der Perſon in der Sinnenwelt nicht bedingt. Mit dem Verſchwinden des Geiſteswerkes hört nicht nothwendig ſeine Wirkung auf, mithin auch nicht die Freude des Urhebers daran; und wenn auch jene aufhörte, ſo war ſie doch, und der Gedanke, ſie hervorgebracht zu haben, gewährt noch Vergnügen. Die Werke des Aiſchylos und Homer ertheilen ihren Urhebern noch Ruhm, obſchon ihre Perſonen nicht mehr phyſiſch exiſtiren. Sie leben durch dieſelben in der Sphäre des menſchlichen Geiſtes fort, und noch bis auf dieſen Tag gehört die Iliade dem Homer, der gefeſſelte Prometheus dem Aiſchylos literariſch an, ſie ſind dieſer verſtorbenen Unſterblichen literariſches Eigenthum: ein Eigenthum-Gedankending, könnte man es nen-

nen, in welchem der Eigner nur durch denjenigen beeinträchtigt werden könnte, dem es gelänge, die Welt glauben zu machen, daß es einen andern Urheber hätte, als ihn.

Man ſieht, daß dieſes Eigenthum, wenn man es auch für mehr, als für einen figürlichen Ausdruck gelten laſſen wollte, viel zu geiſtiger, zu idealer Natur iſt, als daß die realiſtiſche Zwangsanſtalt der bürgerlichen Geſellſchaft, der Staat, es an und für ſich zum Gegenſtande ſeiner Geſetzgebung und Rechtspflege machen könnte, ohne die natürlichen Schranken ſeiner Sphäre zu überſchreiten. Nur das bürgerliche Eigenthum gehört in ſeinen Wirkungskreis, und hier gilt es um klare Begriffe von der Sache und dem Rechte. Das Geiſteswerk (der Gedanke des Autors) tritt ein in das Gebiet der ſinnlichen Erſcheinung; das allein macht es noch nicht zur Sache im Sinne des Rechts. Der Redner hält ſeine Rede, der Improviſator trägt ſeine Tragödie vor, die Erſcheinung iſt da, aber ſie verſchwindet in und mit dem Schalle. Zur Sache wird ſie nur, wenn der Menſch den Gedanken heraustreten läßt als bleibende ſinnliche Erſcheinung; wenn der Redner ſeine Rede aufſchreibt. Jetzt hat er eine Sache im rechtswiſſenſchaftlichen Sinne des Wortes hervorgebracht, und er hat an ihr

das Original-Eigenthum des Producenten. Er iſt bürgerlicher Eigenthümer des Geiſteswerkes, welches als res corporalis in die Sphäre des Rechtes eingetreten iſt; und er ausſchließlich kann über daſſelbe verfügen in Bezug auf das Mein und Dein, auf dasjenige, was in der Sprache der Rechtswiſſenſchaft Vermögen genannt wird: ihm allein ſteht es urſprünglich zu, damit bürgerlich zu erwerben, ſein Vermögen zu vermehren, und dieſes Befugniß ganz oder zum Theil auf Andere zu übertragen.

Das am nächſten liegende Mittel dazu iſt Vervielfältigung durch den Druck, und Verkauf der Exemplare; ein Mittel, welches zugleich dem gar nicht in die Sphäre des bürgerlichen Rechtes gehörenden Zwecke dient, durch ſchnelle und weitreichende Bekanntmachung zum Genuſſe der Vortheile des oben beſchriebenen figürlich ſogenannten Eigenthumes, des literariſchen zu gelangen. In dem Gebrauche dieſes doppelt zweckmäßigen Mittels kann nur die Unphiloſophie oder die Sophiſterei eine Veräußerung des bürgerlichen Original-Eigenthumes finden. Jene Bekanntmachung giebt zwar alle diejenigen Vortheile öffentlich preis, welche der menſchliche Geiſt aus dem Geiſteswerke ziehen kann, von den Vortheilen aber, welche daraus für das Vermögen, für den Un-

gerlichen Erwerb zu gewinnen ſind, nur diejenigen, welche erlangt werden können durch einen Gebrauch des Exemplars, der das originar-eigenthümliche Erwerbsrecht des Autors nicht beeinträchtigt. Daher die Widerrechtlichkeit alles Nachdrucks, von welchem der ſpitzbübiſche Vordruck wider des Autors Willen ſich nur durch die Größe des Schadens unterſcheidet.

Je tiefer dieſes Eigenthumsrecht des Autors in der Natur der Sache gegründet iſt, um ſo mehr wollen alle poſitive Beſchränkungen deſſelben durch überwiegende Gründe gerechtfertiget ſeyn. Inſoferne von einer Beſchränkung der öffentlichen Bekanntmachung durch Cenſur die Rede iſt, ſcheinen dergleichen Gründe nicht zu fehlen, und es iſt immer nur die Gebrechlichkeit der Cenſuranſtalt ſelbſt, welche dieſelben ſchwächt. Anders iſt es mit einer Beſchränkung deſſelben in Bezug auf ſeine Dauer, namentlich auf ſeine Vererbfällung. So lange der Autor lebt, kann ihm die Gerechtigkeit nicht füglich einen terminum ad quem für die Ausübung ſetzen. Sie kann nicht ſagen: Du ſollſt nur ſo oder ſoviel Jahre lang Eigner deines eigenen Werkes, und durch deſſen Verbreitung zu erwerben befugt ſeyn; nach Ablauf dieſer Zeit ſoll das Originar-Eigenthum daran ipso jure ohne Konkurrenz irgend einer veräußernden oder ver-

wirkenden Handlung von Deiner Seite erlöschen. Auch sein Tod kann es nicht vernichten, denn es haftet nicht unablöslich an der Person, kann als rein persönlich schon darum nicht angesehen werden, weil es der Autor bei Lebzeiten veräußern kann, und jener Erwerb durch Vervielfältigung und Verbreitung wird durch die persönlichen Eigenschaften des Urhebers auf keine Weise praktisch bedingt. Einmal anerkannt als res quae in bonis est, geht es mit dem Vermögen des sterbenden Urhebers nach der Rechtsphilosophie auch auf dessen Erben über, wird Theil ihres Vermögens, und so lange das Werk noch als Sache in der Natur existirt, ist es der Vererbfällung in infinitum unterworfen.

Wahr ist, daß an dem einmal öffentlich bekannt gemachten Werke auch das Publikum, die Mitwelt, die Nachwelt sogar, etwas erlangt hat, was einem Rechte ähnlich sieht, aber eigentlich doch wohl nichts anders ist, als die physische Möglichkeit eines mannichfachen Gebrauches, die mit dem Untergange der Sache wegfällt, ohne daß dadurch ein Rechtsverhältniß verletzt wird. Der Bildhauer zum Beispiel stellt sein Werk öffentlich aus, jeder kann sich daran ergötzen, kann daran lernen; aber der Meister zerstückt es in Stücken, und niemand kann über Beeinträchtigung in seinen

Zwangsrechten klagen. Aber ſey jenes ſcheinbare Recht des Publikums ein wirkliches: auf keinen Fall iſt es ein bürgerliches Eigenthumsrecht, und die Geſetzgebung des Staates iſt höchſtens befugt, jenes problematiſche Recht mit dieſem unzweifelhaften in ein ſolches Verhältniß zu ſetzen, daß beide neben einander beſtehen können. Hiezu iſt nichts weiter nöthig, als Sorge für die Erhaltung des Werkes. Zugegeben nun, daß dieſe durch eine Vererbfällung in infinitum, welche das Eigenthumsrecht an dieſer Sache zerſplittern und in nachläſſige oder ungeſchickte Hände bringen könnte, gefährdet würde; was folgt daraus? Nichts als daß die Geſetzgebung jene Vererbfällung an Bedingungen binden darf, welche dieſe Gefahr für die Sache ausſchließen, ohne das Recht der Perſonen zu vernichten, denen ſie gehört. Sie kann das Originar-Eigenthum des Autors für untheilbar erklären im Erbgange; ſie kann jedem Erben (ja ſogar dem Autor ſelbſt) die Pflicht, das Werk für den Gebrauch des Publikums zu erhalten, dergeſtalt auflegen, daß ihre Vernachläſſigung den Verluſt des Eigenthumsrechtes nach ſich ziehe; ſie kann zu dieſem Ende verordnen, daß das Recht der fortgeſetzten Verbreitung durch erneuerten Druck, binnen einer gewiſſen Zeit durch Nichtgebrauch verloren, und

entweder an den Staat, oder an jeden aus dem Publikum übergehe, allenfalls nach vorgängiger förmlicher, und nach Befinden edittalmäßiger Aufforderung des Berechtigten, das Werk im öffentlichen Verkehr zu erhalten: aber sie geht zu weit, wenn sie, um sich die nicht ganz leichte Anwendung dieser Mittel auf die mannichfach verwickelten Fälle zu ersparen, den gordischen Knoten zerhaut, und das vererbfällte Eigenthum des Autors eine gewisse Zeit nach seinem Tode für eine res nullius oder nullius erklärt.

Dieser Vorwurf scheint beim flüchtigen Anblicke das Preußische A. L. R. zu treffen. Aber es scheint nur. Zwar setzt §. 1020. Th. I. Tit. 11. fest, das Recht des Verfassers, daß ohne seine Zuziehung keine neue Ausgabe (Abdruck in verändertem Format oder mit Veränderungen am Inhalte, s. §. 1012.) veranstaltet werden darf, falle nicht auf dessen Erben über. Diese Vorschrift scheint das Original-Eigenthum des Autors sofort mit dessen Tode auf den Verleger zu vererbfällen; denn er darf nur für den neuen Abdruck ein anderes Format wählen, so ist es nach §. 1012. keine neue Auflage, sondern eine neue Ausgabe, und die Erben haben nichts darein zu reden, nichts von ihm zu fodern. Aber das Gesetz

fügt die Bedingung hinzu: wenn nicht ein Anderes ausdrücklich und ſchriftlich verabredet worden. Das ändert die Sache. Das Geſetz nimmt an, daß der Autor, wenn er ſeiner Erben in dieſer Hinſicht nicht gedachte, das Recht der erneuerten Ausgaben für den Todesfall an den Verleger abgetreten habe; will er das nicht, ſo muß er das Gegentheil ausſprechen im Verlags-Kontrakte, und auf dieſe Weiſe kann er das Eigenthumsrecht am Werke ſeinen Erben und Erbes-Erben retten gegen die Präſumtion des Geſetzes. Nur in dem Falle, wenn er gar keinen Verleger hatte, wenn er ſelbſt ſein Eigenthumsrecht, ohne Verlags-Kontrakt mit einem Buchhändler auszuüben, exercirt §. 1029. Zweifel gegen die Möglichkeit dieſer Rettung über die Kinder des erſten Grades hinaus. Vergl. §. 1030. Aber dieſer Fall iſt in der ganzen Geſetzreihe von §. 996. bis 1036. nicht erwähnt; es wird lediglich vom Verlagsrechte, vom Rechtsverhältniſſe des Verlegers und Autors gehandelt, und alles hier Verordnete kann auf den Fall des Selbſt-Verlages (des Buchhandels für des Autors eigene Rechnung) nicht bezogen werden. Wenn keine verlagberechtigte Buchhandlung „mehr" vorhanden, und auch das Recht des Schriftſtellers nach §. 1020. (alſo durch ſeinen Tod) erloſchen iſt, ſteht es Je-

dem frei, eine neue Ausgabe des Werkes zu veranstalten, falls er nur mit des Verfassers Kindern ersten Grades sich abfindet (§. 1029. und 1030.). Wenn aber niemals eine verlagberechtigte Buchhandlung verbanden gewesen ist, so kann das Interrecht auf die neue Ausgabe auch nicht nach Maaßgabe von §. 1029. durch den Tod erlöschen, und mithin niemals der Fall von §. 1029., niemals die Erscheinung eintreten, daß ein bürgerliches Eigenthum an einer Sache von selbst, und gleichsam wie ein Herzenthaler aus der Tasche, aus dem Vermögen der rechtmäßigen Erben verschwinde, um res cujusliber zu werden.

In Preußen alle erschafft der Schriftsteller in seinem Geistteswerke zugleich eine Sache, quae pleno jure in bonis est; in dem literarischen Eigenthume zugleich ein bürgerliches, welches er auf Kinder und Kindeskinder, Erben und Erbes-Erben fortpflanzen kann; und er muß wünschen, in diesem Rechtszustande, den bereits vor 25 Jahren die Vernunft dem Vorurtheile abgerungen, sich zu behaupten.

Nun hat aber in dem bekannten „Entwurf einer Verordnung zu Sicherstellung der Rechte der Schriftsteller und Verleger gegen den Nachdruck „Art. 7. die Bundestags-Kommission in Ansehung des bürgerlichen Eigenthumes an Geistteswerken

eine Beſchränkung der Erbverfällung auf 10 und reſp. 15 Jahre nach des Autors Tode vorgeſchlagen. Das wäre gegen das A. Pr. L. R. offenbar ein Rückſchritt zum Vorurtheile. Der Wahlausſchuß der deutſchen Buchhändler hat in dem „Ehrerbietigen Gutachten" (Leipzig 1819 und Opp. Bl. No. 58) gegen dieſe Beſchränkung Zweifel erregt, und gewiß mit Grund. Es iſt klar, daß eine ſolche Beſchränkung in gewiſſen Fällen einer Vernichtung des aus dem bürgerlichen Originar-Eigenthume abſteigenden Erwerbsrechtes gleich zu achten ſeyn würde; denn es giebt Werke von ſolch einem langſamen Abgange (Debit), daß ein Verleger gar nicht darauf eingehen kann, wenn er nicht auf eine Ausübung des Verlagsrechts von 20, 30, 50 Jahren ſicher rechnen kann. Das kann er aber nie, wenn 10 oder 15 Jahre nach des Autors Tode das Geiſteswerk ipso jure einem allgemeinen Nachdrucke preisgegeben wird; und ſo würd' es am Ende wirklich zu der Lächerlichkeit gedeihen können, welche jüngſt als humoriſtiſche Fiktion benutzt worden iſt, daß der Buchhändler, ehe er über den Verlag kontrahirt, mit ſorgſamen Blicken die Leibeskonſtitution des Autors geprüft, und auf die Verſicherung einer guten Geſundheit achſelzuckend erwiedert haben ſoll: heute roth, morgen todt!

Der Wahlausſchuß der Buchhändler vermuthet, der fragliche Artikel des Entwurfes ſey auf die Analogie der landesherrlichen Privilegien gegen den Nachdruck gegründet, welche nur auf 10 Jahre ertheilt werden, wo einmal noch der Nachdruck beſtraft wird. Aber das ehrerbietige Gutachten macht ſehr richtig auf den Umſtand aufmerkſam, daß dieſe Privilegien von 10 zu 10 Jahren ohne Schwierigkeit erneuert zu werden pflegen, daß mithin hier keine Analogie iſt, und daß der allgemeine geſetzliche Nachdruck, 10 bis 15 Jahre nach des Autors Tode, ein viel größeres Uebel werden könne, als der zeitherige geſetzloſe. Dieſer Artikel bedarf ſonach noch einer ſehr reiflichen Erwägung, und es iſt der Zweck obiger Rechtsentwickelung, als Material dabei zu dienen.“

[illegible]

Der hochnothpeinliche Traum.

Eine pſychologiſch-criminaliſtiſche Anekdote.

Im Jahre 17** hatt' ich im Laufe meiner Pra-
s als Advokat einen Inquiſiten gegen ein eben
ungerechtes als grauſames Todesurtheil der
höppen in * * * zu vertheidigen. Der Menſch
tte einen zwar ſehr unerlaubten, aber nicht ge-
hrlichen Gebrauch vom Feuer gemacht, um ein
rhältniß zu öffnen, was er nicht öffnen ſollte,
d obwohl ganz kein Schade geſchehen war; ſo
att' ihm doch das Urthel — den Scheiterhau-
n: er ſollte lebendig verbrannt werden! Wäh-
nd der Proceß zum zweiten Urthel verſchickt war,
äumte mir in einer heißen Nacht folgendes.

Das Urthel war da, und hatte das vorige
thätiget. Es ſollte vollſtreckt werden, und ich
ßte nichts mehr dagegen zu thun. Da reiſete
in die Reſidenz, oder vielmehr ich war dort,
d ſtand vor dem Könige, welchem die Sache
rgetragen war, und von dem ich eine Vernich-

tung des grausamen Urtheils verlangte. Wie der König und ich, schienen auf einem sehr vertrauten Fuße zu stehen. „Ihro Majestät," sagte ich, „wenn das Volk, welches bei jeder öffentlichen Hinrichtung durch die Zuschauer repräsentirt wird, die Vollstreckung dieses Urtheils duldet, wenn es nicht den Scharfrichter sammt der Gerichtsbank in Stücken zerreißt; so ist es nicht werth, daß ein Mann, wie Ihro Majestät[1] es regiert." „„Vom Regieren versteht Er nichts,"" sagte der König mit Würde, „„Er hat freylich recht, aber da die Schöppen nun einmal so erkannt, und die Herren zu [illegible] es gut geheißen haben; so kann ich nicht ändern: so dumm Er ist, so sieht Er doch wohl ein, daß ich die Justiz in Ehren halten muß, wenn ich will, daß meine Unterthanen sie in Ehren halten sollen."" Bei dem Worte dumm, womit der König mich beehrte, [illegible] ich eine Verbeugung, und fühlte auch nicht die mindeste Empfindlichkeit, vielmehr eine [illegible] Behaglichkeit. Das mögen die Psychologen einmal erklären. Der König griff in die Tasche, [illegible]

---

[1] [illegible]

ßen und inwendig vergoldet zu seyn schien.
fuhr fort: „„Da nehm Er dieses Reskript,
wenn der Stab über den armen Narren
rochen ist, so geh Er's dem Amtmanne, dem
mich bestens empfehlen lasse.““ Weg war
König, und ich stand vor einem Wagen, der
mit Postpferden bespannt wurde. Die Trän-
den haben die große Bequemlichkeit, von Ort
Ort zu kommen, ohne zu eisen; ich stieg nicht
fuhr nicht fort; aber ich war wieder zu Hause,
auf einem ungeheuren Schaffot, wo der Amt-
n, dem ich den König bestens empfehlen sollte,
über dem armen Narren peinlich Hals-
icht hielt, und dabei am ganzen Leibe zitterte.
Reskript hatte ich in der Tasche. Ich hatte
haus keine Idee davon, was es enthielt,
ie aber gewiß, daß es die Hinrichtung hindern
de, ohne die geringste Neugier über das Wie?
mpfinden. Auf dem Schaffot stand ein unge-
er Scheiterhaufen, und ich war so überzeugt
der Unmöglichkeit der Urtheilsexecution, daß
n einem Actuarius sagte, er würde dieses
heute noch Klafterweise verauctioniren müs-
Er sah mich mit großen Augen an, und
Verwunderung machte mir ein kleines
nügen. Jetzt wurde der Stab gebrochen, und
Amtmann wischte sich den Schweiß mit einem

großen Schwamme vom Gesicht, gleich als hätte er vorausgesehen, daß ein Schnupftuch dazu nicht hinreichen würde. Vermuthlich um diese possenhafte Vorstellung anzubringen, hatte meine Phantasie den langen und hagern Amtmann meines Orts bis zu einer enormen Dicke aufgeschwellt, und seine wahre Gestalt saß an dem schwarz angestrichenen Tische und schrieb. „Nun ist's alle," sagte er. „„Halt,"" erwiederte ich, „„hier ist ein Rescript von Ihro Majestät, dem König."" Er stand auf, und nahm den Hut ab, welches ein sogenannter Chapeau-bas war, von dem ich recht jetzt nicht begreife, wie er ihn hatte auf dem Kopfe haben können. Darauf las er das Rescript. Der Eingang war im gewöhnlichen Style. Gleichwohl lachte ich sogleich laut über das, was kommen würde, obwohl ich es nicht wußte. Nach dem Eingange bei der König in den nemlichen Ton, in welchem er mit mir gesprochen hatte, und, wenn mir mein Gedächtniß treu gewesen ist; so enthielt das Rescript folgende verba dispositiva: „Laß die Schützen in * * * alle herkommen, und wenn sie vor dem hochnothpeinlichen Halsgerichte nochmals dabei verharren; so laß den Ketzer in Gottes Namen verbrennen. Sie müssen aber dabei bleiben, und während es brennt, soll ihnen der Henker Meiners Compendium des Criminalrechts vorlesen."

Alles lachte, die Geſtalten liefen durcheinander, mir fiel ganz deutlich eine Stelle aus Wielands Daniſchmend ein, wo geſagt wird: Die Sultane würden niemand die Fußſohlen aufſchneiden laſſen, wenn ſie allemal zuſehen müßten; ich erwachte, und auf dem Tiſchchen vor meinem Bette lag in der That Wielands Daniſchmend, in welchem ich Abends vorher dieſe Stelle geleſen hatte.

Der Amtmann, dem ich dieſen Traum erzählte, lachte weidlich über ſeine Korpulenz und über den Schwamm; theilte mir aber auch zugleich die Nachricht mit, daß der Traum nicht ausgehen würde, außer inſoferne, daß die Hinrichtung wegfiele: daß neue Urthel ſey da, und ändere das vorige gänzlich. Erſt jetzt fiel mir ein, daß ein Amtsregiſtrator mir Tags vorher geſagt hatte, die Acten wären zurück. Ein Umſtand, der gewiß an meinem Traume großen Antheil hatte. Er hatte unfehlbar den Gegenſtand, ſo wie der Daniſchmend die Entwickelung hergegeben.

Aber welch ein ſeltſames Gemiſch von Vernunft und Raſerei iſt ſo ein Traum. Der König mit ſeinem maſſiven Styl und ſeiner maſſiven Taſche ſprach doch ſehr vernünftig von der Juſtiz, die den Königen heilig ſeyn muß, wenn ſie es dem Unterthanen ſeyn ſoll, und wenn gleich

die Urthelsverfaſſer nicht zu fürchten haben, daß je ſolch ein Reſcript aus eines Königs Cabinet ergehe; ſo ſollten ſie doch an die phyſiologiſche und pſychologiſche Möglichkeit denken, von einer Strafe, die ein Traumkönig ihnen dictiren könnte, auch im Traume gezüchtiget zu werden. Konnte mir das Reſcript träumen, warum ſollte es mir einmal dem Referenten meines Inquiſiten träumen können, daß dieſes Reſcript an ihm vollſtreckt würde. Und geſchähe das; ſo ſteht zu wetten, daß er beim Erwachen den Schwamm meines Amtmanns nöthig haben würde, um ſich den Angſtſchweiß von der Stirn zu trocknen.

Hugo und Elvire.

Eine Erzählung. *)

Edwin Graf von Oerindur war der letzte Sprößling eines nordischen Heldenstammes, und

*) Dieser Aufsatz ist durchaus nichts anderes, als mein Trauerspiel, die Schuld, von mir selbst in eine Erzählung umgeschaffen. Was mich dazu bestimmte, aus meinem eigenen Drama eine Erzählung zu machen, während so mancher Theaterdichter aus fremden Erzählungen eigene Dramen macht, war der Zweifel eines Kunstfreundes: ob der Stoff dieses Stücks nicht seine ganze Kraft verlieren müßte, wenn die Begebenheiten, worauf er beruht, in chronologischer Reihenfolge vor die Phantasie gebracht würden. Diesen Zweifel zu heben, unternahm ich die Umschaffung. Die Arbeit gewährte mir großen Nutzen; die Behandlung eines und desselben Stoffs in zwey so verschiedenen Formen schärfte meine Selbstkritik. Daneben schien sie auch bei den Schauspielern, denen ich sie mittheilte, die Einsichten in die Natur der Rollen zu vermehren, und da es so viele Personen in der Welt gibt, welche dramatische Schriften nicht lesen, und Trauerspiele

die schwächliche Gesundheit seiner Gemahlin Hanna ließ befürchten, daß er es bleiben würde. Nach mehreren Jahren einer unfruchtbaren Ehe zeigte sich Hoffnung auf einen Erben; aber Hand in Hand mit ihr ging die Besorgniß, daß unter dem Gewicht der Frucht das erkrankte Bäumchen brechen möchte, und die zeitig um Beistand ersuchten Aerzte riethen der Mutter die Luft der wärmeren Zone und den Gebrauch der Pyrenäenbäder an.

Die Gräfin von Derindur war einem protestantischen Throne verwandt, und konnte sich daher unter ihrem eigenen Namen nicht wohl in jene Gegenden wagen. Ein deutsches Haus, welches dem ihrigen befreundet, und der römisch-katholischen Kirche zugethan war, lieh ihr den seinigen, und als Anna Gräfin von Salm erschien sie auf spanischem Boden. Sie genaß eines Sohnes, welcher Hugo genannt wurde, und brachte einige Jahre mit ihm in Spanien zu, weil ihre fortdauernd wankende Gesundheit ihr nicht verstattete, die weite Reise in eine Heimath anzutreten.

---

nicht sehen mögen, so schien es mir nicht unzweckmäßig auch als Erklärung die Schuld dem Drucke zu überlassen. Uebrigens geschah diese Umgestaltung ein Jahr nach der Thronbesteigung des Königs, im Herbst 1815.

nach welcher sie sich jetzt ohnehin nicht sehnte, da ihr Gemahl ausgezogen war, einem hartnäckigen Feinde seines Vaterlandes den Frieden abzuzwingen.

Ihr Aufenthalt in Spanien erwarb ihr in Donna Laura, der Gemahlin Don Valeros, Grand's von Castilien, eine Freundin, der sie jedoch das Geheimniß ihres Namens sorgfältig verschwieg. Diese Dame, wunderlich erzogen, und mancherlei Aberglauben ergeben, welchen sie als Kind eingesogen hatte, war damals Mutter eines einzigen Sohnes, Carlos, welchen sie abgöttisch liebte. Mit einem zweiten Kinde schwanger und ihren Liebling an der Hand, traf es sich, daß sie auf einem einsamen Spaziergange einer Zigeunerin begegnete, und von derselben um eine Gabe angegangen wurde. Sie verweigerte das Almosen um der Unbescheidenheit willen, womit es gefordert wurde, und die erzürnte Bettlerin verließ sie mit der Weissagung:

„Tagelang wirst du dich quälen,
Eh du quitt wirst deiner Last.
Ist, was du gebierst, ein Knabe;
Würgt er den, den du schon hast.
Ist's ein Weibsbild, stirbt's durch ihn,
Und du fährst in Sünden hin."

Die Begebenheit war sehr alltäglich. Der-

gleichen Weiber, welche unter dem gemeinen Volke mit Wahrsagungen Handel treiben, haben es an der Art, von den Personen höherer Stände, bei denen sie das Betteln für gerathener hatten, immer mit einer Art von prophetischem Wunsche zu scheiden, den sie nach dem Almosen, welches sie empfangen, und nach der Art einrichten, wie sie behandelt werden. Auch wissen sie denselben gewöhnlich sehr geschickt den Umständen anzupassen, und so zu stellen, daß er nicht ganz unerfüllt bleiben kann. Demnach machte der Zuspruch und der Anstrich von Inspiration, den diese wandernden Prophetinnen sich zu geben geübt sind, einen tiefen Eindruck auf die abergläubige Dame, und da der Sohn, den sie bald darauf gebar, unter langwierigen Schmerzen der Mutter zur Welt kam, so fing sie an, für das Leben ihres Erstgebornen zu zittern, als sein jüngerer Bruder kaum dem Gängelbande entwachsen war. Sie stellte sich tausenderlei Möglichkeiten vor, wie Kinder zu Mördern ihrer Gespielen werden können, und die wunderliche Furcht gewann um so mehr Herrschaft über ihr Gemüth, je sorgfältiger sie dieselbe in ihrer Brust verschloß.

Auswärtiger Krieg rufte ihren Gemahl ins Feld, Laura und ihre Freundin Hanna besuchten mit ihren Kindern das Bad zu Barèges und nah

men in dem kleinen, schon sehr angefüllten Orte eine gemeinschaftliche Wohnung. Während Don Valeros für die Ehre der spanischen Waffen focht, gab Graf Edwin seinem Vaterlande den Frieden, Hanna, von dem langen Genusse der südlichen Luft gestärkt, schickte sich an, in ihre nordische Heimath zurückzukehren. Sie glühte, ihren kleinen, freundlich blühenden Hugo in den Arm des entzückten Vaters zu legen; aber anders stand es im Buche des Himmels; kaum der Wiege entwachsen, empfing ihn das Grab. Ihre Verzweiflung, Laura's Freundschaft und die abergläubigen Besorgnisse dieser allzu zärtlichen Mutter erzeugten eine höchst unmütterliche That. Donna Laura verschenkte ihren jüngsten Sohn, Otto genannt, an die vermeinte Gräfin Salm, und unterrichtete ihren entfernten Gemahl von dessen Tode, während er unter dem Namen Hugo der Gräfin von Derindur in die Arme des Helden Edwin folgte, den die gebeugte Mutter mitleidig täuschte.

Es war kaum glaublich, daß der doppelte Betrug, um welchen zwey Frauen wußten, lange verschwiegen bleiben würde; auch waren die Freundinnen ausdrücklich übereingekommen, daß der Knabe in die Arme seiner wahren Mutter zurückkehren sollte, sobald sie es verlangen würde. Aber Donna Laura war nicht gesonnen, jemals Gebrauch von

einem Rechte zu machen, welches sie sich bloß vorbehielt, um desto sicherer einen Entschluß zu verbergen, welcher nur aus der Stärke ihres Aberglaubens zu erklären ist. Otto sollte nimmer zurückkehren. Sie hatte von der Gräfin Hanna ein Versprechen auf das Sakrament verlangt, das Geheimniß ohne ihre Einwilligung niemand zu offenbaren. Hanna hatte dieß zwar verweigert, denn es war nicht ihr Wille, eigne Kinder, die ihr noch werden konnten, durch ein fremdes an ihrem Erbe zu verkürzen; aber sie hatte Lauren einen Eid geleistet, sie gegen niemand als Otto's Mutter zu nennen. Auf diesen Schwur, den Hanna nicht bedenklich finden konnte, da sie es ohnehin für Pflicht hielt, dem Namen ihrer Freundin den Flecken einer zweideutigen, und von ihrem eigenen Gefühl nicht ganz gebilligten Handlung zu ersparen, baute die Spanierinn ihren Plan. Sobald die Gräfin abgereist war, brach sie alle Verbindung mit ihr so gänzlich ab, daß sie die Briefe, welche sie von derselben erhielt, nicht nur unbeantwortet ließ, sondern sogar ungelesen vernichtete. So geschah es, daß ihr selbst der wahre Name und das eigentliche Vaterland derjenigen unbekannt blieb, welcher sie ein so kostbares Unterpfand ihres Zutrauens gegeben hatte.

Das hartnäckige Stillschweigen der Spanierinn

mußte endlich der Gräfin Derindur über die wahre Absicht derselben Licht geben, und der Knabe ihrem Herzen nur um so näher treten, je gewisser er unwiderruflich verlassen und ihr unwiderruflich zugeeignet war. Sie ließ daher ihren Gemahl im Irrthume bis zu dem Zeitpunkte, wo sie ihm eine Tochter, Jerta, gebar. So freudig Graf Edwin dieß neue Geschenk der Natur in seinen Armen empfieng, so ungern sah er es doch, daß es ihm ein anderes kosten sollte, welches er aus der Hand einer seltsamen Schicksalsfügung erhalten zu haben schien; und da seine Gemahlin ihm des geleisteten Eides wegen den Geschlechtsnamen des fremden Kindes nicht offenbaren konnte, so hielt er dafür, daß eine so unvollständige Entdeckung vor der Hand am besten ohne weitere Mittheilung bleiben würde. Als aber die Gräfin Hanna in der Folge mit Tode abging, ohne ihm einen lehnsfähigen Erben gegeben zu haben, entdeckte er das Geheimniß seinem König, welcher nunmehro der unfehlbare Erbe seiner mannlehnbaren Güter war. Diesem Fürsten war mehr gelegen an der Fortdauer eines berühmten Heldennamens, als an der Bereicherung seines Schatzes. Er fertigte daher dem Grafen einen geheimen Gnadenbrief aus, welcher das Geschlecht der Derindur für unauslöschlich erklärte, und jeden, gleichviel ob männlichen oder

weiblichen, Inhaber der Urkunde, der dieſelbe aus der Hand des letzten ſterbenden Vaſallen dieſes Namens empfangen haben würde, im Voraus mit des Stammes Land und Leuten belehnte.

Otto Valeros wuchs als Hugo Graf von Derindur neben der jungen Gräfin Jerta auf, und beide hingen mit der zärtlichſten Geſchwiſterliebe an einander. Von dem Heiden Edwin angeleitet, ward er die Zierde der Ritter und der heimliche Wunſch der Jungfrauen des Norden. Der ſüdliche Urſprung und die nordiſche Pflege zogen einen ſtolzen, herrlichen Baum, deſſen Anblick dem Herzen der Gräfin Jerta jene Richtung nach dem Idealen gab, welche man eine Fähigkeit nennen könnte, zu lieben ohne zu begehren. In dieſem Sinne war ihr Bruder ihr Geliebter, und ſie genoß einer Glückſeligkeit, deren nur Gemüther, wie das ihrige, empfänglich ſind.

Nicht ſo war es mit Hugo. So rein das Glück war, in welchem er ſeine Jugend verlebte, in ſeiner Bruſt ſchlief ein Funke ſüdlicher Natur, der nur allzuleicht zur Flamme der Leidenſchaft empor geblaſen werden konnte; und die Zeit war nicht fern, wo der Jüngling an den Scheideweg zwiſchen Tugend und Laſter gerathen ſollte.

Edwin, der Held, war beſtimmt zu ſterben, wie er gelebt hatte, auf dem Felde der Ehre

Verwundet lag er hinter dem Sieggekrönten Heere; Hugo, der neben ihm gefochten hatte, hielt ihn in seinen Armen, und indem er sich gefaßt machte, den Verlust eines Vaters zu ertragen, erfuhr er von des Sterbenden Lippen, daß er ihn nie gekannt hatte.

Der Scheidende gab den königlichen Gnadenbrief in Hugo's Hand. Es schien sein Wille zu seyn, daß das Geheimniß für seine Tochter Jerta Geheimniß bliebe, und Hugo bewahrte es vor ihr. Sie hatte den Vater verloren, wie hätte er ihr den Bruder rauben mögen, da er sich nicht geschaffen fühlte, ihr mehr als Bruder zu seyn? Und das fühlte er jetzt um so tiefer, da ihm der Schlüssel zu dem Räthsel der dunklen Gefühle gegeben war, die schon so oft seine Brust beengt hatten.

Weg von dort, wo niemand ihm verwandt,
Joa das Band
Der allmächtigen Natur
Ihn zum Land
Goldner Flur,
Das in dunklen, früh empfangnen Bildern,
Winkend durch den Nebeltag,
Vor ihm lag,
Wie die Vorwelt auf der Ahnen Schildern.

Nicht lange widerstand er dem geheimen Zuge, der an dem Wunsche, seine Aeltern zu entdecken,

einen Verbündeten fand. In Jerta's Hand ließ er seine Güter im Norden, um die reichere Natur des Süden zu schauen, und die Wogen des Meeres trugen ihn an Spaniens blühende Küsten, nachdem sie einige Jahre früher seine Aeltern aus der alten Welt nach der neuen übergeführt hatten.

Don Valeros, der stolze und ehrsüchtige Grand von Kastilien, hatte seinen Sohn Carlos sehr frühzeitig mit Donna Elvire, einer jungen Dame von fürstlicher Abkunft vermählt, und war in der Eigenschaft eines königlichen Statthalters nach dem spanischen Amerika gegangen. Zu Talavera, in demselben Pallaste, wo Hugo das Licht der Welt erblickt hatte, lebte die schöne und feurige Elvire mit dem jungen Carlos, und einem Sohne, der auf Donna Laura's, seiner Großmutter, Befehl den Nahmen Otto erhalten hatte, in einer Zufriedenheit, welche hauptsächlich in dem Mangel einer Ursache zur Unzufriedenheit bestand. Sie war glücklich, weil sie das Glück nicht kannte, welches ihr fehlte. War es Zufall, oder war es eine natürliche Folge der Nachforschungen, welche Graf Hugo seiner Abkunft wegen anstellte? er kam nach Talavera, lernte Carlos kennen, und betrat mit Gefühlen, die vielleicht eben so natürlich, als schwer zu erklären sind, sein eignes Vaterhaus.

— Ihm war, als hätten diese
Zimmer ihn als Kind umgeben,
Diese ernsten Ahnenbilder
Von der Wand ihn angesehn,
Und Gesichter, diesen ähnlich,
Seine Wiege schon umstanden.

Diese Anklänge aus der tiefsten Ferne der Erinnerung fesselten ihn an das Haus seines neuen Bekannten, und die Brüder, welche Laura's Aberglaube getrennt hatte, sollte ein Unglück drohender Zufall in der innigsten Freundschaft vereinigen.

Eine Stierhetze war bereitet, und die Zuschauer fingen an, den Balkon anzufüllen. Carlos stieg mit einigen Damen, welche verschiedene Vorrichtungen in der Nähe betrachten wollten, in den Zwinger herab, und machte gefällig ihren Cicerone, als das Geschrei: der Stier, der Stier! an sein Ohr schlug. Die Damen stoben, warfen die Thür des Zwingers ins Schloß, und der wilde Andalusier, den die gewöhnlichen Neckereien angereizt hatten, die Thür seines Behälters zu sprengen, rannte mit gesenktem Horn gegen den Unbewaffneten an, und stürzte ihn zu Boden. Er ist verloren! schreit die bestürzte Menge; aber der entschlossene Nordländer springt vom Balkon in den Zwinger hinab, fällt den Stier von der Seite mit dem Degen an, und verwundet ihn mit dem

ersten Stoße so glücklich, daß er in dem Augenblicke, wo er seinen neuen Gegner zu spießen droht, röchelnd zu seinen Füßen niederstüzt.

Von diesem Augenblick' an schlossen die verwandten Herzen sich fest aneinander, und es wurde an Trennung nicht mehr gedacht, so wenig es auch anfänglich Hugo's Absicht gewesen war, lange an einem Orte zu verweilen, welcher ihm über seine Herkunft keine Aufklärung geben zu können schien.

Die engere Verbindung mit dem Freunde brachte ihn auch Elviren näher. Siefing an, Jerta's Stelle in seinem Herzen zu vertreten, und so mächtig auch ihre blendende Schönheit die Sinne der Männer zu rühren pflegte, die sich ihr nahten, so rein blieb doch sein Herz in einem Hause, wo der Schuhgeist der Familie für die Ruhe des glücklichen Dreiblatts zu wachen schien. Hugo konnte zwischen diesen Wänden nicht weilen, ohne an das verlorne Paradies der Kinderzeit gemahnt zu werden, und es ist eine Beglaubigung des Göttlichen im Menschen, daß Unheiliges abgleitet an seinen Sinnen, so lange sein Gemüth von Heiligem erfüllt ist. Je reiner inzwischen seine Neigung war, um so zarter und rührender waren ihre Beweise, und es konnte nicht fehlen, daß die junge Spanierinn das Unbefriedigende einer Ehe fühlen [illegible]

te, welche mehr die Wahl der Anverwandten als der Herzen war.

Hugo hatte vor seiner Ankunft in Talavera den größten Theil Spaniens durchreist; jetzt sollte er auch den schönsten davon kennen lernen. Carlos ward zum Befehlshaber in Tortosa, Elvirens Geburtsort, ernannt, und Hugo folgte der geliebten Familie in des Ebro paradiesische Auen. So gleichgültig dieser Schritt schien, so furchtbar wichtig wurde er in seinen Folgen. Alle Reize einer üppig blühenden Natur wirkten wie zauberisch wärmende Flammen auf des jungen Nordländers ungewohnte Sinne; nicht mehr mit dem Anblick der herrlichen Welt zufrieden, regte die Begierde nach ihrem Genuß immer dreister und dreister ihre Polypenarme, und die neuen Wünsche, welche das rascher umtreibende Blut erzeugte, wurden sichtbar auf seinen höher blühenden Wangen, in seinen anders leuchtenden Augen, in einer gewissen unbeschreiblichen, man könnte sagen, weiteren Haltung der kräftigen Heldengestalt, welche einem Bildhauer zum Muster eines Apoll hätte dienen können. Das geheime Feuer der Sehnsucht in seiner Brust strahlte heller und heller aus den Pupillen wieder, welche ihren Gegenstand zu umarmen schienen; und in der feurigen Elvire Busen glomm der verwandte Funke bald zur lichten

Flamme auf. Ein fürchterlicher Kampf zwiſchen Trieb und Pflicht erhob ſich in ihrer feſt verſchloſſenen Bruſt; Freundſchaft und Liebe riſſen an des Grafen Herzen. Vergebens rang er um des Seelenfriedens himmliſchen Preis mit der mächtigen Luſt; der Widerſtand vermehrte nur ihre Stärke. Vergebens warf Elvire vor der Mutter des Gekreuzigten ſich nieder; der Andacht reine Flamme vermiſchte ſich mit dem irdiſchen Feuer, und ging unter in der unheiligen Gluth. Die Lippen wiederholten das Geſtändniß der Augen; die Heimlichkeit warf ihren magiſchen Schleier um das gefährliche Verhältniß; nur die letzte Gunſt hatte die fromme Spanierinn die Kraft zu verſagen, und die vor ſich ſelbſt erröthende Hoffnung auf des kränkelnden Carlos Tod war das einzige, was den lodernden Trieb mit dem Traume einer entfernten Befriedigung hinhielt.

Eine ſolche Leidenſchaft konnte nicht vorſichtig ſeyn. Elvirens Familiengruft, der furchtbare Ort der verbotenen Zuſammenkünfte, verbarg umſonſt ein Geheimniß, das in jedem Blicke ſich verrieth. Carlos ahndete die Gefahr ſeiner Ehre, ein heftiger Zwiſt entſtand zwiſchen den Freunden, und der erzürnte Gatte verbot dem Retter ſeines Lebens den Eintritt in ſeinen Pallaſt. Drei ſchreckliche Tage brachte Hugo in dem Innern ſeiner Woh-

nung zu. Nicht minder schrecklich waren die, welche Elvire unter den Augen ihres beleidigten Gemahls verübte. Die Eifersucht des Spaniers brach in Drohungen gegen den Grafen Lerma aus. Elvire zitterte vor der Erfindung, und sandte dem Geliebten einen warnenden Brief. Diese Nachricht war ein lindernder Balsam in Hugo's Wunde. Es war weniger die Trennung von Elviren, als das Gefühl seines Unrechts, was ihn gepeinigt hatte. Jetzt wußte er einen Gedanken, verbrecherischer als der seinige, in Carlos Seele, und jetzt, da er dem Freunde etwas zu vergeben hatte, fühlte er den Muth in sich, ihn um Versöhnung anzusehen.

In dieser glücklichen Stimmung ging er aus, seinen Carlos zu finden; aber in einer unglücklichen fand er ihn. Spottend erwiederte der Spanier Hugo's schüchterne Anrede, und mit der Einladung zur Jahresfeier seiner Hochzeit ließ er den Bittenden stehen. Der beleidigte Freund verschwand vor Hugo's Augen, und der übermüthige Besitzer Elvirens stand vor seiner Seele. Die aufgeregte Phantasie weckte die Begierde aus ihrem Schlummer auf, und fachte die thierische Eifersucht zur verzehrenden Flamme an. Selbst zu entfliehen, und ein Gefühl durch die Beleidigung eines andern zu täuschen, darum er hin-

aus in den Wald zur blutigen Jagd, ohne Begleiter und ohne Sinn für die Welt, die ihn umgab. Ein Schuß, welcher nicht fern von ihm fiel, weckte ihn aus dem wachen Traume. Er wendete sich nach der Gegend des Schalles und erblickte — Carlos, abgestiegen vom beschäumten Rosse, neben dem erlegten Wild, das zu seinen Füßen noch zuckend sich regte. Der Athem stockte bei dem Anblick in seiner Brust; das angehaltene Blut drohte des Herzens Kammern zu sprengen; eiskalt fühlte er Hände und Wangen, während es vor der Stirn wie ein Fieber ihn brannte. Kein Gedanke war in seinem Gehirn, aber eine Begierde zu tödten spannte krampfhaft seine Flechsen an. „Das ist er!" lispelte er zu sich selbst. „Wär' er nicht; so wär sie mein," dachte er, und sein Daum spannte das tödtliche Geschoß. „Schußrecht!" lispelte er wieder, und schlug das Gewehr auf Carlos an. Das Gefühl, daß des Feindes Leben an der Bewegung seines Fingers hing, faßte ihn sinnenhaft, und wurde in der nächsten Secunde von einem entgegengesetzten, von dem Gefühle der Unsicherheit des Schlusses verdrängt, welches in jedem Schützen sich regt, der sein Blut in Wallung fühlt. Diese Empfindung eines Unvermögens abzuschütteln, streckten sich unwillkührlich die Muskeln seines Arms und die Kräfte seines Auges an

Zum Ziel ward ihm des Freundes Brust, die Jägergier, zu treffen, blitzte in ihm auf, und ehe er noch irgend einer andern Vorstellung sich bewußt werden konnte, flog das tödtliche Blei durch die Luft, und mit einem Schrey stürzte Carlos zur Erde.

Die Minute, welche diesem furchtbaren Augenblicke folgte, leidet keine Beschreibung. Geschehen war, was der Graf gewollt und nicht gewollt hatte, die Furien schwangen ihre Geißeln über ihm, und Flucht von dem Orte der That hinweg war die erste Handlung, wodurch sein wiederkehrendes Bewußtseyn sich verkündigte. Athemlos und todtenbleich stürzte er in Carlos Wohnung und warf sich händeringend vor Elviren nieder. „Jesus! was ist geschehen?" fuhr sie entsetzt. „„Carlos —"" war alles, was Hugo hervorbringen konnte. „Ihr schlugt euch?" „„Ob! nein!"" „Er ist todt?" „„Er stürzte —"" „Stürzte mit dem wilden Roß?" unterbrach ihn Elvire. Hugo konnte nicht antworten und sank wie todt zu Boden. Elvire hielt ihre Frage für bejaht, eilte aus dem Zimmer, sandte Diener aus in den Lustwald, wo Carlos hatte jagen wollen, und kehrte zurück, dem Grafen Hülfe zu leisten.

Daß Carlos mit dem Roße gestürzt sey, hatte sie den Dienern gesagt, und was sie fanden,

paßten sie verdachtlos, wie sie waren, leicht dem vorgefaßten Glauben an. Carlos lag, durch die Brust geschossen, eine Hand auf der Wunde, die andere zur Faust geballt, über dem entladenen Gewehr; das Roß irrte unangelegt im Walde umher, das erlegte Wild, zu dem eine blutige Spur führte, und ein zweytes entladenes Geschoß, welches sie in einiger Entfernung fanden, ließen ihnen keinen Zweifel übrig, daß der Graf von Oorludur das Wild angeschossen, und daß ihr Herr, im Verfolgen über sein Gewehr stürzend, sich selbst den Tod gegeben habe.

So wie sie ihn dachten, erzählten sie den Vorfall Elviren, und so gab diese ihn dem Arzte, dem es eben erst mit Mühe gelungen war, den Grafen in das Leben zurückzurufen. „Ich bin sein Mörder!" rief Hugo mit verhülltem Gesicht. Wie ein Dolch fuhr das Wort in Elvirens Herz; aber den Arzt, der es anders deutete, beruhigte sie wieder, indem er dem Grafen zuredete, sich nicht als That einen Unfall beizumessen, von welchem er höchstens eine unschuldige Mitursache gewesen seyn möchte. Elvire selbst beschwor ihn, sich zu schonen, als der Arzt sich entfernt hatte; gerührt durch die Thränen, wodurch sein gepreßtes Herz sich Luft machte, beugte sie sich über ihn; ihre Stirn berührte seine Wange; lange blieben beide in dieser

Stellung; endlich sanken ihre Lippen auf die seinigen — und klar trat es vor Hugo's Seele, daß er schweigen müsse von der That, deren Preis er in seinen Armen hielt. Nur ein Mal noch wankte dieser Entschluß, als Carlos Leiche gebracht worden war, und Hugo nicht widerstehen konnte, sie zu sehen. Hatte der Ermordete seinen Mörder sterbend errathen oder gesehen? feindselig war die Miene des Todten. „Carlos, bist du unversöhnlich?" rief Hugo und stürzte sich weinend über den Leichnam. Zum Glück war nur der Knabe Otto Zeuge dieses Auftritts, und des Grafen sinkender Vorsatz richtete sich auf an dem Anblicke der reitzenden Wittwe in Trauer, deren glühender Blick ihm sagte, daß die Lust in ihrem Herzen war. — Im Strudel der Begierde, welche auf Befriedigung hoffte, gingen alle Zweifel unter, die in Elvirens Brust sich regen mochten; das Auge ihres Geistes wendete sich ab von dem, was sie nicht sehen wollte, und sobald Gesetz und Wohlstand es erlaubten, segnete die Kirche einen Bund, den der Himmel nimmer segnen konnte, und dessen erste Nacht schon für die Neuvermählte ein Spiegel der Zukunft wurde.

Nicht wie ein Liebender seine süßesten Wünsche krönt, sondern wie ein hungriger Geyer, der auf seinen Raub sich stürzt, riß Hugo's entfesselte Lust

ihren Gegenstand in den Strom des Genusses hinab, bis die erschöpften Sinne in diejenige Betäubung sanken, welche dem Schlafe des Fieberkranken gleicht. Den geliebten Gatten träumte Elvire in ihrem Arm zu halten, und — ein Tiger schaute ihr blutgierig ins Gesicht. Von sich stoßen wollte sie das gräßliche Bild, und dennoch sanken ihre Arme nur immer fester sich um dessen Nacken, seine Klauen drückten sich schmerzlos sich in ihre Schultern ein, und wie vom Wahnsinn hingerissen küßten ihre brennenden Lippen die blutigen Zähne des Thieres. Der furchtbare Eindruck dieses Traums wich nimmer aus ihrer Seele. Ein geheimer Schauder ging jeder Umarmung voran, und oft im heftigsten Augenblicke, den eine selige Liebe geben kann, kam Hugo ihr vor wie ein Raubthier, das sie zerfleischte, weil es sie liebte.

Der Graf war kaum zu Besitze seiner Braut, als er auch darauf dachte, sie und sich in seine Heimath zu flüchten, denn es ist dem Verbrecher eigen, außer sich zu suchen, was in ihm ist, kaum sieht er den Ort, wo er den Seelenfrieden verscherzte, und wähnt denselben in den glücklichsten Räumen wieder zu finden, wo er lebte, aber er irrt sehr. Geraume Zeit widerstand der Graf seinem Scheu vor heimischer Erde seinen Wünschen doch selbst nicht gänzlich auf spanischem Boden, wo

endlich nach, und mit dem Knaben Otto, um dessen Liebe der kinderlose Hugo vergebens buhlte, reisten Beide auf des Grafen Güter ab. Aber im Norden wie im Süden blieb ihre Liebe ein Wechsel von Einigung und Zwist; der Knabe, der den Grafen aller Bitten und Drohungen ungeachtet stets Herr Hugo und nimmer Vater nannte, stand feindlich trennend zwischen ihren Herzen, und die junge Gräfin Jerta, welche Hugo noch unvermählt mit ihrer ganzen, reinen Engelliebe zum vermeinten Bruder wieder fand, war eben so unfähig, das Verhältniß der Vermählten zu verstehen, als durch ihre Gegenwart zu verbessern; denn es ist der Fluch der Schuld, daß ihr nimmer wohl ist, wo die Unschuld athmet.

Hugo, der schuldigere von beiden Theilen, war auch der unglücklichere. Was er im Wahnsinne der Begierde gethan, sollte er ein ganzes, nüchternes Leben hindurch verschweigen. Der Quell seines Daseyns war vergiftet, und während sein Geist Rettung suchte in astrologischen Schicksalsträumen, welche ihm die Momente seines Lebens, als von Ewigkeit voraus bestimmt, in dem Laufe der Planeten und in den Bildern des gestirnten Himmels zeigten, zwang er den Reitzen seines Weibes, und der gefährlichen mörderischen Jagd des Nordlandes ein trauriges, momentanes Sin-

nenglück ab, welches aus der physischen Verwandtschaft von Fleischeslust und Blutdurst seine dürftige Nahrung sog.

Den Weg zum wahren Glück' ihm zu zeigen, bedurfte es einer Erschütterung, welche das Schicksal in höchster Furchtbarkeit von einem andern Welttheil' aus ihm bereitete.

Donna Laura, seine nie gekannte Mutter, starb, und von ihren erkaltenden Lippen erfuhr Don Valeros, daß sein zweiter Sohn, den er als Kind verloren zu haben glaubte, noch am Leben seyn könnte. Einsam in der neuen Welt, sehnte er nach dem Mutterlande sich zurück, und bat um die Entlassung vom Statthalteramt. Mit der Gewährung seiner Bitte erhielt er die Nachricht, daß sein Sohn Carlos gestorben sey, und voll banger Ahnungen eines bösen Geschickes betrat er den vaterländischen Boden. Was er hier von der Todesart seines Sohnes und von Elvireus zweiter Vermählung hörte, mußte ihn befremden. Unter den Dienern, welche mit der Aufhebung und Balsamirung des Leichnams zu thun gehabt hatten, gingen mancherlei seltsame Reden. Don Valeros ließ sich in die Gruft führen und den Sarg öffnen. Es war in der That unmöglich gewesen, dem Leichnam, den man schon erstarrt gefunden hatte, die Hände zu legen, und

man bei Leichen pflegt. Die Linke war nicht von der Wunde wegzubringen, die wuthgeballte Faust der rechten nicht zu öffnen gewesen, und der Zorn, der dem Grafen Hugo den Ausruf: Carlos, bist du unversöhnlich? ausgepreßt hatte, sprach auch noch von der Stirn der Mumie herab den verzweifelnden Vater an. Es war ihm, als ob der auf ewig verschlossene Mund sich öffnen müßte zu den Worten: Räche mich, ich bin erschlagen! und unglücklicher noch durch die schreckliche Ahnung, als durch den schmerzlichen Verlust, verließ er die schweigende Wohnung der Todten mit einer Sehnsucht nach Licht, welche ihn sehr bald zu dem Entschlusse führte, eine Reise nach dem Norden Europa's zu machen. Dort lebte sein Enkel, und dort war vielleicht eine Spur von seinem verschenkten Sohne zu entdecken, an dessen Leben er, ohne recht zu wissen warum, so schwer glaubte, daß ihm bisweilen vorkam, als ob er es nicht wünschte. Sein Weg führte ihn durch Deutschland, und hier suchte er das Haus der Grafen Salm auf, unter dessen Namen er Johannen Clarineur in Spanien gekannt hatte. Anna Gräfinn Salm war todt; ihr Bildniß, welches ihm zeigte, hatte mit der Freundinn Laura's nur die geringste Aehnlichkeit, und Niemand im Hause wollte etwas davon wissen, daß die Gräfin

Anna jemals in Spanien gewesen und mit einem Knaben von dort zurückgekommen wäre. Dieß neue Räthsel schien nur die Fügung des Himmels lösen zu können, und Don Valeros trat die Reise über den Belt an, um über das ältere sich Licht zu verschaffen, wie schmerzlich es auch in seine Augen leuchten möchte.

Wenn man eine Zeitordnung der Begebenheiten, in welcher die geheime Planmäßigkeit einer übersinnlichen Welt sich zu verrathen scheint, Zufall nennen will, so war es der Zufall, welcher den Spanier gerade am Jahrestage von Carlos Tode, beim Einbrechen einer rauhen Schneenacht, auf dem Schlosse des Grafen von Oerindur unfern dem Ufer der donnernden Nordsee ankommen ließ. In der Absicht, durch seinen Anblick das Gewissen Elvirens zu überraschen, auf welcher sein Verdacht um so ausschließlicher ruhte, jemehr er in Spanien von der schwärmerischen Freundschaft zwischen ihrem jetzigen und ihrem ersten Gemahl gehört hatte, ließ er bloß als einen Fremden sich ansagen, der aus Spanien komme. Statt eines Empfangs, wie er ihn erwartete, fand er allgemeine Verwirrung im Schlosse. Der Graf war mit frühem Morgen ausgezogen zur gefährlichen Jagd in den eisbedeckten Bergforsten; sein Außenbleiben in die Nacht hinein, dem die Nachricht

folgte, daß er von den Jägern seit mehreren Stunden vermißt werde, setzte Elviren außer Stand, einen Fremden vorzulassen, und es kam an seinen, damals ungefähr vierzehnjährigen Enkel, ihn zu empfangen, und ihm in den für Gäste bestimmten Zimmern Gesellschaft zu leisten. Die Liebenswürdigkeit des Knaben, seine rührende Sehnsucht nach dem Vaterlande, und sein Entzücken, in einer Fremde, mit deren Klima er so wenig als mit ihrer Kleidertracht sich befreunden konnte, einen Spanier vor sich zu sehen, ließen Don Valeros seine Entschlüsse vergessen. Er gab seinem Enkel sich zu erkennen, nachdem er lange vergebens darauf gewartet hatte, von dem Grafen, welcher endlich zurückgekommen war, vorgelassen oder bewillkommt zu werden. Des Knaben Freude sprang leicht über die Bedenklichkeiten der Etikette hinweg; er nahm den Großvater bei der Hand, um ihn in das Zimmer seines Stiefvaters zu führen, wo er auch Elviren vermuthete, und beide traten in einem Augenblick ein, welcher Don Valeros Absicht, das Gewissen zu überraschen, nicht günstiger hätte seyn können. Hugo hatte auf der Jagd einen Eber, dessen Fang ihm verunglückt war, mit den Händen zu Boden gerissen; hatte, über ihm liegend, unter Beistand seines Reitknechts mit dem kurzen Jagdmesser

ihn mühſam getödtet, und war mit Blut beſpritzt nach Hauſe gekehrt. Elvire, von der Erzählung erſchüttert, welche der Reitknecht ihr machte, während der Graf die Kleider wechſelte, vermied den Anblick des Heimgekehrten, und die Gräfin Jerta ging, ihm zu erklären, warum er nicht wie gewöhnlich von Elviren empfangen worden war. Das Geſpräch fiel auf den ſeltſamen Zwiſt der Gefühle, welcher in dem Verhältniſſe der beiden Eheleute ſich ewig wiederholte, und indem der Graf in dem Gegenſatze der Pole, und in der Unverträglichkeit ſeiner nordiſchen Erziehung mit ſeinem ſüdlichen Urſprunge den Grund davon zu ſuchen ſchien, entſchlüpfte ihm das Geheimniß, daß er nicht Jerta's Bruder ſey. Dieſe Entdeckung weckte die nordiſche Jungfrau aus einem ſüßen Traume ſchweſterlicher Zärtlichkeit, und ſie ging auf der Stelle, dieſelbe Elviren mitzutheilen, welcher ſie ihrer Meinung nach nie hätte vorenthalten werden ſollen. In der Spanierinn, welche in Hugo's Schweigen Liebe zu Jerta abndete, loderte die Eiferſucht in lichten Flammen auf, und führte zwiſchen ihr und ihrem Gemahl eine Scene herbey, welche in beiden die Erinnerung an die Vergangenheit aus ihrem Schlummer weckte, und dem Gewiſſensvorwurfe den Stachel ſchärfte, womit er ihre Gemüther anfiel. In

dieſem ſchrecklichen Momente trat der Vater des Mannes ein, dem Elvirens Neigung die Treue gebrochen und Hugo's Leidenſchaft das Leben geraubt hatte. Erſtaunt über die Wirkung ſeines Erſcheinens, welches vermöge der Aehnlichkeit, die er mit dem Ermordeten hatte, den Grafen wie das Erſcheinen eines Geiſtes erſchreckte, verfolgte er das aufdämmernde Licht; er erzählte ſeine Ahndungen, beſchrieb den Anblick in der Gruft, und während Elvire, dadurch an ihre eigenen Ahndungen gemahnt, in ein dumpfes Hinſtarren verſank, ſtürzte Hugo, durch den ſtillen Kampf mit dem Gewiſſen erſchöpft, vor ſeinen Augen ohnmächtig zur Erde.

Hugo hatte kaum ſein Bewußtſeyn wieder erlangt, als er die Nothwendigkeit fühlte, den Eindruck auszulöſchen, den ſein Benehmen auf Don Valeros gemacht haben konnte, welcher aus dem Zimmer des Kranken ſich zurückgezogen hatte. Er befahl, den Flügel des Schloſſes zu erleuchten, welcher der ſpaniſche genannt wurde, weil die Gräfin Johanna von Derindur ihn bewohnt, und in ſpaniſchem Geſchmack eingerichtet hatte. Dorthin mußte der Knabe ſeinen Großvater führen, und Hugo ging, ſeinen Gaſt in ſeiner künftigen Wohnung willkommen zu heißen. Er traf ihn mit dem plaudernden Otto vor den Proſpecten von

Talavera und Barezzo, welche die Wände des Saales zierten, noch im unentschiedenen Kampfe mit dem Verdachte, welchen Hugo's Ohnmacht begründet, des Knaben Erzählung aber von dem Stiergefechte, wobei Hugo das Leben Carlos rettete; und von den Thränen, welche er über des Freundes Leiche vergoß, wiederum wankend gemacht hatte. Hugo hatte Besonnenheit genug, während des Gespräches, welches nach des Knaben Entfernung sich entspann, in Valeros Seele zu schauen, und die Gefahr, in welcher er sein Geheimniß schweben sah, ließ ihm das beste Mittel wählen, es zu bewahren. Er gestand offen ein, daß Don Valeros Erzählung sein Gewissen gefoltert habe, und indem er den kleinsten Theil seiner Schuld, seine Liebe zu Elvire bei Carlos Leben, den Wilden seines Gegners preis gab, gelang es ihm, den Verdacht einer größeren, einer Blutschuld, gänzlich niederzuschlagen.

Vergebliches Bemühen! Die Minute war nah', in welcher sein Muth unter der Last, die er trug, zusammenbrechen sollte.

Zerta und Elvire traten in den Saal, und die Frage Don Valeros, ob diejenige von beiden Damen, welche er noch nicht kannte, des Grafen Schwester sey, von welcher der Knabe ihm gesprochen hatte, führte die Entdeckung

ihm zu, daß der Graf den Eltern Zerta's nicht vom Himmel, sondern von Menschen geschenkt worden sey. Die Hastigkeit, womit er Zerta fragte, ob ihre Mutter eine Deutsche gewesen? erregte die Neugier der Damen, seine Aeußerungen von einer ähnlichen Geschichte und einer vorübergehenden Vermuthung, welche der im Saale befindliche Prospect von Barèges veranlaßt hatte, machte den Grafen aufmerksam, und man drang in ihn, diese ähnliche Geschichte mitzutheilen, wozu er endlich unter der Bedingung sich verstand, den Namen der unnatürlichen Mutter zu verschweigen, von welcher er sprechen mußte. Hugo, welcher mit der gespanntesten Aufmerksamkeit zuhörte, würde mit jedem Umstande, den der Erzähler berührte, in der Vermuthung bestärkt, daß es die Geschichte seines Ursprungs sey, welche er hörte; und je weiter Don Valeros dem Ende der Erzählung entgegen rückte, desto deutlicher sah man, daß ihn der versenkte Knabe näher angehe, als er Anfangs das Ansehen haben wollte. Eine Art von Widerspruch, welche daraus entstand, führte eine Frage Zerta's herbei, welche Don Valeros durch das Geständniß beantworten mußte, daß die Mutter, deren unnatürliches Beginnen er erzählt hatte, sein Weib gewesen sey. Ein Donnerschlag traf des Grafen

Herz, und aus gepreßter Brust bat er, die Erzählung abzubrechen, von der er fühlte, daß sie zu der fürchterlichen Entdeckung führen konnte. Vor wenig Minuten so klug in der Wahl des Verdeckungsmittels, überfiel es jetzt, in der Angst, so gänzlich, daß seine Hast die Aufklärung, welche er scheute, unvermeidlich machte. Alles kam darauf an, zu erfahren, ob Jerta's Mutter und Laura's Freundin Eine und Dieselbe Person gewesen war. Jerta öffnet ein Cabinet, in welchem ihrer Mutter Bildniß hängt; Valerio erkennt in ihr beim ersten Blick die Gräfin Saint, und indem er den Grafen Hugo als seinen Sohn umarmen will, bekennt der Brudermörder die entsetzliche That. Mit dem Ausrufe: Tiger! fällt Livia ohnmächtig nieder, und der gräßlichste Fluch stürzt über die Lippen des unglücklichen der Väter.

Hugo's Jahrelang beklemmene Brust hatte ihrer furchtbaren Last sich entladen, und er fühlte wieder die Kraft in sich, welche den Menschen scheidet vom irdischen Stoffe, aus welchem er belebt, die sittliche Freiheit. „Mein Leben," rief er, „ist im Thierkreis abgebildet: Stier und Brüder, Weib und Schön und Scorpion! Ich mußte fallen, aber ich muß auch büßen — auf dem Blutgerüste! Die Ruhe, welche dieser Entschluß dem Unglücklichen gab, war der Traum

eines Augenblicks. Der Schreck, welchen Valeros, Elvire und Jerta darüber äußerten, hielt ihm alsbald die Folgen eines Schrittes vor Augen, welcher die Namen beider Familien mit Schande bedeckt haben würde. Sein Vorsatz wankte, er verlangte allein zu seyn, und die herannahende Nacht des verhängnißvollen Tages fand ihn vor dem dunklen Vorhange, welcher Zeit und Ewigkeit scheidet, in wachem Traume, eben so muthlos zu leben, als seinem Daseyn ein Ende zu machen.

Während Elvire von dem Gefühl ihres Antheils an der Schuld Rettung vor dem Bilde des Gekreuzigten suchte, arbeitete Jerta daran, den Grafen vor sich selbst in Sicherheit zu bringen. Sie fühlte, daß der Mensch nur am eigenen steilen Werke sich aufrichten kann von solchem Falle, und schrieb noch in derselben Nacht an einen mächtigen Verwandten in der Hauptstadt, um für den Grafen den Oberbefehl über ein Heer zu erhalten, welches zu einer kühnen Unternehmung über Meer bestimmt war.

Anderes hatte Valeros im Sinne, welcher einen Sohn am Sohne zu rächen hatte, und den stürmischen Widerstreit der Gefühle in seiner Brust gleich einer Ehrensache schlichten zu können wähnte. Bewaffnet trat er zu Hugo ein,

bot ihm einen Degen, den er unter dem Mantel trug, und forderte ihn zum Kampfe auf Leben und Tod. Hugo verweigerte das schreckliche Gefecht mit dem Vater standhaft, und als dieser ihn zu reizen versuchte, zerbrach er den Degen, ohne ihn zu entblößen. Wüthend drang jetzt Don Valeros auf den Unbewaffneten ein, und ein Sohnesmord hätte den Brudermord gerächt, wenn nicht Claire, durch das heftige Sprechen herbeigerufen, sich dazwischen geworfen, und den Dolch auf Valeros Brust gezückt hätte. Der Anblick der Leidenschaft, welche Vater und Gattin bewegte, wurde dem Grafen ein Stützpunkt, auf welchem sein Gemüth von neuem zum Gefühl seiner Kraft sich erhob. Gelassen trennte er die Erhitzten, und als er sie schaudern sah vor dem Abgrunde der Blutschuld, an dessen Rande sie gestanden hatten, mahnte er sie mit sanftem Ernste daran, daß der schwache Mensch den gefallenen Bruder bemeinen, aber nicht richten dürfe. Dieß wahre Wort erschütterte das Herz des unglücklichen Vaters in seiner innersten Tiefe; den Sinn widerrufend, den er über Hugo gefaßt hatte, forderte er die Rache des Himmels auf sein eigenes Haupt herab; verzeihend schloß er den Brudermörder in seine Arme; tief gerührt sank der Sohn an des Vaters Brust. Aus einer Lanze

Umarmung hob er endlich sein Haupt empor, und erklärte mit ernster Ruhe, daß er den wahren Weg zum Frieden klar erkannt habe.

Elvire hatte ihn verstanden, und ihr Entschluß war gefaßt. Ein Vorwand entfernte den Vater aus dem Zimmer. Der Knabe Otto, von welchem die Mutter weinend Abschied nahm, wurde von Hugo in sein Kabinet gesendet, den königlichen Gnadenbrief zu holen, und ihn der Gräfin Jerta zu überreichen. In stillem Gebete sank Elvire auf die Knie. Als die Wanduhr Mitternacht schlug, forderte Hugo von ihr den Dolch, den sie an ihrem Herzen zu tragen pflegte. Sie zog ihn hervor, fiel Hugo um den Hals, stieß dann den Stahl sich in die Brust, und sank zu Boden. „Gott sey Deiner Seele gnädig," lispelte sie, als Hugo den Dolch ihrer Hand entwand, und ihn in seinen Busen senkte.

Jerta, durch den Empfang des königlichen Briefes zu banger Ahndung geweckt, eilte mit Valerio und Otto herbei. Der Friede des Himmels lächelte auf der Stirn des sterbenden Sünders. „Schaffet die Leichen nach Spanien," sprach er, „zu ihm; er hat uns vergeben! Dem Cherubim," fuhr er fort, mit himmelwärts gewandtem Seherblick, „dem Cherubim nimmt er das flam-

mende Schwert aus der Rechten — er winket mir! Frei iſt der Geiſt, die Hülle ſinket!"

Verzweifelnd griff Don Valeros nach dem blutigen Stahl; Jerta entwand ihn ſeiner zitternden Hand, deutete auf den Knaben, der neben ſeiner Mutter kniete, und ſtand unerſchüttert zwiſchen den Leichen.

Hugo's Wunſch war ihr heilig; die Leichen wurden nach Spanien gebracht, und neben Don Carlos beigeſetzt. Doch ließ ſie den Unglücklichen in der Kapelle ihrer Väter ein Grabmal errichten, auf welchem die Verſe des Sophokles zu leſen ſind:

Ein Bote Gottes hat ſie abgehalt,
Und Todesgatter ſchloſſen unter ihnen
Der Erde Mutterſchooß wohlthätig zu.

Erinnerungen aus den Kriegstagen von 1813.

Mein Wohnort (Weißenfels) liegt drei Stunden von Lützen, auf der Straße zwischen Frankfurt a. M. und Leipzig, welche damals den Namen einer Heerstraße mit vollem Rechte führte. Am 29. April 1813 verließen die Russen, bei der Annäherung des französischen Vortrabs unter Soubam, die Stadt, und der kleine Heerhaufen derselben, unter Lanskoi, besetzte die nächsten Höhen auf der Straße nach Lützen. Die Franzosen zogen durch den Ort, und stellten sich jenseits desselben gegen die Russen auf. Es begann ein Kanonengefecht, welches ich vom Thurme des auf einem Berge gelegenen Schlosses Gelegenheit hatte, genauer und ruhiger mit anzusehn, als es, in solcher Nähe, einem Nichtfechtenden gewöhnlich die Umstände vergönnen. Mit bloßen Augen sah man von diesem Standpunkt' aus die russischen Kugeln, Staubaufwerfend, in das Feld, und bisweilen in die Reihen der Franzosen einschlagen,

während seitwärts auf den Flügeln kleine Reiterhaufen und selbst einzelne Reiter sich wechselsweise jagten, auch Kosakenschwärme sich vorgeschobenen Voltigeurcompagnien bald näherten, bald vor ihrem Kleingewehrfeuer auseinanderstoben. Das mir neue Schauspiel zog mich an, und ich muß bekennen, daß es mir eine Art von Genuß gewährte; obschon der Schloßhof dicht unter mir bald mit Verwundeten und zum Theil Verstümmelten sich füllte, welche von Bauerwagen abgeladen, und in die zum Hospital eingerichteten Zimmer des Gebäudes geschafft wurden. Wollte bisweilen mein Blick auf diesen Leidenden haften, und in mir das schmerzliche Mitgefühl rege werden; so wurde doch mein Auge bald wieder auf die Erscheinungen des Kampfes gelenkt, für die mein Gefährte, der Kastellan des Schlosses, Hauptmann v. R., bei dem ich damals mit meiner Familie wohnte, mit aller Lebhaftigkeit eines alten Soldaten meine Aufmerksamkeit in Anspruch nahm.

Ein französischer Stabsoffizier kam zu uns auf den Thurm. Er fragte nach den Namen einiger Dörfer, die vor uns lagen, indem er zugleich die Schreibtafel zog, und die Bleyfeder in die Hand nahm, um sie aufzuschreiben. Das war inzwischen für ihn nicht so gar leicht, da der Buchstabe J und der Doppellaut au darinne vorkamen.

die er mir nachzusprechen große Mühe hatte. Er ließ sich die einzelnen Buchstaben vorsagen, sprach dann die Wörter auf französische Art aus, und sagte scherzend: Je prononce ces diables de noms de ma façon, mais j'espère que les guides me liront mieux que moi-même. In Zeit von zwei Minuten hielt er mir die Tafel mit der Frage vor: ob er richtig geschrieben habe? Die Namen standen wie auf einer Charte, und die Wege von einem Dorfe zum andern, die man vom Thurme meist übersehen konnte, der Strom und die Hauptstraße waren durch Linien angedeutet. Cela va finir tantôt, sagte er, indem er die Tafel zusammenschlug, nous n'aurons qu'à marcher. Wirklich sahen wir später eine Kolonne Infanterie von denen noch rückwärts auf der Straße nach Naumburg ziehenden Truppen ihren Weg über die Dörfer zur Rechten nehmen, und das Gefecht dadurch endigen, daß sie den Russen den Rückzug auf der Heerstraße abzuschneiden drohte. Ich für meine Person hätte den Ausgang anders gewünscht, obgleich ich gestehen muß, daß an diesem Verlangen meine Deutschthümlichkeit weniger Antheil hatte, als meine Neugier.

Ich hatte, wie schon erwähnt, meine Wohnung auf dem Schlosse genommen, und in einem tief gelegenen Hause in der Mitte der Stadt,

wo nichts im Ganzen zu überschauen war, blos den Bedienten und die Köchin, aber hinlänglich zu kochen, zurückgelassen. Es war nun Zeit nachzusehen, was es mittlerweile für Bewohner bekommen haben könnte. Ich fand in meinem Zimmer einen Obersten von der Garde, der sich sehr freute, mich kennen zu lernen, da er aus meinem Briefe gesehen, daß ich Französisch verstünde. Ich hatte nämlich dem Bedienten ein offenes Blatt hinterlassen, worauf geschrieben stand, daß die werthen Ankömmlinge sich ein wenig gedulden möchten, indem der Hausherr auf den Thurm gestiegen sey, pour voir le combat.

Ich unterließ natürlich nicht, sehr über Mangel an Lebensmitteln zu klagen, worauf er mich sogleich einlud, mit ihm zu essen, er habe Wild pret à revendre, und sein Koch sey in voller Thätigkeit; das hatt' ich zu meinem Vergnügen schon bemerkt. Ich sagte ihm, daß ich mit meiner Familie das Haus vor der Hand gar nicht bewohnte und mir die Ehre gäbe, ihm ein Geschenk damit zu machen, welches er schon einquartierungsfrei zu erhalten wissen würde. Dieser alltägliche Scherz nahm ihn ein, und wir machten einander in den zwei Tagen, die er da war, wechselseitige Visite. Ich muß ihm nachrühmen, daß er die Rolle eines sorgsamen Hausherrn durchaus

hat. Wenn ich ſchnell weggebe, ſagte er, werde ich Ihr Silberzeug (es beſtand ungefähr in 6 Löffeln), in dem Ofen verbergen, damit es Ihre Leute nicht auf Rechnung der meinigen ſtehlen. Da hab' ich es auch richtig wieder gefunden.

Am Nachmittage des 29. Aprils kam Napoleon an. Es regnete ziemlich ſtark; dennoch war ſeine Umgebung in Gala. Er ſelbſt war in einen weißgrauen Ueberrock geknöpft, der Hut hatte ſeine Form verloren, die hintere Krempe hing, vom Regen durchweicht, auf den Kragen herab, und man hätte die ganze Perſon recht füglich für einen Müller anſehen können, den man irgendwo als Boten mitgenommen, und auf ein Generalspferd geſetzt hätte. Sein Einzug hielt den Durchzug der Truppen im geringſten nicht auf; ſie ſchienen gar keine Notiz davon zu nehmen, und es machte auf mich einen impoſanten Eindruck, zu hören, daß ein Soldat im Glied, der auf die ſehr merkliche Bewegung unter meinen Mitgaffern ſich umgeſehen hatte, zu ſeinem Nebenmanne ruhig, und doch nicht gleichgültig, blos die Worte ſagte: C'est lui. Das Vive l'empereur! welches die Wache vor ſeiner Wohnung hören ließ, war ungleich gehaltloſer. Er ritt vorüber, zur Stadt hinaus, und kehrte erſt nach einigen Stunden zurück.

Den folgenden Tag machte er eine Recognoscirung, bei welcher Bessieres durch eine Kanonenkugel fiel. Die Ankunft des Leichnams in der Stadt erregte keine Bewegung unter den Soldaten. Ein Offizier, den er näher angehen mochte, brach in heftige Thränen aus, als man ihn aus dem Wagen in das Haus trug. C'est toujours un maréchal, sagte ein Soldat. Il y en a d'autres; erwiederte der andre. Ein dritter meinte, er sey gut getroffen. Die Kugel hatt' ihm nemlich den halben Leib mitgenommen.

Den zweiten May sehr früh brach Napoleon auf mit der Garde. Wir gehen gerade nach Leipzig, sagte mir der Oberste; dem ich mein Haus zum Präsent gemacht hatte, den Abend vorher. Sie werden diesmal nicht das Vergnügen haben, eine Schlacht zu sehen.

Er irrte. Als ich gegen zehn Uhr Morgens mit meinem Freunde v. R. den Thurm bestieg, sahen wir rechts von Lützen ein lebhaftes Kanonenfeuer, hörten aber, obgleich die Entfernung nur drei Stunden betrug, keinen Schuß vor dem Getöse des Geschützes und der Wagen, welche eben im Trabe durch die Stadt gingen. Ich schlug vor, eine kleine Strecke hinaus in's Feld zu gehen, wo man, dem Getös' in der Stadt ferner, die Kanonade hören mußte. Dieß geschah.

in Gesellschaft eines jungen Kaufmanns aus Gotha, der auf seinem Wege nach Leipzig unter die französische Armee gerathen war. Wir hörten die Kanonade sehr bald, aber wir sahen nun nichts. Diese Entbehrung trieb uns in der Richtung des Schalles immer weiter, über die verlassenen Lagerplätze der Franzosen hinweg, auf welchen eine Menge Wirthschaftsgeräth aus den nächsten Dörfern lag, und noch viele Hütten standen, die aus Haus- und Stubenthüren zusammen gebaut waren. Die Dörfer waren leer; in der ganzen Gegend war weit und breit kein Mensch zu sehen, außer die entfernte, mit Wagen bedeckte Heerstraße nach Lützen.

Der herrliche, wolkenlose, fast heiße Frühlingstag, und das rege Leben der Feldvögel machte mit dieser Verödung einen eigenen Kontrast. Jetzt hatten wir die Dörfer im Rücken, welche uns bis dahin die Aussicht gesperrt hatten. Welch ein Anblick! Wir waren kaum noch eine halbe Meile vom Kampfplatze, von welchem ein langes Thal uns trennte. Vier oder fünf Dörfer standen in Feuer, und schwarze Rauchsäulen, unten von glührothen Flammen gefärbt, stiegen majestätisch in die blaue Luft. Nie hatt' ich so gewaltig den Eindruck der Erhabenheit empfunden, welche in der Zerstörung liegen kann. Dieser

ſchauerliche Hintergrund des lebenden Schlachtſtückes, welches zugleich das Auge ſah, und das Ohr vernahm, machte auf mein Gemüth eine Wirkung, deren ich mich ſchämen müßte, wenn ein ohnmächtiges Mitleid die unerläßliche Bedingung der Moralität wäre. Ich vergaß vor der Macht des Eindrucks auf meine Sinne, daß das alles eine traurige, Elend gebährende Wirklichkeit war. Das Weſen des Ereigniſſes wurde der Reflexion durch die magiſche Kunſtgewalt des Scheins entrückt. Ich genoß ein nie geſehenes, großes, erhabenes Schauſpiel. Die Klage eines meiner Gefährten über die Verheerung der brennenden Dörfer verwundete mich ſo ſtörend, daß ich unmuthig ausrief: Es was, die wird man wieder bauen! Meine eigenen Worte verwundeten wiederum mein moraliſches Gefühl, Kunſtſinn und Menſchlichkeit geriethen auf einen Augenblick in Zwiſt, ich fühlte mit Unheimlichkeit ein doppeltes Weſen in mir; aber eine neue Batterie, welche zu ſpielen anfing, eine heftige Exploſion, die wahrſcheinlich von der Entzündung eines Pulverkarrens herrührte, und ein lebhafter Ausruf meines Freundes v. R., aus welchem die alte Soldatenluſt an der Wirkung kriegeriſcher Gewaltmittel mich anſprach, machte mein Fühlen wieder einig, und ich genoß nach wie vor bei dem An-

blick' eines Unglücks, welches ich nicht ändern konnte. Ich erinnere mich vor mehreren Jahren eine französische Beurtheilung von Schillers Glockenliede gelesen zu haben. Der Kritiker spöttelte über die Stelle, wo der Dichter bei der Beschreibung der Feuersbrunst sagt:

Hoffnungslos
Weicht der Mensch der Götterstärke,
Müßig sieht er seine Werke
Und bewundernd untergehn.

Er fand es widersinnig, daß der Mensch seinen eigenen Verlust bewundere. Gewiß hatt' er unrecht. Schiller kannte den Menschen, dessen schönstes Vermögen es ist, durch eine einzige große Idee sich für den Augenblick ihrer Lebendigkeit über alles Leiden, und selbst über die Anfechtungen der Selbstsucht und Sinnlichkeit zu erheben. Wäre dem anders; wer könnte ohne dumpfes Grauen den Gedanken seines Todes denken?

Dieses Vermögen unfehlbar war es, welches mir hier Lust an Dingen bereitete, die mich später innig betrübten, und von denen ich sehr wohl wußte, daß sie mir selbst Nachtheile bringen mußten, ja daß sie vielleicht noch an dem nämlichen Tage über meinen Wohnort dasselbe Elend bringen konnten, welches ich jezt vor mir sah. Dieses Wissen war todt oder schlafend. Ich dachte nicht

einmal an mein Weib und an meine Kinder, die über mein Wegbleiben in Angſt ſeyn, und denen gar leicht mancherlei Ungemach begegnen konnte. Es ging meinem Freunde nicht anders, und wären wir zu Pferde geweſen, ſo glaube ich gewiß, daß wir der anziehenden Gefahr der Kämpfenden im Vertrauen auf die Möglichkeit eines ſchnellern Rückzuges uns ſo lange genähert haben würden, bis ſie unſere eigne geworden wäre.

Beſonders genußmindernd war es mir, daß das große Princip des Drama, der Kampf, ſich nicht ſo deutlich und lebhaft ausſprach, als ich erwartete. Die Franzoſen ſchienen mir zu faul. Sie hatten keine eigentliche Schlachtlinie, ſondern ſtanden in dichten, geſchiedenen Maſſen, die ſich, meiſt mit dem Geſchütz, blos zu vertheidigen ſchienen. Ich wünſchte den Conflict einer beiderſeitigen Bewegung, nicht den von Bewegung und ruhendem Widerſtande, bei welchem ſie überdieß ſichtbar Terrain verloren, und uns immer näher kamen. Wir gingen einmal ſogar eine gute Strecke zurück, weil wir, in der rechten Flanke der Franzoſen, welcher wir am nächſten ſtanden, Reiterei ſahen, die wir für preußiſche hielten, und unter welche wir gerathen konnten, wenn ſie den Franzoſen in den Rücken wollte. Sie ſchien aber das von Bächen durchſchnittene

Thal zu meiden, aus welchem ihr ein regelloſes Flintenfeuer begegnete.

Wir waren gegen Ein Uhr auf unſerm Standpunkte angekommen. Gegen vier Uhr bekamen wir einen Mitzuſchauer. Es war ein franzöſiſcher Offizier, der ganz allein, aus der Gegend von Zeitz her, querfeldein geritten kam, und hier erkunden wollte, was vorging.

Ich machte ihm bemerklich, wo man bei unſerer Ankunft gefochten hatte, und wo man jetzt focht, woraus er die Folge zog, daß dieſe Schlacht verloren gehen würde. Wie Teufel, ſagte er, kann der Kaiſer, der kaum ſo viel Reiterey hat, als ich Haare auf dem Kopf (er war ein ſehr prononcirtes Kahlhaupt) auf dieſer Billardtafel da ſchlagen? Als er hörte, daß Napoleon ganz früh nach Leipzig aufgebrochen ſey, rief er ſehr lebhaft: Gut, dort wird er mit dem Vicekönig ſich vereinigen. Er wollte eben zurückreiten, als der Stand des Gefechts, der geraume Zeit der nämliche geblieben war, ſich verändern zu wollen ſchien. Von Lützen her, auf dem linken Flügel der Franzoſen, verſtärkte ſich das Feuer des Geſchützes, und eine Batterie wurde laut, wo vorher keine geſtanden hatte, auch überhaupt kein Gefecht zu ſehen geweſen war. Sie ſchien zahlreicher beſetzt, als die übrigen. Jedes einzelne

Geschützstück bezeichnete uns seinen Standpunkt durch den Dampfauswurf, und wir zählten deren bereits in die funfzig, während die Reihe sich noch immer zu verlängern schien.

C'est lui! rief der Offizier mit einer so lebhaften Bewegung des ganzen Körpers, daß sein Pferd einen Seitensprung machte; das ist die Artillerie der Garde; setzte er hinzu, als er sich wieder sattelfest gemacht hatte, denn nur diese ist darauf eingerichtet (organisée), so in Einer Linie zu fechten, und nur sie feuert mit solcher Lebhaftigkeit. In der That wurde ihr Feuer von Minute zu Minute heftiger, es verschlang für unsere Ohren das Tosen des ganzen, übrigen Theils der Schlacht, die einzelnen Schüsse schmolzen in einen ununterbrochen fortrollenden Donner zusammen, und wir fühlten die Erde unter unsern Fußsohlen beben. Von diesem Zeitpunkt' an sahen wir sehr deutlich, daß die Franzosen das verlorne Terrain wieder gewannen, obwol sie nur langsam vorrückten. Auch die Artillerielinie ging vorwärts, nach dem Dorfe Großgörschen zu, und wir sahen schon wieder die Thürme von Leipzig, welche ihr Dampf uns Anfangs verdeckt hatte. Mit einem: Messieurs, je vous salue, ritt der Offizier von dannen, nachdem er mehrere Male ausgerufen hatte: Kein Zweifel, er gewinnt die Schlacht.

So wünschenswerth das für Leute war, die im Rücken der französischen Armee wohnten, so wenig gefiel mir ihr Vorrücken, weil ich immer weniger unterscheiden und mit meinen Begleitern nicht nachrücken konnte, ohne in das Thal hinabzusteigen. Gegen sieben Uhr war fast gar nichts mehr zu sehen, weil schon einige von den brennenden Dörfern zwischen uns und den Franzosen standen, und mit ihren Dampfwolken die Scene wie mit einem Vorhange schlossen. Da wir überdis darauf denken mußten, vor einbrechender Nacht die Stadt wieder zu erreichen, so traten wir den Rückweg an. Wir trafen mehrere Mitbewohner, die sich minder weit von ihr zu entfernen gewagt hatten; auch in den Dörfern hatten sich wieder einige Bauern eingefunden, die aus den Lagerplätzen ihre Thüren wieder nach Hause trugen.

Ein einziger französischer Soldat begegnete uns, ein Marinier, der ohne Flinte, ein Tuch um die Hand gewickelt, auf einem Feldraine herkam, und uns nach dem Wege auf Naumburg fragte. Um dem feigen Ausreißer merken zu lassen, wofür wir ihn hielten, nannt' ich in meiner Antwort den Weg, den er wissen wollte, la route de france. Sogleich fing er an, mir eine fürchterliche Beschreibung von der Niederlage, welche die Reiterey der Baschkiren unter seinen Lands-

leuten angerichtet, und von der Grauſamkeit zu machen, womit Napoleon alle ſeine Seeſoldaten aufgeopfert hätte: von ſeinem eigenen Regimente wären achtzigtauſend Mann auf dem Platze geblieben. Er war ſo ſehr in der Lügnerbegeiſterung, daß er die Frage, wie ſtark denn ſein Regiment geweſen, die ich auf eine ſpöttiſche Wiederholung der quatre-vingt mille folgen ließ, mit der Antwort abfertigte: Je ne sais, ils sont bougrement forts ces regiments de mariniers.

Es wurde dunkel, als wir in die Stadt zurückkamen, die Durchzüge hatten aufgehört, und nur wenige Truppen waren einquartiert. Ich ſprach noch am Thore mit einem blutjungen Soldaten, der einen verwundeten Offizier begleitet hatte. Auf meine Frage, wie ihm die erſte Schlacht gefallen habe, gab er die charakteriſtiſche Antwort: Schlecht, ich habe mich zum Tode gelangweilt, drei Stunden lang hab' ich mitten im Viereck geſtanden, und von der berühmten (fameuse) ruſſiſchen Kavallerie nicht einmal einen Pferdeſchweif geſehen.

In dieſem Augenblicke kamen einzelne Flüchtlinge, mit der Nachricht, daß die Schlacht verloren wäre, und der Feind käme. Offiziere kamen aus den nächſten Häuſern, und examinirten ſie. Es wurd' ihnen nicht geglaubt. Aber es kamen

mehrere in vollem Laufe mit dem Geschrey: Der Feind! der Feind! Ich eilte auf das Schloß zu den Meinigen. Kaum war ich angekommen, so erscholl auch dort das Allarmirende: Sauve qui peut, l'ennemi arrive! Aus dem Hospital flüchteten alle Verwundete, die noch fort konnten, zum Theil in so abenteuerlichen Gestalten, daß ich mich, des Mitleids ungeachtet, nicht enthalten konnte zu lachen. Die Sache schien jedoch ernsthaft. Die ganze Stadt war voll Getös, Soldaten liefen mit dem lauten Ruf, daß die Kosaken da wären, durch die Straßen, viele Wagen fuhren im Galopp hindurch, man schrie nach Lichtern, alles war in Aufruhr. Der Kastellan besorgte eine Streiferey im Rücken der Armee, und wir machten Anstalt, die Eingänge zu unserer gemeinschaftlichen Wohnung zu sperren.

Die Flucht durch die Stadt dauerte ziemlich eine Stunde, dann ward alles ruhig. Ein italienischer Offizier, der mit einer kleinen Abtheilung in einem Flügel des Schlosses Gefangene bewachte, entschloß sich, in die Stadt hinabzusteigen, kam bald zurück, und erzählte in schlechtem Französisch, aber mit vielem Witz, daß in der Stadt plötzlich eine Festung entstanden sey; zwölf Grenadiere der Garde, welche den Leichnam Bessieres bewachten, hatten dem Wirthe des Hauses erklärt, daß

ſie ſich nöthigenfalls unter deſſen Ruinen begraben würden, und, nachdem er es verlaſſen, hatten ſie das Pflaſter aufgeriſſen, die Thüren verrammelt, und die Fenſter beſetzt, um den todten Marſchall zu vertheidigen. Mais c'était travail perdou, ſchloß der Italiener, ils ne sont pas venou.

Ungeachtet der Ermüdung, die man fühlt, wenn man zwölf Stunden lang ſich nicht niedergeſetzt hat, und ungeachtet der tiefen Stille im Schloſſe ſowohl als ringsumher, empfand ich doch keine Einladung zum Schlaf.

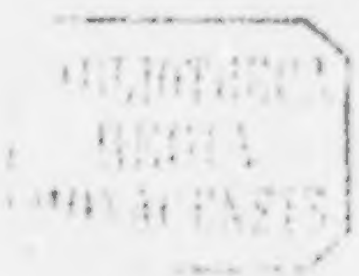
Meinem Zimmer gegenüber lag der Schloßgarten mit ſeinen blühenden Obſtbäumen, und ſeinen weißgrauen halbzerbrochenen Statuen in heller Mainacht — Virgils amica silentia lunae. Zur Linken, über ein Luſtwäldchen des Gartens herüber, leuchtete noch vom Schlachtfelde her der feindliche Brand, der in einem Wolkenſtreife ſich ſpiegelte. Von Zeit zu Zeit, bis gegen Mitternacht hin, fielen einzelne Kanonenſchüſſe, deren dumpfer Schlag lang vorher durch ein blitzähnliches Zucken in dem Wolkenſtreife ſich ankündigte. Die zerſtörende Erhabenheit des Kriegs und die milde Schönheit der Natur wirkten, von einem und demſelben lebendigen Ge-

mälde herab, vereint auf meine Seele. Ich fühlte das Bedürfniß, den Eindruck dieſer Erſcheinung feſt zu halten, und ſo entſtanden nachſtehende Zeilen, die ich auf ein Pergamentblatt niederſchrieb, und die ich hier unverändert gebe, obwohl ich ihre poetiſche Gebrechlichkeit kenne.

Heiß war der Maitag, heißer die Schlacht.
Endlich ſenket den Fittig die Nacht,
Aber umſonſt, der Dörfer Brand
Rothet blutig des Himmels Rand.
Gehoben von des Nachtwindes Hauch,
Geſtaltet ſich zu Wolken der Rauch;
Immer noch ſpielt das Geſchütz,
Und höhnend malt die Erd' ihren Blitz
In das machtloſe Dunſtgebild;
Spät und dumpf herüber dröhnt der Schall.
Todtenſtill
Liegt um mich her das Gefild;
Leiſer und leiſer ſinget die Grill',
Von Blatt zu Blatt hör' ich der Blüthe Fall,
Und im gerötheten Wipfel des Baums,
Selig, wie im Entzücken des Traums,
Flöthet in Pauſen die Nachtigall.
O, daß du hörteſt die Sängerin,
Der du in wildem, zerſtörendem Sinn
Umarmeſt den Feind, wie den Leuen der Leu!
Laß ab vom blutigen Werke, laß!
Sie ſingt, weil ſie liebt, ſie liebt, und iſt frey;
Ewig ſein eigener Knecht iſt der Haß.

Die Nacht ging ruhig vorüber. Am Morgen beſtiegen wir wieder den Thurm. Die franzöſi-

ſche Armee war aus unſerm Geſichtskreiſe verſchwunden. Wie ich im nächſten Herbſt, nach der Schlacht von Leipzig, ſie wieder ſah, und wie die damaligen ungleich gefahrvolleren Scenen auf mich wirkten, davon vielleicht ein andermal.



Verbesserungen.

S. 18. Z. 13. fehlt der Punkt am Schlusse des Verses.
— 20. — 9. v. u. dito.
— 24. — 8. v. o. l. des st. der.
— — — 6. v. u. setze man nach jung ein Komma statt des Semicolon.
— 29. — 5. v. o. l. es st. er.
— — — 1. v. u. fehlt ! am Ende des Verses.
— 38. — 7. v. o. l. jung're st. jung're.
— 48. — 4. v. o. l. Herr st. Herz.
— 49. — 1. v. o. setze man . st. , am Ende des Verses.
— 50. — 7. v. u. setze , nach Zorn'.
— 69. — 7. v. u. l. sehn st. sehen.
— 80. — 7. v. u. l. er st. es.
— 90. — 6. v. u. l. entrückt st. entzückt.
— 92. — 1. v. u. l. Entfernet st. Entfernt.
— 107. — 4. v. o. l. ein Graul st. Greul.
— 122. — 12. v. o. setze , am Ende des Verses.
— 123. — 6. v. u. l. kocht' st. kocht.
— 139. — 3. v. u. l. Offizier st. Offizier.
— 160. — 5. v. u. l. Dichterſunden st. Dichterſtunden.
— 161. — 6. v. u. l. entschiedensten st. entschiedendsten.
— 169. — 1. v. u. l. zur Last st. zu Last.
— 230. — 3. v. o. l. dies st. dis.
— 231. — 9. v. u. l. falsche st. fasche.
— 235. — 5. v. u. l. stärker st. stär.
— 236. — 13. v. u. l. Krankheit st. Kranheit.
— 239. — 3. v. o. l. Dies st. Dis.
— 250. — 9. v. o. l. dem st. den.
— 255. — 11. v. u. l. Dies st. Das.
— 269. — 3. v. u. l. eroffnen statt eröffen.
— 277. — 10. v. u. l. Sytier st. Syte.
— 293. — 14. v. u. l. Kigel st. Kügel.
— 295. — 4. v. o. l. wider st. wieder.
— 296. — 1. v. o. l. und es st. und.
— 318. — 3. v. u. l. band st. barg.

S. 321. Z. 11. v. o. l. fordernd ſt. fordern.
— 325. — 8. v. u. l. in den Scenen ſt. in Scenen.
— 326. — 9. v. u. l. deſ. ſt. dſſ.
— 357. — 11. v. u. l. ſetze . ſt. , nach lieſt.
— 343. — 13. v. u. l. vor ſt. von.
— 373. — 4. v. u. l. verwundete ſt. verwundet.
— 398. — 4. v. o. l. daß ſt. daß.
— 407. — 1. v. u. l. den ſt. dem.
— 412. — 4. v. o. l. und, nach Frieden.
— 448. — 14. v. u. ſetze, ſtatt ; nach Oberſte.